

dtv

Das Schicksal der Deutschen in Jugoslawien



»Von dort wurden wir in Viehwaggons,
in der großen Hitze, zu 60 Personen in einen
Waggon verladen und nach Varazdin
abtransportiert. Ohne Essen und Verpflegung.
In Varazdin wurden wir ausgeladen und
mußten zu Fuß über die Drau nach Djakovec
und dann über die Mur nach Ungarn.
Drei Tage bleiben wir ohne Nahrung. Bei
Eintreten der Dunkelheit übernachteten
wir am Straßenrand.«

Dokumentation der Vertreibung der
Deutschen aus Ost-Mitteleuropa

Im Text unveränderter Nachdruck der
Ausgabe von 1954–1961

ISBN 3-423-34189-0

Deutscher Taschenbuch Verlag

Das gesamte Werk enthält mehr als 1'000 authentische Augenzeugenberichte und Dokumente über eine der grössten Katastrophen, die die deutsche Bevölkerung im Osten als Folge der NS-Politik und des von den Deutschen entfesselten Weltkrieges erleben musste. Es ist bis heute eine der beeindruckendsten Sammlungen über das Elend am Ende des Krieges.

Auf den Konferenzen von Teheran 1943 und Jalta 1945 hatten die USA, die Sowjetunion und Grossbritannien die Welt für die Zeit nach dem Sieg über Nazi-Deutschland in Einflussphären aufgeteilt und die Umsiedlung der deutschen Bevölkerung aus den deutschen Ostprovinzen vorgesehen. Diese Umsiedlung weitete sich ab 1944 zu einem brutalen Gewaltakt aus. Am Ende waren nach neuesten Zählungen ca. 14 Millionen Deutsche aus allen deutschen Siedlungsgebieten in Ost-Mitteleuropa davon betroffen. Vermutlich verloren zwei Millionen Menschen dabei ihr Leben.

Die deutsche Bundesregierung bat in den 50er Jahren renommierte Historiker, Aussagen, Berichte und Aufzeichnungen von direkt Betroffenen über Vorgeschichte, Verlauf und Folgen der Ereignisse zu sammeln. Aus der grossen Menge von Material wurde die vorliegende Auswahl veröffentlicht, reichhaltig kommentiert und um die wichtigsten Gesetze, Verordnungen und Aufrufe ergänzt. «Bedenkt man, dass die Arbeit daran noch nicht einmal ein Jahrzehnt nach den Ereignissen begonnen wurde, dann ist das um Objektivität, Genauigkeit und quellenmässige Präzision bemühte Unternehmen noch mehr zu bewundern.»

Frankfurter Allgemeine Zeitung

Das Gesamtwerk:

Band I (in drei Teilbänden) –

Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neisse

Band II –

Das Schicksal der Deutschen in Ungarn

Band III-

Das Schicksal der Deutschen in Rumänien

Band IV (in zwei Teilbänden) –

Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus der Tschechoslowakei

Band V –

Das Schicksal der Deutschen in Jugoslawien

Das Schicksal der Deutschen in Jugoslawien

Mit einer Karte

Deutscher Taschenbuch Verlag

Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteuropa

In Verbindung mit Adolf Diestelkamp, Rudolf Laun, Peter Rassow und
Hans Rothfels

bearbeitet von Theodor Schieder

Herausgegeben vom Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge, und
Kriegsgeschädigte 1954-1961

Band V

Im Text unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1961.
Die Karte vor dem Einleitenden Text wurde für diese Ausgabe
neu hinzugefügt.

„Das Schicksal der Deutschen in Jugoslawien“

liegt auch als Einzelausgabe vor.

November 2004

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

www.dtv.de

© 2003 Systema in der United Soft Media Verlag GmbH,
München

© für die Karten: Andreas Toscano del Banner, München

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagfoto: © DIZ, München

Gesamtherstellung: C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany • ISBN 3-423-59072-6 (Kassette)

ISBN 3-423-34189-0 (Einzelband V)

VORBEMERKUNG

zu Band V

Der fünfte und letzte Editionsband der «Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa» behandelt das Schicksal der Deutschen in Jugoslawien. Der Zerfall der österreichisch-ungarischen Monarchie am Ende des Ersten Weltkriegs hatte die Siedlungsgebiete des Donauschwabentums zerrissen und sie zum kleineren Teil bei Ungarn gelassen, zum grösseren an Jugoslawien und Rumänien gegeben. Die Lage des Deutschtums in diesen zwei Ländern war zwischen den beiden Weltkriegen trotz mancher Verschiedenheiten ähnlich. In Jugoslawien wie in Rumänien wuchs eine deutsche Volksgruppe aus sehr ungleichartigen Bestandteilen mit unterschiedlichen politisch-historischen Überlieferungen zusammen. Erst der verschiedenartige Ablauf der Ereignisse seit dem Zweiten Weltkrieg hat die Unterschiede der Entwicklung in den einzelnen Ländern Südosteuropas dann erheblich verstärkt. Für das Deutschtum in Jugoslawien brachte der Krieg die Zerschlagung des Staatswesens, dem es seit 1918 angehört hatte, und den Ausbruch eines Partisanenkrieges, dessen sich die deutsche Besatzungsmacht bis zum Ende ihrer Herrschaft nicht erwehren konnte. Das neue, kommunistische Jugoslawien hat dann die Austreibung der Deutschen zwar nicht offiziell durch die Mächte der Potsdamer Vereinbarungen sanktionieren lassen wie z.B. Ungarn, aber doch zweifellos auch das Ziel verfolgt, sich der Deutschen zu entledigen.

Der vorliegende Band musste sowohl in der darstellenden Einleitung wie im Dokumententeil die besonderen Schicksale des Jugoslawiendeutschtums zu erfassen suchen. Die der Wissenschaftlichen Kommission zur Verfügung stehenden Quellen machten es nicht überall leicht, dieses Ziel voll zu erreichen. Quellen im traditionellen Sinne, also politische Akten, konnten nur in geringem Umfange herangezogen werden und im Wesentlichen nur für die Phasen der deutschen Besatzungspolitik, nicht aber für die Politik

¹ Gedruckte Quellen und die Literatur werden bei der Gelegenheit des ersten Verweises in den Anmerkungen zum Text möglichst vollständig nachgewiesen. Ausserdem wurden die folgenden ungedruckten Quellenbestände ausgewertet:

1. Akten des Deutschen Auswärtigen Amtes, die im Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes in Bonn aufbewahrt werden, vor allem die Bestände Inland II g; Büro des Staatssekretärs, Akten betr. Ungarn und betr. Jugoslawien.
2. Die sogenannten «Himmler Files», die einen Teil der Registratur des Persönlichen Stabes des Reichsführers SS Himmler enthalten. Mikrofilme der in den USA verwahrten Originale befinden sich im Münchener Institut für Zeitgeschichte; in den Belegstellen ist die Faszikelnnummer (Folder) und jeweils auch die Nummer des Filmes (Roll) angegeben.

des jugoslawischen Tito-Regimes gegenüber den Deutschen¹. Für die internationale historisch-politische Literatur sind die Schicksale des Jugoslawiendeutschtums anders als die des Sudetendeutschtums bisher kein Gegenstand grossen Interesses gewesen. Wiederum gewinnt daher hier das Dokumentenmaterial an Bedeutung, das die von den Ereignissen unmittelbar Betroffenen hinterlassen und niedergeschrieben haben. Seine Beschaffung war für den vorliegenden Band noch schwieriger als für die früheren, wenn auch die Ergebnisse der Sammlungsarbeit schliesslich sehr erheblich gewesen sind. Die Wissenschaftliche Kommission hat bei der Auswahl für die Edition jede kritische Vorsicht walten lassen und sich dabei an die Grundsätze gehalten, die sie schon bei der Bearbeitung der ersten Bände aufgestellt hat.

An der Sammlung des Dokumentenmaterials, das hier nur zu einem Teil ediert werden kann, haben die Arbeitskreise und Sammlergruppen unter Leitung von Professor Dr. Fritz Valjavec †, München, Professor Adalbert Karl Gauss, Salzburg, und Johann Wüsch, Koblenz, mitgewirkt.

Folgenden Persönlichkeiten und Institutionen hat die Wissenschaftliche Kommission für Beratung und Förderung zu danken:

Dr. Dr. Edmund Schweissguth, Professor A.K. Gauss, Franz Hamm, Johann Wüsch, Karl Zahlecker, E. Willim; dem Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes in Bonn, dem Bundesarchiv in Koblenz, dem Institut für Zeitgeschichte und dem Institut für Ostrecht in München, dem Donauschwäbischen Zentralarchiv in Salzburg und der Heimatortskartei für die Deutschen aus Südosteuropa in Stuttgart.

Der Band V wurde unter Leitung von Professor Dr. Theodor Schieder fertiggestellt. Die darstellende Einleitung wurde von Dr. Hans-Ulrich Wehler bearbeitet. Die statistische Übersicht verfasste Heinrich Smikalla, in dessen Hand auch die Editionsarbeiten am Dokumententeil lagen.

3. Dokumente des Nürnberger Internationalen Militärgerichtshofes (IMT), die hauptsächlich den Serien NO, NG und NOKW entstammen. Photokopien oder hektographierte Umdrucke befinden sich im Archiv des Instituts für Zeitgeschichte.
4. Reste der Akten der «Deutschen Umsiedlungs-Treuhandgesellschaft m.b.H.», die unter der Signatur R 35 im Bundesarchiv Koblenz aufbewahrt werden.

Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis

Band V

EINLEITENDE DARSTELLUNG

	Seite
I. Kapitel:	
Das Deutschtum in Jugoslawien vor dem II. Weltkrieg.	
1. Siedlungsgebiete und Bevölkerungszahl	3 E
2. Wirtschaftlich-soziale Struktur	15 E
3. Konfessionelle Gliederung. Deutsches Schulwesen und jugoslawische Kulturpolitik	19 E
4. Politische Struktur des Deutschtums und sein Verhältnis zum Staat bis zur Zerschlagung Jugoslawiens	27 E
II. Kapitel:	
Die Einwirkungen des Krieges auf die Lage des Deutschtums in Jugoslawien.	
1. Der Balkanfeldzug; die Volksgruppe im Krieg; die Zerschlagung Jugoslawiens	45 E
2. Die Entwicklung in den einzelnen Teilgebieten,	
a) Kroatien	50 E
b) Banat	55 E
c) Batschka	57 E
d) Serbien	59 E
e) Der Partisanenkrieg von 1941–45	59 E
3. Die Einziehung der Volksdeutschen zum Wehrdienst (Waffen-SS),	
a) Banat	64 E
b) Batschka	67 E
c) Kroatien	72 E
4. Die Umsiedlungen,	
a) Umsiedlungspläne und -massnahmen	75 E
b) Die Umsiedlung der Serbiendeutschen	81 E
c) Die Umsiedlung der Gottschee-Deutschen	82 E
d) Die Umsiedlung des Streudeutschtums aus Bosnien	83 E
5. Evakuierung und Flucht der deutschen Bevölkerung aus Jugoslawien	85 E

III. Kapitel:

Das Schicksal der deutschen Bevölkerung nach der Wiederaufrichtung des jugoslawischen Staates.

1. Die Auswirkungen der Besetzung durch sowjetische Truppen und Partisanen.
 - a) Zwangsmassnahmen und Gewaltakte unter der Militärverwaltung der Partisanen 90E
 - b) Die Deportationen in die UdSSR 93 E
2. Die Zerstörung der Lebensgrundlagen der im Lande verbliebenen oder zurück-gekehrten deutschen Bevölkerung.
 - a) Die Vertreibung von Volksdeutschen aus Slowenien und Slawonien; die Behandlung der Rückkehrer 97 E
 - b) Enteignung; Entzug der Bürgerrechte; Massnahmen der politischen Bestrafung und Verfolgung 102 E
 - c) Internierung und Zwangsarbeit 107 E
 - d) Flucht und Abschub von internierten Volksdeutschen nach Ungarn und Österreich 112 E
3. Die Auflösung der Lager im Jahre 1948 und die Überführung der Internierten in ein «vertragliches Arbeitsverhältnis»; die Familienzusammenführung; die Deutschen in der FVR Jugoslawien 114E

IV. Kapitel:

Statistischer Überblick 119 E

ANLAGEN

1. Gesetzesverordnungen über die Rechtsstellung der deutschen Volksgruppe und des Volksgruppenführers im «Unabhängigen Staat Kroatien».
 - a) Gesetzesdekret vom 21. Juni 1941 über die vorläufige Rechtsstellung der deutschen Volksgruppe 135 E
 - b) Gesetzesdekret vom 30. Oktober 1941 über die Rechtsstellung des Volksgruppenführers der deutschen Volksgruppe im «Unabhängigen Staat Kroatien» 136 E
2. Verordnung vom 6. August 1943 über die Rechtsstellung der deutschen Volksgruppe im Banat und Serbien 138E
3. Vereinbarungen zwischen der Deutschen Reichsregierung und der Italienischen Regierung vom 31. August 1941 über die Umsiedlung der deutschen Staatsangehörigen und Volksdeutschen aus der Provinz Laibach.
 - a) Abkommen über die Umsiedlung der deutschen Staatsangehörigen und Volksdeutschen aus der Provinz Laibach 141E
 - b) Durchführungsbestimmungen zum Abkommen über die Umsiedlung der deutschen Staatsangehörigen und Volksdeutschen aus der Provinz Laibach 143 E

	Seite
4. Vereinbarung zwischen der Deutschen Reichsregierung und der Regierung des «Unabhängigen Staates Kroatien» vom 30. September 1942 über die Umsiedlung von Angehörigen des deutschen Volkstums aus bestimmten Gebieten des «Unabhängigen Staates Kroatien» in das Deutsche Reich.....	153 E
a) Zusatzprotokoll vom 30. September 1942	158 E
5. Deutsch-kroatische Vereinbarungen über den Wehrdienst der Angehörigen der deutschen Volksgruppe.	
a) Vereinbarung vom 16. September 1941 betreffend den Dienst der Angehörigen der deutschen Volksgruppe in der kroatischen Wehrmacht	159 E
b) Abmachung vom 19. Februar 1942 über die Kommandierung Volksdeutscher Einheiten der kroatischen Wehrmacht zu Ausbildung und Einsatz in reichsdeutschen Divisionen in Bosnien	162E
c) Vereinbarung über die Freigabe wehrdienstpflichtiger Volksdeutscher der Jahrgänge 1907-1925 zum Dienst in der Deutschen Wehrmacht/ Waffen-SS.	
1) Deutsche Verbalnote vom 21. September 1942	163E
2) Kroatische Verbalnote vom 10. Oktober 1942	164E
d) Ergänzende Vereinbarungen über die Einberufung von Volksdeutschen sämtlicher wehrdienstpflichtiger Jahrgänge zum Dienst in der Deutschen Wehrmacht/Waffen-SS und Polizei.	
Deutsche Verbalnote vom 6. April 1944	164E
6. Aufruf zum Wehrdienst der deutschen Volksgruppe im Banat und Serbien vom 1. März 1942.	
a) Aufruf des Volksgruppenführers	167E
b) Ergänzungsbestimmungen zum Aufruf zwecks Wehrdienstleistung . .	167E
7. Deutsch-ungarische Vereinbarungen über den Wehrdienst von Angehörigen der deutschen Volksgruppe in der Deutschen Wehrmacht/Waffen-SS.	
a) Vereinbarung vom 24. Februar 1942 über die Anwerbung und Musterung von Volksdeutschen der Jahrgänge 1912-1924 zum Dienst in der Waffen-SS	169E
b) Vereinbarung vom 22. Mai 1943 über eine neue Werbeaktion für die Waffen-SS unter den Volksdeutschen der Jahrgänge 1908 bis 1925 und ihre Freistellung vom Dienst in der Honvéd.....	172E
c) Abkommen vom 14. April 1944 über die Wehrdienstpflicht der Volksdeutschen aller Jahrgänge in der Waffen-SS	175E
8. Einberufungsbefehle an Volksdeutsche zum Dienst in der Waffen-SS.	
a) Banat.....	177E
b) Batschka	178E
c) Kroatien	179E
9. Die Enteignung der Deutschen in Jugoslawien.	
a) Beschluss des AVNOJ vom 21. November 1944 über den Übergang von Feindvermögen in das Eigentum des Staates	180E
b) Auslegung vom 8. Juni 1945 zu Art. 1, Pkt. 2, des am 21. November 1944 erlassenen AVNOJ-Beschlusses	183E
c) Gesetz vom 31. Juli 1946 zur Bestätigung und Änderung des Beschlusses über den Übergang von Feindvermögen in das Eigentum dea Staate	184E

	Seite
10. Gesetz vom 9. Juni 1945 über die Konfiskation und über die Durchführung der Konfiskation.....	189E
11. Gesetz vom 10. August 1945 über die Wählerlisten	198E
12. Gesetz vom 23. August 1945 über die Staatsangehörigkeit der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien	208E
13. Gesetz vom 23. August 1945 über die Agrarreform und Kolonisation	223E
14. Gesetz vom 25. August 1945 über Straftaten gegen Volk und Staat .	234E
15. Gesetz vom 26. August 1945 über die Organisation der Volksgerichte	241E
16. Enteignungsbescheide.	
a) Slawonien	253 E
b) Batschka	254 E
c) Banat	255 E
d) Kroatien	257 E
17. Urteile jugoslawischer Gerichte aus den Jahren 1945 und 1946 gegen Volksdeutsche.	
a) Kroatien	259 E
b) Slawonien	260 E
18. Bescheinigung über die Entlassung aus einem Internierungslager . . .	263 E
19. Arbeitsvertrag eines Volksdeutschen mit einem Bergwerk	263E

DOKUMENTE

Seite

I Die Umsiedlungsaktionen, die Heranziehung der Volksdeutschen zum Kriegsdienst 1941-44.

1. Die Umsiedlung der Deutschen aus der Gottschee und Laibach 1941/42 und des Streudeutschtums aus Bosnien und anderen Gebieten 1942/43.

Nr. 1	Die Umsiedlung der Volksdeutschen aus der Gottschee und Laibach Ende 1941; Vorbereitung, Organisation und technische Durchführung der Aktion.....	3
Nr. 2	Gründe der Umsiedlungswilligkeit bei den Gottscheer Deutschen; das Ansiedlungsverfahren und die Verhältnisse im Ansiedlungsgebiet der Untersteiermark bis zur Evakuierung und Flucht bei Kriegsende	9
Nr. 3	Die Umsiedlungs-Propaganda unter den Gottscheer Deutschen; das Verfahren bei der Registrierung, der Vermögensübergabe und der Überführung der Umsiedler in die Untersteiermark Ende 1941; Vorgänge bei ihrer Ansiedlung und die Verhältnisse im Aussiedlungsgebiet, Partisanenüberfälle	31
Nr. 4	Die Ereignisse in der deutschen Siedlung Schutzberg in Bosnien von April 1941 bis zur Umsiedlung der deutschen Bevölkerung im November 1942	37

2. Die Einberufung der Volksdeutschen zur Wehrmacht/Waffen-SS, Polizei und bewaffneten Hilfsdiensten.

Nr. 5	Vorfälle nach der Besetzung von Franzfeld durch deutsche Truppen im April 1941; erste Werbungen und Einberufungen von Volksdeutschen für die Waffen-SS und Banater Hilfspolizei; Widerstände der deutschen Dorfbewohner gegen die Heranziehung zum Polizeidienst.....	65
Nr. 6	Aushebung von Volksdeutschen der Jahrgänge 1919-1920 im Herbst 1941 zum Polizeidienst im Banat; Vorkommnisse in der Ausbildungskompanie in Werschetz; Einberufung des Vfs. zur SS-Freiwilligen-Division «Prinz Eugen» nach seiner Entlassung aus dem Polizeidienst im Mai 1942	68
Nr. 7	Musterung und Einberufung volksdeutscher Männer der Jahrgänge 1892-1925 zum Wehrdienst in der SS-Freiwilligen-Division «Prinz Eugen» im Frühjahr 1942; Erlebnisse des Vfs. während seines Einsatzes im Partisanengebiet in Bosnien und Serbien bis zu seiner Entlassung aus dem Wehrdienst im Spätherbst 1943	71
Nr. 8	Die Waffen-SS-Aktionen von 1942-1944 und ihr zersetzender Einfluss auf das Deutschtum in Apatin; Erfassung der Wehrdiensttauglichen unter Gewissenszwang und Terror für den Dienst in der Waffen-SS	74

Nr. 9	Einberufung von Volksdeutschen zur Waffen-SS auf Grund der deutsch-ungarischen Vereinbarung vom 22. Mai 1943; Freistellung des Vfs. von der Honvéd auf Grund seiner Meldung und Musterung zur Waffen-SS	78
Nr. 10	Zwangsmassnahmen und Misshandlungen bei der Aushebung von Volksdeutschen aus Bukin zum Dienst in der Waffen-SS Ende September 1944; Flucht des Vfs. und anderer Volksdeutscher in den Heimatort	80
Nr. 11	Die Aufstellung bewaffneter Einheiten der Deutschen Volksgruppe in Kroatien im Rahmen der kroatischen Armee in den Jahren 1941–43, ihre Überführung in die Waffen-SS-Division «Prinz Eugen»; die Partisanenkämpfe in Syrmien	83
Nr. 12	Einberufung von Volksdeutschen aus Slawonien zum Wehrdienst in der kroatischen Armee im Juni 1942; militärische Ausbildung bei einer Einheit der Deutschen Wehrmacht und Einsatz im Partisanenkrieg; Überstellung (März 1943) zur Waffen-SS-Division «Prinz Eugen»	86

II. Die Evakuierung und Flucht vor dem Anmarsch der Roten Armee und der Besetzung durch die Partisanen; die Rückkehrbewegung nach Kriegsende.

Nr. 13	Vorbereitende Massnahmen der Eisenbahnverwaltung zur Durchführung des Evakuierungsplanes im Banat, Scheitern des Vorhabens wegen mangelnder Ausnutzung der gegebenen Möglichkeiten zur Flucht mit der Eisenbahn und wegen Unterbrechung der Verbindungen durch den schnellen Vormarsch der Roten Armee	91
Nr. 14	Massnahmen der Volksgruppenführung zur Evakuierung von Kranken, Gebrechlichen und Müttern mit mehreren Kindern aus dem Banat in die Batschka, Ereignisse bei der Flucht vor der Besetzung durch die Rote Armee.....	92
Nr. 15	Die Bemühungen des Vfs. um eine organisierte Evakuierung und Flucht der deutschen Bevölkerung aus dem Bezirk Kubin, ihr Scheitern wegen unzureichender Anweisungen, wegen der mangelnden Bereitschaft zum Aufbruch und wegen der verbreiteten Gegenparolen; Erlebnisse des Vfs. auf seinem Fluchtweg.....	95
Nr. 16	Die organisatorischen Evakuierungsvorbereitungen im September 1944 in Perlas, geordneter Abzug eines Trecks noch nach der Besetzung des Ortes durch die Partisanen am 2. Oktober 1944; erneute Flucht vor der Roten Armee Ende April 1945 aus einem Evakuierungslager in Mähren, Rückkehr eines Teils der Flüchtlinge nach Jugoslawien	98
Nr. 17	Vorgänge in Franztal in den Tagen der Evakuierung und Flucht vor dem Anmarsch der Roten Armee; Abzug der deutschen Bevölkerung im Treck am 5. Oktober und im Bahntransport am 11. Oktober 1944 nach Österreich	101
Nr. 18	Erlebnisse des Vfs. und seiner Familienangehörigen auf der Flucht aus Neusatz Anfang Oktober 1944, während des Aufenthalts in Budapest, Wien, dem Evakuierungsort im niederösterreichischen Waldviertel bei seiner	

	Seite
	Besetzung durch sowjetische Truppen und bei dem Versuch zur Rückkehr in die Heimat Ende Mai 1945 auf dem Wege bis über die österreichisch-ungarische Grenze 105
Nr. 19	Evakuierung im Schiffstransport auf der Donau von Neusatz bis Mohács, vorübergehende Unterbringung der Flüchtlinge in einem improvisierten Sammellager bis zum Abtransport inoffenen Eisenbahnwaggons nach Deutschland Ende Oktober 1944 112
Nr. 20	Die Schwierigkeiten und Widerstände bei der Durchführung der Evakuierung in Bulkes, Abzug eines kleinen Teils der Bevölkerung am 12. und 13. Oktober 1944, der Treckweg bis nach Schlesien..... 117
Nr. 21	Die Evakuierung der deutschen Bevölkerung von Kula im Schiffstransport und mit Trecks am 8. und 9. Oktober 1944; der Treckweg durch Ungarn, Mähren und Schlesien bis zur Ankunft im Aufnahmegebiet der Oberlausitz Mitte Dezember; erneute Evakuierung nach Süddeutschland Ende Februar 1945 121
Nr. 22	Die Evakuierung der Gemeinde Torschau am 9. Oktober 1944, der Fluchtweg eines Traktoren-Trecks durch Ungarn und im Bahntransport bis Reichenstein in Schlesien, erneute Flucht vor der Roten Armee Ende März 1945 125
Nr. 23	Vorgänge in Milititsch während der Zeit vom 4. bis 9. Oktober 1944 bei der Evakuierung und Flucht eines Teils der deutschen Bevölkerung vor dem Einmarsch der Roten Armee.– Ereignisse auf dem Treckweg bis nach Niederschlesien und der erneuten Flucht nach Westen Ende Februar 1945 129
Nr. 24	Organisatorische und technische Voraussetzungen der Evakuierung Apatins, Gründe für die fehlende Bereitschaft zur Flucht und den Entschluss der Mehrheit der Bevölkerung zum Bleiben 134
Nr. 25	Die Evakuierung deutscher Einwohner aus den Partisanengebieten Mittel- und Westslawoniens im Jahre 1943/44 nach Syrmien, die weitere Evakuierung und Flucht vor dem Anmarsch der Roten Armee im Oktober 1944 138
Nr. 26	Die Ereignisse in Račinovci seit Mitte 1943 während der Partisanenkämpfe und unter Partisanenbesetzung; die Evakuierung der Volksdeutschen des Bezirks Županja Mitte Oktober 1944 nach Österreich 143
Nr. 27	Die Verteidigung der deutschen Siedlungen Windthorst und Rudolfstal gegen Partisanenangriffe, ihre Evakuierung im September/Oktober 1944 nach Österreich 150
Nr. 28	Die Evakuierungsvorbereitungen im Ansiedlungsgebiet der Gottscheer Deutschen in der Untersteiermark und die Flucht bei Kriegsende 156
Nr. 29	Die Evakuierung und Flucht der deutschen Ansiedler aus der Untersteiermark; Sammlung der Flüchtlinge in Auffanglagern nach Kriegsende und ihr Abschub aus den Sammellagern nach Österreich Ende Mai 1945 162
Nr. 30	Vergebliche Flucht mit dem letzten Eisenbahntransport aus Gurkfeld; die Internierung, Ausplünderung und Misshandlung der Flüchtlinge nach dem Einzug der Partisanenarmee in Tüffer; ihr Abtransport bis Marburg und ihre Austreibung im Fussmarsch nach Österreich Ende Mai 1945 167

Nr. 31	Erlebnisse der Berichterstatterin unter sowjetischer Besetzung in Ungarn, ihre Ausweisung nach Jugoslawien im April 1945 und ihre Verhaftung nach Ankunft im Geburtsort Bački Monostor; die Verhältnisse in einem Internierungslager bei Sombor und im Lager Gakovo bis zur Flucht der Berichterstatterin Anfang März 1947	171
Nr. 32	Rückführung nach Böhmen-Mähren evakuierter Volksdeutscher aus dem Banat im Treck bis Neusatz im Juli 1945, Verweigerung ihrer Wiederaufnahme im Heimatort durch die jugoslawischen Zentralbehörden und Anordnung ihres sofortigen Abschubs über die Grenze nach Ungarn	177
Nr. 33	Rückführung von Volksdeutschen durch die sowjetischen Besatzungsbehörden über ein Auffanglager für Heimkehrer, nach Jugoslawien in Pressburg; Erlebnisse der Vfn. auf dem Transportweg bis zur jugoslawischen Grenze bei Subotica, während des Aufenthaltes in Ungarn bis zur erneuten Flucht nach Österreich und in die amerikanische Besatzungszone Ende August 1945	182
Nr. 34	Die Bestrebungen der jugoslawischen Nachkriegsbehörden in Kroatien-Slawonien, Anfang Juli 1945 von der Evakuierung zurückkehrende Volksdeutsche sofort wieder über die Grenze nach Ungarn und Österreich abzuschieben	190

III. Das Schicksal der deutschen Bevölkerung unter dem jugoslawischen Nachkriegsregime.

1. Zwangsmassnahmen und Gewaltakte nach dem Einmarsch der Roten Armee und unter der Militärverwaltung der Partisanen.

Nr. 35	Die Ereignisse in Startschowa nach der Besetzung durch sowjetische Truppen und Partisanen; die Verhaftung und Massenerschiessung von deutschen Männern in der Nacht vom 21. zum 22. Oktober 1944; Entkommen des Vfs., seine erneute Festnahme, Überführung in ein Sammelager für die Deportation in die Sowjetunion und seine Flucht aus der Internierung	197
Nr. 36	Die Ereignisse in Sartscha nach dem Einmarsch der sowjetischen Truppen und der Partisanen im Oktober 1944 bis zur allgemeinen Internierung der deutschen Einwohner im März 1945	205
Nr. 37	Die Ereignisse in Deutsch-Elemer nach dem Einmarsch der Roten Armee und die Zwangsmassnahmen des Partisanenregimes gegenüber der deutschen Bevölkerung bis zu ihrer allgemeinen Internierung im April 1945	208
Nr. 38	Vorgänge bei der Besetzung durch sowjetische Truppen und Partisanen in Zerne, Zwangsmassnahmen und Gewaltakte gegenüber den deutschen Einwohnern, zahlreiche Selbstmorde, wiederholte Einzel- und Massenerschiessungen im Oktober/November 1944	215
Nr. 39	Verhaftung von Mitgliedern der deutschen Gemeindeverwaltung, der Ortsleitung der Volksgruppe und von ehemaligen Angehörigen bewaffneter Einheiten in Hetin, Stefansfeld, Pardan und anderen Orten des Bezirks	

	Modosch, ihre Inter-nierung in Deutsch-Zerne am 23./24. Oktober 1944; Erschiessung von insgesamt 100 Männern aus Stefansfeld und Pardan durch ein Partisanenkommando am 23. und 25. November; Vorfälle und allgemeine Verhältnisse im Internierungs-Arbeitslager Deutsch-Zerne bis Frühjahr 1946 . . .	222
Nr. 40	Zwangsmassnahmen und Gewaltakte der Partisanenverwaltung in Heufeld und den benachbarten deutschen Gemeinden nach dem Einmarsch der Roten Armee; die Massenerschiessungen in Gross-Kikinda im Oktober/November 1944	247
Nr. 41	Die Ereignisse in Filipovo nach dem Einmarsch der Roten Armee unter dem Partisanenregime bis Ende März 1945; die Ermordung von ca. 240 Männern am 25. November 1944 durch ein Partisanenkommando	261
Nr. 42	Erlebnisse und Beobachtungen des Vfs. im Internierungslager für Deutsche und während seiner Tätigkeit bei der jugoslawischen Lazarettverwaltung in Sombor von Anfang November 1944 bis zu seiner Flucht Ende Oktober 1945 . . .	273
Nr. 43	Verhaftung, Ermordung von volksdeutschen und madjarischen Männern aus Palanka nach der Besetzung des Ortes durch die Partisanen und ihre Verschleppung zur Zwangsarbeit; Erlebnisse des Vfs. auf dem Fussmarsch nach Vrdnik (Fruška Gora) Anfang November 1944 und als Zwangsarbeiter in der dortigen Kohlengrube bis Ende 1945	287

2. Die Deportation von Volksdeutschen zur Zwangsarbeit in der Sowjetunion.

Nr. 44	Verschleppungstransport mit Volksdeutschen aus Karlsdorf und dem Bezirk Werschetz; die Verhältnisse im Arbeitslager Tschassow Jar im Donezbecken bis Ende 1949	295
Nr. 45	Aushebung zur Deportation in Kubin, Abtransport am 1. Januar 1945 von Pantschowa nach Makejewka im Donezbecken; die allgemeinen Verhältnisse im Arbeitslager bis 1949, Behandlung der im Lager schwanger gewordenen Frauen	300
Nr. 46	Verschleppungstransport vom 7. Januar 1945 aus Pantschowa in den Industriebezirk von Woroschilowgrad, die Verhältnisse im Zwangsarbeitslager bis Ende Dezember 1945, Rücktransport nach Focçani in Rumänien; wochenlange Irrfahrt der entlassenen Rückkehrer zwischen Ungarn-Jugoslawien-Österreich-Deutschland wegen Verweigerung der Aufnahme von Volksdeutschen aus Jugoslawien	302
Nr. 47	Die Aushebung der 18- bis 30jährigen Frauen in Bulkes am 27. Dezember 1944 und der 30- bis 40jährigen am 29. Dezember zur Deportation in die Sowjetunion; die Verhältnisse in einem Lager bei Antrazit im Bezirk Woroschilowgrad bis zur Entlassung der über 35 Jahre alten Frauen im November 1946	309
Nr. 48	Die Verfahren der Aushebung zur Deportation in Čonoplja und Sombor; Transport in die Sowjetunion; die allgemeinen Verhältnisse im Zwangsarbeitslager bei einer Kohlengrube im Revier von Stalino bis zur Entlassung nach Deutschland im Dezember 1949	313

Nr. 49	Aushebung zur Zwangsarbeit in Filipovo, Deportation in die Sowjetunion Ende Dezember 1944; die allgemeinen Verhältnisse, Arbeits- und Lebensbedingungen in verschiedenen Lagern im Gebiet von Charkow bis zur Rückführung der Vfn. mit einem Krankentransport nach Deutschland Ende Oktober 1947	319
Nr. 50	Die Lebensverhältnisse der deportierten Volksdeutschen im Arbeitslager Nr. 1551 in Charkow von Januar 1945 bis zur Auflösung des Lagers Ende Oktober 1949	338
3. Die Enteignung und allgemeine Internierung der deutschen Bevölkerung; Abschub und Flucht der Internierten nach Rumänien, Ungarn und Österreich; die Verhältnisse in den Lagern bis 1948.		
a) Banat, Batschka und Syrmien.		
Nr. 51	Vorfälle in Ernsthausen nach Übernahme der Gemeindeverwaltung durch die Partisanen; die Aushebung zur Deportation in die Sowjetunion; Erlebnisse der Vfn. im Lager Kathrein- feld und als Sekretärin der Lagerkommandantur in Ernst- hausen bis zu ihrer Flucht nach Rumänien im August 1946 und auf dem weiteren Fluchtweg durch Ungarn nach Öster- reich	345
Nr. 52	Die Errichtung eines allgemeinen Internierungslagers für die deutsche Bevölkerung in Zerne am 18. April 1945; die Über- führung der Arbeitsunfähigen, der alten und kranken Personen, Kinder und Mütter mit mehreren Kindern, in das Sammellager Molidorf (Molin) Ende Dezember 1945 und die dortigen Verhältnisse	368
Nr. 53	Die allgemeinen Verhältnisse im Arbeitslager Zerne (Crnja) im Herbst 1945 und in den Sammellagern für Arbeitsunfähige Rudolfsnad (Knićanin) und Molidorf (Molin) im Winter 1945/46	374
Nr. 54	Die allgemeine Internierung der deutschen Einwohner in Deutsch-Elemer am 18. April 1945; die Erlebnisse des Vfs. in verschiedenen Arbeitslagern bis zur Entlassung aus der Internierung im Jahre 1948	377
Nr. 55	Das Verhältnis zwischen der deutschen und serbischen Be- völkerung von Schowe in den Tagen der Besetzung durch Partisanen und sowjetische Truppen; die Internierung der Deutschen im Lager Jarek im Dezember 1944 und die dortigen Zustände; die Behandlung internierter deutscher Priester durch das jugoslawische Nachkriegsregime bis zur allgemeinen Auflösung der Lager	381
Nr. 56	Die Verhältnisse im Konzentrationslager Jarek von seiner Errichtung im Dezember 1944 bis zu seiner Auflösung im April 1946; Zahlen der Sterbefälle	395
Nr. 57	Erlebnisse der Berichterstatterin in verschiedenen Arbeits- lagern in der Batschka seit Januar 1945 und in den Inter- nierungslagern Jarek und Kruševlje bis zu ihrer Flucht Ende April 1947	401
Nr. 58	Die Erlebnisse des Vfs. im Internierungslager in Mitrowitz (Sremska Mitrovica) von Ende 1945 bis April 1946 und auf seiner Flucht von einem Arbeitslager in Syrmien durch die Batschka nach Ungarn	406

	Seite
Nr. 59 Die Internierung der deutschen Bevölkerung von Filipovo und einigen benachbarten Gemeinden Ende März und Juni 1945; die Verhältnisse im Konzentrationslager Gakovo bis Dezember 1947	414
Nr. 60 Die Lebensverhältnisse der Internierten und die täglichen Ereignisse im Lager Gakovo, insbesondere die Schwierigkeiten bei der seelsorgerischen Betreuung der Lagerinsassen, in der Zeit von Anfang November 1945 bis Ende Mai 1947; die Erlebnisse des Vfs. bei seiner Flucht aus dem Lager und während seines Aufenthaltes in Ungarn bis zur weiteren Flucht nach Österreich im August 1947	442
Nr. 61 Erlebnisse der Berichterstatterin bei der Vorbereitung und Ausführung der Flucht aus dem Lager Gakovo mit fünf Kindern und zwei Grossmüttern Anfang Juli 1947	486
Nr. 62 Die allgemeinen Verhältnisse im Konzentrationslager für Arbeitsunfähige in Rudolfsgnad in der Zeit vom Aufbau des Lagers im Oktober 1945 bis zu seiner Auflösung im März 1948; die Grippe- und Fleckfieberepidemie im Winter 1945/46; die Auswirkungen der Epidemie und der mangelhaften Ernährung und Versorgung auf den Gesundheitszustand der Lagerinsassen; Statistik der Sterbefälle und der Lagerambulanz	496
Nr. 63 Überführung der von den Eltern getrennten Kinder aus dem Lager Rudolfsgnad in staatliche Kinderheime im Juli 1946; die Verhältnisse im Kinderheim in Banatsko Novo Selo in der Zeit bis Juni 1947, die dortigen Fürsorgemassnahmen bis zur Gesundung der Kinder und ihrer weiteren Verteilung auf verschiedene Heime in anderen Gebieten Jugoslawiens, insbesondere in Mazedonien und Slowenien	512
Nr. 64 Erlebnisse der Vfn. und ihrer Geschwister bei der Deportation ihrer Mutter Ende 1944, bei der Internierung und während ihres Aufenthaltes im Lager und in staatlichen Heimen für elternlose Kinder bis zu ihrer Ausreise aus Jugoslawien und ihrem ersten Wiedersehen mit der Mutter im Jahre 1950	516

b) Kroatien – Slawonien.

Nr. 65 Zwangsmassnahmen der Partisanenarmee nach ihrem Einmarsch in Brčko am 7. April 1945; die Verhaftung der noch anwesenden Volksdeutschen in Brčko, Bijeljina, Gradačac und Bosanski Šamac Ende April und im Mai 1945, ihre Internierung in den Lagern Josipovac, Valpovo und Krndija in Slawonien, Podunavlje in der Baranja und Tenje bei Esseg	521
Nr. 66 Vorgänge in Vinkovci nach dem Einmarsch der Partisanenarmee am 13. April 1945; Verhaftung der Volksdeutschen Ende Mai 1945 und ihre Internierung im Lager Josipovac bei Esseg, Abschub von Internierten nach Österreich; Überführung in das Lager Valpovo und Abtransport Ende Juli in Richtung Österreich, Rückführung nach Krndija, Bezirk Djakovo; die Verhältnisse im Internierungslager Krndija vom 15. August 1945 bis zu seiner Auflösung Anfang Mai 1946 ..	525
Nr. 67 Das Verfahren bei der Internierung von Volksdeutschen aus Dalj Anfang Juli 1945; die Zustände im Internierungslager Valpovo bis zur Flucht des Vfs. im November 1945 ..	534

- Nr. 68 Die sanitären Verhältnisse im Internierungslager Valpovo bis zu seiner Auflösung Anfang Mai 1946; unzureichende Bekämpfung von Seudienkrankheiten. – Die Verhaftung des Vfs. nach seiner Entlassung aus dem Internierungslager und seine Verurteilung zu 17 Monaten Zwangsarbeit in der Strafanstalt Lepoglava..... 539

c) Slowenien.

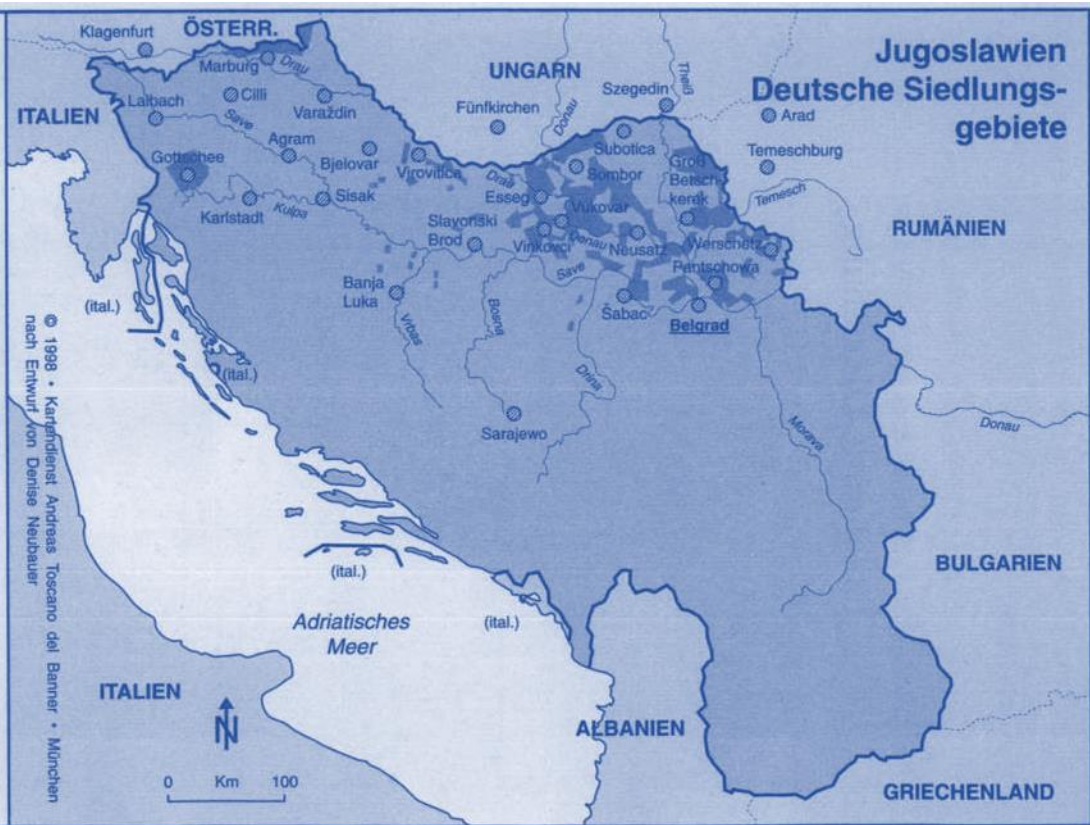
- Nr. 69 Die Internierung von Deutschen und Österreichern im Bezirk Radmannsdorf Ende Juni 1945, ihre Überführung in das Sammellager Schloss Herbertstein (Hrastovec) bei Marburg und ihr Abschied nach Österreich Anfang September 1945 . . . 545
- Nr. 70 Erlebnisse der Vfn. nach Kriegsende in Oberradkersburg bis zu ihrer Internierung am 5. Juli 1945; die Verhältnisse in Sterntal, insbesondere in der Frauen- und Kinderabteilung, bis zur Überführung der Vfn. nach Österreich im Zuge der «Repatriierung» von österreichischen Staatsangehörigen Ende August 1945 548
- Nr. 71 Verhaftungen und Erschiessungen durch die OZNA in Windischfeistritz im Mai 1945, die Behandlung der Inhaftierten im Ortsgefängnis; die Verhältnisse im Lager Sterntal, insbesondere die Behandlung der internierten Männer, und im Gerichtsgefängnis Marburg; das Schicksal der Eltern und Brüder des Vfs., seine «Repatriierung» nach Österreich am 1. November 1945 557
- Nr. 72 Erlebnisse und Beobachtungen der Vfn. nach ihrer Verhaftung am 6. Juni 1945 im Gefängnis in Cilli, vom 16. Juni 1945 bis 2. Januar 1946 im Internierungslager Tüchern bei Cilli, in einem Durchgangslager bei Marburg und bei der Vertreibung im Fussmarsch über die Grenze nach Österreich 564
- Nr. 73 Vertreibung von Volksdeutschen aus den Grenzgebieten der Steiermark im Januar 1946, Abtransport über Ungarn nach Wien..... 571
- Nr. 74 Repatriierung von österreichischen Staatsangehörigen und Ausweisung von Deutschen aus Slowenien und der Gottsche nach Österreich im Januar 1946; die Erlebnisse des Vfs. in den Überführungs- und Durchgangslagern in Marburg und Assling 573
- Nr. 75 Die Verhaftung der Laibacher Deutschen nach der Besetzung der Stadt durch die Partisanen bei Kriegsende; die Prozessführung gegen die verhafteten Deutschen; Verurteilung des Vfs. zu fünf Jahren Zwangsarbeit, seine Ausreise nach Österreich Anfang 1952 584

4. Die Lage der Volksdeutschen in Jugoslawien nach ihrer Entlassung aus der Internierung und bis zu ihrer Ausreise nach Deutschland.

- Nr. 76 Flucht des Vfs. aus der Internierung, sein Leben unter falschem Namen und als Madjare in Betschkerek und Pantschowa seit Anfang 1945; seine Lebensverhältnisse als Deutscher in der Zeit von 1948 bis 1958; Schulbesuch, Militärdienst (1951/52), Anstellung als Techniker in einer Flugzeugfabrik

	Seite
	(seit 1954) und Aufstieg zum Gruppenleiter; Überwachung durch den Sicherheitsdienst und Behandlung als Staatsfeind
Nr. 77	Die Entlassung der Volksdeutschen Internierten aus dem Lager Rudolfsgrad bei seiner Auflösung im März 1948 und ihre Überführung an einen bestimmten Ort oder Arbeitsplatz mit dreijähriger Arbeitsverpflichtung; die Lebensverhältnisse der Arbeitsverpflichteten auf dem Staatsgut im Pantschowaer Ried 589
Nr. 78	Die Überführung von volksdeutschen Internierten aus dem Lager Karlsdorf im Januar 1948 in Bergwerke nach Serbien, die dortigen Arbeits- und Lebensbedingungen; Erlebnisse des Vfs. während der Zeit seiner Arbeitsverpflichtung, nach der Rückkehr in seinen Heimatort im März 1952 und während seiner Einberufung bei der jugoslawischen Volksarmee bis zur Entlassung und anschließenden Ausreise nach Deutschland am 15. April 1953 592
Nr. 79	Die Lebensverhältnisse der Vfn. und ihrer Kinder während der Zeit ihrer dreijährigen Arbeitsverpflichtung in der Baranja und in ihrem Heimatort Werschetz bis zur Ausreise nach Deutschland im Juni 1953 597
Nr. 80	Die Verhältnisse in den «Altersheimen» Karlsdorf und St. Georgen a. d. Bega im Jahre 1948/49; die Behandlung der Priester durch die jugoslawischen Behörden nach Auflösung der Internierungslager 605
Nr. 81	Die Verhältnisse in den «Altersheimen» Karlsdorf und St. Georgen a. d. Bega im Jahre 1948/49; die Behandlung der Priester durch die jugoslawischen Behörden nach Auflösung der Internierungslager 608
Nr. 82	Die Lebensverhältnisse der nach Auflösung der Lager im Jahre 1948 in ihre Heimatstädte im Banat entlassenen Volksdeutschen bis zum Jahre 1952, die Modalitäten für die Ausreise nach Deutschland 616
Nr. 83	Die Wiederverleihung der bürgerlichen Rechte und die Eintragung der Volksdeutschen ins Register der Staatsangehörigen; ihre Lebensverhältnisse in Jugoslawien nach Auflösung der Lager; Zerstörung von Kirchen und Friedhöfen deutscher Gemeinden im Banat 621
Nr. 84	Erlebnisse und Erfahrungen des Vfs. nach seiner Entlassung aus der Haft und bei seiner Ausreise aus Jugoslawien im Jahre 1958 624
Nr. 85	Die Lebensverhältnisse eines volksdeutschen Bauern nach seiner Entlassung aus der Internierung im Februar 1946 und der Rückerstattung des Vermögens bis zu seiner Ausreise aus Jugoslawien im Jahre 1957 626
Ortsregister 634

Einleitende Darstellung



1. KAPITEL

Das Deutschtum in Jugoslawien vor dem II. Weltkrieg.

1 Siedlungsgebiete und Bevölkerungszahl.

Das am 1.12.1918 proklamierte und durch die späteren Friedensverträge und Abkommen in seinen Staatsgrenzen näher bestimmte Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen, – Kraljevina Srba, Hrvata i Slovenaca –, 1929 umbenannt in «Königreich Jugoslawien», – Kraljevina Jugoslavia –, vereinigte die früheren Königreiche Serbien, Montenegro und die vorwiegend von Kroaten und Slowenen besiedelten Gebiete Österreich-Ungarns, daneben aber auch Territorien dieses Reiches, in denen die drei staats-tragenden Völker in der Minderheit waren, zu einem Staat¹. Von der ungarischen

¹ Nach den Ergebnissen der österr.-ungar. Volkszählung von 1910 und serbischen Erhebungen von 1921 wohnten im Gebiet des späteren Jugoslawien:

Gebiet	1910		
	deutsch	serbisch oder kroatisch	slowenisch
Nordserbien		2 777 763	—
Bosnien und Herzegowina	23 181	1 854 530	3 864
Dalmatien	1 332	326 783	
Slowenien mit Prekomurje	106 377		927 605
Kroatien und Slawonien, Murinsel, Krk u. Castua	133 855	2 384 807	16 390
Banat, Batschka u. Baranja	312 507	403 148	—
	577 252	7 747 031	947 859
Gebiet	1921		
	deutsch	serbisch oder kroatisch	slowenisch
Serbien	5 286	3 355 262	3 912
Montenegro	29	182 682	61
Bosnien und Herzegowina	16 461	1 826 173	4 682
Dalmatien (la region dénombrée)	1 056	612 493	1 155
Slowenien mit Prekomurje Kroatien und Slowonien,	39 631	10 721	985 155
Murinsel, Krk u. Castua	122 836	2 445 429	21 847
Banat, Batschka n. Baranja	328 173	514 124	7 949
Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen	513 472	8 946 884	1024 761

Reichshälfte erhielt Jugoslawien im Vertrag von Trianon (4.6.1920)² das westliche Banat³, den grössten Teil der Batschka, das Baranja-Dreieck, Slawonien und Kroatien, das Zwischen- und Übermurgebiet; von der österreichischen im Vertrag von Saint Germain (10.9.1919)⁴ die Pntersteiermark, Südkärnten⁵, Krain und Dalmatien⁶, ausserdem Bosnien und die Herzegowina; dazu gliederte es sich kleinere Gebiete von Bulgarien und Albanien an. Vielfältig und unterschiedlich war die historischpolitische, die kulturelle und wirtschaftliche Entwicklung der einzelnen Territorien gewesen, die nun in dem neuen Staat zusammengefasst wurden, allein dies hat ihn innen- und aussenpolitisch mit einer schweren Hypothek belastet.

vgl. die Zusammenfassungen: W. Winkler, Statistisches Handbuch für das gesamte Deutschtum, Berlin 1927, S. 145; G. Wolfrum, Die Völker und Nationalitäten. In: Osteuropa-Handbuch, Jugoslawien, hrsg. v. W. Markert, Köln 1954, S. 16; Österreichische Statistik, NF 1. Bd., Volkszählung v. 31.12.1910, Wien 1917; Prethodni rezultati popisa stanovništva od 31.1.1921 g. u Kraljevini Srba, Hrvata i Slovenaca, Resultats préliminaires du Recensement de la population dans le royaume des Serbes, Croates et Slovènes du 31.1.1921, Belgrad 1924. – Die vorläufigen Ergebnisse von 1921 wurden von den Behörden noch einmal überarbeitet. Es dürfte mit den Grenzveränderungen im Banat (Anm. 3) Zusammenhängen, wenn sich danach u.a. auch die Zahl der Deutschen auf 505 790 verringerte, vgl. Definitivni rezultati popisa stanovništva od 31.1.1921 g., Sarajevo 1932; s. unten Kap. IV, Statistischer Überblick, S. 119 E ff.

² Text: G. v. Martens u. H. Triepel (Hrsgg.), Nouveau Recueil Général des Traités, 3. Serie, Bd. 12, S. 423 ff.; Recueil des Traités et des engagements internationaux, hrsg. v. Secrétariat de la Société des Nations (Genf 1920 ff.), Bd. 8, S. 188 ff.

³ Die endgültige Grenzziehung zwischen Rumänien und Jugoslawien wurde durch das Protokoll vom 24.11.1923 geregelt. Auf Grund dieser Vereinbarung fielen Teile des Bezirks Hatzfeld an Rumänien; Jugoslawien erhielt im Austausch Pardan u. Modosch; Martens, 3. Serie, Bd. 17, S. 342; Sluzbene Novine Kraljevine Srba, Hrvata i Slovenaca (Amtsblatt des Königreichs der Serben, Kroaten und Slowenen) v. 18.7.1924; grundlegend der Vertrag von Sèvres, 10.8.1920, Martens, 3. Serie, Bd. 12, S. 815 ff., Recueil, Bd. 8, S. 40 ff.

⁴ Text: Martens, 3. Serie, Bd. 13, S. 512 ff.

⁵ Ursprünglich forderten die Jugoslawen das ganze Klagenfurter Becken von Österreich und versuchten, durch militärische Besetzung dieses Gebiets die Pariser Friedenskonferenz vor vollendete Tatsachen zu stellen. Die einheimische Bevölkerung, unterstützt von Freiwilligen aus anderen österreichischen Ländern, leistete den vordringenden jugoslawischen Truppen bewaffneten Widerstand, der die Siegermächte schliesslich dazu bewog, im Vertrag von St. Germain eine Volksabstimmung in dem von Jugoslawien beanspruchten Gebiet festzusetzen. Das Abstimmungsgebiet wurde in 2 Zonen eingeteilt. In der Zone B (Klagenfurt) sollte die Abstimmung nur stattfinden, wenn die Zone A zugunsten Südslawiens entschieden hätte. Die Abstimmung in der Zone A am 10.10.1920 erbrachte 22'025 Stimmen für Österreich gegen 15'279 für Südslawien. Ein darauffolgender Versuch Jugoslawiens, beide Zonen mit militärischer Gewalt an sich zu reissen, scheiterte am Widerspruch der alliierten Grossmächte.

⁶ Das jugoslawisch-italienische Grenzproblem wurde nach heftigen Auseinandersetzungen zwischen den Siegermächten, vor allem auch um die Fiume-Frage, erst durch den Vertrag von Rapallo am 12.11.1920 (Martens, 3. Serie, Bd. 12, S. 821 ff.; Recueil, Bd. 18, S. 388 ff.; V. Bruns (Hrsg.), Politische Verträge, Bd. 1, S. 20) und den sog. Adriapakt, der am 27.1.1924 zwischen Südslawien und Italien geschlossen wurde, geregelt (Martens, 3. Serie, Bd. 12, S. 906ff.; Recueil, Bd. 24, S. 32 ff.; Bruns, 1. Bd., S. 144ff.).

Zu den von der Neuordnung der politischen Verhältnisse betroffenen Nationalitäten zählten als stärkste nationale Minderheit auch die deutschen Siedlungsgruppen, die vor allem im Banat, der Batschka und Baranja, in Syrmien, Slawonien und Krain (Gottschee) ansässig waren und bisher keinen näheren Zusammenhang untereinander gehabt hatten. Neben der städtischen deutschen Bevölkerung in Belgrad, Agram und Slawonien bestanden deutsche Streusiedlungen in Bosnien und der Herzegowina⁷.

Die stärkste und bedeutendste deutsche Bevölkerungsgruppe lebte in den ehemals südingarischen Gebieten: Banat, Batschka, Baranja. Im Banat – der Landschaft zwischen Donau und Theiss, der Mieresch (Maros) und den Transsylvanischen Alpen –, dessen westlicher Teil 1920 an Jugoslawien fiel, lag der Schwerpunkt deutscher Siedlungen im Süden bei Pantschowa, Weisskirchen und Werschetz, im Mittelbanat zwischen Gross-Betschkerek und der rumänischen Grenze, im Norden um Gross-Kikinda. In der Batschka, dem südlichen Ausläufer der ungarischen Tiefebene zwischen Donau und Unterlauf der Theiss, lebten Deutsche vorwiegend im südwestlichen Teil und um die Bezirksorte Palanka, Neusatz, Hodschag und Kula, Apatin und Sombor. Das relativ kleine Gebiet der jugoslawischen Baranja im Drau-Donauwinkel, das sich westlich an die Batschka anschliesst und zum deutschen Siedlungsgebiet der «Schwäbischen Türkei» gehörte, war bei Popovac und Beli Monastir, in den Verwaltungsbezirken Batina und Darda, von Deutschen besiedelt.

Das Deutschtum dieser drei Gebiete geht auf die Besiedlung nach den Friedensschlüssen von Karlowitz (1699) und Passarowitz (1718) zurück, durch die dieses Land an die Habsburger fiel. In die unter der Türkenherrschaft und durch die Kriege verödeten und verwilderten südingarischen Landesteile rief die kaiserliche Regierung Siedler aus fast allen Ländern des Reiches und versprach ihnen die Ansiedlung unter grosszü-

⁷ Die folgende Darstellung der Siedlungsgebiete, der wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Entwicklung bis zum Ausbruch des II. Weltkriegs stützt sich vor allem auf das Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums, Bde. 1-3, Breslau 1933-1938; auf die das jugoslawische Staatsgebiet betreffenden Sonderdrucke aus den infolge des Krieges nicht mehr erschienenen weiteren Bänden dieses Werkes; auf das Osteuropa-Handbuch, Jugoslawien; Matthias Annabring, Volksgeschichte der Donauschwaben in Jugoslawien, Stuttgart 1955; Balduin Saria, Geschichte der südostdeutschen Volksgruppen, Kitzingen 1954; Josef Senz, Geschichte der Donauschwaben, 2. Aufl. Freilassing 1955; Hans Karsten, Die Deutschen in Südslawien. In: Das Deutschtum des Südostens im Jahre 1928, Graz 1929, S. 40 ff.; Helmut Gerhard, Südslawien. In: Das Deutschtum des Südostens im Jahre 1932, Graz 1933, S. 48 ff.; Walter Schneefuss, Deutschtum in Südost-Europa, Leipzig 1941; Hans Schwab, Das Deutschtum in Südslawien. In: F. Thierfelder (Hrsg.), Das Königreich Südslawien, Leipzig 1935, S. 196 ff.; Adriaticus (d. i. F. Langer), Die Deutschen in Südslawien, Berlin 1930; E. Ammende (Hrsg.), Die Nationalitäten in den Staaten Europas, Wien 1931, S. 341 ff.; Josef Chmelar, Die nationalen Minderheiten Mitteleuropas, Prag 1937, S. 56 ff.; L. Gruenberg, Die deutsche Südostgrenze, Leipzig 1941; J. Scullz, Die deutschen Volksgruppen in Südosteuropa, Leipzig 1940; H. Ullmann, Das Südostdeutschtum, Berlin 1935; ders., Pioniere Europas. Die volksdeutsche Bewegung und ihre Lehren, München 1956; H. Brunner, Das Deutschtum im Südosten, Leipzig 1940 u. die Literatur zu Abschn. 4.

gigen finanziellen und materiellen Bedingungen. Diese staatliche Ansiedlung weist drei Höhepunkte auf. Nachdem schon seit den 20er Jahren des 18. Jahrhunderts einige Gruppen deutscher Handwerker, später überwiegend Bauern, vor allem von dem Gouverneur Graf Mercy ins Banat gerufen worden waren, wurden unter Maria Theresia zwischen 1765 und 1771 jährlich durchschnittlich ca. 1'000 bis 1'500 deutsche Familien für das Banat angeworben, und auch unter Joseph II. zwischen 1784 und 1787 stellten hier wie in der Batschka deutsche Bauern und Handwerker an der Gesamtzahl der in dieser Zeit Angesiedelten den grössten Anteil. Neben Deutschen wurden Serben, Madjaren und Rumänen, kleinere Gruppen Bulgaren, Kroaten, Slowaken, Ruthenen, Tschechen und eine geringe Anzahl von Italienern, Spaniern, Elsässern und lothringischen Franzosen angesiedelt; die zuletzt genannten sind bereits nach wenigen Generationen vorwiegend im Deutschtum der Umgebung aufgegangen⁸.

Die Neusiedlung der eroberten Gebiete beruhte indes neben der staatlichen auch auf der privaten Initiative der Grundherren, die, um die Prosperität ihrer Besitzungen zu heben, Bauern und Landarbeiter auf ihre Ländereien holten. Diese Siedlungsaktion wurde insbesondere in der Batschka begünstigt, in der ein grosser Teil des Bodens ungarischen Magnaten gehörte und wo selbst der Kameraibesitz der Krone, der mit einer kurzen Unterbrechung (1740-44) der Ungarischen Hofkammer in Pressburg unterstand, privatwirtschaftlich verwaltet wurde. Als unter Joseph II. nach 1779 der Kameraibesitz im Banat an private Grundherren verkauft wurde, erfasste diese Siedlungsbewegung auch das Banat. Es waren vorwiegend Madjaren, die ins Land gerufen wurden, daneben aber auch eine Anzahl deutscher Familien und Angehörige anderer Völker. Durch das Anwerbungspatent Josephs II. von 1782 wurde erneut ein Zustrom deutscher Siedler ausgelöst⁹. Trotz schwerer Rückschläge und wirtschaftlicher Schwierigkeiten erlebten die deutschen Siedlungen einen verhältnismässig raschen Aufstieg. Da die kinderreichen deutschen Siedlerfamilien im Gegensatz zu den Angehörigen anderer Nationalitäten keine Realteilung kannten, entschlossen sich viele Söhne deutscher Bauern zur weiteren Landsuche, um nicht als Landarbeiter ihr Dasein fristen zu müssen, wenn es ihnen nicht gelang, in dem rein agrarischen Gebiet sich als Handwerker eine Existenz zu schaffen. Solange noch unbesiedeltes Land zur Verfügung stand, gründeten die von der Erbfolge ausgeschlossenen Bauernsöhne oft mit Unterstützung der Grundherren oder ihrer Heimatgemeinden neue, sogenannte Tochttersiedlungen in Gestalt einzelner oder mehrerer Kolonistendörfer. Nicht selten erwarben deutsche Familien durch Kauf Höfe in andersnationalen Siedlungen, die durch weitere Zusiedlung von Deutschen in den nächsten Generationen schliesslich einen überwiegend deutschen Charakter gewannen oder aber eine starke deutsche Minderheit aufwiesen.

⁸ Allein einige Ortsnamen erinnerten an frühere Franzosensiedlungen, z.B. Charleville, Seultour u. St. Hubert im Bezirk Modosch im Banat.

⁹ Hans Herrschaft, *Das Banat*, 2. Aufl., Berlin 1942, S. 68ff.; Hermann Rüdiger, *Die Donauschwaben in der südslawischen Batschka*, Stuttgart 1931, S. 14 ff.

Weit weniger geschlossen als im Banat, in der Batschka und Baranja siedelten Deutsche in Syrmien, Slawonien und im Kronland Kroatien. In Syrmien, dem schmalen Landstrich zwischen der Donau und der Save, lag der Schwerpunkt deutscher Siedlungen im östlichen Teil: um Semlin, Neu-Pasua und Indjija, im westlichen um Ruma und Sremska Mitrowica. Deutsche Siedlungen gleicher Grössenordnung gab es in Slawonien, der Landschaft zwischen dem Unterlauf der Drau und Save, die im Westen durch die Randgebirge des Agramer Beckens begrenzt ist, nur in Esseg, Vinkowci und Vukovar. Zahlreiche kleinere Siedlungen befanden sich in der weiteren Umgebung von Djakovo und zerstreut in den Bezirken Garešnica, Daruvar und Virovitica im westlichen Teil des Landes. In Kroatien lebte nur in der Hauptstadt Agram eine nennenswerte Gruppe von Deutschen. Das Deutschtum in Syrmien, Slawonien und Kroatien wurde fast ausschliesslich durch adlige Grundherren ins Land geholt¹⁰, die schon während des ganzen 18. und in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts Siedler, darunter auch eine grössere Anzahl Deutscher, herbeiriefen, um ihren Besitz rentabler zu machen. Abgesehen von dieser Gruppe der Zuwanderer und einer Anzahl deutscher Beamten- und Handwerkerfamilien, die sich nach dem Abzug der Türken vorwiegend in den Städten, insbesondere in Esseg und Peterwardein, niedergelassen hatten, kam die Masse der deutschen Siedler erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und in dem Jahrzehnt vor dem ersten Weltkrieg in diese Landschaften, die durch Bodenbeschaffenheit und Klima, vor allem aber durch die Institution der «Militärgrenze»¹¹ weniger Siedlungsmöglichkeiten boten. Den äusseren Anstoss für die letzte Besiedlungswelle boten die Bauernbefreiung (1848), die Aufhebung des Einwandererverbots für Protestanten (1859) und die Auflösung der Militärgrenze (seit 1871). Die Siedler kamen zum überwiegenden Teil aus den Kolonisationsgebieten Südungarns, wo durch die wirtschaftliche Entwicklung die Bodenpreise hochgetrieben worden waren und es kaum noch

¹⁰ Eine Ausnahme bildeten die staatlichen Ansiedlungen Josephsfeld (Kula) und Josephsdorf (Porec) im Agramer Bezirk, die Joseph II. 1786/87 anlegen liess; vgl. Wilhelm Sattler, Die deutsche Volksgruppe im Unabhängigen Staat Kroatien, Graz 1943, S. 13 ff.; Egon Lendl, Das Deutschtum in Slawonien und Syrmien und seine wissenschaftliche Erforschung. In: Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung, 5. Jg., Leipzig 1941, S. 143 ff.; ders., Das Deutschtum in Slawonien. In: E. Meynen (Hrsg.), Das Deutschtum in Slawonien und Syrmien, Leipzig 1942, S. 2 ff.; Hermann Haller, Syrmien und sein Deutschtum. Ebda., S. 57 ff.; Adalbert Pissler, Deutsche Siedlungen in Syrmien. Ebda., S. 433 ff.; Günter Harms, Bevölkerungsstruktur und Agrarverfassung Slawoniens. Ebda., S. 379 ff.; Erwin Boehm, Das Deutschtum und seine kulturgeographische Leistung in den vier slawonischen Bezirken Diakowar (d. i. Djakovo), Poscheg. Neu-Gradiška, Brod. Ebda., S. 289 ff.

¹¹ Ein befestigter Grenzraum, der, gegen Ende des 17. und zu Beginn des 18. Jahrhunderts zum Schutz gegen Türkeneinfälle angelegt, sich von der Adriaküste bis zum Ostrand der Karpaten hinzog. In Slawonien und Syrmien erstreckte er sich längs der Save und war hier vorwiegend mit Kroaten und Serben besiedelt, die in der «Zadruga», dem Verband der Grossfamilie, lebten, den Wach- und Kriegsdienst versahen und von der Bearbeitung der Ländereien, die ihnen der Staat abgabefrei zur Verfügung stellte, lebten; vgl. Rudolf Kiszling, Die Kroaten, Graz 1956, S. 24 ff., ebda. im Anhang die wichtigste Literatur dazu.

Grund und Boden für grössere Siedlerstellen gab. Viele Deutsche folgten daher dem Angebot von Grundherren in Syrmien und Slawonien, auf ihren Ländereien neue Bauernstellen zu errichten. Ähnlich wie in der Batschka fanden sich häufig die Auswanderer aus einem Dorf oder mehreren Orten zusammen und gründeten eine Reihe von «Tochterkolonien»¹². Weit mehr Siedler erwarben jedoch Grund und Boden in andersnationalen Dörfern und Gemeinden, wo noch Grundstücke und Äcker zu haben waren. Es kam vor, dass auch hier in Dörfern, die einst ausschliesslich von Serben und Kroaten bewohnt gewesen waren, die Deutschen im Lauf der Generationen schliesslich die Überzahl erlangten. In anderen, nicht selteneren Fällen gingen die deutschen Zuwanderer im fremden Volkstum auf.

Bosnien und Herzegowina waren auf dem Berliner Kongress von 1878 dem Habsburgerstaat zur unbefristeten Okkupation überlassen worden; 1908 wurden durch die Aunexionserklärung Österreich-Ungarns die Reste formaler türkischer Oberhoheit beseitigt und die Verwaltung und Stellung des österreichisch-ungarischen Reichslandes, das jetzt eine eigene Verfassung erhielt, staatsrechtlich fixiert. In diesen Provinzen, begrenzt vom Mittellauf der Save, der Drina, dem süddalmatinischen Küstenland und den Dinarischen Alpen, lebte verstreut über das ganze Gebiet nur eine geringe Zahl von Deutschen. Schwerpunkte deutscher Besiedlung hatten sich allein im nördlichen und nordöstlichen Bosnien in den Bezirken Bosanska Gradiška, Banja Luka, Prnjavor, Bijeljina und in den von der österreichisch-ungarischen Verwaltung angelegten Industriestädten Zepče, Zavidovići und Zenica, sowie in der Hauptstadt Sarajewo gebildet. Die Deutschen in Bosnien und der Herzegowina, die jüngste Siedlungsgruppe unter den Jugoslawiendeutschen, waren erst nach der Besetzung beider Provinzen durch österreichisch-ungarische Truppen ins Land gekommen. Um das wirtschaftlich unerschlossene Land zu beleben, förderte die Wiener Regierung die Ansiedlung von Handwerkern und Bauern. Zu diesem Schritt wurde sie auch durch die von deutschen Trappisten gegründeten Siedlungen Windthorst¹³ und Rudolfstal angeregt, in denen sich rund 500 Familien aus dem Rheinland, Hannover und Oldenburg niederliessen und in verhältnismässig kurzer Zeit zwei blühende Dörfer schufen. Bis 1905 wurden von der staatlichen Verwaltung 54 ärarische Siedlungen angelegt, in denen neben Polen, Ukrainern und Angehörigen anderer Völker der Anteil deutscher Siedler, zum überwiegenden Teil Galizien-deutscher, etwa zwanzig Prozent betrug. Die weitaus grösste Zahl deutscher Siedler zog seit 1885 aus eigenem Antrieb nach Bosnien und in die Herzegowina. Es waren meist

¹² Die Bewohner von Tschalma, Futok und Gajdobra, die Einwanderer von Welimirowatz aus Siwatz und Torža in der Batschka; Sattler, S. 29 ff.; E. Barkmann, Torscha, Berlin 1942; Josef Klingler (Hrsg.), Futok, Freilassing 1958, S. 11 ff.; Gajdobra-Neugajdobra, Aalen 1958; Paul Flach, Goldene Batschka, München 1953; S. 79 ff.

¹³ Benannt nach dem aus Hannover stammenden deutschen Zentrumsolitiker Windthorst, Sattler, S. 33 ff.; Hans Maier, Die deutschen Siedlungen in Bosnien, Stuttgart 1924, S. 9 ff.; F. Sommer, Geschichte der deutschen evangelischen Gemeinde Schutzberg in Bosnien 1895-1942; Das Schicksal der Bosniendeutschen 1942-1960, Mülheim 1960, S. 11 ff.; Bogumil v. Andrasevic, Die deutschen Siedlungen in Mittel-Kroatien. In: Jahrbuch des Osteuropa-Instituts zu Breslau, 3. Bd. 1942, Breslau 1943, S. 217 ff.

Landsuchende, die aus den südungarischen Siedlungsgebieten und jetzt auch schon aus Syrmien kamen.

Slowenien, das nordwestliche Grenzland zwischen Karawanken, Julischen Alpen und Uskoken, das sich ostwärts bis über den Unterlauf der Mur erstreckt, gehörte mit seinen Teilgebieten Untersteiermark, Südkärnten und Krain zu den südlichen Ausläufern des geschlossenen deutschen Sprachgebietes. Hier hatten sich im Laufe der Jahrhunderte einige Schwerpunkte deutscher Besiedlung gebildet, die in den Städten, insbesondere Marburg, Pettau und Cilli, ihre kulturellen und wirtschaftlichen Zentren besaßen. In der Krain lebte eine homogene deutsche Gruppe allein in der Gottschee, dem Hochplateau im Krainischen Karst südöstlich von Laibach, und in der Stadt Laibach selber¹⁴.

Wie in fast allen Siedlungsgebieten verdankten auch die Deutschen Sloweniens ihre Anwesenheit im Land zumeist obrigkeitlichen Massnahmen. Sie waren seit dem Ende des 10. Jahrhunderts im Gefolge deutscher Grundherren ins Land gekommen, die auf ihre teilweise dünn besiedelten Besitzungen deutsche Bauern herbeiriefen. Auch die Erzbischöfe von Salzburg, zu deren Missionsgebiet Slowenien gehörte, versuchten die Erfolge der Christianisierung durch verstärkte Ansiedlung christlicher Bauern zu festigen. Auf eine jahrhundertelange Geschichte konnte auch die nach Slowenien älteste Siedlung des Jugoslawiendeutschtums, die deutsche Sprachinsel Gottschee, zurückblicken. Die Besiedlung des Gottscheer Ländchen geht auf die kärntnischen Grafen von Ortenburg zurück, die im 14. Jahrhundert deutsche Bauern zur Kultivierung des menschenleeren Waldgebietes ansetzten. Unter ihren Nachfolgern wurde das Werk fortgesetzt und erweitert. Seit dem 17. Jahrhundert rekrutierten sich die Siedler fast ausschließlich aus den ersten Gründungen, die sich trotz der Türkeneinfälle kräftig entwickelt hatten. –

Eine präzise zahlenmäßige Erfassung des vor dem zweiten Weltkrieg in Jugoslawien lebenden Deutschtums ist kaum möglich, da zuverlässige Unterlagen fehlen. Die Ergebnisse der österreichisch-ungarischen Volkszählung von 1910 und der jugoslawischen von 1921 und 1931 geben für dieses Gebiet in dem die staatlichen Erhebungen im Zeichen eines heftigen Nationalitätenstreits standen, kein völlig zuverlässiges Bild. Die in diesen Volkszählungen verwendeten Erhebungsmerkmale: Muttersprache, nationales Bekenntnis und Religionszugehörigkeit, vermitteln nur annähernd mit der Wirklichkeit übereinstimmende Ergebnisse für die Bestimmung der Volkstumszugehörigkeit. In einer Völkermischzone wie Jugoslawien, mit Gebieten unterschiedlicher politi-

¹⁴ Vgl. Adolf Lenz, Die deutschen Minderheiten in Slowenien, Graz 1923; Wilhelm Sattler, Die Untersteiermark, Graz 1942; Hugo Grothe, Die deutsche Sprachinsel Gottschee in Slowenien, Münster 1931; Balduin Saria, Das Laibacher Deutschum. In: Südostdeutsche Heimatblätter, 2. Jg. 1953, S. 3ff.; Herbert Otterstadt, Vom deutschen Blutsanteil in Krain. In: Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung, 5. Jg., Leipzig 1941, S. 39 ff.; Peter Jonke, Das Gottscheerland. In: Süddeutsche Monatshefte, 24. Jg. 1927, H. 7, S. 29 ff., aber auch John A. Arnez, Slovenia in European Affairs, Washington 1958, S. 13 ff. u.a. E. Moodie, Slovenia, an area of strain, 1943.

scher und kultureller Vergangenheit wurden die Umgangs-, Amts- und Hochsprachen oft nebeneinander oder vermengt gebraucht, oder ihre Geltungsbereiche überschritten sich. Die enge Verzahnung der verschiedenen Siedlungsgebiete und die Durchmischung der Nationalitäten in einzelnen Landesteilen begünstigte den Volkstumswechsel, schuf in Grenzzonen ein schwebendes Volkstum, das sich je nach Opportunität für diese oder jene Nationalität entschied oder von dem jeweiligen Staatsvolk oder dem im betreffenden Gebiet vorherrschenden Volkstum assimiliert wurde¹⁵. Diesem Prozess, dessen Wirkungen seit dem vorigen Jahrhundert im Zeichen des Nationalstaatsgedankens und des Nationalitätenkampfes nachhaltiger wurden, unterlag auch das Deutschtum, seitdem es nach dem Zusammenbruch der habsburgischen Monarchie keinen gesamtstaatlich-dynastischen Rückhalt mehr hatte.

Die letzte jugoslawische Volkszählung vor dem Zusammenbruch des Königreichs, die Zählung vom 31.3.1931, fragte nach der Muttersprache und der Konfession. Ihre Ergebnisse wurden jedoch von den jugoslawischen Behörden nur unvollständig bekannt gemacht und erst nach der Besetzung des Landes durch deutsche Truppen von deutscher Seite veröffentlicht. Die Zählung von 1931 bildet trotz den skizzierten allgemeinen Mängeln der Nationalitätenstatistik den einzigen praktischen Anhaltspunkt, um die Stärke des Jugoslawiendeutschtums zu Beginn der 30er Jahre und für die späteren Jahre zu berechnen.

Nach den Ergebnissen dieser Volkszählung lebten in Jugoslawien 499'969 Deutsche, die Mehrzahl von ihnen in den alten Kolonisationsgebieten des Banats, der Batschka, Baranja und Syrmiens¹⁶. Im Banat gaben 120'450 Deutsch als Muttersprache an, d.h. zwanzig Prozent der Gesamtbevölkerung¹⁷. In 33 von 174 Gemeinden und in der Stadt Weisskirchen stellten die Deutschsprechenden die Mehrheit, in sechs Dörfern und in der Stadt Werschetz bildeten sie die stärkste Minderheitengruppe¹⁸. Die Batschka wies mit 173'058 Deutschen, die auch hier zwanzig Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachten, die grösste deutsche Bevölkerungsgruppe auf¹⁹. In 36 von 110 Gemeinden siedelten Deutsche in absoluter, in vier weiteren in jeweils relativer Mehrheit. Die Deutschen in der Baranja, mit 15'751 Seelen oder dreissig Prozent der Gesamtbevölkerung eine verhältnismässig kleine Gruppe, hatten in sieben Ortschaften die absolute Überzahl²⁰. Diese drei Gebiete wiesen die dichteste deutsche Besiedlung auf; im Banat und in der Baranja war das Deutschtum die stärkste nationale Minderheit, in der Batschka die zweitstärkste.

¹⁵ Vgl. hierzu auch Wolfrum. In: Osteuropa-Handbuch, Jugoslawien, S. 14 ff., u. unten Kap. IV, S. 119 E ff., wo trotz dieser Mängel möglichst genaue statistische Angaben vorgelegt werden.

¹⁸ zu der öst.-ungar. Volkszählung von 1910 und den jugoslawischen von 1921 und 1931 s. unten Kap. IV, S. 119 Eff.; Tabelle der Zählung von 1931: S. HE.

¹⁷ s. Tabelle S. 11 E, Anm. 16, Spalte 1.

¹⁸ Nach den Ergebnissen der jugoslawischen Volkszählung v. 31.3.1931. In: Résultats définitifs du recensement de la population du 31.1.1931, Sarajevo 1932.

¹⁹ s. Tabelle S. 11 E, Anm. 16, Spalte 2.

²⁰ s. Tabelle S. 11 E, Anm. 16, Spalte 3.

Volkszählung 1931 Muttersprache	Banat	Batschka	Baranja	(Ost-) Sy- rmien	Kroatien- Slawonien	Slowenien	Stadt Bel- grad	Bosnien- Herzegowina (histor. Grenzen)	übrige Ge- biete	insgesamt
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
Deutsch (darunter jüdischen Glaubensbek.)	120 450 (1874)	173 058 (3 282)	15 751 (69)	49 345 (539)	80 519 (2 788)	28 998 (165)	10 471 (653)	15 500 (521)	5 877 (135)	499 969 (10 026)
Serbokroatisch	273 573	284370	21 547	229 929	2 483 679	24136	195 264	2 259 010	4 959 315	10 730 823
Slowenisch	875	1442	190	1348	34765	1 077 679	5 650	4 465	8 996	1135 410
Albanisch	218	361	2	61	736	271	956	895	501 759	505 259
Madjarisch	95 760	269 141	13 973	12 846	54 758	7 961	5 792	2 956	4 998	468 185
Rumänisch	62 284	987	587	251	382	41	1044	1363	70 939	137 879
Türkisch	91	122	2	45	163	36	740	180	131 545	132 924
Slowakisch	17 884	34 236	71	14959	7 083	104	1151	477	446	76 411
Zigeunerisch	4 678	2 041	273	1993	14 284	515	438	1812	44 390	70 424
Tschechisch	2 429	920	97	618	36 647	2 282	2 406	4712	2 798	52 909
Russisch	3 566	3 439	245	1616	4156	1352	9 803	3 325	8 829	36 333
Ukrainisch	48	12 133	9	2 866	4 226	30	95	8191	83	27 681
Jüdisch	206	1985	21	194	185	3	2 362	4 747	8 341	18 044
Andere	3 487	661	78	373	9 376	890	2 603	15 922	8 397	41 787
insgesamt	585 549	784896	52 846	316 444	2 730 962	1144 298	238 775	2 323 555	5 756 713	13 934038

Zusammengestellt nach: Gliederung der Bevölkerung des ehemaligen Jugoslawien nach Muttersprache und Konfession, nach den unveröffentlichten Angaben der Zählung von 1931, bearb. u. hrsg. von der Publikationsstelle Wien 1943; die Zahlen der Gebiete wurden aus den Tabellen der Bezirke ermittelt.

Von den rechts der Donau gelegenen Landschaften besass allein Syrmien eine relativ grosse deutsche Minderheit von 49'345 Personen oder vierzehn Prozent der Gesamtbevölkerung²¹. Obwohl in Slawonien und Kroatien 80'519 Deutsche lebten, stellten sie nur drei Prozent der Gesamtbevölkerung dar²². Charakteristisch für das deutsche Siedlungsbild dieser beiden Landschaften war der vorherrschende Typus kleiner deutscher Gruppen inmitten grösserer gemischtnationaler Siedlungen, insbesondere auf dem Lande. Siedlungen, die ausschliesslich oder doch fast ausschliesslich von Deutschen bewohnt wurden, gab es nur wenige. In nicht mehr als elf Landgemeinden besaßen Deutsche die absolute Mehrheit, in 25 weiteren die relative. In einer Reihe von Städten lag jedoch der deutsche Bevölkerungsanteil, verglichen mit dem Landesdurchschnitt, höher, z.T. sogar beträchtlich höher²³. In Bosnien und der Herzegowina stellten die 15 500 Deutschen 0,6 Prozent der Gesamtbevölkerung. Nur vier Ortschaften besaßen eine deutsche Mehrheit, bzw. eine rein deutsche Bevölkerung²⁴.

Slowenien, das ehemals zur österreichischen Reichshälfte der Donaumonarchie gehört und wo das Deutschtum bis 1918 eine beherrschende Stellung innegehalten hatte, wies nach der Zählung von 1931 nur noch 28'998 Deutsche, das heisst 2,5 Prozent der Einwohnerzahl, auf. Mit Ausnahme der Orte in der Gottscheer Sprachinsel gab es nur in den Städten Marburg, Pettau und Cilli eine bedeutende deutsche Minderheit²⁵.

Der Vergleich mit den Ergebnissen der Zählungen von 1921 und 1910 zeigt einen Rückgang des Deutschtums, dem in den einzelnen Siedlungsgebieten verschiedene Ursachen zugrunde lagen. In den ehemals südingarischen Gebieten war es vor allem die Madjarisierung, die mit der Apponyischen Schulgesetzgebung von 1907 und den Massnahmen der ungarischen Verwaltung in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg ihren Höhepunkt erreicht und zur Folge hatte, dass sich zahlreiche Deutsche zum Madjarentum bekannten²⁶. Dieser Prozess wurde zwar unterbrochen, als das Gebiet an Jugoslawien fiel und die neuen Behörden das deutsche Element für den südslawischen Staat zu gewinnen und dem madjarischen Einfluss zu entziehen versuchten, um ungarischen Revisionsansprüchen zu begegnen. Das anfängliche Entgegenkommen liess jedoch nach, als sich die aussenpolitische Situation des jugoslawischen Staates gefestigt hatte und die Nationalisierung der ehemals südingarischen Gebiete in den Vordergrund des staat-

²¹ s. Tabelle S. 11E, Anm. 16, Spalte 4.

²² s. Tabelle S. 11E, Anm. 16, Spalte 5. Vgl. auch noch W. Sattler, Die slawonische Dransiedlung als deutsche Volksinsellandschaft. In: E. Meynen (Hrsg.), Das Deutschtum in Slawonien. In: Auslandsdeutsche Volksforschung, Jg. 1938, Bd. 2, S. 72 ff.; ders., Deutsche Volksgruppe, S. 40 ff.

²³ Der deutsche Anteil an der Gesamtbevölkerung betrug in Agram 3%, Slawonski Brod 5%, Öremska Mitrovica 18%, in Esseg, Vincowci, Vukovar und Virovitica 24%. Nach: Resultats definitifs, Sarajewo 1932.

²⁴ s. Tabelle S. 11E, Anm. 16, Spalte 8.

²⁵ s. Tabelle S. 11E, Anm. 16, Spalte 6.

²⁶ Vgl. Dokumentation der Vertreibung, Bd. II, Bonn 1956, S. 16 E.

lichen Interesses trat²⁷, was sich auch in den Methoden und Ergebnissen der Volkszählungen niederschlug²⁸. Diese Entwicklung kann jedoch ebenso wenig wie die Abwanderung österreichisch-ungarischer Beamter und Militärpersonen nach 1918 allein den Rückgang erklären. Weit stärker wirkte sich auf die Bevölkerungszahl der Geburtenrückgang unter den Deutschen aus. In den wirtschaftlich starken Familien, vor allem unter den Bauern der Batschka, herrschte wegen der fehlenden Realteilung das «Ein- oder Zweikinder-System» vor und griff auch auf die sozial schwächeren Bevölkerungsschichten über²⁹.

In den ehemaligen südungarischen Gebieten wurde mit der Eingliederung in Jugoslawien der Madjarisierungsprozess, der neben dem Geburtenrückgang den Bestand des Deutschtums beeinträchtigt hatte, unterbrochen; dagegen setzte sich unter dem Streudeutschtum in Kroatien und Slawonien die Kroatisierung weiter fort, ja, sie verstärkte sich sogar. Am unmittelbarsten waren ihr jene Gruppen ausgesetzt, die als schwache Minderheiten in kroatischen Dörfern lebten, wirtschaftlich abhängig und nicht in der Lage waren, eigene Schulen zu unterhalten. Ohne Kontakt zu ihren Landsleuten und einem harten Existenzkampf ausgesetzt, suchten sie sich ihrer Umgebung anzupassen und gingen schliesslich im Kroatentum auf. Diese Entwicklung wurde erst eingedämmt, als in den 30er Jahren die kulturellen und wirtschaftlichen Organisationen der deutschen Minderheit ihre Erfassungs- und Betreuungsarbeit auch auf das Streudeutschtum auszuweihen versuchten³⁰.

²⁷ Darüber Vladan Jojkic, Nacionalizacija Banke i Banata (Nationalisierung der Batschka und des Banats), Neusatz 1931, der Gedanken und Richtlinien für eine Slawisierung der ehemals südungarischen Gebiete entwickelte, in denen die nichtslawischen Nationalitäten durch Assimilierung und die Ansiedlung von Serbokroaten zurückgedrängt werden sollten. Den Gedanken einer freiwilligen Umsiedlung eines Teiles der nichtslawischen Nationalitäten, vor allem ihres Agrarproletariats, durch kostenlose Landzuweisung in innerjugoslawischen Regionen sah J. vor allem wegen der mit einer solchen Aktion verbundenen finanziellen Belastung als nur beschränkt durchführbar an, S. 90.

²⁸ Jojkic stellte z.B. fest (S. 49 f.), dass der mit der Angliederung der südungarischen Gebiete an Jugoslawien vollzogene Machtwechsel die – Volkstumszahlen zugunsten der neuen Staatsvölker veränderte und diese Änderungen, wie sie die Ergebnisse der ersten jugoslawischen Volkszählung sichtbar machten, mehr «formeller Natur» waren.

²⁹ Vgl. Joh. Wüsch, Die Bevölkerungsbewegung der Deutsch-Evangelischen im Batschkaer Seniorat 1920–1930. In: Woge-Blatt, 2. Jg. Nr. 2-3, 1933. Bei der Untersuchung der Bevölkerungsbewegung in 14 Gemeinden stellte W. fest, dass der Geburtenzuwachs von durchschnittlich 7,3% in den Jahren 1923-26 auf 4,1% in den folgenden vier Jahren sank. Die 5 wirtschaftlich am besten stehenden Gemeinden zeigen im gleichen Zeitraum einen Geburtenrückgang von 3,21% auf 0,35%; vgl. E. Jäger, Die Bevölkerungsbewegung der Deutschen im Banat. In: Archiv für Bevölkerungswissenschaft und Bevölkerungspolitik, Leipzig 1935, H. 2.

³⁰ Nach dem Zusammenbruch Jugoslawiens und der Errichtung des «Unabhängigen Staates Kroatien» verstärkte die Deutsche Volksgruppe die Bemühungen um die «Rückdeutschung» der dem Deutschtum entfremdeten Familien, so dass nach einer eigenen Erhebung der Volksgruppe Ende 1941 in Syrmien, Kroatien, Slawonien, Bosnien und der Herzegowina infolge der politischen Ereignisse 199 042 Personen sich als Deutsche bekannt haben sollen (1931: 154167); Himmler Files, Roll 11, Folder 120; s. unten S. 124E, Anm. 9.

Am auffallendsten war nach dem ersten Weltkrieg der Rückgang des Deutschtums in Slowenien, der, soweit der Vergleich der Volkszählungsergebnisse von 1910 und 1921 Schlüsse zulässt, 62 Prozent betrug. Hier hatte bereits gegen Ende des vorigen Jahrhunderts das national erwachte Slowenentum sich von dem deutschen kulturellen und wirtschaftlichen Einfluss zu emanzipieren begonnen und auf Kosten des Deutschtums ausgebreitet. Der völlige Umsturz der bestehenden politischen Verhältnisse nach dem Zusammenbruch Österreich-Ungarns gab den Slowenen freie Bahn, um ihre national-völkischen Ziele durchzusetzen. Ehe noch die Friedensverträge die staatspolitischen Veränderungen sanktionierten, hatten die Slowenen bereits begonnen, möglichst viel von dem zu beseitigen, was an die vielhundertjährige Verbindung mit Österreich erinnerte. Tausende von Deutschen, insbesondere österreichische Beamte und Angehörige freier Berufe, wurden gezwungen, das Land zu verlassen. Viele andere wanderten ab, weil behördliche Anordnungen und Boykottmassnahmen zum Verlust ihrer wirtschaftlichen Existenz führten. Nicht gering war aber auch die Zahl derer, die, um dies zu vermeiden und den politischen und wirtschaftlichen Repressalien zu entgehen, es vorzogen, von nun ab sich als Slowenen auszugeben³¹.

Parallel zu dieser Rückwanderung von Deutschen nach Österreich in den ersten Nachkriegsjahren lief eine starke Auswanderung nach Übersee. Nach amtlichen Statistiken wanderten allein in den 20er Jahren 29 083 Deutsche nach Übersee aus³². Wenn auch für die folgenden Jahre bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges keine amtli-

³¹ Als Beispiel für den enormen Rückgang der deutschen Bevölkerung in den Siedlungszentren seien hier die Bezirke Marburg, Pettau und Cilli gewählt. Nach den Ergebnissen der Volkszählung von 1910 und 1921 wohnten dort (nach Winkler, S.98):

	1910			1921		
	Gesamteinwohnerzahl	Staatsangehörige nach der Muttersprache		Gesamteinwohnerzahl	nach der Muttersprache	
		deutsch	slow.		deutsch	slow.
Marburg, Stadt	122 491	40 874	79 008	127 280	11489	111 636
und Land Pettau	4 631	3 670	602	4 449	969	2 980
Cilli, Stadt	6 916	4 625	2 027	7 754	848	6 063

³² Vgl. Jojkic, S. 132. Die Zahl der Rückwanderer aus Übersee wurde nur für die Jahre 1925-30 erfasst. Jojkic, der sich auf amtliche Statistiken stützt, gibt 3165 deutsche Rückwanderer an (S. 134); Statistiken für die Auswanderer in europäische Länder seien nicht angelegt worden, s. u. Kap. IV, Statistischer Überblick, S. 120 E, Anm. 2.

chen Unterlagen für die Abwanderung von Deutschen aus Jugoslawien zur Verfügung stehen, so darf doch angenommen werden, dass dieser Vorgang unvermindert anhielt, zumal da in der zweiten Hälfte der 30er Jahre zahlreiche Volksdeutsche aus Jugoslawien im Reich Arbeit fanden.

Berücksichtigt man einerseits den geringen Geburtenzuwachs, andererseits den Rückgang der Madjarisierung und Kroatisierung, so wird man die Zahl der Deutschen bei Ausbruch des Krieges mit rund 500'000 ansetzen dürfen³³.

2. Wirtschaftlich-soziale Struktur.

Als Bauern und bäuerliche Handwerker waren die Vorfahren der Jugoslawiendeutschen ins Land gekommen und bis 1944 lebten sie zum überwiegenden Teil von Landwirtschaft und Gewerbe, in denen ihr Anteil den an der Gesamtbevölkerung übertraf. In der Woiwodina, der zwischen Donau und der jugoslawisch-rumänischen Staatsgrenze liegenden Landschaft, die sich aus den 1918 von Ungarn abgetrennten Teilen des Banats, der Batschka und Baranja zusammensetzte, lebten 84 Prozent der donauschwäbischen Bevölkerung in Landgemeinden¹, und 65 Prozent der Land- und dreissig Prozent der Stadtbewohner waren in der Landwirtschaft tätig. Es ist jedoch dabei zu berücksichtigen, dass davon nur eine Minderheit über genügend Boden verfügte, um eine Familie ernähren zu können². Zahlreiche Landwirte waren Zwergbesitzer mit Eigentum bis zu fünf Joch. Die häufig anzutreffende Klischeevorstellung von der Volksgruppe, die sich nahezu ausschliesslich aus reichen Bauern zusammensetzte, ist daher durchaus irreführend. Die zunehmende Mechanisierung der Landwirtschaft und die steigende Bodenrente in

³³ Ausführlich unten Kap. IV, S. 119 E ff.

¹ Vgl. Johann Wüsch, Die demographischen Verhältnisse in der jugoslawischen Woiwodina unter besonderer Berücksichtigung der Batschkaer Schwaben von 1900-1940, unveröff. Mskr. 1954; vgl. auch Ludwig Schumacher, Die Wirtschaftskraft der Banater Schwaben, Stuttgart 1954; A. Dammang, Die deutsche Landwirtschaft im Banat und in der Batschka, München Diss. 1929.

² Vom gesamten schwäbischen Bodenbesitz befanden sich etwa 11% der Ackerbaufläche nicht im bäuerlichen Eigentum, während die anderen 89% sich nach folgenden Betriebsgrössenklassen verteilten:

Grössenklasse in Katasterjoch = 0,575 ha	Anteil an der Gesamtzahl der Betriebe	Anteil an der gesamten Ackerfläche
5-10	36,6%	13,4%
10-20	32,3%	23,3%
20-50	25,4%	39,7%
50-100	4,9%	16,6%
über 100	0,8%	7,0%

Die in nichtbäuerlichen Händen befindlichen Ackerflächen (11%) gehörten Arbeitern, Kleinhauslern, Handwerkern; nach Wüsch, Die demographischen Verhältnisse, S. 92 f.

der Hand des relativ kleinen Bevölkerungsteils der wohlhabenden Bauern führte allerdings zu einer gesellschaftlichen Vorrangstellung dieser Schicht in der Volksgruppe, woraus sich eine starke soziale Differenzierung ergab³.

Der Anteil der Deutschen an Handel und Gewerbe, vor allem am Handwerk, war ebenfalls nicht gering. In den Städten zählten mehr als vierzig Prozent, auf dem Lande wenig unter dreissig Prozent der deutschen Bewohner zu diesen Wirtschaftsgruppen⁴; übertroffen wurde dieser Anteil nur von der madjarischen Bevölkerung. Es entwickelte sich vor allem in den Städten ein gewerblicher Mittelstand, der zusammen mit dem wirtschaftlich erstarkenden Bauerntum die Voraussetzung dafür schuf, dass sich nach der Abwanderung der madjarischen Intelligenz in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg neben der serbischen auch eine deutsche führende Gesellschaftsschicht herausbilden konnte. Erst jetzt begann der soziale Aufbau der Volksgruppe sich zu vervollständigen, nachdem die bisher mit dem gesellschaftlichen Aufstieg verbundene Madjarisierung eingedämmt war. Es waren vornehmlich freie Berufe, besonders die des Apothekers und Arztes, in denen sich Deutsche behaupten konnten. Der Anteil der deutschen Minderheit am Kommunal- und Staatsbeamtentum blieb dagegen verschwindend gering und gab Anlass zu begründeten Beschwerden. Gering war auch die Zahl der Industriearbeiter, die auf rund 15'000 Personen geschätzt wurden⁵. Sie waren vorwiegend in der Hanf-, Nahrungsmittel- und Textilindustrie sowie in Ziegeleien beschäftigt, d.h. in Industrien, die starken Konjunkturschwankungen unterlagen.

Das Rückgrat der wirtschaftlichen Organisation der Deutschen bildeten die Genossenschaften, von denen die 1922 (110.) gegründete landwirtschaftliche Zentralgenossenschaft m. b. H. «Agraria» in Neusatz die bedeutendste war. Mit Hilfe der Sparstockwirtschaft konnte das notwendige billige Betriebskapital für die Genossenschaften beschafft werden. 1927 wurde die «Agraria» geteilt. Die unter dem alten Namen weiterbestehende Institution blieb als Warenzentrale erhalten, während die aus der 1926 gegründeten Kreditabteilung der «Agraria» hervorgehende «Landwirtschaftliche Zentral-Darlehens-Kasse» den Geldverkehr übernahm und sich als Dachorganisation über den «Bauernhilfen», den lokalen Spar- und Darlehenskassen, erhob⁶. 1927 zählte sie 76 örtliche Kreditgenossenschaften mit 6'097 Mitgliedern; das Geschäftsanteile-Kapital be-

³ Wuscht, Die demographischen Verhältnisse, S. 91 f.; ders. im Deutschen Volkskalender, Neusatz 1931.

⁴ Nach Wuscht, a.a.O., S. 94, waren in den Handwerksbetrieben 15'000 familienfremde Arbeitskräfte beschäftigt. Für eine Übersicht über die Beschäftigungsstruktur des Handwerks erfasste Wuscht 3'653 Handwerksbetriebe, von denen
2'386 keine Gesellen beschäftigten
1'136 bis 2 Gesellen „
103 3-5 Gesellen „
28 über 5 Gesellen „

⁵ Ebda, S. 88 ff.

⁶ Annabring, S. 48 f.; H. Schwab, S. 201. Der gesamte deutsche Genossenschaftsverband setzte sich am 31.12.1932 aus 318 Genossenschaften zusammen: 5 Zentralgenossenschaften (Landes-Zentraldarlehenskasse, Agraria, Zentralgen. für Schweinezucht und Schweineverwertung; Ver-

trug 1'120'000 Dinar, während die Spareinlagen sich auf 29,5 und die Darlehensbeträge auf 35,3 Millionen Dinar beliefen. Trotz der auch auf Jugoslawien einwirkenden Weltwirtschaftskrise machte diese genossenschaftliche Entwicklung weitere Fortschritte: Ende 1932 gehörten der Zentral-Darlehens-Kasse 154 Kreditgenossenschaften mit 20'228 Mitgliedern an, das Geschäftseinlage-Kapital war auf 3,13, die Rücklagen waren auf 4,3, die Sparbeträge auf 88,5 Millionen Dinar und die Darlehen auf 108 Millionen Dinar gestiegen. Im Jahre 1934 wurden schon 332 Ortsgenossenschaften mit 45'000 Mitgliedern gezählt. Unter der energiegelichen Leitung von Dr. Stefan Kraft, Johann Keks und erfahrenen Fachleuten entfalteten sich diese Organisationen der Selbsthilfe mit dem Schwergewicht in der Woiwodina und in Syrmien. Vergleichbar mit dem freilich noch umfassenderen «spo-liczenstwo» der preussischen Polen vor dem ersten Weltkrieg, formte sich auch in Jugoslawien ein eigenes Gemeinwesen der deutschen Volksgruppe, in dem die wohlhabenden Bauern ein unverkennbares Übergewicht besaßen. Bezeichnend für die fast völlig auf die Landwirtschaft ausgerichtete soziale Struktur der deutschen Minderheit und die Haltung ihrer führenden Männer war, dass die nicht in der Landwirtschaft Tätigen in den deutschen wirtschaftlichen Organisationen fast unbeachtet blieben, wenn es auch an Versuchen einzelner Männer nicht fehlte, gerade diesen Familien auf genossenschaftlichem Wege zu helfen⁷.

Die deutsche Bevölkerung Syrmiens wies eine ähnliche gesellschaftliche Struktur auf wie die der benachbarten Woiwodina. Wenn auch 47 Prozent der deutschen Bewohner in Städten – fast ausschließlich in ausgeprägten Landstädten – wohnten, so doch die Landwirtschaft der bedeutendste Erwerbszweig⁸. Das Slawoniendeutschtum besaß zwar auch in der Landwirtschaft sein sozialstrukturelles Schwergewicht, verfügt

band deutscher Viehzuchtgen. «Selektor»; Zentralgen. für Geflügelzüchter «Avis»), 154 örtliche Kreditgen.; 99 Schweinemast- und Verwertungsgen.; 18 Wohlfahrtsgen.; 8 Viehzuchtgen.; 7 Molkereigen.; 2 Elektrizitätsgen.; 5 An- und Verkaufsgen.; 20 mit sonstigen Aufgaben befassten Genossenschaften. Die 20'228 Mitglieder (18'865 Männer und 1'363 Frauen) lassen sich nach Berufsmerkmalen aufschlüsseln: 13'406 Landwirte, 3'028 Handwerker, 2'145 Arbeiter, 90 Lehrer, 50 Geistliche, Sonstige: 1'509. In den Genossenschaften waren ca. 660'000 Katasterjoch erfasst.

⁷ Zu erwähnen ist hier vor allem die von J. Wüsch in Gang gebrachte Wohlfahrtsgenossenschaft (Woge), die vor allem den wirtschaftlich schwächeren Bevölkerungsteil erfasste und neben ökonomischen auch sozialen und sozialhygienischen Fragen ihre Aufmerksamkeit zupwandte.

⁸ Eine vom Landesdurchschnitt abweichende soziale Gliederung wies die Stadt Semlin auf, die als Vorort Belgrads anzusehen ist. Nach den Ergebnissen der Volkszählung von 1931 gehörten die Volksdeutschen in ihr folgenden Berufen an:

Beamte und Angestellte	1830	15,3%
Freie Berufe	934	7,8%
Handwerker und Gewerbetreibende	1450	12,1%
Lehrlinge und Gehilfen	2724	22,8%
Bauern und Landwirte	818	6,9%
Arbeiter und Tagelöhner	3052	25,5%

s. Haller, Syrmien und ein Deutschtum, S. 97; s. S. 11E, Tabelle Anm. 16, Spalte 7.

jedoch über einen recht hohen Anteil der in Handel, Gewerbe und Industrie Beschäftigten⁹ und zeigte in seiner Struktur grosse Ähnlichkeit mit dem Deutschtum in Bosnien und der Herzegowina, von dem 57 Prozent in der Landwirtschaft und 28 Prozent in Industrie und Handwerk tätig waren¹⁰.

Einen von den übrigen deutschen Siedlungsgruppen abweichenden sozialen Aufbau besaßen die Deutschen in Slowenien, jener Landschaft, die schon unter österreichischer Verwaltung über eine gut entwickelte Industrie verfügt hatte. Nach der Eingliederung in das Königreich Jugoslawien war zwar die wirtschaftliche und soziale Vorrangstellung der Volksdeutschen durch behördliche Massnahmen eingeschränkt worden. Dennoch behielt das Deutschtum noch immer eine starke Position in Industrie, Handel, Handwerk und Gewerbe. In der Gottscheer Sprachinsel herrschte zwar die Landwirtschaft als wichtigster Beruf vor, aber die durch Erbteilung bedingten Klein- und Zwergwirtschaften und der karge Karstboden reichten für den Lebensunterhalt der Familien nicht aus, so dass sich viele Gottscheer ausserhalb der Sprachinsel in der Industrie, Land- und Forstwirtschaft verdingten oder aber den Hausierhandel als zusätzliche Erwerbsquelle betrieben¹¹. Der wirtschaftliche Notstand trieb aber auch viele zur Auswanderung, vorwiegend nach Nordamerika. Die Unterstützungen, die von dort aus in die Heimat flossen, waren beträchtlich¹².

⁹ Für den Anteil der Slawoniendeutschen an den einzelnen Berufsgmpnen liegen lediglich die Ergebnisse der ungarischen Volkszählung von 1910 vor. Danach waren die Deutschen in folgenden Hauptgruppen beschäftigt:

Urproduktion	52,6%
Bergbau	0,2%
Industrie (Handwerk)	26,8%
Handel und Kredit	4,4%
Verkehr	3,0%
Off. Dienste, freie Berufe	1,6%
Militär	1,2%
Tagelöhner	5,9%
Hausgesinde	1,2%
Sonstige	3,1%

100%; absolut: 121'361, nach Harms, S. 395.

¹⁰ s. auch den unter Nr. 4, S. 37 ff. abgedruckten Bericht von Pfarrer F. Sommer und dessen Buch, S. 8 E, Anm. 13.

¹¹ Der von zahlreichen Gottscheer Deutschen betriebene Hausierhandel ging auf ein von Kaiser Friedrich III. 1442 verliehenes Privileg zurück, das als Entschädigung für die Verwüstung des Siedlungsgebietes durch Türkeneinfälle gedacht war, Grothe, S. 164 ff.

¹² Die Zahl der 1941 im Ausland lebenden Gottscheer wurde auf rund 16'000 geschätzt, von denen sich etwa 11'000 in den USA befanden. Vgl. R. Klein, Die Umsiedlung der Gottscheer Deutschen. In: Nation und Staat, Bd. 15, 1941/2, S. 151, und H. Grothe, S. 98 ff., mit noch höheren Zahlen. – Nach dem Verlust ihrer Heimat suchten zahlreiche Gottscheer eine neue Existenz in Übersee, vor allem in den USA, in denen nach einer Meldung der Gottscheer Zeitung (Klagenfurt, Nr. 1, Jg. 39), 24'000 von den ungefähr 37'000 aus der Gottschee stammenden Deutschen leben.

3. Konfessionelle Gliederung, Deutsches Schulwesen und jugoslawische Kulturpolitik.

Von der deutschen Bevölkerung Jugoslawiens bekannten sich 1931 383'674 Personen zur katholischen Kirche und 100'806 zu protestantischen Kirchengemeinschaften, die übrigen zu anderen Konfessionen¹. Der grösste Teil der Protestanten gehörte dem evangelisch-lutherischen Bekenntnis an und konstituierte sich auf Grund des Gesetzes vom 17.4.1930 zur «Deutschen Evangelischen Christlichen Kirche Augsburgischen Bekenntnisses im Königreiche Jugoslawien» unter einem Bischof mit dem Sitz in Agram. Bis zum Zusammenbruch Jugoslawiens stand ihr der aus Bezanija bei Franztal stammende Bischof Philipp Popp² vor, der nach 1945 zum Tode verurteilt und hingerichtet wurde; weltlicher Kirchenpräsident war Dr. Wilhelm Roth aus Gross-Kikinda. Die stärkste Verbreitung besass das evangelische Glaubensbekenntnis in der Batschka, dem Banat, in Bosnien und Slawonien, wo evangelische Deutsche unter Joseph II., und dann wieder nach der Aufhebung des Einwanderungsverbotes für Protestanten von 1859 fast ausschliesslich in geschlossenen Gemeinden angesiedelt worden waren. Die deutsche Kirchensprache bildete eine wesentliche Stütze für die Erhaltung des Volkstums, gefördert durch die Ausbildung der Geistlichen auf deutschen Hochschulen. Die eigene Verfassung der Deutschen Evangelischen Kirche A. B. vom 20.12.1930 sicherte ihren deutschen Charakter.

Grössere Schwierigkeiten, die deutsche Kirchensprache und ihr Volkstum zu erhalten, hatten die deutschen evangelisch-reformierten Gemeinden, die vorwiegend in der Batschka lagen. Sie gehörten der «Reformierten Christlichen Kirche Südslawiens» an, in der das Madjarentum das Übergewicht besass. Der madjarische Einfluss wurde durch den Zusammenschluss der deutschen Gemeinden zu einem eigenen Seniorat in Neuerbass am Anfang der 30er Jahre eingeschränkt³.

¹ Nach den Ergebnissen der Volkszählung von 1931, Gliederung, S. 10. Die dort abgedruckte Übersicht über die konfessionelle Zugehörigkeit der Deutschen ergibt folgendes Bild:

Röm. Katholische	383 674
Evang. Augsburg.	85 369
Evang. Reform.	15 437
Prawoslawen	3 220
Griech. Katholische	115
Andere Christen	1892
Juden	10 026
Muselmanen	36
Andere	200
	<hr style="width: 100px; margin-left: auto; margin-right: 0;"/> 499'969

¹ vgl. H. Herzog, Die Verfassung der deutschen evangel. Kirche A. B. im Kgr. Jugoslawien, Leipzig 1933.

³ Das Übergewicht der Madjaren in der evgl.-reform. Kirche hatte bereits vor dem I. Weltkrieg einen madjarisierenden Einfluss auf die einzelnen Gemeinden bewirkt, vgl. Handwörterbuch, I. Bd., S. 328ff.; Herbert Krimm (Hrsg.), Das Antlitz der Vertriebenen, Stuttgart 1949, S. 177 ff.; über die evang. Jugoslawiendeutschen auch: Franz Hamm, Die Deutsch-Evangelische Christliche Kirche in Jugoslawien. In: Südostdeutsche Heimatblätter, 2. Jg. 1953, S. 15 ff.

Für die deutsche katholische Bevölkerung wurden durch die Eingliederung der ehemals südungarischen Gebiete Jugoslawiens kirchenpolitisch und -organisatorisch schwierige Probleme aufgeworfen⁴. Das Banat, das zur Tschanader Diözese (Temeschburg) gehört hatte, wurde 1923 zur Apostolischen Administration erklärt, ebenso wie die früher zum ungarischen Bistum Kalosza gehörende Batschka. Während die deutschen Katholiken innerhalb des Banater Administraturbezirks eine schwache Mehrheit besaßen, überwog in der Batschka das madjarische und slawische Element. Die Pfarrer in den deutschen Mehrheitsgemeinden entstammten dem einheimischen Volkstum, doch sowohl im Banat und in der Batschka, als auch in der Baranja und in Syrmien, die zum Bistum Djakovo gehörten, nahmen vor allem die älteren Geistlichen in den volkspolitischen Fragen eine indifferente Haltung ein. Dies war eine Folge der konsequenten Madjarisierungspolitik der vergangenen Jahrzehnte, die alle im Bereich der Stephanskronen lebenden Nationalitäten unter Führung der madjarischen Kultur und Sprache zu vereinheitlichen und ihre Ziele durch das madjarisierte Schulwesen, aber auch durch die kirchlichen Institutionen zu erreichen suchte. Daraus ergab sich ein kultureller und geistiger Abstand zwischen dem auf madjarischen oder kroatischen Hochschulen und Priesterseminaren ausgebildeten Klerus und der deutschsprechenden Bevölkerung, der sich z.T. auch nachteilig auf das religiöse Leben in den einzelnen Gemeinden auswirkte⁵. Erschwerend trat hinzu, dass sich Klerus und Gläubige der aus den bisherigen staatlichen und kirchenorganisatorischen Bindungen gerissenen Gebiete einer neuen, lange ungeklärten kirchenpolitischen Situation gegenübersehen. Dazu kamen nationalkirchliche Tendenzen und Kroatisierungsbestrebungen, denen das katholische Deutschtum ausgesetzt war⁶. Die auch gegen kirchlichen Grundbesitz rigoros durchgeführte Agrarreform entzog zahlreichen Kirchengemeinden und kirchlichen Institutionen den wirtschaftlichen Rückhalt⁷. Die Vereinstätigkeit im kirchlichen und sozialen Bereich wurde durch die jugoslawischen Behörden behindert, was von den deutschen Gemeinden als ungerechtfertigt und unbegründete Massnahme empfunden

⁴ vgl. zum Folgenden Th. Grentrup, *Das Deutschtum an der mittleren Donau in Rumänien und Jugoslawien*, Münster 1930, S. 54 ff. und *Handwörterbuch*, 1. Bd., S. 326 ff.

⁵ vgl. Grentrup, S. 82, *Das nicht ratifizierte Konkordat vom 25.7.1935* (Entwurf bei Kurt Egon v. Türcke, *Das Schulrecht der deutschen Volksgruppen in Ost- und Südosteuropa*, Berlin 1938, S. 534) enthielt keine Minderheitenregelungen.

⁶ Die Versuche, das Kroatische als Kirchenamtssprache durchzusetzen, traten weit stärker in der Batschka als aus den genannten Gründen im Banat hervor. Die Einführung des altslawischen Missale in der Liturgie, das die kroatischen Bischöfe gegenüber dem Vatikan durchsetzten, blieb wegen des Widerstandes der andersnationalen Kleriker auf die slawischen Kirchengemeinden beschränkt, Grentrup, *passim*.

⁷ Ausser dem von der Agrarreform betroffenen landwirtschaftlichen Besitz verloren die Kirchengemeinden nach der Verstaatlichung der Schulen (s. u.) auch die sog. Kantorenfelder, deren Nutzniessung den Kantoren (Vorsängern) überlassen war, da diese in den meisten Fällen auch im Schuldienst standen, vgl. Georg Grassi, *Das Schulwesen der Deutschen in Südslawien*. In: *Nation und Staat*, 1. Bd. 1927/8, S. 795; Kaspar Hügel, *Donauschwäbische Schule zwischen Volk und Staat*. In: *Südostdeutsche Heimatblätter*, 2. Jg. 1953, S. 21.

wurde⁸. Als Ausbildungsstätten der katholischen Geistlichen standen nur kroatische Anstalten in Djakovo, Sarajevo und Split, sowie das Priesterseminar in Agram zur Verfügung⁹. Nur wenige Geistliche, z.B. Ende der 20er Jahre acht aus dem Banat, hatten die Möglichkeit, an deutschen Hochschulen zu studieren. Dennoch wurde die Haltung der deutschstämmigen katholischen Geistlichen vor allem in der jüngeren Generation zunehmend volksbewusster; eine aktive Mitarbeit an der Pflege und Erhaltung des Volkstums zeigte sich allerdings erst in späteren Jahren, dann vielfach als Gegenbewegung gegen die Bestrebungen der «Erneuerer» und den Einfluss nationalsozialistischer Ideen auf die Volksgruppenorganisation der Vorkriegsjahre. Die jahrelange Zurückhaltung und das Misstrauen der katholischen Geistlichkeit gegenüber der zentralisierten Volkstumsarbeit des «Schwäbisch-Deutschen Kulturbundes», in dem sie protestantisierende Tendenzen wahrzunehmen glaubte, hat sie in eine gewisse Isolierung gegenüber der Volkstumsbewegung geführt, aus der sie sich erst in den letzten Jahren vor der Vertreibung zu lösen begann. Nur in der Gottschee betätigte sich der Klerus aktiv in den volkspolitischen Institutionen dieser Siedlungsgruppe. Spannungen zwischen ihm und den Volkstumsorganisationen traten dort kaum auf¹⁰.

Mit Ausnahme von Slowenien, das ehemals zur österreichischen Reichshälfte gehört und beim Übergang dieses Gebietes an Jugoslawien über eine hochentwickelte deutsche Schulorganisation mit Kindergärten, Volks-, Mittel- und Fachschulen, Lehrerseminaren und Privatschulen verfügt hatte, konnte in den anderen Gebieten von einem ausgebauten deutschen Schulwesen kaum die Rede sein. Im Zug der vor dem Ersten Weltkrieg konsequent betriebenen Madjarisierungspolitik war in den südingarischen deutschen Siedlungsgebieten das seit der Ansiedlung bestehende deutsche Schulwesen aufgelöst worden. Nur eine Anzahl konfessioneller Volksschulen, vorwiegend in den evangelischen Gemeinden, blieb erhalten. Das gleiche traf auch für die deutschen Siedlungen in Kroatien zu, wo die autonome kroatische Schulgesetzgebung zwar von der Tendenz nicht frei war, die Andersnationalen zu assimilieren, aber die deutschen Schulen nicht ganz unterdrückte.

Gegenüber diesen in den einzelnen Gebieten verschiedenen Schulverhältnissen war die Schulpolitik der neuen jugoslawischen Behörden keineswegs einheitlich¹¹. In der Wojwodina wurde von den Behörden, bald nach der Besetzung dieses Gebietes durch

⁸ Diese Behinderungen entsprangen wohl politischen Überlegungen. Die Behörden befürchteten offenbar einen Missbrauch der Vereine, vor allem der Jugendgruppen, zu irredentistischen Zielen. Dies dürfte für die deutschen Vereine kaum zugetroffen haben, vgl. Grentrup, S. 322 f.

⁹ vgl. Handwörterbuch, 1. Bd., S. 283.

¹⁰ Mit der Haltung der deutschen katholischen Geistlichkeit in Jugoslawien gegenüber der Volkstumsarbeit setzt sich vor allem Grentrup (S. 91 ff.) auseinander.

¹¹ Über die Entwicklung und Lage der deutschen Schulen in Jugoslawien vor allem Grassi, S. 793 ff.; Grentrup, S. 228 ff.; Paul Rühlmann, Das Schulrecht der deutschen Minderheit in Jugoslawien, Berlin 1932, an ihn anschliessend v. Türcke, S. 459 ff.; Kaspar Hügel, Abriss der Geschichte des donauschwäbischen Schulwesens, München 1957; F. Schneider, Das Schulwesen der Deutschen in Jugoslawien, Belgrad 1944; Hermann Schwab, Schulgesetze und Minderhei-

serbische Truppen die Umwandlung aller von deutschen Kindern besuchten Schulen in deutsche gefördert; an den früher deutschen Gymnasien in Neuwerbass und Werschetz wurde wieder die deutsche Unterrichtssprache eingeführt, in Hatzfeld die Errichtung eines deutschen Realgymnasiums gestattet¹². Vertreter der Volksgruppe konnten mit den zuständigen Behörden über die Berufung geeigneter deutscher Lehrer aus Österreich und Deutschland verhandeln, um den grossen Lehrermangel zu beheben¹³. Dieses im Vergleich zu den anderen Siedlungsgebieten ungewöhnliche Entgegenkommen der jugoslawischen Behörden entsprang weniger dem Willen, die berechtigten Wünsche der Deutschen auf kulturellem Gebiet zu befriedigen, als vielmehr der Absicht, die Gefahr einer madjarischen Irredentabewegung im nördlichen Grenzgebiet zu bannen und die deutsche Minorität für die eigenen politischen Ziele und Gebietsansprüche zu gewinnen¹⁴.

Während in Kroatien und Slawonien die Zustände unverändert blieben, setzte in Slowenien sofort nach der Beseitigung der österreichischen Verwaltung eine vor Willkürmassnahmen nicht zurückschreckende Kampagne gegen das deutsche Element ein. Binnen kurzem wurde die gut ausgebaute deutsche Schulorganisation zerstört. Selbst private Anstalten gingen in slowenischen Besitz über¹⁵. Das Deutschtum hatte in Slowenien fast alle seine Schulen verloren, noch bevor durch die Verordnung des Unterrichtsministers Pribicevic vom Sommer 1922 das gesamte Schulwesen in Jugoslawien

tenpraxis in Südslawien. In: Deutschlands Erneuerung, 15. Jg. München 1931, S. 348 ff., 415 ff.; G. H. J. Erler, Das Recht der nationalen Minderheiten, Münster 1931, S. 21 ff. Chr. Morgenthaler, Die südslaw. Schulgesetze und die deutsche Minderheit. In: Zeitschrift für Ostforschung, Jg. 4, 1931.

¹² Die Gymnasien in Neusatz und Grossbetschkerek erhielten einzelne deutsche Klassen. – Hatzfeld wurde nach dem jugoslawisch-rumänischen Protokoll v. 24.11.1923 (s. o. S. 4E, F. 3) rumänisch, was für das deutsche Gymnasium den Beginn des Niedergangs ankündigte, vgl. K. Fiedler, Der Lehrkörper des Hatzfelder deutschen Realgymnasiums. In: Der donauschwäbische Lehrer, hrsg. v. J. Senz, 1. Bd., München 1959, S. 115 ff. und M. Müller, Was uns Hatzfeld bot, ebda. S. 124 ff.

¹¹ vgl. Grassi, S. 794 f.

¹⁴ Nach Kriegsschluss waren die Donauschwaben aus den historischen Traditionen des Habsburgerreiches, aus Antipathien gegen die Serben wegen ihrer südslawischen Agitation gegen den Bestand der Donaumonarchie und wegen ihrer Kriegserlebnisse zunächst durchaus für den Anschluss an einen lebensfähigen ungarischen Staat gestimmt, was der Aufruf des Schwäbischen Nationalrats vom 3.11.1918 unterstrich (s. u. S. 27 E). Dem zum Obergespan von Temeschburg (17.2. bis 20.7.1919) ernannten Führer des Deutschtums, Reinhold Heegn, stellte man deshalb die Gründung einer deutschen Universität in Aussicht, wenn die deutsche Minderheit sich dafür einsetze, dass die damals von serbischen Truppen besetzte Stadt bei Jugoslawien verbliebe, Annabring, S. 4 ff., 22; zum Minderheitenschutzvertrag s. u. S. 24 E, Anm. 25.

¹⁵ Nach einer Angabe bei Grentrup (S. 230) berichtete im Juni 1922 der damalige Staatskommissar für Slowenien, dass bis zu diesem Zeitpunkt 51 öff. deutsche Volksschulen mit 200 Klassen, 34 deutsche Privatschulen und 19 slowenischdeutsche Volksschulen in der Untersteiermark und Krain aufgelöst worden seien. – In Kroatien-Slawonien wurde vor dem I. Weltkrieg an 28 Schulen deutscher Unterricht gegeben, Annabring, S. 16.

verstaatlicht wurde¹⁶. Von nun ab gab es nur noch serbische, kroatische und slowenische Schulen, an denen für die Minderheiten auf Antrag der Erziehungsberechtigten von mindestens 30 Kindern Parallelabteilungen errichtet werden sollten. Doch selbst die Errichtung dieser Klassen suchten die Behörden vor allem mit dem Mittel der fragwürdigen Namensanalyse zu unterdrücken, derzufolge entgegen dem Wunsch der Erziehungsberechtigten die Kinder mit slawischen Namen, oft auch dann, wenn nur ein Grosselternteil einen slawischen Namen trug, zum deutschen Unterricht nicht zugelassen und den slawischen Schulen zugewiesen wurden¹⁷. Obwohl nach wiederholten Protesten der deutschen Abgeordneten dieser Erlass zunächst für die Wojwodina und später auch für Slowenien aufgehoben wurde, hielten die subalternen Behörden vor allem in Slowenien und Slawonien-Kroatien ihre Praxis aufrecht¹⁸. Nicht minder nachteilig für die Schulbildung erwies sich der für die Parallelklassen angeordnete Lehrplan: nach ihm wurde die Staatssprache bereits vom 1. Schuljahr ab gelehrt und rückte nach dem 4. Schuljahr zur Unterrichtssprache auf. Ausserdem wurde nach der Verstaatlichung der Schulen die Übernahme der Lehrer in den Staatsdienst davon abhängig gemacht, dass sie eine Sprachprüfung in der Staatssprache innerhalb eines kurzen Zeitraumes ablegten. Zahlreiche deutschstämmige Lehrer wurden in den Ruhestand oder an andersnationale Schulen versetzt. Durch alle diese Massnahmen vergrösserte sich der ohnehin beträchtliche Lehrermangel für die deutschen Parallelklassen. Serbische oder kroatische und slowenische Lehrkräfte, die oft die deutsche Sprache nur mangelhaft beherrschten, wurden für den Unterricht der deutschen Kinder herangezogen¹⁹.

Die schulpolitische Situation der deutschen Minderheit wurde noch dadurch verschlechtert, dass bis zum Jahre 1929 – mit Ausnahme von Altserbien – eine gesicherte Rechtsordnung des Schulwesens fehlte und dieses ausschliesslich auf ministeriellen

¹⁶ Mit der Übernahme des Schulbetriebs ging auch das Schulvermögen einschliesslich der landwirtschaftlichen Grundstücke, deren Ertrag von den Gemeinden für die Besoldung der Lehrer verwendet worden war, entschädigungslos in staatlichen Besitz über, Grassi, S. 795; Rühlmann, S. 38ff.

¹⁷ Nach Grassi (S. 801) blieben Gesuche auf Eröffnung einer Parallelabteilung aus etwa 30 von Deutschen bewohnten Gemeinden in Syrmien trotz zahlreicher Interventionen der deutschen Abgeordneten jahrelang unerledigt. – Die Namensanalyse wurde von den jugoslawischen Behörden mit der Begründung eingeführt, dass die unter ungar. und öster. Verwaltung madjarisierten oder eingedeutschten Slawen wieder ihrem ursprünglichen Volkstum zugeführt werden müssten. Sie wurde ohne Rücksicht darauf, ob die Kinder überhaupt dem Unterricht in den slawischen Sprachen folgen konnten, rigoros durchgeführt. Eine kritische Darstellung dieser Praxis bei Grassi, S. 797 ff.; Rühlmann, S. 42 ff. (mit Abdruck amtlicher Vorschriften); vgl. Annabring, S. 43 ff., 56 ff.

¹⁸ vgl. Grassi, S. 798; dort auch der deutsche Wortlaut des Erlasses v. 31.10.1927, durch den die Behörden im Banat, der Batschka und Baranja angewiesen wurden, die Schuleinschreibungen der Kinder «nach ihrer Nationalität, der Sprache, die sie sprechen, und ausserdem auch nach der Erklärung der Eltern» vorzunehmen. In der Praxis wirkte sich dieser Erlass nicht immer aus, wie die zahlreichen Beschwerden aus der deutschen Minderheit zeigten; vgl. Bericht Nr. 2, S. 10 f.

¹⁹ Über die Auswirkungen dieser Massnahmen auf die Schulbildung der deutschen Kinder vor allem Grassi, S. 80 ff.; Grentrup, S. 232 ff. und Gerhard, S. 49 ff.

Verordnungen beruhte. Diese waren nicht selten von parteipolitischen und persönlichen Erwägungen beherrscht. Zugeständnisse des einen Ministers, die oft erst nach mühsamen Verhandlungen durch die Abgeordneten oder kulturpolitischen Organisationen der Minderheit erwirkt worden waren, wurden von anderen wieder aufgehoben. Von einem Schulrecht der deutschen Minderheit konnte unter diesen Bedingungen genau so wenig die Rede sein wie von dem einer anderen Minorität.

Erst nachdem das Volksschulwesen durch das Gesetz über die Volksschulen vom 5.12.1929²⁰ gesetzlich geregelt war, konnten auf Grund von vier Verordnungen des Unterrichtsministeriums vom 1.9.1930²¹, 14.2.1931²², 24.1.²³ und 3.4.1933²⁴, welche die Vertreter der deutschen Minderheit nach langwierigen Verhandlungen erzielten, die Voraussetzungen für den Aufbau eines deutschen Volksschulunterrichts geschaffen werden. Damit waren die im Minderheitenschutzvertrag vom 10.9.1919²⁵ garantierten

²⁰ Text: Sluzbene Novine v. 9.12.1929; deutsche Übersetzung: v. Türcke, S. 469 ff.

²¹ Text: v. Türcke, S. 509 f.; vgl. E. Ammende (Hrsg.), Die Nationalitäten in den Staaten Europas, Ergänzungsband, Wien 1932, S. 69; Bernhard Scheichebauer, Die deutsche Minderheit in Südslawien. In: Süddeutsche Monatshefte, 24. Jg., 1927, H. 7, S. 23.

²² Text: v. Türcke, S. 510 f.

²³ Ebda, S. 511 f.

²⁴ Ebda, S. 512 f.; vgl. Karsten, S. 42 ff.

²⁵ Martens, 3. Serie, Bd. 13, S. 512 ff.; abgedruckt auch bei Herbert Kraus, Das Recht der Minderheiten, Berlin 1927, S. 78 ff.; v. Türcke, S. 466 ff.; Hans-Joachim Seeler, Das Staatsangehörigkeitsrecht von Jugoslawien, Frankfurt 1956, S. 76 ff. Wichtig waren vor allem Art. 8 und 9. (Art. 8: Die serbisch-kroatisch-slowenischen Staatsangehörigen, die zu einer völkischen, religiösen oder sprachlichen Minderheit gehören, sollen ... insbesondere ein gleiches Recht haben, auf ihre Kosten... Schulen und andere Erziehungsanstalten zu errichten, zu leiten und zu beaufsichtigen und in ihnen ihre Sprache frei zu gebrauchen und ihre Religion frei auszuüben. Art. 9: Auf dem Gebiet des öffentlichen Unterrichts soll die serb.-kroat.-slowenische Regierung in den Städten und Bezirken, in denen fremdsprachige serb.-kroat.-slowenische Staatsangehörige in beträchtlichem Verhältnis wohnen, angemessene Erleichterungen schaffen, um sicherzustellen, dass den Kindern dieser serb.-kroat.-slowenischen Staatsangehörigen in den niederen Schulen der Unterricht in ihrer eigenen Sprache erteilt wird ... Die Bestimmungen dieser Artikel dürfen nur auf diejenigen Gebiete angewandt werden, die Serbien oder dem Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen seit dem 1.1.1913 übertragen sind, vgl. J. Zolger, Die Verfassung vom 28.6.1921. In: Jahrbuch des öff. Rechts der Gegenwart 1922). Diese Auflagen des völkerrechtlich verbindlichen Minderheitenvertrags wurden jedoch weder in der Verfassung vom 28.6.1921 noch in der vom 3.9.1929 erwähnt, weshalb sie von den jugoslawischen Behörden oft als staatsrechtlich nicht geltendes Recht angesehen wurden. – Der Entwurf des Volksschulgesetzes vom 5.12.1929 wurde bereits 1926 vom damaligen Unterrichtsminister Pribicevic dem Parlament vorgelegt und löste den Widerstand der Abgeordneten der nationalen Minderheiten aus, da hier die für die Minoritäten ungünstigen Schulzustände sanktioniert werden sollten. In einer Entschliessung von 600 Delegierten aus allen deutschen Siedlungsgebieten Jugoslawiens wurde die Regierung aufgefordert, die den Minderheitenschulen abträglichen Bestimmungen fallen zu lassen; zugleich beauftragte die Delegiertenversammlung die deutschen Parlamentsabgeordneten, der Skupschtina einen eigenen Minderheitenschulgesetzentwurf vorzulegen, falls das notwendig sein sollte

national-kulturellen Rechte wenigstens teilweise in die schulpolitische Praxis umgesetzt. Durch diese Verordnungen wurde die Namensanalyse verboten, die Berücksichtigung der Familiensprache vorgeschrieben, das Deutsche in den ersten vier Klassen als Unterrichtssprache belassen und nur vier Stunden Unterweisung in der Staatssprache vom 3. Schuljahr ab vorgeschrieben. In der 5. und 6. Klasse mussten zusätzlich die sogenannten nationalen Fächer, Geschichte und Geographie, in serbo-kroatischer Sprache gelehrt werden. Das vertrug sich nicht mit den Vorschriften des § 45 des Volksschulgesetzes, in dem festgesetzt worden war, dass «der Unterricht... in der Muttersprache der Schüler erteilt» werden müsse. Ebenso wenig liess sich der Fortfall des deutschen Unterrichts im 7. und 8. Schuljahr und die Tatsache, dass noch immer Kinder aus Mischehen, deren Väter südslawischer Nationalität waren, allein in Schulen mit staatlicher Unterrichtssprache eingeschrieben wurden, mit dem Minderheitenschutzgesetz vereinbaren; denn seine Artikel 8 und 9 garantierten den Angehörigen der verschiedenen, nicht zu den drei Staatsvölkern gerechneten Nationalitäten den freien Gebrauch ihrer Muttersprache im Unterrichtswesen²⁶.

Im Rahmen dieser im Ganzen jedoch nicht ungünstigen Ordnung des Volksschulwesens gelang es, die Zahl der deutschen Parallelabteilungen an den Volksschulen zu erhöhen. Dem Lehrermangel wurde durch die Errichtung einer privaten deutschen Lehrerbildungsanstalt in Gross-Betschkerek im Oktober 1931, die im Herbst 1933 nach Neuworbass verlegt wurde, abgeholfen²⁷. Zugleich genehmigte die Verordnung vom 1.9. 1930 die Errichtung von privaten deutschen Kindergärten und die Organisation von Alphabetkursen. Um alle diese privaten Anstalten zu unterhalten, gründeten die Kultur- und Wirtschaftsorganisationen der deutschen Minderheit im Jahre 1931 die «Schulstiftung der Deutschen des Königreichs Jugoslawien», die allerdings erst 1933 von Un-

(Nation und Staat. Bd. 2, 1928/9, S. 182 ff.). Der vom Deutschen Abgeordnetenclub ausgearbeitete Entwurf (abgedruckt: Nation und Staat, Bd. 2, S. 275 ff.; Hügel, Abriss, S. 74 ff.), der sich auf das Vorbild der Regelung des Schulwesens in Wales, der Minderheitenschulordnung in Lettland und auf die südslawisch-rumänische Konvention über die gegenseitige Regelung der Schulverhältnisse der rumän. Minderheit in Jugoslawien und der serb. Minderheit in Rumänien stützte, wurde nicht berücksichtigt; die wiederholten Proteste der Deutschen gegen das Volksschulgesetz (v. Türcke, S. 459 ff.) bewogen die Regierung, endlich den Forderungen der deutschen Minderheit durch den Erlass der erwähnten vier Verordnungen entgegenzukommen.

²⁶ Verordnung v. 20.16.1933, v. Türcke, S. 461, 468, 477.

²⁷ Nach Angaben des Ministeriums für Volksaufklärung bestanden in Jugoslawien im Jahre 1929 insgesamt 7'344 staatliche Volksschulen, von denen 171 die deutsche Unterrichtssprache führten. (Grentrup, S. 238); diese Zahl stieg bis 1938 auf 257 an. – Die erste Lehramtsdiplomprüfung an der deutschen Lehrerbildungsanstalt wurde im Frühjahr 1934 abgelegt. Seither verliessen jährlich etwa 10–20 Kandidaten als Lehrer die 1937 von etwa 100 Seminaristen besuchte Anstalt. Es hätte Jahrzehnte bedurft, um den Bedarf an deutschen Lehrkräften, der nach vorsichtigen Schätzungen etwa 1'000 Lehrer betrug, zu decken. Leiter der Lehrerbildungsanstalt waren Josef Täubl (1931–36) und Konstantin Fiedler (1936–44); v. Türcke, S. 462; Annabring, S. 58 f.

terrichtsminister R. Stankovic genehmigt wurde²⁸. Sie übernahm den Hauptanteil an der Finanzierung der privaten deutschen Schulen und der übrigen kulturellen Einrichtungen und erhielt sich durch Beiträge der gesamten Minderheit. Damit waren wesentliche Fortschritte erzielt, sogar von der Bestimmung des jugoslawischen Gesetzes über die Lehrerausbildung vom 27.9.1929, die die Eröffnung privater Lehrerbildungsanstalten verbot²⁹, wurde zugunsten der deutschen Minderheit eine Ausnahme gemacht. Überhaupt konsolidierte sich zu Beginn der 30er Jahre auf kulturpolitischem Gebiet die Lage der Volksgruppe, wenn auch weiterhin die Schulfrage die volle Aufmerksamkeit der politischen Repräsentanten der deutschen Volksgruppe erforderte. Bezeichnenderweise wurden Zugeständnisse im Schulwesen meist erst durch Wahlabsprachen und den Beitritt der deutschen Abgeordneten zur Regierungspartei ermöglicht³⁰. Dadurch konnte der Rückhalt bei der Belgrader Zentralregierung verstärkt werden; gelegentlichen Willkürmassnahmen und Schikanen der lokalen und regionalen Behörden konnte nicht zuletzt aus aussenpolitischen und wirtschaftlichen Rücksichten auf das Deutsche Reich die Spitze abgebrochen werden. Wenn sich so die Lage im Schulwesen ganz beträchtlich verbesserte, so ist es doch nicht gelungen, die prinzipielle Spannung zwischen dem grossserbischen Unifizierungswillen im jungen südslawischen Staat und den selbstbewusster vertretenen nationalkulturellen Ansprüchen der deutschen Minderheit zu beseitigen und eine beide Teile auf die Dauer befriedigende Lösung zu erreichen³¹.

²⁸ Das Statut der Schulstiftung wurde erst nach der Zurücknahme einer Petition an den Völkerbund wegen des beschlagnahmten «Deutschen Hauses» in Cilli genehmigt. Gründer der Schulstiftung waren die «Liga der Deutschen des Kgr. Jugoslawien für Völkerbund und Völkerverständigung», der «Schwäbisch-Deutsche Kulturbund» und die «Landwirtschaftliche Zentraldarlehenskasse». Ihr Sitz war in Neusatz; das Stammkapital betrug 2 Mill. Dinar; aus dem Stiftungsbeirat von höchstens 30 Mitgliedern wurde das Kuratorium gewählt, dem Dr. Kraft, Dr. Moser, J. Keks, Dr. Rörig u. Dr. A. Zimmermann angehörten. Text der Stiftungsurkunde und des Statuts der Schulstiftung bei v. Türcke, S. 524 ff.; vgl. E. Ammende (Hrsg.) Erg. bd., S. 71; Annabring, S. 59 f., Hamm-Lotz-Lindenschmidt, Das Gymnasium zu Neuwerbass, München 1960, S. 79.

²⁹ Auszug bei v. Türcke, S. 524.

³⁰ vgl. Nation und Staat, Bd. 7, 1933/4, S. 29.

³¹ vgl. v. Türcke, S. 462; Heinz Brunner, Die Entwicklung der deutschen Volksgruppe in Jugoslawien. In: Nation und Staat, Bd. 12, 1938: 9, S. 138 ff.; und die in dieser Zeitschrift zwischen 1934 und 1942 sowie in «Deutschum im Ausland» von 1934-1941 abgedruckten Lageberichte über die deutsche Minderheit in Jugoslawien. – Ausser der Lehrerbildungsanstalt in Neuwerbass bestanden bis 1941 noch folgende Privatanstalten der deutschen Minderheit: die seit 1888 bestehende evangelische Volks- und Bürgerschule in Zagreb mit ca. 400 meist katholischen Schülern; die evangelische deutsch-serbische Schule in Belgrad; die katholische Schule in Nova Topola; die Bürgerschule landwirtschaftlichen Typs, die Volksschule und eine Kindergärtnerinnenschule in Neuwerbass; eine 1940 gegründete Landwirtschaftsschule in Futog. – Zu dem deutschen Gymnasium in Neuwerbass vgl. F. Hamm, Das deutsche Gymnasium in Neuwerbass. In: Südostdeutsche Vierteljahresblätter, 9. Jg. 1960, S. 66 ff. und B. Saria, Das Neuwerbasser Gymnasium im Rahmen des höheren deutschen Schulwesens im Südosten, ebda. – 1940 war zwischen den Vertretern der deutschen Volksgruppe und der Belgrader Regierung vereinbart wor-

4. Politische Struktur des Deutschtums und sein Verhältnis zum Staat bis zur Zerschlagung Jugoslawiens.

Mit Ausnahme der slowenischen Gebiete und der vom gemeinsamen österreichisch-ungarischen Finanzministerium verwalteten Provinzen Bosnien und Herzegowina gehörten die deutschen Siedlungsgebiete, die in den neuen südslawischen Staat eingegliedert wurden, der ungarischen Reichshälfte an. Ihre Bewohner, die ihrer Herkunft nach nicht einheitlich waren, wurden unter dem Namen der Donauschwaben zusammengefasst¹. Ohne ein politisch bewusstes nationales Zusammengehörigkeitsgefühl betrachteten sie sich als loyale Staatsbürger dem ungarischen Staat verbunden und traten zunächst entschieden der Zerstückelung der Monarchie entgegen². Dem Beispiel der anderen Nationalitäten folgend, bildeten sie nach der Proklamation der ungarischen Republik einen «Schwäbischen Nationalrat» unter Dr. O. Roth, der in einem Manifest vom 8.12.1918 in Temeschburg die Forderung des Serbischen Nationalrats in Neusatz und des rumänischen in Karlsburg³, das Banat von Ungarn abzutrennen, ablehnte. Diese Haltung bewahrten die Donauschwaben auch in den folgenden Jahren bis zur endgültigen Grenzregelung; sie trat nur zeitweilig zugunsten der Forderung nach einer Autonomie der süd-ungarischen Gebiete zurück. Da für diese Deutschen, im Gegensatz zu den umwohnenden Rumänen und Slawen, nicht die Möglichkeit gegeben war, staatlichen Anschluss an ihr Muttervolk zu finden, stand ihnen allein die unsichere Aussicht vor Augen, den Staat, der ihnen zum Vaterland geworden war, gegen einen anderen, fremden vertauschen zu

den, das einzige staatliche Gymnasium mit deutschen Parallelklassen (4) in Neuwerbass zu einer Vollanstalt auszubauen. – Der Versuch der Repräsentanten der deutschen Minderheit, von der Regierung eine zusammenfassende Schulverordnung zur Regelung des deutschen Schulwesens zu erwirken, welche die Wünsche der Minderheit befriedigt hätte, blieb ohne Erfolg. Einen Entwurf dieser Verordnung, der von den Deutschen in Anlehnung an die rumän.-jugosl. Schulkonvention v. 10.3.1933 (Sluzbene Novine v. 19.9.1933), das Volksschulgesetz v. 5.12.1929 und die dazu ergangenen Verordnungen ausgearbeitet worden war, wurde im Januar 1936 als Anhang zu einer Petition der deutschen Volksgruppe dem damaligen Ministerpräsidenten Stojadinovic überreicht; der Text: Deutsches Volksblatt (Neusatz) v. 1.1.1938; v. Türcke, S. 530 ff.

¹ Politische Differenzen und ein harter wirtschaftlicher Konkurrenzkampf führten dazu, dass der serbische Namen für die Donauschwaben, «svaba», von der andersnationalen Bevölkerung häufig abwertend gebraucht wurde, vgl. Neuland, Nr. 27, 1952.

² vgl. Handwörterbuch, Bd. 1-3; Annabring, S. 4 ff.; H. Grothe, Kleines Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums, München 1932; J. A. v. Reiszwit, Die politische Entwicklung Jugoslawiens zwischen den Weltkriegen. In: Osteuropa-Handbuch, Jugoslawien, S. 67 ff.; Thomas T. Hammond, A brief history. In: Yugoslavia, New York 1958, S. 12 ff.; Malbone W. Graham, Constitutional development 1914–1941. In: Robert J. Kerner (Hrsg.), Yugoslavia, Berkeley 1949, S. 118 ff.; The Balkan States, Bd. I, hrsg. v. Royal Institute of International Affairs, London 1936.

³ vgl. Dokumentation der Vertreibung, Bd. III, Bonn 1957, S. 27 f.; s. oben S. 22 E, Anm. 14.

müssen. Seinen drei Staatsvölkern die Superiorität zuzuerkennen, musste ihrem Selbstbewusstsein schwerfallen.

Andererseits lag es für eine Minderheit, die sich ihres deutschen Volkstums bewusst war, nahe, die Separationsbestrebungen der Rumänen und Serben zu unterstützen; denn nur eine Loslösung vom ungarischen Staat konnte die Masse des Deutschtums dem madjarischen kulturellen Einfluss entziehen. So wurden unter der Parole «Los von Ungarn» in den Städten und Dörfern «Deutsch-schwäbische Klubs» gegründet, in denen ein kulturelles Deutschbewusstsein geweckt werden sollte; manche Kreise des Deutschtums zeigten sich dem Werben von rumänischer und serbischer Seite zugänglich, die beide Anspruch auf das Banat erhoben. Die Mehrheit der donauschwäbischen Bevölkerung blieb jedoch ungarngeneigt und lehnte dieses Vorgehen ab. Überbrückt wurde der Gegensatz erst durch den Protest, den die deutsche Bevölkerung der Woiwodina gegen die auf der Pariser Friedenskonferenz beschlossene Teilung des Banats erhob⁴. Diese Grenzziehung zerstückelte das Banat zwischen Jugoslawien, Rumänien und Ungarn, sie schlug ausserdem die Batschka und das Baranjadreieck zu Jugoslawien, das damit einen grossen Teil der donauschwäbischen Siedlungsgebiete erwarb. Die Deutschen in diesem Gebiet wurden, in ihrer überwiegenden Zahl widerstrebend, aus alten politischen Bindungen gerissen und in völlig veränderte Verhältnisse gestellt. Von ihren Landsleuten in der nächsten Nachbarschaft wurden sie getrennt; mit anderen deutschen Gruppen zusammen, mit denen sie kein Zusammengehörigkeitsgefühl verband, sahen sie sich als nationale Minderheit in einen neuen Staat versetzt, der selbst mit einer Fülle aussen- und innenpolitischer Probleme belastet war und bis zu seinem Ende im Jahre 1941 sich niemals ganz konsolidieren konnte.

Das Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen fasste die drei ethnisch nahe verwandten südslawischen Völker zu einem Staat zusammen, ohne aber in den beiden folgenden Jahrzehnten die Verschiedenheiten und Gegensätze überwinden zu können, die sich aus der bisher unterschiedlichen historischen Entwicklung dieser Völker und ihrer Siedlungsgebiete ergaben. Der Führungsanspruch der Serben, die für einen zentralistischen Aufbau des States eintraten, ihn an die mittelalterliche Tradition des serbischen Zarenreiches binden und diese auch den neuen Gebieten zu vermitteln suchten, stiess auf den unterschiedenen Widerstand der Kroaten und auf deren Forderungen nach einem föderativen Staatsaufbau. Während sich aussenpolitisch die Stellung Jugoslawi-

⁴ Annabring, S. 10 ff.; Carl Hassenstein, Das Königreich Südslawien, Entstehung, Rechtsnatur und Stellung zur deutschen Minderheit, Erlangen jur. Diss., Hof/Saale 1934, S. 15 ff.; oft harmonisierend: Miodrag B. Cvetkovitsch, Der Schutz nationaler Minderheiten in Jugoslawien, Heidelberg jur. Diss. 1939, S. 48 ff., 90 ff.; allg. Gilbert i. d. Maur, Die Jugoslawen einst und jetzt, Bd. 3, Jugosl. Innenpolitik, Berlin 1938; Walter Koch, Die Rechts- und tatsächliche Lage der deutschen Volksgruppe in Südslawien, Giessen Diss. 1937.

ens durch die vertragliche Sicherung der neuen Grenzen und den Abschluss eines Bündnissystems festigte⁵, blieben die von dem serbisch-kroatischen Gegensatz überschatteten innenpolitischen Probleme grösstenteils ungelöst. Die jeweilige aussen- und innenpolitische Konstellation wirkte sich auch auf das Verhältnis der drei Staatsvölker zu den in ihren Siedlungsgebieten lebenden Minderheiten und auf deren Behandlung durch die lokalen und zentralen Behörden aus.

Die deutsche Bevölkerung, die in geschlossenen oder verstreuten Siedlungsgebieten in Jugoslawien lebte und sich, soweit sie der Doppelmonarchie angehörte, bis zu deren Zerfall als Glied des Staates gefühlt hatte, wurde nun zu einer über die neue staatliche Ordnung enttäuschten Minderheit, die ein Gruppenbewusstsein erst mühsam gewinnen musste. Die gegen sie gerichteten Massnahmen zunächst in den slowenischen, dann auch in den ehemals südungarischen Gebieten, erschwerten ihre Hinwendung zum SHS-Staat, dem sie sich gleichwohl loyal unterstellten. Gerade die gegen das Deutschtum gerichteten Massnahmen haben die Entstehung eines Gemeinschaftsbewusstseins der über das ganze Land verstreuten deutschen Bevölkerungsgruppen gefördert⁶. Von seinen bisherigen kulturellen und wirtschaftlichen Verbindungen durch die neuen Grenzen abgeschnitten oder wie in Slowenien durch politische Massnahmen seiner organisatorischen und kulturellen Institutionen beraubt, richtete das Streudeutschtum seinen Blick auf das zusammenhängende deutsche Siedlungsgebiet der Woiwodina mit dem Zentrum in Neusatz. Dieses wurde der Ausgangspunkt der Bestrebungen, die deutsche Bevölkerung organisatorisch zu erfassen, sie kulturell und wirtschaftlich zu stützen und in ihr ein Bewusstsein volklicher Eigenart zu wecken. Dieser Prozess vollzog sich allerdings nur allmählich und war noch nicht abgeschlossen, als der deutsche Angriff im Frühjahr 1941 die Zerschlagung Jugoslawiens einleitete.

Die Entfaltung einer solchen Initiative unter den Deutschen der Woiwodina war deshalb möglich, weil hier die jugoslawischen Behörden die deutsche Bevölkerung für den neuen jugoslawischen Staat zu gewinnen und dem madjarischen Einfluss zu entziehen trachteten⁷. So gewährte sowohl die in Neusatz errichtete Provisorische Provinzial-

⁵ Im Einzelnen dazu v. Reisswitz, S. 74 ff. (im Anhang des Jugoslawien-Handbuchs, S. 333 ff., eine Aufzählung der Verträge); Joseph S. Roucek, *The politics of the Balkans*, New York 1939, S. 55 ff.; R. P. Taylor (Hrsg.), *Handbook of Central and East Europe*, Zürich 1934; Robert L. Wolff, *The Balkans in our times*, Cambridge/ Mass. 1956; R. D. Hogg, *Yugoslavia*, London 1942; Erich H. Müller v. Asow, *Königreich Südslawien*, Berlin 1940.

⁶ Dies trifft vor allem für Slowenien zu, denn der schwelende kroatisch-serbische Konflikt ermöglichte den Slowenen unter Führung von Dr. Korosec, dem prominenten Vertreter des politischen Katholizismus in diesem Raum und als Vertreter des südslawischen Staatsgedankens Bundesgenosse der Serbisch-radikalen Staatspartei, eine antideutsche Politik unter Hinweis auf die Stellung der Slowenen im Kärntner Gebiet Österreichs zu betreiben. Dieses Verhalten änderte sich auch nicht unter den Ministerpräsidenten Stojadinovic und Cvetkovic, in deren Amtszeit sich ein nationalitätenrechtlicher Konsolidierungsprozess Bahn brach, aus dem nicht zuletzt auch die deutsche Minderheit dank erhöhter Rücksichten auf das Dritte Reich Gewinn ziehen konnte, vgl. *Handwörterbuch, Vorabdruck: Südslawien, Nationalitätenrecht und Politik*; Senz, S. 109 ff.

⁷ vgl. Jojkic, *Nacionalizacija Banata i Banata*; Sattler, *Deutsche Volksgruppe*, S. 34ff.; Annabring, S. 21 ff.

regierung wie auch die Zentralregierung in Belgrad den Deutschen in der Woiwodina wesentliche Zugeständnisse auf kulturpolitischem Gebiet, vor allem im Schulwesen. In den von deutschen Kindern besuchten madjarischen Schulen wurde die deutsche Unterrichtssprache eingeführt, neue Volks- und Bürgerschulen wurden errichtet, deutsche Zeitungen gegründet, die für die Erhaltung des Volkstums eintraten. Gerade im Zeitungswesen ist dem Deutschtum auch fortan ein Bereich relativ unbehelligten Wirkens erhalten geblieben⁸.

Der Anstoss für die volkspolitische Arbeit ging von einer kleinen Gruppe deutscher Akademiker aus, die meist der jüngeren Generation angehörten. In Verhandlungen mit den regionalen und zentralen jugoslawischen Behörden suchten sie die bisherigen kulturpolitischen Erfolge zu sichern und gründeten am 20.6.1920 den «Schwäbisch-Deutschen Kulturbund» mit dem Sitz in Neusatz. Ziel des Kulturbundes war laut seinen Satzungen die Pflege der Volkstumsüberlieferung, die Verbreitung von Büchern, Kunstwerken, Musikalien und Filmen, die Einrichtung und Förderung von Bibliotheken und anderen, der Volksbildung dienenden Institutionen, die Veranstaltung von Vorträgen und künstlerischen Darbietungen, die Ausbildung deutscher Lehrer und Geistlicher und die Förderung der sozialen Fürsorge und von wirtschaftlichen Einrichtungen⁹. In den Jahren bis 1924 gelang es, während der ersten Aufbauphase in der Woiwodina und in Syrmien 128 Ortsgruppen mit insgesamt 55'000 Mitgliedern zu errichten¹⁰. Wegen der Schwierigkeiten, die dem Kulturbund sowohl aus den Behinderungen durch die lokalen Behörden wie aus der nationalen Indifferenz der deutschen Bevölkerung bei seiner Arbeit erwachsen, breitete er sich zuerst nur über die Woiwodina und einzelne deutsche Siedlungen Syrmiens aus, ohne dass er zugleich in Slawonien, Kroatien und in Slowenien Fuss fassen konnte¹¹.

⁸ vgl. oben S. 27E, auch 22 E; Der Auslandsdeutsche, Halbmonatsschrift für Auslandsdeutschtum und Auslandskunde, Stuttgart, 3. Jg., H. 20; Annabring, S. 27 f.; Grentrup, S. 305 ff. Die wichtigsten Zeitungen und Zeitschriften waren: in Neusatz: Deutsches Volksblatt; Deutsche Zeitung; VDS, Nachrichten der deutschen Sportvereine Jugoslawiens; Der Landwirt; Woge-Blatt; in Gross-Betschkerek: Neue Zeit; Volksbote; in Werschetz: Werschetzer Gebirgsbote; Deutscher Volksfreund; in Patschowa: Banater Bote; Volksruf; in Weisskirchen: Belackvaer Volksblatt; Der Sonntag; in Hodschag: die Woche; in Apatin: Batschkaer Zeitung; Die Donau; in Palanka: Die Wacht; in Tscherwenka: Der Familienfreund; in Neuwerbass: Werbasser Zeitung; in Esseg: Slawonischer Volksbote; in Agram: Der Morgenstern. – Zur Pressezensur vgl. Nation und Staat, 6. Bd., S. 179.

⁹ vgl. E. Ammende, Die Nationalitäten, S. 348f.; Der Auslandsdeutsche, 3. Jg., H. 7 und 16.4. Jg., H. 3. Johann Keks, Die Arbeit des Kulturbundes, Neusatz 1937.

¹⁰ Annabring, S. 40.

¹¹ Streng katholisch-klerikale Kreise lehnten den Kulturbund ab, der in ihren Augen die konfessionellen Unterschiede zu verwässern drohte und hinter dem sie protestantisierende Tendenzen vermuteten, vgl. Der-Auslandsdeutsche, 4. Jg. H. 2. Über die kulturpolitische Lage des Deutschtums in Slawonien – Kroatien und Slowenien im Hinblick auf die Hindernisse, die einer Entfaltung des Kulturbundes im Wege standen, vgl. die Sonderdrucke des Handwörterbuchs und Sattler, Deutsche Volksgruppe, S. 47 ff.

In dem Masse, wie sich die aussenpolitische Position des jugoslawischen Staates gegenüber Ungarn festigte, empfanden Regierungskreise die Herausbildung einer geschlossenen deutschen Gruppe in der Woiwodina als störend und suchten ihre Aktivität vor allem im Bereich der Kulturpolitik zu unterbinden. So wurde das aufblühende deutsche Schulwesen durch die Verstaatlichung sämtlicher Schulen im Jahre 1922 zerstört, die Einschreibungen in die deutschen Schulabteilungen wurden durch die Namensanalyse behindert, schliesslich der Kulturbund aufgelöst und sein gesamtes Vermögen im Frühjahr 1924 beschlagnahmt¹². Auch nach der Aufhebung des Verbots im Oktober des gleichen Jahres blieb das Vermögen des Kulturbundes konfisziert und seine Tätigkeit durch die Behörden unterbunden, bis er 1927 erneut zugelassen wurde und seine Organisation in einer zweiten Phase ausgebaut werden konnte.

Unbeeinträchtigt in seinem Wirkungskreis blieb das deutsche Genossenschaftswesen. Die «Agraria» wurde der Ausgangspunkt für den Ausbau eines umfangreichen Systems von Wirtschafts- und Kreditgenossenschaften, das der bäuerlichen deutschen Bevölkerung einen starken wirtschaftlichen Rückhalt gab, als sie sich nach den schweren Einbussen des Deutschtums durch die Agrarreform umorientieren musste¹³. Ausserdem wurde durch das Genossenschaftswesen unter den donauschwäbischen Bauern, die in starkem Masse einem wirtschaftlich-materiellen Denken zugewappt waren, auch das Interesse für Volkstumsfragen geweckt. In der wechselvollen innenpolitischen Entwicklung, die zeitweilig zum Verbot sämtlicher deutschen kulturellen und politischen Institutionen führte, blieb das deutsche Genossenschaftswesen oft die einzige organisa-

¹² Das Verbot wurde im April durch Unterrichtsminister Pribicevic verfügt, der rigoros die kulturpolitischen Bestrebungen der nationalen und konfessionellen Minderheiten zu unterdrücken suchte und diesen schon durch die Verordnung über die Verstaatlichung der Schulen von 1922 einen Schlag versetzt hatte. Als offizielle Begründung für das Verbot des Kulturbundes wurde die Unterdrückung der slowenischen Minderheit im österreichischen Kärnten angeführt, Anna-Bring, S. 41.

¹³ Die Agrarreform, die in erster Linie gegen die Madjaren gerichtet war, wurde bereits in Art. 43 der Vidovdan-Verfassung v. 28.6.1921 postuliert und in den folgenden zehn Jahren durchgeführt. Vor allem der deutsche Grossgrundbesitz in Slowenien wurde von ihr erfasst, doch brachte sie auch für das Deutschtum in den übrigen Gebieten Nachteile, da dort vielfach Deutsche Land gepachtet hatten, das ihnen nun im Zuge der Agrarreform entzogen wurde, wodurch sie ihrer wirtschaftlichen Existenz verlustig gingen. Deutsche wurden auch nur in ganz wenigen Fällen unter den Bewerbern für den neugewonnenen Boden berücksichtigt. Die Reform begünstigte fast ausschliesslich die sogenannten Dobrowolzen, die sich während des Krieges als Kriegsgefangene freiwillig zur serbischen Armee gemeldet hatten; es handelte sich fast ausschliesslich um Angehörige der drei slawischen Staatsvölker. Durch diese Bestimmungen suchte man nicht zuletzt die ehemals zur Donaumonarchie gehörenden Gebiete zu slawisieren; vor allem in der Woiwodina als begehrtem Grenzland war diese Tendenz unverkennbar; vgl. hierzu Josef Mati, Die Agrarreform in Jugoslawien, Berlin 1927; Ludwig Fritscher, Agrarverfassung und agrarische Umwälzung in Jugoslawien. In: M. Sering (Hrsg.)

Die agrarischen Umwälzungen im ausserrussischen Osteuropa, Berlin 1930, S. 276 ff., und Imma von Guenther-Swart, Die Bodenbesitzpolitik in Südosteuropa nach dem Weltkrieg. In: Jahrbuch des Osteuropa-Instituts zu Breslau, Bd. I: 1940, Breslau 1941, S. 190 ff.

torische Zusammenfassung des Deutschtums überhaupt. Andererseits krankte es an den Mängeln, die die Arbeit in den deutschen Siedlungsgruppen überhaupt erschwerten. Die der bäuerlichen Mentalität angepasste Form der Volkstumsarbeit brachte es mit sich, dass ein beträchtlicher Teil der nichtbäuerlichen deutschen Bevölkerung, vor allem die Industriearbeiter, oft nicht auf seine Rechnung kam. Das galt in gewissem Grade auch für Arbeit der Genossenschaften. Einzelne Jugoslawiendeutsche versuchten zwar, durch sogenannte Wohlfahrtsgenossenschaften, d.h. Sparvereine, Krankenkassen usw. auch die sozial schwächeren deutschen Bevölkerungsschichten in die Volkstumsarbeit einzubeziehen und durch eine Verklammerung mit ähnlichen Genossenschaften der Staatsvölker eine wirtschaftliche, politische und soziale Isolierung des Deutschtums zu unterbinden. Sie fanden aber bei den massgebenden Männern der deutschen Minderheit nicht viel Verständnis, noch weniger die notwendige Unterstützung¹⁴.

Das anfänglich entgegenkommende Verhalten der jugoslawischen Behörden im Schulwesen gegenüber den Deutschen der Woïwodina förderte die Erwartung der deutschen Führungsschicht, dass der deutschen Minderheit auch die vollen politisch-staatsbürgerlichen Rechte gewährt werden würden, um sie am Aufbau des neuen Staates nicht nur in der Selbstverwaltung, sondern auch in den staatlichen Gremien zu beteiligen. Bald trat jedoch die Tendenz zutage, die Minderheiten von jeder Mitwirkung am politischen Leben, ja auch aus der kommunalen Selbstverwaltung fernzuhalten. Die führenden Persönlichkeiten der Minderheit mussten daraus die Folgerung ziehen, dass sie ohne eine politische Vertretung im Belgrader Parlament, der Skupschtina, ihre Ziele nicht durchsetzen könnten¹⁵. An die Tradition der seit 1905 bestehenden «Ungarländischen Deutschen Volkspartei»¹⁶ anknüpfend, gründeten die führenden Männer der deutschen Minderheit die «Partei der Deutschen im Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen»¹⁷, die bei der ersten Parlamentswahl 1923 insgesamt acht Mandate erringen konnte und sich

¹⁴ Hier ist vor allem an die von J. Wuschit gegründete Wohlfahrtsgenossenschaft zu erinnern, die sich zweifellos beachtliche Verdienste auf dem Gebiet der Sozialhygiene erwarb, s. oben S. 17 E, Anm. 7.

¹⁵ So suchte die Regierung durch Manipulationen mit der Optionsfrist, die zwei Jahre nach dem Minderheitenschutzvertrag vom 10.9.1919 (Art. 4) – verlängert bis 20.7.1922 – abließ, Deutsche und Ungarn möglichst zahlreich von den Parlamentswahlen fernzuhalten, indem sie ihnen die Wahlberechtigung entzog; Der Auslandsdeutsche, Jg. 1922, H. 17, S. 490.

¹⁶ vgl. Dokumentation der Verleihung, Bd. II, Bonn 1956, S. 19E, F. 1. Allerdings hatte diese Parteigründung bei der Masse der Donauschwaben wenig Echo gefunden.

¹⁷ Annabring, S. 29 ff.; H. Schwab, Das Deutschtum in Südslawien, S. 200; Senz, S. 113 ff.; höchste Parteiinstanz war die Landes-Vertrauensmännerversammlung, welche die Parteileitung wählte, die nicht immer mit dem «Klub der Deutschen Abgeordneten in der Skupschtina» voll identisch war. Erster Landesobmann wurde Dr. Ludwig Kremling (geb. 12.5.1861 im Banater Weisskirchen, gest. 29.5.1930), der nach dem Philosophie- und Jurastudium in Budapest während seiner Rechtsanwaltschaft in Weisskirchen von 1907–18 Vorsitzender der «Ungarländ. Deutschen Volkspartei» gewesen war. Er lebte seit 1925 in Neusatz. Geschäftsführender Parteiohmann wurde Dr. Stefan Kraft (geb. 15.8.1884 in Indjija, Syrmien, gest. 16.6.1959 in Heidel-

dem Regierungsblock anschloss¹⁸. Bis zur Auflösung der «Deutschen Partei» durch das königliche Diktatorialregime im Januar 1929 konnte sie bei den beiden Wahlen von 1925 und 1927 mit 45'172, bzw. 48'032 Stimmen zuerst fünf, dann sechs Mandate behalten. Trotz dieser Vertretung im Parlament blieb die kulturelle und politische Situation der deutschen Minderheit weiterhin angespannt. In serbischen und auch slowenischen politischen Kreisen war die Herausbildung einer politisch aktiven deutschen Minderheit im Grunde nicht erwünscht, wie die Wahlpropaganda gegen die «Partei der

berg). Nach dem Studium der Natur- und Rechtswissenschaften in Agram, Marburg und Wien, wo er promoviert wurde, diente er als k. u. k. Hauptmann im Kriege und wurde dann Leiter der «Druckerei- und Verlags AG» in Neusatz, wo das «Deutsche Volksblatt» erschien. Er war Mitgründer des Kulturbundes, Initiator der Genossenschaftsbewegung, Präsident der Landwirtschaft, Zentral-Darlehenskasse, des Verbandes der deutschen Kredit- und Wirtschaftsgenossenschaften und der Liga der Deutschen des Kgr. Jugoslawien für Völkerbund und Völkerverständigung, sowie Vorsitzender des Kuratoriums der Schulstiftung. Bis 1938 lag in seinen Händen eine ungewöhnliche Machtfülle; F. Wertheimer, Von deutschen Parteien und deutschen Parteiführern im Ausland, Berlin 1927, S. 160 f.; Jakob Wolf, St. Kraft, in: Jahrbuch der Deutschen aus Jugoslawien 1960, Stuttgart 1959, S. 71 ff.

¹⁸ Gleich nach der Gründung der «Partei der Deutschen» suchte die «Radikale Gemeinschaft» ihre Mitarbeit zu gewinnen, indem sie die politische Gleichberechtigung der deutschen Minderheit betonte. In der Gottschee hatten sich die deutschen Wähler bereits kurz nach der Gründung des neuen Staates in der «Gottscheer Bauernpartei» zusammengeschlossen, die aber wegen der nicht ausreichenden Stimmenzahl eigene Kandidaten nicht durchbringen konnte. Das gleiche trifft für den «Politischen und Wirtschaftlichen Verein der Deutschen in Slowenien» zu, der zwar nicht als politische Partei galt, dennoch auch parteipolitisch zu wirken versuchte (vgl. Der Auslandsdeutsche, Jg. 1922, H. 10, S. 294 und H. 22, S. 649; Schneefuss, S. 133 f.).
 Zu den Parlamentswahlen: 1923: 43'007 Stimmen, d.h. 8 Mandate (für Dr. Kraft 1923-1938; Josef Täubl aus Putinci/Syrmien, 1923-35; Dr. Wilhelm Neuner aus Hohenmauthen/Untersteiermark, Richter in Gross-Betschkerek, 1923-29; Samuel Schumacher aus Neu-Pasua/Syrmien, Senior des evang. Seniorats in Kroatien-Slawonien, Redakteur des Agramer «Morgensterns», 1923-29; Dr. Simon Bartmann aus Brestowatz im Banat, Rechtsanwalt in Pantschowa, 1923-25; Peter Heinrich aus Hatzfeld, der wegen der Übergabe dieser Stadt an Rumänien nur kurz Abgeordneter war; sein Nachfolger wurde Dr. Julius Elmer, Rechtsanwalt in Gross-Betschkerek 1924-25; Franz Schauer, Redakteur der Cillier Zeitung, 1923-25; Dr. Moser, 1923-29, 1934-35). 1925: 45'172 Stimmen, d.h. 5 Mandate (für Kraft, Neuner, Moser, Schumacher, Dr. Georg Grassi (geb. 23.4.1863 in Pantschowa, gest. 1947), Studium der Jurisprudenz in Graz, Wien, Prag; vor dem Weltkrieg Leiter der Unterrichtsverwaltung in Bosnien und der Herzegowina; 1918 erster Redakteur des «Deutschen Volksblattes»; später Mitglied des Belgrader Senats, 1939-41 Vorsitzender der Schulstiftung). 1927: 48'032 Stimmen, davon 36'330 in der Woiwodina, 4'331 in Syrmien, 1'601 in Esseg, Virovitica und 5'770 Stimmen in Marburg-Cilli. Nur in der Woiwodina konnte die Partei die nötigen Stimmen für ihre 6 Mandate erringen (für Kraft, Grassi, Schumacher, Neuner, Moser und Bartmann), vgl. Nation und Staat, Bd. 1 1927/28, S. 107; Annabring, S. 34; Wertheimer, S. 162; H. Brunner, Die Entwicklung der deutschen Volksgruppe in Jugoslawien. In: Nation und Staat, 12. Bd., S. 147. Zu den Wahlsprachen der Deutschen Partei im Jahre 1927: Nation und Staat, 1. Bd., S. 45.

Deutschen» im Jahre 1925 und die von den regionalen und lokalen Behörden behinderte politische und kulturelle Betätigung der deutschen Minderheit zeigte¹⁹.

Besonders ungünstig war die Lage in der Woiwodina während der 20er Jahre. Hier wurden auf dem durch die Bodenreform enteigneten Land meist madjarischer und deutscher Grossgrundbesitzer vor allem Dobrowolzen angesiedelt, während die deutsche landlose Bevölkerung unberücksichtigt blieb. Dazu kam die Einsetzung meist ortsfremder serbischer Beamter. Erst nach oft wiederholten Interventionen der deutschen Abgeordneten wurden 1927 in der Woiwodina, in der die Gemeindeverwaltung bis dahin in den Händen von ernannten Beamten gelegen hatte, die ersten Kommunalwahlen abgehalten; dadurch erhielt die deutsche Bevölkerung einen stärkeren Anteil an der Selbstverwaltung²⁰.

In den hauptsächlich von Kroaten besiedelten Gebieten wurde jede von deutscher Seite unternommene kulturelle oder parteipolitische Betätigung von den Behörden mit doppeltem Misstrauen beobachtet, da die dort lebenden Deutschen meist die in scharfer Opposition zur Regierungspolitik stehende «Kroatische Bauernpartei» wählten und einzelne Deutsche sogar für diese Partei kandidierten²¹. Auf kroatischer Seite blieb hingegen der Verdacht bestehen, dass die die serbische Regierungspartei unterstützende «Partei der Deutschen» im grossserbischen Fahrwasser segle.

Der seit der Gründung des Staates schwelende Antagonismus zwischen Serben und Kroaten, den mit dem Attentat auf den kroatischen Parteiführer Radic in der Skupstina (20.6.1928) seinen Höhepunkt fand, drohte zum Zerfall des Staates zu führen. Daher hob König Alexander durch den Staatsstreich vom 6.1.1929 die Verfassung auf und setzte ein Militärkabinett unter General Zivkovic ein²². Die Königsdiktatur brachte ein Verbot aller Parteien mit sich, die ausschliesslich auf der Grundlage einer Nationalität aufgebaut waren. Das richtete sich zwar vornehmlich gegen die kroatischen Autonomiebestrebungen und schuf unter den Kroaten nachhaltige Erbitterung. Ebenso aber bedeutete dieses Verbot das Ende der «Partei der Deutschen», die nicht wieder zugelassen wurde. Auch der Kulturbund, der im Jahre 1927 wenigstens in der Woiwodina seine Tätigkeit wieder aufnehmen können, musste unter diesem Gesichtspunkt seine Satzungen überarbeiten und erneut zur Genehmigung einreichen, die endlich 1931

¹⁹ Das eklatanteste Beispiel für die überhitzte Atmosphäre der Auseinandersetzungen ist der Überfall serbischer Chauvinisten auf Dr. Kraft, Dr. Grassi und P. Karius in Siwatz, bei dem Dr. Kraft schwer verletzt wurde.

²⁰ Diese Wahlen fanden am 6.11.1927 statt. Dabei kam es zu Spaltungen der deutschen Wählerschaft, z.B. in Werschetz und Karlsdorf, wo deutsche Vertreter der Sozialdemokraten, und in drei Orten der Batschka, wo deutsche Demokraten und Radikale mit eigenen Listen auftraten, vgl. Nation und Staat, Bd. 1, S. 435 ff.; Annabring, S. 38.

²¹ vgl. Südoststimmen, 1952, H. 7. Die kroatisch-republikanische Bauernpartei gab für die deutschen Wähler die Wochenschrift «Freies Heim» heraus.

²² vgl. v. Reiszwit, S. 81 ff.; Gerhard Kutzscher, Die natürlichen und nationalen Grundlagen des jugoslawischen Staates. In: Zeitschrift für Politik, 16. Bd., 1927, S. 75 ff.

erteilt wurde²³. Trotz dieser Verschlechterung der Gesamtlage für die Minderheitenpolitik gelang es den Führern des Deutschtums in Jugoslawien, vor allem dank der Initiative von Dr. Kraft, unter dem königlichen Diktaturregime wesentliche Zugeständnisse für die deutschen Schulen, ja sogar die Gründung einer Schulstiftung in zähen Verhandlungen zu erwirken, obwohl auch in der oktroyierten Verfassung von 1931 die Rechte der nationalen und religiösen Minderheiten nicht gewährleistet waren²⁴.

Die jahrelange Verletzung der Minderheitenrechte und die Aussichtslosigkeit, diese Rechte auf innerstaatlichem Wege durchzusetzen²⁵, bewog schliesslich die Wortführer des Deutschtums in Slowenien, das sich dem stärksten Druck ausgesetzt fühlte, wegen der Beschlagnahme des «Deutschen Hauses» in Cilli Klage beim Völkerbund zu erheben. Dadurch sollte die Weltöffentlichkeit auf die Minderheitenproblematik in Jugoslawien aufmerksam gemacht werden²⁶. Eine Erörterung dieser Frage, die zwangsläufig auch die mit einem demokratischen System unvereinbare innenpolitische Praxis des südslawischen Staates aufgerollt hätte, kam den verantwortlichen Politikern äusserst ungelogen, und sie versuchten, die Petenten zur Rücknahme ihrer Beschwerde zu bewegen. Zu diesem Schritt fanden sich diese auch bereit, nachdem sich die Regierung zur Zahlung einer Entschädigung und zu Zugeständnissen auf kulturpolitischem Gebiet bereitgefunden hatte²⁷.

²³ Die neuen Satzungen des Kulturbundes wurden bereits am 15.10.1929 eingereicht, aber erst am 14.4.1931 genehmigt (Nation und Staat, Bd. 4, S. 565). Der Kulturbund hatte zu diesem Zeitpunkt fast 150 Ortsgruppen. Seit 1927 (bis 1939) war Bundesobmann Joh. Keks (geb. 6.12.1885 im Banater Kathreinfeld; Schüler der Theresianischen Militärakademie in Wiener-Neustadt; k. u. k. Generalstabsoffizier; nach dem Weltkrieg Redakteur der Gross-Betschkereker «Neuen Zeit». 1927-35 Präsident der Agraria. Ende Oktober im Partisanenlager Gross-Betschkerek gestorben), s. W. Neuner, Einer der vielen Toten, der Obmann des Schwäbisch-Deutschen Kulturbundes, J. Keks. In: Zeitschrift für Geopolitik, 26. Jg. 1955, S. 319 f.; Annabring, S. 53.

²⁴ Die neue Verfassung trat am 3.9.1931 in Kraft; kritische Inhaltswiedergabe bei Georg Lubenoff, Die Verfassung Jugoslawiens v. 3.9.1931. In: Zeitschrift für ausländisches öffentliches Recht und Völkerrecht, Bd. 3, 1933, S. 402 ff. Die Verfassung führte das Zweikammersystem ein; sowohl das Wahlgesetz für den Senat v. 30. 9. wie auch das Wahlgesetz für das Abgeordnetenhaus v. 10.9.1931 stiessen auf erbitterten Widerstand der oppositionellen Parteien (Kroatische Bauernpartei, Demokraten, Klerikale), deren Führer zum Boykott der Wahl aufriefen.

²⁵ Die Gründung der «Liga der Deutschen des Königreichs Jugoslawien für Völkerbund und Völkerverständigung», in der das Deutschtum für den Gedanken des Schutzes und der Rechte der Minderheiten eintreten konnte, stiess auf grosse Schwierigkeiten und wurde erst nach längeren Verhandlungen staatlich sanktioniert. Noch vor der Gründung und Genehmigung der «Liga» war es den Wortführern der Sloweniendeutschen gelungen, die staatliche Genehmigung für eine Völkerbundliga zu erreichen, die dann später eine Sektion des deutschen Gesamtverbandes in Jugoslawien bildet.

²⁶ Der deutsche Einspruch gegen die entschädigungslose Enteignung des «Deutschen Hauses», eines kulturellen Zentrums des Deutschtums, und seine Übergabe an slowenische Institutionen war nach jahrelangen Verhandlungen sowohl vom zuständigen Gericht in Cilli wie auch vom Appellationshof in Laibach zurückgewiesen worden.

²⁷ An diesen Vergleichsverhandlungen waren die politischen Repräsentanten des Deutschtums der Woiwodina hervorragend beteiligt, die nach der Auflösung der Deutschen Partei durch organisa-

Nach der neuen Verfassung und dem Vereinsgesetz vom 19.9.1931 blieben Parteien, die die Interessen einer einzelnen nationalen Gruppe vertraten, weiterhin verboten und damit auch die «Partei der Deutschen». Um jedoch die Interessen der deutschen Minderheit auf parlamentarisch-politischem Wege vertreten zu können, schlossen sich die Deutschen der Regierungspartei an, die in weiteren Wahlen einem deutschen Kandidaten einen Wahlkreis überliess. Der endgültige Anschluss an die neugegründete Regierungspartei, die «Radikale Gemeinschaft» des Ministerpräsidenten Stojadinovic, wurde Anfang 1936 vollzogen. Auf der in Neusatz tagenden konstituierenden Versammlung des Bantschaftsrates der «Gemeinschaft» wurde daraufhin Dr. Kraft als Repräsentant der deutschen Minderheit in die oberste Parteileitung gewählt²⁸. Bis zum Jahre 1938 war es auch jeweils Dr. Kraft, der als Abgeordneter der Regierungspartei die Deutschen vertrat, von 1938 bis 1941 waren es Franz Hamm und Dr. Trischier, während G. Grassi und später Bischof Popp dem Senat angehörten. Es darf jedoch nicht übersehen werden, dass nur ein Teil des Deutschtums vorwiegend in der Woiwodina die Regierungspartei wählte und wählen konnte. Schwieriger war die Lage schon in Kroatien-Slawonien. Hier hatte die deutsche Bevölkerung wie das Gros der Kroaten bis 1931 fast ausschliesslich die «Kroatische Bauernpartei» und in Slowenien (Gottschee) die katholische «Slowenische Volkspartei» unterstützt. Abgesehen davon, dass hier die «Partei der Deutschen» in der Zeit ihres Bestehens kaum Anhänger hatte, wäre die Wahl eigener deutscher Kandidaten nicht möglich gewesen, da in den einzelnen Wahlkreisen die slawische Bevölkerung in der Mehrheit war. In der Gottschee besaßen die Deutschen wenigstens die Möglichkeit, demjenigen der beiden Kandidaten die Stimme zu geben, von dem sie am ehesten eine Vertretung ihrer kulturpolitischen und wirtschaftlichen Interessen erhoffen konnten²⁹.

Die Königsdiktatur und das spätere, nur bedingt demokratische Regierungssystem konnten zwar die innenpolitischen Schwierigkeiten nicht an der Wurzel beseitigen, zumal zu diesen noch die schweren Folgen der Weltwirtschaftskrise hinzukamen; jedoch ist es ihr zweifellos gelungen, stabilere Verhältnisse innerhalb des jugoslawischen Staates zu schaffen. Nach dem Abflauen der Weltwirtschaftskrise erholte sich auch die jugoslawische Volkswirtschaft und erhielt durch die in den 30er Jahren intensivierten

torische Unterstützung der Regierungspartei auf dem Wege politischer Kompensationen die Anliegen der gesamten deutschen Minderheit zu vertreten suchten. Dieser Taktik ist es wohl zu verdanken, dass im Zusammenhang mit der Beilegung der Auseinandersetzung um das Cillier «Deutsche Haus» die Regierung zu kulturpolitischen Zugeständnissen sich bereit erklärte, die dem Deutschtum zugute kamen, wie z.B. die Gründung der Lehrerbildungsanstalt, vgl. H. Brunner, Die Entwicklung der Deutschen Volksgruppe in Jugoslawien. In: Nation und Staat, Bd. 12, S. 138 ff.; der endgültige Ausgleich in der Frage des «Deutschen Hauses» kam 1933 zustande (Nation und Staat, Bd. 8, S. 339 ff.). Die jugoslawische Regierung erklärte sich bereit, für das enteignete Objekt 500'000 Dinar zu zahlen, die aber keineswegs seinem materiellen Wert voll entsprachen.

²⁸ Nation und Staat, Bd. 9, S. 174; Bd. 7, S. 29, 339.

²⁹ vgl. Handwörterbuch, 3. Bd., S. 57, Artikel Gottschee.

Handelsbeziehungen zum Deutschen Reich einen starken Auftrieb, der fraglos auch der deutschen Bevölkerung unerwartete Vorteile brachte³⁰. Das galt auch insofern, als der wachsende politische und wirtschaftliche Einfluss des nationalsozialistischen Reiches die jugoslawischen Regierungsstellen aus wirtschafts- und aussenpolitischen Gründen veranlasste, auf Beschwerden der deutschen Minderheit einzugehen und ihre Ursachen abzustellen, obwohl es auch weiterhin an Behinderungen durch die subalternen Behörden nicht fehlte³¹. Waren bis jetzt die Zustände im Schulwesen am häufigsten Anlass zu Beschwerden gewesen, so traten nun, vor allem wieder im slowenischen Gebiet, die Behinderungen der Deutschen beim Bodenerwerb durch die sogenannten Liegenschaftsverordnungen in den Vordergrund. Ursprünglich vor allem dazu bestimmt, den Bodenerwerb von Personen nichtjugoslawischer Nationalität in den Grenzgebieten zu verhindern, wurden diese in den 30er Jahren zu einer Handhabe entwickelt, die wirtschaftliche Basis der deutschen Minderheit einzuengen, deren Siedlungsgebiet fast ausschliesslich im Grenzgebiet lag³². Erst nach Jahren gelang es, dank wiederholter Bemühungen der deutschen Abgeordneten, die Aufhebung dieser das Deutschtum diskriminierenden Verordnungen zu erreichen.

Verglichen mit der Situation des Deutschtums in den anderen ost- und südosteuropäischen Staaten, vor allem im benachbarten Ungarn, war jedoch die Lage des Jugoslawiendeutschtums in der zweiten Hälfte der 30er Jahre erträglich, sein Verhältnis zum

³⁰ Die deutsch-jugoslawischen Handelsbeziehungen wurden, seitdem der Bedarf an Rohstoffen infolge der deutschen Wiederaufrüstung in der 2. Hälfte der 30er Jahre zunahm, weiter ausgebaut, so dass Deutschland der wichtigste Handelspartner Jugoslawiens wurde. Jugoslawien lieferte vor allem Kupfererze, Hanf (80% des von deutschen Genossenschaftsbauern in der Woiwodina und in Syrmien angebauten Hanfs wurden z.B. nach Deutschland exportiert) und Getreide, auch Rizinus- und Sonnenblumenöl, Annabring, S. 49; Gisela Conrad, *Die Wirtschaft Jugoslawiens*, Berlin 1952; A. Basch, *The Danube Basin and the German economic sphere*, New York 1944; Otto v. Franges, *Die Donaustaaten Südosteuropas und der deutsche Grosswirtschaftsraum*. In: *Weltwirtschaftliches Archiv*, Bd. 53, 1941, S. 284 ff.; F. Zeck, *Die deutsche Wirtschaft und Südosteuropa*, Leipzig 1939; *South Eastern Europe, a political and economic survey*, hrsg. v. Royal Institute of International Affairs, New York 1939; L. Rosier, *Grossdeutschland und Jugoslawien*, Belgrad 1939; K. Günzel, *Die wirtschaftliche Entwicklung zwischen den Kriegen*. In: *Osteuropa-Handbuch*, S. 215 ff.; Wilhelm Treue, *Das Dritte Reich und die Westmächte auf dem Balkan. Zur Struktur der Aussenhandelspolitik Deutschlands, Grossbritanniens und Frankreichs, 1933–39*. In: *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte*, 1. Jg. 1953, S. 45 ff.; letzte zusammenfassende Darstellung: K. Meiss, *Die deutsch-jugoslawischen Beziehungen von 1933 bis 1939*, Göttingen, phil. Diss. 1956 (MS).

³¹ Das war vor allem in Slowenien der Fall, wo die bis 1938 gegründeten Ortsgruppen des Kulturbundes von den Behörden wieder aufgelöst wurden und die Gründung deutscher Schulabteilungen trotz der erfüllten Voraussetzungen nicht genehmigt wurde; Brunner, *Die Entwicklung der deutschen Volksgruppe*.

³² vgl. J. Wüsch, *Einschränkungen des Besitzverkehrs in Jugoslawien*, Mskr. 1958; *Deutschtum im Ausland, 1938*, S. 54 ff. (*Die Wirtschaftslage der deutschen Volksgruppe in Jugoslawien*); ein Überblick über die Liegenschaftsverordnungen in: *Nation und Staat*, 11. Bd., S. 145 ff.; vgl. die Beschwerden, die Abgeordneter Franz Hamm im Belgrader Parlament verbrachte, *Stenografske Beieske Narodna Skupstina*, Jg. 1939, S. 655 ff.; vgl. Bericht Nr. 2, S. 11.

Staat normalisiert und sein innerer Zusammenhalt gefestigt. Diese günstige Entwicklung wurde auf das Stärkste gefährdet, als mit der Machtübernahme des Nationalsozialismus im Reich nationalsozialistische Ideen auch in die Reihen der Volksdeutschen eindringen und eine innere Krise in der Volksgruppe auslösten, die alles bisher Erreichte in Frage stellte und die deutsche Bevölkerung in zwei sich aufs Heftigste bekämpfende Lager spaltete. Diese inneren Auseinandersetzungen können indessen nicht ausschliesslich unter ideologischen Gesichtspunkten beurteilt werden, sondern mit ihnen bahnte sich zugleich eine Krise der bisherigen, vorwiegend bäuerlich bestimmten Volkstums- und Genossenschafts-Politik überhaupt an. Ausserdem handelte es sich um eine Auseinandersetzung zwischen einer jüngeren Generation, die die Hinwendung zum deutschen Volkstum und zum Reich forderte, und der älteren, die noch in der Doppelmonarchie aufgewachsen und in ihren Traditionen verwurzelt war. So verquickten sich ideologische Probleme mit Fragen des sozialen Einflusses und der Ablösung der Generationen zu einer grossen Auseinandersetzung über die doppelte Loyalität: gegenüber Staat und Volkstum.

Bis zum I. Weltkrieg hatten die Deutschen in den Gebieten, die ehemals zur ungarischen Reichshälfte gehörten, allenfalls ein Gemeinschaftsbewusstsein entwickelt, das sich auf die Dorfgemeinschaft oder auf verwandtschaftliche und freundschaftliche Beziehungen zu den unmittelbaren Nachbargemeinden bezog. In kleinerem Masse hatte sich ein Zusammengehörigkeitsgefühl innerhalb der einzelnen Siedlungsgebiete ausgebildet. Das Erscheinen deutscher Truppen auf dem Balkan nach 1916, die Loslösung aus dem bisherigen Staatsverband und die Eingliederung in den neuen Staat, mit dem man kaum etwas gemeinsam hatte, der zudem die deutsche Bevölkerung reserviert oder gar mit Misstrauen als Parteigänger der verhassten Madjaren betrachtete, hatte dann eine stärkere Hinwendung zum Deutschtum zur Folge gehabt. Die Beziehungen zum Reich wurden enger, als dieses in seiner Volkstumspolitik auch die deutschen Organisationen in den Siedlungsgebieten Südosteuropas zu fördern begann. Der stärkere Kontakt, den vor allem die an österreichischen und reichsdeutschen Hochschulen studierende volksdeutsche Jugend mit der gesamtdeutschen Entwicklung fand, brachte sie auch mit der nationalsozialistischen Bewegung in Berührung, deren Schlagworte ihre Wirkung nicht verfehlten³³. Es war zunächst nur eine kleine Gruppe jüngerer Akademiker, durch die diese Ideen im Deutschtum Jugoslawiens Eingang fanden. Sie propagierte eine «Erneuerung» des deutschen Volkstums, die sie über die Volkstumsorganisationen des Kulturbundes zu verwirklichen suchte, wogegen die bisherigen Bemühungen der Repräsentanten der deutschen Minderheit radikal verurteilt wurden. Die Bestrebungen dieser Gruppe, im Kulturbund Einfluss zu gewinnen, stiessen indes auf den heftigen Widerstand der Verbandsführung und auf die Opposition des grössten Teils der deutschbewussten Bevölkerung, die mit Recht eine Beeinträchtigung des mühsam geschaffenen Vertrauensverhältnisses zwischen der Minderheit und der durch die «Gemeinschaft» des Ministerpräsidenten Stojadinovic vertretenen Regierungspolitik befürchtete.

³³ vgl. S. Janko, Reden und Aufsätze. Hrsg. v. H. Diplich, Gross-Betschkerek 1944, S. 23 ff., 50 ff., 119 ff.

In ihrem Organ, der «Pantschowaer Post» (später «Volksruf»), setzten die «Erneuerer» unter ihrem Wortführer, dem Arzt Dr. Jakob Awender, ihre Kampagne gegen die Volkstumsorganisationen und die bisherige Volkstumsarbeit fort und gewannen unter dem Eindruck der politischen und wirtschaftlichen Erfolge des nationalsozialistischen Deutschlands vor allem in der jüngeren Generation zahlreiche Anhänger³⁴. Ihr Ziel war es, eine Volksgruppe zu schaffen, die sich als Vorposten des Reiches fühlen sollte³⁵ und der auch die im fremden Volkstum aufgegangenen Deutschen zurückgewonnen werden müssten. Obwohl die Politik der Erneuerer auf grossen Widerstand stiess und in manchen Fällen von ihnen unterwanderte Ortsgruppen aus dem Kulturbund ausgeschlossen wurden, verfolgten sie ihre volkstumpolitischen Ziele weiter und bemühten sich in erster Linie um die bisher weniger betreuten deutschen Bevölkerungsschichten und Siedlungsgruppen, vor allem um das Kroatien- und Slawoniendeutschtum.

In dem vom Kulturbund organisatorisch nicht erfassten slawonischen und kroatischen Gebiet gründete ein Anhänger der Erneuerungsgruppe, Branimir Altgayer, die «Kultur- und Wohlfahrtsvereinigung der Deutschen in Slawonien», die hier zahlreiche Ortsgruppen ins Leben rief. Sie versuchte vor allem, unter dem in grossem Masse kroatisierten Streudeutschtum ein deutschvölkisches Bewusstsein zu erwecken, womit sie vielfach auch Erfolg hatte³⁶.

Die Initiative der Erneuerungsbewegung und ihre heftige Propaganda gegen die bisherige Volkstumsführung, namentlich gegen Dr. Kraft, bewog den Kulturbund, trotz der ermüdenden und aufreibenden Auseinandersetzungen mit den lokalen und regionalen Behörden seiner Tätigkeit Nachdruck zu verleihen und sie mehr als bisher über das Banat und die Batschka hinaus auszudehnen. Dabei wurde das Ziel nicht aufgegeben, das inzwischen geschaffene Vertrauensverhältnis zwischen den Volksgruppenpolitikern der älteren Generation und den verantwortlichen Regierungskreisen um Stojadinovic zu erhalten. Auch im Hinblick darauf sahen sich die Verbandspolitiker des Kulturbundes

³⁴ Annabring, S. 66 ff., 71; Janko, Reden S. 122; Awender, geb. 1897 im Banater Stephansfeld, studierte in Graz Medizin und praktizierte in Pantschowa. Er stellte seinen «Volksruf» ganz der Erneuerungsbewegung zur Verfügung.

³⁵ vgl. die Ansprache auf dem «Deutschen Tag» in Lazarevo 1939, Nation und Staat, Bd. 12, S. 711; Janko, Reden, S. 119: es sei selbstverständlich, «als Deutscher auch gleichzeitig Nationalsozialist zu sein».

³⁶ Eine eingehende Darstellung im Sinne der nationalsozialistischen Volkstumpolitik bei W. Sattler, Die deutsche Volksgruppe in Kroatien, S. 47 ff. Das Presseorgan der Altgayer-Gruppe war der in Esseg gegründete «Slawonische Volksbote», vgl. Der Volksdeutsche, Jg. 1936, S. 854; Jg. 1937, S. 121 ff.; Jg. 1939, S. 35 ff. Altgayer, 1897 in Kutjevo (Slawonien) geboren, war aktiver k. u. k. Offizier; er gehörte der Erneuerungsbewegung im Kulturbund an, wurde 1935 in ihm Gaujugendführer, dann Gauobmann. Als Volksgruppenführer im «Unabhängigen Staat Kroatien» besass er die Stellung eines Staatsdirektors, bzw. später eines Staatssekretärs, im Okt. 1943 erhielt er von Himmler den Rang eines SS-Sturmbannführers. Er wurde 1945 von den Alliierten an Jugoslawien ausgeliefert und dort zum Tode verurteilt; über den Vollzug des Urteils ist jedoch nichts bekannt; vgl. noch Fritz Binder, Die Deutsche Volksgruppe in Jugoslawien. In: Südostdeutsche Rundschau, Jg. 3, Budapest 1944, S. 53; Annabring, S. 77; W. Sattler, Umvolkung im Südostdeutschum. In: Deutschum im Ausland, 21. Jg. 1938, S. 242 ff. Gottfried Fittbogen, Die Lage der Deutschen in Slawonien und Syrmien. In: Nation und Staat, Bd. 11, S. 362 ff.

veranlasst, die radikalen Ideen der Erneuerer zu bekämpfen, erst recht, als diese in eine engere Gemeinschaft mit der in Opposition zu der Regierung stehenden faschistischen «Zbor»-Bewegung Ljotics traten³⁷.

Seit der Spaltung des Deutschtums in zwei Lager war eine geschlossene Politik der Volksgruppe nicht mehr möglich, so dass es Dr. Neuner im «Deutschen Volksblatt» beklagen konnte, wie sehr die Volksgruppe durch die «innervölkischen Auseinandersetzungen» im Hinblick auf ihr politisches Gewicht «für jede andere Gruppe an Wert» verliere³⁸. Wenn sich die reichsdeutschen Stellen in dieser Auseinandersetzung zwischen den bisherigen Führern der jugoslawiendeutschen Volksgruppe und den «Erneuerern» zurückhielten, so wird dies auf Rücksichten gegenüber der Politik der Regierung Stojadinovic beruht haben. Diese nahm in wirtschaftlichen und politischen Fragen eine von der bisherigen jugoslawischen Aussenpolitik abweichende Haltung ein und begann, sich aus dem unter französischem Einfluss stehenden Mächteblock zu lösen und Deutschland zu nähern, ein Versuch, der ihr zahlreiche innenpolitische Gegner schuf. Um nicht durch eine offizielle Förderung der offensichtlich zum Nationalsozialismus neigenden Erneuerungsbewegung die Stellung Stojadinovics noch stärker zu belasten, wurden von Berlin vorerst noch die von Jugoslawien anerkannten deutschen Volkstumsorganisationen unterstützt. Ihre Führer standen aber, je mehr die nationalsozialistische Ideologie sich im Auslandsdeutschtum ausbreitete, auf verlorenem Posten³⁹.

Da der fortdauernde Konflikt die ohnehin schwierige Position der Minderheit zusätzlich schwächen musste, während andererseits unter den Auswirkungen der Entwicklung im Reich die Erneuererbewegung an Boden gewann, bahnte sich seit Beginn des Jahres 1938 ein Ausgleich zwischen den beiden Gruppen an, der 1939 zustande kam. Ein aus Vertretern der deutschen Volksgruppen in Estland, Lettland, Rumänien und der Tschechoslowakei bestehendes Schiedsgericht entschied, dass die «Erneuerer» ihre vor allem gegen Dr. Kraft erhobenen Beschuldigungen zurücknehmen sollten, wogegen Dr. Kraft der Rücktritt von seinen Ämtern dringend nahegelegt wurde. Dabei gelang es den radikalen Exponenten der Erneuerungsbewegung aber nicht, sich in den Vordergrund zu spielen. Vielmehr wurde mit Dr. Josef Janko nach monatelangen Verhandlungen ein relativ gemässigter Vertreter der Erneuerungsbewegung Vorsitzender des Kulturbundes; mit ihm zog eine Reihe gleichgesinnter jüngerer Männer in die leitenden Stellungen der kulturellen und wirtschaftlichen Volkstums-Organisationen

³⁷ vgl. Der Volksdeutsche, Jg. 1937, S. 299 ff., 300 f., 369; Nation und Staat, Bd. 10, S. 468. 1938 lösten sich die Erneuerer um Awender wieder etwas von Ljotic, vgl. Volksruf v. 27.5.1938 und den Bericht des Belgrader Gesandten v. Heeren vom 3.6.1938, Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes (zitiert: P.A.), Bd. 65, II.

³⁸ Abgedruckt in Nation und Staat, 12. Bd., S. 127 f.; vgl. Der Volksdeutsche, Jg. 1938, S. 380.

³⁹ vgl. Der Volksdeutsche, Jg. 1938, S. 274, Janko, Reden, S. 28; zur deutschfreundlichen Haltung von Stojadinovic auch die mit Vorsicht zu bewertenden «Dokumente zum Konflikt mit Jugoslawien und Griechenland», hrsg. vom Auswärtigen Amt, Berlin 1941, S. 53 ff.

ein⁴⁰. Damit war jedoch die in den langen internen Auseinandersetzungen aufgerissene Kluft nicht überbrückt; es rief neue Erbitterung hervor, dass mit dem Vordringen der Erneuerer die ältere Generation aus der Volkstums- und Genossenschaftsarbeit zurückgedrängt wurde. Das Eindringen nationalsozialistischer Gedanken in den Kulturbund, die Übernahme der Formen reichsdeutscher Organisationen – vor allem in der Jugenderziehung – und die Propagierung einer volksdeutschen Einheitstracht erregten den Widerstand der älteren Generation und nicht zuletzt auch der Kirchen⁴¹. Die von der Erneuerungsbewegung in die Volksgruppe hineingetragene Spaltung wirkte so auch nach der Beilegung des Konflikts nach, obwohl sich die in leitende Stellen gelangten, immer noch vergleichsweise gemässigten Vertreter dieser Richtung um die Interessen des gesamten Deutschtums bemühten. Gleichwohl blieb das Misstrauen weiter Kreise der deutschen Bevölkerung lebendig, weil die radikalen Vertreter der Erneuerungsbewegung den ihnen vorenthaltenen Einfluss in den Volksgruppenorganisationen mit anderen Mitteln zu gewinnen suchten und dabei offenbar von einzelnen Institutionen im Reich unterstützt wurden⁴².

Diese inneren Vorgänge sind auf dem Hintergrund der sich zuspitzenden ausserpolitischen Lage Jugoslawiens zu sehen. Der jugoslawische Staat war seit dem Anschluss Österreichs unmittelbarer Nachbar des nationalsozialistischen Reiches geworden, dessen Anziehungskraft auf die Volksdeutschen wuchs; so kam es im März 1939 zu Anschlusskundgebungen unter den slowenischen Volksdeutschen, vor allem im Abstallerfeld⁴³. Durch den Ausbruch des Krieges wurde Jugoslawien schliesslich immer mehr in

⁴⁰ Janko, 1905 im Banater Ernsthäusen geboren, studierte Jura in Innsbruck und war Assessor in Gross-Betschkerek. Nach der Zerschlagung Jugoslawiens vertauschte er die Stellung des Kulturbund-Obmanns mit dem Amt des Volksgruppenführers in dem unter deutscher Militärverwaltung stehenden Banat. – Awender bekam erst 1940 nach der intrigenreichen Ausschaltung von J. Keks das Genossenschaftswesen in die Hand. Annabring, S. 71; Das Werden der deutschen Volksgemeinschaft in Südslawien, Neusatz 1940, passim; F. Ronneberger, Volk und Führung in Südosteuropa, Pressburg 1943; der Schiedsspruch: Nation und Staat, Bd. 12, S. 708 ff.

⁴¹ Der Volksdeutsche, Jg. 1938, S. 784 ff.

⁴² Einer der stärksten Exponenten dieser Richtung war Gustav Halwax. Gesandter v. Heeren telegraphierte am 13.4.1939 an das AA: «Aus Kreisen Volksgruppe wird mir bestätigt, dass nach unserer Meinung Anhänger Erneuerungsbewegung, Halwax und Genossen, sich letzthin mit ihrer Agitation stark exponieren und dabei Befolgung Berliner Weisungen andeuten. Falls dort meine Auffassung geteilt wird, dass z. Zt. jede Beunruhigung politisch unerwünscht ist, anheimstelle entsprechende Verständigung VOMI», P.A., Bd. 87.

⁴³ Telegr. mit Bitte um «Anschluss» von der Gottscheer Volksführung v. 13.4.1939 (P.A., Bd. 87), das scharfe Massnahmen der Behörden hervorrief. vgl. Telegr. v. Heeren v. 31.3.1939 (P.A., Bd. 90 / D 600697) und v. 3.4.1939 (Bd. 90/ D 600698), 19.4.1939 (Bd. 87 / E 027644) und die Notiz des Leiters der Polit. Abteilung des AA, Woermann, v. 3.7.1939 über ein Gespräch mit dem jugoslawischen Gesandten Andric, in dem er diesen auf die Bedrückung der deutschen Volksangehörigen in Slowenien hingewiesen habe. Das Motiv dieser Bitte scheint in Befürchtungen vor italienischen Aktionen zu suchen zu sein, die sich an die Annexion Albaniens durch Italien knüpfen; so hiess es auch in dem Telegramm der Gottscheer, sie seien «in Sorge, an Italien zu fallen».

den Konflikt der kriegführenden Machtblöcke hineingezogen, aus dem es die jugoslawischen Politiker unter Führung des Nachfolgers von Stojadinovic, Dragisa Cvetkovic, zunächst herauszuhalten sich bemühten. Sie versuchten auch, die innenpolitischen Spannungen auszugleichen. Cvetkovic unternahm mit dem Ausgleichsversuch des sogenannten «Sporazums» vom 26.8.1939 einen letzten Anlauf, den unerträglich gewordenen serbisch-kroatischen Gegensatz zu mildern, indem er der Banschaft Kroatien weitgehende Selbstverwaltung gewährte (Punkt 2) und gegen den grossserbischen Nationalismus die Gleichberechtigung der Kroaten hervorhob⁴⁴.

Die militärischen Erfolge des Dritten Reiches und sein zunehmender Druck auf Jugoslawien brachten die verantwortlichen jugoslawischen Politiker in eine immer schwierigeren Situation. Sie mussten versuchen, einerseits auf die im Lande, vor allem unter den Serben, Slowenen und in der Armee vorherrschende proalliierte Stimmung Rücksicht zu nehmen, andererseits aussenpolitisch so zu taktieren, dass sie die benachbarten Achsenmächte nicht misstrauisch machten oder in ihren Sog gerieten⁴⁵. Das Bestreben Hitlers, von den Balkanstaaten wegen ihrer Bedeutung für die deutsche Kriegswirtschaft jeden militärischen Konflikt fernzuhalten und den italienischen Ambitionen entgegenzuwirken, begünstigte zunächst die Anstrengungen dieser jugoslawischen Politiker. Als Hitler aber den Entschluss fasste, den italienisch-griechischen Konflikt noch vor dem geplanten Russlandfeldzug militärisch durch deutsche Hilfe zu entscheiden, konnte Jugoslawien die Taktik des Lavierens, nicht mehr fortsetzen. Jetzt entschloss sich Cvetkovic, dem Dreimächtepakt beizutreten, ein Entschluss, der die achsenfeindliche Opposition unter General Simovic sofort zur Gegenaktion bewog. Cvetkovic und sein Aussenminister Cincar-Markovic wurden am Tag ihrer Rückkehr von der Vertragsunterzeichnung verhaftet (27. März 1941). Die Regierungsgewalt übernahm General

⁴⁴ Text bei: Emil R. Gärtner, *Kroatien in Südslawien*, Berlin 1944, S. 188 ff.; vgl. Kielsing, S. 160; Adolf Dresler, *Kroatien*, 2. Aufl. Essen 1944, S. 125 ff.; G. Kusej, Die gegenwärtige staatsrechtliche Lage Kroatiens im Kgr. Jugoslawien. In: *Zeitschrift für öffentliches Recht*, Bd. 20, 1940, S. 525 ff.; Otto v. Franges, Die Verständigung zwischen Kroaten und Serben. In: *Europäische Revue*, 15. Jg., 1939; St.Sagadin, Die staatsrechtliche Lösung der kroatischen Frage in Jugoslawien. In: *Zeitschrift für osteuropäisches Recht*, 6. Jg. 1940, S. 243 ff. Helmut Bauer, *Ein Vielvölkerstaat zerbricht*, 2. Aufl. Berlin 1941.

⁴⁵ vgl. z.B. das Telegramm v. Heerens v. 5.10.1940: «Im übrigen ist Bestrebung des Ministerpräsidenten offenbar, durch freundliche Geste gegenüber Achse seine Stellung zu stärken. Hierunter fallen Unterstützung bei Umsiedlung Bessarabiendeutscher, Reorganisation Jugoslawiendeutscher... und Bereinigung akuter Beschwerde Volksgruppe und dergleichen», P.A., Bd. 230 / 152324; vgl. auch sein Teleg. v. 5. 9.1939, in dem er berichtete, dass nach einer Mitteilung des Ministerpräsidenten (die später von der Volksgruppenführung bestätigt wurde, Teleg. v. 17.9.) alle volksdeutschen politischen Häftlinge im Drau- und Donaubanat entlassen wurden, P.A., Bd. 230/152045 und 152022; vgl. noch das Telegramm v. Heerens v. 18.11.1940 über seine Intervention beim jugoslaw. Aussenminister wegen der vom DNB gemeldeten Erschiessung angesehener Volksdeutscher in Beschka/Syrmien. Der Aussenminister habe dem Innenministerium die strenge Weisung erteilt, die Schuldigen zu bestrafen und die Sicherung der Volksdeutschen zu gewährleisten, P.A., Bd. 230 /152358; vgl. die Erwähnung der Bemühungen Cvetkovics im Bericht v. Heerens v. 20.9.1938 (P.A., Bd. 65) und v. 9.3.1939, P.A., Bd. 87, sowie sein Telegramm v. 19.9.1939, NG-2670.

Simovic, der sich erfolgreich (4. April) darum bemühte, auch die «Kroatische Bauernpartei» unter Macek in sein Kabinett zu ziehen. König Peter wurde für grossjährig erklärt und bestieg als Peter II. den Thron. Die Freudenkundgebungen der Bevölkerung Belgrads nach dem Staatsstreich liessen offenbar werden, wie unpopulär die Anlehnung an die Achsenmächte gewesen war.

Die deutsche Minderheit hatte nach dem Kompromiss zwischen den beiden Richtungen eine kurze Atempause relativer Ruhe und des Auf- und Ausbaus ihrer Institutionen erlebt. Dabei war ihr ebenso das von aussenpolitischen Rücksichten bestimmte Entgegenkommen der Regierung wie der wirtschaftliche Aufschwung des Landes zugute gekommen. Von dem gesteigerten Export nach Deutschland profitierte auch die leistungsfähige jugoslawiendeutsche Landwirtschaft, deren Einkaufs- und Verkaufsgenossenschaften sich weiterentwickelten. In dieser Lage bemühten sich die neuen Funktionäre, durch eine freiwillige Steuer aller Angehörigen der Volksgruppe die notwendige finanzielle Basis für die Unterhaltung ihrer Organisationen zu schaffen, und sie hatten damit einigen Erfolg. Mit dieser Selbsthilfeeaktion machte sich die Volksgruppe nicht nur im Lande unabhängiger, sie versuchte damit auch eine selbständigere Position gegenüber den nationalsozialistischen Reichsstellen zu gewinnen⁴⁶. Dies gelang indessen nur bedingt. Die offiziell mit der Betreuung der deutschen Volksgruppen beauftragten reichsdeutschen Institutionen, wie z.B. das Deutsche Auslands-Institut in Stuttgart, enthielten sich zwar gemäss den offiziellen aussenpolitischen Richtlinien einer allzu starken Beeinflussung des Jugoslawiendeutschums, wogegen jedoch andere, mit diesen konkurrierende Stellen, vornehmlich der SS, ohne Rücksicht auf die möglichen Folgen für die jugoslawiendeutsche Bevölkerung ihre ideologischen und machtpolitischen Ziele durchzusetzen versuchten. Unter den durch die Kompromisslösung von 1939 nicht zum Zuge gekommenen radikalen Vertretern der Erneuerungsbewegung fanden sich einige, die sich für diese Aktionen zur Verfügung stellten und durch ihre Tätigkeit das in den vergangenen Jahren geschaffene gute Verhältnis zwischen Staat und deutscher Minderheit in akute Gefahr brachten⁴⁷. In Slowenien war ausserdem seit 1939 durch Anschlusskundgebungen des Deutschtums, das sich jahrelang besonders unterdrückt gefühlt hatte, eine besonders heikle Situation heraufbeschworen worden⁴⁸. Vergebens versuchten hier die Volksgruppenführung wie auch die deutschen diplomatischen Vertreter, mässigend zu wirken.

Nach dem Militärputsch vom März 1941 entstand eine neue Lage. Die durch den Staatsstreich ausgelösten nationalen Ressentiments wirkten sich schon hier und da gegen die Deutschen aus. Bereits während der Kundgebungen am 27. März 1941 war es

⁴⁶ vgl. hierzu eine Rede Jankos (1940), abgedruckt in: Janko, Reden, S. 51; er bezifferte die Zahl der Mitglieder des SDKB auf 300'000; ebd., S. 50.

⁴⁷ Teleg. v. Heerens v. 4.1.1941 (P.A., Bd. 249 / H 297783) über Bemühungen um die Aufstellung von getarnten paramilitärischen Einheiten («SS-Standarten unter den Volksdeutschen»). W. Lorenz liess ihn über das AA (Teleg. v. 17.1.1941, P.A., Bd. 249 / 297794) «zurückpfeifen»; vgl. oben S. 41 E, F. 42.

⁴⁸ Einzelheiten oben S. 41 E, Anm. 43. Eine Übersicht über mehrere solcher Kundgebungen in Slowenien enthält der schriftliche Bericht v. Heerens v. 11.4.1939, P.A., Bd. 90.

in Belgrad zu Zwischenfällen gekommen, von denen Deutsche und reichsdeutsche Institutionen, z.B. das deutsche Reisebüro, betroffen wurden. In den folgenden Tagen ereigneten sich vereinzelt ähnliche Aktionen in den deutschen Siedlungsgebieten, indes- sen kann man nicht von einem systematischen Vorgehen gegen die deutsche Volks- gruppe sprechen. Auch die neue Regierung Simovic bemühte sich darum, vor einer Fest- igung des Regimes weitere Reibungen zu vermeiden und dem Reich zu einem gewalt- samen Vorgehen gegen Jugoslawien keinen Anlass zu geben⁴⁹. Um die deutsche Min- derheit in diesem Konflikt nicht noch mehr zu exponieren, schränkte die Volksgruppen- führung die volkspolitische Tätigkeit ein, damit sie in dem von nationalen Leidenschaf- ten aufgewühlten Land von sich aus keine Handhabe zum Vorgehen gegen die deutsche Bevölkerung bot⁵⁰. Die seit den letzten Märztagen schwelende Unruhe konnte sie indes- sen nicht mehr eindämmen.

⁴⁹ vgl. die verschiedenen Berichte v. Heerens v. 25.10.1940, P.A., Bd. 230 / 152328, worin er den Putsch voraussagte; v. 29.3.1941 (P.A., Bd. 230/152641, auch 152649). u. 30.3.1941 (Bd. 230 /152684).

⁵⁰ vgl. Janko, S. 114 ff.; Mitteilung Janko» v. 29.3.1941 (P.A., Büro des Staatssekretärs, Akten betreffend Jugoslawien, Bd. 2) an die Ortsgruppen des Kulturbundes.

II. KAPITEL

Die Einwirkungen des Krieges auf die Lage des Deutschtums in Jugoslawien.

1. Der Balkanfeldzug; die Volksgruppe im Krieg; die Zerschlagung Jugoslawiens.

Nach der Aktion der Oppositionsgruppen um Simovic trieb die Entwicklung in Jugoslawien schnell auf eine Krise in den Beziehungen zum Reich hin. Dennoch waren es nicht primär die deutsch-jugoslawischen Beziehungen, sondern die Misserfolge des italienischen Balkankrieges, welche das militärische Eingreifen Deutschlands herbeiführten¹. Um die mit einer drohenden italienischen Niederlage und dem Eingreifen der Engländer in Griechenland heraufziehenden Gefahren zu bannen, entschloss sich Hitler, dem bis dahin «kein Opfer» als zu hoch «für ein freundschaftliches Verhältnis zu Jugoslawien» erschienen war² und obwohl damit seine Russlandpläne verzögert wurden, zum Losschlagen, als mit dem Simovic-Putsch das auslösende Moment gegeben war. Nach einer kurzen, heftigen Pressekampagne mit den üblichen Vorwürfen wegen Vergehen an den Volksdeutschen³ begann am 5. April 1941 der Krieg gegen Jugoslawien. Starke Panzertruppen unter Generaloberst v. Kleist, motorisierte Kräfte, Infanterie- und Gebirgsdivisionen, ebenfalls unterstützt von einem Panzerkorps unter Generaloberst v. Weichs, und Truppen der 12. Armee unter Generalfeldmarschall List stiessen aus dem Norden und von Bulgarien her nach Jugoslawien hinein. Am 6. April bombardierte die

¹ Vgl. Kurt v. Tippelskirch, Geschichte des 2. Weltkrieges, Bonn 1951, S. 162 ff.; W. Görlitz, Der II. Weltkrieg 1939-45, 1. Bd., Stuttgart 1951, S. 233 ff.; J. Mati, Jugoslawien im II. Weltkrieg. In: Osteuropa-Handbuch, Jugoslawien, S. 99 ff.; E. Wiskemann, The subjugation of South-Eastern Europe, June 1940 to June 1941. In: The initial triumph of the Axis, Survey of International Affairs, 1939-46, hrsg. v. A. u. V. M. Toynbee, London 1958, S. 341 ff.; J. Wusch, Jugoslawien während des 2. Weltkrieges. In: Südostdeutsche Vierteljahrsblätter, Jg. 8, 1959, H. 1, S. 4 ff.; P. D. Ostovic, The truth about Yugoslavia, New York 1952, S. 163 ff.

² Hitler an Mussolini am 5.4.1941, Nürnberger Dokument PS-1836 (im Folgenden zitiert NG-, NO-, NOKW- und PS-); vgl. G. Gafencu, Vorspiel zum Kriege im Osten, Zürich 1944, S. 328, u. den Überblick von Ernst L. Presseisen, Prelude to «Barbarossa»: Germany and the Balkans, 1940-41. In: Journal of Modern History, Bd. 32, 1960, S. 359-70.

³ Völkischer Beobachter (Münchener Ausgabe) v. 2., 3., 5., 7.4.1941; vgl. die Warnung Freunds (Zagreb) v. 3.4.1941 an Ribbentrop, wegen der leichten Kontrollierbarkeit des gegenteiligen Tatbestandes die Verfolgungsmeldungen nicht zu überspitzen./NG-3247; sowie H. Fritzsches Aussage in Nürnberg über die Sprachregelung, NG-3633; als Propagandazahl sind auch die «120 Mordfälle» anzusehen, Teleg. des deutschen Geschäftsträgers in Belgrad v. 22.4.1941, P.A., Bd. 230 /153166.

Luftwaffe pausenlos die Hauptstadt Belgrad; durch diese als «Strafaktion»⁴ gegen die Putschisten aufgefassten Angriffe entstanden unter der Zivilbevölkerung hohe Verluste. Auch Volksdeutsche fielen den Angriffen zum Opfer. Das jugoslawische Heer vermochte die Angriffsskeile der deutschen Verbände nirgends nachhaltig aufzufangen. Am 17. April wurden nach dem Rücktritt des Oberbefehlhabers Simovic Waffenstillstandsverhandlungen eingeleitet; am Tage darauf trat der in Belgrad unterzeichnete Vertrag über die bedingungslose Kapitulation der jugoslawischen Wehrmacht in Kraft. Er bedeutete zugleich de facto das politische Ende Jugoslawiens, am 8. Juli 1941 verkündeten Deutschland und Italien das staatsrechtliche Ende des Königreichs Jugoslawien, dessen emigrierter König und seine Regierung allerdings im Exil den Anspruch auf das Fortbestehen des Staates erhoben.

Die Volksdeutschen in waffenfähigem Alter gerieten in den Tagen vor und nach dem Kriegsausbruch in einen tiefen inneren Zwiespalt. Befolgung des Gestellungsbefehls und damit Kampf gegen deutsche Truppen oder Vermeidung des Kriegsdienstes durch Flucht oder im Versteck – das war für viele die Alternative. Im Norden und Nordosten des Landes wählte mancher den Weg in die Steiermark, nach Ungarn oder Rumänien⁵, andere verbargen sich bis zum Eintreffen deutscher Soldaten. Sich dem jugoslawischen Militärdienst zu entziehen, hatte auch eine vom OKW der «Volksdeutschen Mittelstelle» (VOMI) übermittelte «Führerweisung» gefordert, deren Inhalt über die Volksgruppe bekannt gemacht werden sollte. Darin hiess es, «der Führer (hat) entschieden, dass sich die Betreffenden dem Stellungsbeehl entziehen und verstecken sollen...»⁶. Dennoch wurde eine nicht genauer zu bestimmende Zahl von Jugoslawiendeutschen, zweifellos die Mehrheit der Dienstpflichtigen, eingezogen; sie gingen häufig nach der ersten Feindberührung, ähnlich wie kroatische Einheiten, zu den deutschen Truppen über und wurden alsbald wieder nach kurzer Gefangenschaft entlassen⁷.

Inmitten der überhitzten Atmosphäre dieser ersten Apriltage wurden die verantwortlichen Männer der volksdeutschen Gemeinden und der Volksgruppenleitung in tragi-

⁴ Vor ihr hatte v. Heeren in einem Memorandum v. 3.4.1941 (P.A., Bd. 230 / 152918-20) nachdrücklich gewarnt. Die Berichte über die Verluste variieren stark: Jean Hussard, *Vu en Yougoslavie, 1939-1944*, London 1945, S. 95 ff.; Jean Blairy, *Crépuscule Danubien*, Paris 1946, S. 101, gibt an, dass bis zum 13.4. 12'000, nach amtlichen Angaben 17'480 Zivilpersonen den Tod gefunden hätten. J. A. Presterl, 2'000 km durch das neue Jugoslawien, Graz 1947, S. 17, übertreibt mit der Zahl von 40'000 Opfern.

⁵ Telegramm der Gauleitung Steiermark an AA v. 29.3.1941 (P.A., Bd. 230 / 152665) und v. 5.4. 1941 (230 / 152921). Gesandter Neubacher (Bukarest) am 5.4.1941 an AA (230/152909): bisher seien 2'800 Flüchtlinge eingetroffen, die von Ausschreitungen nichts wüssten!

⁶ P.A., Bd. 230/152637, Aufzeichnung v. 28.3.1941; auch in: NG-3243. Schon am 30.11.1940 war Dr. Janko auf seine mündliche Anfrage eine ähnliche Antwort erteilt worden, NO-5696.

⁷ C. Fotitch, *The war we lost*. New York 1948, S. 100 ff.; Mati, S. 103; P.A., Bd. 230/153101; Josef Senz, *Apatin und die Apatiner*, Schwimmbach 1949, S. 91 f.; Anton Zollitsch, *Filipowa, Freilassing 1957*, S. 174; Karl Elicker und Karl Brunner, *Bulkes, Kirchheim/Teck 1958*, S. 156.; Janko, *Reden*, S. 114ff. (angebl. 800).

sche Verhängnisse verstrickt, in denen es für sie zu einem fast unlösbaren Problem wurde, die richtigen Grundsätze für ihr Verhalten zu finden. Wenn es dabei zu Entscheidungen kam, in denen das Bedürfnis nach Selbstschutz und sogar eigener Aktion die Loyalitätsverpflichtung gegenüber dem jugoslawischen Staat überwog, so war diese Handlungsweise in starkem Masse von der nahezu unerträglich gespannten Situation und der sicher nicht ganz unberechtigten Furcht vor Ausschreitungen gegen Deutsche diktiert. Für die deutschen Geiseln, die an vielen Orten in Haft genommen und meist nach Peterwardein gebracht worden waren, war unmittelbare Gefahr für Leib und Leben heraufbeschworen⁸. In manchen Orten der Batschka und im Banat, auch in Slawonien und Bosnien wurden daher bewaffnete Streifen gebildet, die häufig von den Mitgliedern der halb-militärischen «Deutschen Mannschaft»⁹ gestellt wurden, sich dann aber nicht auf den Schutz der Volksdeutschen beschränkten. In Neusatz, wo sich Dr. Janko mit seinen Mitarbeitern im Habag-Haus (Haus-Bau-AG) versammelt und verbarrikadiert und nach Verhandlungen die Aufstellung einer Deutschen Bürgerwache von 150 Mann erreicht hatte, gab das Erscheinen deutscher Truppen am anderen Donauufer und die Sprengung der beiden Brücken «das Zeichen, nun vollends frei in Aktion zu treten»¹⁰. Die inzwischen mit Gewehren bewaffnete Wachmannschaft besetzte das Postgebäude, den Bahnhof, das Kraftwerk und begann mit der Entwaffnung serbischer Truppenteile; die deutschen Geiseln wurden von einem Stosstrupp befreit. Während im Habag-Haus Waffentransporte eintrafen, so dass dort «etwa 1'000 Gewehre, etwa 30 LMG, 15 SMG, 3 PAK, etwa 60'000 Schuss Infanteriemunition, grosse Mengen Handgranaten usw.» gestapelt werden mussten, wurden zwei serbische Regimenter zur Waffenniederlegung überredet. In Esseg beim Kampf um die Hauptpost und bei der Verteidigung der beiden grossen Draubrücken, in der Gottschee¹¹, in Marburg (Drau), Vukovar, Ruma, Beschka, Indjija, Neu-Pasua und Franztal griffen bewaffnete Einsatztrupps der «Deutschen Mannschaft» im Rücken der Front ein und nutzten die Auflösungserscheinungen unter den zurückflutenden Truppen aus. Eine wertvolle Unterstützung für die deutschen Angriffsspitzen bedeutete die Besetzung des mit neuen Messerschmittjägern ausgerüsteten grossen Militärflughafens Semlin bei Belgrad durch eine Gruppe von Volksdeut-

⁸ B. Sohl, Heideschütz, Freilassing 1960, S. 47; Johannes Albrecht, Tscherwenka, Freilassing 1955, S. 99; Hans Volk, 150 Jahre Karlsdorf, Freilassing 1958, S. 38 f.; Leni Leinz, Franztal, Freilassing 1958, S. 108f.; Carl Bischof, Die Geschichte der Marktgemeinde Ruma, Freilassing 1958, S. 172; Otto Vogenberger, Panschowa, Freilassing 1961, S. 140; Klingler, Futok, S. 223; Senz, Apatin, S. 91; Zollitsch, Filipowa, S. 174 f.; Elicker-Brunner, Bulkes, S. 156.

⁹ Schneefuss, S. 146; Sommer, S. 85. Die «Deutsche Mannschaft» (DM) war ein bereits vor dem Kriege bestehender SA-ähnlicher Kampfverband der jungen, der Erneuerungsbewegung nahestehenden Volksgruppenangehörigen; Hans Buchheim, Die «Deutsche Mannschaft» und die «Einsatzstaffel» der deutschen Volksgruppe in Kroatien. In: Gutachten des Instituts für Zeitgeschichte, München 1958, S. 410 f.

¹⁰ Bericht eines Teilnehmers: J. Lohrbacher, Die Belagerung des Habag-Hauses im April 1941. In: Jahrbuch der Deutschen im Unabhängigen Staat Kroatien 1942, Esseg o. J., S. 47 ff.

¹¹ Volkspolitische Lageberichte zur Unterrichtung für den inneren Dienstgebrauch (RFSS, RKFDV), 1-1/16.7.1941 (Gottschee, S. 8 f.), Bundesarchiv Koblenz, R. 49/40.

schen¹². Es kann nicht verwundern, dass in den Tagen des jugoslawischen Zusammenbruchs, bei der Panik und Hysterie der Militäreinheiten und der Zivilbevölkerung in den Kampfgebieten, die Nachrichten über solche Vorgänge und die Zusammenstöße vieler serbischer Soldaten mit der «Deutschen Mannschaft» und dem Ortsschutz der Dörfer die sicherlich irrige Vorstellung genährt haben, es mit der wohlüberlegten Tätigkeit einer deutschen «5. Kolonne» zu tun zu haben. Ihr wurde die katastrophale Niederlage zum guten Teil zugeschrieben, was historisch indessen keineswegs zutrifft¹³.

Auf der anderen Seite muss festgehalten werden, dass sich das vielerorts ungestörte gute Verhältnis zwischen den Deutschen und Andersnationalen auch in der Krise des Aprils 1941 und später bewährte. Nach dem Einzug der Ungarn in Neusatz suchten und fanden Serben aus der Stadt und auch aus den Landgemeinden Schutz im Habag-Haus. Auch später noch wurde von den Deutschen im Banat und in der Batschka zahlreichen Serben gegen die Ungarn und Kroaten Hilfe gewährt, gleich, ob es sich um exponierte Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens oder um bäuerliche Nachbarn handelte. In Syrmien und in Kroatien gefährdeten Deutsche ihr Leben, da sie sich für verfolgte Serben einsetzten; so wurde z.B. der Bezirksvorsteher von Alt-Pasua, Rometsch, aus Radie dafür erschossen, dass er kroatische Ustaschi ausweisen liess, die Serben abführen wollten. Auch die deutschen Geistlichen suchten oft unter Lebensgefahr ihre orthodoxen Amtsbrüder zu schützen¹⁴. Bis in die Nachkriegsjahre hat in zahllosen Fällen diese enge Verbindung mit Andersnationalen die Leidenschaften und Gegensätze des Krieges überdauert.

Die militärische Niederlage Jugoslawiens gab den Achsenmächten, denen sich nach Kriegsausbruch Ungarn und Bulgarien angeschlossen hatten, Spielraum zur Zerschlagung des südslawischen Königreichs, wobei ihnen die starken innerstaatlichen Spannungen zweifellos weit entgegenkamen¹⁵. Der Leiter der nationalrevolutionären, halbfaschistischen kroatischen Ustascha-Bewegung, Dr. Ante Pavelic, liess am 10. April durch den ehemaligen k. u. k. Obersten E. Kvaternik einige Stunden vor der Ankunft deutscher Verbände den «Unabhängigen Staat Kroatien» ausrufen; Pavelic übernahm als «Poglavnik» (Staatsführer) die autoritäre Regierung des von Deutschland und Italien

¹² J. Lichtenberger (Leiter der DM), Kriegsbeitrag der Deutschen Volksgruppe in Kroatien. In: Deutschtum im Ausland, 27. Jg. 1944, H. 1/2, S. 33 f.; zusammenfassend: Louis de Jong, Die deutsche 5. Kolonne im 2. Weltkrieg, Stuttgart 1959, S. 123 ff., 150, 214ff.; vgl. noch Report on the Crimes of Austria and the Austrians against Yugoslavia and her people, Belgrad 1947, S. 120, und NO-4022 über den «Einsatz» der Volksgruppe. Ende Mai 1940 baten jugoslawiendeutsche Organisationen um Waffen, die ihnen jedoch aus politischen Rücksichten verweigert wurden (Lahousens Kriegstagebuch der Abwehr 1939–41, v. 28.12.1939, 29. 2., 13.3., 30.5.1940, nach de Jong, S. 215); vgl. Bericht Nr. 65, S. 65.

¹³ vgl. auch de Jong, S. 228 ff., der die These von der Tätigkeit einer deutschen 5. Kolonne stark reduziert.

¹⁴ P.A., Bd. 404 (Lagebericht der VOMI v. Dez. 1944) u. Mitteilungen des damaligen Ungar. Parlamentsabg. F. Hamm; vgl. Berichte S. 110 E, Anm.]2 u. 13.

¹⁵ Mati, S. 102 ff.; ‚Görlitz,‘ 1. Bd., S. 236 ff.; vgl. Karte v. H. Schwalm im Jugoslawien-Handbuch. S. 104; OKW-Richtlinien für die Aufteilung (12. 4.41) in PS-1195.

als Bündnispartner anerkannten Nachfolgestaates¹⁶. In den Wiener Verhandlungen vom 20. bis 22. April 1941 wurden dann die Annexionen der einzelnen Mächte festgelegt. Das Reich erhielt vom nördlichen Slowenien die Oberkrain und die früheren Kärnter und steirischen Gebiete der Donaumonarchie, während Italien ausser der Unterkrain die dalmatinischen Inseln und ausgedehnte Streifen der Adriaküste aus der jugoslawischen Konkursmasse gewann, sich dazu eine südlich von Agram, Banja Luka und Sarajewo liegende Besatzungszone zuweisen liess und den – dann niemals amtierenden – kroatischen König Tomislav II. mit Herzog Aimone v. Spoleto zu stellen beanspruchte. Ungarn gliederte sich die Murgebiete und die westliche Woiwodina an, Bulgarien das serbische Mazedonien. Ein Streifen Westmazedoniens wurde zu dem mit Italien in Personalunion verbundenen Grossalbanien geschlagen. In Cetinje proklamierte eine «Konstituierende Nationalversammlung» am 12. Juni 1941 die Unabhängigkeit eines ebenfalls eng mit Italien liierten Montenegro. Allen grossserbischen Tendenzen war durch diese Abtrennungen die Basis entzogen, so dass für den ungefähr mit Altserbien übereinstimmenden Reststaat Serbien, in dem nach dem Zwischenspiel einer provisorischen Regierung der General Nedic die Geschäfte übernahm (29. August 1941), nur die Rolle eines abhängigen Satelliten der Achsenpartner blieb. Das von Rumänien beanspruchte Westbanat, das Hitler indessen für später auch noch Ungarn zugesichert hatte¹⁷, unterstand Serbien der Verwaltung und Kontrolle des deutschen «Militärbefehlhabers Serbiens». In neun verschiedenen Zonen also: teils annektierten oder von Militärs verwalteten Gebieten, teils Staaten im Genuss einer Pseudounabhängigkeit, spielte sich bis 1944/45 das politische Leben Jugoslawiens ab.

Die Volksdeutschen Südslawiens hatten im Norden Sloweniens den erstrebten Anschluss an das Reich gewonnen. In den Wiener Vereinbarungen war die neue deutsch-italienische Grenze, in nordwestlich-südöstlicher Richtung durch Slowenien verlaufend,

¹⁶ Im Unabhängigen Staat Kroatien lebten ausser den Volksdeutschen (zu deren Zahl s. o. S. 11 E, Tabelle Anm. 16, wobei die Zahlen aus Spalte 4, 5 und 8 zusammenzuzählen sind, um einen Annäherungswert (144 364) zu ergeben; zur territorialen Ausdehnung s. Karte S. 104 des Ost-europa-Handbuchs, Jugoslawien) ca. 6.5 Mill. Einwohner, davon waren ca. 3,5 Mill. Kroaten, 2 Mill. Serben und 1 Mill. Bosniaken, IMT, Bd. 29, S. 127. Vgl. noch Mati, S. 105 ff.; Anna-bring, S. 73 ff.; Kiszling, S. 163 ff.; Dresler, S. 129 ff.; Fritz Valjavec, Südosteuropa: Südslawien, Kroatien, Serbien. In: Jahrbuch der Weltpolitik 1942, Berlin 1942, S. 406 ff.; Ernest Bauer, Italien und Kroatien 1938-45. In: Zeitschrift für Geopolitik, Jg. 26, 1955, S. 112 ff.; E. Wis-kemann, Partitioned Yugoslavia. In: Hitler's Europe. Survey of International Affairs, 1939-46, hrsg. v. A. u. V. Toynbee, London 1954, S. 648 ff. – Über die Vorgänge in Agram im April 1941: Veessenmayer an Ribbentrop, 11.4.1941, P.A., Bd. 245/161725-9; Dr. Wilhelm Höttl, Referent des politischen Auslandsnachrichtendienstes im Südosten, erklärte 1947 (NG-2317), dass der Ges. Veessenmayer bereits im März 1941 die Konstituierung eines selbständigen kroatischen Staates vorbereitet habe; vgl. NG-2449.

¹⁷ PS-1195 (OKW-Richtlinien zur Aufteilung Jugoslawiens); Neubacher an Ribbentrop, 5.4.1941, P.A., Bd. 230/ 152937. Nikolaus v. Horthy, Ein Leben für Ungarn, Bonn 1953, S. 226; J. Wüschel, Pläne des Dritten Reiches zur Neuordnung des jugoslawischen Raumes nach 1941. In: Der donauschwäbische Lehrer, Bd. 1, München 1959, S. 64 ff.; ausführlich: C. A. Macartney, October Fifteenth. A history of modern Hungary, 1929-1945, 2. Bd., New York 1957, S. 12 ff.; vgl. NG-3083.

festgelegt worden¹⁸. Der deutsch-kroatische Vertrag vom 13. Mai 1941¹⁹ folgte den ehemaligen Kronlandgrenzen. Die Sloweniendeutschen unterstanden damit bis Kriegsende der Hoheit und den Gesetzen des Reiches, wenn sie auch formell nie eingegliedert wurden. Der neugewonnene Teil Kärntens und der Krain wurde dem Gau Kärnten, der grössere steiermärkische Teil dem Gau Steiermark unter Gauleiter und Reichsstatthalter Uiberreither angeschlossen, der dort als Chef der Zivilverwaltung amtierte, während diese Funktion in Kärnten-Krain der stellvertretende Gauleiter von Kärnten, Kutschera, ausübte²⁰. – Südlich von Laibach unterstanden die Jugoslawiendeutschen italienischer, ihre Mehrheit in der Batschka und Baranja ungarischer Oberhoheit; Ungarn zählte daher nach 1941 mit ca. 1,2 Millionen die grösste deutsche Minderheit in Südosteuropa.

Im «Unabhängigen Staat Kroatien» sollte die deutsche Volksgruppe sehr bald eine eigene Rechtsstellung gewinnen, während die deutsche Minderheit im Banat eine eigene Volksgruppe unter der Leitung Dr. Jankos bildete; ihr wie dem Streudeutschtum Serbiens wurde die Protektion der deutschen Militäradministration zuteil²¹. Spätestens seit dem Hochsommer 1941 waren die Jugoslawiendeutschen ausserhalb der Batschka und Baranja unmittelbar und ohne Einschränkung von reichsdeutschen Direktiven abhängig.

2. Die Entwicklung in den einzelnen Teilgebieten:

a) Kroatien.

Die Leitung des in Agram ausgerufenen «Unabhängigen Staates Kroatien» übernahm am 15. April 1941 der aus Italien herbeigeeilte Führer der Ustascha-Bewegung, Dr. Ante Pavelic, mit dem die Vertreter des Kroatiendeutschtums sogleich in Verhand-

¹⁸ S. Ciano's Diplomatie Papers, London 1948, S. 436 f.; Helmuth Greiner, Die oberste Wehrmachtsführung, 1939-1943, Wiesbaden 1951, S. 286; Andreas Hillgruber, Hitler, König Carol und Marschall Antonescu, Die deutsch-rumänischen Beziehungen, 1938-1944, Wiesbaden 1954, S. 125 f.; Mati, Osteuropa-Handbuch, Jugoslawien, S. 102 ff.; IMT, Bd. 27, S. 61; Bd. 7, S. 267.

¹⁹ Martens, 3. Serie, 40. Bd., S. 13 ff.; RGBl., 1942, 2. Bd., S. 264 ff. Die deutschitalienische Grenze wurde im Staatsvertrag vom 8.7.1941 festgelegt, Keesings Archiv, 1941, S. 5111.

²⁰ Keesings Archiv 1941, 15.4. 1941; vgl. Yugoslavia, Basic Handbook, 2. Bd., London 1943, S. 21.– Die Verordnung über den Erwerb der Staatsangehörigkeit in den «befreiten Gebieten» Untersteiermarks, Kärntens und der Krain v. 14.10.1941, RGBl. 1941, 1. Bd., S. 648 f.; IMT, Bd. 27, S. 61; Bd. 7, S. 267; NG-4639. Die Untersteiermark zählte ca. 550'000 Einwohner, darunter ca. 25'000 Volksdeutsche; Kärnten und Krain besaßen ca. 180'000 Einwohner, davon waren ca. 1'500 Volksdeutsche, NG-4898.

²¹ S. u. S. 55Eff.

lungen über die Rechtsstellung der Volksdeutschen Staatsbürger eintraten¹. Als erstes Zeichen des Entgegenkommens wurde der zur Erneuerungsbewegung zählende Palankaer Rechtsanwalt Dr. Jakob Elicker zum Grossgespan der fast ganz Syrmien umfassenden Grossgespannschaft Wuka ernannt, ehe nach zwei Monate währenden Beratungen in einer Reihe von kroatischen Gesetzesdekreten der Rechtsstatus der «Deutschen Volksgruppe im Unabhängigen Staat Kroatien» fixiert wurde. Das erste Gesetz vom 21. 6. 1941² erklärte sie zur juristischen Person öffentlichen Rechts (Art. 2) und garantierte ihren Angehörigen die Gleichberechtigung mit Kroaten auf den Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens (Art. 5), sowie die «uneingeschränkte Erhaltung ihres deutschen Volkstums und das ungehinderte Bekenntnis zu ihrer nationalsozialistischen Weltanschauung». Am 31.7.1941 wurde der Volksgruppe die Gründung einer «Einsatzstaffel» im Rahmen der kroatischen Ustaschamiliz gestattet, deren drei aus der «Deutschen Mannschaft» gebildete Kompagnien samt einer «Stabswache» dem kroatischen Generalstabschef unterstellt werden sollten³. Der Sommer 1941 verstrich, bis am 30.10. 1941 die Rechtsstellung des Volksgruppenführers Branimir Altgayer dahin näher bestimmt wurde, dass er Amt und Befugnisse eines Staatsdirektors⁴ zugesprochen erhielt,

¹ Vgl. zum Folgenden: W. Sattler, Die Deutsche Volksgruppe im Unabhängigen Staat Kroatien, S. 52 ff.; Ein Jahr Deutsche Volksgruppe in Kroatien, hrsg. v. Landespropagandaamt, Esseg 1942; Vorveröff. des Handwörterbuchs des Grenz- und Auslandsdeutschtums: Kroatien (Unabh. Staat); Hans Wierssen, Die deutsche Volksgruppe in Kroatien. In: Nation und Staat, Bd. 14, S. 411 ff.; Stephan Acker, Der neue Nationalismus, Kroatien. Ebda, Bd. 15, S. 165 ff.; Arnold Weingärtner, Die deutschen Volksgruppen im Umbau: Kroatien. Ebda, Bd. 16, S. 96 ff.; Kiszling, S. 163 ff.; Matj, Jugoslawien im 2. Weltkrieg, S. 105 ff.; Annabrung, S. 77 ff.

² Gesetzesverfügung über die vorläufige Rechtsstellung der Deutschen Volksgruppe, Narodne Novine v. 21.6.1941, Anlage 1 a, S. 135 E f.; auch in: Dokumente der deutschen Politik, hrsg. von F. A. Six, Bd. 9, Teil 1, Berlin 1944, S. 436 ff.; Sattler, Die Deutsche Volksgruppe, Anhang S. 68 f. (dort die wichtigsten Verordnungen in Übersetzung); vgl. Fritz Valjavec, Südosteuropa: Südslawien, Kroatien, Serbien. In: Jahrbuch der Weltpolitik, 1942, Berlin 1942, S. 417 f.; zur rechtlichen Interpretation: Kurt Rabl, Die Rechtsstellung der deutschen Volksgruppe in Kroatien. In: Zeitschrift für Völkerrecht, Bd. 26, 1942; ders., Zur Verfassungsgeschichte des mitteleuropäischen Volksgruppenrechts. In: Der europäische Osten, 2. Jg. 1955, S. 553 ff. Zu Flickers Ernennung: Telegramm des deutschen Gesandten in Agram, Kasche, an AA v. 14. 5. 1941, P.A., Bd. 245 / 161871-2, zur Rechtslage ders. am 21.6.1941, ebda, 245/161952-3; eine deutsch-kroatische Kommission sollte die endgültigen Gesetze über die Stellung der deutschen Volksgruppe ausarbeiten (zu deren Vorlage es aber nicht gekommen ist), Telegr. Kasches v. 15.5.1943, P.A., Bd. 245/162547; Sattler, S. 53.

³ Narodne Novine v. 31.7.1941; Einzelheiten s. u. im Zusammenhang mit der Schilderung des Partisanenkrieges, S. 59E ff.

⁴ Narodne Novine v. 30.10.1941; Anlage 1 b, S. 136 E ff.; Dokumente der deutschen Politik, S. 443 f.; Staatsdirektionen für Sonderaufgaben im Unabh. Staat Kroatien unterstanden direkt dem Ministerpräsidenten; der Staatsdirektor konnte bei der Diskussion ihn berührender Fragen am Ministerrat teilnehmen. Durch Verfügung v. 24.1.1942 (In: Verordnungsblatt der Deutschen Volksgruppe im Unabhängigen Staat Kroatien v. 28.2.1942) erhielt die Volksgruppe zwei Sitze im kroatischen Staats-Sabor zugebilligt, sie wurden von B. Altgayer und Ferd. Gasteiger eingenommen, vgl. nach oben S. 39 E, Anm. 36, u. den gegenüber Altgayer sehr kritischen Bericht über die «Lage der Volksdeutschen in Kroatien», Himmler Files, Roll 11, Folder 120 (21.11. 1942).

eine Stellung, die 1943 mit der Ernennung Altgayers zum Staatssekretär⁵ substantiell nicht verändert wurde. In den inneren Angelegenheiten der Volksgruppe sprach das Dekret vom 30.10.1941 Altgayer «das Verordnungsrecht im Rahmen der Gesetze zu» (Art. 4) und überliess ihm damit den ganzen Bereich des politischen, sozialen, kulturellen und wirtschaftlichen Lebens der Kroatiendeutschen zur rechtlichen Ordnung. Gewisse Grenzen wurden dieser Volksgruppenhoheit durch die Verfügungen «über den Gebrauch der deutschen Sprache, der deutschen Fahne und der deutschen Symbole» vom 30.10.1941⁶, über «Beamte und Angestellte deutscher Volkszugehörigkeit im öffentlichen Dienst» vom gleichen Tag⁷ und «über das deutsche Schulwesen» vom 25.9.1941 gesteckt⁸. Die sprachenrechtliche Regelung gestattete den Gebrauch der deutschen Sprache im öffentlichen Leben in Wort und Schrift; in Verwaltungseinheiten mit mehr als zwanzig Prozent deutscher Bevölkerung galten Kroatisch und Deutsch als gleichberechtigte Amtssprachen, öffentliche Bekanntmachungen, Aufschriften, Formulare usw. waren doppelsprachig zu halten; in Distrikten mit mehr als zehn Prozent deutscher Bevölkerung durften die Deutschen ihre Sprache im Amtsverkehr gebrauchen (Art.3). In den deutschen Siedlungen sollten «möglichst volksdeutsche Beamte» verwendet werden, wie es die Verfügung über die deutschen Angehörigen des öffentlichen Dienstes (Art.5) forderte. Ihre Anstellungsgesuche unterlagen einer Beurteilung durch die Volksgruppenführung und das «Ustascha-Hauptquartier»; beim Amtseid versprachen sie «dem deutschen Volkstum und dem Führer sowie dem Staat Kroatien und dem Poglavnik» die Treue zu halten (Art. 4). Nur im Einvernehmen mit dem Volksgruppenführer konnten sie versetzt, suspendiert, pensioniert und entlassen werden.

Die Neuordnung des Schulwesens gab der Volksgruppe nicht die völlige Schulautonomie, sondern unterstellte es einer eigenen Abteilung im kroatischen Unterrichtsministerium, in der die Lehrpläne und Schulbücher ausgearbeitet wurden. Zu ihrem Leiter wurde auf Vorschlag Altgayers der ehemalige Rektor des deutschen Realgymnasiums in Agram, H. Kühn, ernannt. Im Gegensatz zur Regelung in der Batschka und im Banat blieben die kroatiendeutschen Schulen grundsätzlich staatliche Institutionen, wenn ihnen auch gleichwohl in denkbar grosszügiger Weise Raum zur Entfaltung gewährt wurde. Die Aufnahme der Kinder erfolgte ohne weitere Formalität auf Grund des von der Volksgruppe ausgestellten «Volkszugehörigkeitsausweises», wobei deutsche Kinder prinzipiell in deutsche Schulen eingeschrieben wurden (Art. 5). In Orten, wo im Umkreis von 8 km mindestens 20 schulpflichtige deutsche Kinder lebten, musste eine deutsche Volksschule errichtet werden; gab es nur 10 deutsche Kinder, so sollten Be-

⁵ Narodne Novine v. 15.1.1943.

⁶ Narodne Novine v. 30.10.1941. vgl. die Durchführungsverordnungen Narodne Novine v. 16.5.1942 (Deutsche Gerichtssprache), v. 20.4.1942 (Festsetzung der Verwaltungseinheiten mit 10, bzw. 20% deutscher Bevölkerung) und vom 30.7.1943 (amtliche deutsche Ortsnamen).

⁷ Narodne Novine v. 30.10.1941.

⁸ Narodne Novine v. 25.9.1941; vgl. K. Hügel, Abriss, S. 46 ff.; die Ergänzungsverordnung v. 30.10.1941: Narodne Novine v. 30.10.1941.

helfsschulen, bei weniger als 10 deutschen Kindern sog. «Schulstützpunkte» für deutsche Wanderlehrer errichtet werden (Art. 8, 9). Ausserdem war es der Volksgruppe mit Zustimmung des Unterrichtsministeriums gestattet, «auf eigene Kosten» Schulen und Lehrkräfte zu unterhalten, während diese sonst als Beamte des kroatischen Staates besoldet wurden. Die Richtlinien dieses Schuldekrets trugen der Lage des slawonischen und kroatischen Streudeutschtums in einem so hohen Masse Rechnung, dass kaum Wünsche offenblieben, zumal der vom 3. Schuljahr an vorgeschriebene Unterricht in kroatischer Sprache, Literatur, Geschichte und Heimatkunde wohl als minimaler Anspruch des kroatischen Unterrichtsministeriums aus naheliegenden praktischen Gründen gutgeheissen werden musste. Bis 1944 umfasste das deutsche Schulwesen ca. 300 Volks- und Behelfsschulen, eine Lehrerbildungsanstalt in Esseg, zwei Realgymnasien in Esseg und Ruma, eine Handelsakademie in Semlin, acht Hauptschulen in Djakovo, Esseg, Indjija, Neu-Pasua, Semlin, Vukowar, Werez, Vinkowzi, sowie die private evangelische Oberrealschule in Agram⁹.

Der innere Ausbau der kroatiendeutschen Volksgruppe zwischen 1941 und 1944/45 entwickelte sich auf der Linie einer straffen Erfassung aller Deutschen im «Unabhängigen Staat Kroatien» durch zahlreiche Organisationen, ein Prozess, der freilich nachhaltig unter den Kriegsverhältnissen, vornehmlich den Auswirkungen der Partisanenkämpfe litt¹⁰. Am 8. Mai 1941 bereits erliess Altgayer nach dem «unbedingten Führerprinzip» vorläufige Organisationsbestimmungen¹¹, in denen die verschiedenen Ämter der Volksgruppenführung mit dem Sitz in Esseg und die Dienststellen für die Verbindung zur Ustascha-Regierung in Agram (Zagreb) eingeführt wurden. Das deutsche Siedlungsgebiet wurde in Kreise unter Kreisleitern und Ortsgruppen unter Ortsleitern eingeteilt, während in Ortschaften mit weniger als zehn deutschen Familien sog. «Stützpunkte» eingerichtet werden sollten. In der «Landesbauernschaft» und der «Gemeinschaft der gewerblichen Wirtschaft» entstanden berufsständische Institutionen, in denen Mitgliedschaft Pflicht war; sozialpolitische Aufgaben oblagen der nach dem Vorbild der «Arbeitsfront» gegliederten «Deutschen Arbeitsgemeinschaft»¹². Infolge der Zerschlagung des jugoslawischen Staates kam es auch zu einer Umorientierung des kroatiendeutschen Genossenschaftswesens, das fortan in Esseg seine Spitze im «Hauptverband der deutschen bäuerlichen und gewerblichen Genossenschaften in Kroatien» besass. Dieser soll im Frühjahr 1942 ca. 300 Genossenschaften umfasst haben¹³.

Als «politische Ausleseorganisation», die als der «einzige und alleinige politische Willensträger der Deutschen Volksgruppe» gelten wollte, wurde die «Nationalsozialistische Deutsche Gefolgschaft in Kroatien (NSDGGK)» ins Leben gerufen¹⁴, der z.B. alle

⁹ Vgl. Hügel, Abriss, S. 23 ff.; ders., Das donauschwäbische Schulwesen während des 2. Weltkrieges. In: Südostdeutsche Heimatblätter, 5. Jg. 1956, H. 2; Sattler, S. 56 ff.; Bischof, Ruma, S. 172; Irmgard Hudjetz – Loeber, Neu-Pasua, Stuttgart 1956, S. 80.

¹⁰ Dazu s. unten S. 59 E ff.

¹¹ Verordnungsblatt v. 14.5.1941; Sattler, Anhang S. 86.

¹² Verordnungsblatt v. 31.3.1942.

¹³ Sattler, S. 63.

Dienststellenleiter der Volksgruppe angehören mussten (Art. 11). Ausser der «Deutschen Mannschaft», einer die Männer zwischen dem 18. und 45. Lebensjahr umfassenden, militärisch gegliederten Organisation¹⁵, der «Deutschen Frauenschaft», deren Angehörige sich aus der «Allgemeinen Frauengemeinschaft» rekrutierten, und der «Stamm-DJ», einer Auswahl aus der «Deutschen Jugend (DJ)», waren der NSDGK alle Ständesverbände automatisch angeschlossen. Diese bis zur Namensgebung und Altersgliederung in den einzelnen Organisationen genaue Kopie reichsdeutscher Vorbilder mit dem gleichen totalitären Anspruch, gemäss dem z.B. die Kinder vom 4. bis 10. Lebensjahr bereits in «Kindergruppen» zusammengefasst wurden, ehe sie in das «Deutsche Jungvolk» und den «Jungmädelsbund» eintraten, schloss auch «in Anbetracht der besonders heiklen Lage der Deutschen Volksgruppe» die mehrfach in Verordnungen Altgayers geforderte Verpflichtung ein, die Nürnberger Gesetze «strengstens anzuwenden»¹⁶.

Der mit der Rechtsstellung der deutschen Volksgruppe in der Slowakei¹⁷ vergleichbare Status des Kroatiendeutschums¹⁸ war durch eine weitreichende nationale Autonomie gekennzeichnet, die freilich sogleich durch die Übernahme eindeutig staatlicher Funktionen, wie z.B. die Einrichtung eines eigenen Wehrbezirkskommandos in Vinkowzi für alle Wehrpflichtigen der Deutschen Volksgruppe, überschritten wurde. Die auf den ersten Blick anziehende Lösung des Problems der kroatiendeutschen Minderheit durch ein nationalitätenrechtliches Autonomiestatut verriet doch das erdrückende politische Übergewicht des Reiches, das kroatischen Befürchtungen vor einem Staat im Staate Nahrung gab¹⁹.

¹⁴ Verordnungsblatt v. 31.3.1942.

¹⁵ Verordnungsblatt v. 31.1.1942; Sattler, S. 100 ff.; vgl. Roland Melzer, Der Kriegseinsatz der deutschen Volksgruppen. In: Nation und Staat, Bd. 15, S. 351; A. Weingärtner, S. 97.

¹⁶ Verordnungsblatt v. 30.9.1941; vgl. auch Altgayers «Stabsbefehl Nr. 11» v. 5.10. 1942, S. 3 ff., P.A., Bd. 56, und Himmlers diesbezügliche Entscheidung im Okt. 1941, nach Brief von Lorenz an RFSS v. 8.4.1942, Himmler Files, Roll 12, Folder 149, s. auch Roll 1, Folder 2.

¹⁷ vgl. Dokumentation der Vertreibung, Bd. IV, I, Bonn 1957, S. 142 ff., und die beiden Aufsätze Rabls, oben S. 51 E, F. 2.

¹⁸ Grosszügige Berechnungen der VOMI (Lorenz an RFSS am 14.6.1943) legten die Zahl der Kroatiendeutschen auf 182 108 fest (Himmler Files, Roll 13, Folder 193), 1941 waren es sogar 199 042 gewesen (Himmler Files, Roll 1, Folder 120), vgl. die Kritik unten in Kap. IV, Statistischer Überblick, und oben S. 11 E, Anm. 16.

¹⁹ Von italienischer Seite wurden gegen das kroatische Entgegenkommen gegenüber der Volksgruppe mehrfach Bedenken geltend gemacht, da offensichtlich ein zu starker deutscher Einfluss in dem zur italienischen Einflussphäre gerechneten Kroatien befürchtet wurde: Telegr. Kasches an AA v. 14.11.1941 (P.A., Bd. 245/161573) und vom 10.7.1942 (Bd. 309/H 297464), s. auch Himmler Files, Roll 11, Folder 120.

b) Banat.

Der Rumpfstaat Serbien¹ und das Westbanat zwischen Theiss und der jugoslawisch-rumänischen Grenze unterstand der Verwaltung des «deutschen Militärbefehlshabers Serbien», der dem OKH verantwortlich war, während der seit dem August 1941 zum «Wehrmachtbefehlshaber Südost» ernannte und ihm vorgesetzte Generalfeldmarschall List in Athen dem OKW direkt unterstellt blieb. Zwei Wochen nach dem Zusammenbruch des südslawischen Staates wurde am 5. Mai in Belgrad zwischen Kriegsverwaltungsräten des Militärbefehlshabers, Vertretern der ehemaligen jugoslawiendeutschen Volksgruppenführung (Dr. Janko, Dr. Neuner, J. Lapp, F. Reith, H. Lecker), die seit der Übernahme der Batschka und Baranja durch Ungarn ihren Sitz von Neusatz nach Gross-Betschkerek verlegt hatte, sowie serbischen Beamten die Grundlinien der von der «Deutschen Volksgruppe im Banat und Serbien» übernommenen Verwaltung des Banats festgelegt². Einem deutschen Vize-Banus, Joseph Lapp, unterstand danach eine Behörde, die «sämtliche Funktionen und Zweige der gesamten inneren Verwaltung» umfasste und deren vier Sektionschefs ebenso Volksdeutsche waren wie die Bezirksvorsteher, Gemeindevorstände und Leiter der Steuerämter in überwiegend volksdeutschen Gemeinden. Zum Präsidenten des Appellationsgerichtshofes in Gross-Betschkerek wurde Dr. Neuner bestellt; im selben Ort wurde eine unter volksdeutscher Verwaltung stehende Aussenstelle der Finanzdirektion und der Postdirektion in Belgrad eingerichtet; in Belgrad-Nord entstand eine eigene Eisenbahndirektion für das Banat. Die volksdeutschen Beamten galten als serbische Staatsangestellte.

Von der Regierung Nedic wurde die «Deutsche Volksgruppe im Banat und Serbien» noch im Juli 1941 als juristische Person des öffentlichen Rechts anerkannt, der zudem durch Verordnung vom 6.8.1943 das Recht der Besteuerung und Bestrafung von Volksgruppenangehörigen eingeräumt wurde³. Auch im Banat kann trotz der volksdeutschen Selbstverwaltung von einer Nationalitätenautonomie für die deutsche Minderheit im strikten Sinne nicht die Rede sein, da die deutsche Volksgruppenleitung teils Exeku-

¹ Zum Deutschtum in Serbien, das dort im Kreis «Prinz Eugen» zusammengefasst wurde, s. u. S. 59 E.

² Abschrift des Verhandlungsprotokolls im P.A., Bd. 253. Im Banat lebten ausser den Volksdeutschen – Zahlen s. o. S. 11 E, Tabelle Anm. 16, Spalte 1 – noch 335'000 Serben, 90'000 Ungarn, 65'000 Rumänen und 15'222 Slowaken, Angaben 335'222 Serben, 90 000 Ungarn, 65'000 Rumänen und 15'000 Slowaken, Angaben nach dem Bericht III, 92, des Generalbevollmächtigten für die Wirtschaft in Serbien, zit. bei Robert Herzog, Grundzüge der deutschen Besatzungsverwaltung in den ost- und südosteuropäischen Ländern während des 2. Weltkrieges, Tübingen 1955 (vervielf. Mskr. des Instituts für Besatzungsfragen), S. 50; vgl. Annabring, S. 77.

³ Verordnung vom 19.7.1941 über die Rechtsstellung der deutschen Volksgruppe in Serbien: Sluzbene Novine v. 23.7.1941; vgl. den Brief von SS-Gruppenführer Turner (Leiter der Verwaltung Serbien) v. 7.9.1942 an RFSS, er habe «der Volksgruppe durch ein eigenes Gesetz eine besonders starke Rechtsstellung» gerade im Hinblick darauf «verschafft», dass Ungarn nach dem Kriege das Westbanat erhalten solle, Himmler Files, Roll 13, Folder 197; die Verordnung v. 6.8.1943: Sluzbene Novine v. 20.8.1943; Anlage 2, S. 138 E ff. u. S. 138 E, Anm. 2.

tionsorgan der deutschen Militärverwaltung wurde, teils die Gebietsherrschaft im Banat ausübte und eindeutig staatliche Aufgaben übertragen bekam, so dass ihr Verhältnis zur Nedic-Regierung kaum noch als Unterordnung bezeichnet werden kann. Vielmehr besaßen der Volksgruppenführer Dr. Janko und die von ihm abhängigen volksdeutschen Dienststellen eine aus den Kriegsbedingungen abzuleitende, von den Serben kaum geschmälerete Handlungsfreiheit⁴.

Der innere Ausbau der Banater Volksgruppe folgte ähnlichen Grundsätzen, wie sie für die deutschen Minderheiten in Südosteuropa spätestens seit 1940/41 allgemein galten. Die «Deutsche Mannschaft» wurde zur Reserve für die 7. SS-Gebirgsdivision «Prinz-Eugen»⁵, deren Wehersatzamt in Gross-Betschkerek lag. Die «Deutsche Jugend», der «Arbeitsdienst»⁶, die «Frauenshaft» breiteten das Netz ihrer Organisationen über die donauschwäbischen Gemeinden, auch das «Kriegswinterhilfswerk», eine «Wehrmachtsbetreuung» und «Sammeltage» tauchten auf. «Das Recht der selbständigen Organisation des Schulwesens im Banat» wurde der Volksgruppe durch die Verordnung vom 3. Oktober 1941 zuerkannt⁷, d.h. der «Schulstiftung der Deutschen im Banat und Serbien» als Rechtsnachfolgerin der «Schulstiftung der Deutschen im Königreich Jugoslawien». Alle deutschen Schulen galten danach (Art. 2) als private Institutionen, die jedoch vom serbischen Staat jährlich in der Höhe der Lehrergehälter subventioniert wurden, sowie «öffentlichkeitsrechte und alle Rechte der staatlichen Schulen» genossen (Art. 4), wie auch in merkwürdiger Verknüpfung alle Lehrkräfte Staatsbeamte waren. Die Aufsicht über sämtliche deutsche Lehranstalten übten die Sektion für das deutsche Schulwesen im Belgrader Unterrichtsministerium und die Kreisschulleiter für deutsche Schulen, beides ausschliesslich volksdeutschen Beamten vorbehaltenen Institutionen, aus. Vom serbischen Staat und den Gemeindeverwaltungen mussten (Art. 3) mit dem Inkrafttreten des Schuldekrets alle Gebäude, in denen sich Schulen und Abteilungen mit deutscher Unterrichtssprache befanden, einschliesslich des Inventars «unentgeltlich» der deutschen Schulstiftung übergeben werden, der übrigens auch die Gestaltung der Lehrpläne oblag. Unter denselben Bedingungen wurden ihr in Gross-Kikinda die staatliche Bürgerschule, in Pantschowa die ehemalige Volksschule, in Wer-

⁴ Vgl. die Stellungnahme des Bevollmächtigten des Auswärt. Amtes beim Deutschen Militärbefehlshaber Serbien, Gesandten Benzlers, v. 7.9.1942, die deutsche Volksgruppe sei «absolut bevorzugt» behandelt worden, obwohl «die serbische Minderheit... an sich juristisch Staatsvolk ist», P.A., Bd. 230/153672; dazu S. Jankos Eingeständnis (Reden, S. 71; Banater Beobachter v. 27.7.1941), das «Volksgruppenstatut» sei «auf unseren Wunsch hin erlassen worden, ohne dass viel darüber verhandelt worden wäre». Am 24.8.1941 erklärte Janko (Reden, S. 83) ergänzend: «Die Volksgruppenführung handelt nach Befehlen der übergeordneten Stellen und ist diesen für alles, was sie tut, verantwortlich!»

⁵ S. unten S. 66 E f.

⁶ Vgl. S. Janko, Reden, S. 86, u. Banater Beobachter v. 3.10.1941 über die Arbeitsdienstpflicht seit Sept. 1941.

⁷ Sluzbene Novine v. 3.10.1941; vgl. Hügel, Abriss, S. 51 ff.; Die Deutsche Schule im Banat, hrsg. v. Hauptamt für Schulwesen der Deutschen Volksgruppe, Gross-Betschkerek (1943), dort auch (S. 19 ff.) die Schulverordnung.

schetz der Neubau und ein Teil des alten staatlichen Gymnasiums, in Weisskirchen das Offiziersheim und das Militärkrankenhaus übertragen. Für die Aufnahme von Kindern deutscher Volkszugehörigkeit galt die schriftliche Einwilligungserklärung der Eltern als massgebend; der Unterricht in serbischer Sprache war Pflichtfach. Ausser den deutschen Volksschulen, zu deren Einrichtung es 15 deutscher Schulkinder an einem Ort bedurfte, bestanden zwischen 1941 und 1944 eine Lehrerbildungsanstalt in Werschetz, der auch ein Kindergärtnerinnenseminar angeschlossen war, eine Handelsakademie in Gross-Betschkerek, zwei Realgymnasien in Werschetz und Gross-Betschkerek, drei Untergymnasien in Gross-Kikinda, Pantschowa und Weisskirchen, neun Hauptschulen in Gross-Betschkerek, Werschetz, Gross-Kikinda, Weisskirchen, Pantschowa, Kovin, Modosch, Franzfeld, Karlsdorf und Rudolfsgnad, eine Landwirtschaftsschule in Werschetz und eine Haushaltsschule in Weisskirchen⁸.

c) Batschka.

Die Batschka und Baranja wurden im April 1941 nicht von deutschen Truppen, sondern von Honvédeinheiten besetzt. Unmittelbar nach dem Einmarsch kam es zu blutigen Ausschreitungen gegen die serbische Bevölkerung, einige Male auch gegen die Donauschwaben. Massenausweisungen folgten, im Neusatzer Serbenmassaker vom Januar 1942 erreichten die Verfolgungen ihren Gipfel. Die mitbetroffenen Volksdeutschen entzogen sich bisweilen durch Flucht den Gewaltmassnahmen oder führten bei den deutschen Dienststellen in Kroatien und im Banat Beschwerde¹. Diese Vorfälle haben von Anfang an das Verhältnis der jüngeren Generation der Batschkaer Donauschwaben in den «Befreiten Südgebieten» zur ungarischen Verwaltung belastet², wogegen die Älteren trotz dieses enttäuschenden Auftaktes aus der Erinnerung an das Habsburger Reich die Annexion häufig begrüsst. Nach der Übersiedlung der bisherigen Volksgruppenführung von Neusatz ins Banater Gross-Betschkerek, wurden die Deutschen in der Batschka und Baranja in den «Volksbund der Deutschen in Ungarn» (VDU) aufgenommen, der nach dem am 30.8.1940 zwischen Deutschland und Ungarn abgeschlossenen Wiener Volksgruppenvertrag als die einzige Organisation der ungarischen Staatsangehörigen deutschen Volkstums anerkannt worden war³.

⁸ Annabring, S. 76 f. und Hügel, Abriss, S. 24 ff., 38 f.

¹ Vgl. die Berichte aus dem Mai 1941 im P.A., Bd. 253 und 251 / H 297859-89; 250/297765; 250/2214823. In einer Verbalnote (Tel. des deutschen Gesandten v. Erdmannsdorff, P.A., Bd. 4) räumte die ungarische Regierung ein, dass «irrtümlicherweise» auch Volksdeutsche mit den Serben ausgewiesen worden seien. J. Reiter, Zerfallserscheinungen. In: A. K. Gauss, Erinnerungen an Palanka, Freilassing 1958, 187 ff.; R. L. Wolff, The Balkans in our time, S. 205, schätzt z.B. die Zahl der serbischen Opfer im Januar 1942 auf mindestens 10'000. – Das ungarische Eingliederungsgesetz v. 27.12.1941 bei: Raphael Lemkin, Axis rule in occupied Europe, Washington 1944, S. 631, und H. J. Seeler, Das Staatsangehörigkeitsrecht von Jugoslawien, Frankfurt 1956, S. 129 ff.

² Vgl. die Beschwerdenote der ungarischen Regierung v. 14.9.1942, P.A., Bd. 325.

³ Hierzu und zum Folgenden: Dokumentation der Vertreibung, Bd. II, 1956, S. 22 E ff.. Text des Abkommens v. 30.8.1940, ebda., S. 73 E ff.

Allerdings ist ihm niemals der Status einer öffentlich-rechtlichen Körperschaft zugebilligt worden, den die Volksgruppen der Banater und Kroatiendeutschen seit dem Herbst 1941 besaßen. Seither unterlag der grösste Teil des Jugoslawiendeutschums derselben Entwicklung wie das Deutschtum Ungarns. Die Deutschen in der Batschka und Baranja unterstanden den «Hauptämtern» der Budapester Volksgruppenführung unter Dr. Franz Basch und wurden in die Verbände der «Deutschen Mannschaft», «Deutschen Jugend», «Frauenshaft» und «Fachschaften» aufgenommen. Während die beiden Reichstagsabgeordneten des Deutschtums im Trianon-Ungarn in den Parlamentswahlen von 1939 ihre Mandate errungen hatten, wurden als die Vertreter der ehemals jugoslawischen Donauschwaben die Skupschtina-Abgeordneten F. Hamm, J. Trischier und J. Spreitzer in das Unterhaus, Ch. Welker (Feketitsch) und O. Reszely (Palanka) in das Oberhaus berufen; in beiden Institutionen waren sie jedoch gegenüber der Politik, die von Basch und seinen Mitarbeitern nach dem «Führerprinzip» und gemäss den Direktiven reichsdeutscher Stellen vertreten wurde, ohne Einfluss⁴.

Das Schulwesen unterstand seit dem Wiener Vertrag dem Schulamt des «Volksbundes». Dieser übernahm auch zunächst die Aufsicht über die Lehranstalten der Batschka, die bis zum April 1941 Einrichtungen der «Deutschen Schulstiftung» gewesen waren. Erst am 15.5.1943 wurde vom königlich-ungarischen Minister für Kultus und Unterricht ein «Stiftungsbrief der Schulstiftung der Deutschen Volksgruppe in Ungarn» gebilligt⁵. Ihm zufolge sollte diese neue Institution die gleichen Aufgaben wie die frühere jugoslawische und gleichzeitig wirkende Banater Schulstiftung wahrnehmen, indem sie «die eigenen Schulen der Stiftung und die von dem Volksbund der Deutschen in Ungarn bzw. seinem eventuellen Rechtsnachfolger errichteten, übernommenen oder anerkannten» deutschen Schulen unterstützte. Die Schulstiftung besass keine autonome Stellung neben dem VDU, da dieser die fünf Mitglieder des «Stiftungskuratoriums» einschliesslich seines Vorstandes aus Angehörigen des «Volksbundes» ernannte⁶ und faktisch die ungarndeutsche Schulstiftung weiter vom Schulamt der Volksgruppe abhängig blieb. Bis zur Evakuierung und Flucht vor der Roten Armee seit dem Herbst 1944 blieben ausser den Volksschulen in diesem neuen organisatorischen Rahmen von den jugoslawiendeutschen Lehranstalten erhalten: die Lehrerbildungsanstalt, die Bürgerschule und das Gymnasium in Neuwerbass, die Bürgerschule und das Gymnasium in Apatin, die landwirtschaftliche Schule in Futog⁷ und die beiden Bürgerschulen in Neusatz und Hodschag.

⁴ Vgl. Annabring, S. 74 ff.; ders., Das ungarländische Deutschtum, Stuttgart 1952 und ders., Volksgeschichte der Deutschen in Ungarn, Stuttgart 1954.

⁵ Text: Hügel, Abriss, Anhang S. 62 ff., vgh S. 27, 40 f.

⁶ Dr. Basch ernannte seinen Stellvertreter Dr. Georg Goldschmidt (Budapest) zum Vorstand, J. Spreitzer, Dr. J. Schnitzer, Dr. H. Neun, J. Schmidt zu Kuratoriumsmitgliedern; Dr. Chr. Rörig (Neuwerbass), Dr. A. Zimmermann (Neuschowe) und J. Kiefer (Apatin), die Vorstandsmitglieder der ehemaligen jugoslawischen Schulstiftung (s. o. S. 25 Ef.), dankten ab, § 12 und 13 des Stiftungsbriefes.

⁷ J. Trischier, Das Schulgut. In: Klingler, Futok, S. 213 ff.

d) Serbien.

Noch im Sommer 1941 wurden die serbischen Volksdeutschen im «Kreis Prinz Eugen der Deutschen Volksgruppe im Banat und in Serbien» organisiert, der Belgrad und das der Regierung Nedic überlassene Restserbien umfasste¹. Die Formen der Organisation entsprachen mit «Frauenshaft», «Deutscher Jugend», «Deutscher Mannschaft» usw. durchaus den reichsdeutschen Vorbildern². Aus den Plänen, die im Juli 1941 sich in einer grossen geheimen Denkschrift des Reichsführers-SS, zugleich Reichskommissars für die Festigung Deutschen Volkstums (RKFDV), des Auswärtigen Amtes und des Innenministeriums über die «Lage und das zukünftige Schicksak des Deutschtums im ehem. jugoslawischen Staatsgebiet»³ niedergeschlagen hatten, sind allerdings keine Konsequenzen für die deutsche Politik in Rumpf-Serbien gezogen worden. In ihnen war an ein Projekt des Prinzen Eugen (!) angeknüpft und vorgeschlagen worden, Belgrad als «deutsche Reichsfestung» einer gleichsam NS-deutschen neuen Militärgrenze auszubauen und deren Garnison aus den wehrpflichtigen Volksdeutschen des Banater Hinterlandes zu rekrutieren. Auch die Vorschläge, den Raum um Belgrad in ein «Eisernes-Tor-Gebiet» mit dem dort projektierten gewaltigen Kraftwerk für die Energieversorgung der Donaustaaten einzubeziehen, blieben im Bereich utopischer Pläne einer staatlich-wirtschaftlichen Neuordnung des Balkans⁴.

e) Der Partisanenkrieg von 1941 bis 1944.

Der jugoslawische Partisanenkrieg seit dem Frühjahr 1941 lässt sich weder ausschließlich formaljuristisch nach den Normen des herkömmlichen Kriegsrechts beurteilen, noch als Kampf der sozialrevolutionären und militärisch-aktivistischen Elite der

¹ In diesem Bereich lebten bei Kriegsausbruch höchstens 13'000 Deutsche. In Belgrad wurden 1931: 10'471 Deutsche gezählt (Gliederung, S. 22); Handwörterbuch, Bd. 1, S. 370 ff., schätzte 10-12'000 Deutsche. In Alt- und Südserbien wohnten noch ca. 2'800 Streudeutsche (Handwörterbuch, Vorabdruck: Das Deutschtum in Altserbien). Schätzungen der Leitung des «Kreises Prinz Eugen» (1941: 26'000 Deutsche in Serbien einschliesslich Belgrads) besitzen daher wenig Glaubwürdigkeit, vgl. Christian Brücker, Die Volksdeutschen in Belgrad u. Serbien, unveröff. Mskr. 1958, S. 16. Vgl. Stephan Acker, Der neue Nationalismus, Serbien. In: Nation und Staat, Bd. 15, 1942, S. 130 ff.

² F. Valjavec, Serbien. In: Jahrbuch der Weltpolitik, 1944, Berlin 1944, S. 498 ff.; vgl. Annabrung, S. 76 f. – Alle Männer zwischen dem 17. und 60. Lebensjahr mussten seit dem 15.9.1952 zur «Deutschen Mannschaft» gehören, Aufruf des Kreisleiters Brücker, P.A., Bd. 323 / H 299450-1.

³ Begleitschreiben v. 15.7.1941, P.A., Bd. 253. Federführend war Staatssekretär Stuckart vom Reichsinnenministerium. Zum RKFDV vgl. Hans Buchheim, Rechtsstellung und Organisation des Reichskommissariats für die Festigung Deutschen Volkstums. In: Gutachten des Instituts für Zeitgeschichte, München 1958, S. 239 ff. und Robert L. Koehl, RKFDV, German Resettlement and Population Policy, 1939-45, Cambridge/Mass. 1957.

⁴ Hillgruber, S. 126, 312, Anm. 101.

kommunistischen Volksrevolution glorifizieren – beide Auffassungen vereinfachen die innere Zwiespältigkeit der jugoslawischen Widerstandsbewegung, in der sich ideologische und nationale Gegensätze mit der Frontstellung gegen die Okkupationsmacht überschneiden¹. Die Erbitterung über den deutschen Angriff im April 1941, die jahrhundertelange Hajduken- und Komitadschitradition des romantisierten Bandenlebens, grossserbische und kommunistische Ideologie, soziale Unrast und aufgestauter Nationalitätent Hass verbanden sich auf der einen Seite zu einer rücksichtslos-radikalen Kriegsführung. Auf der anderen Seite führte die Empörung über die eigene Hilflosigkeit gegenüber der Tätigkeit der Partisanen, die aus unzugänglich-wildem Gebiet heraus mit grosser Brutalität operierten, sehr schnell zu masslosen Vergeltungshandlungen der deutschen Besatzungsmacht, die seit dem OKW-Befehl vom 16.9.1941 für einen erschossenen deutschen Soldaten je hundert, für einen verwundeten Deutschen je fünfzig Geiseln exekutieren liess².

Die kurze erste Phase des jugoslawischen Partisanenkrieges³ ist durch die Aktionen der nationalbewussten, königstreuen Gruppen unter dem grossserbischen royalistischen Obersten Draza Mihajlovic gekennzeichnet, der seit dem Sommer 1941 als Kriegsmminister der Exilregierung Simovic fungierte und sich, von den Italienern begünstigt, auf die Heimwehrorganisationen des konservativen Landvolks, die Tschetniks, stützte. Erst der Beginn des Russlandfeldzuges gab ihrer Tätigkeit Auftrieb und löste auch das Eingreifen der bis dahin passiv abwartenden Kommunisten unter Josip Broz-Tito aus, deren «proletarische Brigaden» bis in den Winter 1941/42 in dem Verhältnis eines oft ungeklärten Zusammenspiels, dann allmählich vorherrschender erbitterter Bürgerkriegsgegnerschaft zu den Tschetniks standen.

¹ Dazu vgl. Lothar Rendulic, *Gekämpft, gesiegt, geschlagen*, Heidelberg 1952, passim; ders., *Der Partisanenkrieg*. In: *Bilanz des 2. Weltkrieges*, Oldenburg 1954, S. 103 ff.; dagegen die jugoslawische Auffassung hei: Jovan Marjanovic, *Thesen über den Volksbefreiungskrieg und die Volksrevolution in Jugoslawien*. In: *Internationales Jahrbuch für den Geschichtsunterricht*, Bd. 6, Braunschweig 1957, S. 190 ff. und Vladimir Dedijer, *Tito*, Berlin 1953, passim.

² NOKW-967. Nach NOKW-474 wurden allein in den drei Monaten bis zum 5.12.1941 mindestens 11'165 Serben exekutiert, bis zum Februar 1942 stieg die Zahl auf 20'149 sog. Sühneexekutionen an; vgl. NOKW-1637; NO-4420, 4785, 3148; die Berichte in NOKW-905 u. 1898; vgl. ein Mskr. von Felix Hartlaub, red. von P. E. Schramm, *Der südöstliche Kriegsschauplatz*, 1.4. bis 31.12.1944 (MS, 1944), vor allem die allg. Einleitung u. S. 155 ff. (Anlage Kroatien); vgl. Görlitz, Bd. 2, S. 135; H. Neubacher, *Sonderauftrag Südost, 1940-45*, Göttingen 1956, S. 122 ff. und Mati in: *Das Dritte Reich und Europa*, München 1957, S. 165 ff.

³ Vgl. Görlitz, Bd. 2, S. 123 ff.; Dedijer, passim; J. Mati in: *Das Dritte Reich und Europa*, S. 152 ff., 164 ff., 176 ff.; Fedor Dragoljov, *Art und Organisation des Partisanenkrieges 1941-45 auf dem Gebiet des «Unabhängigen Staates Kroatien»*. In: *Wehrkunde*, München 1956, H. 5; ders., *Der Krieg 1941-45 auf dem Gebiete des «Unabhängigen Staates Kroatien»*. In: *Allgemeine Schweizerische Militärzeitschrift* 1956, H. 5-7, S. 345 ff., 425 ff., 509 ff.; Dusan Kveder, *Der jugoslawische Partisanenkrieg*. Ebda., Jg. 1953, S. 470 ff., 550 ff., 628 ff.; Stephen Clissold, *Whirlwind, Tito's rise to power*, London 1949; A. Ciliga, *La Yougoslavie sous la menace intérieure et extérieure*, Paris 1951; S. M. Draskovich, *Tito, Moscow's trojan horse*, Chicago 1957; Fitzroy Maclean, *The heretic, the life and times of Josip Broz-Tito*, New York 1957; ders., *Eastern approaches*, 4. Aufl. London 1949, S. 303 ff.

Mit der Niederschlagung des Partisanenaufstandes in Serbien durch deutsche Truppen im Spätherbst 1941 endete diese erste Phase. Titos Anhänger schlugen sich nach Ost- und Nordwestkroatien durch, wo sie wegen der grauenhaften Massaker der Ustaschamiliz des Pavelic-Regimes unter den griechisch-orthodoxen Serben starken Zulauf und Unterstützung fanden. Dort und in den Karst- und Urwaldgebieten Dalmatiens, Bosniens, der Herzegowina, Montenegros und des alten Sandschaks Novi Bazar sammelten sich fortan ihre Einheiten und wussten sich der Verfolgung, wenn auch unter hohen Verlusten und Strapazen, immer wieder zu entziehen. Ihre erbarmungslose, energische Kampfweise, ihr gegen den Belgrader grossserbischen Zentralismus gerichtetes Programm eines demokratischen jugoslawischen Föderativstaates auf der Basis völliger Gleichberechtigung aller Nationalitäten, das von Titos «Antifaschistischem Rat der Nationalen Befreiung Jugoslawiens» (AVNOJ) auf der zweiten Tagung in Jajce (29. und 30. November 1943) verkündet wurde⁴, verschafften ihr allmählich das Übergewicht über die Mihajlovic-Tschetniks während der zweiten Phase vom Frühjahr 1942 bis zum Winter 1944/45. Diese Wendung wurde dadurch begünstigt, dass nach der Konferenz von Teheran die alliierte Unterstützung den durch gelegentliche Zusammenarbeit mit der Nedic-Regierung und deutschen Einheiten kompromittierten Tschetniks entzogen wurde und Tito zugute kam.

Die jugoslawiendeutschen Siedlungsgebiete wurden in unterschiedlichem Masse vom Partisanenkrieg betroffen. In Slowenien richtete sich gegen die forcierte Volkstumspolitik des Gauleiters Uiberreither bald bewaffneter Widerstand, der sich seit Anfang 1942 hin und wieder sogar zu lebhafter Partisanentätigkeit steigerte⁵. Obwohl dieser Widerstand zu keiner Zeit ein mit der Lage in Kroatien auch nur entfernt vergleichbares Ausmass annahm, flackerte er trotz scharfer Gegenmassnahmen immer wieder auf, kostete Menschenopfer und verursachte Nachrichtenunterbrechungen und Verkehrsstörungen. Daraufhin erliess Himmler am 25.6.1942 eine Anordnung⁵, wonach bei

⁴ Vgl. K. Tomasic, Nationality problems and partisan Yugoslavia. In: Journal of Central European Affairs, Bd. 6, 1946, S. 11ff.; J. Frankel, Communism and the national question in Yugoslavia. Ebda, Bd. 15, 1956, S. 49 ff.; Milovan Djilas, Clanci (Aufsätze) 1941-45, Belgrad 1947; Tito, Borba za oslobodjenje Jugoslavije 1941-45 (Der Kampf um die Befreiung Jugoslawiens), Belgrad 1947, S. 122 ff. (Das nationale Problem im Lichte des nationalen Befreiungskampfes); der AVNOJ wurde im November 1942 in der bosnischen Stadt Bihać gegründet; die Beschlüsse v. 29. u. 30.11.1943 in: The recreation of Yugoslavia, New York 1944, s. Tomasic, S. 116, F. 8, u. Frankel, S. 52; die 5. Landeskonferenz der KPJ, v. 19. bis 21.10.1940 in Agram tagend, hatte sich in einer programmatischen Resolution für die «Freiheit der ... deutschen und anderen Minderheiten in der Woiwodina» erklärt; V. Kongres Komunisticke Partije Jugoslavije, Belgrad 1948. Zum Verhältnis der Kommunisten zu den Tschetniks vgl. Wolff, S. 206 ff.; Blairy, S. 123 ff.; Dedijer, passim; zu Teheran: Fotitch, S. 219 ff. Ähnliche Metzelleien wie die Ustascha verübten die Mihajlovic-Tschetniks unter den Muselmanen des Sandschaks und Westbosniens, Ciliga, S. 37, 107.

⁵ Bereits am 27.4.1941 hatte sich als Partisaneneinheit die «Befreiungsfront Sloweniens» gebildet, Marjanovic, S. 111; vgl. die Ereignismeldungen der Sicherheitspolizei aus Unterkrain und Südkärnten v. Sept. 1941 u. Febr. 1942, NO-3148, 4785, 4412.

der Partisanenbekämpfung in den vom Reich annektierten slowenischen Gebieten die männlichen Gefangenen zu exekutieren, die Frauen in KZ-Lager einzuweisen und ihre Kinder ins «Altreich» zu verschicken. ..hochwertige Kinder» dagegen «dem Lebensborn zu übergeben» seien⁶. Diese von der Sicherheitspolizei durchgeführten Repressalien führten zu einem gewissen Abklingen der Überfälle, obwohl die erzwungene Ruhe häufig genug unterbrochen wurde⁷.

Die Batschka genoss ebenfalls nach den als Razzia auf Guerillas begonnenen Serbenpogromen der ungarischen Truppen im Januar 1942 relative Sicherheit. Die unmittelbar an der Donau gelegenen Gemeinden erlebten zwar manche nächtliche Schiesserei, aus den unübersichtlichen Kukuruzfeldern und von sogenannten Hauspartisanen wurden hier und dort Angriffe riskiert, die mit Erhängungen und Füsilierungen serbischer Geiseln hart geahndet wurden, aufs Ganze gesehen blieb jedoch die Wirksamkeit der Partisanen auf gelegentliche Aktionen beschränkt⁸.

Ähnliches gilt für die Situation der Banater Deutschen, die sich mit den auf Wunsch der Volksgruppenführung gebildeten «Selbstschutzeinheiten»⁹ der «Deutschen Mannschaft» gegen Vorstösse der Partisanen aus der Fruška Gora und dem Südbanater Waldgebiet verteidigten. Einheiten der volksdeutschen SS-Division «Prinz Eugen» standen ihnen bisweilen dabei zur Seite¹⁰.

Da das Streudeutschtum in Serbien, wo sich die «Serbische Staatswache» der Regierung Nedic und die mit der Ljotic-Bewegung zusammenwirkenden Heimwehren unter Kosta Pecanač vor allem im Süden mit den Partisanen Gefechte lieferten, bereits im Winter 1941/42 vollzählig umgesiedelt worden war¹¹, wurde es nicht mehr in diese blutigen Auseinandersetzungen verwickelt; die deutsche Bevölkerung in Belgrad blieb ebenfalls bis zur Evakuierung verhältnismässig unbehelligt.

Am meisten bekam das Deutschtum im «Unabhängigen Staat Kroatien» die Härten des Partisanenkrieges zu spüren, da sich in diesem Gebiet das Gros der Verbände Titos konzentrierte. Dies galt indessen nur bis zur Umsiedlung des bosnischen Streudeutschtums im Oktober/November 1942¹², die wegen der ständigen Partisanengefahr beschleunigt abgewickelt wurde. Die ohnehin weniger gefährdeten, geschlosseneren Siedlungen

⁶ Himmler Files, Roll 13, Folder 190; bis zum 14.1.1943 wurden ca. 200 Kinder verschickt, bis zum 10.2.1943 etwa 600, NO-5568 u. NO-5201; vgl. auch NO-5003 zu den Zahlen in den einzelnen Lagern. Einen Amnestievorschlag Überreithers v. 27.11.1943 lehnte Himmler am 1.12.1943 ab, Himmler Files, Roll 15, Folder 220.

⁷ Vgl. Himmler Files, Roll 15, Folder 220; Berichte Nr. 2, S. 29ff., Nr. 3, S. 36f.

⁸ Vgl. A. K. Gauss, Palanka, S. 188 ff.; Senz, Apatin, S. 92 f.; Klingler, Futok, S. 227.

⁹ Diese Bezeichnung wurde, um rechtliche Komplikationen zu vermeiden, von der VOMI vorgeschlagen und allgemein gebilligt; vgl. die Unterlagen im P.A., Bd. 253/ H 298117 ff.

¹⁰ Vgl. Johann Awender, Heimatgeschichte von Stephansfeld, 1797–1947, Graz 1955, S. 189 f.; Peter Reitter, Sellesch, Freilassing 1960, S. 89.; Sohl, Heideschütz, S. 52; Vogenberger, Pantschowa, S. 144; zur Division «Prinz Eugen», s. u. S. 66Ef.

¹¹ Dazu unten S. 81 E f.

¹² Dazu unten S. 83 E ff.

in Slawonien und Syrmien liessen sich von der «Einsatzstaffel» der «Deutschen Mannschaft», die im Juli vom Poglavnik legalisiert worden war¹³, und von dem bewaffneten Ortsschutz, in dem seit dem Sommer 1942 die gesamte männliche Bevölkerung der Dörfer zusammengeschlossen war, besser verteidigen. Die «Einsatzstaffel» unterstand der Disziplinargewalt Altgayers, der über den sog. Landesmannschaftsführer, SS-Obersturmführer J. Lichtenberger, seine Befehle weitergab, und übernahm den Schutz der deutschen Siedlungsgebiete. Sie setzte sich aus dem Stab in Esseg samt einer «Stabswache», dem seit Oktober 1941 gebildeten Verfügungsbataillon «Prinz Eugen» mit sechs Kompanien von insgesamt ca. 1'500 Mann und den bis Ende August 1942 formierten drei Bereitschaftsbataillonen «Ludwig von Baden», «General Laudon» und «Emanuel von Bayern» mit je vier Kompanien, insgesamt 1'800 Mann, zusammen¹⁴ und rekrutierte sich bis zu den Waffen-SS-Werbungen aus 17- bis 22-jährigen Freiwilligen, deren Dienstzeit als aktiver kroatischer Wehrdienst angerechnet wurde. Sämtliche Einheiten befanden sich dauernd im Einsatz gegen Partisanen. Sie wurden von den beiden seit Dezember 1941 im Rahmen der kroatischen Landwehr aus deutschen Reservisten aufgestellten Jäger- und Eisenbahnsicherungsbataillonen unterstützt, die im Laufe des Jahres 1942 auf zwei, bzw. drei Bataillone verstärkt wurden¹⁵. Alle Angehörigen dieser Verbände wurden bis zum Frühjahr 1943 zur Waffen-SS eingezogen, worauf ältere Jahrgänge der Volksgruppe in die Bataillone einrücken mussten. Daher wurde auch der Ortsschutz im Februar 1943 als «Heimatwache der Deutschen Volksgruppe» für alle Männer vom 16. bis 60. Lebensjahr neu organisiert¹⁶. Wegen der immer stärker spürbaren Partisanenüberfälle schaltete sich Himmler im gleichen Jahre ein. Die Volksgruppe und Altgayers Stab wurden einem unmittelbar Himmler untergeordneten «Beauftragten des RFSS» beim «Bevollmächtigten Deutschen General in Kroatien» unterstellt. Der in diese Stellung nach Agram berufene SS-Brigadeführer Kammerhofer sollte das von Partisaneneinheiten «befreite Gebiet» «zur endgültigen Befriedigung» sichern¹⁷.

Von einer dauerhaften Eindämmung der Partisanentätigkeit konnte aber trotz vorübergehender Erfolge der deutschen Truppen längst keine Rede mehr sein, eher gelang es den Partisanengruppen bei der sich allgemein für Deutschland verschlechternden Kriegslage, ihre Operationsgebiete auszudehnen und ihre Verbände zu verstärken. Die

¹³ 8. oben S. 51 E; vgl. J. Lichtenberger, S. 33 ff.; H. Buchheim. In: Gutachten, S. 410 f.; Hudjetz-Loeber, Neu-Pasua, S. 152; Leinz, Franztal, S. 82; Bischof, Ruma, S. 151, 172.

¹⁴ Vgl. Anlage 5a und 5b, S. 159Eff.; weiter den ausführlichen Bericht Kasches v. 1.6.1942 über die «Einsatzstaffel», P.A., Bd. 254, u. das Schreiben OKW an RFSS v. 21.9.1942, Himmler Files, Roll 11, Folder 120.

¹⁵ Telegramm Kasches v. 3.8.1941 (P.A., Bd. 245 / 161342 f.) und v. 16.9.1941 (253 / H 298150 ff.) über die von Ribbentrop genehmigte Aufstellung volksdeutscher Einheiten im kroatischen Heer.

¹⁶ Verordnungsblatt v. 28.2.1943; vgl. Nation und Staat, Bd. 16, S. 288. Durch Anordnung Altgayers (i. V. Dr. Elicker) v. 8.6.1943 (Verordnungsblatt v. 30.6.1943) wurde festgesetzt, dass alle DJ-Mitglieder vom 14. Lebensjahr ab (!) in die «Heimatwache» «eingebaut» werden könnten.

¹⁷ Verordnung Himmlers v. 16.7.1943 (nach Führerbefehl v. 10.3.1943) im Telegramm Kasches v. 23.7.1943, P.A., Bd. 311, dazu Himmler Files, Roll 11, Folder 120.

Kriegsführung wurde auf beiden Seiten zunehmend erbitterter und grausamer. Überfälle und Sabotageakte der Partisanen forderten Vergeltungsaktionen und Sühnemassnahmen der deutschen Truppen heraus. Zu ihnen wurden häufig auch volksdeutsche Einheiten der Selbstschutz- oder Waffen-SS-Verbände herangezogen; diese in der Kriegs- und Bürgerkriegssituation entstandene Mitwirkung an Geislerschiessungen oder beim Niederbrennen von Feldern und Dörfern hatte später für das Jugoslawiendeutschtum insgesamt unheilvolle Konsequenzen. Die jugoslawischen Partisanen wollten darin nur einen Beweis für die gleichbleibend aggressive und illoyale Haltung der Jugoslawiendeutschen sehen. In ihren Augen zog sich eine gerade Linie von den Ereignissen im April 1941 über das Vorgehen der in vielen deutschen Siedlungen eingesetzten Hilfspolizei bis zum militärischen Einsatz der «Deutschen Mannschaft» in der Umgebung volksdeutscher Gemeinden und ihrem Anteil an Geiselerhaftungen und Sühneexekutionen¹⁸. Hier hatte der Deutschenhass der jugoslawischen Widerstandsgruppen, der schliesslich in der Forderung nach kollektiver Vergeltung am Jugoslawiendeutschtum gipfelte, eine seiner Wurzeln¹⁹.

3. Die Einziehung der Volksdeutschen zum Wehrdienst (Waffen-SS).

a) Banat.

Die SS hatte schon vor dem Einfall der deutschen Armeen in Jugoslawien versucht, junge Volksdeutsche zum Dienst bei Waffen-SS-Einheiten im Reich zu gewinnen, und war dann bei der sich zuspitzenden Kriegslage wegen des sprunghaft ansteigenden Ersatzbedarfs der Wehrmacht bestrebt, das Menschenpotential vor allem der südosteuropäischen Volksdeutschen möglichst ausschliesslich für die damaligen «SS-Verfügungstruppen», die Waffen-SS, zu reservieren¹. Dr. Janko wurde im November 1940 mitge-

¹⁸ Vgl. Ljubisa Stojkovic u. Milos Martie (Hrsgg.), Nacionalne manjine u Jugoslaviji, Belgrad 1953, zitiert nach der engl. Ausg.: National minorities in Yugoslavia, Belgrad 1952, S. 53 ff.; Kveder, passim; Dedijer, passim.

¹⁹ Vgl. unten S. 90Eff. Die begrenzte Aktivität einer kleinen volksdeutschen Partisaneneinheit, der Propagandakompanie «Ernst Thälmann», fiel gegen diese mächtige Strömung für die Beurteilung durch die Partisanen nicht ins Gewicht. Stojkovic, S. 54; James Klugman u.a., Jugoslawien blickt in die Zukunft, 1947, S. 60; Y. Gluckstein, Stalin's satellites in Europe, London 1951, S. 153; Telegramm Kasches v. 21.7.1942; P.A., Bd. 404; Einzelheiten im Lagebericht der VOMI v. Dez. 1944, NG-3161.

¹ Einzelheiten in zwei Schreiben Bergers an RFSS v. 7.8.1940 (NO-1825) und v. 10.9.1940 (NO-1821): Darin hiess es u.a.: «Die SS übernimmt die Gesamtbetreuung der jungen Mannschaft in der Volksgruppe (Dr. Jankos). Lösung wie in der Slowakei, dass alle rassisch Tauglichen, ganz gleichgültig, wo sie eingesetzt sind, die Führung übernehmen»; Mitteilung der VOMI an das AA v. 24.1.1941, P.A., Bd. 249 / 297797; vgl. Nation und Staat, Bd. 15, S. 381; geheime Musterun-

teilt, dass diese von der SS gemusterten Volksdeutschen jugoslawischer Staatsangehörigkeit und die «im nächsten Frühjahr» die Einberufung erwartenden Jahrgänge der Aufforderung der jugoslawischen Militärbehörden nicht Folge zu leisten hätten². Unmittelbar nach der Besetzung des Banates übernahm dann einer der radikalen «Erneuerer» in der Batschka, der SS-Untersturmführer und Stabsleiter der Deutschen Volksgruppe Gustav Halwax, auf Befehl des Waffen-SS-Gruppenführers P. Hausser den Auftrag, mit vier Annahmekommissionen eine Musterung in den deutschen Gemeinden abzuhalten und führte der SS-Division «Das Reich» im April/Mai 1941 etwa 600 Rekruten zu³; auch hierzu ermangelte es jeder gesetzlich geregelten Voraussetzung. Obwohl inzwischen von Seiten der Wehrmacht, die selber volksdeutsche Rekruten warb oder Freiwillige in ihre Einheiten aufnahm, Bedenken geäußert wurden und SS-Gruppenführer G. Berger, der Leiter des SS-Führungshauptamtes, auf den Abschluss dieser Aktion drängte, erschien Mitte Juli bereits ein neuer Beauftragter der Waffen-SS im Banat mit dem Auftrag, ein Regiment aus den «etwa 2'000 Volksdeutschen» aufzustellen, die sich vor Kriegsausbruch zum Dienst bei der Waffen-SS in Deutschland gemeldet hätten⁴. Dieser unkontrollierbaren Form der Werbung wurde erst im März 1942 durch einen Aufruf Jankos der Boden entzogen, worin er «für die Dauer des Krieges ... die allgemeine Wehrpflicht» der männlichen Volksgruppenangehörigen im Alter von 17 bis 50 Jahren einführte⁵. Vorangegangen waren Verhandlungen zwischen dem Leiter der VOMI, SS-Obergruppenführer Lorenz, weiteren SS-Stellen und der Volksgruppenführung, in denen Janko, trotz mancher Bedenken aller Beteiligten wegen der politischen Auswirkungen einer solchen Massnahme für die Volksdeutschen in Serbien oder Ungarn nach Kriegsschluss⁶, den Auftrag erhielt, die Wehrpflicht auf Grund seiner Stellung als Volksgruppenführer zu verkünden. Die rechtliche Basis dieser Anordnung war freilich nicht weniger unsicher als die der bisherigen SS-Praktiken. Die durch die Kapitulation vom 18.4.1941 bestätigte Debellatio Jugoslawiens gab der deutschen Besatzungsmacht in Serbien und im Banat nur das Recht, freiwillige Hilfsleistungen jugoslawischer Staatsangehöriger anzunehmen⁷. Gegen diese Bestimmung verstieß der völkerrechts-

gen erfolgten im Einvernehmen mit der Volksgruppenführung und mit Billigung des Auswärt. Amtes (P.A., Bd. 249); gegen diese Praktiken äusserte jedoch der Gesandte v. Heeren am 13.9.1940 «schwerste Bedenken», NO-5695 u. P.A., Bd. 230/152314; vgl. allg. Gerald Reitlinger, Die SS, Wien 1956, S. 127 ff.; Rudolf Herzog, Die Volksdeutschen in der Waffen-SS, Tübingen 1955, vervielf. Mskr., S. 12 f., 16 ff.

² P.A., Bd. 230/152424; s. dazu oben S. 46 E.

³ NO-714, 3362, 5901; Reitlinger, S. 199; darüber nichts bei Paul Hausser, Waffen-SS im Einsatz, Göttingen 1953, S. 42 f.

⁴ NO-3619 u. P.A., Bd. 253/H 298119, Berichte Benzlers v. 22.7.1941; s. auch NO-3706. Bis Jahresende hatte die Wehrmacht ca. 1'000 Volksdeutsche geworben, Telegr. Benzlers v. (16.) 2. 1942, P.A., Bd. 323 / H 299603.

⁵ Verordnungsblatt der Deutschen Volksgruppe im Banat und Serbien v. 1.3.1942; Anlage 6a und 6b, S. 167 E ff.; s. Janko, Reden, S. 113.

⁶ Vgl. Benzlers Telegramm v. 16.2.1942 (P.A., Bd. 323/H 299603 u. H. 299614 f.) u. die Notiz von Unterstaatssekretär Luther dazu v. 17.2.1942, ebda, H 299608 f.

⁷ Haager Landkriegsordnung, Art. 23, 2; 44; 52, 1. Der Rumpfstaat Serbien besass zu keiner Zeit Handlungsfreiheit und Anerkennung als Völkerrechtssubjekt

widrige Zwangscharakter der Wehrpflicht, für deren Einhaltung zu sorgen, das Ergänzungsamt unter Leitung von J. Kekes in Gross-Betschkerek übernahm. Obschon es unter den bestehenden Verhältnissen für die Banater Volksdeutschen, selbst wenn sie es gewollt hätten, ohnehin keine Möglichkeit gegeben hätte, sich dem deutschen Wehrdienst zu entziehen, betrat die Volksgruppenführung, indem sie dem Druck der SS nachgab, schwankenden Boden und liess sich als verantwortliche Instanz vorschieben. Wie deutlich man sich nämlich auch im SS-Hauptamt der Fragwürdigkeit dieser Regelung bewusst war, räumte G. Berger noch 1943 selber ein, als er die Aufstellung von Verbänden aus Banater Volksdeutschen mit der «allgemeinen Wehrpflicht» in dem – von ihm auf Grund der Besetzung schlankweg als «deutsches Hoheitsgebiet» angesehenen – «serbischen Gebiet» und mit «den Grundsätzen der Tiroler Landsturm-Ordnung von 1782 (!)» zu rechtfertigen suchte⁸.

Es kam auch keineswegs zur Aufstellung eines grossen Verbandes «bewaffneter Heimatwehr», wie die Volksgruppenführung das ursprünglich erhofft hatte, sondern nur zur Gründung der 7. SS-Freiwilligen-Gebirgsdivision «Prinz Eugen» unter dem rumäniendeutschen SS-Gruppenführer Artur Phleps, wie auch das Ergänzungsamt sogleich der SS unterstellt wurde⁹. Reibungen zwischen den selbstherrlich auftretenden SS-Führern und Dr. Janko blieben nicht aus, da man ihm trotz einer Beschwerdereise nach Berlin die formale Verantwortung für die Einziehungen überliess, während sein politischer Einfluss auf die Division «Prinz Eugen» minimal war und in der Volksgruppe mit der Verschärfung der Kriegslage spürbar schwand¹⁰. Der ausschliesslich aus Volksdeutschen bestehenden SS-Division «Prinz Eugen», die in Serbien, anschliessend aber auch in Montenegro und Kroatien am Kampf gegen die Partisanen teilnahm, gehörte nicht nur die Mehrheit der zum Wehrdienst eingezogenen Banater Donauschwaben an, auch in Kroatien nahm ohne Wissen des deutschen Gesandten Kasche und des Generals Glaise v. Horslenau ein «SS-Aufbaustab» schon Ende 1941 die Werbung für die Divi-

(im Gegensatz zu Kroatien, s. u. S. 73E) und konnte folglich auch kein Abkommen über den Wehrdienst seiner volksdeutschen Bürger schliessen, vgl. Herzog, Die Volksdeutschen, S. Iff.; ders., Grundzüge, S. 76f., 154ff., u. Heinze-Schilling, Die Rechtsprechung der Nürnberger Militärtribunale. Bonn 1952. S. 147 ff.

⁸ Geheimschreiben Bergers v. 16.6.1943, NO-5901; im gleichen Brief hiess es indes wenig später: «Für Kroatien und Serbien die allgemeine Wehrpflicht zu verkünden, ist staatsrechtlich nicht möglich»; offensichtlich suchte Berger eine völkerrechtlich fragwürdige Unterscheidung zwischen dem Rechtsstatus des Banats und Nedic-Serbiens zu bestimmen. – Himmler vertrat grundsätzlich den Gedanken einer «völkischen Wehrpflicht» aller Deutschen, unabhängig von der Staatsangehörigkeit, verzichtete jedoch auf eine gesetzliche Fixierung dieser Auffassung, die gleichwohl Richtschnur der SS-Führung für die Behandlung auch der süsteuropäischen Volksdeutschen blieb; vgl. NO-2038 u. 1650, Schreiben Bergers an Luther v. 5.9.1942, P.A., Bd. 323.

⁹ Reitlinger, S. 197 ff.; Hausser, S. 106; Ernst G. Krätschmer, Die Ritterkreuzträger der Waffen-SS. Göttingen 1955, S. 202ff.; Herzog, Die Volksdeutschen, S. 12f.; Görlitz, Bd. II, S. 139; Awender, Stephansfeld, S. 57 ff., 188; Himmler Files, Roll 14, Folder 208.

¹⁰ Schreiben des AA an VOMI v. 29.8. u. 20.9.1942, P.A., Bd. 323.

sion auf; bereits 1942 wurde dort die individuelle Freiwilligkeitserklärung durch eine «Pauschal-Freiwilligkeitserklärung» der Volksgruppenführung in Esseg ersetzt¹¹.

Auch im Banat ging die Zahl der Freiwilligen, die anfänglich vom Dienst in der siegreichen Wehrmacht oder Waffen-SS angezogen wurden, schnell zurück. Die spontane Entscheidung wurde zuerst durch moralischen oder massiven physischen Zwang, der in manchen Orten zu einem wahren Gesinnungsterror ausarten konnte¹², schliesslich durch den Gestellungsbefehl ersetzt. Obwohl die Division «Prinz Eugen» auf die «Freiwilligen»-Bezeichnung in ihrem Namen nicht verzichtete, wurden ihre Anegehörigen etwa seit dem April 1942 vom SS-Ergänzungsamt mit regulären Einberufungsbefehlen zum Dienst verpflichtet, in denen die Volksdeutschen den reichsdeutschen Militärge-setzen und unter Strafandrohung bei eventueller Nichtbeachtung dem Divisionskommando unterstellt wurden¹³.

Bis zum Januar 1944 wurden im Bereich der Deutschen Volksgruppe im Banat und Serbien ca. 22'000 Männer eingezogen, von denen 600 der Wehrmacht, eine nicht näher bestimmbare Zahl der Banater Polizei, dem Zollgrenzschutz und der Hilfspolizei, mehr als 15'000 aber der Waffen-SS angehörten; die Verluste bis zum gleichen Zeitpunkt betragen 917 Mann, also über 4 Prozent¹⁴.

Die Division «Prinz Eugen» blieb nach harten, verlustreichen Kämpfen an der bulgarischen Grenze als neu aufgefüllter, geschlossener Kampfverband bis in den Mai 1945 bestehen. Nachdem sie an der letzten Phase des Rückzugs der Heeresgruppe E aus Griechenland quer durch den Balkan bis an die damalige Südostgrenze des Reiches als Flankenschutz beteiligt gewesen war¹⁵, gerieten die meisten Einheiten nach dem Eintritt des Waffenstillstandes in Slowenien in die Gefangenschaft der Partisanen, Ihr Schicksal im Einzelnen ist ungewiss; ein Teil wurde aus den Gefangenenlagern entlassen und kam anschliessend in die Sammellager der Partisanen für Volksdeutsche; einzelne Gruppen wurden zu Freiheitsstrafen verurteilt, wieder andere sogleich exekutiert.

b) Batschka.

Auch in der Batschka und Baranja liessen sich junge Volksdeutsche während des Balkanfeldzuges von der Waffen-SS und Wehrmacht anwerben oder schlossen sich freiwillig den durchmarschierenden Verbänden an, während in der gleichen Zeit junge

¹¹ Zu Kroatien s. u. S. 72ff.; NO-3944 u. NO-5844; vgl. Berichte Nr. 11, S. 84; Nr. 12, S. 86.

¹² Vgl. Bericht Nr. 5, S. 66 ff.; Berger am 16.6.1943 (NO-5901): «. . . diejenigen, die sich nicht freiwillig melden, bekommen eben die Häuser eingeschlagen»; vgl. Himmlers Rede v. April 1943, PS-1919.

¹³ NO-1649 und Anlage 8a, S. 177 E; vgl. Bericht Nr. 7, S. 71.

¹⁴ Nach NO-2015; Reichsleiterdienst v. 28.12.1943 u. Bericht des Sonderbevollmächtigten des AA für den Südosten v. 21.1.1944, P.A., Bd. 235.

¹⁵ Kiszling, S. 214ff.; E. Schmidt-Richberg, Der Endkampf auf dem Balkan, Heidelberg 1955, S. 43 ff.; Hausser, S. 193; Hartlaub, Mskr. passim.

Ungarndeutsche zu «Sportkursen» ins Reich geschickt und in die Waffen-SS aufgenommen wurden. Bei der Wehrmacht wurden allein bis zum Dezember 1941 ca. 1500, bei der Waffen-SS ca. 2'000 und beim Werkschutz der «Organisation Todt» in Belgrad ca. 2'000 Batschkadeutsche registriert¹. Den neuen ungarischen Behörden blieb der Eintritt in die deutschen Truppen nicht verborgen, ja, nach den Honvéd-Musterungen wurden von den ungarischen Militärdienststellen Steckbriefe gegen solche Volksdeutsche wegen unerlaubten Aufenthalts im Reich erlassen und einige von ihnen wegen Verletzung der ungarischen Dienstpflicht und unerlaubten Grenzübertretts verurteilt; volksdeutsche Waffen-SS-Angehörige wurden im Urlaub als Militärflüchtlinge verhaftet. Die ungarische Regierung wurde durch den deutschen Gesandten in Budapest, der ungarische Generalstab durch den deutschen Militärattache beschwichtigt, dennoch wurden die Volksdeutschen, die trotz einer offiziellen Urlaubssperre in ihre Heimat reisten, weiter als Fahnenflüchtige behandelt².

Erst im neuen Jahr wurden durch einen Verbalnotenaustausch zwischen der deutschen und ungarischen Regierung am 24.2.1942 die Grundzüge eines Abkommens über die erste von den insgesamt drei Werbungsaktionen der Waffen-SS festgelegt. Ursprünglich hatten sich die Ungarn unter der Voraussetzung, dass der Eintritt freiwillig und mit Einwilligung der Eltern, sowie unter Verzicht auf die ungarische Staatsangehörigkeit erfolge, mit der Werbung von 20'000 Männern der Jahrgänge 1912 bis 1920 einverstanden erklären wollen, da, wie der Honvédminister dem deutschen Gesandten v. Jagow vertraulich erklärte, «ein Abstossen dieser an sich doch zentrifugalen Kräfte nur der Befriedung dienen könne»³. Das Abkommen liess indessen die staatsrechtlichen Fragen insoweit offen, als der Verlust der ungarischen nicht automatisch den Erwerb der deutschen Staatsangehörigkeit brachte. Bereits im Juni erklärte sich Ministerpräsident v. Kallay mit einer Erhöhung des Kontingents auf 30'000 Männer einverstanden, die bei deutschen Truppen ihrer Wehrpflicht genügen könnten⁴. Bis dahin war die erste Werbung trotz andauernder Behinderung durch die ungarischen Verwaltungs- und Polizeiorgane und starken kirchlichen Widerstrebens schon abgeschlossen worden. Insgesamt 16'527 Rekruten, von denen die Mehrheit aus der ehemals jugoslawischen Batsch-

¹ Bericht der deutschen Gesandtschaft in Budapest v. 5.12.1941, P.A., Bd. 253 / 298211 ff.; geheime Notiz Luthers v. 22.12.1941, Bd. 235; Keitels (Chef des OKW) Erlass v. 30.5.1941, P.A., Bd. 253 / H 298034; NO-3764 und Mitteilung des OKW an AA v. 17. 12. 1941, P.A., Bd. 325; vgl. auch Dokumentation der Vertreibung, Bd. II, 1956, S. 32E; die dort gegebene Darstellung konnte hier ergänzt werden.

¹ Deutscher Militärattache Budapest an OKH, 27.12.1941, P.A., Bd. 253.

³ Ders. am 2.2.1942, P.A., Bd. 325, Text des Abkommens: Anlage 7 a, S. 169 E ff.; H. J. Seeler, Die Staatsangehörigkeit der Volksdeutschen, Frankfurt 1960, S. 74; Ludwig Szlezak, Das Staatsangehörigkeitsrecht von Ungarn, Frankfurt 1959, S. 65 ff.

⁴ Aufzeichnung für Unterstaatssekretär Luther v. 10.6.1942; Triska an Berger am 18.6.1942 und Telegramm v. Jagows v. 12.6.1942, alle P.A., Bd. 325; s. S. 80 E, Anm. 36.

ka kam (9'322 Männer), trafen bis Anfang Mai in Deutschland ein⁵. Während die Werbung im Gebiet Trianon-Ungarns sogleich den Charakter der Freiwilligkeit verlor und massiver Druck des «Volksbundes» vonnöten war, drängten sich in der Batschka und Baranja – wie ebenfalls in den neugewonnenen ungarischen Gebieten der Slowakei und Siebenbürgens – die jüngeren Volksdeutschen zur Musterung. Sie fanden dabei Zustimmung in den donauschwäbischen Gemeinden. So sollen sich bei einer Abschiedsfeier in Neusatz angeblich 25'000 Volksdeutsche zusammengefunden haben. Jedoch fehlte es auch hier bisweilen nicht an Überredung und physischem Zwang gegen Zögernde oder Widerstrebende⁶.

Der unverhohlene Widerstand der ungarischen Behörden gegen diese Musterungen setzte sich in der Folgezeit in einer oft schikanösen Behandlung der Angehörigen von Rekruten fort. Wegen der Fürsorgeansprüche, der Versorgung von Hinterbliebenen und der Feldpostbeförderung kam es zu einer kaum abreisenden Kette von Missheiligkeiten, ehe statt der ungarischen Fürsorgesätze nach einem von Ribbentrop ausgehandelten Transferabkommen die sechsfach höheren reichsdeutschen Sätze in Pengös ausgezahlt werden konnten⁷. Die Rückwirkungen dieser sozialen und finanziellen Unsicherheit auf die Freiwilligen wurden als so nachhaltig angesehen, dass die Kommandeure der SS-Einheiten offen eine Minderung der «Kampfmoral» und «Einsatzfreudigkeit» der Ungarndeutschen einräumten⁸. Ohne Rücksicht auf die Proteste der deutschen diplomatischen und militärischen Dienststellen zu nehmen, schritten die ungarischen Gendarmeposten in der Batschka weiter zu Verhaftungen von Urlaubern, die seinerzeit illegal in die Waffen-SS eingetreten waren und noch immer als Deserteure angesehen wurden. Gleichzeitig wurden diese ersten Waffen-SS-Freiwilligen, auch wenn man ihrer nicht

⁵ Berger an Himmler (vor dem 8.) Mai 1942, Himmler Files, Roll 11, Folder 120 (aus den Bezirken Sombor: 2'038; Hodschag: 2'789; Palanka: 1'074; Neuwerbass: 1'700; Neusatz: 1'721); Reichsleiterdienst v. 28.12.1943; bis zum Oktober 1942 soll sich die Zahl der ungarndeutschen Freiwilligen auf ca. 18'000 – ausschliesslich 3'500 vor der Werbungsaktion gezählter SS-Freiwilliger – belaufen haben, P.A., Bd. 329; Nation und Staat, Bd. 15, S. 381, ein Einberufungsbehl in Anlage 8b, S. 178E.

⁶ Übereinstimmend: Lorenz an RFSS, 19.9.1942, Himmler Files, Roll 2, Folder 120; Bericht der Deutschen Gesandtschaft in Budapest v. 23.4.1942, P.A., Bd. 325/ E 313886; Telegr. v. Jagows v. 20.6.1942, ebda. Vgl. Herzog, Die Volksdeutschen, S. 9f.; Annabring, S. 76; Dokumentation, Bd. II, S. 33 E, sowie Bericht Nr. 8, S. 74; die Eingezogenen wurden der 2. SS-Panzerdivision «Das Reich», der 6. SS-Gebirgsdivision «Nord», der 8. SS-Kavalleriedivision «Florian Geyer», der 22. und 33. SS-Kavalleriedivision zugewiesen.

⁷ Memorandum des A y. 20.9.1942, P.A., Bd. 305, in dem das Verhalten der VOMI und des RKFDV als «planlos und damit verantwortungslos» bezeichnet wird; Notiz Luthers v. 21.10.1942, P.A., Bd. 329 / E 313820; über den Widerstand der Honvéd gegen diese Bevorzugung: Telegr. v. Jagows v. 18.2.1942, P.A., Bd. 329, u. Schreiben der Budapester Gesandtschaft v. 20.7.1942, ebda.; Stellungnahme des SS-Hauptamtes an AA v. 11.1.1943 und Bestätigung seiner Angaben durch v. Jagow am 11.2.1943, P.A., Bd. 330; Herzog, Die Volksdeutschen, S. 9; die ungarische Regierung bestätigte die deutsch-ungarische Vereinbarung über die Fürsorgefragen in einer Verbalnote v. 4.6.1943 (P.A., Bd. 330), sie galt ab 1.7.1943.

⁸ SS-Hauptamt am 11. 1. 1943, P.A., Bd. 330.

habhaft werden konnte, durch Bekanntmachung im Amtsblatt der ungarischen Regierung ausgebürgert; die Zahl dieser Fälle belief sich schon im November 1942 auf mehr als 3'000⁹. Nach wiederholten deutschen Interventionen lehnte es die ungarische Regierung in einer Verbalnote vom 3.12.1942 geradenwegs ab, die Rückbürgerung dieser Volksdeutschen zu ermöglichen¹⁰.

Die in alledem erkennbare Tendenz einer auch im Kriege unvermindert anhaltenden Madjarisierungspolitik hat in der SS-Führung den Anstoss zur Beratung weiterer Umsiedlungspläne gegeben¹¹. Noch vor Beginn der zweiten SS-Werbungsaktion im Mai 1943 gab man sie jedoch auf. Nachdem der Gesandte v. Jagow und Dr. Basch bei einem Besuch in Berlin von der Bereitschaft des ungarischen Ministerpräsidenten zu einer neuen Werbungsaktion und der «beträchtlichen Anzahl» Volksdeutscher berichtet hatten, die bei einer Regelung der Fürsorgefrage der Waffen-SS «zur Verfügung» gestellt werden könnten¹², kam es zu einem zweiten Verbalnotenaustausch am 22.5.1943¹³. Er enthielt die Einwilligung der ungarischen Regierung zur Werbung unter den Jahrgängen 1908 bis 1925, die dadurch besonderes Gewicht erhielt, dass Reichsverweser v. Horthy in einer Konferenz mit Hitler im April 1943 die volksdeutschen Angehörigen der Honvéd ebenfalls zur Musterung freigab¹⁴. Kurz nach der ersten Werbung hatte die Volksgruppenführung der Ungarndeutschen das Ergebnis einer zweiten SS-Musterung mit «6'000 Meldungen im Höchstfall» veranschlagt, dennoch blieben die tatsächlichen Zahlen weit hinter diesen Erwartungen zurück. Die Anzahl der Waffen-SS-Angehörigen, die bis dahin ca. 21'500 betragen hatte, stieg bis zum Ende des Jahres 1943 nur auf 22'125 an¹⁵. Die Gründe für diesen offensichtlichen Misserfolg der Musterungskommission lagen einmal in der wachsenden Kriegsmüdigkeit auch der deutschen Siedlungen begründet, wohin soeben etwa 10'000 volksdeutsche Honvédsoldaten von der Ostfront zurückgekehrt waren, als die II. ungarische Armee abgerüstet hatte. Weiter wirkten sich der offene und geheime Widerstand der ungarischen Behörden, der kirchentreuen deutschen Katholiken, der sogenannten «Schwarzen», und der VDU-feindlichen «Treuebe-

⁹ OKW an AA, 7.10.1942, P.A., Bd. 331, u. VOMI an AA am 17.11.1942, Schreiben des SS-Hauptamtes an AA v. 21.11.1942 u. Schreiben der Budapester Deutschen Gesandtschaft v. 29. 10.1942, ebda.

¹⁰ Teleg. der Deutschen Gesandtschaft v. 16.12.1942, P.A., Bd. 331; im Oktober 1942 hatte der Leiter der politischen Abteilung des ungarischen Aussenministeriums noch erklärt, dass die Rückkehr als Reichsbürger und ihre Einbürgerung «allenfalls . . . nach Ablauf von 5 Jahren» möglich sei, Teleg. v. 10.10.1942, ebda; vgl. aber S. 80 E, Anm. 36.

¹¹ Hierzu s. u. S. 80Ef.

¹² Aufzeichnung v. 17.3.1943, P.A., Bd. 326 / 267411 ff.

¹³ Text in Anlage 7 b, S. 172 E ff., P.A., Bd. 327/E 518620-27; vgl. Bericht Nr. 9, S. 78 f.

¹⁴ Notiz Wagners v. 2.5.1943, P.A., Bd. 327 / E 313687. Laut Telegramm von Wagner an Rippen-trop v. 15.4.1943 (326 / 267396 ff.) schätzte der Honvedminister die Zahl der Volksdeutschen im aktiven Wehrdienst auf 6'000, während die Volksgruppe diese Zahl auf 70'000 veranschlagte (!), zu der noch 20'000 Arbeiter im Reich, 2'000 OT-Angehörige, 20'000 Waffen-SS-Soldaten, sowie ca. 3'000 Wehrmichtsangehörige zu addieren seien. Auf die «Freigabe» der Volksdeutschen in der Honvéd hatte die Volksgruppenführung schon seit dem Juni 1942 gedrängt (P.A., Bd. 325/313877).

¹⁵ Reichsleiterdienst v. 28.12.1943, NO-215.

wegung», auch noch immer die Fürsorgeprobleme und die Werbung kurz vor Beginn der Erntezeti als nachteilig aus¹⁶. Da andererseits die Volksgruppenführung den hochgespannten Hoffnungen des SS-Hauptamtes und des persönlich sehr interessierten Himmler gerecht zu werden wünschte, ging sie nicht nur sehr scharf gegen Mitglieder der VDU-Organisationen vor, die sich bei der zweiten Musterung noch nicht zur Waffen-SS gemeldet hatten¹⁷, sondern regte von sich aus den Verzicht auf den äusseren Anschein der Freiwilligkeit, also «eine Zwangsmusterung», an¹⁸. Langwierige Verhandlungen, die sich über ein Jahr hinzogen, waren indes notwendig, ehe dieser Ratschlag, der sicher den Intentionen der SS-Führung entsprochen haben wird, befolgt werden konnte. Als Zwischenergebnis wurde allerdings endlich eine Legalisierung der Freiwilligenmeldungen erreicht. Das Honvédministerium veröffentlichte nämlich am 11. Februar 1944 einen Erlass, in dem es die ungarischen Behörden anwies, alle Staatsangehörigen, die vor dem 1.1.1944 in die deutsche Wehrmacht oder in die Waffen-SS eingetreten seien, so zu behandeln, als ob dies mit ihrer Zustimmung erfolgt sei¹⁹.

Der ungarisch-deutsche Staatsvertrag, der der dritten SS-Werbung vorausging und dem Reich die Wehrhoheit über die Ungarndeutschen übertrug, wurde zwischen dem deutschen Gesandten Veesenmayer und dem ungarischen Aussenminister Csataj vereinbart. Als strittiger Punkt stellte sich vor allem die Präzisierung des Begriffs der «deutschen Volkszugehörigkeit» heraus. Während die ungarischen Diplomaten ihn als «freies Bekenntnis zum Deutschtum» definiert zu sehen wünschten²⁰, wurde auf deutscher Seite durchaus die Möglichkeit erkannt, dass damit eine Ausweichgelegenheit für «diejenigen Deutschstämmigen, die nicht gewillt sind, in der Waffen-SS zu dienen», gegeben war²¹. Unter dem Druck der deutschen Verhandlungsführung wurde schliesslich der entscheidende § 4 des am 14.4.1944 unterzeichneten Vertrags so formuliert, dass als «deutscher Volksangehöriger... in Anwendung dieser Vereinbarung in Betrachtung (kommt), wer sich durch seine Lebensweise und seine Volksmerkmale als solcher zeigt oder sich freiwillig zum Deutschtum bekennt»²². Dank dieser elastischen Beschreibung standen für die SS-Dienststellen alle Möglichkeiten offen, die vertraglich fixierte Wehrpflicht für alle Volksdeutschen «mit Vollendung des 17. Lebensjahres» (§ 3) auszunutzen, wie sie sich auch noch in einem Abkommen vom Juni 1944 nach den Grundsätzen des Vertrages

¹⁶ Bericht von Dr. Basch über die 2. Waffen-SS-Aktion (8.6.1943, P.A., Bd. 327), die schon vor dem Notenaustausch begonnen hatte; zur Treuebewegung vgl. Dok. Bd. II, S. 29 E.

¹⁷ Ausschluss von «Amtswaltern» des VDU und DJ-Führern im November 1943, Abschriften der Verordnungen im P.A., Bd. 333.

¹⁸ Basch am 8.6.1943. s. oben Anm. 16.

¹⁹ Erlass im P.A., Bd. 330; s. auch S. 80 E. Anm. 36.

²⁰ Telegr. Veesenmayers an Ribbentrop v. 6.4.1944, P.A., Bd. 328.

²¹ Stellungnahme des Chefs der Sicherheitspolizei v. 20.4.1944, ebd.

²² Text: P.A., Bd. 328/251873ff., Anlage 7c, S. 175 E ff.; vgl. Herzog, Die Volksdeutschen, S. 10; Dokumentation, Bd. II, S. 34E.

vom 14.4.1944 die «Anwerbung volksdeutscher Frauen und Mädchen» vom 17. bis 30. Lebensjahr für das «SS-Helferinnen-Korps der Waffen-SS» gewährleitet liess²³.

Aus den 1944 Eingezogenen wurde in der Batschka die 18. SS-Panzer Grenadierdivision «Horst Wessel» aufgestellt, die im slowakischen Aufstand und anschliessend an der Theissfront eingesetzt wurde, bis zum Dezember 1944 aber bereits als aufgerieben galt²⁴. Das durch irgendwelche staatsrechtlichen Rücksichten auf die Ungarn nicht mehr gezielte Vorgehen der SS-Musterungsgruppen führte nach dem April 1944 zu einer Massenrekrutierung mit allen Mitteln des Zwangs. Förmliche Treibjagden auf junge Wehrpflichtige wurden veranstaltet, deren Angehörige erpresst und Methoden angewandt, die von den Zwangswerbungen etwa des 18. Jahrhunderts nicht zu unterscheiden sind. Bis zum Oktober 1944 wurden alle volksdeutschen Männer, deren die Waffen-SS noch habhaft werden konnte, eingezogen. Bis Kriegsende sollen so insgesamt ca. 120'000 Ungarndeutsche in der Waffen-SS Dienst getan haben, die an den verschiedenen Fronten den Zusammenbruch erlebten²⁵.

c) Kroatien.

Die Selbstschutzeinheiten der deutschen Volksgruppe in Kroatien und die im Rahmen der kroatischen Landwehr aufgestellten Bataillone¹ sollten nicht die einzige Form des Wehrdienstes für die Kroatiendeutschen bleiben. Nach den Angaben der Volksgruppenführung gehörten im Oktober 1941 ca. 1'200 Männer der Waffen-SS, die sogleich nach dem Einmarsch mit der Werbung begounen hatte, 900 der Wehrmacht und 400 dem Werkschutz beim Militärbefehlshaber Serbien an².

Durch interne Absprachen war der Waffen-SS ursprünglich ein Anteil von zehn Prozent aller wehrpflichtigen Kroatiendeutschen zugebilligt worden, womit sie sich indes keineswegs zufrieden zu geben bereit war³.

Dem Drängen Himmlers, der die Menschenreserve der südosteuropäischen Volksdeutschen ausschliesslich für die SS auszunutzen strebte, gelang es schliesslich, im Mai 1942 einen OKW-Befehl zu erreichen, in dem «die Erfassung, Einstellung und Ausbil-

²³ Abkommen im Telegramm Veesenmayers v. 1.6.1944, P.A., Bd. 333 u. NG-565, sowie Szlezak, S. 136 f.

²⁴ Krätschmer, S. 375.

²⁵ Erklärung des SS-Hauptsturmführers E. Kienast von der Südoststelle der Germanischen Leitstelle, NO-5694. Die hohe Zahl wird durch eine Himmler am 10.6.1944 überreichte Zusammenstellung glaubwürdig gemacht, nach der aus den südosteuropäischen Volksgruppen «200'000 Männer» zur Waffen-SS und Deutschen Polizei einberufen worden seien, NO-3313; vgl. Berichte Nr. 8, S. 75 ff.; Nr. 10, S. 80f.; Senz, Apatin, S. 93.

¹ s. o. S. 63 E.

² Telegr. Kasches v. 23.10.1941. P.A., Bd. 305; vgl. ergänzend Telegr. v. 29.7.1941 (Bd. 245 /162067) und v. 4.9.1941 (Bd. 305); Himmlers Files, Roll 13, Folder 193 (Lorenz an RFSS, 14. 1.1943).

³ Vgl. Schreiben der VOMI an AA, 29.8.1942, P.A., Bd. 305, und Kasche an AA, 25.6.1943. P.A., Bd. 307 / E 464806.

dung wehrfähiger Volksdeutscher im Südostraum» allein zur Aufgabe der Waffen-SS erklärt wurde⁴. Der Kompetenzzwirrar, der sich bisher zwischen der VOMI, dem SS-Führungshauptamt, der SS-Ergänzungsstelle Südost, dem Oberbefehlshaber Südost und dem Agramer Gesandten Kasche als Repräsentanten des Auswärtigen Amtes entwickelt hatte, wich einer klaren Vorrangstellung der SS-Dienststellen, wenn auch die Praxis keinesfalls immer eine einheitliche Linie aller deutschen militärischen und diplomatischen Vertreter in Kroatien verriet⁵. So versuchte Generaloberst Löhr, der Nachfolger Lists als Oberbefehlshaber Südost, noch im August 1942 die SS-Werbung in Kroatien zu unterbinden und zwei weitere volksdeutsche Regimenter im Rahmen der kroatischen Armee aufstellen zu lassen⁶. Dieser nicht einmal mehr geheime Widerstand der Wehrmacht wurde jedoch bald dadurch unmöglich gemacht, dass sich die SS durch ein zwischenstaatliches Abkommen das alleinige Rekrutierungsrecht in Kroatien sicherte. Da der Unabhängige Staat Kroatien als handlungsfähiges Völkerrechtssubjekt angesehen wurde⁷, auf dessen formale Selbständigkeit trotz aller politischen Abhängigkeit man in Berlin in gewissen Grenzen Rücksicht nahm, wurde die rechtliche Grundlage für zukünftige Werbeaktionen der Waffen-SS durch einen Verbalnotenaustausch zwischen der deutschen Gesandtschaft in Agram und dem kroatischen Aussenministerium am 21.9.1942 gelegt⁸, worin die Pavelic-Regierung allerdings ausdrücklich auf der Aussiedlung aller in der Wehrmacht und Waffen-SS dienenden Volksdeutschen einschliesslich ihrer Familien nach Beendigung des Krieges bestand.

Ohne das Inkrafttreten der Vereinbarung abzuwarten, hatte die SS-Musterungskommission schon am 1.9.1942 ihre Tätigkeit in Esseg aufgenommen, obwohl Altgayer – ebenfalls noch verfrühter – Aufruf zur Musterung erst vom 15.9.1942 datiert war⁹ und

⁴ Laut OKH-Erlass v. 21.5.1942, im Telegr. Kasches an AA, 16.6.1942, P.A., Bd. 309/H 297470 f.; s. auch oben S. 62 E u. S. 64Eff.

⁵ Dazu ausführlich: Memorandum des AA v. 20.9.1942 (P.A., Bd. 305); Berger an AA, 29.1.1943, Himmler Files, Roll 11, Folder 120; NO-2047 und mehrere Schreiben Bergers, Lorenz' und Luthers v. November 1942 bis Januar 1943, Himmler Files, Roll 11, Folder 120.

⁶ Schreiben Bergers an AA v. 2.9.1942, P.A., Bd. 305.

⁷ Der Unabhängige Staat Kroatien wurde von mehreren Mächten de jure anerkannt (Osteuropahandbuch, Jugoslawien, S. 340), die mit ihm auch diplomatische Vertreter austauschten; er gab auch eigene Kriegserklärungen ab; vgl. Herzog, Grundzüge, S. 75 f.

⁸ Im Telegr. Kasches v. 14.10.1942 (P.A., Bd. 305), Anlage 5 c, S. 163 E ff.; vgl. Überblick dess. im Geheimtelegr. v. 1.10.1942, ebda. Himmler präziserte im Juni 1942 seine Musterungswünsche hinsichtlich der Kroatiendeutschen (Lorenz an AA, 10.6.1942, P.A., Bd. 309/E 464673); Ribbentrop erteilt daraufhin am 14.7. Kasche den Auftrag, eine Vereinbarung wegen der Waffen-SS-Werbung zu treffen (P.A., Bd. 309/H 297459); der Poglavnik stimmte am 17.7. zu (Kasche an AA, 18.7. 1942, P.A., Bd. 309/H 297457).

⁹ Stabsbefehl Nr. 9 (P.A., Bd. 56). Gegen den Willen Kasches eröffnete Altgayer den Aufruf mit einer unerwünscht eindeutigen, sachlich nicht voll zutreffenden Feststellung: «Auf Befehl des Führers hat die Deutsche Volksgruppe in Kroatien am Entscheidungskampf über Sein und Nichtsein des deutschen Volkes in stärkerem Masse als bisher teilzunehmen.» Gemustert wurden die

eigentlich vorher die Umsiedlung des bosnischen Streudeutschtums abgeschlossen sein sollte¹⁰. Bis Mitte Oktober wurden 15'000 Mann gemustert; tatsächlich wurden nach Abschluss der ersten Aktion, während der häufig über Dienstverweigerung geklagt wurde, 6'529 Kroatiendeutsche zur Waffen-SS und zu aktiven SS-Polizeieinheiten im Reich überführt, so dass sich am Ende des Jahres 1942 5'700 Angehörige der Volksgruppe bei der Waffen-SS und 3'000 bei der deutschen Polizei befanden¹¹.

Nachdem die Waffen-SS in Kroatien eine derart starke Position gewonnen hatte¹², zögerte sie auch nicht, entgegen den Wünschen Altgayers Kroatiendeutsche noch im September 1942 der Banater SS-Division «Prinz Eugen» zur Verfügung zu stellen. Am 30.9. wurden die ersten 200 Mann nach Gross-Betschkerek in Marsch gesetzt¹³. Auch weiterhin wurden Ersatzmannschaften für diese Division unter den Kroatiendeutschen gemustert, vor allem, als die Division Anfang August 1943 zeitweilig nach Kroatien verlegt wurde, um an der Partisanenbekämpfung teilzunehmen¹⁴. Die gesamte «Einsatzstaffel», einschliesslich der kroatiendeutschen Landwehr, wurde in die Division «Prinz Eugen» überführt, wodurch die Volksgruppenführung sich zu einer neuen, einschneidenden Erweiterung der Wehrdienstpflicht genötigt sah¹⁵. Hingegen scheiterte der Plan Bergers, eine eigene kroatiendeutsche «SS-Brigade» aufzustellen, an der Ablehnung Hitlers, die von Rücksichtnahme auf Pavelic bestimmt gewesen zu sein scheint¹⁶. Die Rekruten wurden vielmehr auf verschiedene SS-Einheiten, unter anderem auf die Division «Prinz Eugen» und die SS-Gendarmerie, verteilt.

Da die Waffen-SS seit dem Abkommen vom 10.10.1942 nicht mehr zur Zurückhaltung oder Berücksichtigung von Wünschen der Volksgruppenführung bestimmt wer-

Jahrgänge 1891-1923, eingezogen zur Waffen-SS wurden die Jahrgänge 1907-23, vgl. Telegr. Kasches v. 19. und 22. 9.1942 (P.A., Bd. 305), Bergers Schreiben vom 6.8.1942 (NO-2049), 14.8.1942 (NO-5778) und v. 29.8.1942 (P.A., Bd. 305), über die Werbung und ihre technischen Einzelheiten.

¹⁰ S. u. S. 83 E ff.; Telegr. Kasches v. 18.9.1942 über eine Berliner Konferenz mit Lorenz und SS-Brigadeführer Behrens (beide von der VOMI), P.A., Bd. 305 / E 464845 ff.; Bergers Schreiben v. 26.8.1942, Himmler Files, Roll 11, Folder 120.

¹¹ Telegr. Kasches v. 9.10.1942 (P.A., Bd. 305); Telegr. Luthers an Ges. v. Rintelen v. 10.10. 1942, Kasches v. 15.10.1942, ebda. Schreiben Bergers an AA v. 18.11.1942 und Kasches v. 23.10. 1942 (P.A., Bd. 309), über die Herbstmusterung. Die Abschlusszahlen in der Mitteilung Bergers an das AA v. 24.12.1942 (P.A., Bd. 307 / H 297399); NO-2048 und in der Aufstellung von Lorenz für Himmler v. 14.1.1943, Himmler Files, Roll 13, Folder 193.

¹² In der gleichen Zeit, seit dem Oktober 1942, wurde überdies in Kroatien die 13. SS-Division «Handschar» aus etwa 20'000 muslimischen Bosniaken aufgestellt, die als traditionelle Feinde der christlichen Serben galten und sich auch an den Ausschreitungen der Ustaschi beteiligt hatten. Reitlinger, S. 199; Dragoljov, S. 359; NO-3944 und 4951; Himmler Files, Roll II, Folder 120 (Aufzeichnung vom 29.10.1943).

¹³ Telegr. Kasches v. 9.10.1942, P.A., Bd. 305; ein Einberufungsbefehl in Anlage 8c, S. 179E.

¹⁴ Aufzeichnung v. 18.2. 1943, P.A., Bd. 307/E 464814-15; German. Leitstelle an AA, 11.1.1943, ebda. vgl. oben S. 66 E; Berichte Nr. 11, S. 83 ff.; Nr. 12, S. 86 f.

¹⁵ Altgayer an VOMI, 2.2.1943, ebda; Sattler, Die deutsche Volksgruppe, S. 64, vgl. oben S. 62 E und Grenzschutz v. 9.4. 30.4. u. 2.7.1943 (Esseg).

¹⁶ Berger an Gauamtsleiter Triska, 10.9.1942, P.A., Bd. 305.

den konnte, gelang es ihr, die Zahl der Waffen-SS-Angehörigen aus Kroatien relativ schnell in die Höhe zu treiben. Noch vor Beginn des Jahres 1944 zeigten sich die Merkmale des «totalen Krieges» in der Beanspruchung der Volksgruppe ganz offensichtlich. Es gehörten nämlich damals zur Waffen-SS: 17'538 Mann; zur deutschen Wehrmacht, einschliesslich mehrerer hundert Dolmetscher: 1'386; zur kroatischen Wehrmacht: 2'636; zu den «wehrähnlichen Verbänden» der Volksgruppe: 3'488; zu diesen insgesamt 25'048 Kroatiendeutschen, die in irgendeiner Form zum Wehrdienst verpflichtet waren, traten noch 410 deutsche Angehörige des kroatischen Arbeitsdienstes, 2'200 Angehörige der «Organisation Todt» und ca. 4'500 Arbeiter, die seit dem April 1941 zum «Einsatz im Reich» nach Deutschland gebracht worden waren¹⁷.

Die materielle Versorgung der Familienangehörigen von Waffen-SS-Soldaten blieb dauernd unsicher. Die schleichende Geldentwertung traf sie hart, so dass Himmler im Januar 1944 sich zu der Anordnung gezwungen sah, die Fürsorgegelder durch wöchentliche Lebensmittelzuteilungen zu ersetzen¹⁸. Die wachsende Kriegsmüdigkeit und Hoffnungslosigkeit, die sich bis zum Herbst 1944 in den kroatiendeutschen Siedlungsgebieten ausbreitete, liess sich allerdings auch mit solchen Massnahmen nicht beseitigen.

4. Die Umsiedlungen

a) Umsiedlungspläne und -massnahmen

Am 6.10.1939 hielt Hitler seine aufsehenerregende Rede, in der er den zwischenstaatlich organisierten Bevölkerungsaustausch als Mittel einer Politik empfahl, die die Nationalitätenkonflikte beseitigen und eine «neue Ordnung der ethnographischen Verhältnisse» in Europa herbeiführen sollte¹. Sehr bald liessen u.a.² auch jugoslawische Regierungsstellen deutlich ihr Interesse an einem deutsch-jugoslawischen Minderheitentransfer durchblicken, der aber in Berlin einstweilen auf wenig Gegenliebe traf. Die Abneigung der alteingesessenen donauschwäbischen Bevölkerung, die sich wegen der kursierenden Umsiedlungsgerüchte stark beunruhigt zeigte, veranlasste die Deutsche Gesandtschaft in Belgrad, im «Deutschen Volksblatt» eine amtliche Erklärung zu ver-

¹⁷ Überblick nach dem Reichsleiterdienst v. 28.12.1943 (NO-2015); vgl. Herzog, Die Volksdeutschen, S. 10 ff. u. 17; die Zahlenergebnisse im Vermerk von Legationsrat Reichel v. 21. 4.1943 (P.A., Bd. 307), im Bericht Kasches v. 1. 7. 1943 (P.A., Bd. 307/H 297543-50, dort die Zahl der OT-Angehörigen), und im Brief von Lorenz an RFSS v. 14.1.1943, Himmler Files, Roll 13, Folder 193.

¹⁸ Bericht des Agramer SS-Fürsorgeoffiziers v. 30.12.1943, Himmler Files, Roll 11, Folder 120; Schreiben Kammerhofers an Himmler, 24.4.1944, ebda, dort auch Himmlers Anordnung v. 21.1.1944.

¹ Keesings Archiv, 1939, S. 4266.

² Zur geschwinden Reaktion der Ungarn vgl. demnächst den Abschlussband der «Dokumentation der Vertreibung».

öffentlichen, «dass die Umsiedlungsaktion für Jugoslawien nicht aktuell sei»³. Auf Grund der deutschen Zurückhaltung zu dieser Zeit haben sich dann Anfang 1940 die Erörterungen über solche Pläne im Sande verlaufen.

Als der Jugoslawienfeldzug beendet war, wurden zuerst nichtdeutsche Nationalitäten des ehemaligen südslawischen Staates gewaltsam verpflanzt. Nach der Annexion des nördlichen Sloweniens durch das Deutsche Reich wurden sogleich umfassende Pläne für die Aussiedlung von Slowenen ausgearbeitet, von denen ursprünglich sogleich 260'000 in Restserbien und in Kroatien untergebracht werden sollten⁴. Wegen der dort auftauchenden Unterbringungsschwierigkeiten geriet die Zwangsverschickung jedoch ins Stocken, obschon bis Ende September 1941 immerhin ca. 26'000 Slowenen allein in den «Unabhängigen Staat Kroatien» abgeschoben wurden⁵. Inzwischen hatte aber in den Kreisen des SS-Rasse- und Siedlungs-Hauptamtes die Auffassung an Boden gewonnen, dass ein gewisser Prozentsatz der Slowenen «eindeutschungsfähig» sei. Die slowenische Bevölkerung wurde daraufhin je nach «arischen Merkmalen» in vier Rassekategorien eingeteilt, von denen nur die Gruppe IV als «unerwünscht» galt⁶. Unter der Leitung des SS-Oberführers Hintze wurden dann bis zum Dezember 1941 schon ca. 35'000 Slowenen aus dem Gebiet südlich und aus nur wenigen Gemeinden nördlich der Save in die Lager der VOMI im «Altreich» verschickt, um von dort in die annektierten Ostgebiete transportiert und auf Siedlerstellen angesetzt zu werden, nachdem sie als «Staatsangehörige auf Widerruf» eingebürgert worden waren⁷. Genaue Zahlen über diese Zwangsverpflanzungen von Tausenden von Slowenen, der sog. «Windischen», lassen sich z. Z. nicht anführen. Das Motiv der «Evakuierungsmaßnahmen» ist jedoch mit zynischer Offenheit eingestanden worden: «die verbleibende Bevölkerung» nämlich müsse «regermanisiert» werden, wobei es genüge, wenn ein Volksdeutscher «auf etwa dreissig» Slowenen komme⁸.

Gleichzeitig wurden 35'000 Slowenen und weitere 57'000 jugoslawische Staatsangehörige aus dem von Italien annektierten und besetzten Teil des Landes als Arbeiter nach Italien überführt⁹. Aus Bosnien zog man ca. 14'000 Ungarn in den jüngst unga-

³ Vgl. Unterstaatssekretär Woermann über den Besuch des jugoslawischen Gesandten (7.10.1939, P.A., Bd. 1/152075); Telegramme v. Heerens v. 22., 26.10. und Antwort Weizäckers v. 28.10.1939, ebda, Bd. 1/152080-3, und Bericht v. 16.1.1940 des Landesgruppenleiters der Auslandsorganisation der NSDAP an AA, P.A., Bd. 234.

⁴ Schriftwechsel AA mit diplomatischen Dienststellen in Südosteuropa, P.A., Bd. 251/H 297892-14 und NG-4897; auch P.A., Bd. 4/103635 und 103648. Im Gegensatz zu der Auffassung Weizäckers war Ribbentrop mit sofortiger Aussiedlung einverstanden.

⁵ NO-5265, NG-2671, Telegr. Heydrichs an Ribbentrop v. 26.9.1941.

⁶ NO-3086, SS-Gruppenführer Hoffmann (RSHA), 24.5.1941; vgl. NO-3476.

⁷ NO-4874, 4875, 5247.

⁸ Anordnung Himmlers v. 15.12.1941, NO-5513; vgl. NO-5514 und Himmler Files Roll 5, Folder 35; zur Behandlung der ins Reich umgesiedelten Familien vgl. NO-3220.

⁹ M. J. Proudfoot, *European refugees, 1939-52*, London 1957, S. 45; falls nicht im Einzelnen belegt, stützt sich dieser Überblick auf Proudfoot, S. 44 f.; J. B. Schechtman, *European population transfers, 1939-1945*, New York 1946, S. 238 ff., 434 ff.;

risch gewordenen Teil der Batschka, während ca. 30'000 Ungarn Belgrad verliessen und von Ungarn aufgenommen wurden. – Hatten sich noch kurz nach Beginn des Einmarschs der deutschen Truppen ca. 22'000 Juden, die jugoslawische Staatsbürger oder nach Jugoslawien geflohen waren, nach Ägypten oder in den Nahen Osten zu retten versucht, so wurden im Laufe der Jahre 1942/43 ca. 32'000 jugoslawische Juden in die Vernichtungslager des Generalgouvernements transportiert.

Durch die Zerschlagung des jugoslawischen Staates wurde der Nationalitätenhass zwischen Serben und Kroaten besonders angefacht. Bis zum Oktober 1941 trieben die rücksichtslos vorgehenden Ustascha fast 120'000 Serben aus dem «Unabhängigen Staat Kroatien» über die Grenze nach Serbien¹⁰, zu denen später noch ca. 42'000 Serben aus der bulgarischen Zone hinzukamen. Es hätte nicht viel gefehlt, und das Vorgehen der ungarischen Behörden in der Batschka hätte ähnlich rigorose Formen einer Massenausweisung angenommen. Ursprünglich bestand nämlich die ungarische Regierung in Berlin auf der kurzfristigen Ausweisung von ca. 150'000 Serben nach Rumpfserbien. Dies scheiterte am Widerspruch des deutschen Militärbefehlshabers Serbien und auch des Auswärtigen Amtes, da sich keine geordnete Unterbringung ermöglichen liess¹¹. Stattdessen schoben die Ungarn ca. 35'000 Serben¹² heimlich über die Grenze ab oder verfrachteten sie auf Kähne und luden sie nachts an den Donauufer zwischen der Grenze und Belgrad aus¹³. Ca. 12'000 Serben wurden in ungarischen Konzentrationslagern inhaftiert und in Gruppen allmählich nach Nedic-Serbien geschafft¹⁴, so dass sie wenigstens dem Serbenmassaker vom Januar 1942 entgingen.

Im Gegensatz gegen die Serbenverreibungen der Ustascha wies Restserbien Kroaten aus, im Sommer und Herbst 1941 ca. 12'000¹⁵. Die Zahl wuchs durch kroatische Flüchtlinge aus der bulgarischen Zone bald auf 70'000. Auch aus dem dem Grossdeutschen Reich einverleibten slowenischen Gebiet Kärntens und der Steiermark wurden nach einem Vertrag mit dem «Unabhängigen Staat Kroatien» kroatische Volksan-

Eugene M. Kulischer, *Europe on the move*, New York 1948, S. 19 f., 78 ff., 106; G. Reitlinger, *Die Endlösung*, Berlin 1956, passim, und die in diesen Schriften errechneten Zahlenangaben.

¹⁰ NG-2671. Eine Denkschrift des Oberbefehlshabers Südost, Löhr, v. 27.2.1943 (NOKW-376) bezifferte die Zahl der von den Ustascha getöteten Serben auf ca. 400'000, stützte sich dabei allerdings auf kroatische Angaben, die in makabrer Ruhmredigkeit vielleicht doch übertreiben. Nach dem Sieg rächten die Partisaneneinheiten u.a. mit der Exekution von zehntausenden kroatischer Soldaten die Ustascha-Massaker, Kiszling, S. 223.

¹¹ OKW an AA, 3.5.1941, P.A., Bd. 4/103612-3.

¹² Staatssekretär Luther nach Angaben des Militärbefehlshabers Serbien. 22.8.1941, P.A., Bd. 4/103982.

¹³ Benzler an Weizsäcker. 30.6.1941, P.A., Bd. 4/103762.

¹⁴ Aufzeichnung Woermanns v. 7.6.1941, P.A., Bd. 4/103696, v. 23.6.1941, Bd. 4/ 103739, v. 24.6.1941, Bd. 4/103743 (auch NG-2839); Benzlers v. 3.7.1941, Bd. 4/ 103770, und Luthers v. 19.7.1941, Bd. 4/ 103860-1; Mitteilung des ungarischen Gesandten Sztojaj v. 21.8.1941, Bd. 4/103984.

¹⁵ NG-2671, 26.9.1941.

gehörige in den kroatischen Staat umgesiedelt¹⁶; wenige Monate vorher hatte der deutsche Gesandte Kasche die Aussiedlung von ca. 15'000 prawoslawischen, mit den Partisanen sympathisierenden Kroaten vorgeschlagen, die in Lagern im Altreich interniert werden sollten¹⁷.

Selbst wenn man von den Abertausenden von sogenannten «Fremdarbeitern» abieht, die auch in Jugoslawien zur Arbeit im Reich zwangsverpflichtet wurden, ergibt schon dieser unvollständige Überblick, dass weit mehr als eine halbe Million jugoslawischer Staatsangehöriger der verschiedensten Nationalitäten zu Objekten willkürlicher Bevölkerungsverschiebungen gemacht wurde, die, wenn auch nicht immer von deutschen Dienststellen ausgeführt, so doch ohne ihre Billigung, ohne das von ihnen gegebene Vorbild oder die letztlich von ihnen geschaffene Bewegungsfreiheit schwerlich in diesem Umfang möglich gewesen wären. Vor diesem Hintergrund nimmt sich allerdings die Zahl von ca. 36'000 umgesiedelten Serbien-, Gottschee- und Bosniendeutschen vergleichsweise gering aus. Es hat indessen mehrere Pläne gegeben, deren Ausführung die Verpflanzung weit höherer Zahlen von Jugoslawiendeutschen mit sich gebracht hätte.

Kurz nach der Beendigung des Jugoslawienfeldzuges erklärte sich Hitler dem ungarischen Gesandten gegenüber bereit, die Volksdeutschen aus dem ungarisch gewordenen Murgebiet auszusiedeln, wozu es aber in den folgenden Jahren dann doch nicht kam¹⁸.

Die recht verschwommenen, im Einzelnen noch völlig ungeklärten Vorstellungen von einem «Reichsgau Banat»¹⁹ berührten sich mit Dr. Jankos Wünschen eines ausgedehnten «autonomen deutschen Gebietes um Belgrad» unter Einschluss ganz Ostsyrmiens²⁰, dem Berliner Projekt einer neuen deutschen Militärgrenze einschliesslich der «Reichsfestung Belgrad»²¹ oder gar den ungarischen Befürchtungen eines «deutschen Staates» an der Donau²². Er hätte sich bei phantasievoll-willkürlicher Grenzziehung

¹⁶ Text: P.A., Bd. 245/162752, vgl. Nation u. Staat, Bd. 15, 1942, S. 135.

¹⁷ Kasche am 29.3.1943 an die Reichsregierung (NG-2869); der Vorschlag wurde auf Veranlassung von v. Glaise-Horstenaus gemacht; über seine Ablehnung – die Umsiedlung wurde nicht durchgeführt – lässt sich nichts Zuverlässiges aussagen.

¹⁸ Aufzeichnung Sztójays v. 24.4.1941; s. auch sein Memorandum, das er am 18.7.1941 Woermann übergab und aus dem zu entnehmen ist, dass der Budapester Gesandte v. Erdmannsdorff der ungarischen Regierung ebenfalls den Entschluss Berlins mitgeteilt habe, die Volksdeutschen des Murgebietes «heimzusiedeln», P.A., Bd. 4; vgl. Macartney, 2. Bd., S. 13 zu weiteren Umsiedlungsplänen hinsichtlich der Ungarndeutschen s. u. S. 80 Ef.

¹⁹ Vgl. den Gedankengang Triskas im Tel. v. 2.4.1941 aus Pressburg, P.A., Bd. 230/152798, «unter Bedachtnahme der Idee des Reichsgaues Banat».

²⁰ Telegr. Kasches an A A v. 23.4.1941, P.A., Bd. 245/161795.

²¹ S. oben S. 59 E.

²² Brief Telekis v. 2.4.1941 an seinen Freund Apor, R. V. Burks, Two Teleki letters. In: Journal of Central European Affairs, 7, 1947, S. 72; vgl. E. Wiskemann, The subjugation of South-Eastern Europe, S. 354, und C. A. Macartney, 1. Bd., S. 478, über die Vorbereitungen zur Gründung eines «Prinz-Eugen-Gaues», dessen Ausdehnung sich mit dem vermuteten deutschen Donaustaat gedeckt haben soll und der als «integraler Teil» dem Reich angeschlossen werden sollte, vgl. ebda, S. 435, Anm. 1, über Pläne der VOMI, Volksdeutsche entlang der Donau zusammenzusiedeln.

(längs der Save, über Belgrad hinaus nach Nordosten, Siebenbürgen einschliessend, dann durch die Batschka und die Schwäbische Türkei) entweder schlauchartig an das Reich anschliessen oder als unmittelbar von ihm gelenkter deutscher Donaustaat errichten lassen. All diesen künstlichen und kurzlebigen Konstruktionen, wie sie seit dem April 1941 erwogen oder als Wunschträume geäussert wurden, wird man kein übermässig grosses Gewicht beimessen können. Ausserhalb des Bereichs der grundsätzlich masslosen nationalsozialistischen Expansionspolitik lagen sie jedoch keineswegs, und fraglos wären Umsiedlungen von Volksdeutschen in dieses donaudeutsche Staatsgebilde die Konsequenz gewesen. Ebenso steht es ausser Zweifel, dass seit dem September 1942 Himmlers Pläne einer Gesamtumsiedlung des Kroatiendeutschtums doch schon der Verwirklichung näherrückten. Den Anstoss dazu²³ hatte im August 1942 der Befehl des Oberbefehlshabers Südost, Generaloberst Löhrs, an den «deutschen General in Agram», v. Glaise-Horstenau, gegeben, entgegen dem seit dem Mai 1942 fixierten Ausschliesslichkeitsanspruch der Waffen-SS auf kroatiendeutsche Rekruten, weitere Volksdeutsche zum Dienst in kroatischen Regimentern heranzuziehen. Ehe noch v. Glaise-Horstenau wegen dieses Vorhabens die Verbindung mit dem Agramer Gesandten Kasche aufgenommen hatte, erfuhr Himmler von dieser gegen seine Waffen-SS gerichteten Aktion und gab, um mit einem Radikalmittel die weitere Störung seiner Kreise zu verhindern, sogleich der VOMI und dem SS-Stabshauptamt den Befehl, «die gesamten Volksdeutschen aus Kroatien auszusiedeln»²⁴. Mit dem Hinweis auf die Notwendigkeit einer Absprache mit dem Auswärtigen Amt erreichte der Leiter des SS-Führungshauptamtes, Berger, zunächst einen Aufschub. In verschiedenen Worten erklärte sodann das Auswärtige Amt, dass die «Aussiedlung ... technisch und politisch zur Zeit indiskutabel» sei²⁵, nachdem auch der Gesandte Kasche in seiner erbetenen Stellungnahme die «Gesamtumsiedlung» zwar für «grundsätzlich bejahenswert» hielt, von ihrer Durchführung während des Krieges aber nachdrücklich abriet²⁶. Himmler nahm den Rat an, seinen Plan nicht sogleich auszuführen, verzichtete jedoch keineswegs endgültig auf ihn,

²³ Nach dem Ausweis der Akten: Memorandum des AA v. 20.9.1942, P.A., Bd. 305; Schreiben Bergers an Triska (AA-Gauamtsleiter) v. 2.9.1942, ebda.; zu Löhrs Befehl s. o. S. 73 E; ungenau hierzu Wuscht, Pläne, S. 70 f.

²⁴ Nach der Wiedergabe Bergers, Anm. 23, s. dort auch zum Folgenden u. den Schnellbrief des RKFDDV an AA v. 7.9.1942 (Bitte um Stellungnahme), P.A., Bd. 254, und Schreiben des AA an RKFDDV v. 10.9.1942, ebda., mit Hinweis auf Bergers Intervention.

²⁵ Memorandum v. 20.9.1942, Anm. 23; grundsätzlicher Widerspruch auch in Luthers Vortragsnotiz v. 5.11.1942, P.A., Bd. 255/H 298961 ff., der schon anklingt im Fernschreiben v. SS-Sturmbannführer Dr. Stier an persönl. Stab RFSS v. 8.9.1942, Himmler Files, Roll 11, Folder 120, u. Schreiben des persönl. Stabs RFSS an SS-Stabshauptamt v. 8.9.1942, ebda.

²⁶ Kasche an AA, 3.10.1942, P.A., Bd. 255, vgl. sein Telegr. v. 27.10.1942, Bd. 255 / H-298979, in einer Besprechung mit Lorenz u. v. Glaise-Horstenau sei festgestellt worden, dass die Gesamtumsiedlung bis zum Frühjahr 1943 verschoben werden solle. – Schon vor der Anfrage des AA hatte Kasche auf einer Konferenz am 15.9.1942 mit Lorenz u. Behrens (VOMI) in Berlin von diesem erfahren, dass Himmler die Umsiedlung des Kroatiendeutschtums vorhabe, Schreiben v. 18.9.1942 an AA, P. A» Bd. 305/E 464847.

sondern trachtete danach, ihn stufenweise zu verwirklichen. Schon am 22.1.1943 beauftragte er den Leiter der VOMI, mit dem Auswärtigen Amt die Aussiedlung der Kroatiendeutschen mit Ausnahme der syrmischen Siedlungen, die Anschluss an das deutsche Banat besäßen, zu erörtern²⁷. In erster Linie sollten «die Deutschen aus Westslawonien» und aus den bei der Bosnienumsiedlung ausgesparten Dörfern²⁸, in einer zweiten Aktion solle das Deutschtum aus Mittelslawonien noch im Jahre 1943 in den Distrikt Lublin transportiert werden²⁹. Weder das Auswärtige Amt noch die VOMI hielten die Umsiedlung unter den Kriegsbedingungen für zweckmässig³⁰. Für diese ablehnende Haltung, die sich zudem auf das offene Widerstreben der kroatischen Regierung berufen konnte³¹, wurde auch der bis dahin Zurückhaltung wahrende Ribbentrop gewonnen³². Mit der Konzession, dass allerdings eine «interne Umsiedlung» aus Westslawonien nach Syrmien «zur stärkeren Durchsetzung des Landes mit Deutschen» gutgeheissen werde, wurde Himmler zu einer abermaligen Verschiebung bestimmt³³. Wahrscheinlich steht die frühzeitige Evakuierung der Deutschen in Westslawonien nach Syrmien seit Anfang 1944 im Zusammenhang mit diesem informellen Stillhalteabkommen und wird als verspätete Realisierung eines Teils der SS-Umsiedlungspläne aufgefasst werden können³⁴.

Diese Pläne beschränkten sich jedoch nicht nur auf das Deutschtum in Kroatien. Die Schwierigkeiten, die im Zusammenhang mit der ersten Werbungsaktion der Waffen-SS in Ungarn entstanden, haben vielmehr, wie schon erwähnt³⁵, das Motiv für weitere Umsiedlungspläne abgegeben, die das Deutschtum der Batschka und Baranja unmittelbar in Mitleidenschaft zu ziehen trachteten. Um die SS-Freiwilligen und ihre Angehörigen, die durch den Wehrdienst der Männer zwar die ungarische Staatsangehörigkeit verloren, die deutsche aber nicht erhalten hatten, daher auch von Himmler persönlich direkt als «staatenlos» bezeichnet wurden, aus ihrem rechtlich und praktisch unhaltbaren Schwebezustand zu befreien, schlug Himmler dem Auswärtigen Amt ihre Umsiedlung, damit auch ihre Einbürgerung ins Reich vor³⁶. Dieses Ansinnen traf jedoch dort auf starke Bedenken, da die Unruhe, welche eine Umsiedlung in die ungarndeut-

²⁷ Himmler an Lorenz am 22.1.1943, P.A., Bd. 255, Abschrift.

²⁸ s. u. S. 86 E.

²⁹ Vermerk v. Reichel v. 25.2.1943, P.A., Bd. 255/394158-9.

³⁰ Ebda., u. Vortragsnotiz v. 11.3.1943, P.A., Bd. 255/H 298956.

³¹ Kasche an AA, 5.3.1943, P.A., Bd. 255.

³² Lorenz an Himmler, 27.3.1943, Himmler Files, Roll 13, Folder 193.

³³ Brandt, persönl. Stab RFSS, an Lorenz, 1.4.1943, ebda. Mit der «internen» Westslawonienumsiedlung hatte sich Himmler danach einverstanden erklärt.

³⁴ Darüber jedoch u S. 85 Ef.

³⁵ s. o. S. 70 E.

³⁶ Schreiben v. 21. 11943, Abschrift i. P.A., Bd. 326. Nach der deutsch-ungarischen Vereinbarung v. 22.5.1943 (Art. 5, s. Anlage 7 b, S. 173 E) sollten die Freiwilligen die deutsche Staatsangehörigkeit erhalten, die ungarische dagegen verlieren; das Abkommen v. 14.4.1944 (Art. 12, s. Anlage 7 c, S. 176 E) beließ allen bisher in die Wehrmacht / Waffen-SS Eingetretenen und künftig Einzuberufenden die ungarische und gewährte auch die deutsche Staatsangehörigkeit. Auf dem Papier zumindest wurde also im April 1944 (!) für diese Gruppe die Doppelstaatsangehörigkeit eingeführt.

sche Volksgruppe hineinragen werde, und die Unterstützung, die durch eine solche Massnahme den Gegnern des VDU – «und dies ist die weitaus grösste Zahl der Deutschstämmigen in Ungarn» – zuteil werde³⁷, die Vorteile mehr als wettmache. Obschon Ribbentrop dem Vorhaben Himmlers ursprünglich dennoch zuneigte³⁸, beugte er sich schliesslich den gleichlautenden Gegenargumenten, die von der deutschen Gesandtschaft in Budapest und der Volksgruppenführung, zuletzt auch während einer Besprechung mit dem Gesandten v. Jagow und Dr. Basch in Berlin, geltend gemacht wurden³⁹. In der Zwischenzeit waren diese Pläne offensichtlich auch zu Ohren Hitlers gekommen, der bei dieser Gelegenheit seine Absicht bekräftigte, «die Volksdeutschen aus Rumänien und Ungarn zurückzusiedeln, gleichgültig, ob die Gastländer dies wünschten oder nicht. Hierdurch würde ein ewiges Element der Streitigkeiten beseitigt»⁴⁰. Vorläufig aber scheiterten die Absichten Hitlers an der ablehnenden Haltung des Auswärtigen Amtes, der Volksgruppe und an der Überzeugungskraft der von ihnen vorgebrachten politischen und technischen Gegengründe.

Im April 1943 tauchte die ungarische Umsiedlungsfrage bei Besprechungen zwischen Hitler und v. Horthy erneut auf. Für das ungarische Zugeständnis, die in der Honvéd dienenden Volksdeutschen für die Waffen-SS freizugeben, erklärte sich Hitler mit einer Umsiedlung der Waffen-SS-Angehörigen mit ihren Familien einverstanden⁴¹. Das Auswärtige Amt konnte gleichwohl seine Abneigung gegen ein «festes Aussiedlungsabkommen» nicht verhehlen, da der Eintritt in die Waffen-SS «eine spätere Umsiedlung» nicht präjudizieren dürfe⁴². Es empfahl Ribbentrop, die Frage dilatorisch zu behandeln; tatsächlich wurde die Budapester Gesandtschaft instruiert, einer Vereinbarung mit der ungarischen Regierung auszuweichen⁴³, die bis Kriegsende auch nicht mehr zustande kam.

b) Die Umsiedlung der Serbiendeutschen.

Schon bald nach der Besetzung des Landes setzte in Serbien eine Abwanderungsbewegung unter den Deutschen ein, da die Rüstungsindustrie des Reiches Arbeitskräfte anzog. Ausserdem begann die VOMI im Dezember 1941 in einer bis Januar 1942 andauernden Aktion das serbische Deutschum umzusiedeln. Dafür dürfte der Gesichtspunkt ausschlaggebend gewesen sein, diese sehr zerstreut lebenden und der Assimilie-

³⁷ Notiz von Legationsrat Reichel für Luther v. 26.1.1943, ebda.

³⁸ Notiz des Gesandten z.B. V. Sonnleithner v. 1.3.1943, ebda.

³⁹ Telegramm von v. Jagow v. 4.2.1943, P.A., Bd. 326/267443; Aufzeichnungen des Gesandten Bergmann v. 13.2.1943, Weizsäcker v. 19.3. und Sonnleithners v. 20.3.1943, P.A., Bd. 326/267411 ff. über die abschliessenden Gespräche.

⁴⁰ Aufzeichnung des Gesandten W. Hewel v. 26.2.1943 (P.A., Bd. 326/267429) über die Ausführungen Hitlers; vgl. ganz ähnlich: H. Picker (Hrsg.), *Hitlers Tischgespräche 1941–42*, Bonn 1951, S. 52 f., 122.

⁴¹ Notiz des Gesandten v. Rintelen v. 21.4.1943 (Die ehemaligen Honvédsoldaten sollten auch gleich die deutsche Staatsangehörigkeit erhalten) u. des Legationsrats Wagner v. 2. 5. 1943, P.A., Bd. 327 / E 313687.

⁴² Notiz von Reichel v. 29.4.1943, P.A., Bd. 326; vgl. auch Macartney, 2. Bd., S. 150 f.

⁴³ Notiz Wagners, Anm. 41. u. Telegr. v. 2.5.1943 an die Budapester Gesandtschaft, P.A.. Bd. 327.

nung an das serbische Volkstum ausgesetzten Deutschen vor der völligen «Umvolkung» zu bewahren. 2'900 Personen, als deren endgültiges Bestimmungsgebiet das Gebiet um Lublin im Generalgouvernement gedacht war, verliessen bis zum Abschluss der Aktion in mehreren Transporten ihre Heimat¹. Bis zu den Luftangriffen auf Belgrad im April 1944 und dem Heranrücken russischer Truppen und kommunistischer Partisaneneinheiten blieben indessen die Belgrader Deutschen von ähnlichen Massnahmen unbehelligt².

c) Die Umsiedlung der Gottscheer-Deutschen.

Die fast 600jährige Geschichte des Deutschtums in der Gottschee und in der Krain endete im Winter 1941 und 1942. Wenige Wochen nach der Eingliederung der Unterkrain in das erweiterte Italien Mussolinis wurde am 31.8.1941 ein deutsch-italienisches Abkommen über die Umsiedlung der Deutschen in der Provinz Laibach und in der Gottschee abgeschlossen¹. Unmittelbar, nachdem diese Vereinbarung in Kraft getreten war (1.10.1941), begann die VOMI, Anmelde Listen auszulegen, auf Grund deren vom November 1941 bis zum Abschluss im Februar 1942 rund 15'000 Deutsche², einschliess-

¹ Kleiner SS-Umsiedlungsspiegel vom Januar 1944, NO-3568; vgl. Theodor Bierschenk, Zahlen über die während des 2. Weltkrieges umgesiedelten deutschen Volksgruppenangehörigen. In: Zeitschrift für Ostforschung, 3. Jg., 1954, S. 81; Ludwig Lutz, Umsiedlung 1942. In: Deutschtum im Ausland, 26. Jg., 1943, H. 5/6, S. 110 f.; J. B. Schechtman, The elimination of German minorities in Southeastern Europe. In: Journal of Central European Affairs, Bd. 6, 1946, S. 154ff.; ders., European Population Transfer, S. 240. Lutz und Schechtman (nach: Deutsche Volkswirtschaft, 1943, Nr. 10) geben die Zahl von 2'000 Umsiedlern an; vgl. noch NO-4285, Anordnung v. 10.10.1942 über die Ansiedlung im Distrikt Lublin.

² NO-5245, Erklärung des Dr. Kleinschmidt über die Umsiedlung von 1944; Brücker, Mskr. S. 24 ff.

¹ Text: Anlage 3a, S. 141 E ff., vgl. Anlage 3 b, S. 143 E ff. Karl C. v. Loesch, Die Umsiedlungsbewegung in Europa. In: Jahrbuch der Weltpolitik 1942, Berlin 1942, S. 49; zu den diplomatischen Vorbereitungen seit April 1941: P.A., Bd. 230 / 153174, Bd. 245 / 161442. Die Umsiedlung war auch in der Geheimen Denkschrift v. 15.7.1941 (s. o. Anm. 3, S. 59 E) als feststehende Tatsache behandelt worden; vgl. Berichte Nr. 1, S. 3ff.; Nr. 2, S. 9ff.; Nr. 3, S. 31 ff.

² Genau: 15'008. Kl. SS-Umsiedlungsspiegel v. Januar 1944, NO-3568; Bierschenk, S. 81; vgl. Richard Klein, Die Umsiedlung der Gottscheer Deutschen. In: Nation und Staat, Bd. 15, 1942, S. 148 ff.; G. Grommes, Ein Besuch bei den Gottscheern in der Untersteiermark. In: Deutschtum im Ausland, 25. Jg., S. 45 ff.; Lutz, S. 110 ff., Umsiedlung und Aussiedlung der Slowenen wurden genau parallel abgewickelt, vgl. Fernschreiben v. 15.11.1941 an RFSS von SS-Oberführer Creutz: «Am 14. 11. (1941) ist planmässig der erste Transport (Gottscheer) ... nach der Untersteiermark abgegangen. .. An demselben Tage waren bereits 20'000 Slowenen aus der Untersteiermark in das Altreich ausgesiedelt worden.» In der Steiermark und in Kärnten wurden gleichzeitig Südtiroler angesiedelt, Himmler Files, Roll 5, Folder 35.

lich der gesamten deutschen Bewohner Laibachs³ in die Untersteiermark und nach Kärnten umgesiedelt wurden, wo sie auf den Gehöften ausgesiedelter Slowenen ange-setzt wurden, die ihrerseits teils im Osten des Reiches, teils von den italienischen Be-hörden auf früheren deutschen Besitzungen in Südslowenien untergebracht wurden⁴.

Das Motiv für die Umsiedlungen der Gottscheer und Krainer Volksdeutschen tritt deshalb besonders deutlich zutage, weil die Ansiedlung der Mehrheit in der Unterstei-ermark mit dem Abtransport der bisher dort lebenden Slowenen parallel lief. Es fügte sich in die Pläne einer «ethnischen Flurbereinigung», dass diese Volksdeutschen unter dem äusseren Anschein der Freiwilligkeit in das Reichsgebiet umgesiedelt, während die andersnationalen Einwohner vertrieben oder in den Osten zwangsverpflanzt wurden.

d) Die Umsiedlung des Streudeutschtums aus Bosnien,

Von den geschlosseneren deutschen Siedlungen im Vrnbastal nördlich von Banja Luka abgesehen, war das wirtschaftlich schwache Streudeutschtum in Bosnien dem Ein-fluss einer natürlichen Kroatisierung ausgesetzt, zu der nach dem Sommer 1941 die ständige Gefährdung durch Partisanen hinzutrat¹. Das eigentliche Motiv der Umsied-lungspläne, die seit dem Frühsommer 1942 diskutiert wurden, war hier der Wunsch Himmlers, die waffenfähigen Volksdeutschen aus Kroatien im Alter von 17 bis 30 Jah-ren für die SS-Freiwilligen-Division «Prinz Eugen» zu mustern². Da sich daraus die Notwendigkeit ergab, die «Einsatzstaffel» bei der Abwehr der Partisanenangriffe zu entlasten, entschloss er sich, das schwer zu verteidigende, gesamte bosnische Streu-deutschtum, das auf ca. 20'000 Personen geschätzt wurde, schon zu diesem Zeitpunkt umzusiedeln. Der deutsche Gesandte Kasche fühlte bei der Regierung Pavelic vor und konnte am 18.7.1942 ihr Einverständnis mit der Werbung für die Waffen-SS und der Aussiedlungsaktion nach Berlin telegraphieren³. Der am 30.9.1942 unterzeichnete deutschkroatische Umsiedlungsvertrag⁴, nahm nur einige grössere Siedlungen wie

³ 1931 wurden dort 1729 Deutsche gezählt (Gliederung, S. 104). Nach Balduin Saria, Das Lai-bacher Deutschum. In: Südostdeutsche Heimatblätter, 2. Jg. 1953, S. 8f., schlossen sich alle 1941 in Laibach verbliebenen – ca. 1'000 – Deutschen dem Abtransport an.

⁴ NO-5289, 3531; Himmler Files, Roll 5, Folder 35; Roll 1, Folder 2; Bericht des Grazer Südost-deutschen Instituts v. 21.12.1941 über die Lage in der Provinz Laibach, Bundesarchiv Koblenz R 49/50; Der Menscheneinsatz, Berlin 1941, Septemberheft, S. 45 ff., Anordnungen Himmlers v. 4. u. 7.4.1941.

¹ Himmler Files, Roll 11, Folder 120; vgl. Bericht Nr. 4, S. 37 ff.

² Lorenz an AA, 10.6.1942, P.A., Bd. 309/ E 464674; Ribbentrop an Kasche am 14.7.1942, P.A., Bd. 309/H 297459.

³ P.A., Bd. 309/H 297457; zur kroatischen Waffen-SS-Aktion s. o. S. 72Eff.

⁴ Text: Anlage 4, S. 153 E ff. F. Valjavec, Kroatien. In: Jahrbuch der Weltpolitik 1943, Berlin 1943, S. 294 ff.; vgl. den S. 73 E, Anm. 9 zitierten Stabsbefehl Nr. 11 von Altgayer und den Entwurf in Kasches Telegr. v. 19.9.1942, P.A., Bd. 245 / 161302.

Brčko, Windthorst und Adolfstal (früher: Rudolfsthal) aus und überliess einer gemischten Kommission die technische Abwicklung. Faktisch lag sie in der Hand eines SS-Kommandos unter der Leitung von Obersturmführer Lackmann, der auch mit der Umsiedlung in Serbien beauftragt gewesen war⁵. Zwischen dem 6.10. und dem 22.11.1942, wurden unter militärischem Schutz die deutschen Siedler auch aus einigen z.T. von Partisanen beherrschten Gebieten herausgeholt, in Transporten zusammengefasst und in die Sammellager der VOMI in und um Lodz (damals Litzmannstadt) gebracht. Insgesamt wurden dabei über 18'300 Umsiedler registriert, denen die Rückkehr in ihre Heimat streng untersagt wurde⁶. Die Pläne des RKFDV sahen eine Ansiedlung im Distrikt Lublin, vor allem um Zamosc, aber auch in Galizien und bei Radom vor, doch blieb der Aufenthalt in Lagern für viele eine ausgedehnte Zwischenstation, während kleine Gruppen noch im Elsass angesiedelt wurden⁷. Beim Herannahen der Russen an die neuen Ansiedlungsorte glückte nahezu allen Bosniendeutschen die Flucht in das Gebiet des «Altreiches», wo sie in der Nachkriegszeit über ganz Deutschland zerstreut wurden⁸.

Die deutschen Siedlungen in Kroatien beschränkten sich seit der Bosnienumsiedlung auf die geschlosseneren Gebiete zwischen Drau und Sawa östlich von Bjelovar, wo sich über Ostsyrmien der Anschluss an die deutschen Siedlungszentren der Batschka und des Banats ergab. Auch ihre Umsiedlung hat Himmler seit dem Herbst 1942 mehrfach erwogen; zu ihrer Ausführung ist es indes nicht mehr gekommen⁹.

Für alle diese Projekte, gleich wie hartnäckig sie verfolgt oder wie umrissartig nur sie entworfen wurden, und für die tatsächlichen Umsiedlungen der Volksdeutschen aus Serbien und Bosnien, der Krain und Gottschee, kann nicht etwa die Furcht vor Vergeltungsmassnahmen der Partisanen als das allein ausschlaggebende Motiv angesehen werden, so spürbar deren Auftreten z.B. in Bosnien schon geworden war. Diese Umsiedlungspläne und -aktionen entsprangen vielmehr, längst ehe es überhaupt eine Partisanengefahr gab, prinzipiellen Überlegungen der nationalsozialistischen Volkstumspolitik: die Aussenposten deutschen Volkstums ohne Rücksicht auf eine vielhundertjährige Siedlungsgeschichte im Zuge eines Verwaltungsaktes in Grenzgebieten des Grossdeutschen Reiches, vor allem in der «Ostmark», anzusiedeln, Andersnationale aus dem erweiterten Reichsgebiet auszuschliessen, um «bessere Trennungslinien» zu gewinnen,

⁵ NO-5094 u. 5092; zur serbischen Umsiedlung s. o. S. 81 Ef.

⁶ Himmler Files, Roll 13. Folder 193; NO-3568, Kleiner SS-Umsiedlungsspiegel, Januar 1944, genau: 18360 bzw. 18370 Bosnienumsiedler. Die Ortschaften Troschelje, Windthorst u. Adolfstal wurden zu einer deutschen Gemeinde zusammengefasst. Vgl. noch Ottilie Heuchert, Die Umsiedlung der Bosniendeutschen. In: Deutschtum im Ausland, Jg. 26, 1943, S. 31 ff.; Richard Klein, Die Umsiedlung der Deutschen in Bosnien. In: Nation und Staat, Bd. 16, S. 120 ff.; Lutz, S. 111; Sattler, S. 66 f.; v. Andrasevic, S. 263 ff.; Bierschenk, S. 81; Sommer, S. 131 ff.; zum Rückkehrverbot: NO-4815.

⁷ NO-2785, 4384, 4867, 2772, 5687; Himmler Files, Roll 5. Folder 35; Sommer, S. 131 ff.

⁸ Sommer, S. 169 ff.

⁹ Dazu ausführlicher oben S. 79Ef.

wie sie Hitler im Herbst 1939 gefordert hatte. Mit dem Ideal des ethnisch möglichst homogenen Nationalstaats wurde die Entwurzelung Tausender von Volksdeutschen, Slowenen, Kroaten usw. gerechtfertigt. Damit wurde das Vorbild von Bevölkerungsverschiebungen grossen Ausmasses nur zu nachahmungsbereiten Kräften vor Augen geführt. Durch diese Unbedenklichkeit, mit der mit beliebigen Zahlen von Menschen je nach der Konzeption der nationalsozialistischen Führung manipuliert wurde, durch den Vorgang der Zwangsverpflanzung ganzer Nationalitätengruppen wurden im Zusammenhang mit anderen Motiven zusätzliche ideelle und stimmungsmässige Voraussetzungen für die Vertreibung der jugoslawiendeutschen Minderheit geschaffen.

5. Evakuierung und Flucht der deutschen Bevölkerung aus Jugoslawien.

Der Ablauf der politischen und militärischen Ereignisse brachte es mit sich, dass Umsiedlungspläne und Umsiedlungsaktionen in Evakuierungsmassnahmen und Fluchtbewegungen übergingen, ohne dass die einen ohne weiteres von den anderen unterschieden werden könnten. So wurde, ehe sich im Herbst 1944 die Front den Grenzen des ehemaligen Jugoslawiens unaufhaltsam zu nähern begann, ein Teil des Kroatiendeutschtum von einer Evakuierungswelle erfasst, die sich noch in enge Verbindung mit Himmlers Umsiedlungsplänen seit dem Sommer 1942 bringen lässt¹. Im Januar 1944 hatte Himmler nämlich die Umsiedlung der Volksdeutschen aus den «bandengefährdeten» Gebieten Westslawoniens nach Syrmien angeordnet² und damit nach knapper Jahresfrist auf einen Kompromissvorschlag der VOMI und des Auswärtigen Amtes zurückgegriffen, mit dem die Diskussion einer Gesamtumsiedlung der Volksgruppe in Kroatien abgeschlossen worden war. Die Aktion wurde im gleichen Monat ohne Wissen des Auswärtigen Amtes, der Deutschen Gesandtschaft in Agram, ja sogar eines Teils der Volksgruppenführung begonnen und in aller Eile von der Waffen-SS ausgeführt. Bis Ende März 1944 wurden ca. 20'000 Deutsche aus fast 30 westslawonischen Gemeinden nach Syrmien und in die Umgebung von Esseg transportiert, wo man sie provisorisch bei deutschen Familien und auf verlassenen serbischen Gehöften unterbrachte³. Die kroatische Regierung, die sich übergangen fühlte⁴, widersprach, und das Auswärtige Amt bat dringend um Einstellung der Evakuierung⁵, da politische Rückwirkungen auf

¹ s. oben S. 79 E f.

² Kammerhofer an Kasche am 16.2.1944, in Kasches Telegr. an AA v. 21.3.1944, P.A., Bd. 255 / E 511191; Notiz v. Thaddens v. 24.3.1944, ebda.; Der Sonderbeauftragte Neubacher sprach sich schon am 20.2.1944 (P.A., Bd. 255/H 299784) gegen diese Massnahme aus.

³ Lorenz an Himmler, 12.4.1944, Himmler Files, Roll 11, Folder 120; vgl. Deutsche Pressebriefe aus Kroatien, hrsg. v. Propagandaamt der Deutschen Volksgruppe, Jg. 3, Folge 6, 1944; Leinz, Franztal, S. 82.

⁴ Verbalnote v. 17.3.1944, P.A., Bd. 255/H 299749. Am 2. 3. 1944 hatte die VOMI dem AA (wider besseres Wissen?) mitgeteilt, dass die Evakuierung im Einvernehmen mit kroatischen Dienststellen geschehe, ebda.

⁵ AA an Himmler, 1. 4. 1944, Himmler Files, Roll 11, Folder 120.

die Kroaten und Serben bei einem so überstürzten Vorgehen noch vor der Erntezeit unausbleiblich schienen, wenn die Deutschen weiter als erste flüchteten. Trotzdem wurde der Abtransport der Deutschen nach Syrmien auch im April 1944 nicht eingestellt, so dass schliesslich ca. 25'000 Slawoniendeutsche ihre Siedlungen verlassen mussten⁶. Der Leiter der VOMI befehlste sich, der Aktion den Charakter der Umsiedlung abzuspitzen⁷. Tatsächlich waren die Grenzen zwischen Evakuierung und Umsiedlung inzwischen völlig fließend geworden.

Anfang September 1944 gewann dann die Frage einer Gesamtevakuiierung des Kroatiendeutschtums, nunmehr unter dem Zwang der militärischen Lage, d.h. des drohenden russischen Vorstosses nach Ungarn und der gesteigerten Aktivität der Partisanenbrigaden, erhöhte Bedeutung⁸. Der deutsche Gesandte Kasche sprach sich noch am 6.9.1944 aus Rücksicht auf die kroatische Kampfmoral gegen einen beschleunigten Abzug aus⁹, der SS-Bevollmächtigte Kammerhofer dagegen hatte schon von der VOMI die Vollmacht zur Evakuierung erhalten¹⁰. In Besprechungen mit der Volksgruppenführung wurde der allgemeine Rahmen für den Abtransport der Deutschen «bei erster Gefahr» abgesteckt: die Kinder sollten als erste mit der Eisenbahn auf der Linie Esseg–Wien ins Reich gebracht werden, während die Masse der Volksgruppe in Trecks durch Ungarn nachfolgen sollte. Der dehnbare Begriff der ersten Gefahr wurde dahin ausgelegt, dass die Evakuierung der Banater Volksdeutschen oder eine angloamerikanische Landung an der kroatischen Küste als das auslösende Signal gelten solle. Unter diesen Voraussetzungen erklärte sich auch Ribbentrop mit der Evakuierung einverstanden¹¹, doch erst am 25.9.1944 wurde die Agramer Gesandtschaft vom Auswärtigen Amt instruiert, den Evakuierungsplan mit Kammerhofer abzustimmen¹². Inzwischen waren die Deutschen in Mittelslawonien in einer Reihe von örtlichen Evakuierungen in Syrmien zusammengeführt worden. Einzelne Siedlungen blieben freilich noch immer von diesen Massnahmen verschont, vor allem entlang der wichtigen Bahnlinie von Belgrad nach Agram, wo deutsche Truppen stationiert waren. Dagegen wurden jetzt die bei der Bosnienumsiedlung ausgenommenen deutschen Dörfer Windthorst, Adolfstal und Trochelje regulär evakuiert (22.9.). Die bis Anfang Oktober 1944 in Syrmien konzentrier-

⁶ Kasche am 29.3.1944, P.A., Bd. 255/H 299769; vgl. seinen Protest gegen die Evakuierung v. 6. 4. 1944, Himmler Files, Roll 11, Folder 120, und sein Telegramm v. 19.4.1944, P.A., Bd. 255/H 299743. – Zahlenüberblick: Bericht des mit der Umsiedlung beauftragten rumäniendeutschen Stabsleiters Rührig v. 14. 4. 1944, P.A., Bd. 255 / E 511175 f.

⁷ Brief Lorenz' an AA v. 18.4.1944, P.A., Bd. 255/H 299739; Notiz v. Steengrachts v. 19.4.1944, ebd., u. Lagebericht der VOMI v. Juni 1944, P.A., Bd. 255/ H 298998–299005.

⁸ Vgl. Görllitz, Bd. 2, S. 398 ff.; Tippelskirch, S. 566 ff.; Schmidt-Richberg, passim.

⁹ Telegr. an AA v. 6.9.1944, P.A., Bd. 254.

¹⁰ Telegr. Kasches v. 10.9.1944 an AA, P.A., Bd. 255 /E 025283; dort auch die Angaben zum Folgenden.

¹¹ Notiz v. 16.9.1944, P.A., Bd. 255/E 025280; vgl. noch die Einzelheiten des Evakuierungsplanes im Vermerk von Legationsrat Reichel v. 20.9.1944, P.A., Bd. 255 /E 025279.

¹² Telegr. v. 25.9.1944, P.A., Bd. 255 /E 025277.

ten Volksdeutschen mussten sodann, meist mit Hilfe der Wehrmacht, in überwiegend geschlossenen, und geordneten Trecks das Land verlassen, ohne dass sich dieser Abzug streng an die von der Volksgruppenführung ausgearbeiteten Richtlinien gehalten hätte¹³. Durch die Baranja und Südungarn, unterhalb des Plattensees her ihren Weg nehmend, erreichten sie bis Ende Oktober die damalige Reichsgrenze und wurden entweder in Österreich oder aber nach der Weiterleitung bis Schlesien in Landgemeinden untergebracht, aus denen sie z.T. vor den herannahenden Russen 1945 erneut nach Westen flüchteten. – Ende Oktober galten Syrmien und Slawonien als von Deutschen geräumt; nur wer sich freiwillig ausgeschlossen hatte, konnte zurückbleiben. Damit war das Kroatiendeutschtum im Hinblick auf die Kriegslage noch rechtzeitig und in seiner überwiegenden Mehrheit evakuiert worden.

Ungleich schwieriger stellte sich das Evakuierungsproblem in den deutschen Haupt-siedlungsgebieten der Batschka und des Banats dar. Nach der rumänischeu Kapitulation am 23.8.1944 und der dadurch ausgelösten militärischen und politischen Verwirrung der letzten Augusttage, auf die der schnelle Vorstoss der «2. ukrainischen Front» Malinowskis in Richtung auf die Theiss folgte¹⁴, wurden die Volksdeutschen in der 1941 ungarisch gewordenen Batschka und Baranja unmittelbar vor die Entscheidung zur Flucht gestellt. Aus politischen Rücksichten auf den letzten Bundesgenossen des Reiches in Südosteuropa waren genaue Evakuierungspläne nicht aufgestellt worden. Nur für das Gebiet um Neusatz war eine Räumung in Aussicht genommen, die allerdings auch erst in den ersten Oktobertagen überhastet und nur teilweise verwirklicht wurde. Als der russische Angriffskeil nördlich an Gross-Betschkerek vorbei auf Neusatz zu in die südöstliche Batschka vorstieß, wurde am 4.10. in der Stadt zur Flucht aufgefordert; am 9.10. verliessen sie die letzten Flüchtlinge auf einigen donauaufwärts fahrenden Kähnen¹⁵. Südlich der Linie Apatin-Tscherwenka, also im Südteil der Batschka, setzten sich Trecks zwischen dem 8. und 11.10.1944 in Marsch; einem Teil der Volksdeutschen gelang es, den bequemerem Schiffsweg bis Mohács zu wählen, wo auch die Trecks eintrafen, um weiter nördlich bei Baja die Donau zu überqueren¹⁶. Kleinere Gruppen konnten von Mohács oder doch von Ödenburg aus die Bahn benutzen, während die Trecks gewöhnlich nach zwei Monaten beschwerlicher Reisezeit in den schlesischen oder ober-

¹³ In Ruma z.B. wurden vor der Erteilung des Evakuierungsbefehls die ersten Trecks in Marsch gesetzt; bis Ende Oktober hatten 90% aller Deutschen das Dorf verlassen, Bischof, Ruma, S. 151, 173; vgl. Leinz, Franztal, S. 84 ff., 112 ff.; Hudjetz-Loeber, Neu-Pasua, S. 156, sowie NOKW-655 (Fernschreiben v. 11.10.1944 über die Evakuierung); Berichte Nr. 17, S. 101ff.; Nr. 25, S. 138ff.; Nr.26, S. 143ff.; Nr. 27, S. 150 ff.

¹⁴ Vgl. Dokumentation der Vertreibung, Bd. III, S. 59E ff.; Bd. II, S. 35E ff.

¹⁵ Vgl. Berichte Nr. 18, S. 105 ff.; Nr. 19, S. 112 ff.

¹⁶ Vgl. Albrecht, Tscherwenka, S. 99 f., 106 f.; Senz, Apatin, S. 94 f.; Zollitsch, Filipowa, S. 177 ff.; Klingler, Futok, S. 230 ff.; Elicker-Brunner, Bulkes, S. 129; J. Lorenz, Unvergessenes Kischker, Freilassung 1960, S. 65; vgl. Berichte Nr. 20, S. 117 ff.; Nr. 21, S. 121 ff.; Nr. 22, S. 125 ff.; Nr. 23, S. 129 ff.; Nr. 24, S. 134 ff.

österreichischen Auffangquartieren eintrafen, die sie im März oder noch im April 1945 in erneuter Flucht vor der Roten Armee verliessen.

In der nördlichen Batschka blieb die Flucht durchweg der Einzelinitiative der Donauschwaben überlassen. Auf dem gleichen Wege wie die Wagenkolonnen aus dem Süden verliessen die Trecks der volksdeutschen Bevölkerung die Heimat und machten dann die gleichen Erfahrungen. Vor allem Angehörige der jüngeren Generation zogen die Flucht der von der Besetzung ihrer Dörfer durch Russen drohenden Gefährdung vor, wogegen die Älteren im Vertrauen auf ihre bewiesene Loyalität und nicht gewillt, den ererbten Besitz freiwillig aufzugeben, blieben und das Risiko einer noch ungewisseren Zukunft auf sich nahmen.

War es in der Batschka und Baranja etwa die Hälfte der Deutschen, der die Flucht gelungen sein mochte, so bei den Banater Schwaben weniger als einem Zehntel; nur das in Belgrad konzentrierte Deutschtum Nedic-Serbiens wurde noch vor Beginn der Belagerung mit Eisenbahn und Schiffen rechtzeitig evakuiert¹⁷. Die Volksgruppenführung in Gross-Betschkerek hatte zwar einen minutiös genauen Evakuierungsplan für das gesamte Banat ausgearbeitet, der Befehl zum Aufbruch wurde jedoch in den letzten Septembertagen, als sich die Truppen von Tolbuchins «3. ukrainischer Front» näherten, immer wieder hinausgezögert. Der höhere SS- und Polizeiführer in Belgrad, Behrens, und sein Vertreter bei der Volksgruppenführung, SS-Brigadeführer Fiedler, widersetzten sich strikt jeder Vorbereitung zur Flucht, und vage Gerüchte über den Einsatz frischer deutscher Verbände oder gar der «Wunderwaffen» bewogen auch die Verantwortlichen um Dr. Janko zu weiterem Abwarten. Immerhin bedeutete der am 13.-15.9.1944 unternommene Vorstoss deutscher und ungarischer Truppen bis vor Temeschburg insofern ein warnendes Zeichen für das serbische Banat, als die kurzfristige Besetzung des grössten Teils des rumänischen Banats sogleich zur systematischen Evakuierung der deutschen Bevölkerung benutzt wurde, deren Trecks durch das serbische Banat nach Ungarn zogen und dort die weitere Entwicklung abwarteten¹⁸. Die drohende Gefahr wurde also nicht nur der Volksgruppenführung in Gross-Betschkerek, sondern auch den Deutschen der Dörfer und Städte längs der Durchfahrtstrassen unmittelbar vor Augen geführt, und fraglos hätte nach dem Scheitern des Angriffs auf Temeschburg mit allem Nachdruck auf eine zu diesem Zeitpunkt noch mögliche Evakuierung hingewirkt werden müssen. Allein Tag für Tag verging in wachsender Spannung, Fragesteller bei der Volksgruppenführung wurden getröstet und zur Ruhe ermahnt. Am 1.10. gingen noch einige Kindertransporte aus Kubin, Homolitz, Ploschitz und Karlsdorf mit der Eisenbahn ins Reich. Zu der geplanten Verschickung möglichst aller Kinder mit dem Ziel, ihnen die Strapazen des Trecks zu ersparen, wie diesen zu entlasten, war es bereits zu spät. Plötzlich brachen die russischen Angriffsspitzen in das Banat ein: motorisierte Truppen stiessen über Modosch vor und tauchten, ohne nennenswerten Widerstand zu finden, zwischen dem 29.9. und 5.10. auf ihrem Weg nach Westen auch in den Dörfern der Donau-

¹⁷ Mskr. Brücker.

¹⁸ Dazu ausführlich Dokumentation. Bd. III, S. 72Eff.

schwaben auf¹⁹. Eine überstürzte Fluchtbewegung setzte hier und da noch ein: über eine Ponton-Brücke über die Theiss bei Aradac verliessen Gruppen der deutschen Bevölkerung von Gross-Betschkerek einschliesslich der Volksgruppenführung das Banat; ein verhältnismässig grosser Treck von 500 Personen konnte am 1.10. mit Genehmigung der Partisanen Perlas verlassen, aus Kubin schlugen sich Volksdeutsche auf einem Kahn bis Semlin durch und gelangten von dort mit der Eisenbahn nach Österreich²⁰. Familien und Einzelne strebten in regelloser Flucht den Theiss- und Donauübergängen zu, Wehrmachteinheiten nahmen auf dem Rückzug bisweilen Grüppchen auf Lastwagen mit – im allgemeinen kam jedoch der russische Vorstoss zu überraschend, als dass sich nach den verpassten Gelegenheiten in der letzten Septemberwoche noch ein geregelter Abzug aus den donauschwäbischen Siedlungen hätte durchführen lassen. Allein aus Weisskirchen wurden dank der Initiative des deutschen Ortskommandanten die Deutschen geschlossen auf dem Wege über Belgrad evakuiert.

Die genaue Zahl der Jugoslawiendeutschen, die seit dem Oktober 1944 unter der Besatzungsherrschaft der Russen und Partisanen zurückblieben, lässt sich nicht angeben. Sorgfältige Schätzungen²¹ beziffern sie auf ca. 200'000; danach ist die Mehrheit durch Evakuierung oder Flucht entkommen.

¹⁹ Vgl. Awender, Stephansfeld, S. 193 (30.9.); Volk, Karlsdorf, S. 44 (3.10.), S. 193; Vogenberger, Pantschowa, S. 150f. (6. 10.); Sohl, Heideschütz, S. 54 (1.10. Partisanen); Reiter, Sellesch, S. 90 (6.10.); vgl. Berichte Nr. 13, S. 91 f.; Nr. 14, S. 92 ff.; Nr. 36, S. 205; Nr. 37, S. 209.

²⁰ Vgl. Berichte Nr. 15, S. 95 ff.; Nr. 16, S. 98 ff.

²¹ Sie stützen sich auf das gesamte dem Arbeitskreis der Wiss. Kommission vorliegende Material und auf die gedruckten Unterlagen, z.B. in den zitierten Ortsmonographien, vgl. jedoch auch dazu Kapitel IV, S. 119 E ff.

III. KAPITEL

Das Schicksal der deutschen Bevölkerung nach der Wiederaufrichtung des jugoslawischen Staates.

1. Die Auswirkungen der Besetzung durch sowjetische Truppen und Partisanen.

a) Zwangsmassnahmen und Gewaltakte unter der Militärverwaltung der Partisanen.

Anfang November 1944 zeigte die militärische Lage in Jugoslawien folgendes Bild: nach dem Fall Belgrads am 20. 10. 1944 stand das Gebiet nördlich der Donau und Save bis zu einer nord-südlich verlaufenden Linie von Esseg nach Brčko, wo die Front von Ende Oktober 1944 bis Anfang April 1945 stabilisiert werden konnte, unter russischer Besetzung. Während die russischen Truppen nördlich der Drau weiter vorstießen und im Januar 1945 den Raum um Nagykanisza unterhalb des Plattensees erreichten, blieb der Zwischenstrombereich zwischen Save und Drau westlich der Front unter der Kontrolle deutscher und kroatischer Einheiten. Südlich der Save und Donau fiel die militärische Vorherrschaft den Partisanenbrigaden zu, die indes keineswegs stark genug waren, den Durchzug der gesamten Heeresgruppe E aufzuhalten, die sich von Griechenland über Skoplje, Sarajewo nach Norden bis Slowenien den Weg freikämpfte¹. Bis auf verschwindend geringe Minderheiten im Norden des «Unabhängigen Staates Kroatien» und mit Ausnahme der Deutschen in Slowenien befand sich zu diesem Zeitpunkt die in der Heimat verbliebene volksdeutsche Bevölkerung im Herrschaftsbereich der sowjetischen Truppen und Partisanen. Im allgemeinen vollzog sich der russische Einmarsch ohne Ausschreitungen, da Jugoslawien als verbündetes und zu befreiendes Land angesehen wurde. Die Truppen liessen sich verpflegen und requirierten Wagen und Pferde. Wo es zu Vergewaltigungen kam, spielte die Nationalität der Frauen meist keine Rolle. Deutsche Frauen waren häufig erst betroffen, nachdem die russischen Soldaten von Partisanen auf sie hingewiesen worden waren².

Im Banat wurden unmittelbar nach dem Durchzug der Russen sogenannte «Ortsbefreiungsausschüsse» meistens durch die ansässigen Serben, darunter in erster Linie die «Ortspartisanen», gebildet³. Die alte Verwaltung blieb oft noch einige Tage erhalten,

¹ vgl. Görlitz, 2. Bd., S. 574ff.; v. Tippelskirch, S. 556 ff.; Schmidt-Richberg, passim.

² vgl. Berichte Nr. 36, S. 205; Nr. 37, S. 212; Nr. 38, S. 216; Nr. 41, S. 262; Nr. 45, S. 300.

³ vgl. Awender, Stephansfeld, S. 201 ff.; Berichte Nr. 35, S. 197 f.; Nr. 37, S. 209; Nr. 40, S. 247, Anm. 2; Nr. 42, S. 273; nach einer Tanjug-Meldung (Keesings Archiv, 5.1.1945. S. 80 A) sollte

volksdeutsche Beamte fungierten weiter in ihren Ämtern; in Gross-Betschkerek wurde sogar J. Keks bis zum 10.10.1944 als Vertreter der donauschwäbischen Bevölkerung in den Ortsbefreiungsausschuss aufgenommen. Zu dieser Zeit kam es zwar zu persönlichen Racheakten an Deutschen aus Gründen, die teils in die Vorkriegszeit zurückreichten, teils durch die Verhältnisse nach 1941 bedingt waren; in vielen Fällen schritt auch der Pöbel der Ortschaften zu Plünderungen. Jedoch erst als neben die Herrschaft der Ortsbefreiungsausschüsse die Militärverwaltung der etwa seit dem 10.10.1944 einziehenden «regulären» Partisaneneinheiten trat, die seit Jahren aus den Bergen heraus gegen die deutsche Besatzungsmacht operiert hatten, wurden der uneingeschränkten Willkür die Tore geöffnet. Indessen hat sich auch unter diesen Umständen in manchen Ortschaften das gute nachbarliche Verhältnis zwischen Deutschen und Andersnationalen bewährt: im Banat waren es Serben, in der Batschka Madjaren und Serben, die den Volksdeutschen solange und so oft als möglich materiell halfen oder als ihre Fürsprecher auftraten⁴.

Ganz ähnlich wie im Banat, nur mit einer zeitlichen Phasenverschiebung, verlief die Entwicklung in der Batschka, wo zudem das serbische Element geringer vertreten war. Hier wurden die Deutschen in der zweiten Oktoberhälfte – so z.B. in Filipowa und Sombor – unmittelbar der Militärherrschaft und Gebietsverwaltung der «fremden» Partisanen unterstellt⁵. Erst nach diesem Zeitpunkt, nach der Übernahme auch der gesamten Verwaltung durch die Partisanengruppen, setzte die erste Welle der Verhaftungen ein. Sie erfasste im allgemeinen besonders ausgewählte Gruppen der deutschen Bevölkerung: die Angehörigen vor allem der «Deutschen Mannschaft», der Waffen-SS, darunter vornehmlich wieder der Division «Prinz Eugen», die Vertreter volksdeutscher Organisationen, die seit dem April 1941 ernannten deutschen Bürgermeister und Verwaltungsbeamten, Männer im Alter von 17 bis 60 Jahren, oft auch deren Frauen und weibliche Angestellte der Volksgruppenorganisationen⁶. Die Verhafteten wurden fast immer stundenlang verhört, auf jede mögliche Weise misshandelt und in Kelleroder Gefängnisräumen zusammengepfercht, ehe sie in mehr oder weniger laugen Fussmärschen in die improvisierten Lager getrieben wurden, die nun in den Bezirksorten des Banats eingerichtet wurden, z.B. in Zerne, Kubin, Pantschowa, Weisskirchen, Werschetz und Kikinda. In der nördlichen Batschka wurden diese Gruppen in Sombor, im südlichen Teil in Neusatz gesammelt. Die Gleichartigkeit dieser Vorgänge seit den letzten Oktobertagen weist auf allgemein verbindliche Anweisungen für die örtlichen Partisanenführer hin, so dass die Verhaftungen zentral gesteuert gewesen sein dürften.

ab 15.2.1945 die Verwaltung in der Baranja, Batschka und im Banat von den militärischen Behörden auf die zivilen Befreiungskomitees übertragen werden.

⁴ vgl. Berichte Nr. 35, S. 204; Nr. 38, S. 215; Nr. 42, S. 286; Nr. 55, S. 381 f.

⁵ vgl. Bericht Nr. 41, S. 262 ff.

⁶ vgl. Awner, Stephansfeld, S. 204; Berichte Nr. 37, S. 209 f.; Nr. 39, S. 223 ff.; Nr. 40, S. 247, Anm. 3.

Parallel zu diesen Inhaftierungen begannen die Erschiessungen volksdeutscher Männer, die häufig den Charakter von Massenliquidationen annahmen. In Startschowa wurden z.B. nach einem willkürlichen Ausleseverfahren in der Nacht auf den 22.10. 1944 ca. 80 Männer erschossen⁷, ähnliches ereignete sich in Sartscha, Deutsch-Zerne und vielen Orten des Banats⁸, sowie ebenfalls der Batschka. Eine Partisanengruppe erschoss Volksdeutsche in Hodschag; vielleicht das gleiche Liquidationskommando trieb am 25.10. in Filipowa etwa 350 volksdeutsche Männer zusammen und erschoss 240 von ihnen⁹. Die Vermutung ist nicht von der Hand zu weisen, dass es förmliche Exekutionseinheiten der Partisanen gab, die von einer donauschwäbischen Ortschaft zur anderen zogen, um dort ihre Sonderaufträge zu erfüllen. Gruppenschiessungen kamen auch auf dem Weg in die Lager und dort selbst vor, sobald die ersten Inhaftierten eingeliefert worden waren; in Werschetz, Kikinda und Gross-Betschkerek schritten die Bewachungsmannschaften mehrfach zu solchen Aktionen¹⁰. Die Motive zu diesen Massenhinrichtungen Tausender von Volksdeutschen dürften einmal in der aufgespeicherten Rachsucht zu suchen sein, die nun ohne weitere Fragen nach Schuld oder Unschuld schlechthin jeden Deutschen treffen konnte. Sodann wird das Moment der bewussten Terrorisierung eine massgebliche Rolle gespielt haben, um die Volksdeutschen, nachdem sie durch die Verhaftungen und Erschiessungen ihrer daheimgebliebenen Führungsgruppen beraubt und in Angst und Schrecken versetzt worden waren, den neuen Machthabern gefügig zu machen.

Anfang November 1944 wurde die deutsche Bevölkerung der Städte – z.B. Pantschowa, Werschetz, Gross-Betschkerek – aus ihren Wohnbezirken entfernt und auf die Lager in Nachbardörfern verteilt. Ganz gleich wo, überall galt für die Deutschen die Arbeitspflicht; Aufenthaltsbeschränkungen und Ausgehverbote engten ihre Bewegungsfreiheit ein, ein Kauf- und Verkaufsverbot wurde erlassen, oft eine Nachrichtensperre verhängt, die sogar Nachbardörfer völlig voneinander isolierte. Die Lager in den Bezirksorten dienten gleichzeitig als Zentralarbeitslager, von denen der Einsatz an bestimmten Brennpunkten gelenkt wurde. Russen und Partisanen erhoben vielfältige Ansprüche: kriegsbedingte Transport-, Aufräumungs- und Verladearbeiten waren zu leisten, Strassen und Bahnlinien auszubessern, landwirtschaftliche Arbeiten auf den Staatsgütern auszuführen. Bei dem steten Verlangen vor allem der sowjetischen Militärstellen nach Arbeitskräften erwies sich die Einrichtung der Lager für die Partisanen

⁷ vgl. Bericht Nr. 35, S. 202.

⁸ vgl. Vogenberger, Pantschowa, S. 152 f.; Reitter, Sellesch, S. 90; Berichte Nr. 36, S. 206 f.; Nr. 37, S. 213; Nr. 38, S. 215 ff.; Nr. 39, S. 235 f.; Nr. 40, S. 247; 249, Anm. 3.

⁹ vgl. Zollitsch, Filipowa, S. 180 f.; Lorenz, Kischker, S. 154 f.; Gauss, Palanka, S. 192; Berichte Nr. 41, S. 265 ff.; Nr. 43, S. 288 ff.

Wie vorher unter der deutschen Besatzungsherrschaft wurden auch jetzt wieder die Zigeuner als Handlanger ausgenutzt, die für die Ausführung besonders abstossender Aufträge herangezogen wurden. Als Hilfsorgane der Partisanen spielten sie bei der Misshandlung der deutschen Bevölkerung und bei den Massenexekutionen eine Rolle.

¹⁰ vgl. Bericht Nr. 40, S. 251 ff.

als organisatorische Erleichterung. Im Lager Sombor wurden Arbeitstrupps für Aufgaben im rückwärtigen Bereich der Front zusammengestellt, sie mussten die von den abziehenden deutschen Truppen zerstörte Bahnstrecke Kikinda–Szeged ausbessern. Die in Palanka, dann in Neusatz gesammelten Volksdeutschen aus der südlichen Batschka wurden z.T. in die Gruben von Vrdnik in der Fruška Gora geschickt, andererseits mussten Neusatz, Semlin und weitere Ersatzlager wieder den Nachschub für die Bahnarbeiten in Syrmien an der Strecke von Belgrad bis zur Front stellen, wo besonders hohe Verluste auftraten¹¹. In allen Lagern war die Zahl der Todesopfer hoch: willkürliche Erschiessungen, Misshandlungen, völlig unzureichende Nahrung und ununterbrochen schwere physische Arbeit rafften die Insassen dahin¹².

In Jarek entstand Anfang Dezember das erste grosse Konzentrationslager für arbeitsunfähige Volksdeutsche aus der südlichen Batschka, während im Banat das gleichzeitig geschaffene Lager Nakovo nach zwei Wochen wieder aufgelöst wurde – ein Zwischenspiel, das auf eine gewisse Unentschiedenheit in der Behandlung der Deutschen hinzuweisen scheint. Es dauerte dann noch bis zum März/April 1954, ehe die allgemeine Internierung der jugoslawiendeutschen Bevölkerung dazu führte, dass sich das Leben der Deutschen fast nur noch in Lagern abspielte. Allgemein war aber schon die Atmosphäre durch die Erwartung oder Ausführung der Beschlüsse des «Antifaschistischen Rats» (AVNOJ) bestimmt, die sich mit ihrem Geschick befassten¹³.

b) Die Deportation in die UdSSR.

Die zur Zwangsarbeit in der Sowjetunion bestimmten Jugoslawiendeutschen wurden um die Jahreswende von 1944 auf 1945 deportiert. Davon war vor allem die im Banat und in der Batschka und Baranja ansässige Bevölkerung betroffen. Die Ausführung der Aktion, die Erfassung der arbeitsfähigen Jahrgänge, sowie der Transport zu den Verladebahnhöfen lag in den Händen der Partisanenkommandos. Die Musterung auf Arbeitstauglichkeit wurde in der Regel kurz vor dem Abtransport durch russische Kommissionen vorgenommen. Es ist anzunehmen, dass der Verschleppungsaktion ähnlich wie in Ungarn und Rumänien russische Forderungen nach Arbeitskräften für den Wiederaufbau in den durch Kriegsschäden betroffenen sowjetischen Gebieten zugrunde lagen. Da es sich bei der Eroberung der Woiwodina durch die Rote Armee nicht um die Besetzung von Feindesland handelte, wie im Falle Ungarns, und sich die Beziehungen zwischen Sowjets und Jugoslawien zunächst ungleich enger gestalteten als die zwischen Sowjets und Rumänien, liegt die Annahme recht nahe, dass russische Forderungen zur Stellung von Arbeitskräften sich nur auf die deutsche Bevölkerung bezogen haben. Ob

¹¹ vgl. Berichte Nr. 39, S. 235 ff.; Nr. 40, S. 251 ff.; Nr. 43, S. 291 ff.; Nr. 53, S. 378, ebda. Anm. 3.

¹² vgl. Berichte Nr. 40, S. 255 ff.; Nr. 42, S. 276 ff.; Nr. 43, S. 291 ff.

¹³ s. u. S. 102 E ff.

hierüber Verhandlungen zwischen Tito und Stalin geführt wurden, ist jedoch unbekannt. Dem Partisanenregime bot sich auf diese Weise eine zusätzliche Möglichkeit, in der schon begonnenen radikalen Lösung des deutschen Problems weiter voranzuschreiten. Andererseits zeigte sich im Verlauf der Zwangsverschickung, dass die Partisanen an einzelnen Stellen den Abtransport von Handwerkern und Facharbeitern zu verhindern suchten, da ihnen an der Ausnutzung dieser Kräfte für den Wiederaufbau ihres Landes gelegen sein musste¹.

Die Deportationen setzten schlagartig am 25.12.1944 ein²; sie dauerten bis Anfang Januar 1945³. Bei der Wahl des ersten Zeitpunktes war man wohl bestrebt, den Moment zu nutzen, an dem die Mitglieder der einzelnen Familien anlässlich der Feiertage zusammengekommen waren. Von der Aushebung betroffen waren die arbeitsfähigen Jahrgänge der deutschen Bevölkerung, Männer im Alter von 17 bis 45, Frauen im Alter von 18 bis 40 Jahren. Diese wurden in den Dörfern aufgefordert, sich auf den Gemeindehäusern einzufinden, wo sie von Partisanen erstmals registriert wurden. Sodann folgte der Abtransport zu den Sammelstellen, der entweder sofort geschah oder nach kurzfristiger Entlassung der Betroffenen vollzogen wurde. Dabei gab man diesen Gelegenheit, warme Kleidung und Lebensmittel für ca. 14 Tage mit sich zu nehmen, die, wie gesagt wurde, zum Unterhalt für einen längeren Arbeitseinsatz innerhalb Jugoslawiens notwendig wären. In manchen Gegenden wurde Gepäck bis zu einem Gewicht von 200 kg zugelassen und empfohlen. Die zur Deportation Erfassten wurden zu den Sammelstellen zu Fuss unter Partisanenbewachung transportiert. Die Sammelstellen befanden sich in den Städten mit günstigen Eisenbahnan schlüssen; in der Batschka waren dies Sombor, Apatin, Kula und Hodschag, im Banat Kikinda, Pantschowa, Gross-Betschkerek und Werschetz. In diesen Städten und den ihnen benachbarten Ortschaften folgten auf die Aushebung unmittelbar Verladung und Abtransport. Aus ihnen wurden auch die arbeitsfähigen Insassen der Internierungs- bzw. Arbeitslager deportiert, soweit sie nicht auswärts zur Arbeit eingesetzt waren⁴.

Dem Abtransport ging eine Musterung durch sowjetische Militärkommissionen voraus; in vielen Fällen war sie mit einer ärztlichen Untersuchung verbunden. Zurück-

¹ So berichtet W. Neuner (unveröff. Mskr.), dass der Kommandant des Lagers in Gross-Betschkerek vergeblich versucht habe, junge arbeitsfähige Gefangene während der Erfassungsaktion vor den russischen Soldaten zu verbergen, um ihren Abtransport in die UdSSR zu verhindern. – Auch konnten die von den Russen bei der Übernahme des Lagers «Milchhalle» in Kikinda am 26.12.1944 getroffenen Massnahmen – Aufstellung von Posten und Sperrung des Lagers für Partisanen – keinen anderen Sinn haben, als eventuelle Behinderungen von jugoslawischer Seite auszuschalten.

² Senz, Apatin, S. 96; Zollitsch, Filipowa, S. 183; Awender, Stephansfeld, S. 206; Volk, Karlsdorf, S. 51, 198; Albrecht, Tscherwenka, S. 103; Gauss, Palanka, S. 194; Elicker-Brunner, Bulkes, S. 137; Sohl, Heideschütz, S. 59; Vogenberger, Pantschowa, S. 155; Lorenz, Kischker, S. 157; vgl. Berichte Nr. 36, S. 207; Nr. 37, S. 214; Nr. 38, S. 221; Nr. 41, S. 272; Nr. 44, S. 295; Nr. 47, S. 309f.

³ vgl. Berichte Nr. 45, S. 301; Nr. 46, S. 302.

⁴ vgl. Berichte Nr. 44, S. 295; Nr. 46, S. 303, Anm. 3.

gestellt wurden in der Regel nur Schwangere, Frauen mit Kleinkindern, offensichtlich Kranke und Körperbehinderte. Der Anteil der Frauen überwog sehr stark; zu den einzelnen Verschleppungstransporten gehörten häufig 6- bis 8mal soviel Frauen wie Männer, deren arbeitsfähige Jahrgänge zum grössten Teil zu den Einheiten der Waffen-SS und Wehrmacht eingezogen waren. Die Ausgehobenen blieben bis zum Abtransport und oft auch noch während der Fahrt über ihr Schicksal im ungewissen; es kam jedoch auch gelegentlich vor, dass sie nach der Musterung über die Deportation in die Sowjetunion unterrichtet wurden. Die kursierenden Gerüchte veranlassten allerdings viele, sich mit warmer Winterkleidung einzudecken; Klarheit über das tatsächliche Reiseziel gewannen viele erst nach dem Überschreiten der rumänischen Grenze. Der Transport geschah in Güterwaggons, die nur notdürftig mit Stroh versehen und mit 30 bis 45 Personen belegt wurden. Die Transportzüge, die auf den Verladebahnhöfen zusammengestellt wurden, waren 40 bis 50 Waggons stark. Das Begleitpersonal bestand aus russischen Soldaten, die sich während der Fahrt im allgemeinen korrekt verhielten. Die Waggons waren während der Fahrt durch Jugoslawien fest verschlossen und wurden erst nach dem Passieren der Grenze dann und wann auf offener Strecke oder an kleinen Stationen geöffnet. Die Versorgung mit Wasser und Lebensmitteln während der Fahrt war denkbar unzureichend, konnte jedoch teilweise durch die mitgenommenen Vorräte ausgeglichen werden. Da kaum Brennmaterial für die in den Waggons aufgestellten kleinen Eisenöfen aufzutreiben war, erhöhten sich die Strapazen der Fahrt, so dass es zu zahlreichen Erkrankungen und vereinzelt Todesfällen kam.

Die Fahrt dauerte im Durchschnitt 15 bis 20 Tage und führte durch Rumänien, wo meistens in Jassy auf russische Breitspurwaggons umgeladen wurde⁵. Das Ziel der Transporte war zumeist das Industrieviertel im Donezbecken, wo die Deportierten in Arbeitslager überführt wurden, die sich auf Städte und Kreisgebiete zwischen Charkow und Rostow verteilten⁶. Nach einer kurzen Ruhepause von acht bis vierzehn Tagen begann der Arbeitseinsatz. Unterschiedslos wurden Männer und Frauen zu schwerer Arbeit herangezogen. Die Kräftigeren arbeiteten unter Tage, wo sie zunächst zur Instandsetzung der Gruben, dann in der Kohleförderung eingesetzt waren. Die anderen führten Aufräumungsarbeiten aus und waren, zunächst im Rahmen des Wiederaufbaus, auf Bauplätzen, Entladebahnhöfen, in Industrierwerken, auf Sowchosen und Kolchosen usw. tätig. Gearbeitet wurde nach dem sowjetischen Leistungssystem. Die Zuteilung der sehr knappen Lebensmittelrationen war abhängig von der Erfüllung vorgeschriebener, oft sehr hoher Arbeitsnormen. Von den baren Lohnzuwendungen verblieb nach dem Abzug der Unterbringungs- und Verpflegungskosten nur ein unbedeutender Rest, so dass eine formale Gleichstellung der Deportierten mit den russischen Arbeitern, soweit sie über-

⁵ vgl. Berichte Nr. 44, S. 295 f.; Nr. 46, S. 303; Nr. 48, S. 314 f.

⁶ In den Berichten der Verschleppten werden hauptsächlich folgende Städte und Bezirke aufgezählt, in denen sich Lager befanden: Kriwoj Rog, Dnjepropetrowsk, Charkow, Stalino, Woroschilowgrad und Rostow.

haupt bestanden hat, praktisch ohne Bedeutung blieb. Bis 1947 wurde häufig wochentags in zwei Schichten zu 12, sonntags zu 9 Stunden gearbeitet, später in drei Schichten zu je 8 Stunden. Die mangelnde fachliche Qualifikation für die Arbeitsleistungen, allgemeine Erschöpfung und ungenügend geschützte Arbeitsplätze führten häufig zu schweren Unfällen. Die Ernährung war völlig unzulänglich und stand in keinem Verhältnis zur geforderten Leistung. Wenn sich die Versorgung auch allmählich im Zuge der allgemeinen Verbesserung der Verhältnisse in der Sowjetunion nach dem Kriege hob – insbesondere bedeutet das Jahr 1947 hier einen gewissen Wendepunkt⁷ – und die Möglichkeiten eines zusätzlichen Lebensmittelerwerbs, z.B. durch Arbeit auf Kolchosen, zunahm, so forderten Hunger, Unfälle und Unterernährung doch viele Todesopfer. Dazu kamen die mangelhaften hygienischen Verhältnisse; sie riefen in den Lagern zahlreiche Epidemien hervor, die durch die Überfüllung der Massenquartiere, fehlende ärztliche Behandlung und Medikamentenmangel noch gesteigert wurden⁸.

Die ersten Kranken und Arbeitsunfähigen wurden im Sommer 1945 entlassen. Weitere Krankentransporte wurden im Laufe der Jahre 1946, 1947 und 1948 zusammengestellt. Die allgemeine Entlassung begann mit der Auflösung dieser Lager im Oktober/November 1949⁹. Die Transporte wurden über Frankfurt (Oder) in die sowjetische Besatzungszone Deutschlands geleitet. Einige kleinere Krankentransporte wurden im Sommer und Herbst 1945 nach Jugoslawien zurückgeführt, wo man die von den Sowjets entlassenen Heimkehrer sofort in die bestehenden Zwangslager für Volksdeutsche verbrachte. Als im Laufe des Jahres 1946 weitere Volksdeutsche aus Jugoslawien mit Krankentransporten ins rumänische Entlassungslager Focșani kamen und dann in ihre Heimat weitergeleitet werden sollten, verweigerten die jugoslawischen Behörden ihre Aufnahme¹⁰. Die Transporte dieser Heimkehrer wurden dann wochenlang im Grenzgebiet zwischen Jugoslawien, Rumänien und Ungarn hin- und hergeschoben, bis sie sich zerstreuten oder sie schliesslich von den ungarischen Behörden nach Österreich abgeschoben wurden.

Die Gesamtzahl der in die Sowjetunion deportierten Jugoslawiendeutschen lässt sich nach der Zahl und Stärke der ermittelten Transporte auf ca. 27'000 bis 30'000 schätzen¹¹. Die Verlustquote ist schwerer zu bestimmen, jedoch wird man annehmen dürfen,

⁷ Ab 16.12.1947 wurde in der UdSSR eine Währungsreform durchgeführt und das Kartensystem (Rationierung der Lebensmittel) aufgehoben; vgl. Berichte Nr. 44, S. 299; Nr. 48, S. 318.

⁸ vgl. Berichte Nr. 44, S. 297 ff.; Nr. 45, S. 301; Nr. 46, S. 303 ff.; Nr. 47, S. 311.

⁹ vgl. Berichte Nr. 44, S. 299; Nr. 45, S. 302; Nr. 47, S. 312; Nr. 48, S. 318; Nr. 49, S. 337; Nr. 50, S. 344.

¹⁰ vgl. Bericht Nr. 46, S. 306 f.; 308, Anm. 7.

¹¹ Nach den der Wiss. Kommission vorliegenden Berichten haben sich die unten aufgeführten Transporte feststellen lassen. Bei einer durchschnittlichen Transportstärke von 1'350-1'500 Personen kommt man auf ca. 27'000-30'000 Deportierte.

dass ca. 16 Prozent der Deportierten in der Sowjetunion verstorben sind¹²; die Mehrzahl der Überlebenden wurde durch Krankheiten und Entbehrungen physisch gebrochen.

2. Die Zerstörung der Lebensgrundlagen der im Lande verbliebenen oder zurückgekehrten deutschen Bevölkerung.

a) Die Vertreibung von Volksdeutschen aus Slowenien und Slawonien; die Behandlung der Rückkehrer.

Gegen Kriegsende befand sich der grösste Teil des ehemals jugoslawischen Staatsgebietes unter der Herrschaft der Partisanen, nachdem die russischen Truppen im Januar aus der Woiwodina abgezogen waren und die Frontlinie Esseg–Brčko nach dem Beginn der grossen Offensive der Partisanenarmeen am 11.4.1945 von den deutschen und kroatischen Truppen aufgegeben werden musste. Diese zogen sich daraufhin kämpfend in den slowenischen und steiermärkischen Raum zurück, wo sie bis zum 9.5.1954 kapitulierten¹. Zu diesem Zeitpunkt waren die ehemaligen Hauptsiedlungsgebiete der Jugo-

Festgestellte Transporte Siedlungsgebiet	Lager Sombor	Abgangszeit 1)	
Batschka		29.12.1944 2) Januar 1945	
	Apatin	1) 27.12.1944 2) 29.12., 31.12.1944	
	Kula	1) 26./27.12.1944 2) 1.1.1945	
	Hodschag	1) 28.12.1944 2) 31.12.1944	
	Kikinda	1) 25.–27.12.1944 2) 29.–31.12.1944	
	Banat	Pantschowa	1) 31.12.1944 2) 1.–2.1.1945 3) 6.–7.1.1945
		Betschkerek	1) 28.12.1944 2) 31.12. 1944 (ev. ein 3. Transport)
		Werschetz	1) 31.12.1944 2) 6.1.1945 (ev. ein 3. Transport)

Die Zahl von 40'000 (L. Schumacher, Jugoslawien. In: Die deutschen Vertreibungsverluste, Wiesbaden 1958, S. 443; L. Rohrbacher, Ein Volk – ausgelöscht, Salzburg 1950, S. 19); 50'000 (Wolfrum, S. 35) oder gar 100'000 Deportierten (Kulischer, S. 268, 302; J. B. Schechtman, In: Journal of Central European Affairs, Bd. 6, 1946, S. 161; R. L. Wolff, The Balkans in our time, S. 47) beruhen auf ungenauen Schätzungen; vgl. noch zu den Verlustziffern: Awender, Stephansfeld, S. 230; Zollitsch, Filipowa, S. 253; Volk, Karlsdorf, S. 168.

¹² Nach den Unterlagen der Wiss. Kommission. Von den deportierten Rumäniendeutschen starben auch ca. 15 Prozent, vgl. Dokumentation der Vertreibung, Bd. III, S. 80 E.

¹ vgl. Görlitz, 2. Bd., S 574ff.; Schmidt-Richberg, S. 142; Kiszling, 219.

slawiendeutschen, in denen sich die überwiegende Mehrheit der Zurückgebliebenen auch jetzt noch aufhielt, bereits länger als ein halbes Jahr besetzt, so dass die Massnahmen gegen die deutsche Bevölkerung erhebliche Zeit vor Kriegsschluss einsetzten. Während die Deutschen aus den polnisch besetzten Ostgebieten, der CSR und Ungarn in der unmittelbaren Nachkriegszeit vertrieben wurden², kam es zur Vertreibung von Jugoslawiendeutschen nur in Slowenien, teilweise auch in Slawonien, wogegen in der Batschka, Baranja und im Banat, sowie in Syrmien das System der Internierungslager vorherrschend wurde. Die Verhältnisse in Jugoslawien unterschieden sich insofern von denen in allen ost- und südosteuropäischen Staaten mit deutschen Minderheiten, als die Deutschenpolitik des jugoslawischen Partisanenregimes bereits seit Oktober/November 1944 gewissen Grundzügen und Richtlinien folgte, die in manchen Gebieten z.T. bis 1948 eingehalten wurden³. Diese Grundsätze lagen längst fest, ehe auf der Konferenz von Potsdam Polen, der CSR und Ungarn die Ausweisung ihrer deutschen Bevölkerung zugestanden wurde. Jugoslawische Bemühungen, auf dieser Konferenz eine Vollmacht zur Vertreibung auch der Deutschen ihres Landes zu erwirken, lassen sich bisher nicht nachweisen⁴. Möglicherweise sind solche Anstrengungen seitens des neuen jugoslawischen Regimes überhaupt nicht unternommen worden. Die Gründe für eine solche Unterlassung können in dem Selbstgefühl der Partisanenführung gelegen haben, das sich durch den erfolgreich überstandenen Guerillakrieg und die militärische Selbständigkeit bei den Operationen der letzten Kriegswochen gehoben hatte und die Entscheidung über innere Fragen des Landes nicht in die Hand anderer Mächte geben wollte; so konnte auch die im Oktober 1944 beschlossene zahlenmässige Aufteilung des Einflusses⁵ zwischen der Sowjetunion und Grossbritannien nach der Formel 50: 50 die Macht der Partisanenherrschaft nicht beschränken⁶.

Die Grundlagen der Deutschenpolitik der Partisanen scheinen bereits seit den Beschlüssen des «Antifaschistischen Rates» (AVNOJ) vom 21.11.1944⁷ festgelegt gewesen zu sein. Ihr Ziel war die Aberkennung der Bürgerrechte und die gewaltsame Enteignung der Deutschen, ihre Degradierung zu besitzlosen und unerwünschten Bürgern. Ob die Entziehung der Bürgerrechte die Vorstufe späterer Vertreibung sein sollte, oder ob

² vgl. Dokumentation der Vertreibung, Bd. III, S. 81E; Bd. I/1, S. 136E ff.; Bd. II, S. 59E ff.; Bd. IV/1, S. 105 ff.

³ s. u. S. 102 E ff.

⁴ Die gesamte einschlägige Literatur über Potsdam und den Art. 13, der die Vertreibungsklausel enthielt, wird im Abschlussband angeführt; dort auch ausführliche Belege.

⁵ vgl. Stephen G. Xydis, The secret Anglo-Soviet agreement on the Balkans of October 9, 1944. In: Journal of Central European Affairs, Bd. 15, 1956, S. 248 ff.; H. Hecker, Die Aufteilung des Balkans zwischen Grossbritannien und der Sowjetunion im Jahre 1944. In: Osteuropa, Jg. 5, 1955, S. 250 ff.; Cordell Hull, Memoirs, New York 1948, 2. Bd., S. 145 ff.; E. R. Stettinius jr., Roosevelt and the Russians, London 1950, S. 19 ff.; H. S. Truman, Memoiren, 1. Bd., Stuttgart 1955, S. 31 f., 114, 121, 149, 209 ff., 355 f.

⁶ Mati, Osteuropa-Handbuch, Jugoslawien, S. 116 ff.; Dedijer, passim.

⁷ s. u. S. 102 E ff.

den Jugoslawiendeutschen ein anderes Schicksal zgedacht war, lässt sich aus den bisher zugänglichen Quellen nicht schlüssig entscheiden.

In einem Aide-memoire vom 19. Januar 1946 über den «Transfer der restlichen deutschen Minderheit aus Jugoslawien nach Deutschland», das am 16. Mai erneut eingereicht wurde, hat allerdings die jugoslawische Regierung unter fälschlicher Berufung auf die Potsdamer Vereinbarungen die amerikanische Botschaft in Belgrad aufgefordert, ihre «guten Dienste» zur Verfügung zu stellen, damit «eine Entscheidung» bezüglich dieser Deutschen durch den Alliierten Kontrollrat in Berlin beschleunigt herbeigeführt werden könne. Das Aide-memoire forderte den «Transfer der gesamten deutschen Minderheit» nach Deutschland, blieb indessen ohne jede Wirkung, da die amerikanischen Behörden den jugoslawischen Wünschen keine Folge leisteten⁸.

Auffällig ist übrigens, dass sich die Vertreibungs- und Internierungspolitik der Partisanen wie auch später der jugoslawischen Behörden ausschliesslich gegen die Deutschen richtete. Obwohl der Nationalitäteng Gegensatz zwischen Serben und Ungarn nach dem ersten Weltkrieg und erst recht nach der Besetzung der Batschka und Baranja durch ungarische Truppen mit den sich daran anschliessenden Serbenverfolgungen fraglos schärfere Formen angenommen hatte, als sie je für das Verhältnis der Volksdeutschen zur andersnationalen Bevölkerung kennzeichnend waren, blieben die Ungarn im Wesentlichen seit 1944 in Jugoslawien unbehelligt, ganz im Gegensatz zur CSR, wo ausser den Deutschen auch ein beträchtlicher Teil der ungarischen Bevölkerung aus dem Lande getrieben wurde⁹. –

Von einer unverhüllten Austreibung von Jugoslawiendeutschen kann man sicherlich in Slowenien und in Teilen von Slawonien sprechen. Hier sollte aus der Bewegung der letzten militärischen Operationen heraus das nordwestliche Grenzgebiet von den Deutschen, für die eine geordnete Evakuierung nicht mehr hatte organisiert werden können, völlig gesäubert werden. Die jugoslawischen Partisanenverbände unterstützten demgemäss nachdrücklich die Fluchtbewegung der bereits aufgebrochenen Bevölkerung, vornehmlich der dorthin umgesiedelten Gottscheer, Bosnien- und Bessarabiendeutschen¹⁰. Bahntransporte wurden sogleich an die frühere österreichische Grenze weitergeleitet, Flüchtlingstrecken in improvisierte Lager – z.B. bei Cilli und Tüchern – gelenkt – und von dort über Marburg abgeschoben. Ein Teil der arbeitsfähigen Männer dieser Umsiedler wurde in Lagern zurückbehalten¹¹, während ihre Angehörigen ebenfalls über die Grenze getrieben wurden. Gleichzeitig wurden die einheimischen Deut-

⁸ J. B. Schechtman, Postwar population transfers in Europe. In: Review of Politics, Bd. 15, 1953, S. 151 ff., vor allem S. 162 f., nach New York Times v. 19. u. 20.10.1946. Die jugoslawische Regierung babe «repeatedly asked that, as provided for in the Potsdam Agreement, they [die Deutschen] be resettled in Germany», N.Y.T. v. 19.10.1946, dort auch die Angaben über die Aide-memoires; vgl. auch Keesings Archiv, 20.10.1946, S. 903 f., s. ebda, S. 992 A; Berichte Nr. 59, S. 435; Nr. 60, S. 468.

⁹ vgl. Dokumentation der Vertreibung, Bd. IV, 1, S. 175 und ebda. Anm. 3.

¹⁰ vgl. Berichte Nr. 28, S. 156 ff.; Nr. 29, S. 162 ff.; Nr. 30, S. 167 ff.

¹¹ vgl. Berichte Nr. 29, S. 166; Nr. 30, S. 169.

schen in den Gefängnissen der Bezirksorte und in Lagern konzentriert: so auf Schloss Herberstein, in Sterntal, Cilli und Tüchern, von wo sie zwischen dem August 1945 und dem Frühjahr 1946 nach Österreich abgeschoben wurden¹², sofern sie die unablässige Quälerei während der Lagerzeit überstanden hatten. Angehörige der älteren Generation konnten den Lagern z.T. dadurch schneller entkommen, dass sie sich auf ihre frühere österreichische Staatsangehörigkeit beriefen. Viele Sloweniendeutsche wurden sogleich vor Gericht gestellt, und die Prozesse endeten damit, dass sie entweder ihre Strafzeit im Gefängnis oder Internierungslager verbringen mussten oder auch ausser Landes verwiesen wurden¹³. Noch vor dem Sommer 1946 wurde mit diesen Methoden die überwiegende Mehrheit der Sloweniendeutschen vertrieben, während restliche Gruppen weiter in den Arbeitslagern festgehalten wurden und Slowenisierte, bzw. Angehörige von Mischehen in das Berufsleben zurückkehren konnten.

Die wenigen nicht geflohenen Slawoniendeutschen wurden zwischen April und Juni 1945 im Lager Josipovac, das bereits als Ustascha-KZ gedient hatte, interniert und von dort zumeist in das Lager Valpovo, geschafft¹⁴, in der Mehrheit handelte es sich um deutsche Stadtbewohner. Auch aus Valpovo versuchte die Partisanenverwaltung, Volksdeutsche nach Österreich abzuschicken. Am 10.7.1945 verliess ein erster Transport das Lager und dürfte auch nach Österreich gelangt sein. Ein zweiter Transport dagegen, der am 20.7.1945 in Marsch gesetzt wurde, ist über Laibach zurückgeleitet worden und endete in Pisanica in einem schnell eingerichteten Lager, in dem bald ca. 5'000 Deutsche, unter ihnen auch Rückkehrer, festgehalten wurden¹⁵. Kurze Zeit wurde ein Teil der arbeitsfähigen Lagerinsassen in der Umgebung von Pisanica eingesetzt, bis das Lager aufgelöst und seine Insassen je zur Hälfte auf die Lager Valpovo und Krndija aufgeteilt wurden. Hier war die Ernährung völlig unzulänglich, Krankheiten, u.a. eine grosse Fleckfieberepidemie, brachen aus und rafften in beiden Lagern die Hälfte der Häftlinge hinweg¹⁶.

Im Mai 1946 wurden auch die Lager Valpovo und Krndija aufgelöst und ca. 90 Prozent der Internierten entlassen; dabei wurden die vielen kroatisierten Deutschen und Angehörigen von Mischehen bevorzugt¹⁷. Der Rest der Lagerbelegschaften wurden in die Lager Podunavlje (Baranja) und Tenje (bei Esseg) überführt, wo sie bis zu ihrer Entlassung in der Landwirtschaft arbeiten mussten. Seit November 1946 wurde Einzelnen und kleinen Gruppen die Ausreise nach Österreich gestattet, sofern sie dort Verwandte nachweisen konnten; Anträge auf Familienzusammenführung, die in dieser Zeit

¹² vgl. Berichte Nr. 29, S. 166; Nr. 30, S. 169 ff.; Nr. 70, S. 551/556; Nr. 71, S. 558 ff.; Nr. 72, S. 564 ff., 568; Nr. 73, S. 571 f.; Nr. 74, S. 573 ff. Das Lager Sternthal wurde im Oktober 1945 auf Einspruch des Internationalen Roten Kreuzes aufgelöst.

¹³ vgl. Berichte Nr. 68, S. 542»ff.; Nr. 69, S. 547; Nr. 71, S. 562; Nr. 75, S. 585 f.

¹⁴ vgl. B. Mlinaric, Tito, der rote Rebell, Zürich 1948, S. 95; Berichte Nr. 65, S. 522; Nr. 66, S. 527 ff.; Nr. 67, S. 535; Nr. 68, S. 539.

¹⁵ vgl. Berichte Nr. 65, S. 523; Nr. 66, S. 528.

¹⁶ vgl. Berichte Nr. 65, S. 523 f.; Nr. 66, S. 528 ff.; Nr. 68, S. 539 f.

¹⁷ vgl. Bericht Nr. 66, S. 532 f.

aus Österreich an die jugoslawischen Behörden gerichtet wurden, mögen zu dieser Milderung mit beigetragen haben. Das letzte Häuflein Überlebender aus Tenje wurde im Januar 1947 ins Lager Rudolfsgrad in der südlichen Woiwodina eingeliefert¹⁸. Es fällt auf, dass der Rest der Slowenien- und Slawoniendeutschen, der nicht evakuiert worden war, völlig anders behandelt wurde, als die Banater und Batschkaer Donauschwaben. Während diese jahrelang in Lagern festgehalten wurden, waren jene bereits bis Ende des Jahres 1946 aus Jugoslawien vertrieben oder, zum kleineren Teil, in ihre Heimatorte entlassen worden. Die Gründe dieser unterschiedlichen Behandlung sind unbekannt. Da seit der Gründung der «Föderativen Volksrepublik Jugoslawien» (29.11.1945) die Minderheitenpolitik in den Zuständigkeitsbereich der einzelnen Volksrepubliken fiel, mögen sich in der Volksrepublik Kroatien gewisse ausgleichende Kräfte stärker als im Hauptsiedlungsgebiet der Deutschen in der Woiwodina geltend gemacht haben.

Tn den gleichen Zusammenhang wie die Vertreibung der Slowenien- und Slawoniendeutschen gehört die Behandlung der zurückkehrenden Flüchtlinge, diese einzeln, in Familien oder grösseren Gruppen ihre Heimatorte zu erreichen suchten. Aus Deutschland gelangten nur wenige bis an die jugoslawische Grenze, meist indem sie sich den Rücktransporten der jugoslawischen DP's anschlossen. Aus Österreich machten sich Jugoslawiendeutsche in Richtung Slowenien in geschlossenen Transporten, die zum Teil von der amerikanischen Militärregierung zusammengestellt wurden, auf den Weg nach Hause. Sie wurden entweder an der Grenze abgewiesen, nach Ungarn abgelenkt oder über Agram in Durchgangslager wie Pisanica gebracht, von wo sie bald wieder nach Österreich entlassen wurden¹⁹. Rückwanderertrucks aus Niederösterreich, der ÖSR und Ungarn, wo das Kriegsende die Flüchtlinge überrascht hatte, erreichten nach dem Anmarsch durch Südungarn den Norden der Woiwodina. Auch sie wurden entweder an der Grenze abgewiesen oder nach kurzem Aufenthalt im Sammellager Subotica ausser Landes verwiesen, häufig heimlich über die ungarische Grenze getrieben oder in das Lager Sekić geschafft, aus dem sie Ende 1945 nach Gakovo gebracht wurden²⁰. Diejenigen, die vom Zufall begünstigt bis in ihre Heimatortschaften gelangten, wurden nicht mehr in den Lagern interniert, sondern unverzüglich ausgewiesen²¹. Das Verhalten der Partisanen und jugoslawischen Behörden gegenüber den Rückkehrern war ähnlich wie das gegenüber den ersten, aus der UdSSR heimkehrenden Deportierten²²: man wollte sich mit den aus gleich welchen Ländern zurückkehrenden Jugoslawiendeutschen nicht näher einlassen, verwehrte ihnen die Einreise oder schaffte sie doch sobald als möglich wieder über die Grenze und überliess sie ihrem Schicksal. Nachträglich wurde so auch

¹⁸ vgl. Berichte Nr. 65, S. 524, ebda. Anm. 7; Nr. 66, S. 533.

¹⁹ vgl. Berichte Nr. 32, S. 177 ff.; Nr. 34, S. 190 ff.

²⁰ vgl. Berichte Nr. 31, S. 171 ff.; Nr. 33, S. 182.

²¹ vgl. Bericht Nr. 32, S. 179 ff.

²² s. oben S. 96 E.

die Flucht dieser nunmehr Rückkehrwilligen dadurch zur Vertreibung, dass man ihnen die Heimkehr und den Aufenthalt im Lande verweigerte.

b) Enteignung; Entzug der Bürgerrechte; Massnahmen der politischen Bestrafung und Verfolgung.

Während noch die Front bei Esseg–Brčko verlief und der Nordwestteil Jugoslawiens noch nicht unter der Herrschaft der Partisanen stand, fasste der «Antifaschistische Rat der Volksbefreiung Jugoslawiens» (AVNOJ), der als provisorische Volksvertretung fungierte und seinen Verordnungen die bundesstaatliche Konstruktion eines neuen Jugoslawiens im Sinne des Nationalitätenprogramms der Partisanenbewegung zugrunde legte, auf seiner Sitzung vom 21.11.1944 in Belgrad den «Beschluss über den Übergang von Feindvermögen in Staatseigentum»¹. Mit dem Inkrafttreten dieses Beschlusses am gleichen Tage, wurde «sämtliches Vermögen von Personen deutscher Volkszugehörigkeit, ausser demjenigen Deutschen, die in den Reihen der Nationalen Befreiungsarmee und der Partisaneneinheiten Jugoslawiens gekämpft haben oder die Staatsangehörige neutraler Staaten sind, die sich während der Okkupation nicht feindlich verhalten haben» (Art. I, 2) konfisziert, wobei der Eigentumsbegriff des Beschlusses schlechthin allen materiellen Besitz samt allen Rechten und Ansprüchen auf Entgelt einschloss (Art. III). Das Vermögen von Flüchtlingen wurde der «Staatsverwaltung für Volksgut unterstellt» (Art. II). Diese Blankovollmacht zur vollständigen Enteignung aller evakuierten, geflohenen und fast aller daheim gebliebenen Jugoslawiendeutschen gab den Partisanausschüssen bis zur Aufhebung der Militärverwaltung im Februar 1945, anschliessend den staatlichen Behörden, jede Möglichkeit, deutsches Eigentum gleich welcher Art, vornehmlich natürlich den reichen Landbesitz, zu beschlagnahmen und entschädigungslos zum jugoslawischen Staatsbesitz zu erklären. Für die Verwaltung und Aufsicht über den beschlagnahmten Besitz war sodann eine Abteilung des «Kommissariats für Handel und Industrie» zuständig, die diese wiederum der Staatsverwaltung für Volksgut übertrug (Art. IV, 8). In den Fällen, in denen noch keine Konfiskation durch irgendeine einzel- oder bundesstaatliche Instanz ausgesprochen oder kein Verfahren anhängig gemacht worden war, galt es als Aufgabe der Kommissionen für Kriegsverbrechen, den Übergang des vom Gesetz bezeichneten Besitzes in Staatseigentum herbeizuführen und gleichzeitig darüber den Beschluss eines Zivil- oder Militärgerichts zu erwirken. Nach der Formulierung des Gesetzes (Art. IV) war dieser gerichtliche Entscheid als der die Enteignung bestätigende Rechtsakt notwendig. Das jugoslawische Gesetz vom 31.7.1946 über den «Übergang von Feindvermögen in das Eigentum des Staates»² bestätigte noch einmal die Konfiskation alles Besitzes von Deutschen ohne Rücksicht auf deren

¹ Anlage 9 a, S. 180 E ff.

² Anlage 9c, S. 184E ff.; die Ausnahmen wurden auch schon in der Auslegung vom 8.6.1945 (Anlage 9 b, S. 183 Ef.) aufgezählt.

Staatsangehörigkeit (Art. I, 2), d.h. ausgenommen wurden nur fünf genauer spezifizierte Personengruppen, nämlich Volksdeutsche, die

1. aktiv am Partisanenkampf teilgenommen oder in der «Volksbefreiungsbewegung» mitgewirkt hatten;
2. vor dem Kriege assimiliert und während der Besatzungszeit weder dem «Schwäbisch-Deutschen Kulturbund» beigetreten, noch als Angehörige der verschiedenen deutschen Volksgruppen aufgetreten waren;
3. es während der Besatzungszeit abgelehnt hatten, sich trotz der Aufforderung der Besatzungsbehörden als Angehörige der deutschen Volksgruppen zu bekennen;
4. eine Ehe mit einem Angehörigen der südslawischen Völker oder anerkannten Minderheiten geschlossen hatten oder
5. Staatsangehörige neutraler Staaten waren und sich während der Besatzungszeit «gegenüber dem Befreiungskampf der jugoslawischen Völker nicht feindselig» verhalten hatten.

Im Banat und in der Batschka wurde dieser AVNOJ-Beschluss vom 21.11.1944 den Deutschen nicht bekannt gemacht. Die deutsche Bevölkerung bekam seine Konsequenzen zu spüren, ohne von der Anordnung zu wissen und ohne – bis auf wenige Ausnahmen – die Gerichtsbeschlüsse über die Bestätigung der Enteignung zu erhalten³. Im Bereich der Volksrepublik Kroatien dagegen sind solche Bescheide in zahlreichen Fällen zugestellt worden⁴.

Die grosse Agrarreform, die am 23.8.1945 von der Koalitionsregierung der Partisanenführung mit Exilpolitikern, der Tito-Subasic-Regierung, verkündet wurde⁵, wiederholte noch einmal die kollektive Diskriminierungsklausel gegen die deutsche Bevölkerung⁶, indem laut Art. 10 a das gesamte anbaufähige Land von «Personen deutscher Nationalität», die gemäss dem Beschluss vom 21.11.1944 bereits enteignet worden waren, dem Bodenfonds für die Agrarreform zugewiesen wurde; dieser ehemals deutsche Besitz sollte (Art. 18) bevorzugt jugoslawischen Partisanen und Soldaten übertragen werden. Hier wird deutlich, dass die Liquidierung der deutschen Frage zugleich eine Vorstufe der kommunistischen Landwirtschaftspolitik darstellte.

Die Jugoslawiendeutschen wurden jedoch nicht nur enteignet. Durch den AVNOJ-Beschluss vom 21.11.1944 wurden sie auch pauschal zu «Volksfeinden» erklärt, und zwar im «aussergerichtlichen Verfahren», das «hauptsächlich wegen der Konfiskation

³ vgl. Berichte Nr. 51-60, S. 345 ff., Anlage 16b, S. 254Ef. u. Anlage 16c, S. 255 E ff.

⁴ vgl. Anlage 16a, S. 253Ef. u. Anlage 16d, S. 257Ef.

⁵ Auf Grund eines Beschlusses des am 10.8.1945 in die «Provisorische Volksversammlung des Demokratischen Föderativen Jugoslawiens» umgewandelten «Antifaschistischen Rates»; die Koalitionsregierung war am 8.3.1945 gebildet worden.

⁶ Anlage 13, S. 226E.

des Vermögens der Volksfeinde eingeführt wurde»⁷. Damit war die Entziehung der bürgerlichen Rechte (*gradjanska prava*) verbunden, die im extremsten Sinn ausser der Enteignung auch den Verlust der persönlichen Freiheit, das heisst die Internierung zur Folge hatte und oft auch von Volksdeutschen und unteren Partisanenführern als Entziehung der Staatsangehörigkeit missverstanden wurde⁸. Eine Kollektivausbürgerung wie in anderen Vertreibungsländern ist jedoch in Jugoslawien nicht erfolgt⁹, verlor doch auch das Problem der Volksdeutschen nach der Flucht und Evakuierung der Mehrheit, der Enteignung und Internierung der im Lande Verbliebenen für das neue Regime sehr schnell seine Schärfe.

Im neuen Staatsangehörigkeitsgesetz vom 23.8.1945¹⁰ wurden die Volksdeutschen nicht vom Besitz der jugoslawischen Staatsangehörigkeit ausgeschlossen. Es enthielt eine «Kann»-Vorschrift, die es ermöglichte, Personen deutscher Volkszugehörigkeit durch Entscheid des Innenministeriums die Staatsangehörigkeit zu entziehen. Laut Artikel 16 bis 18 konnte nämlich die jugoslawische Staatsangehörigkeit «jedem» Angehörigen derjenigen «Völker» aberkannt werden, deren Staaten gegen Jugoslawien Krieg geführt hatten, sobald er vor dem Kriege oder während des Krieges «durch illoyales Verhalten gegen die nationalen und staatlichen Interessen der Völker der FVRJ gegen

⁷ Leon Gerskovic, *Historija narodne vlosti* (Geschichte der Volksmacht), Belgrad 1957, S. 133 ff.; pauschal wurden die AVNOJ-Beschlüsse am 1.12.1945 zu Gesetzen erklärt, E. Zellweger, *Staatsaufbau und Gesetzgebung der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien, 1945–1948*. In: *Osteuropa-Handbuch, Jugoslawien*, S. 122 ff., vgl. das Zitat von B. Kidric, S. 129, u. ebda, S. 133, sowie die *Belgrader Politika* v. 24. 11. 1944.

⁸ vgl. Berichte Nr. 80, S. 616; Nr. 82, S. 621 f.; Nr. 83, S. 628. Im Gründungsstatut des Autonomen Gebietes Woiwodina, das durch Gesetzeserlass des Präsidiums der serbischen Volksvertretung vom 9.9.1945 geschaffen wurde (*Sluzbeni Glasnik Srbije* v. 9.9.1945), garantierte der Art. 4 «allen Nationalitäten ... die volle Gleichberechtigung als Staatsbürgers Serbiens». Ausdrücklich wurde nur eine Ausnahme erwähnt: die deutsche Nationalität, «der auf Grund der Entscheidung des AVNOJ vom 21.11.1944 die staatsbürgerlichen Rechte (*drzavljanska prava*) weggenommen worden sind». Dieser Begriff der «staatsbürgerlichen Rechte» kann jedoch nicht mit dem Staatsangehörigkeitsrecht gleichgesetzt werden, sondern wird vielmehr in der jugoslawischen Gesetzgebung öfters an Stelle von bürgerlichen Rechten – beides im Sinne allgemeiner individueller Grundrechte – gebraucht, vgl. auch *Osteuropa-Handbuch, Jugoslawien*, S. 133. – Von einem AVNOJ-Beschluss Nr. 1 vom 22.11.1944, von dem bisher öfters in der Literatur die Rede war und der den Entzug der Staatsbürgerschaft für alle Jugoslawiendeutschen verfügt haben soll, wird man nach alledem nicht mehr ausgehen können.

⁹ Auch in der authentischen Interpretation des AVNOJ-Präsidiums vom 8. 6. 1945 (Anlage 9b, S. 183 E f.) zum AVNOJ-Beschluss vom 2.11.1945, in der es sich bemühte, den uneingeschränkten Rigorismus bei der Vermögensbeschlagnahmung und dem Entzug der bürgerlichen Rechte der Deutschen etwas abzumildern, indem den Behörden die Ausnahmen (Mischehen, assimilierte Deutsche, Helfer der Partisanen) ausdrücklich eingeschränkt wurden, war von denjenigen «jugoslawischen Staatsbürgern deutscher Volkszugehörigkeit» die Rede, auf die das Gesetz zutrafte; vgl. H. J. Seeler, *Das Staatsangehörigkeitsrecht der Volksdeutschen*, Frankfurt 1960, S. 76 ff.; ders., *Die Staatsangehörigkeit der Jugoslawiendeutschen*. In: *Zeitschrift für das Staatsamtswesen*, 1956, S. 146 ff.; Hubmann, *Jugoslawische Staatsangehörigkeitsrechte*. In: *Neue Juristische Wochenschrift*, 1952, S. 173 ff.

¹⁰ Anlage 12, S. 208 E ff.; veröffentlicht am 28.8.1945; es wurde bestätigt und verändert durch Gesetz vom 1.7.1946, vgl. die Auslegung vom 5.11.1946, Anlage 12, Anm. 14, S. 220 E.

seine Pflichten als Staatsangehöriger verstossen» hatte. Der Entzug der Staatsangehörigkeit erstreckte sich auch auf Ehegatten und Kinder, es sei denn, dass sie keine Verbindung mit dem Beschuldigten besaßen oder Angehörige eines der jugoslawischen Völker waren. Eine Ergänzung zu Art. 35 des Staatsangehörigkeitsgesetzes, datiert vom 1.12.1948¹¹, bestimmte, dass alle «Personen deutscher Nationalität» automatisch nicht als Staatsangehörige der FVR Jugoslawien angesehen wurden, wenn sie sich zu diesem Zeitpunkt im Ausland befanden und vor dem Kriege oder während des Krieges «ihre Pflichten als Staatsangehörige» durch illegale Handlungen gegen die Volks- und Staatsinteressen der Völker der FVR Jugoslawien verletzt hatten¹². Damit wurde auf diesen Personenkreis die «Kann»-Bestimmung des Gesetzes vom 23.8.1945, nach der in jedem einzelnen Falle das Innenministerium zu entscheiden hatte, pauschal als «Muss»-Bestimmung angewandt.

Wenn zahlreiche Volksdeutsche nach der Entlassung aus den Internierungslagern der Woiwodina, vor allem seit dem Herbst 1948, zu einer bestimmten Registrierung bei den Ortsbehörden aufgefordert wurden, so handelte es sich dabei nicht, wie oft angenommen wurde, um die Wiedererlangung der Staatsbürgerschaft¹³, sondern um ein Registrierungsverfahren. Das Staatsangehörigkeitsgesetz verlangte die Feststellung der Länderstaatsangehörigkeit am Stichtag des 28.8.1945. Sie musste in die von jeder Gemeinde zu führende Kartei der Staatsangehörigkeit der Volksrepublik eingetragen werden¹⁴ und galt dann zugleich als Beweis für die Bundesstaatsangehörigkeit. Für Volksdeutsche war die Eintragung in das Staatsangehörigkeitsregister solange ausgeschlossen, wie ihnen die bürgerlichen Rechte entzogen und sie ohne ständigen Wohnsitz waren. Erst die Entlassung aus den Internierungslagern, aus der Kriegsgefangenschaft oder Haft mit der Erklärung zu «freien Bürgern der FVR Jugoslawien» ermöglichte und erforderte die Anmeldung zur Registrierung in der Staatsangehörigkeitskartei¹⁵. Dieser Registrierung, die vermutlich in der Regel mit der Anmeldung bei der Behörde des zugewiesenen Aufenthaltsorts verbunden war, konnten sich die Volksdeutschen nur ganz selten entziehen¹⁶, so dass sie in der überwiegenden Mehrzahl als jugoslawische Staatsangehörige eingetragen wurden.

¹¹ Anlage 12, S. 213 E; übrigens enthielt auch das Gesetz v. 5.7.1945 «über die Strafarten» (Sluzbeni List v. 10.7.1945, veränderte Fassung v. 14.8.1946, Sluzbeni List v. 16. 8. 1946) in Art. 6 die Möglichkeit, den Verlust der Staatsangehörigkeit zu verhängen.

¹² Das Staatsangehörigkeitsgesetz vom 23.8.1945 sah alle Personen als Staatsangehörige an, die am 28.8.1945 Staatsangehörige nach den damals geltenden Bestimmungen waren.

¹³ vgl. Berichte Nr. 80, S. 616; Nr. 82, S. 621 f.; Nr. 84, S. 628.

¹⁴ Gemäss der Durchführungsverordnung vom 25.11.1946, die durch die Verordnung vom 18.4.1951 ergänzt und verändert wurde. Nach Art. 12 und 13 der Verordnung von 1946 mussten alle volljährigen ständigen Einwohner einer Gemeinde sich zur Registrierung als Staatsangehörige beim Volksausschuss ihrer Gemeinde anmelden, wo diese gewöhnlich durch Eintragung in das Register bestätigt wurde.

¹⁵ Über die erst 1948 Entlassenen entschied das Belgrader Innenministerium.

¹⁶ Da die Eintragung als Staatsangehöriger einer Volksrepublik gleichzeitig auch als die Erlangung der jugoslawischen Staatsangehörigkeit galt (Art. 1 der Verordnung) führte für die Volksdeut-

Im Hinblick auf die ersten Nachkriegswahlen, die am 11.11.1945 abgehalten wurden und denen am 29.11.1945 die Ausrufung der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien, am 22.12.1945 die Anerkennung der jugoslawischen Regierung durch Grossbritannien und die USA folgte¹⁷, wurde am 10.8.1945 ein Gesetz «über die Wählerlisten» erlassen¹⁸. Auch in ihm war eine Reihe diskriminierender Klauseln enthalten, die den Volksdeutschen das Wahlrecht verweigerten. Ausgeschlossen von der Ausübung des Wahlrechts wurden nach Artikel 4 alle Angehörigen des deutschen Militärs, die Mitglieder des «Schwäbisch-Deutschen Kulturbundes» und «anderer Organisationen der Okkupanten» samt den jeweiligen Familienangehörigen, sowie alle Personen, die im «politisch-polizeilichen Dienst» der Okkupationsmächte gestanden oder diese militärisch und wirtschaftlich unterstützt hatten. Die Rubrizierung gestattete es, bei entsprechend weitherziger Auslegung das gesamte Jugoslawiendeutschtum, wiederum allerdings mit Ausnahme derjenigen, die den «Volksbefreiungskampf» unterstützt hatten, von der Wahlbeteiligung auszuschliessen, denn auch dem letzten, politisch gleichgültigen volksdeutschen Bauern in der Woiwodina liess sich mühelos zumindest die «wirtschaftliche Unterstützung» der deutschen Besatzungsmacht nachweisen. Ausserdem besaßen jedoch alle diejenigen Personen keine Wahlrechte, die «zum Verlust der politischen Rechte» verurteilt worden waren, sodass der Rekurs auf den AVNOJ-Beschluss vom 21. November 1944 eine zusätzliche Möglichkeit geboten hätte, Deutsche von den Wahlen fernzuhalten. All dies sind freilich theoretische Betrachtungen, denn angesichts der allgemeinen Internierung der Deutschen existierte in einem praktischen Sinne ohnehin keine Aussicht, dass Deutsche auf ihrem Wahlrecht hätten bestehen können¹⁹.

Wenn man sich weiterhin vor Augen hält, dass sich die Jugoslawiendeutschen seit dem Frühjahr 1945 geschlossen in Lagern befanden, wo es für sie um das bare Überleben ging, dann erscheint auch das Gesetz vom 25.8.1945 über «Straftaten gegen Volk

schen das Unterlassen oder Verweigern der Eintragung zu faktischer Staatenlosigkeit. Die Weigerung einiger Volksdeutscher, sich als Staatsangehörige einer Volksrepublik eintragen zu lassen, hatte für sie später auch positive Folgen, da sie ihre Ausreise aus Jugoslawien als Staatenlose, schon 1950/51 meist über Triest, ohne die langwierige und kostspielige Prozedur der Entlassung aus der Staatsangehörigkeit antreten konnten.

¹⁷ M. Ethridge u. C.E. Black, Verhandlungen über den Balkan 1945/47. In: R. Dennet u. J. E. Johnson (Hrsgg.), Mit den Russen am Verhandlungstisch, Nürnberg 1953, S. 220.

¹⁸ Anlage 11, S. 198 E ff., geändert am 5.7.1946 (Sluzbeni List 1946, Nr. 58, Pos. 405).

¹⁹ Eine Ausnahmebestimmung (Art. IV, 2) wurde allerdings für diejenigen Personen eingefügt, «die sich nach der Befreiung des Landes aktiv für die Festigung der Errungenschaften des Volksbefreiungskampfes und der verfassungsmässigen demokratischen Ordnung eingesetzt haben oder die aktiv bei der Erneuerung und beim Ausbau des Landes mitgeholfen haben». Dieser Abschnitt wurde am 18.11.1948 (Sluzbeni List 1948, Nr. 100, Pos. 847) dahin erläutert, dass auch die Mitarbeit am Wiederaufbau des Landes nach Inkrafttreten des Gesetzes über die Wählerlisten zu berücksichtigen sei, so dass die bisher vom Wahlrecht ausgeschlossenen Volksdeutschen, denen inzwischen die bürgerlichen Rechte wieder zuerkannt worden waren, auch in die Wählerlisten aufgenommen werden konnten, Anlage 11, S. 200 E, Anm. 5; vgl. Bericht Nr. 84, S. 628.

und Staat»²⁰, allenfalls als formalistische Abrundung der antideutschen Gesetzgebung. Ohne Rücksicht auf den Grundsatz «nullum crimen sine lege» konnten gemäss diesem Gesetz rückwirkend alle möglichen Handlungen von Volksdeutschen als den Interessen des jugoslawischen Staates oder seiner Volker zuwider klassifiziert werden. Ganz gleich, ob sie vor oder nach der Kapitulation vom April 1941 verübt worden waren, der Katalog der aufgezählten Vergehen erschien reichhaltig genug, um die Verhandlungen vor einem Volksgericht²¹ auf der Ebene der Bezirks- oder des obersten Republikgerichts zu rechtfertigen. Dadurch wurden neue Möglichkeiten zur politischen Bestrafung geschaffen, die auch dazu gedient haben, in zahlreichen Prozessen²² gegen Deutsche hohe Strafen zu verhängen. Für den tiefsten Eingriff in die Rechte der Volksdeutschen: für ihre Internierung und Unterwerfung unter Zwangsarbeit hat es überhaupt keine gesetzlichen Grundlagen gegeben, als «Volksfeinde» sahen sie sich vielmehr «im aussergerichtlichen Verfahren» jahrelang dieser Willkürbehandlung ausgesetzt.

c) Internierung und Zwangsarbeit.

Die allgemeine Internierung aller in ihren Heimatorten gebliebenen Jugoslawien-deutschen, soweit sie nicht schon in die Arbeitslager oder in die Gefängnisse der OZNA, des jugoslawischen NKWD, eingeliefert worden waren, setzte in der nordwestlichen Batschka ein, nachdem bereits im Dezember 1944 die Deutschen in einem Streifen der südlichen Batschka interniert worden waren¹. Seit Anfang März 1945 wurde in der nordwestlichen Batschka die deutsche Bevölkerung in den bereits bestehenden Lagern oder in neugeschaffenen Ortslagern konzentriert. Die gleichen Massnahmen wurden anschliessend allgemein in der Batschka und auch im Banat, im Süden um den 26.-27. März 1945, sonst durchweg bis zum 18.-19. April 1945 eingeleitet². Um die deutsche Bevölkerung in Ortslagern zusammenzufassen, wurde zumeist ein bestimmtes Viertel oder auch nur eine Häuserzeile (Gasse) von allen Bewohnern geräumt und unter scharfe Bewachung durch Partisanen gestellt. Hier wurden die Internierten zusammengezogen. Die Deutschen waren in den Ortslagern freilich nicht ganz hermetisch abgeschlossen, sondern konnten gewöhnlich noch Kontakte mit der übrigen Ortschaft aufrechterhalten.

²⁰ Anlage 14, S. 234 E ff.

²¹ Anlage 15, S. 241E ff.

²² vgl. Anlagen 17a, 17b, S. 259Eff.

¹ vgl. Berichte Nr. 55, S. 387; Nr. 56, S. 395.

² vgl. Vogenberger, Pantschowa, S. 154; Awender, Stephansfeld, S. 212 ff.; Volk, Karlsdorf, S. 53 ff.; Sohl, Heideschütz, S. 60; Reitter, Sellesch, S. 95; Albrecht, Tschervenka, S. 104 f.; Lorenz, Kischker, S. 155; Klingler, Futok, S. 252; Elicker-Brunner, Buekes, S. 137; Berichte Nr. 51, S. 351 ff.; Nr. 52, S. 368 ff.; Nr. 54, S. 377 ff.; Nr. 59, S. 414 ff.

Neben den Ortslagern wurden Zentralarbeitslager in den Bezirksorten eingerichtet; sie ergänzten sich aus den Arbeitsfähigen der Ortslager.

Als Motiv dieser Aktion wird man wohl den Beginn der abschliessenden Offensive der Partisanenarmeen am 11.4.1945 ansehen können. Im Zusammenhang mit dieser entscheidenden militärischen Operation im Nordwesten Jugoslawiens hielt man es vielleicht für geraten, auch dem letzten Deutschen die ohnehin eingeschränkte Bewegungsfreiheit zu nehmen. Jetzt konnten den Deutschen gegenüber alle Hemmungen fallen, nachdem von den deutschen Truppen kein ernsthafter Widerstand mehr zu erwarten war. Später hatte sich das System der Lager für die Partisanenverwaltung soweit eingespielt, dass man es auch nach der Aufhebung der Militärverwaltung im Februar 1945 beibehielt, ja, sogar auf alle Deutsche ausdehnte. Damit blieb die beliebig einsetzbare Arbeitsreserve der arbeitsfähigen Deutschen auch den neuen Behörden für ihre vielfältigen Zwecke erhalten. Schliesslich lässt sich die allgemeine Internierung der Deutschen, die zur Räumung ganzer Ortschaften oder Ortsviertel in gemischtsprachigen Wohnorten führte, mit der Beschaffung von Unterkunftsmöglichkeiten für die seit dem Sommer 1945, nach der Verkündigung der Agrarreform, eintreffenden Neusiedler aus den wirtschaftlich rückständigen Gegenden Jugoslawiens in Verbindung bringen. Hatten sich bisher bei der Behandlung der Deutschen und der Verwaltung der Lager die örtlichen Umstände und persönliche – positive wie negative – Charakterzüge der Partisanenführer geltend gemacht, so beruhte jedenfalls die allgemeine Internierung, die bis Ende Mai 1945 abgeschlossen war, auf einem Plan, der die gesamte deutsche Bevölkerung einbezog und sie ausnahmslos der unmittelbaren administrativen Kontrolle in einer verhältnismässig geringen und schnell überschaubaren Zahl von Lagern unterstellte.

Der systematische Charakter der Aktion drückte sich auch in der Einteilung der Lager in drei Gruppen: Zentralarbeitslager, Ortslager und Konzentrationslager für Arbeitsunfähige aus. Der Unterschied zwischen den Zentralarbeitslagern, in denen vornehmlich arbeitsfähige Männer zu Gruppen zusammengefasst und den Arbeiter anfordernden Stellen zur Verfügung gestellt wurden, den Ortslagern, in denen die gesamte deutsche Bevölkerung einer Ortschaft abgesondert wurde, und den Konzentrationslagern für Arbeitsunfähige trat seit dem Herbst 1945 immer schärfer zutage. Wegen der hohen Sterblichkeitsrate der Zwangsarbeit leistenden arbeitsfähigen Männer und Frauen, der unablässigen Misshandlungen und mangelhaften Ernährung aller internierten Deutschen schwoll vor allem die Zahl der Arbeitsunfähigen, der Kranken und Verletzten, neben den Alten, Frauen und der Kinder bis etwa zum 12. Lebensjahr stark an. Parallel dazu stieg die Zahl der Todesfälle unter denen, die von Alter, Krankheit und Entbehrung schon besonders geschwächt waren, in allen Lagern steil an⁸. In den grossen Lagern für Arbeitsunfähige, Gakovo, Kruševlje und Jarek für die Batschka, Rudolfsgrad und Molidorf für das Banat, starben Tausende, deren Plätze sogleich wieder Neu-

⁸ vgl. Berichte Nr. 51, S. 351 ff.; Nr. 52, S. 369 ff.; Nr. 54, S. 378 ff.; Nr. 55, S. 386 ff., 393; Nr. 57, S. 404; Nr. 60, S. 442 ff.; Nr. 62, S. 496 ff.; Nr. 64, S. 517.

ankömmlinge einnahmen. In Rudolfsnad mit durchschnittlich 20'000 Insassen starben von den ca. 33'000 Volksdeutschen, die zwischen dem Oktober 1945 und dem März 1948 in das Lager aufgenommen wurden, fast 10'000, d.h. ein Drittel⁴; der monatliche Höchststand an Todesfällen kletterte im Gefolge einer Fleckfieberepidemie im Februar 1946 auf ca. 1'300⁵. In Jarek wurden mehr als 6'000 Tote registriert⁶; ähnlich wurde in Gakovo und Kruševlje die Zahl der Internierten durch Todesfälle, die durch Hungerödeme, Typhusepidemien, Misshandlungen verursacht waren, reduziert⁷.

Ärztliche Hilfe konnte in allen Lagern nur unzureichend geboten werden. Die gelegentliche Unterstützung durch jugoslawische Ärzte vermochte den Leiden ebensowenig auf die Dauer entscheidend Abbruch zu tun wie die Inspektionsbesuche von Regierungskommissionen, die dann und wann einmal ein Lager besichtigten⁸. Auf sanitäre Einrichtungen, Möglichkeiten des Kochens, der Kinder- und Krankenpflege wurde kein Wert gelegt, so dass oft Hunderte von Bauernfamilien in wenigen Höfen und Scheunen oder z.B. Hunderte von Männern in der Molkerei von Gross-Kikinda, die als Arbeitslager diente, hausen mussten.

Die Verpflegung in den Lagern war äusserst mangelhaft. Gewöhnlich gab es Kesselkost, jedoch in sehr geringen Mengen und oft ohne Salz und Fett zubereitet. Die Mahlzeiten bestanden in monotoner Gleichmässigkeit aus Maisschrot- oder Röstmehlsuppen, Polentabrei, auch aus Maisbrot mit Tee. In Rudolfsnad wurden z.B. im Dezember 1945 pro Person 2½ kg Maismehl, 1 Krautkopf und 4 dkg Salz ausgegeben, im Januar 1946 nur 223 dkg Maisbrot und 7 dkg Salz. Im Winter 1945/46 kam es jedoch im gleichen Lager vor, dass fünf Tage lang überhaupt keine Lebensmittel ausgegeben wurden und die Insassen dem Hunger überlassen blieben⁹. Ähnliche Verhältnisse herrschten auch in allen anderen Konzentrationslagern für Volksdeutsche: in Gakovo, Kruševlje, Molin, Mitrovica, Valpovo, Krndija und Jarek. Die Sterbeziffern wären daher ohne Zweifel noch höher angestiegen, wenn nicht in den Ortslagern ein Teil der aufgespeicherten Ernte – meist trotz strenger Verbote – irgendwie verwertet, bzw. Lebensmittel in die Lager geschmuggelt oder ausserhalb erbettelt worden wären.

Inzwischen trafen seit dem Sommer 1945, in stärkerem Masse seit Ende September 1945 Neusiedler in den ehemals volksdeutschen Siedlungen ein¹⁰, vornehmlich Montenegriner, Likaner und Bosnier, die aus den überfüllten und verarmten Bergbauern-

⁴ vgl. Bericht Nr. 62, S. 499, 505 ff., 509 f.

⁵ vgl. Bericht Nr. 62, S. 500 ff.

⁶ vgl. Bericht Nr. 56, S. 397.

⁷ vgl. Berichte Nr. 55, S. 390f.; Nr. 59, S. 18, 424, 428, 441 Anm. 25; Nr. 60, S. 444f.

⁸ vgl. Berichte Nr. 58, S. 408, 432; Nr. 60, S. 472; Nr. 62, S. 504 f.

⁹ vgl. Berichte Nr. 53, S. 374; Nr. 57, S. 405; Nr. 58, S. 406 Anm. 3; Nr. 59, S. 428, ebda. Anm. 11; Nr. 62, S. 499.

¹⁰ N. Halasz, *In the shadow of Russia*, New York 1959, S. 139 f.; C. E. Black, *Challenge in Eastern Europe*, New Brunswick 1954, S. 101 f.; R. L. Wolff, S. 47, 324 f.; H. Seton-Watson, *Yugoslavia*. In: A. u. V. Toynbee (Hrsgg.), *The realignment of Europe*, London 1955, S. 357; Awender, *Stephansfeld*, S. 220; Volk, *Karlsdorf*, S. 66; Reitter, *Sellesch*, S. 97; Albrecht, *Tscherwenka*, S. 101; Senz, *Apatin*, S. 98; Jollitsch, *Filipowa*, S. 185ff.; Lorenz, *Kischker*, S. 155; Gauss, *Palanka*, S. 194.

bezirken der westlichen und südwestlichen Landeshälfte stammten, auch einen besonders hohen Anteil an den Partisaneneinheiten gestellt hatten und nun mit Landzuweisungen aus dem Bodenfonds der Agrarreform belohnt wurden. Bis zum Frühjahr 1946 waren alle ehemals von Deutschen bewohnten Ortschaften oder Gehöfte in Streusiedlungen von den neuen Besitzern übernommen. Manchmal wurden die in Ortslagern internierten früheren deutschen Besitzer der Höfe den Neusiedlern eine Zeitlang zur Seite gestellt, um sie mit den landwirtschaftlichen Verhältnissen Syrmiens und der Woiwodina, die diesen zumeist völlig fremd waren, vertraut zu machen¹¹. Durch die verschiedenen Gesetze über die Agrarreform und den Übergang feindlichen Vermögens in Staatseigentum wurde der Besitzwechsel bis zum Herbst 1946 legalisiert. Ein nicht näher bestimmbarer Anteil des früheren deutschen Grundbesitzes wurde den Staatsgütern zugewiesen.

Wenn man die Lager für Arbeitsunfähige einmal ausser Betracht lässt, in denen die Insassen oft nur noch von Tag zu Tag dahinvegetierten, so sind alle Internierten dauernd zu Zwangsarbeiten verwendet worden. Die Verwaltung der Lager oblag seit dem Frühjahr 1945 den Abteilungen für Lager bei den Bezirksverwaltungen, die wiederum den Sektionen für Lager in den Innenministerien der Volksrepubliken unterstellt waren. Anstelle der aus Partisanen bestehenden Wachmannschaften traten Milizposten oder Einheiten der Volksarmee unter der Aufsicht von Lagerdirektoren. Schliesslich übernahmen die staatlichen Güterverwaltungen die Ortslager, und allmählich lockerte sich das Lagerleben etwas auf.

Gewöhnlich in Gruppen unter Bewachung bewaffneter Partisanen, später eines Aufsehers, wurden die arbeitsfähigen Männer und Frauen zuerst zu Aufräumungs- und Strassenarbeiten eingesetzt, dann an Fabriken, Staatsgüter und Bauern gegen einen gestaffelten Entgelt an die Lagerleitung von täglich bis zu 100 Dinar pro Person «ausgeliehen»¹². Für die überwiegende Zahl der Deutschen bedeutete das in den vorherrschend agrarischen Gebieten des Banats, Syrmiens und der Batschka landwirtschaftliche Arbeit, mit der sie vertraut waren. Auch hier bewährte sich in zahlreichen Fällen die Hilfsbereitschaft der andersnationalen Bevölkerung, die die aus den Lagern gemieteten «Schwaben» freundlich und verständnisvoll behandelte und ihnen reichlich zu essen anbot. Auf diese Weise konnten viele Deutsche nach den Monaten der Entbehrung wieder etwas zu Kräften kommen, anderen Lagerinsassen mit Lebensmitteln helfen und bisweilen auch Vorräte und etwas Geld für die Flucht über die Grenze nach Ungarn sparen¹³. Es ist schwer vorstellbar, wie die Internierten ohne diese Arbeit auf dem Lande mit ihrer allmählichen und mittelbaren Verbesserung der Lebensbedingungen, so bitter die Anstrengungen und der Knechtsdienst auf früher eigenem Besitz auch empfunden werden mochten, und ohne den seit dem Frühjahr 1946 genehmigten Empfang von Pa-

¹¹ vgl. Berichte Nr. 84, S. 627; Nr. 78, S. 604, vgl. Anm. 19.

¹² vgl. Albrecht, Tschervenka, S. 106; Berichte Nr. 39, S. 240 f.; Nr. 55, S. 389 f.; Nr. 56, S. 396, 400; Nr. 58, S. 411; Nr. 59, S. 434 f.; Nr. 65, S. 536; Nr. 66, S. 531 f.

¹³ vgl. Bericht Nr. 59, S. 418, und die Anm. 12 zitierten Berichte.

keten¹⁴ die Härten des jahrelangen Lageraufenthalts hätten überstehen können. Die demütigende Verpachtung der Arbeitskraft, die scharfen Kontrollen beim Verlassen und Betreten des Lagers, die unerbittliche Bestrafung, wenn das Einschmuggeln von Lebensmitteln entdeckt wurde, all das hat freilich den lastenden Druck des Lagerdaseins nicht schwinden lassen.

Eine der traurigsten Erscheinungen in der Geschichte der Lager ist die Behandlung der Kinder. Sobald sie das 13. oder 14. Lebensjahr erreicht hatten, wurden sie zur Arbeit eingesetzt. Seit der allgemeinen Internierung wurden auch alle Kinder in die Ortslager getrieben. Oft waren die Väter zum Militär eingezogen oder erschossen, die Mütter nach Russland deportiert, so dass die Kinder ganz auf sich gestellt waren oder allenfalls von Verwandten betreut wurden. In den Ortslagern wurden die Kinder jedoch bald rigoros von ihren Angehörigen getrennt und in die grossen Konzentrationslager für Arbeitsunfähige überführt, wo sie als sogenannte elternlose Kinder galten (d.h. als Kinder, deren Eltern nicht im gleichen Lager waren, sofern sie überhaupt noch lebten) und ihr Aufenthalt auf eigens abgetrennte Kinderbezirke innerhalb des Lagers eingeschränkt wurde. Krankheit, Hunger und Verwahrlosung forderten einen hohen Todeszoll, zumal da auch mitinternierte Verwandte oder hilfsbereite Lagerinsassen die Kinder abgeben mussten und jeder Kontakt mit ihnen untersagt wurde. Wenn man sich vor Augen hält, dass am 30.4.1946 die Belegschaft des Konzentrationslagers Rudolfsgnad zu 46 Prozent aus Jungen und Mädchen unter 14 Jahren bestand¹⁵, lässt sich das Elend dieser hilflosen Kinder erst deutlicher ermessen.

Seit dem Frühsommer 1946, – in Rudolfsgnad z.B. nach der Fleckfieberepidemie im Juli, in Gakovo Ende Juni –, wurden in den Konzentrationslagern, z.T. ganz überraschend, Kindertransporte zusammengestellt¹⁶ und der Obhut von staatlichen Kinderheimen übergeben, die verstreut über das gesamte Staatsgebiet in Mazedonien, Montenegro, Slowenien oder Kroatien lagen¹⁷. Dort wurden die Kinder manchmal noch eine Zeitlang deutschem Pflegerpersonal überlassen, überall vorzüglich gepflegt und ärztlich betreut, dann aber in Unterricht und Erziehung wie die nichtdeutschen Kinder behandelt¹⁸; jede Verbindung mit Eltern oder Verwandten wurde unterbunden. Dieser Versuch einer bewussten «Umvolkung» der volksdeutschen Kinder kam erst zu einem Ende, als Vereinbarungen zwischen dem Roten Kreuz der FVR Jugoslawien und der

¹⁴ vgl. Berichte Nr. 56, S. 400; Nr. 59, S. 433.

¹⁵ vgl. Bericht Nr. 62, S. 505, ebda. Anm. 15, S. 507.

¹⁶ vgl. Berichte Nr. 58, S. 408f., Anm. 7; Nr. 59, S. 429ff.; Nr. 60, S. 456ff., 457, Anm. 7, 460, 468 f.; Nr. 63, S. 512 ff.; Nr. 64, 517.

¹⁷ Bereits im Dezember 1944 waren solche staatlichen Kinderheime eingerichtet worden (Verordnung des Kommissars für Sozialpolitik v. 8. 12. 1944, Uradni List v. 9.2.1945), wobei «geschlossene Kindersiedlungen» in den von der donauschwäbischen Bevölkerung verlassenen Teilen ehemals deutscher Siedlungen im Banat eingerichtet werden sollten. Die deutschen Kinder wurden auf bereits bestehende Institutionen verteilt.

¹⁸ vgl. Berichte Nr. 63, S. 513 ff.; Nr. 64, S. 517 ff.

Bundesrepublik Deutschland auch den deutschen Kindern der staatlichen Heime im Rahmen der Familienzusammenführung die Reise nach Deutschland ermöglichen¹³.

d) Flucht und Abschub von internierten Volksdeutschen nach Ungarn und Österreich.

Da die Internierungslager der Jugoslawiendeutschen keineswegs eigens zu diesem Zweck errichtete und umzäunte Gebäudekomplexe waren, boten sich aller scharfen und auch oft rücksichtslos durchgreifenden Bewachung zum Trotz immer wieder Gelegenheiten zur Flucht. Diese wurden anfangs nur von beherzten Einzelnen ausgenutzt. Seit der ersten, wenn auch sehr begrenzten Auflockerung der Verhältnisse in manchen Lagern der Batschka und des Banats im Frühjahr 1946 kam es auch häufiger vor, dass ganzen Gruppen die Flucht über die ungarische oder rumänische Grenze gelang¹. Wenn es glückte, in eines dieser Länder zu entkommen, konnte sich auf die zahlreichen verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Verbindungen verlassen, die das jugoslawische Deutschtum trotz der Grenzziehung von 1918 immer noch mit der deutschen Bevölkerung des rumänischen Banats und der ungarischen Batschka und Schwäbischen Türkei besass, jedoch war auch das Mitleid und die Hilfsbereitschaft der andersnationalen Bevölkerung in ungezählten Fällen so stark, dass den Flüchtlingen, gleich wo sie um Unterstützung baten, fast ausnahmslos weitergeholfen wurde.

Zu Beginn des Jahres 1947 besserten sich die Verhältnisse in den Internierungslagern erneut etwas². Regelmässiger Post- und Paketempfang wurde gestattet, amerikanische Lebensmittelspenden konnten verteilt werden, DDT-Pulver wurde bereits seit dem Frühjahr 1946 mit spürbarem Erfolg gegen das Ungeziefer der verwahrlosten Lageräume verwendet. Die Ablösung der aus Partisanen bestehenden Wachmannschaften durch Miliz oder reguläres Militär trug auch zur Einschränkung der grössten Willkür bei, zumal da die physische Misshandlung der Internierten zu dieser Zeit offiziell verboten wurde, eine Anordnung, die mancherorts auch den Lagerinsassen mitgeteilt wurde³. Dennoch blieb der Entscheidungsfreiheit und dem persönlichen Wohl- oder Übelwollen der Lagerleiter und Wachmannschaften noch immer ein weiter Spielraum; die systematische Quälerei von Deutschen war auch zu dieser Zeit keineswegs ausgeschlossen⁴. Seit der Besetzung des Landes durch Russen und Partisanen im Oktober 1944 liess sich jedoch eine deutliche Besserung feststellen, zu der auch die Familienzusammenführung innerhalb des Systems der Internierungslager erheblich beitrug. Allmählich wirkten sich auch die Anstrengungen des amerikanischen Hilfskomitees von P. Wagner, des Hilfs-

¹³ s. u. S. 116 E ff.

¹ vgl. Berichte Nr. 67, S. 538; Nr. 51, S.363L; Nr. 52, S. 373.

² vgl. Berichte Nr. 57, S. 405; Nr. 60, S. 469.

³ vgl. Berichte Nr. 58, S. 407, Anm. 5; Nr. 59, S. 431 ff.

⁴ vgl. Berichte Nr. 55, S. 390; Nr. 57, S. 405.

werks der Evangelischen Kirche in Stuttgart und der päpstlichen Aktion zugunsten der Donauschwaben aus.

Zwei Jahre nach dem Kriege begannen die Wiederherstellungs- und Aufräumungsarbeiten an Strassen und Eisenbahnen, zu denen man die internierten Volksdeutschen herangezogen hatte, auszulaufen. Die Neusiedler hatten die Besitzungen der Donauschwaben übernommen, auf Kolchosen und Staatsgütern wurde der Stamm der Landarbeiter aus den verschiedenen Völkerschaften Jugoslawiens gewonnen. Tausende von Deutschen waren über die Landesgrenze abgeschoben worden und geflohen, Zehntausende durch Misshandlungen, Lagerentbehrungen und Exekutionen umgekommen. Den jugoslawischen Behörden und Lagerverwaltungen musste sich die Frage aufdrängen, was man mit den überlebenden, die auf mehr als 100'000 Volksdeutsche geschätzt werden müssen, tun solle. Da man sich zu dieser Zeit offensichtlich noch nicht dazu entschliessen konnte, das System der Diskriminierungen der Deutschen abzubauen, wurde seit den ersten Monaten des Jahres 1947 stillschweigend die Flucht aus den Lagern gefördert⁵. Wie bisher flohen Einzelne und Gruppen «schwarz» über die Grenze, vornehmlich nach Ungarn. Daneben aber bildete sich nun ein System offiziös geduldeten Gruppenflucht aus, die von den eingeschüchterten und durch den jahrelangen Lageraufenthalt geschwächten Volksdeutschen bevorzugt wurde. Führer boten sich gegen hohes Entgelt dazu an, Gruppen von 10 bis 100 Volksdeutschen durch das Grenzgebiet mit seinen schwer zu kontrollierenden Wäldchen und Kukuruzfeldern auf ungarischen Boden zu führen. Manchmal steckten diese Führer mit der Lagerleitung und den Wachmannschaften oder auch den Grenzpolizisten unter einer Decke und beteiligten diese an dem Gewinn des Menschenschmuggels⁶. Aus dem grossen Sammellager Gakovo in der nördlichen Batschka ebenso wie aus dem benachbarten Lager Kruševlje war wegen der Nähe zur ungarischen Grenze der Weg zur Flucht besonders verlockend. In Gakovo kam es bereits im Dezember 1946 schon einmal zu einer Massenflucht, und in den letzten März- und ersten Aprilwochen des folgenden Jahres soll die Zahl der Geflohenen auf ca. 3'000 gestiegen sein⁷. Ziffern von bisweilen 100 Flüchtlingen in einer Nacht werden aus verschiedenen Lagern berichtet⁸. Eine Fluchtbewegung von solchem Ausmass wäre ohne Wissen und Willen der Lagerleitungen undenkbar gewesen, deren mindestens passive Mitwirkung von einer indirekten Form des Abschubs sprechen lässt.

Zahlreiche Berichte gewähren ein vollständiges Bild von diesen Vorgängen. Wer sich zur Flucht in einer Gruppe entschlossen hatte, nahm Kontakt mit einem der Führer auf und musste den geforderten Kopfpfeis in Bargeld entrichten. Häufig kostete dies die Internierten ihr gesamtes bisher verstecktes oder während der Zwangsarbeit von Freunden zugestecktes und erbetteltes Geld oder ihre letzten verborgenen Wertgegenstände, so dass sie anschliessend völlig mittellos auf die Hilfe anderer in Ungarn angewiesen

⁵ vgl. Berichte Nr. 59, S. 435 f.; Nr. 60, S. 467 ff.; Nr. 61, S. 486 ff.

⁶ vgl. Berichte Nr. 31, S. 176; Nr. 59, S. 436; Nr. 60, S. 468.

⁷ vgl. Bericht Nr. 60, S. 466 f.

⁸ vgl. Berichte Nr. 56, S. 400; Nr. 59, S.436L; Nr. 60, S. 467, 470 f., 473 f.

waren. Wer von jugoslawischen Posten auf der Flucht gestellt oder von ungarischen Grenzwachern zurückgewiesen wurde, hatte zu dieser Zeit nur noch mit einigen Tagen Freiheitsentzug, kaum aber mehr wie bisher mit Misshandlung oder Erschiessung zu rechnen. Jede günstige Situation ausnützend, versuchten es auch diese beim ersten Fluchtversuch gefassten Volksdeutschen bald wieder, dem Lager zu entinnen⁹. Schätzungen beziffern die Zahl der Flüchtlinge bis zu einem erneuten Umschwung in der Behandlung der Lagerinsassen gegen Ende des Jahres 1947 auf etwa 30-40'000¹⁰.

Jenseits der Grenze sahen sich die Flüchtlinge, waren sie auf eigene Faust oder von einem Führer geleitet entkommen, sich selber überlassen. Manche blieben, z.T. noch jahrelang, in Ungarn; die meisten schlugen sich in wochenlangen Fussmärschen bis zur österreichischen Grenze durch oder benutzten, nachdem sie von Verwandten und Bekannten Geld erhalten hatten oder dies auch oft genug hatten erbetteln müssen, die Eisenbahn bis zu einer Grenzstation. Hier angelangt passierten sie erneut «schwarz» oder mit Führern die Grenze und fanden schliesslich in Österreich oder Deutschland ein Unterkommen, nicht ohne dass sie oft noch vielfältige Schwierigkeiten in den Durchgangslagern zu bestehen hatten.

3. Die Auflösung der Lager im Jahre 1948 und die Überführung der Internierten in ein «vertragliches Arbeitsverhältnis»; die Familienzusammenführung; die Deutschen in der FVR Jugoslawien.

Seit dem Ende des Jahres 1947 begann eine neue Phase in der Behandlung der internierten Volksdeutschen. Die bis zum Dezember 1947 geduldete Fluchtbewegung aus den Lagern wurde unterbunden, die Grenze wieder scharf bewacht. Viele jüngere arbeitsfähige Volksdeutsche wurden seither zur Arbeit in den Bergwerken verpflichtet, wo man sie anstelle der deutschen Kriegsgefangenen, deren Zahl sich durch Entlassungen stark vermindert hatte, unter Tage einsetzte¹. Gleichzeitig wurden die Lager in der Woiwodina bis Ende März 1948 in mehreren Stufen aufgelöst. Zuerst wurden die noch Arbeitsfähigen gesondert erfasst, den Staatsgütern und staatlichen Industriebetrieben zugewiesen² und von diesen in der Regel für zunächst drei Jahre in ein sogenanntes vertragliches Arbeitsverhältnis übernommen, das aber noch keineswegs volle Freiheit brachte. Ausgangsbeschränkungen, Meldepflicht und Polizeikontrollen gehörten zum Alltag der Entlassenen. Auf den Staatsgütern brachte man die Volksdeutschen in provi-

⁹ vgl. Volk, Karlsdorf, S. 67 ff.; Zollitsch, Filipowa, S. 194f.; Klingler, Futok, S. 254; Berichte Nr. 57, S. 405; Nr. 58, S. 412 ff.; Nr. 60, S. 470 f. Nr. 61, S. 486 ff.

¹⁰ Sie stützen sich auf das gesamte der Wiss. Kommission vorliegende Material.

¹ vgl. Berichte Nr. 77, S.593; Nr. 78, S. 597.

² vgl. Lorenz, Kischker, S. 162; Berichte Nr. 53, S. 379; Nr. 62, S. 510 ff.; Nr. 77, S.593; Nr. 79, S.605; Nr. 81, S.616f.; Nr. 84, S. 627.

sorisch errichteten Baracken, in Scheunen oder sogar in Ställen unter³. Die Verpflegung war spürbar besser als in den Lagern. Dafür wurde allerdings auch von der Entlohnung in Bargeld ein hohes Kostgeld abgezogen. Allmählich erhielten dann auch diese in der Landwirtschaft eingesetzten Deutschen Lebensmittel- und Textilkarten. Das durchweg freundliche Verhalten der andersnationalen Bevölkerung⁴ und die sich schrittweise verbessernden Lebensbedingungen erlaubten ihnen, sich ihr Leben erträglicher zu machen und die Vorteile der neuen Arbeitsverfassung auszunutzen.

Schwierigeren Aufgaben sahen sich die Volksdeutschen gegenüber, die Industriebetrieben oder Bergwerken – z.B. dem Kupferbergwerk Bor oder den Kohlengruben in Serbien – zur Verfügung gestellt worden waren⁵. Wohnräume waren in den Städten ungleich schwerer zu finden als auf dem Lande. Oft mussten die Volksdeutschen bei entfernten Verwandten oder Bekannten monatelang unterschlüpfen, ehe sie ein Zimmer fanden. Die Arbeitsbedingungen, vor allem die nach sowjetrussischem Vorbild ausgebildeten Normen und das Stossarbeitersystem, verlangten äusserste Anstrengung. Unter primitiven Lebensbedingungen suchten sich diese deutschen Arbeiter, z.T. mit ihren Angehörigen, durchzuschlagen und zu einer eigenen kleinen Wohnung zu kommen; die Frauen bemühten sich, als Köchinnen in Betriebskantinen oder Gasthäusern angestellt zu werden oder sonstwie eine Arbeitsstelle zu finden, um Lebensmittelkarten für Arbeitende zu erhalten⁶. Selbst dann noch waren sie darauf angewiesen, durch den blühenden Schwarzhandel die offizielle Zuteilung nach Karten zu ergänzen.

Während die Transporte der Arbeitsfähigen die Lager verliessen, wurden auch die Arbeitsunfähigen gesammelt und nach Rudolfsgnad überführt. Dort strömten bis zur Auflösung des Lagers im März 1948 noch einmal Tausende von neuen Insassen zusammen: zumeist arbeitsunfähige Deutsche aus kleineren Ortslagern⁷. Die Belegschaft von Rudolfsgnad wurde dann wieder aufgeteilt. Die als arbeitsfähig Erklärten wurden zu neuer Tätigkeit auf Staatsgütern und in Fabriken verpflichtet, die Alten und Arbeitsunfähigen in das Lager Karlsdorf transportiert, das sich seit dem April 1948 zu einem grossen Alters- und Krankenhaus für Volksdeutsche entwickelte. Die zahlreichen elternlosen Kinder verbrachte man in staatliche Kinderheime. Ausser in Karlsdorf wurde im Oktober 1948 noch in St. Georgen im Banat ein zweites Altersheim für Volksdeutsche eingerichtet⁸. Die pflegebedürftigen Alten und Kranken wurden dort im allgemeinen recht human behandelt und genossen ausreichende ärztliche Fürsorge.

Nach der Entlassung aus den Internierungslagern erhielten viele Volksdeutsche in der Woiwodina die Aufforderung, ihre Staatsbürgerschaft bei den jugoslawischen Be-

³ vgl. Berichte Nr. 77, S. 593 ff.; S. 594, Anm. 4; Nr. 79, S. 605 fNr. 81, S. 618.

⁴ vgl. Berichte Nr. 54, S. 578; Nr. 55, S. 381 f.; Nr. 56, S. 397.

⁵ vgl. Bericht Nr. 78, S. 598 ff.

⁶ vgl. Berichte Nr. 78, S. 599 ff.; Nr. 81, S. 617 ff.

⁷ vgl. Berichte Nr. 62, S. 507; Nr. 77, S. 592 ff.

⁸ vgl. Berichte Nr. 77, S. 593, ebda Anm. 3; Nr. 80, S. 668 ff.

hörden registrieren zu lassen⁹. Bisweilen wurde sogar die Entlassung von einer solchen Eingabe abhängig gemacht¹⁰. In manchen Fällen aber übergang man stillschweigend die Vorschriften des Staatsangehörigkeitsgesetzes und behandelte die entlassenen Volksdeutschen ohne weitere Formalitäten als jugoslawische Staatsbürger¹¹. Für die jungen Männer bedeutete das auch, dass sie von ihren Arbeitsstellen weg zum jugoslawischen Wehrdienst einberufen wurden und zum Teil ihre Dienstzeit voll ableisten mussten¹². –

Seit der Begründung der Bundesrepublik Deutschland bemühten sich die meisten der zurückgebliebenen Jugoslawiendeutschen um eine Ausreisegenehmigung. Manchen von denen, die es abgelehnt hatten, die Staatsbürgerschaft zu beantragen, gelang es, relativ frühzeitig über Triest in einigen Sammeltransporten das Land zu verlassen¹³. Für die Mehrheit der Ausreisewilligen aber konnten erst nach dem Übergang der Passhoheit von den alliierten auf deutsche Dienststellen im Oktober 1951 die rechtlichen Voraussetzungen für ihre Überführung in das Bundesgebiet geschaffen werden¹⁴. Allerdings waren mit Hilfe des Internationalen Komitees des Roten Kreuzes schon seit dem April 1950 vorläufige Vereinbarungen des Deutschen mit dem Jugoslawischen Roten Kreuz zustande gekommen. Seit diesem Zeitpunkt wurde versucht, in erster Linie getrennt lebende Familien nach «Dringlichkeitsstufen» zusammenzuführen. Die jugoslawischen Behörden zögerten zuerst, solche Anträge zu bewilligen und machten geltend, die ausreisenden Volksdeutschen würden bei einem solchen Verfahren ihre jugoslawische Staatsangehörigkeit verlieren, ohne vorher eine andere Staatsangehörigkeit erworben zu haben; dies könne Jugoslawien als Signatarstaat der «Allgemeinen Deklaration der Menschenrechte» nicht zulassen. Hinter solchen Vorwänden mag sich die Absicht verborgen haben, nicht eine zu grosse Anzahl billiger Arbeitskräfte zu verlieren. Nach erneuten Verhandlungen zwischen Vertretern des Internationalen Roten Kreuzes in Genf und der jugoslawischen Rot-Kreuz-Organisation im Jahre 1952 begnügten sich die jugoslawischen Stellen schliesslich mit der Erklärung, dass die ausreisenden Volksdeutschen in der Bundesrepublik nicht als Staatenlose, sondern wie Bundesbürger behandelt werden sollten.

Darauf konnte das Ausreiseprogramm auf eine breitere Grundlage gestellt werden. Die Jugoslawiendeutschen mussten die Zuzugsgenehmigung eines Landes der Bundesrepublik vorweisen und sich gegen eine Gebühr die Entlassung aus dem jugoslawischen Staatsverband bestätigen lassen, in den sie manchmal erst vor kurzen aufgenommen worden waren. Der Preis für den Verzicht auf die jugoslawische Staatsangehörigkeit

⁹ s. o. S. 105 E; Berichte Nr. 53, S. 380; Nr. 80, S. 616; Nr. 82, S. 621.

¹⁰ vgl. Bericht Nr. 80, S. 616.

¹¹ vgl. Bericht Nr. 83, S. 624.

¹² vgl. Berichte Nr. 53, S. 379; Nr. 76, S. 591; Nr. 78, S. 603 f.

¹³ s. o. S. 105 E, Anm. 16; Bericht Nr. 77, S. 596, Anm. 44.

¹⁴ Das Folgende stützt sich auf Unterlagen des Bundesministeriums für Vertriebene (BMV).

betrug am Anfang 1'500 Dinar pro Person, stieg aber sehr bald auf 12'000 Dinar¹⁵, d.h. auf die Höhe eines drei- bis vierfachen durchschnittlichen Monatsgehaltes an und erreichte damit eine für viele zunächst unerschwingliche Höhe, lag doch die Internierungszeit und der Neubeginn eigener Einkünfte nach völliger Mittellosigkeit erst zwei, drei Jahre zurück. Dennoch gelang es im Laufe der folgenden Jahre den meisten, die siebt zur Ausreise entschlossen hatten und die erforderlichen Unterlagen beibringen konnten, Gebühren, Rechtsanwaltskosten und Fahrkosten aufzubringen.

Allmählich wurde dann das Programm der Familienzusammenführung ergänzt. Anträge von Volksdeutschen, die die Zugehörigkeit zur deutschen Wehrmacht oder den Aufenthalt in einem Internierungslager glaubhaft nachzuweisen vermochten, wurden jetzt von deutscher Seite berücksichtigt. Seit 1956 war das Verfahren soweit erleichtert, dass es für die Überführung in die Bundesrepublik genügte, für die deutsche Behörden den Nachweis der deutschen Volkszugehörigkeit (§ 6 des Bundesvertriebenengesetzes vom 13.5.1953) und für Jugoslawien die Bestätigung des künftigen Rechtsstatus von deutscher Seite durch eine Gleichstellungsbescheinigung zu erbringen. Daraufhin wurden die Antragsteller aus dem jugoslawischen Staatsverband entlassen. Von 1952 bis 1955 stieg die Anzahl der in die Bundesrepublik Deutschland übernommenen sogenannten «deutschen Aussiedler» aus der FVR Jugoslawien auf 11'839 im Jahre 1955 an und sank dann langsam ab. Im Jahre 1960 war sie ungefähr wieder auf den Stand von 1952 zurückgegangen¹⁶.

Nach der jugoslawischen Volkszählung vom 31.3.1953 wurden noch ca. 62'000 Volksdeutsche in der FVR Jugoslawien gezählt. Davon entfielen auf die Woiwodina 35'000, auf Altserbien 13'000, auf Kroatien 11'000, auf Slawonien 1'000, auf Bosnien-Herzegowina 1'000; der Rest von 1'000 verteilte sich auf die übrigen Landesteile¹⁷. Bis zu diesem Zeitpunkt (31.3.1953) waren 9'016 Volksdeutsche als Aussiedler in die Bun-

¹⁵ vgl. Berichte Nr. 75, S. 587; Nr. 80, S. 616; Nr. 81, S. 619; Nr. 83, S. 624; Nr. 84, S. 631, Anm. 14.

¹⁶ Nach den Unterlagen des BMV lauten die Zahlen für die einzelnen Jahre:

1950/51	— 3 847	1956	— 7 314
1952	— 3 407	1957	— 5 130
1953	— 7 972	1958	— 4 708
1954	— 9 481	1959	— 3 819
1955	— 11 839	1960	— 3 308

Außerdem wurden in neun großen Transporten zwischen 1949 und 1954 insgesamt 1489 Kinder ohne Angehörige aufgenommen:

1—4) 1949/50	— 733
5) 15. 5. 1952	— 122
6) 16. 10. 1952	— 189
7) 19. 3. 1953	— 133
8) 25. 3. 1953	— 160
9) 16. 10. 1954	— 152

Dazu in vier allgemeinen Transporten seit 1955 — 194

Die statistisch erfassbare Gesamtzahl der Aussiedler für die Jahre 1950 bis 1960 beträgt demnach 62 314.

Die statistisch erfassbare Gesamtzahl der Aussiedler für die Jahre 1950 bis 1960 beträgt demnach 62'314.

¹⁷ s. u. S. 130 E u. Schumacher, S. 440; sehr ungenau: R. Wagner, Die gegenwärtige Lage des Deutschtums in Südosteuropa. In: Politische Studien, 9. Jg. 1958, S. 689 ff.

desrepublik aufgenommen worden¹⁸. Da seit dem 31.3.1953 bis Ende 1960 53'298 Ausiedlern die Ausreise in die Bundesrepublik Deutschland gestattet wurde, hat die überwiegende Mehrheit der im Jahre 1944 im Lande verbliebenen Jugoslawiendeutschen, soweit sie die Verfolgungen und Entbehrungen der ersten Nachkriegsjahre überstanden hatten, ihre ihnen entfremdete Heimat verlassen. Zahlreiche z. Zt. bearbeitete Anträge auf Ausreise deuten darauf hin, dass auch von den noch in Jugoslawien wohnenden Deutschen, die sich nach der jugoslawischen Statistik auf ca. 10'000 beziffern müssen, viele das Land zu verlassen beabsichtigen. Im Gegensatz zu Rumänien und zu Ungarn haben Evakuierung, Flucht, Massenverluste in der Internierungszeit, verschleierte Abschub und schliesslich der seit 1950 im Gange befindliche «Transfer» dazu geführt, dass das Deutschtum in der FVR Jugoslawien so gut wie vollständig aus dem Lande verschwunden ist.

Präzise Angaben über die noch in Jugoslawien in der Zerstreuung lebenden Deutschen lassen sich nicht machen. Sie wohnen seit der Arbeitsverpflichtung im Jahre 1948 auf Staatsgütern und in Industriebetriebe jeweils dort, wo sie im System der staatlichen Verwaltungswirtschaft ihren Platz angewiesen erhielten. Die Rückkehr in die von Neusiedlern besetzten Heimatdörfer ist so gut wie ausgeschlossen, auch die ganz wenigen Deutschen, die zunächst, z.B. wegen partisanenfreundlicher Einstellung, noch in den ehemals donauschwäbischen Siedlungen geduldet wurden, sind im Laufe der Zeit verdrängt worden¹⁹. Die völlige Entwurzelung und Heimatlosigkeit im Lande ist einer der wesentlichen Gründe, weshalb die Volksdeutschen unter Ausnutzung aller Möglichkeiten dem Leben in Jugoslawien zu entrinnen suchen.

Unter diesen Bedingungen kann von einer deutschen Volksgruppe keine Rede mehr sein. Die Deutschen sind auch keine staatsrechtlich anerkannte Minderheit, wie z.B. die Madjaren, Albaner, Slowaken, Rumänen und Skipetaren, so dass sie auch nicht im System der kommunistischen Nationalitätenpolitik ihre nationalkulturelle Eigenart bewahren können²⁰. Einige Nachrichten deuten zwar daraufhin, dass ihnen gelegentlich gewisse kulturelle Rechte gewährt werden. So soll an einigen Schulen der Woiwodina 1952 wieder Deutschunterricht eingeführt worden sein, den 17 volksdeutsche, am Seminar in Subotica ausgebildete Lehrer erteilten²¹. Da aber seither nahezu 85% der 1953 gezählten Volksdeutschen in die Bundesrepublik übergeführt worden sind, ist es fraglich, ob solche Einrichtungen noch bestehen oder wie lange sie noch bestehen werden. Im öffentlichen Leben der FVR Jugoslawien spielen die Deutschen keine Rolle mehr und entbehren im Alltag häufig der vollen tatsächlichen Gleichstellung mit den andersnationalem Staatsbürgern²². Da unter solchen Umständen die Ausreise in die Bundesrepublik das Ziel für die meisten der noch in Jugoslawien lebenden Volksdeutschen bleibt, lässt sich der Zeitpunkt absehen, wo es ein Deutschtum in Jugoslawien nicht mehr geben wird.

¹⁸ 1950–1952; 7254; Januar 1953: 591; Februar 1953; 710; März 1953; 461.

¹⁹ vgl. Bericht Nr. 84, S. 631 ff.

²⁰ Stojkovic, S. 63 ff.

²¹ Ebda., S. 214 ff.

²² vgl. Berichte Nr. 76, S. 589 ff.; Nr. 83, S. 625; Nr. 84, S. 628 ff.

IV. KAPITEL

Statistischer Überblick

Die endgültigen Ergebnisse der ersten jugoslawischen Volkszählung am 31. Januar 1921 wiesen die Zahl von 505 790 Personen mit deutscher Muttersprache (4,22 Prozent der Gesamtbevölkerung) aus¹. Die nächste Zählung am 31. März 1931 ermittelte nach den amtlichen Erhebungsunterlagen die Zahl von 499'969 Personen mit deutscher Muttersprache (3,59 Prozent)².

¹ Definitivni rezultati popisa stanovništva od 31 januara 1921 god., Sarajevo 1932. – Die Differenz zu der Zahl der vorläufigen Ergebnisse (Prethodni rezultati popisa stanovništva u Kraljevini Srba, Hrvata i Slovenaca 31 januara 1921, Beograd 1923) von 513'472 Personen beruht im Wesentlichen darauf, dass in den endgültigen Ergebnissen die Grenzveränderungen im Banat nach der Belgrader Konvention mit Rumänien vom 24.11.1923 (s. o. S. 4E, Anm. 3) berücksichtigt wurden.

Der Rückgang der deutschsprachigen Bevölkerung gegenüber den österreich-ungarischen Erhebungen von 1910 betraf vor allem die altösterreichischen Gebiete Sloweniens, wo die Militär- und Zivilbeamten samt ihren Familien, sowie alle die Deutschen das Land verliessen, die die Sorge vor einem unsicheren Schicksal im neuen Staat oder vor diskriminierenden Massnahmen antrieb (vgl. oben Einleit. Darst., S. 14 E, ebda Anm. 31, und «Jugoslawien, Verteilung der Volkstümer nach Bezirken», bearb. v. d. Publikationsstelle Wien 1941, S. 63). In den vormals ungarischen Gebieten des Banats (in den Grenzen nach 1923), der Batschka und Baranja verzeichnete die jugoslawische Zählung dagegen eine Zunahme der deutschsprachigen Personen, wie sich aus den folgenden Vergleichswerten (Prozent der Gesamtbevölkerung) ergibt:

Zählung	Banat	%	Batschka	%	Baranja	%	insgesamt	%
1910	125 302	21,88	161627	23,18	13 880	27,49	300 809	22,79
1921	126 503	22,51	173 789	23,93	16 253	32,86	316 572	23,67

(Nach den Tabellen 1 und 2 im Anhang der ethnopolitischen Untersuchung von Vladan Jojkic, Nacionalizacija Banke i Banata [Die Nationalisierung der Batschka und des Banats], Neusatz 1931.) – Ohne Belege geben Gesemann (S. 5) für 1921: 512'207 u. G. Conrad (Die Wirtschaft Jugoslawiens, S. 9) für 1931: 588'000 Deutsche an; zuverlässig: Les minorités ethniques en Europe Centrale et Balkanique, Paris 1946, S. 83 ff.

² Die Gliederung der Bevölkerung des ehemaligen Jugoslawien nach Muttersprache und Konfession nach den unveröffentlichten Angaben der Zählung von 1931, bearbeitet u. herausgegeben von der Publikationsstelle Wien 1943.

Nach den Tabellen der Kombination von Muttersprache und Konfession für die einzelnen Bezirke lässt sich folgende regionale Verteilung der Deutschen ermitteln (in Klammern Personen mit jüdischem Glaubensbekenntnis):

Banat	Batschka	Baranja	Syrmien	zusammen	
120 450 (1 874)	173 058 (3 282)	15 751 (69)	49 345 (539)	358 604 (5 764)	
Kroatien-Slawonien	Slowenien	Bosnien-Herzegowina	Stadt Belgrad	übrige Gebiete	
80 519 (2 788)	28 998 (165)	15 500 (521)	10 471 (653)	5 877 (135)	141 365 (4 262)

Den folgenden Berechnungen und Vergleichen wird diese Zahl für die Volksdeutschen in Jugoslawien zugrunde gelegt, wobei die Zahl der 10'026 deutschsprachigen Personen jüdischer Religion, die in den meisten vorliegenden statistischen Quellen nicht miteinbezogen ist, deshalb ausser Ansatz bleiben muss³, so dass nach dem Stande vom 31. März 1931 von ca. 490'000 Volksdeutschen auszugehen ist.

Werden bei der natürlichen Bevölkerungsentwicklung des gesamten Deutschtums in Jugoslawien die gleichen Verhältnisse wie in den deutschen Mehrheitsgemeinden der Batschka angenommen, so kann ein Geburtenüberschuss von ca. 43'000 für die Zeit von 1921 bis 1931 berechnet werden. Der tatsächliche Rückgang der deutschen Bevölkerung beruhte vor allem auf den Verlusten durch Assimilation und durch die Auswanderung während der 20er Jahre. – Nach den amtlichen Angaben des Auswanderungskommissariats waren von den 142'530 jugoslawischen Staatsangehörigen, die in der Zeit von Anfang 1921 bis Ende 1930 nach Übersee auswanderten, 29'083 Volksdeutsche; in der Zeit von 1925 bis 1930 kehrten 3'165 Deutsche mit jugoslawischer Staatsangehörigkeit aus Übersee zurück. Über die Zahl der Deutschen unter den Auswanderern in andere europäische Länder (allein von 1927 bis 1930 insgesamt 63 932) und über die unkontrollierte Auswanderung liegen keine Angaben vor (vgl. Jojkic, S. 132 ff.).

³ Die für die weiteren Berechnungen vorliegenden Vergleichszahlen der Geburten und Sterbefälle in den 30er Jahren, die Zahlen der Todesfälle während des Krieges und unter dem jugoslawischen Nachkriegsregime sowie die Ergebnisse der Erhebungen bei den verschiedenen Zählungen seit 1945 betreffen nur die Volksdeutschen, die nicht jüdischer Religion sind.

Der grösste Teil der jugoslawischen Juden (bei der Volkszählung im Jahr 1931 wurden insgesamt 68 405 Personen jüdischen Religionsbekenntnisses gezählt, 1948 ca. 6'000, vgl. Osteuropa-Handbuch, Jugoslawien, S. 21, 174) ist nach der Zerschlagung Jugoslawiens im Jahre 1941 unter dem Terror der deutschen Judenpolitik durch Zwangsmassnahmen, Internierung, Deportation und Massenerschiessungen ums Leben gekommen (s. hierzu G. Reitlinger, Die Endlösung, Berlin 1956, S. 406 ff.; Robert W. Kempner, Eichmann u. Komplizen, Stuttgart 1961, S. 288 ff.; Das Urteil im Wilhelmstrassen-Prozess, Amtlicher Wortlaut der Entscheidung im Fall Nr. 11 des Nürnberger Militärtribunals, 1950, S. 98 ff., S. 178 f., und die Angaben des Zeugen Arnon im Prozess gegen Adolf Eichmann, Verhandlungen am 19.5.1961). Es geht daher nicht an, zu den ca. 490'000 Volksdeutschen in Jugoslawien die ca. 10'000 Volksdeutschen jüdischer Religion von 1931 hinzuzuzählen, da andernfalls die planmässige Vernichtung der Juden unter der deutschen Besetzung dadurch vertuscht würde, dass ihre Verluste in den deutschen Vertreibungs-, Liquidierungs- und Lagerverlusten aufgingen.

Die Ergebnisse der Sprachenerhebung von 1931 werden hier trotz der Problematik nationalitätspolitischer Zählungen zugrunde gelegt, weil sie den Deutschtumszahlen in den Haupt siedlungsgebieten der Wojwodina, wo die überwiegende Zahl der Volksdeutschen in Mehrheitsgemeinden wohnte, entsprechen und die Unsicherheitsfaktoren, die sich aus der Methodik der Sprachenerhebung, aus der Assimilation der Volksdeutschen in Streusiedlungen und dem Bekenntniswechsel bei «schwebendem Volkstum» ergeben, zunächst unberücksichtigt bleiben können. – Die Ergebnisse der staatlichen Statistik in Jugoslawien sind in der Literatur der 20er und 30er Jahre (z.T. auch noch nach dem zweiten Weltkrieg), die sich mit dem Grenz- und Auslandsdeutschtum befasste, nicht anerkannt worden. Sie verliess sich vielmehr für ihre Zahlenangaben auf auffällig variierende Schätzungen, die zwischen 600'000 bis 750'000 Volksdeutschen schwanken; vgl. C. E. Black (Hrsg.), Challenge in Eastern Europe, New Brunswick 1954, S. 144, 1930: 602'000; W. Krallert, Zur gegenwärtigen zahlenmässigen Stärke des Deutschtums in und aus Südosteuropa. In: Südostdeutsche Heimatblätter, 4. Jg. 1955, S. 89, 1939: geschätzt 620'000; H. O. Göllner, Die Katastrophe des Südostdeutschtums, Graz 1957, S. 18: 620'000; N. Engel-

Um Vergleichswerte zu gewinnen, ist zunächst der statistische Stand am 1. September 1939 und am 31. Oktober 1944 auf Grund des natürlichen Geburtenzuwachses zu berechnen. Dafür liegen nur die Zahlen der Geburten und Sterbefälle für die Zeit von 1932-1939 im Banat (ohne das Stadtgebiet von Pantschowa), in der Batschka, der Baranja und in Syrmien (ohne das Stadtgebiet von Semlin) vor⁴. In diesen Hauptsiedlungsgebieten der Deutschen ging der natürliche Geburtenzuwachs von 5,9 aT im Jahre 1932 auf 1,7 aT im Jahre 1939 zurück. Die durchschnittliche Zuwachsrate pro Jahr betrug während dieser Zeit 3,5 aT. Unter der Voraussetzung, dass der Geburtenüberschuss im Jahre 1931 für die Zeit nach der Volkszählung dem des Jahres 1932 entsprach, ist der Zuwachs in diesem Gebiet für die Zeit bis zum 1. September 1939 mit ca. 11'000 oder 3,26 Prozent anzusetzen. Wird dieser Prozentsatz auf die Gesamtzahl der Volksdeutschen von ca. 490'000 im März 1931 angewandt, so ergibt sich ein Anstieg durch natürlichen Zuwachs auf die Zahl von ca. 505'000 Personen.

Nun wurde aber für das Gebiet der Wojwodina (ohne Pantschowa und Semlin) nach dem Personenstand von Ende 1938 eine tatsächliche Zunahme von 8'276 festgestellt,

mann, Vertreibung, Flucht und Verfolgung. In: Die Donauschwaben zwischen gestern und heute, Wien 1957, S. 34, 141: 620 230; G. Rhode, Das Deutschtum im Osten. In: Zeitschrift für Ostforschung, 2. Jg. 1953, S. 384: 750'000 geschätzt.

⁴ Als Differenz zwischen den Geburten und den Sterbefällen ergeben sich folgende Zahlen für den Geburtenüberschuss:

	Banat	Batschka	Baranja	Syrmien	zusammen	aT
1932	451	1096	- 6	465	2006	5,9
1933	672	862	8	489	2031	5,9
1934	363	816	- 58	359	1480	4,3
1935	400	489	14	272	1175	3,4
1936	114	432	- 24	313	835	2,4
1937	34	187	- 20	372	573	1,6
1938	112	514	6	321	953	2,7
1939	70	283	- 51	307	609	1,7
insgesamt	2 216	4 679	- 131	2 898	9 662	

Volksdeutsche Bevölkerung (ohne Personen jüdischen Glaubens) nach dem Stand der Zählung von 1931 (ohne Pantschowa und Semlin):

111 026 169 776 15 682 40 722 337 206

(Nach Johann Wüschel, Die demographischen Verhältnisse in der jugoslawischen Wojwodina unter besonderer Berücksichtigung der Batschkaer Schwaben von 1900 bis 1940, Mskr. 1954, dessen Unterlagen auf amtlichen Angaben der Standesämter beruhen und dessen umfangreiche Untersuchungen die gesamte Bevölkerung der Wojwodina erfassen.)

Für die Berechnung der Zuwachsrate wurde die Bevölkerungszahl am Ende des Vorjahres zugrunde gelegt, wobei für die Zeit von April bis Dezember 1931 ein Überschuss von 1509, entsprechend den Verhältnissen im Jahre 1932, einberechnet wurde.

Bei der jugoslawischen Bevölkerung insgesamt betrug in den 30er Jahren die höchste Zuwachsrate 14,6 (Geburtenrate 31,6) im Jahre 1934 und die niedrigste 11,0 (25,9) im Jahre 1939 (nach Paul F. Myers und Arthur A. Campbell, The Population of Yugoslavia; U.S. Bureau of Census, Washington, D.C., 1954, S. 116, Tabelle 2).

während der natürliche Zuwachs 10'557 betrug, so dass sich ein Wanderungsverlust von 2'281 Personen ergibt⁵. Wenn der gesamte Verlust durch Auswanderung in den 30er Jahren mit 5'000 angenommen werden kann, errechnet sich nach den bisherigen Ansätzen für den Stand am 1. September 1939 eine deutsche Bevölkerung von insgesamt ca. 500'000 Personen⁶.

Da auch für die Gebiete der Wojwodina keine Angaben über die natürliche Bevölkerungsentwicklung in der Zeit bis Ende Oktober 1944 vorliegen, sollen für ihre Berechnung die bekannten Durchschnittswerte der Wojwodina aus dem Jahre 1939 zugrunde gelegt werden, und zwar für die Geburten 17,0 aT, für die Sterbefälle 15,24 aT. Bei den Geburten ist aber noch ein kriegsbedingter Rückgang abzuziehen, der mit 20 Prozent der Geburtenzahl von 1939 angenommen wird, so dass mit jährlich 13,6 aT oder 68 aT Geburten für den Zeitraum von 5 Jahren zu rechnen ist⁷. Demnach beträgt

- ⁵ Für die einzelnen Gebiete der Wojwodina (ohne Pantschowa und Semlin) ergeben sich zwischen dem Stand vom März 1931 (bei Annahme eines den Verhältnissen von 1932 entsprechenden natürlichen Zuwachses bis Ende des Jahres) und dem Stand von Ende 1938 folgende Vergleichswerte:

Gebiet	Natürlicher Zuwachs	Tatsächliche Zunahme	Ab- bzw. Zuwanderung	Volksdeutsche Ende 1938
Banat	2 484	2 525	+41	113 551
Batschka	5 218	4 080	- 1138	173 856
Baranja	85	428	+513	16 110
Syrmien	2 940	1 243	- 1697	41 975
insgesamt	10 557	8 276	- 2 281	345 492

(Die Zahlen des tatsächlichen Personenstandes Ende 1938 beruhen auf Erhebungen der Banalverwaltung, mitgeteilt nach den Unterlagen von J. Wusch.)

Der Auswanderungsverlust von 1931 bis 1939 für Jugoslawien insgesamt betrug 36'900 (nach Übersee 5'100, nach anderen europäischen Staaten 31'800, zumeist nach der Türkei und Deutschland; vgl. Statisticki Godisnjak 1932-1940, nach: P.F. Myers und A.A. Campbell, S. 17).

Für die einzelnen Gebiete (die Wojwodina nach dem tatsächlichen Stand, wobei Pantschowa und Semlin nach dem Stand von 1931 hinzugezogen werden) ergeben sich dabei folgende Zahlen:

Banat	Batschka	Baranja	Syrmien		zusammen
121'200	174'000	16'050	50'250		361'500
Kroatien-Slawonien	Slowenien	Bosnien-Herzegowina	Stadt Belgrad	übrige Gebiete	
78'650	29'200	15'150	9'900	5'800	138'700

Aus einer geheimen Aufzeichnung des Vortragenden Legationsrats v. Schmieden vom 5.4.1941 (P.A., Büro des Staatssekretärs, Jugoslawien, Bd. 3) geht übrigens hervor, dass man im AA «nach neueren Berechnungen» Anfang 1941 von der keineswegs übertriebenen Zahl von «500'000 Volksdeutschen» auf jugoslawischem Staatsgebiet ausging, während andere Reichsstellen zu dieser Zeit von 700'000 bis 750'000 Jugoslawiendeutschen sprachen.

- ⁷ Während des Ersten Weltkrieges (1914–1918) ging in den deutschen Mehrheitsgemeinden der Batschka die Zahl der Geburten gegenüber den Jahren vor dem Kriege (1909-13) um 40,9 Prozent zurück. Mit Rücksicht darauf, dass die Geburten Ende der 30er Jahre ohnehin schon auf die Hälfte ihrer Zahl vor dem Ersten Weltkrieg zurückgegangen und dass in der Zeit von 1940–44 die geburtenstarken.

die Zahl der Volksdeutschen, die am 1. September 1939 in den Gebieten Banat, Batschka, Baranja und Syrmien ihren Wohnsitz hatten, einschliesslich ihrer Nachkommen, die bis Oktober 1944 geboren wurden, rund 386'000.

Diese Zahl wird durch die unter den gleichen Kriterien ausgezählten Ergebnisse umfangreicher Erhebungen der Stuttgarter «Heimatortskartei für die Deutschen aus Südosteuropa», die für die Mehrheit der Gemeinden dieser Gebiete zweifellos vollständig sind und insgesamt 383'548 Personen erfasst haben, bestätigt⁸. Dagegen ergibt sich bei den übrigen Gebieten zwischen der Gesamtzahl von 163'561 Personen, die von der «Heimatortskartei» ermittelt wurde, und der Zahl von ca. 148'000 Personen, die jich nach den Ergebnissen der Sprachenerhebung von 1931 unter der Annahme gleicher Vermehrungsverhältnisse wie bei der natürlichen Bevölkerungsentwicklung der Wojwodina-Deutschen errechnet, eine Differenz von ca. 15'500. Sie kann nicht mit vielleicht zu niedrig angesetzten Geburtenziffern erklärt werden. Denn für die tatsächliche Stärke der deutschen Bevölkerung in Kroatien-Slawonien, Bosnien und vor allem Slowenien seit dem Ende der 30er Jahre und für ihre tatsächliche Zunahme waren nicht biologische, sondern ganz überwiegend soziale und politische Faktoren bestimmend⁹.

Jahrgänge 1919–23 ins Heiratsalter gekommen waren, wird man den Rückgang in den Jahren des Zweiten Weltkrieges mit 20 Prozent der Zahl von 1939 ansetzen können.

⁸ Die Zählung der Volksdeutschen Personen, die am 1.9.1939 in Jugoslawien gelebt haben, zusätzlich derer, die bis 31.10.1944 geboren wurden, und einschliesslich derer, die zwischen dem 1.9.1939 und dem 31.10.1944 gestorben sind, ergab nach den Erhebungsunterlagen der «Heimatortskartei» (Stuttgart) für die bisher ausgezählten Gebiete folgende Ergebnisse (dazu in Klammern die Zahlen nach den obigen Berechnungen, wobei die in den einzelnen Gebieten tatsächlich verschiedenen Geburtenquoten vom Jahre 1939 – abzüglich 20 Prozent – zugrunde werden): Banat 128'516 (128'970), Batschka 186'046 (185'830), Baranja 15'879 (16'860), Syrmien 53'107 (54'540).

Im Hinblick auf die grosse Übereinstimmung zwischen Zählung und Berechnung für das Banat und die Batschka müssen die Berechnungen für die Baranja und Syrmien als überhöht und die Ergebnisse der Zählung (auch wenn ein grösserer Unsicherheitsfaktor im Hinblick auf die tatsächlich vollständige Erfassung aller Personen in den mehrfach bestätigten und überprüften Erhebungsunterlagen der Heimatortskartei angenommen wird) als richtiger angesehen werden. Folgende Überlegungen könnten die Differenz erklären: In der Baranja dürfte die ungewöhnliche Zuwanderung Mitte der 30er Jahre (s. Anm. 5) nur vorübergehend gewesen sein, d.h. ohne dass es bei einem Grossteil dieser Zuwanderer zu dauerndem Wohnsitz und zum Wechsel der Gemeindezugehörigkeit gekommen ist. In Syrmien dürfte es bei der relativ hohen Abwanderung (s. Anm. 5) auch zu weiterem Wanderungsverlust in den Monaten bis September 1939 (Auswanderung nach Deutschland) gekommen sein; weiterhin wäre bei der Berechnung der natürlichen Bevölkerungsentwicklung während des Krieges zu berücksichtigen, dass bei der noch relativ hohen Geburtenziffer des Jahres 1939 (21,3 aT) ein kriegsbedingter Geburtenausfall von mehr als 20 Prozent anzurechnen ist und dass diese Geburtenziffer der Landbezirke nicht auch auf den Stadtbezirk Semlin (ca. 8'000 deutsche Einwohner) übertragen werden kann. Im weiteren Gang der Berechnungen bis zur Bilanz wird zunächst an der statistischen Gesamtzahl von 386'000 festgehalten.

⁹ Die Ermittlungen der «Heimatortskartei» erfassten Personen, die von den daran beteiligten Gewährsleuten aus den Heimatgemeinden (Bürgermeister, Gemeindebeamte, Pfarrer, Lehrer und

In den weiteren Berechnungen wird daher für die Volksdeutschen, die hier am 1. September 1939 ihren Wohnsitz hatten, und ihre Nachkommen bis Ende 1944 die Zahl von rund 164'000 angenommen.

viele andere besonders ortskundige Personen) als deutsche Einwohner am 1.9.1939 bezeichnet oder in irgendeinem amtlichen Vorgang (bis Mai 1961) als Volksdeutsche aus Jugoslawien registriert wurden.

Dass die Sprachenerhebung bei der Volkszählung 1931 insbesondere in den deutschen Siedlungen nicht alle hier als Volksdeutsche anzusehenden Personen erfasste, zeigt z.B. die Ermittlung nach Beherrschung der deutschen Sprache, die unter den Umsiedlern aus Bosnien und Kroatien bei ihrer «Schleusung» in der deutschen Einwandererzentralstelle Ende 1942 mit folgendem Ergebnis durchgeführt wurde:

	Männer	Frauen	Kinder	insgesamt
gut	3 692	3 741	4 603	12 036
mittelmässig	385	380	591	1 356
schlecht	259	358	990	1 607
nicht Deutsch sprachen	248	623	1 497	2 368

(Nach: Abschlussbericht der Einwandererzentralstelle über die Erfassung der Deutschen aus Bosnien; bei F. Sommer, Geschichte der deutschen evangelischen Gemeinde Schutzberg in Bosnien 1895-1942 / Das Schicksal der Bosniendeutschen 1942-1960, Mülheim 1960, S. 141.)

Unter dem Einfluss der völkischen Bewegung und der wirtschaftlichen Prosperität wurde auch in Kroatien-Slawonien Ende der 30er Jahre die bisherige Assimilation an die umwohnende Bevölkerung in einen Dissimilationsprozess umgekehrt (Ende 1941 veranstaltete die deutsche Volksgruppe in Kroatien eine Erhebung, die die zweifellos überhöhte Zahl von 199'042 Deutschen ergab; der Leiter der VOMI führte die Zunahme im Wesentlichen auf die «Rückdeutschung» bereits kroatisierten Deutschums zurück. (Himmler Files, Roll 11, Folder 120.) So wurden z.B. 27 Ortschaften verzeichnet, in denen 1931 keine Deutschen ermittelt worden waren.). Seine Fortsetzung wurde jedoch trotz der Begünstigungen, die die besondere Rechtsstellung der Deutschen Volksgruppe im Unabhängigen Staat Kroatien 1941 bot, in den folgenden Kriegsjahren vor allem durch die wechselnde Lage in den zeitweise von Partisanen beherrschten Gebieten, durch die rigorosen Aushebungen zur Waffen-SS und die Furcht vor einer künftigen Aussiedlung der Deutschen wieder in Frage gestellt.

Gleichwohl dürfte sich die Differenz zwischen den Berechnungen auf Grund der Sprachenerhebung von 1931 und den Ergebnissen der für diese Gebiete im Einzelnen noch nicht abgeschlossenen Auszählung der «Heimatortskartei» nicht als erheblich erweisen, da der Dissimilationsprozess wohl nur eine geringe Zunahme über den Wiedergewinn der Assimilationsverluste hinaus einbrachte, und im Wesentlichen die Zahl der Slowenien-Deutschen betreffen. Ihre Zunahme hat folgende Gründe. Unter dem Druck der nationalitätenpolitischen Massnahmen in Slowenien haben viele der nach dem Ersten Weltkrieg noch im Lande verbliebenen Personen deutscher Herkunft die slowenische Sprache angenommen oder sich aus wirtschaftlichen Gründen zu äusserlicher Assimilation genötigt gesehen und ihre Deutschsprachigkeit verleugnet. Der Umschwung der Verhältnisse während des Zweiten Weltkrieges, die Umsiedlung der Deutschen aus den 1941 von Italien okkupierten Gebieten und die deutsche Bevölkerungspolitik nach Übernahme der Verwaltung in der Untersteiermark und Oberkrain, begünstigte dagegen das Bekenntnis zum Deutschtum und den Wunsch nach Anerkennung als Deutscher oder liess eine «Rückerinnerung» an die nunmehr vorteilhafte deutsche Volkszugehörigkeit geraten sein. Durch das jugoslawische Nachkriegsregime wurden in Slowenien 1945/46 alle, die sich jemals als Volksdeutsche bekannt hatten, radikal ausser Landes getrieben, darunter auch mehrere Tausende, die 1931 nicht als Deutschsprachige gezählt worden waren.

Nach Abzug der natürlichen Sterbefälle¹⁰ ergibt sich (ohne die Berücksichtigung der militärischen Kriegsverluste) eine Gesamtzahl von ca. 510'800 Jugoslawien-Deutschen im Oktober 1944¹¹.

Als Soldaten und Angehörige bewaffneter Hilfsdienste gefallen, gestorben, in Gefangenschaft erschossen worden oder gestorben, vermisst oder verschollen sind nach den bisherigen Feststellungen (Stand Ende Mai 1961) 28'948 Männer¹².

Demnach kann der statistisch errechnete Sollstand der deutschen Bevölkerung im Oktober 1944, der als Ausgangszahl für die Berechnung der Kriegs- und Nachkriegsverluste der Zivilbevölkerung zu ermitteln war, mit 481 850 angenommen werden. Die Differenz zwischen dieser Ausgangszahl und den zum Vergleich verfügbaren und geeigneten Ergebnissen der verschiedenen Nachkriegszählungen, die noch auf einen einheitlichen Zeitpunkt hin (September 1950) zu beziehen und entsprechend zu bereinigen sind, ergibt dann als die Zahl der statistisch ungeklärten Fälle die wahrscheinliche Größenordnung der tatsächlichen Zivilverluste.

Die Mehrheit der im Verlauf der Kriegs- und Nachkriegsereignisse durch Umsiedlung, Evakuierung, Flucht, Deportation, verhinderte Rückkehr und Abschub aus ihrer

¹⁰ Auf der berichtigten Grundzahl von 515'000 errechnen sich mit dem Koeffizient von 15,2 aT oder 76,2 aT in fünf Jahren insgesamt ca. 39'200 Sterbefälle.

¹¹ Wie viele von ihnen bis Ende Oktober aufgrund der Umsiedlungen (ca. 36'000), der Arbeitsverpflichtung nach Deutschland, des Kriegsdienstes usw., vor allem auf der Flucht vor den Partisanen und der Roten Armee ihre Heimatorte verlassen hatten oder sich zu dieser Zeit nicht mehr auf jugoslawischem Staatsgebiet (in den Grenzen bis 1941!) befanden, lässt sich nicht feststellen.

¹² Nach Auskunft der «Heimatortskartei», wo zur Feststellung jedes Einzelfalles ausser den Erhebungen in den Gemeindefeststellungen alle anordnungsgemäss eingegangenen Meldungen und Rückfragen der damit in irgendeinem Zusammenhang tätigen Behörden und interessierten Dienststellen ausgewertet wurden. Erfasst worden sind Angehörige der Wehrmacht, Waffen-SS, Polizei, Hilfspolizei, der Organisation Todt und der Einsatz-Staffel.

Aus der Zusammenstellung der militärischen Kriegsverluste von je acht Orten des Banats und der Batschka mit über 20'000 bzw. 27'000 deutschen Einwohnern im Jahre 1939 und von zwei Orten Syrmiens mit über 10'000 deutschen Einwohnern ergibt sich bei Annahme jeweils gleicher Verhältnisse in den einzelnen Gebieten eine Verlustquote (im Hundertsatz zur deutschen Bevölkerung) von 8,3 im Banat, 4,2 in der Batschka, 5,7 in Syrmien; wenn der Hundertsatz von Syrmien auf die übrigen Gebiete des damaligen kroatischen Staates und auf Slowenien übertragen wird, ergibt sich eine rechnerische Gesamtzahl von 28'800, aus deren Übereinstimmung mit der tatsächlichen Gesamtzahl der Kriegsverluste auf annähernde Richtigkeit dieser Verlustquoten in den einzelnen Gebieten geschlossen werden kann. Die hohen Verluste bei den zum Kriegsdienst einberufenen Männern des Banats erklären sich daraus, dass hier bereits 1942 alle Männer vom 17. bis 50. Lebensjahr eingezogen wurden und dass zu den militärischen Kriegsverlusten vielfach auch die Männer gezählt wurden, die als Angehörige der Wehrmacht/Waffen-SS und Polizei (zumeist Urlauber oder auch vorzeitig Entlassene usw., die bei dem überraschenden Einmarsch der Roten Armee nicht flüchten konnten) den insbesondere im Banat nach Errichtung der Partisanenherrschaft im Oktober/November 1944 durchgeführten Massenerschießungen zum Opfer gefallen sind (vgl. die Berichte Nr. 5, 7 und 3540). In der von Ungarn annektierten Batschka und Baranja gab es keine zum Polizeidienst und Selbstschutz aufgestellte Einheiten der deutschen Volksgruppe, ausserdem begann eine scharf durchgreifende Rekrutierung zur Waffen-SS erst 1944; hier ist auch die Zahl der zu den Kriegsverlusten gezählten Erschossenen

Heimat vertriebenen Jugoslawien-Deutschen lebt heute in Deutschland und Österreich; viele Tausende sind inzwischen nach Übersee ausgewandert.

Bei der Volkszählung in der Bundesrepublik Deutschland am 13. September 1950 wurden mit der Frage nach dem ehemaligen Wohnsitz und der Muttersprache 147 494 Deutsche aus Jugoslawien festgestellt; in Berlin (West) lebten 480 und im Saarland 38 Personen¹⁸. Die Ergebnisse der Zählung in Ostberlin und der sowjetischen Besatzungszone wurden nicht veröffentlicht; es kann aber mit ca. 15'000 Personen gerechnet werden¹⁴. Die Gesamtzahl der in die Bilanz aufzunehmenden Jugoslawien-Deutschen, die im September 1950 in Deutschland lebten, beträgt demnach 163'000.

Eine fast ebenso grosse Zahl vertriebener Volksdeutscher aus Jugoslawien befand sich zu dieser Zeit in Österreich. Bei den Volkszählungen, wurden sie nicht gesondert erfasst. Ihre Zahl lässt sich aber aus verschiedenen Angaben und Registrierungen verhältnismässig genau ermitteln. Sie betrug in September 1950 ca. 150'000¹⁵. Wie viele Jugoslawien-Deut-

unbedeutend. Die gegenüber der Batschka höhere Quote im Gebietsbereich des damaligen kroatischen Staates erklärt sich aus der früher begonnenen allgemeinen Aushebung zum Wehrdienst in deutschen Verbänden und den verlustreichen Partisanenkämpfen.

¹⁸ Statistik der Bundesrepublik Deutschland, Hrsg. Statistisches Bundesamt, Wiesbaden, Bd. 35: Die Bevölkerung der Bundesrepublik Deutschland nach der Zählung vom 13.9.1950, Heft 3: Die Bevölkerung nach dem Wohnort am 1.9.1939, Stuttgart, März 1953, S. 7 und 27. Für das Saarland die 1946 festgestellte Zahl. – Bei der Volkszählung am 29. 10. 1946 wurden im Bundesgebiet 97 320 Volksdeutsche aus Jugoslawien, nach Muttersprache und Wohnsitz am 1.9.1939, ermittelt (vgl. Volks- und Berufszählung vom 29. Oktober 1946 in den vier Besatzungszonen und Gross-Berlin, Hrsg. Ausschuss der Deutschen Statistiker für die Volks- und Berufszählung 1946, Berlin-München 1949 u. 1951, Volkszählung Tabelleil, S. 150 ff.); vgl. Die deutschen Vertreibungsverluste, S. 437 ff., u. H. Telbis, Die Verteilung der deutschen Heimatvertriebenen aus Jugoslawien in der Bundesrepublik. In: Südostdeutsche Heimatblätter, 2. Jg. 1953, S. 20 ff.

¹⁴ In der sowjetischen Besatzungszone sind bei der Volkszählung am 29. 10. 1946 insgesamt 23'729 Personen aus Jugoslawien (einschl. Personen mit nichtdeutscher Muttersprache) festgestellt worden. Bei der Veröffentlichung der Zählungsergebnisse vom 31.8.1950 wurden die Herkunftsländer nicht gesondert ausgewiesen (nur Gebiete östlich der Oder-Neisse und Ausland insgesamt; vgl. Statistisches Jahrbuch der Deutschen Demokratischen Republik 1956, Hrsg. Staatliche Zentralverwaltung für Statistik, Berlin 1957, S. 36). Zwischen 1946 und 1950 dürften mehrere tausend Jugoslawien-Deutsche nach Westdeutschland abgewandert sein.

¹⁵ Aus den Angaben und statistischen Berichten des österreichischen Innenministeriums und des US-Hochkommissars für Österreich lassen sich für den jeweiligen Stand der in Österreich registrierten «deutschsprachigen Flüchtlinge» (volksdeutsche Vertriebene) aus Jugoslawien folgende Zahlen zusammenstellen (wiedergegeben nach verschiedenen Tabellen in: Tony Radspieler, The Ethnic German Refugee in Austria 1945 to 1954, Den Haag 1955; Wilhelm R. Schliessler, Das österreichische Flüchtlingsproblem, in: Integration Nr. 3/4, München 1954, S. 239 ff. und Jg. 2/1955, Nr. 3, S. 176 ff.; Hans Strachotinsky v. Strachotin, Das wahre Zahlenbild der Volksdeutschen, in: Berichte und Informationen des österreichischen Forschungsinstituts für Wirtschaft und Politik, Jg. 6, Heft Nr. 284 vom

sche über Österreich und Deutschland in der Zeit von 1945 bis 1950 nach Übersee oder in andere westliche Länder ausgewandert sind, lässt sich nur schätzen.

28.12.1951):

Datum	Nicht		insgesamt	Auswanderer
	Eingebürgerte	Eingebürgerte		
1. 7.1946		103 873		
1. 1.1947		91 710		
1. 1.1948		139 539		
1. 1.1949		140 029		
1. 1.1950		129 944		
1. 6.1951		116 421		
1.10.1951	22 522	111 703	134 225	
30. 6.1952			126 181	
1.10.1953	29 821	89 781	119 602	21 006
1. 1.1954	30 508	87 701	118 209	

Bei den Eingebürgerten handelt es sich hier nur um diejenigen Volksdeutschen, die in den Meldungen der Landesregierungen an das Innenministerium als deutschsprachige Flüchtlinge geführt wurden. Darin wurde aber bis 1951 nicht einheitlich verfahren; vielfach ist nur die ehemalige Staatsangehörigkeit (Herkunftsland), nicht aber die Volkszugehörigkeit (Muttersprache) angegeben worden, und überdies wurde ein erheblicher Teil der Eingebürgerten als nicht klassifiziert (Staatsangehörigkeit ungeklärt) oder als vormals staatenlos registriert.

So dürften sich unter den bis 1.10.1951 Eingebürgerten in den Gruppen (Herkunftsland Jugoslawien 6194, staatenlos 14'139, ungeklärt 4'468), bei denen die Volkszugehörigkeit oder Muttersprache nicht ersichtlich ist, mehrere tausend Volksdeutsche aus Jugoslawien befunden haben, und zwar vor allem auch die bis dahin schon bevorzugt eingebürgerten Deutschen aus den an Steiermark und Kärnten angrenzenden «Randgebieten», die als «Volksösterreicher» angesehen wurden. (Ende Juni 1948 gab der Innenminister Oskar Helmer bekannt, dass zwischen dem 14.3.1946 und 30.4.1948 insgesamt 9'111 Einbürgerungen aus staatsbürgerlichen und wirtschaftlichen Gründen vorgenommen worden seien; nach: Keesing's Archiv der Gegenwart, Jg. 18/19, 1948/49, S. 1549 H.)

Diese Annahme wird auch dadurch bestätigt, dass in diesen nicht nach der Volkszugehörigkeit klassifizierten Gruppen 11'381 Einbürgerungen im Bundesland Steiermark und 6987 im Bundesland Kärnten verliehen wurden, wo sich die Masse der bereits 1945/46 aus den angrenzenden Gebieten Sloweniens vertriebenen Deutschen niedergelassen hatte und vielfach auch familiäre Bindungen besass (vgl. Strachotinsky v. Strachotin, der in den Gruppen Herkunftsland nur 12 Prozent Fremdsprachige veranschlagt; wie aus einer Mitteilung der Landsmannschaft und des Hilfsvereins der Deutsch-Untersteirer in Österreich hervorgeht, lebten im Jahre 1950 im Bundesland Steiermark 9873 der nach Österreich vertriebenen Volksdeutschen aus der Untersteiermark, nach: Die deutschen Vertreibungsverluste, Stuttgart 1958, S. 438 mit Anm. 52 u. 53). Da es sich nach mehrfach übereinstimmender Ansicht bei dem grösseren Teil der unter Herkunftsland, staatenlos oder ungeklärt registrierten und in der Zusammenstellung des österreichischen Innenministeriums als nicht Deutsch Sprechende geführten Eingebürgerten tatsächlich um Volksdeutsche handelt (vgl. Radspieler, S. 41 f., 52 und 63 Tab. XVI mit Anm. 2.; aufschlussreich ist folgende Gegenüberstellung in diesen Gruppen nach dem Stand vom 1.10.1953: Herkunftsland Jugoslawien 6'784 eingebürgert – 11 955 nicht eingebürgert, staatenlos 17'227 - 4635, ungeklärt 5641 - 2134), müssten die Zahlen der deutschsprachigen Eingebürgerten und die Gesamtzahlen in der obigen Aufstellung entsprechend erhöht werden, so dass mit einer Gesamtzahl von 140'000 bis 145'000 Volksdeutschen aus Jugoslawien am 1.10.1951 und einer Gesamtzahl von 150'000 im September 1950 zu rechnen ist.

Es dürfte mit höchstens 15'000 zu rechnen sein¹⁶. Für die im September 1950 noch am Leben befindlichen Kriegsgefangenen und -vermissten, Straf- und Untersuchungsgefangenen, verschleppten und vermissten Zivilpersonen muss wohl eine Gesamtzahl von 3'000–4'000 veranschlagt werden¹⁷. Weiterhin ist anzunehmen, dass ca. 3'000 Deutsche bei ihrer Flucht vor dem Anmarsch der Roten Armee Ende 1944, bei dem vergeblichen Versuch,

Weiterhin bestätigt wird diese Annahme auch durch die Zahl der registrierten Auswanderer aus Österreich. Nach Angaben des österreichischen Innenministeriums (vgl. Radspieler, S. 57 Tab. XII) sind in der Zeit vom 1.7.1947 bis 31.12.1952 und vom 1. 1. bis 1.10.1953 insgesamt 21'006 nicht eingebürgerte Jugoslawien-Deutsche nach folgenden Ländern ausgewandert:

USA	Frankreich	Canada	Brasilien	Deutschland
10 421	3 833	1 384	2 256	638
72		999	60	898
England	Argentinien	Australien	sonstige	insgesamt
260	60	22	15	18 889
		68	20	2117

Da die Gesamtzahl der bis Ende 1952 auf Grund des amerikanischen DP-Gesetzes vom 25.6.1948, Abt. 12, aus Österreich in die USA ausgewanderten Volksdeutschen verschiedener Heimatländer tatsächlich um 4047 höher war als nach dem Ausweis des österreichischen Innenministeriums (14'798) und die Masse dieser Auswanderer Jugoslawien-Deutsche waren, muss deren Gesamtzahl wohl um ca. 3'000 auf wahrscheinlich 24'000 erhöht werden (vgl. Radspieler, S. 57, Anm. 2). Eine nennenswerte Auswanderung begann erst 1949; bis Ende des Jahres haben insgesamt 905 Volksdeutsche in Österreich ihr Visum zur Einwanderung in die USA erhalten (vgl. den «Walter-Bericht»: Vertriebene und Flüchtlinge volksdeutschen Ursprungs, Bericht vom 24. März 1950, Nr. 1841, 81. Kongress, 2. Sitzungsperiode; deutsche Ausgabe, Bonn 1950, S. 92). – Wie viele Jugoslawien-Deutsche während dieser Zeit über die «grüne Grenze» nach Deutschland gingen, wo sie bessere Lebensbedingungen zu finden hofften, ist nicht bekannt.

Vermerkt sei noch, dass zu verschiedenen Zeiten auch Volksdeutsche aus Jugoslawien ihr Volkstumsbekenntnis oder die Angabe des Herkunftslandes aus bestimmten Gründen (Zugehörigkeit zur Waffen-SS, Betreuung der nichtdeutschen Flüchtlinge und DPs durch internationale Organisationen, die Möglichkeit zur Umsiedlung nach Deutschland als Ungarn-Deutsche oder deutsche Staatsangehörige, die Schwierigkeiten bei der Bewerbung um die österreichische Staatsangehörigkeit ohne den Nachweis über den Verlust der früheren Staatsangehörigkeit, Erleichterung der Auswanderung usw.) der jeweiligen Lage anzupassen suchten und in den amtlich ausgewiesenen Zahlen nicht richtig geführt oder gar nicht einbezogen sind.

¹⁸ vgl. Die deutschen Vertreibungsverluste, S. 439.

¹⁷ Bei der im Bundesgebiet und in Berlin (West) durchgeführten Registrierung der im März 1950 noch am Leben befindlichen deutschen Kriegs-, Straf- und Untersuchungsgefangenen wurde die Zahl von 1'167 Personen aus Jugoslawien festgestellt, von denen 1'038 Kriegsgefangene waren (nach: Die deutschen Vertreibungsverluste, S. 442). Obwohl weitere Anhaltspunkte nicht gegeben sind, kann für die gesamte Volksgruppe die Zahl dieser Personen wohl auf 2'500 und die Gesamtzahl der noch verschleppten (die letzten Transporte der um die Jahreswende 1944/45 in die Sowjetunion Deportierten sind Ende 1949 nach Deutschland entlassen worden) oder aus anderen Motiven in verschiedenen Ländern zwangsweise zurückgehaltenen Jugoslawien-Deutschen auf 1'000 geschätzt werden.

nach Kriegsende in die Heimat zurückzukehren, oder nach der Flucht aus den jugoslawischen Internierungslagern in Ungarn und Rumänien, meistens wohl bei Verwandten, zurückgeblieben sind und dort noch im Jahre 1950 lebten¹⁸.

Als Ergebnis der ersten jugoslawischen Nachkriegszählung am 15. März 1948 wird die Gesamtzahl von 55'328 Deutschen ausgewiesen, die zweifellos nicht alle in Jugoslawien noch zurückgebliebenen oder zurückgehaltenen Volksdeutschen erfasste¹⁹. Wird das Ergebnis der Volkszählung vom 31. März 1953, die insgesamt ca. 62'000

¹⁸ vgl. z.B. Dokumentation der Vertreibung, Bd. III, S. 304, Anm. 1 u. 2; Bericht Nr. 18, S. 112; Zollitsch, Filipowa, S. 217 und 253, Personenstatistik; Volk, Karlsdorf, S. 72.

¹⁹ Vermutlich wurden nur die vormaligen «Lagerleute» gezählt, nicht aber die Volksdeutschen Kriegsgefangenen (zumeist erst Ende des Jahres als «freie Bürger der FNRJ» entlassen) und viele der schon vorzeitig aus der Internierung entlassenen Deutschen (Kroatien-Slawonien) und der von den diskriminierenden Massnahmen ausgenommenen volksdeutschen Ehepartner von Personen «anerkannter Nationalitäten», die es noch vorzogen, ihr Volkstumsbekenntnis der damaligen Lage anzupassen.

Nach den veröffentlichten Ergebnissen der Volkszählung vom 15.3.1948 befand sich der größte Teil der Deutschen in der Volksrepublik Serbien (mit der Autonomen Provinz Wojwodina: Banat, Batschka und Syrmien; die Baranja gehört zur VR Kroatien):

Serbien 41 463	Kroatien 10 144	Slowenien 1824	Bosnien u. Her- zegowina 1163	Mazedonien 359	Monte- negro 375
Prozent der Bevölkerung:					
0,6	0,3	0,1	0,1		0,1

Nach: Statisticki Biltin, Belgrad 1950, Jg. 1, Heft 1, S. 16 f.

Die Aufgliederung nach Alter und Geschlecht ergibt folgendes Bild:

Alters- jahre*	männl.		weibl.		insgesamt		Frauen auf 100 Männer
	männl.	%	weibl.	%	insgesamt	%	
0- 4	1 063	4,8	1 035	3,1	2 098	3,8	
5- 9	2 996	13,5	2 761	8,3	5 757	10,4	
10- 14	3 024	13,6	2 964	8,9	5 988	10,8	
15- 19	2 673	12,0	2 900	8,8	5 573	10,1	99
20- 24	1 103	5,0	1 945	5,9	3 048	5,5	176
25- 29	1 209	5,4	2 249	6,8	3 458	6,3	186
30- 34	981	4,4	2 134	6,4	3 115	5,6	217
35- 39	1 488	6,7	3 379	10,2	4 867	8,8	228
40- 44	1 353	6,1	2 700	8,2	4 053	7,3	200
45- 49	1 298	5,8	2 636	8,0	3 934	7,1	203
50- 54	1 420	6,4	2 635	8,0	4 055	7,3	185
55- 59	1 235	5,6	1 904	5,7	3 139	5,7	154
60- 64	1 095	4,9	1 652	5,0	2 747	5,0	151
65 u. älter	1 271	5,7	2 225	6,7	3 496	6,3	175
insgesamt	22 209	100,0	33 119	100,0	55 328	100,0	

* Altersjahre 0-4 sind Geburtsjahre 1.1.1943 bis 15.3.1948, Altersjahre 5-9 Geburtsjahre 1938 bis 1942 usw.

(vgl. auch die Untersuchung von Johann Wuscht, Nachkriegsstatistik des Deutschtums in Jugoslawien, in: Südostdeutsche Heimatblätter, Jg. 6, München 1957, S. 103 ff.)

Deutsche ergab²⁰, einmal als annähernd richtig zugrunde gelegt, so ist für den Stand im September 1950 mit mindestens 75'000 noch in Jugoslawien lebenden Volksdeutschen zu rechnen²¹.

Nach dieser Zusammenstellung lässt sich für die 1950 am Leben befindlichen Jugoslawien-Deutschen eine Gesamtzahl von 409'500 Personen feststellen. Die Differenz gegenüber der Ausgangszahl von 481'850 ergibt mit 72'350 ungeklärten Fällen die statistisch zu ermittelnde Grössenordnung der Zivilverluste²².

Inzwischen liegen die Ergebnisse der von der «Heimatortskartei» gesammelten und ausgewerteten Erhebungen vor, die jede einzelne Person erfassen und für die Volksdeutschen aus Jugoslawien als vollständig angesehen werden können, so dass durch weitere Meldungen noch nicht erfasster Personen keine wesentlichen Erhöhungen der Verlustzahlen zu erwarten sind. Danach haben in der Zeit vom Beginn des Einmarsches der Roten Armee und der Wiedererrichtung der jugoslawischen Verwaltung (Oktober 1944 bzw. Ende des Krieges) bis zur Auflösung der Internierungs- und Zwangsarbeitslager für Volksdeutsche (1948 in Jugoslawien, bzw. 1949 in der Sowjetunion) auf der Flucht, durch Gewaltakte unter der Militärverwaltung der Partisanen, in jugoslawischen oder sowjetischen Lagern und unter verschiedenen Zwangsmassnahmen des jugoslawischen Nachkriegsregimes insgesamt 68'664 Volksdeutsche den Tod gefunden²³. Die tatsäch-

²⁰ Statisticki Godisnjak FNRJ 1955, Belgrad 1955.

²¹ Von 1950 bis Ende 1952 wurden aus Triest in sechs Transporten 730 Personen, meist Volksdeutsche aus Jugoslawien (s. auch Bericht Nr. 77, Anm. 4, S. 596), in das deutsche Bundesgebiet aufgenommen. Insgesamt 7'254 Deutsche (darunter eine ganz geringe Zahl deutscher Staatsangehöriger, die nach 1945 als Facharbeiter nach Jugoslawien gegangen sind) kamen während der gleichen Zeit aus Jugoslawien als Aussiedler im Wege der Einzelausreise (1950–1979), 1951–3'668, 1952–3'407) und 1'044 volksdeutsche Kinder in das Bundesgebiet (vgl. Vertriebene, Flüchtlinge, Kriegsgefangene, heimatlose Ausländer 1949–1952, Bonn 1953, S. 12f.). Am 19. März 1953 traf noch ein weiterer Transport mit 133 Kindern ein. Von Januar bis Ende März 1953 wurden in den Durchgangslagern 1'761 Einzelausreisende aus Jugoslawien registriert. Wieviele Volksdeutsche (Kinder und Erwachsene) zwischen 1950 und 1953 ihren Weg aus Jugoslawien nach Österreich genommen haben, ist nicht zuverlässig bekannt; es kann mit 2'000 bis 2'500 gerechnet werden. Da demnach in der Zeit von 1950 bis Ende März 1953 (Volkszählung in Jugoslawien) ca. 13'000 Volksdeutsche ausgereist sind, kann für die im September 1950 noch in Jugoslawien lebenden eine Mindestzahl von 75'000 angenommen werden.

²² Ein von der Gesamtzahl der 1950 als lebend festgestellten Jugoslawien-Deutschen noch abzuziehender natürlicher Geburtenüberschuss für die Zeit von 1945 bis 1950 kann angesichts der Lebensumstände der Vertriebenen und Internierten und der ohnehin schon vor dem Kriege sehr niedrigen Geburtenzahlen und Überschussraten (s. Anm. 4) unberücksichtigt bleiben.

²³ Die Differenz von 3'686 zwischen der Zahl der statistisch ungeklärten Fälle von 72'350 und den gezählten 68'664 Sterbefällen beruht im Wesentlichen darauf, dass in der Berechnung des statistisch errechneten Sollstandes im Oktober 1944 (Ausgangszahl für die Bilanz) an der gegenüber den Erhebungen der «Heimatortskartei» um ca. 2500 überhöhten statistischen Sollzahl der Volksdeutschen, die am 1.9.1939 ihren Wohnsitz in den Gebieten Banat, Batschka, Baranja und Syrmien hatten, festgehalten wurde (s. Anm. 8). Wird das Ergebnis der Berechnung, wie schon als richtig vermutet, auf das Ergebnis der Zählung hin bereinigt, so ist in der Bilanz mit der Aus-

lichen Zivilverluste der Jugoslawien-Deutschen kann man daher auf ca. 69'000 beziffern.

gangszahl von 479'400 zu rechnen, wonach sich dann eine Gesamtzahl von 69'900 statistisch ungeklärten Fällen und nur eine Differenz von ca. 1'200 gegenüber den gezählten Sterbefällen ergibt.

Zur Zeit ist es noch nicht ausgeschlossen, dass sich das Zählungsergebnis der Verluste durch Meldungen bisher in den Unterlagen der Heimatortskartei nicht erfasster Personen um einige Hundert Fälle erhöht. Für die tatsächlich endgültige Zahl der Zivilverluste ist wohl ein Mittelwert zwischen bisherigem Zählungsergebnis und bereinigtem Berechnungsergebnis anzunehmen.

Aus den Unterlagen der Heimatortskartei, die alle Volksdeutschen (und ihre Nachkommen bis Ende Oktober 1944) erfasst, die am 1.9.1939 ihren Wohnsitz in Jugoslawien hatten, wurden nur diejenigen Personen zu den Verlusten der Zivilbevölkerung gezählt, die seit Oktober 1944 als vermisst gelten oder unter folgenden Umständen den Tod fanden:

1. Auf der Flucht gestorben: 2'361.

Gezählt wurden alle Personen, die seit Beginn des Einmarsches der Roten Armee (1. Oktober 1944) auf ihrem Fluchtweg aus Jugoslawien oder in ihren verschiedenen Aufenthaltsorten in Ungarn, Österreich, Böhmen-Mähren, Schlesien, Sachsen usw. bis Kriegsende (9. Mai 1945) gestorben sind.

2. Gewaltsam ums Leben gebracht, zumeist erschossen: 5'777.

Dabei handelt es sich um Zivilpersonen, die in den Wirren nach dem Einmarsch der sowjetischen und jugoslawischen Truppen, unter dem Terror des Partisanenregimes (Massenerschossungen als sog. Vergeltungsaktionen) und in den jugoslawischen Internierungslagern erschossen wurden; darunter befinden sich auch ehemalige Soldaten oder Angehörige bewaffneter Hilfsdienste, die sich bei der Besetzung im Heimatort befanden.

3. Nach der Verschleppung gestorben oder vermisst: 5'683.

Darunter befinden sich alle Personen, die um die Jahreswende 1944/45 zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion deportiert wurden und dort oder auf dem Transport gestorben sind (etwa 4500–5'000, d.h. 16 vH der Deportierten); bei den übrigen handelt es sich meistens um Männer, die in den Monaten Oktober/November 1944 von Partisanenkommandos aus ihren Heimatorten verschleppt wurden und von denen man seither nichts mehr gehört hat.

4. In den verschiedenen Internierungs- und Arbeitslagern bis 1948 in Jugoslawien gestorben: 48 027.

Darin einbegriffen sind auch einige Hundert Selbstmorde, von denen nicht genau festgestellt werden konnte, ob sie im Lager oder in der Heimatgemeinde verübt wurden. Nicht gezählt wurden diejenigen, die vor der (zeitlich in den einzelnen Orten auch unterschiedlichen) Errichtung der Lager eines natürlichen Todes im Heimatort gestorben sind, und die nach dem 31.10.1944 geborenen und auch im Lager gestorbenen Kleinkinder.

5. Inhaftiert und seither verschollen: 187.

Es handelt sich um Zivilpersonen, von denen man weiss, dass sie eine Zeitlang in einer Haftanstalt waren, von denen man seither aber nichts mehr gehört hat.

6. Vermisst: 6'273.

Das sind Zivilpersonen, deren Aufenthalt zu irgendeinem Zeitpunkt zwischen Ende 1944 und 1948 bekannt war, über deren weiteres Schicksal man aber nichts mehr erfahren konnte und die seitdem als verschollen gelten.

Nach den einzelnen Angaben und den Kriterien der Auszählung war eine genaue Bestimmung oder Scheidung der Gruppen nicht immer möglich. So dürften wohl von den Vermissten der Gruppe 3 je 500 in die Gruppen 2 und 4 gehören und ebenfalls in Gruppe 4 der grösste Teil der Vermissten-Gruppe 6. Die Gesamtzahl der gewaltsam Getöteten (Gruppe 2) dürfte einschliesslich der bei den militärischen Kriegsverlusten mitgezählten Erschossenen (s. Anm. 11) über 7'000 betragen. Die Gesamtzahl der in

Durch den Krieg und die Nachkriegsereignisse sind demnach insgesamt 98'000 Personen (19,1 vH) der ehemaligen deutschen Volksgruppe in Jugoslawien ums Leben gekommen.

den Lagern Gestorbenen kann auf annähernd 55'000 veranschlagt werden (der ehemalige Abgeordnete des Belgrader Parlaments und Gerichtspräsident Dr. Wilhelm Neuner aus Gross-Betscherek schätzte nach seiner Entlassung aus Jugoslawien im April 1948 die Zahl der in den Lagern zugrunde gegangenen Volksdeutschen auf 50'000 bis 60'000; vgl. Keesing's Archiv der Gegenwart, Jg. 18/19, S. 1463 H); allein in den Zentrallagern und in den Konzentrationslagern für Arbeitsunfähige – ältere Personen, Kinder, Kranke und Mütter mit mehreren Kindern – in Rudolfsgrad (s. Bericht Nr. 62, S. 496 ff.), Molidorf (Nr. 52, S. 368 ff.), Jarek (Nr. 56, S. 395 ff.), Gakovo und Kruševlje (Nr. 59, S. 414 ff.), Sremska Mitrovica (Nr. 58, S. 406 ff.), Krndija und Valpovo (Nr. 66 u. 68, S. 525 u. 541 mit Anm. 3) und Stermtal (Nr. 70 u. 71, S. 548 ff.) sind insgesamt fast 38'000 Personen gestorben.

Von den beim Anmarsch der Roten Armee und der Partisanen nicht geflüchteten und in ihren Heimatorten zurückgebliebenen Volksdeutschen ist durch Gewaltakte und unter den Zwangsmassnahmen des jugoslawischen Nachkriegsregimes über ein Drittel ums Leben gekommen (vgl. die Berichte Nr. 40, Anm. 22, S. 259 f.; Nr. 54, Anm. 7, S. 380; Nr. 55, Anm. 1, S. 381 f. und Anm. 8, S. 386; Nr. 56, Anm. 8, S. 398 f.; Nr. 59, Anm. 5, S. 419 f.).

Wie oft in der Geschichte haben genauere Nachforschungen ergeben, dass die ursprünglich angenommenen Verlustzahlen tatsächlich geringer sind; die hohen Verlustzahlen, die G. Wolfrum (Osteuropa-Handbuch, Jugoslawien, S. 36: Mindestverlust 183'000), L. Rohrbacher (Die Ausrottung der deutschsprachigen Minorität in Jugosawien in den Jahren 1944-46, Salzburg 1949; ders., Ein Volk – ausgelöscht, Salzburg 1950), G. Rhode (Zeitschrift für Ostforschung, 2. Jg. 1953, S. 384: 385'000 Personen Gesamtverlust), W. Krallert (Zur gegenwärtigen zahlenmässigen Stärke des Deutschtums in und aus Südosteuropa. In: Südostdeutsche Heimatblätter, 4. Jg. 1955, S. 95: 260'000 Gesamtverluste), Jahrbuch der Deutschen aus Jugoslawien 1960 (Stuttgart 1959, S. 41, jeder Dritte «vernichtet») angegeben haben, halten der Überprüfung nicht stand.

Anlagen

**Gesetzesverordmmgen über die Rechtsstellung der deutschen Volksgruppe
und des Volksgruppenführers im «Unabhängigen Staat Kroatien.»**

**a) Gesetzesdekret vom 21. Juni 1941 über die vorläufige Rechtsstellung
der deutschen Volksgruppe.**

Nar. Nov. NDH¹ Nr. 56.

Artikel 1

Die Deutsche Volksgruppe in Kroatien ist die Zusammenfassung der in Kroatien lebenden Deutschen unter dem Volksgruppenführer, soweit sie nicht die deutsche Reichsangehörigkeit besitzen. Sie ist ein besonderer Bestandteil des Kroatischen Staates. Sie geniesst für ihre Arbeit im Rahmen der allgemeinen Gesetze das uneingeschränkte Recht zu politischer, kultureller, wirtschaftlicher und verwaltungsmässiger Arbeit. Die endgültige Stellung der Deutschen Volksgruppe im Rahmen des Kroatischen Staates wird eine besondere Regelung erfahren.

Artikel 2

Die Deutsche Volksgruppe wird unter dem Namen «Deutsche Volksgruppe im Unabhängigen Staat Kroatien» zur juristischen Person öffentlichen Rechtes erklärt.

Artikel 3

Die Deutsche Volksgruppe bekennt sich zum Unabhängigen Staat Kroatien.

Artikel 4

Solange die engültige Stellung der Deutschen Volksgruppe im Rahmen des Kroatischen Staates noch nicht geregelt ist, werden die Belange der Deutschen Volksgruppe durch Beauftragte des Volksgruppenführers wahrgenommen, welche in den einzelnen Gemeinden, Bezirken und Grossgespanschaften eingesetzt werden. Diese sind zuständig für alle notwendigen Besprechungen, Zusammenarbeit und Wünsche gegenüber den entsprechenden Kroatischen staatlichen und Selbstverwaltungsbehörden.

Artikel 5

Die Angehörigen der Deutschen Volksgruppe in Kroatien geniessen in jeder Hinsicht die Gleichberechtigung gegenüber den Angehörigen des Kroatischen Volkes, be-

¹ «Narodne Novine Nezavisne Drzave Hrvatske» (Amtsblatt des Unabhängigen Staates Kroatien). – In deutscher Übersetzung veröffentlicht im «Verordnungsblatt der Volksgruppenführung der deutschen Volksgruppe im Unabhängigen Staate Kroatien», Folge 3 vom 30. Juli 1941.

sonders hinsichtlich der Erlangung öffentlicher Ämter, Teilnahme an Verwaltung, berufs- und wirtschaftlicher Betätigung, und Erwerb von Gütern und Liegenschaften.

Artikel 6

Den Angehörigen der Deutschen Volksgruppe wird die uneingeschränkte Erhaltung ihres deutschen Volkstums und das ungehinderte Bekenntnis zu ihrer nationalsozialistischen Weltanschauung, sowie die ungestörte Entwicklung ihres eigenständigen deutschen nationalen Lebens und die unbehinderte Anbahnung und Aufrechterhaltung nationaler und kultureller Beziehungen zum Deutschen Muttervolke verbürgt.

Die zur freien, ungehinderten Arbeit auf politischem, kulturellem, wirtschaftlichem und sozialem Gebiet notwendigen Organisationen, Einheiten und Einrichtungen kann sie nach Bedarf aufstellen.

Artikel 7

Alle Bestimmungen, die im Gegensatz zu dieser Gesetzverfügung stehen, werden ausser Kraft gesetzt.

Artikel 8

Diese Gesetzesverfügung tritt mit dem Tage der Verkündung in «Narodne Novine» in Kraft².

Der Innenminister:
Dr. Andrija Artukovic, e. H.

Poglavnik:
Dr. Ante Pavelic, e. EL

Der Vorsitzende der gesetzgebenden
Kommission beim Poglavnik:
Dr. Milovan Zanic, e. H.

b) Gesetzesdekret vom 30. Oktober 1941 über die Rechtsstellung des Volksgruppenführers der Deutschen Volksgruppe im «Unabhängigen Staat Kroatien.»

Nar. Nov. NDH Nr. 166³.

§ 1

Die Wahrung der Belange der Deutschen Volksgruppe im Unabhängigen Staate Kroatien, ihre Vertretung bei der kroatischen Staatsregierung und die Gewährleistung eines nutzbringenden Zusammenlebens der Deutschen Volksgruppe mit dem Kroatischen Staat und Volke erfolgt durch den Volksgruppenführer.

² Am 21. Juni 1941.

³ In deutscher Übersetzung veröffentlicht im «Verordnungsblatt der Volksgruppenführung der deutschen Volksgruppe im Unabhängigen Staate Kroatien», Folge 7 vom 1. November 1941.

§ 2

Der Volksgruppenführer hat die Rechtsstellung und die Befugnisse eines Staatsdirektors.

§ 3

In die Zuständigkeit des Volksgruppenführers fallen alle Lebensgebiete der Deutschen Volksgruppe und die Massnahmen, die für deren Aufbau, Erhaltung, Festigung und Entwicklung sowie ihre Führung und Lenkung in politischer, kultureller, wirtschaftlicher, bevölkerungspolitischer, sozialer und organisatorischer Hinsicht notwendig sind.

§ 4

In den inneren Angelegenheiten der Deutschen Volksgruppe steht dem Volksgruppenführer das Verordnungsrecht im Rahmen der Gesetze zu. Der Volksgruppenführer erlässt die Organisationsbestimmungen, Richtlinien und Satzungen für alle Gliederungen und Einrichtungen der Deutschen Volksgruppe.

§ 5

Bei den Grossgespanschaften Vuka, Baranja, Livac und Zapolje, Posavje, Bilogora, Sana und Luka, sowie den Bezirksbehörden dieser Grossgespanschaften werden als Organe des Volksgruppenführers Referenten für die Angelegenheiten der Deutschen Volksgruppe eingesetzt, die Staatsbeamte sind.

Die Einsetzung der Referenten bei den Bezirksbehörden erfolgt nur, wenn es der Volksgruppenführer für notwendig findet.

§ 6

Die Durchführung dieser Gesetzesverfügung wird dem Ministerium des Inneren anvertraut.

§ 7

Diese Gesetzesverfügung tritt am Tage ihrer Verlautbarung im Amtsblatt in Kraft⁴.

Der Innenminister:
gez. Dr. Andrija Artukovic
Der Minister für Justiz und Kultus:
gez. Dr. Mirko Puk

Der Poglavnik
des Unabhängigen Staates
Kroatien
gez. Dr. Ante Pavelic

⁴ Am 30. Oktober 1941.

Verordnung vom 6. August 1943 über die Rechtsstellung der deutschen Volksgruppe im Banat und Serbien.

SI. Nov. Nr. 66.¹

Artikel 1

Die Deutsche Volksgruppe im Banat und in Serbien umfasst alle Deutschen, die in diesem Gebiete ihre Heimatzuständigkeit haben oder vom Volksgruppenführer als Angehörige der Volksgruppe anerkannt werden².

Hinsichtlich ihrer Tätigkeit im Rahmen der allgemeinen gesetzlichen Bestimmungen genießt die Deutsche Volksgruppe das unbeschränkte Recht der Betätigung auf politischem, kulturellem, wirtschaftlichem und sozialem Gebiet.

Artikel 2

Der Deutschen Volksgruppe im Banat und in Serbien wird der Charakter einer Rechtsperson im Sinne des öffentlichen Rechts unter der Bezeichnung «Deutsche Volksgruppe im Banat und in Serbien» zuerkannt.

Die Deutsche Volksgruppe im Banat und in Serbien wird vom Volksgruppenführer mit dem Sitze im Banat (Betschkerek) vertreten. Dieser bestimmt seine Vertreter für den Fall seiner Verhinderung durch eigene Verfügung.

Artikel 3

Die Interessen der Deutschen Volksgruppe werden von Vertrauensmännern des Volksgruppenführers vertreten, die in den einzelnen Gemeinden, Bezirken und Kreisen bestellt werden. Die Vertrauensmänner sind ermächtigt, die notwendigen Besprechungen zu führen, die Zusammenarbeit zu wahren und die Wünsche der Volksgruppe vor den zuständigen Staats- und Verwaltungsbehörden zu vertreten.

Artikel 4

Die Mitglieder der Deutschen Volksgruppe im Banat und in Serbien sind in jeder Beziehung mit den Angehörigen des serbischen Volkes gleichberechtigt, insbesondere in Bezug auf die Erlangung öffentlicher Ämter, die Mitarbeit in der Verwaltung, die

¹ Sluzbene Novine (Amtsblatt der serbischen Ministerien). In deutscher Übersetzung veröffentlicht im «Verordnungsblatt der Volksgruppenführung der deutschen Volksgruppe im Banat und Serbien», Folge 22 vom 10. September 1943.

² Dieser Absatz lautet in der ersten Fassung der Verordnung vom 19. Juli 1941 über die Rechtsstellung der deutschen Volksgruppe in Serbien (veröffentlicht in SI. Nov. Nr. 91 vom 23. Juli 1941, in deutscher Übersetzung im VOB1. der Volksgruppenführung, Folge 3 vom 1. September 1941) und der Ergänzungsverordnung hierzu (SI. Nov. Nr. 10 vom 3. Februar 1942, deutsch VOB1. der Volksgruppen, Folge 8 vom 1. März 1942):
«Die deutsche Volksgruppe in Serbien umfasst alle Deutschen, die in diesem Gebiet leben, nicht deutsche Staatsangehörige sind und unter der Führung des Volksgruppenführers stehen.»

Ausübung von Berufen und der wirtschaftlichen Tätigkeit, sowie des Erwerbs beweglichen und unbeweglichen Vermögens.

Artikel 5

Der Deutschen Volksgruppe wird völlige Wahrung ihres deutschen Volkstums, Einhaltung nationalsozialistischer Lebensanschauung, freie Entwicklung ihres ursprünglichen Volkslebens und freie Herstellung und Beibehaltung völkischer und kultureller Beziehungen mit dem deutschen Muttervolk gewährleistet.

Die Deutsche Volksgruppe kann die erforderlichen Organisationen und Gliederungen zur ungestörten Arbeit auf politischem, kulturellem, wirtschaftlichem und sozialem Gebiet schaffen³.

Artikel 6

Die Deutsche Volksgruppe ist berechtigt, zur Durchführung ihrer Aufgaben von ihren Angehörigen Pflichtbeiträge (Volksgruppensteuer) zu erheben.

Die Deutsche Volksgruppe kann diese Pflichtbeiträge durch eigene Organe oder durch die Verwaltungs- bzw. Steuerbehörden erheben, so, wie die Staatssteuern eingezogen werden.

Zahlungsaufträge der Deutschen Volksgruppe haben die Kraft eines Exekutionstitels im Sinne des Gesetzes über Exekutionen und Sicherstellungen.

Artikel 7

Die Deutsche Volksgruppe hat gegenüber ihren Angehörigen eine eigene Disziplinargerichtsbarkeit. Diese Disziplinargerichtsbarkeit wird angewendet gegen Angehörige der Deutschen Volksgruppe, die durch Worte und Handlungen die Ehre und das Ansehen des Deutschen Volkes, der Volksgruppe oder führender deutscher Persönlichkeiten verletzen, sowie gegen jene, die den Anordnungen des Volksgruppenführers nicht nachkommen. Hierbei können folgende Strafen verhängt werden: 1. Ermahnung, 2. Verweis, 3. Verlust von Amt und Würde in der Volksgruppe und 4. Erziehungslager bis zu 15 Tagen.

Bei Nichtbefolgung von Anordnungen des Volksgruppenführers, die von diesem als von grundlegender Bedeutung bezeichnet werden, kann bis zu drei Monaten Erziehungslager als Strafe verhängt werden.

Die Entscheidungen der Disziplinargerichte sind nicht anfechtbar. Sie unterliegen, soweit sie über eine Strafe von 15 Tagen Erziehungslager hinausgehen, auf Antrag des Verurteilten einer Nachprüfung durch den Führer der Deutschen Volksgruppe. Die Nachprüfung führt zur Aufhebung, Milderung oder Bestätigung der Entscheidung. Die Milderung und Bestätigung machen die Entscheidung vollstreckbar.

³ In der früheren Fassung lautete dieser Absatz: «Die deutsche Volksgruppe hat das Recht, die zur Entfaltung ungehemmter Tätigkeit auf politischem, kulturellem, wirtschaftlichem und sozialem Gebiet nötigen Gliederungen (Organisationen), Ämter und Anstalten zu schaffen.»

Artikel 8

Die Deutsche Volksgruppe hat das Recht, ständige Schiedsgerichte zu errichten, die im Sinne der §§ 672 bis 695 der Zivilprozessordnung über Zivil- und handelsrechtliche Angelegenheiten der Angehörigen der Deutschen Volksgruppe urteilen.

Der Volksgruppenführer bestimmt die Zahl der Gerichte und ihren ständigen Sitz, er ernennt und enthebt die Richter, erlässt die Vorschriften über das Gerichtsverfahren und bestimmt die Gebühren für dasselbe.

Artikel 9

Der Volksgruppenführer wird ermächtigt, zur Durchführung dieser Verordnung für die Angehörigen der Deutschen Volksgruppe verbindliche Statute und Verordnungen, soweit sie den bestehenden gesetzlichen Bestimmungen nicht widersprechen, zu erlassen. Diese Statuten und Verordnungen werden durch die Veröffentlichung im «Amtsblatt der Volksgruppenführung der Deutschen Volksgruppe im Banat und in Serbien» rechtskräftig.

Artikel 10

Diese Verordnung tritt mit dem Tage ihrer Verlautbarung im «Amtsblatte» in Kraft⁴, womit die «Verordnung über die Rechtsstellung der Deutschen Volksgruppe vom 19.7. 1941 – S. K. Nr. 125» mit ihren Änderungen und Zusätzen, sowie alle anderen Vorschriften, die mit dieser Verordnung in Gegensatz stehen, aufhören zu bestehen.

Der Präsident des Ministerrates:
Milan Dj. Nedic, m. p.

⁴ Veröffentlicht am 20. August 1943.

Vereinbarungen zwischen der Deutschen Reichsregierung und der Italienischen Regierung vom 31. August 1941 über die Umsiedlung der deutschen Staatsangehörigen und Volksdeutschen aus der Provinz Laibach.¹

a) Abkommen über die Umsiedlung der deutschen Staatsangehörigen und Volksdeutschen aus der Provinz Laibach.

Die Deutsche Regierung und die Italienische Regierung haben in dem Wunsche, die Umsiedlung der deutschen Staatsangehörigen und Volksdeutschen aus der Provinz Laibach zu erleichtern, Folgendes vereinbart:

Artikel 1

Die in der Provinz Laibach ansässigen oder dort geborenen und zuständigen Volksdeutschen können in voller Freiheit in das Deutsche Reich abwandern, um die deutsche Staatsangehörigkeit zu erwerben.

Sie verlieren die italienische Staatsangehörigkeit in dem Augenblick, in dem sie das italienische Gebiet verlassen, um endgültig abzuwandern.

Artikel 2

Die Volksdeutschen, die in das Reich abzuwandern beabsichtigen, werden durch den Hohen Kommissar der Provinz Laibach und den Deutschen Umsiedlungsbevollmächtigten öffentlich aufgefördert, bis zum 30. September 1941 in zweifacher Ausfertigung eine entsprechende Erklärung abzugeben, die dem Deutschen Umsiedlungsbevollmächtigten und dem Hohen Kommissar übermittelt wird. Der Umsiedlungsbevollmächtigte wird dem Hohen Kommissar möglichst bald mitteilen, ob dem Umsiedlungsantrag von deutscher Seite stattgegeben wird.

Artikel 3

Berechtigt zur Abgabe der Erklärung sind solche natürlichen Personen, die nach dem geltenden Recht handlungsfähig sind.

Die vom Familienhaupt abgegebene Erklärung gilt auch für die nicht grossjährig erklärten Minderjährigen und die nicht gesetzlich geschiedene Ehefrau. Ausser diesem Fall wird die Erklärung für Minderjährige, Entmündigte und beschränkt Handlungsfähige vom Vormund oder Pfleger abgegeben. Jedoch entscheiden volksdeutsche Ehefrauen und Minderjährige im Alter von über 18 Jahren, die nicht mit dem Ehemann oder dem die väterliche Gewalt Ausübenden zusammenleben und nicht von ihm erhalten werden, selbständig über die Frage ihrer Staatsangehörigkeit.

Artikel 4

Um die in dieser Vereinbarung vorgesehenen Massnahmen zu erleichtern, werden ein Vertreter des Auswärtigen Amtes und ein Deutscher Umsiedlungsbevollmächtigter

¹ Nach einem für den Dienstgebrauch angefertigten zweisprachigen Sonderdruck des Vertragswerkes; Bundesarchiv Koblenz, Aktenbestand R 49/40.

beim Hohen Kommissar in Laibach bestellt werden.

Da die Hauptmasse der deutschen Abwanderer sich in Gottschee befindet, wird in Gottschee ein weiterer Deutscher Umsiedlungsbevollmächtigter (Gebietsbevollmächtigter) bestellt, der dem Deutschen Umsiedlungsbevollmächtigten in Laibach untersteht.

Die beiden Dienststellen in Laibach und Gottschee werden nur das für die Erfüllung ihrer Aufgaben unbedingt notwendige Personal halten.

Die für die Durchführung der Aufgaben des Vertreters des Auswärtigen Amtes und der deutschen Umsiedlungsbevollmächtigten einschliesslich ihres Personals erforderlichen Ausgaben werden über das Konto «Verschiedene Übertragungen» überwiesen.

Artikel 5

Das gesamte Reinvermögen der von diesem Abkommen erfassten Personen wird nach Deutschland transferiert werden.

Die Flüssigmachung des Vermögens kann unmittelbar von den Beteiligten oder durch Bevollmächtigte ihres Vertrauens geschehen.

Auf die Flüssigmachung der Güter der Umsiedler werden gesetzliche Veräusserungsverbote oder andere Einschränkungen oder Verfügungsbeschränkungen nicht angewendet werden.

Alle mit der Verwertung der Güter der Umsiedler in Zusammenhang stehenden Rechtshandlungen und Urkunden sind befreit von Steuern, Gebühren, Beiträgen und Abgaben jeder Art.

Der Erlös aus der Flüssigmachung des Vermögens wird bei der Banca d'Italia eingezahlt und wird dann nach den Bestimmungen des deutschitalienischen Verrechnungsabkommens vom 26. September 1934 transferiert.

Der Transfer des Vermögens geschieht nach Tilgung aller Verbindlichkeiten.

Falls die Flüssigmachung des Vermögens bis zum Tage der Abwanderung nicht beendet ist, kann sie nach den Durchführungsbestimmungen geschehen mittels einer Vertrauensperson, die vom Beteiligten bevollmächtigt wird. Diese Person kann auch der Deutsche Umsiedlungsbevollmächtigte sein.

Artikel 6

Die von diesem Abkommen erfassten Personen können auf eigene Kosten frei von fiskalischen Lasten ihre bewegliche Habe unter Einschluss der Kunstgegenstände und der der Ausübung eines Gewerbes oder eines freien Berufes dienenden Gegenstände mitnehmen, wenn diese im Zeitpunkt der Unterzeichnung dieses Abkommens in ihrem Besitz waren, vorbehaltlich der Durchführungsbestimmungen betreffend Werte, Wertpapiere und Waren.

Zu den mitzunehmenden Gegenständen gehören auch das für die persönliche Arbeit des Umsiedlers erforderliche Acker- und Wirtschaftsgerät, sowie ein Drittel des Viehbestandes, mindestens aber ein Stück.

Artikel 7

Zu den Bedingungen der Artikel 5 und 6 werden auch die Vermögen von Stiftungen transferiert, bei denen die Bedachten ausschliesslich volksdeutsche Umsiedler sind.

Artikel 8

Die Begünstigungen nach Artikel 5 und 6 kommen auch den deutschen Staatsangehörigen zugute, die im Gebiet der Provinz Laibach ansässig sind, die Erklärung abgeben, dass sie ins Reich abwandern wollen, und auch tatsächlich bis zum 30. November 1941 ins Reich abwandern, sowie den deutschen Staatsangehörigen und den Volksdeutschen, die im obigen Gebiete geboren und dorthin zuständig sind, auch wenn sie ausserhalb des Gebietes leben, vorausgesetzt, dass sie nicht im Königreich Italien ansässig sind.

Artikel 9

Die Umsiedlung von Volksdeutschen und deutschen Staatsangehörigen soll bis zum 30. November 1941 beendet sein.

Artikel 10

Dieses Abkommen tritt am heutigen Tage gleichzeitig mit den heute unterzeichneten Durchführungsbestimmungen in Kraft.

Die Massnahmen, die nötig sind, um die in dem vorliegenden Abkommen vorgesehene Umsiedlung zu erleichtern, werden von Fall zu Fall von dem Hohen Kommissar und dem Deutschen Umsiedlungsbevollmächtigten vereinbart werden.

Unterzeichnet in Rom in deutscher und italienischer Sprache in je zwei Urschriften am 31. August 1941.

(gez.) Clodius

(gez.) Giannini

b) Durchführungsbestimmungen zum Abkommen über die Umsiedlung der deutschen Staatsangehörigen und Volksdeutschen aus der Provinz Laibach.

Die Deutsche Regierung und die Italienische Regierung haben für die praktische Anwendung des heute unterzeichneten Abkommens über die Umsiedlung der deutschen Staatsangehörigen und Volksdeutschen aus der Provinz Laibach, das nachstehend als «Abkommen⁴ bezeichnet wird, Folgendes vereinbart:

I. Die Umsiedlungserklärungen

§ 1

Der Deutsche Umsiedlungsbevollmächtigte und der Hohe Kommissar für die Provinz Laibach (im Folgenden «Hoher Kommissar» genannt) werden durch eine gemeinsame öffentliche Bekanntmachung auf die in den Artikeln 1 und 8 des Abkommens vorgesehene Möglichkeit hinweisen und zugleich zur Abgabe der im Artikel 2 des Abkommens vorgesehenen Erklärung einladen.

Die Bekanntmachung wird in deutscher und italienischer Sprache abgefasst und an den Anschlagtafeln der Gemeinden angeheftet, in der Ortspresse veröffentlicht und ausserdem durch den Sender Laibach verbreitet werden.

§ 2

Die im Artikel 2 des Abkommens vorgesehene Erklärung wird von dem Beteiligten oder durch eine Person seines Vertrauens bis zum 30. September 1941 bei der Gemeinde, in der der Erklärende ansässig ist, in zweifacher gleichlautender Ausfertigung eingereicht, von denen die eine an den Hohen Kommissar, die andere an den Deutschen Umsiedlungsbevollmächtigten gerichtet ist.

Erklärungen, deren beide Ausfertigungen voneinander abweichen, werden nicht angenommen.

Die Gemeinde stellt die Übereinstimmung der beiden Ausfertigungen der Erklärung fest und wird dann unverzüglich die an den Hohen Kommissar gerichtete Ausfertigung weiterleiten, sowie die an den Deutschen Umsiedlungsbevollmächtigten gerichtete, mit einem Sichtvermerk versehen, dem Beteiligten zurückgeben. Der Deutsche Umsiedlungsbevollmächtigte wird fortlaufend, jedoch nicht später als am 31. Oktober 1941, dem Hohen Kommissar mitteilen, ob der Antrag von der Deutschen Regierung angenommen oder abgelehnt worden ist. Geht die Mitteilung nicht rechtzeitig innerhalb der oben angegebenen Frist ein, so gilt der Antrag als angenommen, es sei denn, dass sich der Deutsche Umsiedlungsbevollmächtigte in einzelnen Ausnahmefällen die Möglichkeit vorbehält, eine Entscheidung der Deutschen Regierung innerhalb einer längeren Frist mitzuteilen, die jedoch in keinem Falle den 10. November 1941 überschreiten darf.

§ 3

Deutsche Staatsangehörige und Volksdeutsche, die nach Artikel 1 oder 8 des Abkommens zur Abgabe der Erklärung berechtigt sind, jedoch wegen Abwesenheit, Krankheit oder aus einem anderen berechtigten Grunde verhindert sind, die Frist des 30. September 1941 einzuhalten, können die Erklärung innerhalb eines Monats nach Fortfall des Hindernisses, spätestens aber bis zum 31. Dezember 1941, abgeben, unter der Voraussetzung, dass der Hohe Kommissar und der Deutsche Umsiedlungsbevollmächtigte den Hinderungsgrund als berechtigt anerkennen.

Die Annahme oder die Ablehnung des Antrags wird dem Hohen Kommissar schnellstens, in jedem Fall aber so rechtzeitig mitgeteilt werden, dass die etwaige Umsiedlung des Beteiligten bis zum 15. Februar 1942 stattfinden kann.

§ 4

Wenn beschränkt handlungsfähige oder handlungsunfähige deutsche Staatsangehörige oder Volksdeutsche einen Beistand oder einen gesetzlichen Vertreter nichtdeutscher Volkszugehörigkeit haben, wird der Hohe Kommissar auf Antrag des Deutschen Umsiedlungsbevollmächtigten, der bis zum 30. September 1941 zu stellen ist, nach vorheriger Würdigung der Umstände für jeden einzelnen Fall durch das zuständige Gericht die Bestellung eines besonderen Kurators deutscher Volkszugehörigkeit frei von Gebühren und nach den gesetzlichen Verfahrensvorschriften veranlassen.

Der besondere Kurator ist berechtigt, die in § 2 dieser Durchführungsbestimmungen vorgesehene Erklärung abzugeben und die sonst mit der Umsiedlung im Zusammenhang stehenden Rechtshandlungen vorzunehmen.

Die Frist für die Abgabe der Erklärung beträgt zwei Wochen von der Bestellung des Kurators an gerechnet.

§ 5

Auch die Personen, die sich in öffentlichem Gewahrsam, insbesondere in Straf- oder Untersuchungshaft befinden, sind zur Umsiedlung zugelassen, es ist ihnen die Möglichkeit einzuräumen, die Umsiedlungserklärung abzugeben. Haben sie den Willen zur Umsiedlung bekundet, so sind sie, insoweit es sich um leichtere Fälle handelt, den deutschen Behörden zur Verfügung zu stellen, und zwar unter den von der Polizeibehörde verfügten Sicherungsmassnahmen und nach vorheriger Vereinbarung zwischen den deutschen und italienischen Stellen.

In den Fällen, in denen mit Rücksicht auf die Schwere der Straftat und die lange Dauer der noch zu verbüssenden Strafe die Überstellung nicht zulässig ist, sind die Gefangenen nach vorheriger Vereinbarung des Zeitpunktes zwischen den deutschen und den italienischen Stellen an die nächste Grenzstation zu geleiten und dem Generalstaatsanwalt in Graz, nach Möglichkeit zugleich mit den auf sie bezüglichen Strafakten, zur Verfügung zu stellen.

Umsiedler, die während der Durchführung dieses Abkommens durch ihr Verhalten Anlass zu Beschwerden geben, müssen Italien unverzüglich verlassen.

II. Die deutschen Umsiedlungsdienststellen

§ 6

Der Deutsche Umsiedlungsbevollmächtigte erhält einen vom Auswärtigen Amt ausgestellten und von der Kgl. Italienischen Botschaft in Berlin visierten Ausweis.

Der ihm unterstellte Deutsche Umsiedlungsbevollmächtigte mit dem Dienstsitz in Gottschee und die Angestellten der beiden Dienststellen in Laibach und Gottschee werden für die Erfüllung ihrer Aufgaben mit Ausweisen versehen, die vom Deutschen Umsiedlungsbevollmächtigten ausgestellt und durch einen Sichtvermerk des Hohen Kommissars bestätigt werden; dieser Sichtvermerk wird bis zum 30. November 1941 gelten, vorbehaltlich einer Verlängerung für das Personal, das für die Beendigung der Abwicklung der Geschäfte unbedingt notwendig ist.

§ 7

Der Hohe Kommissar wird die Ermittlung und die Zurverfügungstellung der Räumlichkeiten, die für die Tätigkeit der beiden deutschen Amtsstellen und für die Unterbringung ihrer Angestellten erforderlich sind, einschliesslich der Einrichtung und der Fernsprechanlagen erleichtern.

Die Kosten für die Miete, die Einrichtung und die Benutzung der Anlagen werden von der Deutschen Regierung getragen.

§ 8

Um die Erfassung der Umsiedler zu erleichtern, ist die Italienische Regierung damit einverstanden, dass der Sonderzug der deutschen Einwandererzentralstelle sich für die

Dauer von 8 aufeinanderfolgenden Wochen, keinesfalls jedoch über den 15. November 1941 hinaus, im Bezirk von Gottsche aufhält. Das zum Sonderzug der deutschen Einwandererzentralstelle gehörige Personal ist berechtigt, während des Zugdienstes Uniform zu tragen. Alle anderen Angehörigen der deutschen Umsiedlungsdienststellen haben dagegen Zivilleidung zu tragen.

Die für den Sonderzug und das Personal der Einwandererzentralstelle erforderlichen Kosten werden von der Deutschen Regierung getragen.

III. Wirtschaftliche Bestimmungen

§ 9

Die Umsiedler, die von den Bestimmungen des Artikels 5 des Abkommens Gebrauch machen wollen, sollen bis zum 30. September 1941 dem Hohen Kommissar über ihr gesamtes bewegliches und unbewegliches Vermögen sowie über die Wertpapiere und Wertgegenstände, die ihr Eigentum bilden, in doppelter Ausfertigung eine Aufstellung überreichen, der ausserdem ein Verzeichnis ihrer Forderungen und Schulden beizufügen ist. Die Aufstellung soll die Vermögenslage des Umsiedlers im Augenblick der Abgabe der Erklärung wiedergeben.

Ferner hat der Erklärende in der Aufstellung die Gegenstände und Werte anzugeben, die er auszuführen beabsichtigt.

Eine Ausfertigung der Aufstellung wird vom Hohen Kommissar unverzüglich dem Deutschen Umsiedlungsbevollmächtigten übermittelt werden.

§ 10

Im Hinblick auf Artikel 5, Absatz 5 des Abkommens wird festgestellt, dass als Erlös aus der Flüssigmachung des Vermögens auch das dem Umsiedler gehörende Bargeld anzusehen ist.

§ 11

Die Umsiedler können Juwelen und Kostbarkeiten ausführen, die persönlichen oder Familienbesitz darstellen und nachweisbar am Tage der Unterzeichnung des Abkommens in ihrem Besitz waren.

Die Umsiedler können bei der Umsiedlung aus ihren eigenen Betrieben ihre Waren mitnehmen, die sie nicht zu angemessenen Preisen veräussern konnten. Zu diesem Zwecke wird der Hohe Kommissar Unternehmungen bezeichnen, die bereit sind, zu angemessenen Preisen die Waren zu erwerben, die der Umsiedler nicht liquidieren konnte.

Es besteht Einverständnis darüber, dass unter angemessenem Preis der Anschaffungs- oder Herstellungspreis zu verstehen ist, zuzüglich eines Aufschlages, der sich aus den allgemeinen Unkosten sowie einem mässigen Nutzen zusammensetzt.

§ 12

Für die Ausfuhr von Banknoten, Aktien, Obligationen, Sparkassenbüchern, Hypothekenbriefen, Pfandbriefen und anderen Wert- und Kreditpapieren ist die vorherige

Genehmigung des Istituto Nazionale per i Cambi con l'Estero erforderlich. Für die Erteilung der Genehmigung gelten folgende Richtlinien:

- a) Für auf Reichsmark lautende Wertpapiere und Urkunden, die sich auf Unternehmungen, Institute oder Gesellschaften und allgemein auf Schuldner mit dem Wohnsitz (Sitz) im Deutschen Reich beziehen, ferner für Hypothekenbriefe, die im Deutschen Reich gelegene unbewegliche Güter betreffen, wird die Bewilligung immer erteilt werden.
- b) Für Wertpapiere und Urkunden, die sich auf Unternehmungen, Institute oder Gesellschaften und allgemein auf Schuldner mit dem Wohnsitz (Sitz) im Gebiet der italienisch-albanischen Zollunion, des italienischen Afrika, oder der italienischen Besitzungen sowie auf dort gelegene, unbewegliche Güter beziehen, wird die Genehmigung nicht erteilt werden.
- c) Für die anderen Wertpapiere und Urkunden wird das Istituto Nazionale per i Cambi con PEstero in jedem einzelnen Falle eine Entscheidung treffen.

Die Ausfuhr sonstiger Urkunden, die zum Nachweise von Vermögensrechten dienen, bedarf keiner Genehmigung.

Aus Anlass der Umsiedlung, können ausgeführt werden:

- a) Archivgüter, Urkunden, Akten, Einzelpapiere und andere Schriften privaten Charakters einschliesslich solchen der Gesellschaften und Vereinigungen, an denen wenigstens zu $\frac{3}{4}$ deutsches Interesse gegeben ist, und zwar gleichviel, in welcher Sprache sie abgefasst sind, sofern sie nicht für die laufende Verwaltung des Gebiets notwendig sind, aus dem die Umsiedlung erfolgt.
- b) Bilder, Statuen und Zeichnungen, soweit sich diese Gegenstände auf deutsche Geschichte, Kultur oder Sippenforschung beziehen, was notwendigenfalls das Ufficio Regionale di Esportazione (Provinzialausfuhramt) festzustellen hat. Von der Ausfuhr ausgeschlossen sind Gegenstände, die ihrer Bestimmung nach als unbeweglich anzusehen sind.

Es ist ferner zulässig, von den oben angeführten Gegenständen Fotografien, Filme, Zeichnungen und Fotokopien herzustellen und auszuführen, auch wenn diese Gegenstände öffentlichen Körperschaften gehören; das gleiche gilt für Bau-, Kunst- und Kulturdenkmäler, sowie für die Kirchenbücher, die für den Personenstand der Umsiedler von Bedeutung sind.

§ 14

Die Ausfuhr der im Artikel 6 des Abkommens und den §§ 11, 12 und 13 dieser Durchführungsbestimmungen bezeichneten Gegenstände ist frei von Zöllen und Abgaben jeder Art.

Auf die Ausfuhr der Gegenstände, auf die sich die im vorhergehenden Absatz angeführten Bestimmungen beziehen, werden andere als die dort erwähnten Beschränkungen nicht angewendet werden.

§ 15

Für die Regelung der Forderungen und Verbindlichkeiten der Umsiedler gelten die folgenden Vorschriften:

1. Das Verzeichnis der Personen, die die Umsiedlung in das Deutsche Reich beantragt haben (nachstehend in diesem Paragraphen Umsiedler genannt) wird in jeder Gemeinde und im Amtsblatt für die Provinz Laibach veröffentlicht werden.
Binnen 2 Wochen von der Veröffentlichung an gerechnet, haben die Gläubiger der Umsiedler, die nicht Umsiedler sind, ihre Forderungen, gleichviel auf welchem Rechtsgrund diese beruhen, bei dem Hohen Kommissar anzumelden und dabei etwaige Pfand- und Vorzugsrechte anzugeben. In derselben Frist und bei derselben Stelle melden die Umsiedler ihre Forderungen gegen Nichtumsiedler mit dem Wohnsitz (Sitz) in der Provinz Raibach an. Beim Hohen Kommissar wird eine Ausgleichsstelle für die Forderungs- und Schuldenregelung gebildet, der je ein Vertreter des Hohen Kommissars und des Deutschen Umsiedlungsbevollmächtigten angehören.
2. Auf Grund der eingegangenen Erklärungen fertigt die Ausgleichsstelle ein Verzeichnis an, das den Schuldnern von Amtswegen zugestellt wird. Der Schuldner muss innerhalb von zwei Wochen nach Empfang des Verzeichnisses erklären, ob er die im Verzeichnis angeführten Forderungen anerkennt oder nicht. Soweit er die Forderungen bestreitet, hat er seine Einwendungen mitzuteilen; hierbei soll er die geeignet erscheinenden Urkunden in Urschrift oder Abschrift beifügen. In jedem Falle soll er ferner erklären, aus welchen Mitteln und in welcher ArV er seine Gläubiger zu befriedigen gedenkt. Die Gläubiger können in der Kanzlei der Ausgleichsstelle die Erklärung des Schuldners einsehen.
3. Erkennen die Schuldner die Richtigkeit des Verzeichnisses an oder erheben sie keinen Einwand in der in vorstehender Nummer bezeichneten Frist, und erheben die Gläubiger keine Einwendungen gegen die Art, in der der Schuldner sie zu befriedigen gedenkt, so erklärt die Ausgleichsstelle das Verzeichnis für rechtsverbindlich.
Im Falle von Einwendungen der Schuldner oder der Gläubiger lädt die Ausgleichsstelle den Schuldner und die Gläubiger zum Zwecke einer gütlichen Einigung vor. Kommt es zu keiner Einigung, so wird der Streitfall, falls alle Parteien damit einverstanden sind, vor die von ihnen bezeichneten Schiedsrichter gebracht. Andernfalls entscheidet das örtlich zuständige Bezirksgericht endgültig in Streitfällen, die Forderungen bis zu 3'000 Lire betreffen. Bei Forderungen über 3'000 Lire wird die Streitsache an einen Senat von 3 Richtern verwiesen, die zu diesem Zwecke gemäss Nr. 9 zu den Bezirksgerichten abgeordnet werden; dieser Senat entscheidet endgültig. Erfordert der Streitfall ein eingehendes Verfahren und stellen die Beteiligten übereinstimmend einen entsprechenden Antrag, so verweisen die Richter oder der Senat die Streitsache an das zuständige ordentliche Gericht.
4. Anhängige Rechtsstreitigkeiten, sowie anhängige Zwangsvollstreckungs- und Sicherungsmassnahmen von Nichtumsiedlern gegen Umsiedler oder von Umsiedlern gegen Gläubiger, die Nichtumsiedler sind und ihren Wohnsitz in der Provinz Laibach haben, werden auf Antrag einer Partei an die Ausgleichsstelle beim Hohen

Kommissar verwiesen. Die vorstehenden Bestimmungen gelten entsprechend. Die Gläubiger müssen jedoch ihre Anmeldungen nach Nr. 1 bewirken.

Von der Veröffentlichung des Verzeichnisses an bis zum Abschluss des Sonderverfahrens können vermögensrechtliche Klagen gegen Umsiedler oder von Umsiedlern nur in diesem Sonderverfahren eingebracht werden.

In anhängigen oder später anhängig werdenden Rechtsstreitigkeiten ist der Ablauf der Prozessfristen während der ganzen Dauer des Sonderverfahrens suspendiert.

Neue Zwangsvollstreckungs- oder Sicherungsmassnahmen sind während der Dauer des Sonderverfahrens nicht zulässig.

5. Steht die Höhe der Schulden rechtsverbindlich fest, so können die Parteien sie persönlich regeln. Die Schuldner sind verpflichtet, der Ausgleichsstelle innerhalb der von dieser festgesetzten Frist den Nachweis der Regelung zu erbringen. Erbringen sie diesen Nachweis nicht rechtzeitig, so ordnet die Ausgleichsstelle, nachdem sie dem Schuldner Gelegenheit zur Stellungnahme gegeben hat, an, dass die Gläubiger, soweit der Schuldner Umsiedler ist, auf die am geeignetsten erscheinende Weise aus dem Erlös der Liquidation befriedigt werden. Nötigenfalls setzt die Ausgleichsstelle einen Zahlungsplan fest.
6. Gibt der Schuldner die Erklärung gemäss Nr. 2 schuldhafter Weise nicht ab, reicht sein Vermögen zur Befriedigung der Gläubiger nicht aus oder erfüllt er die in Nr. 5 Satz 2 bezeichnete Verpflichtung schuldhafter Weise nicht, so wird auf Antrag des Gläubigers über sein Vermögen der Konkurs nach den allgemeinen Vorschriften eröffnet.
7. Gläubiger, die auf Grund der vorhergehenden Bestimmungen nicht vollständig befriedigt worden sind oder ihre Forderungen nicht oder nicht rechtzeitig angemeldet haben, behalten das Recht, ihre Forderungen auch nach der Umsiedlung geltend zu machen.
8. Das in den vorhergehenden Nummern vorgesehene Sonderverfahren mit Einschluss des Konkursverfahrens sowie alle damit im Zusammenhang stehenden Handlungen und Schriftstücke sind frei von allen Gebühren, Stempeln und sonstigen Abgaben irgendwelcher Art.
9. Um ein rasches Verfahren zu gewährleisten, wird die Italienische Regierung dafür Sorge tragen, dass den Bezirksgerichten die erforderliche Anzahl von Gerichtsbeamten, und zwar auch von höheren Gerichtsbeamten, sowie von Kanzleibeamten, zugeteilt wird.

§ 16

Umsiedler, die Pächter oder Mieter landwirtschaftlicher oder städtischer Grundstücke sind, können die Pacht- oder Mietverträge mit der Wirkung einer vorzeitigen Auflösung ohne Rücksicht auf die in Gesetzen, Gewohnheit oder Verträgen vorgesehenen Fristen mit einmonatiger Frist kündigen. Dem anderen Teile stehen aus diesem Anlass keinerlei Entschädigungsansprüche zu.

Der Vermieter (Verpächter) hat dem Mieter oder dem Pächter für den Teil der vom Mieter oder Pächter zur Verbesserung aufgewendeten Kosten, die den Wert des Miet-

oder Pachtgegenstandes nachhaltig erhöhen, eine angemessene Entschädigung zu zahlen, wenn eine solche Entschädigung im Verträge für den Fall der Auflösung vereinbart worden ist.

§ 17

Der Umsiedler, gleichviel ob Arbeitgeber oder Arbeitnehmer, hat das Recht, den Arbeitsvertrag zum Zeitpunkte der Umsiedlung zu kündigen.

Den umsiedelnden Arbeitnehmern stehen alle in Gesetz, Gewohnheit oder im Arbeitsvertrag für den Fall des freiwilligen Ausscheidens des Arbeitnehmers vorgesehenen Rechte zu.

Wird der Arbeitsvertrag vom umsiedelnden Arbeitgeber gekündigt, so stehen dem entlassenen Arbeiter alle in Gesetz, Gewohnheit oder im Vertrag für den Fall der Entlassung durch den Arbeitgeber vorgesehenen Rechte zu.

Über die in den vorhergehenden Absätzen vorgesehene Regelung hinaus bestehen zwischen den Beteiligten keine Ansprüche auf Ersatz für die durch die Umsiedlung herbeigeführte vorzeitige Auflösung des Arbeitsvertrages.

§ 18

Wenn Umsiedler, die einen freien Beruf ausüben, ihre Kanzlei, ihre ärztliche Praxis oder ihren Betrieb einem anderen Berufsangehörigen abtreten wollen, so werden die örtlichen Behörden bei Erteilung der Erlaubnis an den Übernehmer, sofern dieser in den in Betracht kommenden Berufsregistern eingetragen ist, mit besonderem Wohlwollen verfahren.

§ 19

Die in § 15 bezeichneten Behörden sind auch zuständig, in dem dort angegebenen Verfahren auf Antrag des Beteiligten nach den Grundsätzen der Billigkeit eine angemessene Entschädigung in den Fällen festzusetzen, in denen ein Umsiedler ein nicht übertragbares Recht infolge der Umsiedlung nicht mehr ausüben kann und der Verpflichtete infolgedessen ungerechtfertigt bereichert wird.

§ 20

Die Verpflichtung des Umsiedlers zur Zahlung von Steuern, Abgaben oder Gebühren in Italien erlischt mit dem Tage, an dem er das Eigentum an seinem Vermögen verliert oder die Ausübung seiner industriellen, kaufmännischen oder gewerblichen Tätigkeit aufgibt oder der Gegenstand der Besteuerung zu bestehen aufhört. Dagegen bleibt der Umsiedler verpflichtet, die bis zum vorstehenden Zeitpunkt fällig gewordenen und nicht bezahlten Steuern zu entrichten. Die gleiche Verpflichtung trifft den Umsiedler auch in dem Fall, dass die Entscheidung eines anhängigen Streitverfahrens erst nach dem vorerwähnten Zeitpunkt erfolgt und irgendeine Zahlungsverpflichtung zur Folge hat.

Die vorstehende Bestimmung gilt für die Steuern, Abgaben und Gebühren selbst sowie auch für die Nebenansprüche. Die italienischen Behörden werden Anträge der Umsiedler auf Rückzahlung von nicht geschuldeten Steuern, Abgaben oder Gebühren mit grösster Beschleunigung behandeln.

Die Italienische Regierung wird Angaben der Umsiedler über ihre wirtschaftlichen Verhältnisse, die sie aus Anlass der Umsiedlung machen, nicht zum Anlass fiskalischer oder strafrechtlicher Massnahmen irgendwelcher Art nehmen.

§ 21

Im Umsiedlungsgebiet befindliche Vermögensgegenstände, die innerhalb von 10 Jahren nach Unterzeichnung des Abkommens im Wege der gesetzlichen oder testamentarischen Erbfolge einer nach vorliegendem Abkommen umgesiedelten Person von anderen Personen zufallen, die nach den Bestimmungen des Abkommens zur Umsiedlung zugelassen worden wären, können innerhalb des gleichen Zeitraumes nach den Bestimmungen des Abkommens transferiert werden, vorausgesetzt, dass es sich um Verwandtschaft bis zum II. Grade oder um Schwägerschaft handelt.

§ 22

Die Deutsche und die Italienische Regierung werden zur gegebenen Zeit Vereinbarungen über die Regelung etwaiger Pensionen der in das Deutsche Reich abgewanderten öffentlichen Beamten sowie über die Regelung von Rechtsbeziehungen treffen, die sich aus sozialen und privaten Versicherungen der Umsiedler ergeben.

IV. Schlussbestimmungen

§ 23

Die italienischen Behörden werden den Grenzübertritt der zur Beförderung der Umsiedler und des Umsiedlungsgutes sowie allgemein zur Ausführung des Abkommens erforderlichen Transportmittel (Last-, Personen-Krankenkraftwagen einschliesslich der im § 8 angeführten Kraftwagen des Sonderzuges) erleichtern. Diese Beförderungsmittel werden ebenso wie die Reizstoffe, die Betriebsstoffe und die Schmieröle, die zur zollfreien Einfuhr zugelassen sind, von der Deutschen Regierung gestellt werden.

Soweit Transporte auf der Eisenbahn durchgeführt werden sollen, werden im Einvernehmen mit dem Hohen Kommissar und dem Deutschen Umsiedlungsbevollmächtigten die zweckentsprechenden Vereinbarungen unmittelbar von den zuständigen Eisenbahnbehörden der beiden Staaten getroffen werden. Die aus diesen Transporten entstehenden Kosten werden von der Deutschen Regierung getragen.

§ 24

Gebrechliche und Geisteskranke, die zur Umsiedlung zugelassen sind, werden nach vorheriger Vereinbarung des Zeitpunktes zwischen dem Hohen Kommissar und dem Deutschen Umsiedlungsbevollmächtigten bis zur nächsten Grenzstation geleitet und dort den deutschen Behörden übergeben.

§ 25

Die Italienische Regierung wird dem Reichsminister der Justiz für alle Umsiedler Auszüge aus den Straf- und Polizeiregistern (casellari giudiziari) zur Verfügung stellen.

Der Reichsminister der Justiz hat ferner das Recht, im Einzelfalle das Spruchgericht I. Instanz um Mitteilung von Abschriften der Strafakten von Umsiedlern zu ersuchen.

§ 26

Die Umsiedler können aus berechtigten Gründen, die vom Hohen Kommissar zu prüfen sind, in die Provinz Laibach zwecks kurzen Aufenthaltes zurückkehren.

§ 27

Zum Zwecke der Überwachung der Verhütung wirtschaftlicher Schädigung der Umsiedler müssen die Vorsitzenden der beiden Regierungsausschüsse ihre Genehmigung zu den Bestimmungen über die Bewertung der Güter der Umsiedler erteilen, die die Grundlage der Kaufverträge mit den erwerbenden Gesellschaften bilden werden.

Unterzeichnet in Rom in deutscher und italienischer Sprache in je zwei Unterschriften am 31. August 1941.

(gez.) Clodius

(gez.) Giannini

Vereinbarung zwischen der Deutschen Reichsregierung und der Regierung des «Unabhängigen Staates Kroatien» vom 30. September 1942 über die Umsiedlung von Angehörigen des deutschen Volkstums aus bestimmten Gebieten des «Unabhängigen Staates Kroatien» in das Deutsche Reich¹,

Die Deutsche Regierung und die Regierung des Unabhängigen Staates Kroatien haben in dem Wunsche, die Umsiedlung von Angehörigen des Deutschen Volkstums aus bestimmten Gebieten des Unabhängigen Staates Kroatien in das Deutsche Reich zu erleichtern, Folgendes vereinbart:

Artikel 1

Angehörige des deutschen Volkstums können umgesiedelt werden, wenn sie in den in der Anlage I² näher bezeichneten Gebieten des Unabhängigen Staates Kroatien ansässig sind und wenn sie den Wunsch zur Umsiedlung äussern.

Der Wille zur Umsiedlung kann schriftlich oder zu Protokoll den amtlichen Umsiedlungsstellen bekundet werden. Die Umsiedlung ist freiwillig; es kann daher kein unmittelbarer oder mittelbarer Zwang ausgeübt werden.

Das Recht auf Umsiedlung erstreckt sich auch auf Personen, die sich im kroatischen Heer, in der Deutschen Wehrmacht (Waffen-SS), auf einem Arbeitsplatz im Reich oder besetzten Gebiet oder in öffentlichem Gewahrsam befinden.

Artikel 2

Das Familienoberhaupt ist berechtigt, die Umsiedlungserklärung für seine ganze Herdgemeinschaft abzugeben. Im Bestande der Herdgemeinschaft können mit umgesiedelt werden: der Ehemann oder die Ehefrau, die Kinder, die Eltern und die Voreltern, die Enkel, sowie Pflege- und Ziehkinder, vorausgesetzt, dass diese Angehörigen den Wunsch zur Umsiedlung haben.

Personen über 18 Jahre haben das Recht, selbst zu erklären, ob sie am Orte zu bleiben oder umgesiedelt zu werden wünschen. Für Jugendliche bis 18 Jahre gilt die Erklärung

¹ Nach einem für den Dienstgebrauch angefertigten zweisprachigen Sonderdruck des Vertragswerkes; Institut für Zeitgeschichte in München.

² Nach einem Vermerk im Sonderdruck enthält die Urschrift als Anlage 1 eine Karte des «Unabhängigen Staates Kroatien», auf der im allgemeinen das Gebiet südlich und westlich der Save als Umsiedlungsgebiet gekennzeichnet ist.

Eine Aufzählung der Gebiete enthält der Aufruf des Volksgruppenführers an die Deutschen aus Bosnien und Innerkroatien vom 2. Oktober 1942 (veröffentlicht im «Verordnungsblatt des Volksgruppenführers der deutschen Volksgruppe im Unabhängigen Staat Kroatien», Jg. 2, Folge 9 vom 24. Oktober 1942). Darin heisst es: «Umgesiedelt werden: alle deutschen Siedlungen in Bosnien mit Ausnahme von Adolfstal [Rudolfstal], Windhorst, Trošeljce und Brčko, dann die Volksgruppenangehörigen aus Karlovac, Petrinja, Sisak, Kostajnica, Samobor, Rude, Kutina, Moslavačko Selište, Novska und Lipovljani, Brnjani, Velika und Mala Brsljanica, Disnik, wie auch alle zerstreut lebenden Deutschen in den Grossgespanschaften Prigorje, Bribir-Sidraga, Cetina, Dubrava, Gora, Krbava-Psat, Lika-Gacka, Pokupje und Vinodol-Podgorje.»

rung des Familienoberhauptes oder des gesetzlichen Vertreters.

Artikel 3

Die Möglichkeit der Umsiedlung wird durch eine gemeinsame öffentliche Erklärung des deutschen und kroatischen Beauftragten für die Umsiedlung bekanntgegeben, mit der die Angehörigen des deutschen Volkstums aufgefordert werden, sich bei der deutsch-kroatischen Umsiedlungskommission zu melden, wenn sie den Wunsch zur Umsiedlung haben.

Umsiedlungsberechtigte, die sich im Reich oder in den besetzten Gebieten befinden, melden sich bei der zuständigen inneren deutschen Dienststelle.

Artikel 4

Die Umsiedler verlieren die kroatische Staatsangehörigkeit in dem Augenblick, in dem sie das Gebiet des Unabhängigen Staates Kroatien im Verfolg der Umsiedlung endgültig verlassen, und erwerben die deutsche Staatsangehörigkeit nach näherer Bestimmung der zuständigen deutschen Stellen.

Artikel 5

Im Unabhängigen Staate Kroatien wird eine deutsch-kroatische Umsiedlungskommission gebildet. Diese besteht aus je einem bevollmächtigten Beauftragten der Deutschen Regierung und der Regierung des Unabhängigen Staates Kroatien und den erforderlichen Mitarbeitern. Im Umsiedlungsgebiet werden je sechs Ortsbevollmächtigte mit den erforderlichen Mitarbeitern eingesetzt. Der deutsche Beauftragte für die Umsiedlung, zwei seiner Mitarbeiter und die sechs deutschen Ortsbevollmächtigten besitzen das Recht der Exterritorialität für sich und ihre ständigen Dienst- und Privaträume. Die übrigen deutschen Mitarbeiter genießen die Vorrechte der Angestellten diplomatischer Dienststellen.

Die Ausweise der Mitglieder der deutschen Umsiedlungskommission werden vom Auswärtigen Amt des Deutschen Reichs ausgestellt und von der Kroatischen Gesandtschaft in Berlin visiert.

Die kroatischen Mitglieder der Umsiedlungskommission genießen, wenn sie genötigt sind, deutschen Reichsboden zu betreten, die gleichen Rechte.

Artikel 6

Den Umsiedlern ist es gestattet, ungeachtet bestehender Ausfuhrverbote, ihr gesamtes persönliches Eigentum mitzunehmen oder durch Beauftragte ausführen zu lassen. Verboten ist die Ausfuhr kroatischer Valuta von mehr als 2'000 Kuna je Herdgemeinschaft, von Goldmünzen und Banknoten jeder Art, von lebendem Inventar und landwirtschaftlichen Geräten (fundus instructus).

Artikel 7

Die Umsiedler sowie ihr zur Ausfuhr gelangendes Eigentum sind von allen mit der Ausreise bzw. Ausfuhr verbundenen Abgaben und Zöllen befreit.

Artikel 8

Das zurückbleibende Vermögen der Umsiedler wird mit dem Tage der Umsiedlung von dem Unabhängigen Staate Kroatien übernommen. Mit der Übernahme dieser Vermögenswerte entsteht eine Schuld des Unabhängigen Staates Kroatien an das Deutsche Reich, die in nachstehender Weise abgegolten wird:

- a) der landwirtschaftlich genutzte Boden, die Gebäude und das lebende und tote Inventar der landwirtschaftlichen Betriebe, der städtische Grundbesitz, die gewerblichen Unternehmen und die sonstigen zurückbleibenden Vermögenswerte der Umsiedler werden von beiderseitigen Beauftragten in Vermögenslisten erfasst und später auf Grund eines nach Abschluss dieser Vereinbarung von den Vertragsschliessenden zu erstellenden Schätzrahmens paritätisch geschätzt, der sowohl deren Neu- bzw. Anschaffungswert unter Berücksichtigung normaler Abschreibungen als auch deren Wiederbeschaffungswert im Zeitpunkte der Umsiedlung bei Ausserachtlassung der ausserordentlichen Verhältnisse und deren Ertragswert nach dem Durchschnitt der letzten fünf Jahre berücksichtigt. Diese Vermögenswerte werden in natura aufgerechnet:
1. gegen unter Zugrundelegung desselben Schätzungsverfahrens in der Gesamtheit gleichwertige Vermögenswerte, welche die auf vertraglicher Grundlage aus der Untersteiermark und Oberkrain nach Kroatien umsiedelnden kroatischen Volkszugehörigen im Gebiet des deutschen Reiches zurückklassen werden. Die Feststellung der hierdurch anfallenden Immobilien wird binnen drei Monaten durch die Umsiedlungskommission in Zusammenarbeit mit den Reichsstatthaltern Untersteiermark und Oberkrain durchgeführt;
 2. gegen unter Zugrundelegung desselben Schätzungsverfahrens gleichwertige Vermögenswerte im Siedlungsgebiet der deutschen Volksgruppe, die von der Regierung des Unabhängigen Staates Kroatien innerhalb eines Jahres nach der im Punkt 1 erwähnten Feststellung einem von der Deutschen Regierung zu bestellenden Treuhänder übergeben werden. Bei Grund und Boden vorerst bis zum Höchstausmass von 5'000 Katastraljoch.
 3. Die Abdeckung eines allfälligen Saldos bleibt künftigen Vereinbarungen vorbehalten.
 4. Zur Errechnung der erwähnten Vermögenswerte wird bei der Kroatischen Staatsbank ein Evidenzkonto «Umsiedlung» eröffnet, das in Kuna geführt wird. Die Buchungen auf diesem Evidenzkonto erfolgen auf Grund schriftlicher Aufträge der deutsch-kroatischen Umsiedlungskommission in der Weise, dass der Treuhänder für die in Bosnien zurückgelassenen Vermögenswerte erkannt und für die in Absatz a) zur Verfügung gestellten Vermögenswerte belastet wird.
- b) Der Treuhänder wird die ihm nach a) von der Regierung des Unabhängigen Staates Kroatien übergebenen Vermögenswerte unter Mitwirkung der Volksgruppenführung Angehörigen der deutschen Volksgruppe zu angemessenen Bedingungen zuteilen. Diese Vermögenswerte fallen nicht in die Kolonisationsquote der deutschen Volksgruppe und unterliegen auch nicht den Bestimmungen der Kolonisationsanstalt.

- c) Das von den Umsiedlern einlaufende Bargeld sowie der Gegenwert von abgelieferten Goldmünzen, ausländischen Devisen, Wertpapieren und sonstigen Vermögenswerten, die nicht nach a) dieses Artikels in natura ersetzt werden können, wird auf ein Sonderkonto «Umsiedlung» der Kroatischen Staatsbank eingezahlt. Aus dem Konto verfügt der vom Deutschen Reich bestellte Treuhänder die Bezahlung der Umsiedlungskosten und notifiziert sie nachträglich der Kroatischen Staatsbank. Über die verbleibende Spitze erfolgt eine neuerliche Vereinbarung im Rahmen des Verrechnungsabkommens zwischen dem Deutschen Reich und dem Unabhängigen Staate Kroatien. Das gleiche gilt für Bank- und Sparkasseneinlagen.
- d) Laufende Staatspensionen werden von der Regierung des Unabhängigen Staates Kroatien bis zur Aussiedlung weiterbezahlt. Eine endgültige Regelung erfolgt noch.
- e) Die Regelung der Sozialversicherungen der Umsiedler wird durch ein besonderes Abkommen erfolgen.
- f) Lebens-, Renten- und Kapitalversicherungen der Umsiedler gelten als zum 1. 7. 1942 gekündigt. Ihr zu ermittelnder Rückkaufwert wird gleichfalls auf das Sonderkonto eingezahlt, falls die Versicherung nicht zur Übernahme auf einen deutschen Versicherungsträger in das Reich transferiert wird.

Artikel 9

Personen, die zur Umsiedlung zugelassen sind, deren vorläufiges Verbleiben in Kroatien jedoch im allgemeinen wirtschaftlichen Interesse des Deutschen Reiches und des Unabhängigen Staates Kroatien liegt, was durch die Umsiedlungskommission festgestellt wird, werden aus der kroatischen Staatsangehörigkeit entlassen und erhalten die deutsche Staatsangehörigkeit zugesprochen. Sie verbleiben in ungestörtem Besitze ihres Vermögens und führen als deutsche Staatsangehörige ihre Betriebe unter denselben Rechtsverhältnissen weiter wie bisher.

, Bei einer späteren Abwanderung in das Deutsche Reich werden die Bestimmungen dieser Vereinbarung auch auf diese Personen angewandt.

Artikel 10

Der Umsiedler hat seine Forderungen, Schulden und Rechte nach Möglichkeit vor der Umsiedlung zu regeln. Ist er dazu nicht in der Lage, so sind bestehende Forderungen und Schulden während der Umsiedlung beim deutschen Ortsbevollmächtigten anzumelden. Die Regelung strittiger Forderungen soll durch ein beim deutschen Treuhänder zu errichtendes paritätisches Schiedsgericht erfolgen. Ist eine Entscheidung über strittige Forderungen, Schulden und Rechte des Umsiedlers nicht zu erzielen, so wird das ordentliche Gericht mit der Weiterführung des Falles befasst, und zwar auf folgende Weise:

1. Strittige Schulden der Ausgesiedelten:
Der Gläubiger erhebt beim sachlich zuständigen Gericht in Zagreb die Klage gegen den umgesiedelten Schuldner, welcher durch den Treuhänder vertreten wird. Auf

Grund des gerichtlichen Urteils zahlt der Unabhängige Staat Kroatien die Schuld zu Lasten der Verrechnungsmasse im Ausmass des vom betreffenden Schuldner eingebrachten Vermögens. Um diesen Betrag wird die Schuld des Kroatischen Staates an das Deutsche Reich vermindert.

2. Strittige Forderungen der Ausgesiedelten:

Der umgesiedelte Gläubiger, vertreten durch den Treuhänder, erhebt beim sachlich zuständigen Gericht in Zagreb die Klage. Auf Grund des gerichtlichen Urteils ist der Treuhänder zur Eintreibung der Schuld verpflichtet.

Artikel 11

Die Regierung des Unabhängigen Staates Kroatien stellt nach Möglichkeit für den Transport der Umsiedler und ihrer Habe (ihres Eigentums) im Umsiedlungsgebiet Transportmittel gegen Bezahlung nach den bestehenden Tarifsätzen zur Verfügung.

Die Regierung des Unabhängigen Staates Kroatien ist mit der zollfreien Ein- und Ausfuhr der erforderlichen Kraftwagen für die deutsche Umsiedlungskommission einverstanden.

Artikel 12

Urkunden und Papiere, und zwar sowohl von Einzelpersonen wie von Körperschaften und von Verwaltungsbehörden (geschlossen oder überwiegend umsiedelnder Ortschaften), dürfen ausgeführt werden. Genealogisches Urkundenmaterial jeder Art, das sich auf Umsiedler bezieht, darf ebenfalls ausgeführt werden. Die Vertragschliessenden verpflichten sich, auf Antrag aus den Kirchenbüchern jede gewünschte Auskunft zu erteilen.

Von den Kirchenbüchern, die Eintragungen über Umsiedler und deren Vorfahren enthalten, können deutscherseits Abschriften oder Photokopien – auch nach Beendigung der Umsiedlung – gebührenfrei hergestellt werden.

Strafakten, die sich auf Umsiedler beziehen, sind auf Wunsch der Deutschen Regierung in Abschrift zu übersenden.

Artikel 13

Bei der Durchführung der Umsiedlung werden die in den Anlagen 2-6³ enthaltenen Vordrucke verwendet.

Diese Vereinbarung tritt mit der Unterzeichnung in Kraft. Zu Urkund dessen haben die Bevollmächtigten diese Vereinbarung unterzeichnet und mit ihren Siegeln versehen.

³ Die Anlagen 2–6 bestehen aus Formblättern der Umsiedlungs- und Transportliste, der Erklärungen über Forderungen und Schulden und der Quittung der Umsiedler über abgelieferte Sparbücher, Wertpapiere und sonstige Dokumente.

Geschehen in doppelter Urschrift in deutscher und kroatischer Sprache in Zagreb am 30. September 1942.

5. Kasche

Lorkovic
Ed. Bulat

a) Zusatzprotokoll vom 30. September 1942.

Bei Unterzeichnung dieser Vereinbarung erklären die Bevollmächtigten im Namen ihrer Regierungen, dass Einverständnis über Folgendes besteht:

1.

Zu Artikel 1

Wer im Sinne dieser Vereinbarung als Angehöriger des deutschen Volkstums anzusehen ist, entscheidet die Umsiedlungskommission. Sollte in einzelnen Fällen keine Einigung erzielt werden, entscheidet endgültig der Deutsche Gesandte.

2.

Zu Artikel 8

- a) Die Umsiedlung von Kroaten aus der Untersteiermark und aus Oberkrain wird durch ein endgültiges Abkommen geregelt werden, in welchem, vorbehaltlich der durch die tatsächlichen Verhältnisse bedingten Abweichungen, dieselben Grundsätze angewandt werden wie bei der Umsiedlung der Deutschen aus Kroatien nach vorliegender Vereinbarung.
- b) Den kroatischen Umsiedlern aus Untersteiermark wird dieselbe Behandlung zuteil werden wie den deutschen Umsiedlern aus Kroatien.
- c) Zur Feststellung der Eigentumsverhältnisse und anderer am Grund und Boden bestehender dinglicher Rechte werden in Kroatien und Untersteiermark dieselben Prinzipien zur Anwendung gebracht.

3.

Zu Artikel 10

Die eventuelle Ersatzleistung für Kriegsschäden, die den Umsiedlern nach dem in Aussicht genommenen kroatischen Gesetz zufallen könnten, bleibt späteren Vereinbarungen vorbehalten.

Zu Urkund dessen haben die Bevollmächtigten dieses Zusatzprotokoll unterzeichnet, das als wesentlicher Bestandteil der Vereinbarung vom heutigen Tage gilt.

Geschehen in doppelter Urschrift in deutscher und kroatischer Sprache in Zagreb am 30. September 1942.

S. Kasche

Ed. Bulat

Lorkovic

Deutsch-kroatische Vereinbarungen über den Wehrdienst der Angehörigen der Angehörigen der deutschen Volksgruppe.¹

a) Vereinbarung vom 16. September 1941 betreffend den Dienst der Angehörigen der deutschen Volksgruppe in der kroatischen Wehrmacht.

Auf Grund der stattgehabten Besprechungen wird in nachstehenden Artikeln festgestellt, nach welchen Richtlinien sich der Dienst der Angehörigen der Deutschen Volksgruppe in Kroatien in der Wehrmacht des Unabhängigen Staates Kroatien gestaltet. Dabei ist beiderseits anerkannte Voraussetzung, dass das freundschaftliche Verhältnis zwischen dem Deutschen Reich und dem Unabhängigen Staate Kroatien irgendeine kriegerische Auseinandersetzung zwischen beiden Staaten ausschliesst, und das Zusammenleben von Volksdeutschen mit dem kroatischen Volk im Unabhängigen Staate Kroatien im gegenseitigen Verstehen entwickelt und durch gemeinsamen Einsatz in der Wehrmacht des Unabhängigen Staates Kroatien gesichert werden soll. Da der Führer des deutschen Volkes, Adolf Hitler, die deutschen Siedlungsgebiete dem Unabhängigen Staate Kroatien zugesprochen hat, ist die Zustimmung des Deutschen Reiches anerkannte Voraussetzung für die Regelung der besonderen Verhältnisse der Deutschen Volksgruppe in Kroatien. Auf Grund der Zustimmung des Deutschen Reiches wird der Unabhängige Staat Kroatien den Wehrdienst der Angehörigen der Deutschen Volksgruppe in der kroatischen Wehrmacht nach nachstehenden Artikeln regeln und zu diesem Zweck die entsprechenden Massnahmen im Rahmen des kroatischen Wehrgesetzes, in den Befehlen und Anordnungen des kroatischen Kriegsministeriums vornehmen:

Artikel 1

Das Wehrgesetz gilt für die Angehörigen der Deutschen Volksgruppe in Kroatien, soweit diese zusätzlichen Artikel nichts anderes festsetzen.

Artikel 2

10% jedes Jahrganges der Wehrpflichtigen der Deutschen Volksgruppe in Kroatien können in der deutschen Wehrmacht dienen. Dieser Dienst gilt als Erfüllung ihrer Wehrpflicht. Sie werden alljährlich nach der Musterung vom Volksgruppenführer bestimmt und von der «Deutschen Abteilung» im kroatischen Kriegsministerium bestätigt.

Artikel 3

Im kroatischen Kriegsministerium wird unter dem Staatssekretär die «Deutsche Abteilung» eingerichtet. Ihr wird das «Deutsche Wehrbezirkskommando» unterstellt, dem

¹ Aus den Akten des Auswärtigen Amtes, P.A., Band 308 und 309.

die Wehrüberwachung, die Musterung und Aushebung aller Wehrpflichtigen der Deutschen Volksgruppe in Kroatien obliegen.

Die «Deutsche Abteilung» bearbeitet weiterhin:

a) Die Personalien der Offiziere aus der Deutschen Volksgruppe in Kroatien in Zusammenarbeit mit der Personalabteilung und dem Volksgruppenführer.

b) Die Disziplinarsachen der deutschen Truppen der kroatischen Wehrmacht als obere Instanz in Friedenszeiten.

c) Die Übersetzung aller Vorschriften, Befehle und Erlasse des Oberkommandos der kroatischen Wehrmacht in die deutsche Sprache und ihre Herausgabe.

d) Die Fragen der völkischen Erziehung und Betreuung der im Wehrdienst stehenden Angehörigen der Deutschen Volksgruppe in Kroatien in Zusammenarbeit mit dem Volksgruppenführer.

e) Die Aufstellungs- und Standortfragen der deutschen Truppen der kroatischen Wehrmacht.

f) Die Dienstleistung von Wehrpflichtigen aus der Deutschen Volksgruppe in Kroatien in Spezialformationen der kroatischen Wehrmacht.

g) Die besonderen Richtlinien über Auswahl, Ausbildung und Laufbahn für das Offizier- und Unteroffizierkorps – einschliesslich der Sanitäts-, Veterinär- und Verwaltungslaufbahnen – der deutschen Truppen der kroatischen Wehrmacht in Zusammenarbeit mit den zuständigen Abteilungen und dem Volksgruppenführer.

h) Die Führung der Fahnen und Abzeichen der deutschen Truppen der kroatischen Wehrmacht.

i) Alle Eingaben und Gesuche von Wehrpflichtigen und Soldaten aus der Deutschen Volksgruppe in Kroatien an den Poglavnik, den Kriegsminister oder das Oberkommando.

Artikel 4

Die Masse der Wehrpflichtigen aus der Deutschen Volksgruppe in Kroatien dient in den «deutschen Truppen der kroatischen Wehrmacht».

Vorerst wird errichtet:

Ein verstärktes Jägerbataillon in Zemun.

Nach Massgabe vorhandener Rekruten werden später aufgestellt:

Ein verstärktes Jägerbataillon in Zagreb, eine Artillerie-Abteilung.

Weitere Aufstellungen und Standorte bestimmt der Kriegsminister im Einvernehmen mit dem Volksgruppenführer.

Die Dienstleistung von Wehrpflichtigen aus der Deutschen Volksgruppe in Kroatien in Spezialformationen der kroatischen Wehrmacht kann erfolgen, wenn über den Ersatzbedarf der deutschen Truppen der kroatischen Wehrmacht hinaus Wehrpflichtige verfügbar sind. In diesem Falle werden mindestens geschlossene deutsche Gruppen oder entsprechende Einheiten aufgestellt.

Die Kriegsaufstellungen haben Bildung deutscher Regimenter aus den deutschen Friedensbataillonen bzw. -abteilungen vorzusehen oder Bildung weiterer selbständiger Bataillone bzw. Abteilungen. Die Kriegsaufstellungen werden aus deutschen Ersatztruppen ergänzt.

Artikel 5

Jeder Offizier und Unteroffizier aus der Deutschen Volksgruppe in Kroatien – einschliesslich derjenigen der Sanitäts-, Veterinär- und Verwaltungslaufbahnen – bedarf zu seiner Ernennung als solcher einer Beurteilung des Volksgruppenführers hinsichtlich seiner charakterlichen und völkischen Eignung, die bei seiner Personalakte verbleibt. Versagt der Volksgruppenführer die Beurteilung, so unterbleibt die Ernennung.

Die Beförderungen der Offiziere und Unteroffiziere aller Laufbahnen sowie der Mannschaften aus der Deutschen Volksgruppe in Kroatien erfolgen nach Massgabe der allgemeine Bestimmungen des Kriegsministeriums.

Der Chef der deutschen Abteilung im kroatischen Kriegsministerium wird nach Befragung des Volksgruppenführers aus der Zahl der in Frage kommenden Offiziere der Deutschen Volksgruppe in Kroatien ernannt. Alle übrigen Ernennungen in Offiziers-Planstellen erfolgen nach Massgabe der üblichen Bestimmungen des Kriegsministeriums, wobei stets die Stellen der Kompanie-Chefs, der Abteilungs-, Bataillons- und Regimentskommandeure, sowie des Leiters des deutschen Wehrbezirkskommandos durch Offiziere aus der Deutschen Volksgruppe in Kroatien besetzt werden.

Artikel 6

Die Dienst- und Kommandosprache in den deutschen Truppen der kroatischen Wehrmacht ist deutsch. Im Verbände und dienstlichen Verkehr mit kroatischen Wehrmachtsdienststellen und Truppenteilen ist sie kroatisch.

Offiziere und Unteroffiziere aus der deutschen Volksgruppe in Kroatien müssen die deutsche und die kroatische Sprache beherrschen.

Artikel 7

Die Wehrpflichtigen aus der Deutschen Volksgruppe in Kroatien leisten den durch das Wehrgesetz vorgeschriebenen Eid in deutscher Sprache in folgendem Wortlaut:

«Ich schwöre bei Gott dem Allmächtigen und Allwissenden, ich schwöre bei allem, was mir auf dieser Welt teuer und heilig ist, und gebe mein Ehrenwort, dass ich dem Führer aller Deutschen, wie dem kroatischen Staat und dem Poglavnik als seinem Vertreter stets die Treue wahren, die gemeinsamen Interessen meines deutschen und des kroatischen Volkes stets vertreten, die Verfassung und Gesetze des kroatischen Staates stets befolgen, als Soldat meine Pflicht erfüllen, und die Befehle der Vorgesetzten gewissenhaft ausführen, und in Verteidigung des kroatischen Staates stets tapfer kämpfen werde. So war mir Gott helfe.»

Artikel 8

Die Angehörigen der Deutschen Volksgruppe in Kroatien tragen im Wehrdienst die allgemeinen Uniformen und Abzeichen der kroatischen Wehrmacht. Ausserdem tragen sie das «Deutsche Abzeichen». Dieses bestimmt der Kriegsminister im Einvernehmen mit dem Volksgruppenführer.

Artikel 9

Die Fahnen der deutschen Truppen der kroatischen Wehrmacht bestimmt der Poglavnik im Einvernehmen mit dem Führer aller Deutschen.

Artikel 10

In den deutschen Truppen der kroatischen Wehrmacht werden neben den kroatischen Bezeichnungen für Dienstgrad, Dienststellen, Einheiten und Einrichtungen aller Art der kroatischen Wehrmacht die entsprechenden deutschen Bezeichnungen geführt.

Artikel 11

Offiziere und Unteroffiziere aus der Deutschen Volksgruppe in Kroatien besuchen die planmässigen Offizier- und Unteroffizierschulen der kroatischen Wehrmacht. Sie werden nur dann ausserhalb der deutschen Truppen der kroatischen Wehrmacht verwendet, wenn alle Planstellen bei den deutschen Truppen besetzt sind und ihre weitere Laufbahn es erfordert.

Offiziere der deutschen Truppen der kroatischen Wehrmacht sollen häufiger zur deutschen Wehrmacht abkommandiert werden.

Zagreb, den 16. September 1941 gez. Slavko Kvaternik Fm. gez. S. Kasche

b) Abmachung vom 19. Februar 1942 über die Kommandierung volksdeutscher Einheiten der kroatischen Wehrmacht zu Ausbildung und Einsatz in reichsdeutschen Divisionen in Bosnien².

1. Die Aushebung und Vereidigung der Rekruten für das erste volksdeutsche Bataillon in der Kroatischen Wehrmacht erfolgt durch die zuständigen Dienststellen der Kroatischen Wehrmacht auf Grund der Vereinbarung vom 16.9.1941.

2. Nach der Vereidigung werden die volksdeutschen Rekruten zur Ausbildung der in Ostbosnien liegenden reichsdeutschen Division durch Kommandierung zugeteilt. Der Zweck dieser Kommandierung ist, die Ausbildung von Offizieren, Unteroffizieren und

² Die Abmachung wurde als Ergänzung zu der Vereinbarung vom 16.9.1941 zwischen dem Kroatischen Feldmarschall S. Kvaternik und dem deutschen Gesandten S. Kasche getroffen und von diesem mit Schreiben vom 19.2.1942 dem deutschen Auswärtigen Amt mitgeteilt.

Mannschaften des ersten volksdeutschen Bataillons der Kroatischen Wehrmacht durchzuführen und der Einsatz im Rahmen der in Ostbosnien gestellten Kampfaufgaben.

3. Im Rahmen der in Ostbosnien stehenden reichsdeutschen Division können die volksdeutschen Rekruten geschlossen und zugewise auf Kompanien verteilt eingestellt werden. Sie können die Uniform der Deutschen Wehrmacht mit dem «Deutschen Abzeichen» tragen. Sie unterstehen für die Zeit ihres Dienstes im Rahmen der reichsdeutschen Division dem deutschen Kriegsgesetz.

4. Die Zuteilung der Volksdeutschen zur reichsdeutschen Division wird für die Dauer eines Jahres vorgesehen. Sollte die reichsdeutsche Division aus Kroatien oder Serbien verlegt werden, so endet die Zuteilung mit dem Tage der Verlegung. Anschliessend treten die volksdeutschen Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften in die Kroatische Wehrmacht zurück und werden als ein volksdeutsches Bataillon gemäss Vereinbarung vom 16.9.41 aufgestellt.

5. Die Durchführung der vorstehend vereinbarten Massnahmen wird zwischen dem kroatischen Landwehrministerium und dem Deutschen General in Agram in jedem Falle behandelt werden.

6. Die notwendigen Regelungen mit dem deutschen OKW wird der Deutsche General in Agram treffen.

c) Vereinbarung über die Freigabe wehrdienstpflichtiger Volksdeutscher der Jahrgänge 1907 bis 1925 zum Dienst in der Deutschen Wehrmacht, Waffen-SS.

1. Deutsche Verbalnote vom 21. September 1942.

Die Deutsche Gesandtschaft beehrt sich, dem Aussenministerium des Unabhängigen Staates Kroatien Folgendes mitzuteilen: Auf Grund der Besprechung des Deutschen Gesandten mit dem Herrn Aussenminister hat sich die Regierung des Unabhängigen Staates Kroatien bereit erklärt, die wehrpflichtigen volksdeutschen Staatsbürger zum Dienst in der Deutschen Wehrmacht, Waffen-SS, freizugeben. Für die Durchführung schlägt die Deutsche Gesandtschaft nach Rücksprache mit dem Herrn Aussenminister vor:

In Abänderung des am 16. September 1942 zwischen Feldmarschall Vitéz Kvaternik und dem Deutschen Gesandten getroffenen Übereinkommens über den Wehrdienst der Angehörigen der Deutschen Volksgruppe in Kroatien in der kroatischen Wehrmacht wird festgestellt:

1. Alle im Unabhängigen Staat Kroatien wehrdienstpflichtigen Volksdeutschen der Jahrgänge 1907 bis 1925 können in der Deutschen Wehrmacht, Waffen-SS, dienen und dadurch die Reichsbürgerschaft des Deutschen Reiches erwerben.

2. Der Unabhängige Staat Kroatien anerkennt, dass die Familien der gemäss Ziffer 1. in der Deutschen Wehrmacht dienenden Volksdeutschen während der Dauer des Krieges unbeschränkt ihre Rechte als Staatsbürger des Unabhängigen Staates Kroatien beibehalten. Der Unterhalt dieser Familien und die Hinterbliebenen-Versorgung werden vom Deutschen Reich gewährt.

3. Werbung und Musterung der in Ziffer 1. erwähnten Volksdeutschen werden von der Volksgruppenführung und einer Musterungskommission der Waffen-SS durchgeführt. Die Einberufung zum Dienst in der Deutschen Wehrmacht, Waffen-SS, wird von den dafür zuständigen Dienststellen ausgesprochen und durch die Musterungskommission der Waffen-SS den einzuberufenden Volksdeutschen ausgehändigt. Das deutsche Wehrbezirkskommando der kroatischen Wehrmacht, Vinkovci, wird angewiesen, mit der Volksgruppenführung und der Musterungskommission der Waffen-SS die Durchführungsmassnahmen festzulegen. Es wird die zum Dienst in der Deutschen Wehrmacht, Waffen-SS, angeworbenen Volksdeutschen von der Musterungskommission der Waffen-SS listenmässig mitgeteilt erhalten.

Die Deutsche Gesandtschaft bittet, diese Vereinbarung absprachegemäss bestätigen zu wollen.

Zagreb, den 21. September 1942

2. Kroatische Verbalnote vom 10. Oktober 1942.

Das Aussenministerium des Unabhängigen Staates Kroatien beehrt sich, der Deutschen Gesandtschaft Folgendes mitzuteilen:

Die Vorschläge der Deutschen Gesandtschaft für die Durchführung des Eintretens wehrpflichtiger Volksdeutscher, kroatischer Staatsbürger, zum Dienst in der Deutschen Wehrmacht, Waffen-SS, wie sie in der Verbalnote der Deutschen Gesandtschaft vom 21. September 42 Kult 3 A-591/42 enthalten sind, werden von der kroatischen Regierung angenommen. Zum Punkt 2 erklärt jedoch die kroatische Regierung dass nach Beendigung des Krieges auch die Familien der in der Wehrmacht dienenden Volksdeutschen deutsche Reichsangehörigkeit erhalten sollen. Die Aussiedlung dieser Familien, sowie der in der deutschen Wehrmacht dienenden Volksdeutschen ins Reich nach Beendigung des Krieges soll zum gegebenen Zeitpunkt Gegenstand einer besonderen Vereinbarung zwischen der Reichsregierung und der kroatischen Regierung werden.

Mit dieser Ergänzung stimmt die kroatische Regierung den Vorschlägen der Deutschen Gesandtschaft betreffs Wehrdienst Volksdeutscher aus Kroatien in der Deutschen Wehrmacht, Waffen-SS, zu und ist mit einer sofortigen Durchführung aller vorgesehenen Massnahmen einverstanden.

Zagreb, den 10. Oktober 1942

gez. Kasche

d) Ergänzende Vereinbarungen über die Einberufung von Volksdeutschen sämtlicher wehrdienstpflichtiger Jahrgänge zum Dienst in der Deutschen Wehrmacht/Waffen-SS und Polizei.

Deutsche Verbalnote vom 6. April 1944.

Mit Rücksicht auf die weitere Kriegsentwicklung ist es notwendig, für die Dauer des Krieges die in der Vereinbarung betreffend den Dienst der Angehörigen der Deutschen Volksgruppe in Kroatien und der kroatischen Wehrmacht vom 16.9.1941 unter-

zeichnet vom Feldmarschall Kvaternik und Gesandten Kasche, und dem ergänzenden Notenwechsel zwischen der Deutschen Gesandtschaft in Zagreb vom 21. September 1942, Nr. Kult 3 Nr. 3-A 591/42, und dem Ministerium des Äusseren des Unabhängigen Staates Kroatien vom 10. Oktober 1942, Nr. V. T. 756/42, festgestellten Richtlinien zu ergänzen. Die Deutsche Gesandtschaft erklärt daher ihre Zustimmung zu den folgenden, inzwischen besprochenen ergänzenden Bestimmungen:

1. Die kroatische Regierung anerkennt den Einberufungsstand der deutschen Volksgruppe zur deutschen Wehrmacht, Waffen-SS, und deutschen Polizei vom 1. Juli 1943, der das in den obenangeführten Vereinbarungen vorgesehene Mass überschreitet.

2. Die kroatische Regierung erklärt sich damit einverstanden, dass die kommenden Einberufungen aus neu aufgerufenen Jahrgängen (1926 und jünger) der deutschen Volksgruppe zur Gänze der deutschen Wehrmacht, Waffen-SS, und Polizei als Ersatz zugeführt werden.

3. Die kroatische Regierung erklärt sich damit einverstanden, dass aus den Jahrgängen 1906 und älter der deutschen Volksgruppe für die deutsche Wehrmacht und Polizei in Kroatien noch bis zu 1'500 Mann der deutschen Volksgruppe zur Verfügung gestellt werden. Weitere Einberufungen aus diesen Jahrgängen werden nur für die aus dem deutschen und kroatischen Wehrdienst, sowie aus der deutschen Polizei ausscheidenden Volksgruppenangehörigen vorgenommen, und zwar im Einvernehmen mit dem kroatischen Wehrmachtsministerium.

4. Die kroatische Regierung anerkennt, dass im deutschen Wehrdienst stehende Volksdeutsche auch weiterhin ihre kroatische Staatsangehörigkeit bis zur endgültigen Klärung dieser Frage beibehalten, wenn sie durch ihre Zugehörigkeit zur deutschen Wehrmacht, Waffen-SS, deutschen Polizei usw. die deutsche Staatsangehörigkeit erwerben. Ebenfalls wird die Frage ihrer etwaigen späteren Umsiedlung für die Zeit der Dauer des Krieges hierdurch nicht berührt.

5. Die Wehrüberwachung der zum Wehrdienst eingezogenen Volksdeutschen erfolgt durch das volksdeutsche Wehrbezirkskommando in Vinkovci. Dieses überträgt für die Dauer des Krieges für diejenigen Volksgruppenangehörigen, die in der Waffen-SS bzw. deutschen Polizei Dienst leisten, ihre Befugnisse auf das Ersatzkommando Kroatien der Waffen-SS. Unabhängig hiervon werden vom volksdeutschen Wehrbezirkskommando Vinkovci an Hand der vom Ersatzkommando Kroatien der Waffen-SS vorzulegenden Unterlagen die Karteimittel auch für die zur Waffen-SS und deutschen Polizei einberufenen Volksdeutschen geführt und auf dem laufenden gehalten. Alle übrigen in der Vereinbarung, betreffend den Dienst der Angehörigen der Deutschen Volksgruppe in Kroatien in der kroatischen Wehrmacht vom 16.9.1941, und in dem Notenwechsel zwischen der deutschen Gesandtschaft in Zagreb vom 21.9.1942, Nr. Kult 3 Nr.

3-A 591/42, und dem Ministerium des Äusseren des Unabhängigen Staates Kroatien vom 10.10.1942, Nr. V. T. 756/42, festgelegten Vereinbarungen erfahren keine Veränderung³.

³ Dazu ist in der Mitteilung des Auswärtigen Amtes an das SS-Hauptamt, German. Leitstelle, Amtsgruppe D, vom 22.5.1944 vermerkt: Das kroatische Aussenministerium hat mit Verbalnote vom 19.4.1944 dieser Regelung zugestimmt.

Aufruf zum Wehrdienst der deutschen Volksgruppe im Banat und Serbien vom 1. März 1942.¹

a) Aufruf des Volksgruppenführers.

Die deutsche Wehrmacht hat im Frühjahr des vergangenen Jahres unsere Dörfer und Wohnstätten unter ihren Schutz genommen.

Deutschland kämpft mit seinen Soldaten einen schweren Kampf, um ganz Europa vor dem Bolschewismus zu bewahren. Auch in unserem Lande versuchte der bolschewistische Gegner in den vergangenen Monaten und Wochen sein Haupt zu erheben, die Strassen unsicher zu machen und unsere Dörfer anzuzünden. Deutsche Truppen haben wiederum im Verein mit uns und allen ordnungsliebenden Elementen des Landes diese Gefahr gebannt.

Für uns aber ist es nunmehr eine Ehrensache, dass wir, den Traditionen unserer Väter folgend, den Schutz von Haus und Hof selbst übernehmen.

Ich rufe Euch daher auf, dass alle Männer vom 17. bis zum 50. Lebensjahr, sobald der betreffende Jahrgang aufgerufen ist, sich bei ihren Bürgermeistern und in Belgrad bei der Kreisleitung der Volksgruppe zum Dienst mit der Waffe zum Schutz unserer Wohnstätten melden.

Von diesem Dienst kann sich keiner, der gesund ist, ausschliessen. Deutsche Volksgenossen, zeigt Euch Eurer Väter würdig durch mannhaften Einsatz und durch die Tat.

Dr. Sepp Janko

b) Ergänzungsbestimmungen zum Aufruf zwecks Wehrdienstleistung.

1. Die Versorgung der Familienangehörigen (Frau, Kinder, Eltern) der ihrer Wehrpflicht nachkommenden Männer übernimmt das Volkswohlfahrtsamt der Volksgruppe.

2. Das Volkswohlfahrtsamt der Volksgruppe ist auch verpflichtet, die Versorgung jener Familien zu übernehmen, deren Erhalter in Ausübung ihres Wehrdienstes mit dem Tode abgehen. Höhe und Zeitdauer der Familienunterstützung richtet sich nach der Vermögenslage, Anzahl und Alter der Kinder. Auch die Witwenunterstützung richtet sich nach dem hinterlassenen Vermögen.

3. Desgleichen hat das Volkswohlfahrtsamt die Fürsorge für die in Ausübung ihres Wehrdienstes teilweise oder ganz erwerbsunfähig gewordenen Männer und ihrer Familien zu übernehmen und ihnen eine entsprechende Lebensrechte zu sichern.

¹ VOBl. der Volksgruppenführung Banat u. Serbien, Folge 8 vom 1. März 1942.

4. Die diesbezüglichen Gesuche sind an das Ergänzungsamt der Volksgruppe zu richten. Das Ergänzungsamt hat im nächsten Verordnungsblatt Richtlinien darüber herauszugeben, was in den Gesuchen anzuführen und was als Beleg beizuschliessen ist. Die vom Volkswohlfahrtsamt gewährten Unterstützungssätze richten sich nach den gleichen Unterstützungssätzen wie sie das Reich gewährt.

5. Von der Dienstpflicht befreit werden nur jene, die einen für die Ernährung oder sonstige Versorgung wichtigen Betrieb leiten oder Beruf ausüben.

Das Recht, vom Dienst zu befreien, hat nur der Volksgruppenführer².

gez. Dr. Sepp Janko

¹ Von der Wehrdienstpflicht wurden auch die in Kroatien lebenden und im Banat und in Serbien heimatständigen Volksdeutschen erfasst, wie aus der folgenden Anordnung des deutschen Volksgruppenführers in Kroatien vom 15. Mai 1942 hervorgeht (veröff. im Verordnungsblatt des Volksgruppenführers der deutschen Volksgruppe im Unabhängigen Staat Kroatien, Folge 5 vom 21. Mai 1942): An alle deutschen Männer aus dem Banat und Serbien und alle staatenlosen Deutschen in Kroatien!

Der Volksgruppenführer der Deutschen Volksgruppe im Banat und Serbien hat alle waffenfähigen Männer im Alter von 17–50 Jahren zum Waffendienst aufgerufen. Alle in Kroatien wohnhaften, im Banat und Serbien heimatständigen volksdeutschen Männer dieser Jahrgänge werden aufgefordert, sich unverzüglich zur Ableistung ihrer Wehrdienstpflicht zu melden. Hiervon sind nur die von mir namentlich bestimmten Männer, deren Freistellung ich im Interesse der Aufrechterhaltung des Führungsapparates der Volksgruppe und als Führer in der Einsatzstaffel der DM beantragt habe, ausgenommen. Eine Ableistung der Wehrpflicht der im Banat und Serbien Heimatständigen bei der Einsatzstaffel der DM kommt nicht in Frage.

Diese im Banat und Serbien heimatständigen Volksdeutschen haben sich sofort mit Angabe ihres Heimatzugehörigkeitsortes, Geburtsortes und -tages, Berufes, Wohnortes mit genauer Anschrift, dann ihrer Familienverhältnisse und Daten über ihren Militärdienst im ehem. österr.-ung. Heer und gew. jugoslawischen Armee, der Landesmannschaftsführung in Kroatien, Essegg I., Zagrebacka 2, Postfach 99, schriftlich zu melden, von wo die Anmeldungen dann an die Ergänzungsstelle nach Gross-Betschkerek weitergeleitet werden.

Wer dem Aufruf binnen 10 Tagen nach dessen Veröffentlichung in der Presse nicht Folge leistet, wird als fahnenflüchtig angesehen und hat die sich daraus ergebenden Folgen zu tragen.

Staatenlose Deutsche von 17–50 Lebensjahren, die ihren ständigen Wohnsitz in Kroatien haben, unterliegen in Anbetracht der durch den Schicksalskampf des gesamten deutschen Volkes bedingten Ausnahmeverhältnisse der Wehr- und Kriegspflicht bei der Einsatzstaffel der DM ohne Rücksicht darauf, ob sie sonst Angehörige der DM sind. Ihre Musterung und Einziehung wird demnächst angeordnet. Nichtfolgeleistung zieht die Ausstossung aus der deutschen Volksgemeinschaft und die Beantragung der sofortigen Ausweisung aus Kroatien nach sich.

gez.: Altgayer,

Volksgruppenführer und Staatsdirektor

Deutsch-ungarische Vereinbarungen über den Wehrdienst von Angehörigen der deutschen Volksgruppe in der Deutschen Wehrmacht/Waffen-SS.¹

a) **Vereinbarung vom 24. Februar 1942 über die Anwerbung und Musterung von Volksdeutschen der Jahrgänge 1912 bis 1924 zum Dienst in der Waffen-SS.**

1. Das Königliche Ungarische Ministerium des Äusseren beehrt sich der Deutschen Gesandtschaft mitzuteilen, dass die Königlich Ungarische Regierung auf Ersuchen der Deutschen Reichsregierung ihre Zustimmung dazu erteilt hat, dass ungarische Staatsbürger deutscher Volkszugehörigkeit – ohne Rücksicht darauf, ob sie Mitglieder des Volksbundes der Deutschen in Ungarn sind oder nicht – im Alter von 18 bis 30 Jahren auf Grund freiwilliger Meldung zur deutschen Waffen-SS angeworben werden, unter der Voraussetzung jedoch, dass die Angeworbenen als Facharbeiter in kriegswichtigen Industrien oder als fachgebildete Soldaten entbehrlich sind. Hierüber haben die ungarischen Behörden zu entscheiden. Die Zahl der Angeworbenen kann vorläufig höchstens 20'000 betragen².

2. Die gegenwärtige Anwerbung soll mit der grössten Beschleunigung durchgeführt werden. Die Werbung erfolgt, unter Ausschluss der Presse, durch die Organisation des deutschen Volksbundes.

3. Tauglich gemusterte minderjährige Freiwillige besorgen nach erfolgter Annahme durch die Musterungskommission eine, durch die örtliche Verwaltungsbehörde beglaubigte, schriftliche Einwilligung der Eltern (des gesetzlichen Vertreters) zum Eintritt in die Waffen-SS und zur Entlassung aus dem ungarischen Staatsverbände. Volljährige legen nur den Antrag auf Entlassung aus dem ungarischen Staatsverbände vor.

4. Diese Urkunden werden nachher der Musterungskommission und von dieser dem Sonderbeauftragten des Reichsführers SS mit den Musterungslisten übergeben, der dieselben an den Königlich Ungarischen Honvedminister weiterleitet.

5. Die Werbung wird auf folgende Weise durchgeführt:

a) Die Freiwilligen werden durch den Ortsleiter des VDU oder seine Beauftragten angeworben und erfasst. Dieser hat die Zahl der sich meldenden Freiwilligen dem Son-

¹ Aus den Akten des Auswärtigen Amtes, P.A., Bde. 325–328 und 331.

² Auf den wiederholt von der Deutschen Gesandtschaft vorgebrachten Wunsch nach Legalisierung der Freiwilligenmeldungen vor dem 24.2.1942 erklärte das ungarische Aussenministerium in einer Verbalnote vom 3.12.1942: «Die Ungarische Regierung ist im Prinzip bereit, diese Frage mit einem weitgehenden Verständnis zu behandeln, möchte sich aber vorher über die Anzahl der in Frage kommenden Personen unterrichten. Die Deutsche Gesandtschaft wird daher ersucht, baldmöglichst eine Liste der Illegalen anher zu übermitteln. Die Liste sollte den Namen, die Personal-Angaben sowie den Zeitpunkt des Verlassens des Ungarischen Staatsgebietes und des Eintrittes in die Waffen-SS enthalten.» Die Legalisierung der früheren Freiwilligenmeldungen erfolgte erst Anfang 1944 (s. Anlage 7 c, Pkt. 12; Einleit. Darstellung, Kap. II, 3 b).

derbeauftragten des Reichsführers SS – Obersturmbannführer Nageler – bekanntzugeben. Der Sonderbeauftragte teilt die Musterungskommissionen ein, denen je ein Verbindungsoffizier der Königlich Ungarischen Honvéd und ein Vertreter der Königlich Ungarischen Verwaltungsbehörden zugeteilt werden. Der Sonderbeauftragte teilt die Einteilung der Musterungskommissionen der Abteilung 1./B des Königlich Ungarischen Honvédministerium auf kurzem Wege mit. Das Königlich Ungarische Honvédministerium wird das Notwendige veranlassen, damit die erwähnten ungarischen Mitglieder sich rechtzeitig an Ort und Stelle einfinden.

- b) **Die durch die Musterungskommissionen für tauglich befundenen Freiwilligen werden in eine Musterungsliste eingetragen, welche in zwei Abschriften durch den Sonderbeauftragten des Reichsführers SS dem Königlich Ungarischen Honvédminister zur Überprüfung der militärischen und arbeitsmässigen Entbehrlichkeit vorgelegt wird. Die Musterungsliste enthält folgende Vertikalrubriken:**
- (1) laufende Zahl,
 - (2) Name und Vorname,
 - (3) Identitätsnummer (falls vorhanden),
 - (4) Geburtsjahr und Ort,
 - (5) Name der Mutter,
 - (6) Religion,
 - (7) Familienzustand und Zahl der Kinder,
 - (8) militärisches Rang- und Dienstverhältnis,
 - (9) zuständiger Truppenkörper nach Rubrik 15. des Legitimationsblattes (Igazolvány-Lap, 15 Rovat),
 - (10) Beruf,
 - (11) Schulbildung,
 - (12) Vermögensverhältnisse,
 - (13) *Anmerkung.* Die Überprüfung der dem Königlich Ungarischen Honvédminister vorgelegten Werbungslisten erfolgt innerhalb acht Tagen nach Eingang beim Honvédministerium (Abteilung 1/b).
- c) Nach erfolgter Freistellung durch das Königlich Ungarische Honvédministerium werden die Freiwilligen zum Abtransport der Deutschen Reichsregierung zur Verfügung gestellt.
- d) Die Königliche Ungarische Regierung nimmt zur Kenntnis, dass die Angeworbenen mit der Übernahme die deutsche Reichsangehörigkeit erhalten³.

³ Zu Punkt 5, Abs. d, wurde in einer ungarischen Verbalnote vom 1. März 1943 Folgendes festgestellt:

Laut den ungarischen gesetzlichen Bestimmungen verliert ein jeder, der eine fremde Staatsangehörigkeit erworben hat, die ungarische Staatsangehörigkeit. Die Ehefrau und die minderjährigen Kinder eines Ausgebürgerten verlieren ebenfalls die ungarische Staatsangehörigkeit. Auf Wunsch der Reichsregierung wurde jedoch ungarischerseits zugestimmt, dass diese Familienangehörigen bis Kriegsende nicht als Fremde behandelt werden, bzw. als ungarische Staatsbürger verbleiben.»

6. Die Königlich Ungarische Regierung nimmt zur Kenntnis, dass die Deutsche Reichsregierung die Verpflichtung übernimmt, dass

- a) die Werbungsaktion keineswegs gegen das Ungarum oder den ungarischen Staat und insbesondere nicht gegen die Königlich Ungarischen Honvéd propagandistisch ausgenützt wird.
- b) die auf die geschilderte Weise zu deutschen Reichsangehörigen gewordenen Personen seitens der Deutschen Reichsregierung mit keinem militärischen, diplomatischen oder sonstigen Auftrag im öffentlichen Dienste auf dem Gebiete Ungarns angestellt oder verwendet werden,
- c) die auf die geschilderte Weise zu Angehörigen der deutschen Wehrmacht gewordenen Personen während ihres eventuellen Urlaubsaufenthaltes in Ungarn nur Bürgerkleidung tragen werden⁴.

7. Die Fragen der Unterstützung der in Ungarn wohnhaften Angehörigen der angeworbenen Freiwilligen wird die Deutsche Reichsregierung im Einvernehmen mit der Königlich Ungarischen Regierung regeln⁵.

8. Die Königlich Ungarische Regierung versichert, dass jenen Freiwilligen, die bei der Musterung untauglich befunden oder aus irgendwelchen anderen Gründen zurückgestellt worden sind, aus ihrer freiwilligen Meldung keinerlei politische oder wirtschaftliche Nachteile erwachsen werden⁶.

9. Alle Kosten der Werbungsaktion werden von der Deutschen Reichsregierung getragen.

10. Die gegenwärtige Vereinbarung tritt am Tage der schriftlichen Bestätigung des Erhaltes dieser Verbalnote durch die Deutsche Gesandtschaft in Budapest in Kraft.

Das Königlich Ungarische Ministerium des Äusseren beehrt sich die Deutsche Gesandtschaft zu ersuchen, das Zustandekommen der gegenwärtigen Vereinbarung auch ihrerseits schriftlich bestätigen zu wollen.

⁴ In der Note vom 1. März 1943 hiess es dazu:

«Dem deutschen Wunsche, dass diese Freiwilligen während ihresurlaubes in Ungarn doch ihre Uniform tragen dürfen, wurde ungarischerseits nachgekommen.⁰

⁵ Notenwechsel im März 1942 und 1943.

⁶ Die Bitte der Deutschen Gesandtschaft in Budapest um Rückbürgerung der erst später (nach der Musterung) untauglich befundenen Freiwilligen wurde in einer Verbalnote des ungarischen Ausserministerium vom 3. Dezember 1942 mit folgender Begründung zurückgewiesen:

«Diese Freiwilligen sind von deutscher Kommission selbst gemustert und tauglich befunden worden. Ihre Entlassung aus dem ungarischen Staatsverbande erfolgte erst nach ihrer Eingliederung in den SS-Verband. Wenn diese Freiwilligen den Anforderungen der Waffen-SS dennoch nicht entsprochen haben, ist das ein Umstand, dessen Folgen doch nicht durch Ungarn gezogen werden dürften. Diese Freiwilligen werden doch wahrscheinlich auch den Anforderungen der Honvéd nicht entsprechen.

Ausserdem haben die Erfahrungen auf diesem Gebiet nicht ohne Grund die Befürchtungen aufgenommen lassen, dass diese Freiwilligen sich nicht mehr den Verhältnissen in Ungarn anpassen können und infolgedessen Erscheinungen hervorrufen könnten, die in Kriegszeiten nur noch bedenklicher sind. Die Königlich Ungarische Regierung stellt anheim, dass mit Rücksicht auf den grossen Bedarf an Arbeitskräften die untauglich Befundenen in Deutschland entsprechend untergebracht werden.»

b) Vereinbarung vom 22. Mai 1943 über eine neue Werbeaktion für die Waffen-SS unter den Volksdeutschen der Jahrgänge 1908 bis 1925 und ihre Freistellung vom Dienst in der Honvéd.

Das Königlich Ungarische Ministerium des Äusseren beehrt sich der Deutschen Gesandtschaft das Zustandekommen folgender Vereinbarung über eine neue Werbeaktion in Ungarn für die Waffen-SS zu bestätigen:

1.

Auf Ersuchen der Deutschen Reichsregierung willigt die Königlich Ungarische Regierung ein, dass Mitglieder der Deutschen Volksgruppe in Ungarn – unabhängig davon, ob sie Mitglieder des Volksbundes der Deutschen in Ungarn sind oder nicht – der Geburtsjahrgänge 1908-1925 auf Grund freiwilliger Meldung zur Waffen-SS angeworben werden, vorausgesetzt, dass die Angeworbenen als Facharbeiter der Kriegsindustrie oder als Soldaten mit Spezialausbildung abkömmlich sind, worüber die ungarischen Behörden zu entscheiden haben. Die Zahl der Unabkömmlichen wird sich im Rahmen der vorjährigen Musterung halten.

2.

Die Werbung erfolgt auf geschlossenen volksdeutschen Versammlungen oder Heimabenden des Volksbundes der Deutschen in Ungarn (V.D.U.) unter Ausschluss der Presse durch die Organisation des V.D.U. Es besteht Einverständnis, dass eine Kritik oder Gegenpropaganda gegen die Tatsache der Werbung in der ungarischen Presse nicht betrieben wird.

Die Werbung darf erst mit dem Zeitpunkt des Inkrafttretens der vorliegenden Vereinbarung begonnen werden.

3.

Für die in der Kgl. Ung. Honvéd dienenden Volksdeutschen gilt Folgendes:

Der V.D.U. wird mit Genehmigung der Königlich Ungarischen Regierung eine Liste der in der Kgl. Ung. Honvéd Dienst leistenden Volksdeutschen der Geburtsjahrgänge 1908-1925 aufstellen. Das Kgl. Ung. Honvédministerium wird nach Erhalt der Liste die darin enthaltenen Volksdeutschen für die Dauer von 8 Tagen zur Abgabe einer freiwilligen Meldung zur Waffen-SS in ihre Heimorte beurlauben. Meldet sich der beurlaubte Volksdeutsche während des Urlaubs für die Waffen-SS bei einem Ortsleiter des V.D.U., so erhält er hierüber eine schriftliche Bestätigung. Mit dieser begibt er sich nach seinem Urlaub zur Truppe zurück.

Fallen Urlaub und Musterung zeitlich zusammen, so erhält der tauglich Gemusterte eine Bescheinigung der Musterungskommission. Findet die Musterung erst nach Beendigung des Urlaubs statt, so wird der betreffende Angehörige der Kgl. Ung. Honvéd auf Grund der vorerwähnten Bestätigung des Ortsleiters des V.D.U. zur Musterung im Korpsbereich erneut beurlaubt.

Das gleiche gilt für die Volksdeutschen der Geburtsjahrgänge 1908-1925, die erst während der Werbung für die Waffen-SS zur Kgl. Ung. Honvéd eingezogen werden, so-

fern sie bei ihrer Meldung bei der Truppe eine Bestätigung des V.D.U. vorlegen, dass sie sich für die Musterung zur Waffen-SS gemeldet haben.

Sämtliche tauglich Gemusterten werden, soweit sie nicht im Sinne der Ziff. 1. unabhkömmlich sind, sofort aus der Kgl. Ung. Honvéd in ihre Heimatorte entlassen. Von diesem Augenblick an finden auf die Entlassenen die Bestimmungen der Ziff. 4.-10. Anwendung.

4.

Die Musterung wird wie folgt durchgeführt:

a) Die Freiwilligen werden durch den Ortsleiter des V.D.U. oder dessen Beauftragten geworben und erfasst. Dieser hat die Zahl der sich freiwillig Meldenden dem Ersatzkommando Südost der Waffen-SS bekanntzugeben. Das Ersatz-Kommando Südost teilt hierauf die Musterungskommissionen ein, denen je ein Verbindungsoffizier der Kgl. Ung. Honvéd und ein Mitglied der Kgl. Ung. politischen Behörde zugeteilt werden. Das Ersatz-Kommando Südost gibt die Einteilung der Musterungskommissionen, deren Zahl und Arbeitsplan der Abteilung 1. om. des Kgl. Ung. Honvédministeriums wenigstens 8 Tage vor Beginn der Musterungen auf kurzem Wege bekannt, damit dieses die ungarischen Mitglieder zeitgerecht stellig machen kann.

b) Bezüglich der Einzelheiten der Musterungen (Inhalt und Form der Musterungslisten, deren Anlagen, Zurverfügungstellung und Abtransport der Freiwilligen, usw.) hat sich das Ersatz-Kommando Südost mit der Abteilung 1. om. des Kgl. Ung. Honvédministeriums direkt ins Einvernehmen zu setzen.

c) Nach erfolgter Freistellung der Gemusterten durch das Kgl. Ung. Honvédministerium werden die Freiwilligen zum Abtransport dem Ersatz-Kommando Südost zur Verfügung gestellt.

5.

Die tauglich Gemusterten und seitens des Kgl. Ung. Honvédministeriums zur Verfügung gestellten Freiwilligen werden zu deutschen Staatsangehörigen und verlieren bei der Verladung und Übergaben an den deutschen Transportoffizier ihre ungarische Staatsangehörigkeit. Zu diesem Zweck haben die Freiwilligen gelegentlich der Musterungskommission eine Erklärung vorzulegen, worin sie um die Entlassung aus dem ungarischen Staatsverband ansuchen. Die Vordrucke dieser Erklärungen sind – bei Minderjährigen von den Eltern oder dem Vormund – vor der örtlichen Behörde zu unterzeichnen. Die unterzeichneten Vordrucke sind den von den Musterungskommissionen zu führenden Musterungslisten beizufügen.

Es besteht Einverständnis, dass die Frage der Staatsangehörigkeit der Ehefrauen und minderjährigen Kinder erst nach Kriegsende geregelt wird.

6.

Die Fürsorge für die Familienangehörigen der Freiwilligen und die Versorgung ihrer Hinterbliebenen gehen zu Lasten des Deutschen Reichs. Die Fürsorgesätze sind die gleichen wie sie den Angehörigen der in der Kgl. Ung. Honvéd Dienenden gezahlt werden.

Die Kgl. Ungarische Regierung erklärt sich mit dem Transfer der für die Fürsorge und Versorgung sowie für die Überweisung der ersparten Kriegsbesoldung notwendigen Beträgen einverstanden.

7.

Die Königlich Ungarische Regierung versichert, dass den Freiwilligen, die bei der Musterung untauglich befunden, oder aus irgendwelchen anderen Gründen zurückgestellt worden sind, aus ihrer freiwilligen Meldung keinerlei politische oder wirtschaftliche Nachteile erwachsen werden.

Das gleiche gilt auch für die Angehörigen der Freiwilligen, die bei der Musterung tauglich befunden und durch das Kgl. Ung. Honvedministerium freigestellt werden. Die Königlich Ungarische Regierung wird dafür Sorge tragen, dass die ihnen verliehenen Rechte, deren Ausübung an die ungarische Staatsangehörigkeit gebunden ist, und die durch das Erlöschen derselben auch erlöschen, wie z.B. Schankkonzessionen und Trafikrechte, auf einen an den zuständigen Minister gerichteten Antrag auf die Ehefrau oder einen andern nächsten Familienangehörigen übertragen werden, soweit hierfür die gesetzlichen Vorbedingungen gegeben sind.

Als Erben werden die Freiwilligen bis nach Beendigung des gegenwärtigen Krieges den ungarischen Staatsangehörigen gleichgestellt.

8.

Diejenigen Freiwilligen, die während der ersten vier Monate ihrer Truppenzugehörigkeit dienstuntauglich befunden werden, sind durch das Ersatz-Kommando Südost dem Kgl. Ung. Honvedministerium namentlich bekannt zu geben. Die Königlich Ungarische Regierung sichert deren Wiedereinbürgerung zu.

9.

Die tauglich Gemusterten und freigestellten Freiwilligen sind bis zu ihrem Abtransport vom Leventendienst befreit.

10.

Die im Zuge dieser Aktion erforderlichen Nachmusterungen können in direktem Einvernehmen mit dem Kgl. Ung. Honvedministerium durchgeführt werden.

11.

Alle Kosten, die aus dieser Aktion erwachsen, werden von der Deutschen Reichsregierung getragen.

12.

Die Vereinbarung tritt am heutigen Tage in Kraft.

c) Abkommen vom 14. April 1944 über die Wehrdienstpflicht der Volksdeutschen aller Jahrgänge in der Waffen-SS.

1. Im Zuge der gemeinsamen, verstärkten Kriegseinsatzes gegen den gemeinsamen Feind werden sofort stärkere 'SS-Verbände aufgestellt. Die Aufstellung erfolgt zum Teil auf ungarischem Staatsgebiet.
2. Um die beschleunigte Aufstellung in personeller Hinsicht sicher zu stellen, wird folgendes Verfahren zur Anwendung gebracht:
3. Ungarische Staatsbürger, Staatenlose, Andersstaatliche deutscher Volkszugehörigkeit aller Jahrgänge werden laut gegenseitiger Vereinbarung für die Dauer des Krieges im Wege der Wehrdienstpflicht der Deutschen Wehrmacht, Waffen-SS, überlassen. Die Wehrdienstpflicht beginnt vorerst mit Vollendung des 17. Lebensjahres.
4. Als deutscher Volksangehöriger kommt in Anwendung dieser Vereinbarung in Betracht, wer sich durch seine Lebensweise und seine Volkstumsmerkmale als solcher zeigt oder sich freiwillig zum Deutschtum bekennt.
5. Für die Aufstellung der SS-Verbände kommen Männer, sowohl aus den zivilen Sektoren (Reservisten und Ungediente) wie auch aus der Honvéd in Frage. Die Werbung darf erst mit dem Zeitpunkt des Inkrafttretens der vorliegenden Vereinbarung begonnen werden.
6. Mit Berücksichtigung der Produktionsfähigkeit der Industrie, des Bergbaus und der Schlagfertigkeit der Honvéd werden die nötigen Facharbeiter mit Spezialausbildung durch das Honvédministerium zu eigener Verfügung zurückgehalten. Die Zurückstellung darf, wie bei den ersten Waffen-SS-Aktionen ermittelt, 10,5% der zur Einberufung tauglich Gemusterten nicht übersteigen.
7. Erforderliche Unterkünfte und Truppenübungsplätze werden vom Honvédministerium zur Verfügung gestellt. Ebenso im Rahmen des Möglichen, Ausrüstung, Gerät, Material usw.
8. Die Erfassung, Musterung und Einberufung erfolgt durch das SS-Hauptamt, Ersatzinspektion Süd-Ostraum, SS-Ersatzkommando in Ungarn, in Zusammenarbeit mit dem Königlich Ungarischen Honvédministerium.
9. Die Entscheidung
 - a) über die Zurückstellung erfolgt unmittelbar nach der Musterung durch die Waffen-SS,
 - b) über Zurückhaltung entscheidet innerhalb 14 Tagen nach der Musterung das Honvédministerium.
10. Das ungarische Honvédministerium erhält vom SS-Ersatzkommando Ungarn Transportlisten der Einberufenen in gleicher Ausfertigung und Art wie bisher.
11. Die Fürsorge und Versorgung erfolgt entsprechend den bisherigen Vereinbarungen.

12. Die in die Deutsche Wehrmacht, Waffen-SS, Einberufenen behalten alle Rechte eines ungarischen Staatsbürgers und bleiben ungarische Staatsangehörige.

Durch den Eintritt in die deutsche Wehrmacht, Waffen-SS, gelten sie gleichzeitig als deutsche Reichsangehörige.

Dasselbe gilt auch für alle bisher in die Deutsche Wehrmacht, Waffen-SS, Einberufenen. Für die Betroffenen gilt also der bisherige Verzicht auf die ungarische Staatsangehörigkeit oder die bereits vorgenommene Ausbürgerung als rückgängig gemacht.

Die Angehörigen der Einberufenen geniessen die gleichen Rechte und Begünstigungen, wie die Angehörigen der zur Honvéd Einberufenen.

Budapest, den 14. April 1944.

Einberufungsbefehle an Volksdeutsche zum Dienst in der Waffen-SS.

a) Banat

Einberufungsbefehl des Ergänzungsamtes der Deutschen Volksgruppe im Banat und Serbien an einen Volksdeutschen aus Apfeldorf (Jabuka), Bezirk Pantschowa (Panëevo) im Banat¹.

Dieser Einberufungsschein dient dem Truppenkörper (der Einheit, Formation) des Einberufenen als Evidenzdokument bis zur Ausgabe eines Grundbuchblattes über den Einberufenen durch das Ergänzungsamt der Deutschen Volksgruppe

Einberufung zum Wehrdienst

Für	P.	T.	P.
	Name	Familiennamen	Vatersnamen
geboren am	... 1904	in Apfeldorf	wohnhaft in Apfeldorf
		wird für den	12. IV. 1942 Uhr nach Weißkirchen
		I. R. 2.	zu einer ... tågigen Wehrübung ² einberufen

Der Genannte untersteht vom Tage der Einberufung an dem Kommando seines Truppenkörpers (Einheit, Formation). Die Nichtbefolgung der Einberufung zieht die strengste Strafe nach sich.

Diese Einberufung dient nach KK. 823 der Aussenstelle Belgrad d. W. Trsp. Südost als Fahrtausweis für die Reise vom Wohnort des Einberufenen in den Gestellungsort.

Grossbetschkerek, am 3.IV. 1942

Dr. Sepp Janko

Leiter des Ergänzungsamtes der Deutschen
Volksgruppe

Volksgruppenführer

(Siegel: Ergänzungsstelle der SS-Frei-
willigen-Division «Prinz Eugen»
Grossbetschkerek)

¹ Fotokopie, 3. April 1942, 1 Seite, DIN A 5, gedrucktes Formblatt.

² Die Worte «zu einer ... tågigen Wehrübung» sind gestrichen.

b) Batschka

Einberufungsbefehl des SS-Ersatzkommandos Ungarn an einen Volksdeutschen aus Neu-Schowe (Nove Šove), Bez. Neusatz (Novi Sad) in der Batschka³.

SS-Ersatzkommando Ungarn Abt. B I 4a. Sz		Budapest, VI., 11. Sept. 1944 Munkácsy Mihály-u. 5-7 Tel. Nr. 425 565-től 68-ig.	
Einberufungsbefehl Behivási Parancs			
An	L. F.	geb. ... [18] 95	
	(Name, Vorname) (Vezeték- és keresztnév)	szül	
wohnhaft	Ujsővő ⁴		
	Ort — helység		Straße — utca
Sie haben sich mittels beiliegenden Fahrscheines auf Grund eines zwi- schenstaatlichen Abkommens Deutsch- land-Ungarn vom 14. 4. 44, zur Er- füllung Ihrer Wehrdienstpflicht in der Waffen-SS		(Hier ungarischer Text)	
am	sofort	bis	7 Uhr
		-én	óraig
in	Zombor	IX Waffen Geb. Korps SS	zu melden jelentkezni

Bei unentschuldigtem Fernbleiben haben Sie Bestrafung nach den Militärstrafgesetzen zu erwarten. Die
(Hier ungarischer Text)
umseitigen besonderen Anordnungen sind genau zu beachten.

SS-Ersatzkommando Ungarn
i. A. gez.: Unterschrift (Siegel)
SS-Obersturmführer

³ Fotokopie, 11. September 1944, 2 Seiten, gedrucktes Formblatt in deutscher und ungarischer Sprache.

⁴ Ungarischer Name für Neu-Schowe.

c) Kroatien

Einberufungsbefehl des SS-Ersatzkommandos Kroatien an einen Volksdeutschen aus Agram⁵.

Der Reichsführer-SS
 SS-Hauptamt
 SS-Ersatzinspektion Südostraum
 SS-Ersatzkommando Kroatien

Agram – Zagreb, den 27. Sept. 1944
 Esseg – Osijek⁶, den

Einberufungsbefehl – Pozivna zapovied**Herrn — Gospodinu****D. B.****geb.****1920****rodj.**

in **Agram**
u

Sie haben sich am **sofort** **Stempel: 4. Okt. 1944**
Imate se javiti na dan

bei SS-Ersatzkommando Kroatien in Agram, Trg Kulina Bana 10
kod Außenstelle des SS-Ersatzkommandos Kroatien, Esseg, Županijska 19⁶

zwecks **Musterung⁶** **Nachmusterung⁶** **Einstellung**
radi **stavnje** **naknadne stavnje** **nastupa voj-**
ne dužnosti

zu meldenZig zeljeznicke blagajne pri odlasku:⁷

(Dienstsiegel)

SS-Ersatzkommando Kroatien

1. A. gez.: Unterschrift
 SS-Untersturmführer

⁵ Fotokopie, 27. September 1944, 2 Seiten, gedrucktes Formblatt in deutscher und kroatischer Sprache.

⁶ Im Original gestrichen.

⁷ Stempel der Bahnhofskasse bei der Abreise.

Die Enteignung der Deutschen in Jugoslawien.

- a) **Beschluss des AVNOJ vom 21. November 1944 über den Übergang von Feindvermögen in das Eigentum des Staates, über die staatliche Verwaltung des Vermögens abwesender Personen und die Sequestration des Vermögens, das von den Besatzungsbehörden zwangsveräußert wurde.**

Sl. list DFJ¹ 1/1945, Nr. 2, Pos. 25.

Artikel 1

Mit dem Tage des Inkrafttretens dieses Beschlusses gehen in das Eigentum des Staates über:

1. sämtliches Vermögen des Deutschen Reiches und seiner Staatsbürger, das sich auf dem Territorium von Jugoslawien befindet;
2. sämtliches Vermögen von Personen deutscher Volkszugehörigkeit ausser dem derjenigen Deutschen, die in den Reihen der Nationalen Befreiungsarmee und der Partisaneneinheiten Jugoslawiens gekämpft haben oder die Staatsangehörige neutraler Staaten sind, die sich während der Okkupation nicht feindlich verhalten haben.
3. sämtliches Vermögen der Kriegsverbrecher und ihrer Helfershelfer ohne Rücksicht auf ihre Staatsbürgerschaft und das Vermögen einer jeden Person, die durch Urteil der Zivil- oder Militärgerichte zum Vermögensverlust zugunsten des Staates verurteilt wurde.

Das Vermögen jugoslawischer Staatsbürger wird in diesem Falle von diesem Beschluss betroffen ohne Rücksicht darauf, ob sie sich im In- oder Ausland befinden.

Artikel 2

Das Vermögen abwesender Personen, die während der Okkupation durch den Feind gewaltsam verschleppt wurden oder selbst geflohen sind, wird der Staatsverwaltung für Volksgut unterstellt, die es wie ein anvertrautes Gut bis zur endgültigen Entscheidung über das Eigentumsrecht verwalten wird.

Das Vermögen, das unter dem Druck der Okkupationsmächte in das Eigentum dritter Personen übergegangen ist, fällt bis zur weiteren Entscheidung unter die staatliche Zwangsverwaltung.

Artikel 3

Als Eigentum im Sinne dieses Beschlusses sind anzusehen: unbewegliches Gut, bewegliches Gut und Rechte, wie Grundbesitze, Häuser, Möbel, Wälder, Bergwerksrechte, Unternehmungen mit allen Einrichtungen und Vorräten, Wertpapiere, Juwelen, Anteile, Aktien, Gesellschaften, Vereinigungen jeder Art, Fonds, Nutzniessungsrechte, Zah-

¹ Sluzbeni List Demokratske Federativne Jugoslavije (seit Ende November 1945: Federativne Narodne Republike Jugoslavije – Amtsblatt des Demokratischen Föderativen Jugoslawien (der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien).

lungsmittel jeder Art, Forderungen, Beteiligungen an Geschäften und Unternehmungen, Urheberrechte, Rechte industriellen Eigentums, wie auch alle Rechte auf die vorerwähnten Gegenstände.

Artikel 4

Jedes Vermögen, das unter Art. 1 und 2 dieses Beschlusses fällt und in Bezug auf welches ein Urteil der Zivil- oder Militärgerichte schon besteht, oder das bereits vor Erbringung dieses Beschlusses in den einzelnen Föderativeinheiten des Demokratischen Föderativen Jugoslawien in das Eigentum des Staates übergegangen oder unter staatliche Zwangsverwaltung gestellt worden war, wird der Verwaltung und Aufsicht der Staatsverwaltung für Volksgut beim Kommissariat für Handel und Industrie unterstellt. Dies bezieht sich auf das Vermögen, welches vom Kommissariat für Handel und Industrie als Vermögen von allgemeiner Bedeutung für den Staat erklärt wird.

Im Falle, dass ein Urteil noch nicht besteht, oder das Verfahren gegen den Eigentümer noch nicht anhängig gemacht wurde, wird die Staats- oder Länderkommission zur Feststellung der Verbrechen der Okkupanten und ihrer Helfershelfer den einstweiligen Übergang des Vermögens unter die Verwaltung und Aufsicht der Staatsverwaltung für Volksgut vorschlagen.

Diese Kommissionen sind verpflichtet, gleichzeitig das Verfahren bei den Zivil- oder Militärgerichten anhängig zu machen. In derselben Weise wird verfahren mit dem Vermögen von Personen, gegen die bei den Gerichten das Verfahren wegen einer strafbaren Handlung anhängig gemacht wurde, welche den Verlust des Vermögens nach sich zieht, und zwar nach Bericht des Gerichtes.

Artikel 5

Der Zweck, zu dem das verstaatlichte und sequestrierte Vermögen der Verwaltung und Aufsicht der Staatsverwaltung für Volksgut unterstellt wird, ist die maximale Ausnutzung dieses Vermögens, um möglichst schnell im Befreiungskrieg zu siegen, und um die Voraussetzungen für die wirksame ökonomische Erneuerung und den Ausbau Jugoslawiens als Ganzes und seiner föderativen Einheiten zu schaffen. Die Frage des Staatseigentums, als Eigentum Jugoslawiens oder der einzelnen föderativen Einheiten, wird später durch besonderen Beschluss des Antifaschistischen Rates der Nationalen Befreiung Jugoslawiens geregelt, wobei auch nachher das Prinzip der Verwaltung und Erzeugung nach einem allgemeinen staatlichen Plan befolgt wird.

Artikel 6

Die Rechtsgeschäfte der in Art. 1 dieses Beschlusses erwähnten Personen und Unternehmungen, die vom 6. April 1941 bis zur Verlautbarung dieses Beschlusses abgeschlossen wurden oder die nach Verkündung dieses Beschlusses mit der Absicht abgeschlossen werden, sich den Folgen dieses Beschlusses und der Sanktionen, die die Moskauer und Teheraner Konferenz vorgesehen haben, zu entziehen, werden für nichtig erklärt.

Bis zur gerichtlichen Entscheidung über die Nichtigkeit solcher Rechtsgeschäfte wird das Vermögen von der Staatsverwaltung für Volksgut gemäss Art. 4, Abs. 2 verwaltet.

Artikel 7

Mit dem Übergang des Vermögens in das Eigentum des Staates, bzw. unter dessen Verwaltung, hört das Verfügungsrecht der bisherigen Eigentümer, bzw. Besitzer auf.

Artikel 8

Die Verwaltung des nach diesem Beschluss verstaatlichten oder sequestrierten Vermögens gehört in die Zuständigkeit des Kommissariats für Handel und Industrie.

Der Kommissar für Handel und Industrie erlässt nähere Anordnungen und Weisungen zur Durchführung dieses Beschlusses. Sofern Interessen anderer Ressorts in Frage stehen, wird er sich mit den zuständigen Kommissariaten verständigen.

Artikel 9

Die Verwaltung und die Aufsicht über das Vermögen, das im Sinne dieses Beschlusses in das Eigentum, bzw. die Verwaltung des Staates übergeht, wird von der Staatsverwaltung für Volksgut, der auch Vertreter der föderativen Einheiten angehören, ausgeübt. Die Zahl der Mitglieder dieser Verwaltung bestimmt der Kommissar für Industrie und Handel. Die Mitglieder der Verwaltung werden durch Entscheidung des Kommissars für Industrie und Handel im Einvernehmen mit dem Kommissar für wirtschaftliche Erneuerung und dem Kommissar für die Finanzen bestellt. In der Staatsverwaltung für Volksgut wird die nach den Hauptwirtschaftszweigen notwendige Zahl von Abteilungen eingerichtet.

Artikel 10

Die Staatsverwaltung für Volksgut ist ermächtigt, alle Rechtshandlungen vorzunehmen, die die regelmässige Verwaltung der übernommenen Güter erfordern.

Zur Zuständigkeit der Staatsverwaltung für Volksgut gehört insbesondere:

1. auf Grund der Entscheidungen und Weisungen des Kommissars für Handel und Industrie bei den übernommenen Gütern Verwaltungen, bzw. Zwangsverwaltungen einzusetzen und ihnen Direktiven zur rationellen Ausnützung dieser Güter zu geben;
2. den Vermögensstand, die Aktiva und Passiva der Güter festzustellen, die in die Verwaltung der Staatsverwaltung für Volksgut übergehen;
3. zu entscheiden, auf welche Weise die übernommenen Güter zum allgemeinen Wohl des Volkes als Ganzes ausgenützt werden.

Artikel 11

Nähere Bestimmungen über die Zuständigkeit und die Organisation der Staatsverwaltung für Volksgut schreibt der Kommissar für Handel und Industrie mittels durch besondere Verordnung vor.

Artikel 12

Dieser Beschluss tritt am Tage seiner Verkündung in Kraft².

Belgrad, den 21.11.1944

Der Antifaschistische Rat
der Nationalen Befreiung Jugoslawiens

Der Präsident: (gez.)
Dr. Ivan Ribar
Der Sekretär: (gez.) Ro-
doljub Colakovic

b) Auslegung vom 8. Juni 1945 zu Art. 1, Pkt. 2, des am 21. November 1944 erlassenen AVNOJ-Beschlusses.

SI. List DFJ 1/1945, Nr. 39, Pos. 347.

Mit Rücksicht darauf, dass an mehreren Orten, namentlich in der Wojwodina und in Slawonien, die lokalen Behörden bei der Durchführung des Entzuges der Bürgerrechte von Personen deutscher Volkszugehörigkeit nicht immer nach den Bestimmungen des Beschlusses des Antifaschistischen Rates der Nationalen Befreiung Jugoslawiens vom 21. Nov. 1944 und den erhaltenen Weisungen verfahren und auch nicht genügend die Mischehen, noch die Personen berücksichtigen, welche sich trotz ihrer deutschen Abstammung oder deutschen Familiennamen längst assimiliert haben und sich als Kroaten, Slowenen oder Serben fühlen und ausserdem während der Okkupation den Okkupanten nicht unterstützt haben, sowie ausgehend von dem Bestreben, jede fehlerhafte Gesetzesanwendung und Ungerechtigkeiten zu vermeiden, gibt das Präsidium des Antifaschistischen Rates der Nationalen Befreiung Jugoslawiens folgende Auslegung zu Artikel 1, Punkt 2, des Beschlusses des Antifaschistischen Rates der Nationalen Befreiung Jugoslawiens vom 21. November 1944, welche lautet:

1. Vom Beschluss des Antifaschistischen Rates der Nationalen Befreiung Jugoslawiens vom 21. November 1944 (Artikel 1, Punkt 2), werden jene jugoslawischen Staatsbürger deutscher Volkszugehörigkeit betroffen, die sich während der Okkupation als Deutsche erklärt oder als solche gegolten haben, ohne Rücksicht darauf, ob sie vor dem Krieg als solche aufgetreten sind oder als assimilierte Kroaten, Slowenen oder Serben gegolten haben.
2. Nicht entzogen werden die Bürgerrechte und das Vermögen jenen jugoslawischen Staatsbürgern deutscher Volkszugehörigkeit oder deutscher Abstammung oder mit deutschen Familiennamen:

² Am 6. Februar 1945.

- a) welche als Partisanen und Soldaten am nationalen Befreiungskampf teilgenommen oder in der nationalen Befreiungsbewegung aktiv tätig waren;
 - b) welche vor dem Kriege als Kroaten, Slowenen und Serben assimiliert waren und während des Krieges weder dem Kulturbund beigetreten noch als Angehörige der deutschen Volksgruppe aufgetreten sind;
 - c) die es während der Okkupation abgelehnt haben, sich auf Verlangen der Besatzungs- oder Quislingbehörden als Angehörige der deutschen Volksgruppe zu erklären;
 - d) welche (sei es Mann oder Frau) trotz ihrer deutschen Volkszugehörigkeit eine Mischehe mit Personen einer der Jugoslawischen Nationalitäten oder mit Personen jüdischer, slowakischer, ukrainischer, madjarischer, rumänischer, oder einer sonstigen anerkannten Nationalität geschlossen haben.
3. Den Schutz des vorangegangenen Artikels, Punkt a), b), c) und d) geniessen jene Personen nicht, welche sich während der Okkupation durch ihr Verhalten gegen den Befreiungskampf der jugoslawischen Völker vergangen haben und Helfer des Okkupanten waren.
 4. Alle Behörden haben sich genau an diese Auslegung zu halten.

Das Präsidium des Antifaschistischen Rates der Nationalen Befreiung
Jugoslawiens.

Sekretär
(gez.) M. Peruncic

Präsident
(gez.) Dr. I. Ribar

c) Gesetz vom 31. Juli 1946 zur Bestätigung und Änderung des Beschlusses über den Übergang von Feindvermögen in das Eigentum des Staates.³

Der Beschluss vom 21. November 1944 über den Übergang von Feindvermögen in das Eigentum des Staates, über die staatliche Verwaltung des Vermögens abwesender Personen und über die Sequestration des Vermögens, das von den Behörden der Okkupanten zwangsweise veräussert wurde, wird mit den in diesem Gesetz vorgenommenen Änderungen bestätigt, so dass sein geänderter und gereinigter Text lautet:
Gesetz über den Übergang von Feindvermögen in das Eigentum des Staates und über die Sequestration des Vermögens abwesender Personen.

SI. list FNRJ 11/1946, Nr. 63, Pos. 450.

Artikel 1

In das Eigentum der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien geht als allgemeines Volksvermögen über

³ Der Text richtet sich im allgemeinen nach der Übersetzung ins Deutsches Vermögen im Ausland. Internationale Vereinbarungen und ausländische Gesetzgebung; hrsg. vom Bundesministerium der Justiz, Köln 1951, S. 271 f.

1. das gesamte Vermögen des Deutschen Reiches und seiner Staatsangehörigen, sofern es sich auf dem Gebiet der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien befindet,

2. das gesamte Vermögen von Personen deutscher Volkszugehörigkeit ohne Rücksicht auf deren Staatsangehörigkeit. Hierunter sind insbesondere alle Personen zu verstehen, die sich während der Okkupation zum deutschen Volkstum bekannt haben, und zwar ohne Rücksicht darauf, ob sie vor dem Kriege als solche aufgetreten oder als assimilierte Kroaten, Slowenen oder Serben betrachtet worden sind.

Hiervon ausgenommen sind Personen deutscher Volkszugehörigkeit,

a) die als Partisanen oder Soldaten am Volksbefreiungskampf teilgenommen oder in der Volksbefreiungsbewegung aktiv mitgewirkt haben;

b) die vor dem Kriege als Kroaten, Slowenen oder Serben assimiliert waren und während des Krieges weder dem Kulturbund beigetreten noch als Angehörige der deutschen Volksgruppe aufgetreten sind;

c) die es während der Besetzung abgelehnt haben, sich auf Verlangen der Okkupationsbehörden als Angehörige der deutschen Volksgruppe zu bekennen;

d) die vor dem Kriege oder bis zum Ende der feindlichen Okkupation ihres Aufenthaltsortes mit einer den südslawischen Nationalitäten oder einer der jüdischen, slowakischen, ruthenischen, madjarischen, rumänischen, bzw. einer anderen anerkannten Nationalität angehörigen Person die Ehe geschlossen und durch ihr Verhalten während der Besetzung nicht gegen den Befreiungskampf der Völker Jugoslawiens verstossen haben oder Helfershelfer der Okkupanten waren;

e) die Angehörige neutraler Staaten sind und sich während der Besetzung gegenüber dem Befreiungskampf der südslawischen Völker nicht feindselig verhalten haben;

3. das gesamte Vermögen von Kriegsverbrechern und deren Helfershelfern, sowie aller Personen, denen es durch Urteil eines Zivil- oder Militärgerichts zugunsten des Staates entzogen worden ist, und zwar ungeachtet der Staatsangehörigkeit aller in dieser Ziffer angeführten Personen. Das Vermögen von Staatsangehörigen der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien geht in diesem Falle ohne Rücksicht darauf, ob es sich im In- oder Ausland befindet, in das Eigentum des Staates über.

Das durch Punkt 1 und 2 dieses Artikels betroffene Vermögen geht in das Eigentum des Staates über, mit Wirkung vom 6. Februar 1945 als dem Tag, an dem der Beschluss vom 21. November 1944 über den Übergang des feindlichen Vermögens in das Staatseigentum, über die staatliche Verwaltung des Vermögens abwesender Personen und die Sequestration des Vermögens, das von den Besatzungsbehörden zwangsveräußert wurde⁴, in Kraft getreten ist.

Das in Punkt 3 dieses Artikels bezeichnete Vermögen geht mit dem Tage der Rechtskraft des Urteils in das Eigentum des Staates über.

⁴ s. o. Anlage 9, S. 180 E ff.

Artikel 2

Das Vermögen von in Artikel 1 dieses Gesetzes bezeichneten Personen, sowie Vermögen von Staatsangehörigen der FVRJ, die sich im Ausland aufhalten und der Anforderung auf Rückkehr in die Heimat innerhalb der gesetzlich vorgesehenen Frist nicht Folge geleistet haben oder ausser Landes geflüchtet sind, kann bis zur Beschlussfassung über die Einziehung und unter den Voraussetzungen des Artikel 12 des Gesetzes über die Konfiskation und die Durchführung derselben unter staatliche Sequestration gestellt oder der Anwendung eines anderen Sicherungsmittels im Sinne des Gesetzes über die Konfiskation und die Durchführung derselben unterworfen werden.

Bei der Einziehung des Vermögens von Personen, denen die Staatsangehörigkeit aberkannt wird, ist in Abweichung von Artikel 4 des Gesetzes über die Konfiskation und die Durchführung derselben den nächsten Familienangehörigen solcher Personen (Ehegatten und Kindern), sofern sie sich nicht mit ihr im Ausland befinden, sondern im Lande verblieben sind, ein zum angemessenen Unterhalt genügender Teil des Vermögens zu belassen, bzw. zu übereignen. Dieser Anteil darf in Fällen, in denen es sich um ein grosses Vermögen handelt, die Hälfte des Wertes des eingezogenen Vermögens nicht übersteigen.

Ein Vermögen von grossem Umfang oder von grosser Bedeutung für die Wirtschaft (Industrieunternehmen, Bergwerke und ähnliches) geht ganz in das Eigentum des Staates über, wogegen den nächsten Angehörigen eine Entschädigung für den ihnen zuerkannten Anteil festgesetzt wird.

Im übrigen gelten in diesen Fällen die Bestimmungen des Gesetzes über die Konfiskation und die Durchführung derselben.

Artikel 3

Als Vermögen im Sinne dieses Gesetzes gelten vor allem Immobilien, wie Grundstücke, Häuser, landwirtschaftliche Güter und Forsten, Industrieunternehmen mit allen Einrichtungen., bewegliche Sachen, Handelsgeschäfte mit Inventar, Möbel, Wertpapiere, Wertsachen, Forderungen, Urheberrechte, industrielle Eigentumsrechte und andere Vermögensrechte.

Artikel 4

Für das Verfahren mit Vermögen, das in das Eigentum des Staates übergeht oder das der Sequestration unterliegt, gelten die Bestimmungen des Gesetzes über die Einziehung von Vermögen und die Durchführung derselben.

Artikel 5

Die Frage, welches gemäss Artikel 1 dieses Gesetzes in das Eigentum der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien übergehende Vermögen von allgemeinerwirtschaftlicher Bedeutung ist und der Verwaltung der Bundesorgane, der Staatsverwaltung oder der Verwaltung der Staatsorgane einer Republik unterliegt, wird nach den bestehenden Bestimmungen entschieden.

Artikel 6

Die unmittelbare Verwaltung des in den Art. 1 und 2 dieses Gesetzes bezeichneten Vermögens wird seiner wirtschaftlichen Bedeutung entsprechend dem zuständigen Bundesministerium oder der Kommission für Volksvermögen bei der Regierung der FVRJ, bzw. dem zuständigen Ministerium der Volksrepublik oder der Abteilung für Volksgüter beim Ministerpräsidium der Volksrepublik übertragen.

Für die Sammlung, Verwahrung und Verwaltung von Büchern, Gegenständen von Bedeutung für Archive und Museen, Bildern und Statuen von Kunstwert, wissenschaftlichen Sammlungen, Musikalien, und sonstigen Gegenständen von geschichtlicher oder künstlerischer Bedeutung, die gemäss Artikel 1 und 2 dieses Gesetzes in das Eigentum oder die Verwaltung oder Sequestration des Staates gelangen, sind die Staatsorgane für Kultus der Volksrepubliken, bzw. der Ausschuss für Kultur und Kunst bei der Regierung der FVRJ für Gegenstände von allgemeiner Bedeutung zuständig.

Nähere Bestimmungen über die Zuständigkeit mit Bezug auf die unmittelbare Verwaltung von Vermögen, das durch dieses Gesetz betroffen wird, ergehen durch Verordnung der Regierung der FVRJ.

Artikel 7

Rechtsgeschäfte über die Veräusserung oder Belastung von Vermögen, das gemäss Artikel 1 dieses Gesetzes in das Eigentum des Staates übergeht, sind nichtig, sofern sie vorgenommen worden sind in der Zeit zwischen dem 6. April 1941 und dem Tage des Inkrafttretens des Beschlusses des AVNOJ vom 21. November 1944 über den Übergang des feindlichen Vermögens in das Staatseigentum, über die staatliche Verwaltung des Vermögens abwesender Personen und die Sequestration des Vermögens, das von den Okkupationsbehörden zwangsveräussert wurde. Rechtsgeschäfte dieser Art, die nach dem 22. November 1944 vorgenommen wurden, sind nichtig, wenn mit ihnen die Vermögensentziehung zugunsten des Staates zu vereiteln beabsichtigt war. Eine solche Absicht wird solange als vorliegend vermutet, als nicht das Gegenteil bewiesen wird. Wird durch Gerichtsbeschluss festgestellt, dass eine Absicht, die Vermögensentziehung zugunsten des Staates zu vereiteln, nicht vorgelegen hat, ist das Vermögen dem Eigentümer zurückzuerstatten bzw. die Belastung als rechtsgültig zu betrachten.

Artikel 8

Nähere Bestimmungen über die Organisation und Tätigkeit der Kommission für Volksvermögen ergehen durch Verordnung der Regierung der FVRJ.

Artikel 9

Mit dem Tage des Inkrafttretens dieses Gesetzes tritt das Gesetz vom 24. Mai 1945 über die Sammlung, Verwahrung und Verwaltung von Büchern und sonstigen kulturell-wissenschaftlichen und künstlerischen Gegenständen, die durch Entscheidung des Anti-

faschistischen Rates der Nationalen Befreiung Jugoslawiens (AVNOJ) vom 21. November 1944 staatliches Eigentum geworden sind, ausser Kraft.

Artikel 10

Dieses Gesetz tritt am achten Tage nach seiner Veröffentlichung im Amtsblatt der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien» in Kraft⁵.

Das Präsidium des Volksparlaments der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien.

⁵ Am 7. August 1946.

Gesetz vom 9. Juni 1945 über die Konfiskation von Vermögen und über die Durchführung der Konfiskation.

SI. list DFJ 1/1945, Nr. 40, Pos. 359.

Artikel 1

1. Eine Konfiskation von Vermögen ist die zwangsweise, entschädigungslose Wegnahme des gesamten Vermögens (völlige Konfiskation) oder eines genau bestimmten Teiles des Vermögens (teilweise Konfiskation), welches persönliche Eigentum oder der persönliche Anteil an gemeinsamen Vermögen mit anderen Personen ist. zugunsten des Staates.

2. Die Konfiskation bezieht sich auf alle Vermögensrechte.

Artikel 2

Die Konfiskation von Vermögen kann ausschliesslich in vom. Gesetz vorgesehenen Fällen und ausschliesslich durch die gesetzlich dazu bevollmächtigten Behörden verhängt werden.

Artikel 3

1. Eine Behörde, welche ein Verfahren wegen Taten einleitet, für welche die Gesetze die Konfiskation vorsehen, hat sich um die Beschaffung von Angaben über das gesamte Vermögen der Person zu bemühen, gegen die sie das Verfahren einleitet.

2. Bei Verhängung der Konfiskation hat das Gericht, bzw. die dazu bevollmächtigte Verwaltungsbehörde alle Angaben über das Vermögen der beschuldigten Person in Betracht zu ziehen.

Artikel 4

Es kann nur das Vermögen derjenigen Person konfisziert werden, die zur Konfiskation verurteilt wurde, gleich, worin dieses Vermögen besteht. Bildet dieses Vermögen einen Anteil einer solchen Person am gemeinsamen Vermögen mit mehreren Personen (Mischeigentum, Familiengenossenschaft, Handelsgesellschaft u. ä.), so kann dieser Anteil in vollem Umfang konfisziert werden.

Artikel 5

Der Konfiskation unterliegen alle Sachen der verurteilten Person ohne Rücksicht darauf, ob sie sich in seinem Besitztum befinden oder ob sie in der Absicht, die Konfiskation zu vereiteln oder zu verhindern, von ihrem ursprünglichen Ort entfernt wurden. Ein Vermögen, das der Konfiskation unterliegt, kann weder als Erbschaft noch auf irgendeiner anderen Rechtsgrundlage in den Besitz anderer Personen übergehen.

Artikel 6

1. Von der Konfiskation werden ausgenommen: 1) Haushaltsgegenstände (Kleidung, Wäsche, Schuhwerk, Möbel, Geschirr und ähnliches), die für das Leben des Ver-

urteilen und seiner engeren Familie unbedingt notwendig sind; 2) Handwerkszeug aller Art, welches für persönliche handwerkliche Arbeit oder für die Ausübung eines persönlichen selbständigen oder halbselbständigen Berufs unbedingt notwendig ist, wenn dem Verurteilten nicht durch das Gericht das Recht entzogen wurde, seinen Beruf auszuüben; 3) das Hauswesen, ein Minimum an Landbesitz und an lebendem und totem Inventar mit Wohn- und Wirtschaftsgebäuden, welches dem Verurteilten zur Erhaltung einer kleinen Landwirtschaft ohne Gebrauch fremder Arbeitskraft unbedingt notwendig sind; 4) Lebensmittel und Brennstoff für den persönlichen Gebrauch des Verurteilten und seiner engeren Familie für vier Monate; 5) eine Geldsumme, welche den durchschnittlichen Dreimonatsverdienst eines Arbeiters in dem betreffenden Ort nicht überschreiten darf, für jedes Familienmitglied.

2. Bei der Bestimmung des Vermögens, welches der engeren Familie zu belassen ist, hat das Gericht die konkreten Umstände eines jeden Einzelfalles zu beachten und die örtlichen wirtschaftlichen Bedingungen in Betracht zu ziehen. Das Vermögen, das der engeren Familie belassen wird, ist auf alle ihre Mitglieder gleichmässig zu übertragen¹.

Artikel 7

1. Das konfiszierte Vermögen geht mit seinen Aktiva und Passiva in Staatseigentum über.

2. Bei der Konfiskation eines Vermögens haftet der Staat für Schulden und Verpflichtungen des Verurteilten, wenn diese vor Verübung der Tat entstanden sind, und nur bis zur Höhe des Wertes des konfiszierten Vermögens, unter der Begrenzung nach Art. 6 des Beschlusses des Antifaschistischen Rates der Volksbefreiung Jugoslawiens vom 21. November 1944.

3. Wurde eine teilweise Konfiskation verhängt, so haftet der Staat für Verpflichtungen im Verhältnis des Wertes des konfiszierten Vermögens.

4. Können die Gläubiger nicht vollständig aus den Aktiva des konfiszierten Vermögens befriedigt werden, so werden, so werden sie gleichmässig befriedigt.

Artikel 8

Im Falle der Aufhebung des Urteils über die Konfiskation muss das konfiszierte Vermögen zurückerstattet werden. Ist die Rückgabe des Vermögens selbst nicht möglich, so wird dem ehemaligen Eigentümer der Wert des Vermögens in Geld erstattet.

¹ In der Auslegung des Gesetzes über die Konfiskation vom 3. August 1945 (Sl. Ust DFJ, Nr. 56, Pos. 531) heisst es zu Art. 6 unter g: «Die Erleichterungen nach Art. 6 beziehen sich nicht auf Personen nach Art. 30 des Gesetzes», d.h. nicht auf Personen deutscher Nationalität. – Die Gesetze über die Bestätigung, Änderung und Ergänzung des Gesetzes über die Konfiskation bleiben im Folgenden unberücksichtigt, da sie für das Durchführungsverfahren bei der Konfiskation des Vermögens von Personen deutscher Nationalität ohne Belang sind.

191E

Artikel 9

Das Gericht, das eine teilweise Konfiskation verhängt, hat im Urteil genau anzugeben, welches Vermögen zu konfiszieren ist, nicht nur die Grösse des Teiles (die Hälfte, ein Drittel u. s. w.) oder nur den Wert ohne Angabe der Gegenstände.

Artikel 10

Mit der Rechtskräftigkeit des Urteils, durch welches die Konfiskation ausgesprochen wird, erwirbt der Staat das Eigentumsrecht an den konfiszieren Gütern.

Artikel 11

Nichtig sind alle Geschäfte des Verurteilten, die er vor Einleitung oder während des Konfiskationsverfahrens in der Absicht durchführte, die Konfiskation zu vereiteln oder zu erschweren, oder die das Ziel verfolgten, das durch die Konfiskation betroffene Vermögen zu verbergen, zu beschädigen, zu verringern oder zu vernichten.

Artikel 12

1. Sequestration im Sinne dieses Gesetzes ist der zeitweilige Entzug eines Vermögens, das der Konfiskation unterliegen kann, und seine Unterstellung unter die Kontrolle der Staatsverwaltung mit dem Ziel der Sicherung des betreffenden Vermögens und des Schutzes der öffentlichen Interessen.

2. Ist noch kein Urteil, bzw. Beschluss über die Konfiskation ergangen, weil noch kein Verfahren eingeleitet oder weil es noch im Gange ist, und besteht die Gefahr der Veräusserung, Belastung, Beschädigung oder Verringerung des Wertes des in Frage stehenden Vermögens, so hat die Landesverwaltung der Volksgüter, die Landeskommission zur Feststellung der Verbrechen der Okkupanten und ihrer Helfer oder der öffentliche Ankläger bei dem Gericht, welches das Verfahren führt, die Unterstellung des Vermögens unter die zeitweilige Verwaltung der zuständigen Verwaltung der Volksgüter vorzuschlagen. Der Beschluss über den Vorschlag der angeführten Organe fasst das Gericht, vor dem das Verfahren wegen der Straftat eingeleitet wurde oder einzuleiten ist;

Artikel 13

1. In Fällen nach dem vorhergehenden Absatz verwaltet die zuständige Verwaltung der Volksgüter das Vermögen bis zu einem endgültigen Gerichtsbeschluss über die Konfiskation.

2. Erght ein befreiendes Urteil oder wird das Strafverfahren auf eine andere Weise eingestellt, so wird das Vermögen dem Eigentümer zurückgegeben.

3. Erfolgt eine Verurteilung, so geht das Vermögen auf die in diesem Gesetz vorgesehene Weise in Staatseigentum über.

Artikel 14

Während der zeitweiligen Verwaltung (Sequestration) im Sinne der Art. 12 und 13 können Rechte dritter Personen nicht realisiert werden.

Artikel 15

Ein rechtskräftiges Urteil über die Konfiszierung des Vermögens ist durch das Gericht sofort den für die Durchführung der Konfiskation zuständigen Kreis-Volksgerechten, dem Verurteilten, bzw. seinem Vormund, der zuständigen Verwaltung der Volksgüter, dem örtlichen Volksausschuss und dem zuständigen öffentlichen Ankläger zuzustellen.

Artikel 16

Die Konfiskation führt dasjenige Kreis-Volksgerecht durch, in dessen Bezirk sich das Vermögen befindet, das zu konfiszieren ist. Befindet sich das Vermögen im Bezirk mehrerer Kreis-Volksgerechte, so hat auf Verlangen des Gerichtes, welches das Urteil fällen, jedes Kreis-Volksgerecht die Konfiskation in seinem Bezirk durchzuführen.

Artikel 17

1. Das Verfahren der Durchführung der Konfiskation ist dringlich.
2. Nach Erhalt eines rechtskräftigen Urteils über die Konfiskation hat das Kreis-Volksgerecht einen Beauftragten zu bestimmen, der ein Verzeichnis des Vermögens aufzustellen hat, das zu konfiszieren ist. Durch denselben Beschluss hat das Gericht Zeit und Ort der Aufstellung des Verzeichnisses festzusetzen.
3. Das Gericht hat den Verurteilten oder seinen Vormund, die zuständige Verwaltung der Volksgüter und den lokalen Volksausschuss davon zu benachrichtigen und den Beschluss an der Gerichts-Anschlagtafel zu veröffentlichen.

Artikel 18

Die verurteilte Person oder die Mitglieder seiner engeren Familie können einen Bevollmächtigten bestimmen, der sie im Konfiskationsverfahren vertritt.

Artikel 19

Vom Augenblick des Beginns des Konfiskationsverfahrens ab hat das Gericht von Amts wegen oder auf Vorschlag der zuständigen Verwaltung der Volksgüter oder des öffentlichen Anklägers alle zur Sicherung des Vermögens vor Beschädigung oder Verfall erforderlichen Massnahmen zu treffen.

Artikel 20

1. Der Beauftragte des Gerichtes legt an Ort und Stelle ein genaues Verzeichnis aller Gegenstände mit ihrer näheren Bezeichnung an, und zwar unter Mitwirkung eines Mitglieds des örtlichen Volksausschusses und eines bevollmächtigten Vertreters der

zuständigen Verwaltung der Volksgüter, bei Bedarf auch eines Schätzers, worüber er ein Protokoll anfertigt.

2. Bei der Registrierung des Vermögens erfolgt auch eine Schätzung nach dem Wert zum Zeitpunkt der Registrierung.

3. Handelt es sich um Immobilien, so verkündet der Beauftragte des Gerichtes an Ort und Stelle oder in der Kanzlei des örtlichen Volksausschusses, dass die Konfiskation aller Immobilien durch ihre Registrierung erfolgt ist, und trägt dies in das Protokoll ein. Dies erfolgt an Ort und Stelle, wenn der Immobilienbesitz, der zu konfiszieren ist, nicht mit Sicherheit festgestellt werden kann, bzw. wenn dies wegen der Bekanntmachung dieses Verfahrens der Volksbehörden erforderlich ist.

4. Handelt es sich um beweglichen Besitz, so hat der Beauftragte des Gerichtes alle Räume zu versiegeln und an den Eingangstüren eine Erklärung über die erfolgte Konfiszierung aufzubringen, unter gleichzeitigem Verbot, über das konfiszierete Vermögen zu verfügen. In den versiegelten Räumen ist an der Wand ein Exemplar des Verzeichnisses anzubringen.

5. Leben in den gleichen Räumen mit dem Verurteilten auch andere Personen und ist es deshalb unmöglich, die Räume zu verschliessen und zu versiegeln, so hat der Beauftragte des Gerichtes an jedem konfiszierten Gegenstand einen Zettel mit dem Dienstsiegel als Zeichen der durchgeführten Konfiskation und an der Wand ein Exemplar des Gesamtverzeichnisses anzubringen. In diesem Falle hat der Beauftragte des Gerichtes die konfiszierten Gegenstände, falls sie nicht sofort abtransportiert werden können, dem ältesten Hausbewohner oder einer anderen geeigneten Person zur Bewahrung zu übergeben.

6. Das Protokoll über die durchgeführte Konfiskation unterschreiben ausser dem Beauftragten des Gerichtes und dem bevollmächtigten Vertreter der Verwaltung der Volksgüter das Mitglied des örtlichen Volksausschusses, das der Registrierung und Schätzung beigewohnt hat, der Schätzer und ein anwesender volljähriger Hausgenosse des Verurteilten.

Artikel 21

Sofern das Gericht bei der Durchführung der Konfiskation oder Sequestration feststellt, dass kein Vermögen vorhanden ist, das konfiszirt oder sequestriert werden könnte, hat es davon das Gericht oder die Behörde zu unterrichten, welches sich wegen der Durchführung der Konfiskation oder Sequestration an es gewandt hat.

Artikel 22

1. Bei der Durchführung der Konfiskation können dritte Personen Rechtsansprüche hinsichtlich des konfiszirten Vermögens erheben. Dies ist in kürzester Form in das Protokoll einzutragen.

2. Der Beauftragte des Gerichtes kann nicht darüber entscheiden, ob diese Ansprüche begründet sind.

Artikel 23

]. Über Ansprüche dritter Personen hinsichtlich des konfiszirten Vermögens, die im Verlauf des Verfahrens oder innerhalb einer Frist von acht Tagen nach Durchführung

der Konfiskation gestellt werden, hat das Gericht nach Anhören der Parteien und nach Vorlage der erforderlichen Beweismittel in möglichst kurzer Frist durch ein Urteil zu entscheiden.

3. Gegen dieses Urteil kann innerhalb einer Frist von acht Tagen nach Mitteilung des Urteils Beschwerde beim Gebiets-Volksgesicht eingelegt werden. Das Urteil des Gebiets-Volksgesichtes ist rechtskräftig und vollstreckbar.

4. Ist eine Person, die ein Recht auf Aussonderung besitzt, infolge unüberwindlicher Hindernisse daran gehindert, ihren Anspruch innerhalb der vorgesehenen Frist zu erheben, so verliert sie das Recht auf Aussonderung oder Entschädigung des Wertes nicht, wenn sie ihren Anspruch innerhalb eines vom Tage der Rechtskraft des Urteils erhebt.

Artikel 24

Werden bei der Durchführung der Konfiskation im Sinne des Art. 22 dieses Gesetzes keinerlei Aussonderungsforderungen nach Art. 23 gestellt, so hat das zuständige Gericht, das die Konfiskation durchführt, nach Durchsicht des Verzeichnisses und des Protokolls seines Beauftragten die Überführung des konfiszierten Vermögens in Staatseigentum durchzuführen und das konfiszierte Vermögen der zuständigen Verwaltung der Volksgüter zu übergeben. Bei Immobilien hat das Gericht sofort die Eintragung des Rechtes des Staates auf diese Immobilien anzuordnen.

Artikel 25

Sind die konfiszierten Immobilien landwirtschaftliche Güter, Wirtschaftsunternehmen und ähnliches, so hat das Gericht zu Beginn des Konfiskationsverfahrens eine geeignete Person zu bestimmen, die dieses Vermögen bis zur endgültigen Gerichtsentcheidung und bis zur endgültigen Übergabe des konfiszierten Vermögens an die zuständige Verwaltung der Volksgüter provisorisch verwaltet.

Artikel 26

Die Landesverwaltung der Volksgüter ist ermächtigt, eingezogenes Vermögen zu verwalten, wenn es sich um Objekte handelt, die in ihre Zuständigkeit fallen. Bei der Konfiskation von Banken, Bergwerken, Industrieunternehmen, grossen Handels- und anderen Geschäften oder von Grossbesitz mit allgemeiner wirtschaftlicher Bedeutung entscheidet die Staatsverwaltung der Volksgüter über das Verfügungsrecht.

Artikel 27

Andere Volksbehörden können weder im Verlauf des Konfiskationsverfahrens noch nach dem Übergang des konfiszierten Vermögens in Staatseigentum irgend etwas von dem konfiszierten Vermögen ohne die nach den dafür erlassenen Gesetzen vorhergehende Billigung der Staats- oder Landesverwaltung der Volksgüter in Besitz oder in Gebrauch nehmen.

Artikel 28

1. Die Kreis-Volksausschüsse sind verpflichtet, innerhalb einer Frist von höchstens 90 Tagen nach der Beschlissung dieses Gesetzes dem Kreis-Volksgericht ein genaues Verzeichnis des Immobilienbesitzes derjenigen Kriegsverbrecher und Volksfeinde zuzustellen, die im Laufe des Krieges erschossen oder erschlagen wurden, die ums Leben gekommen oder geflüchtet sind und deren Vermögen entweder überhaupt nicht konfiszirt wurde, weil man es nicht erfassen konnte, oder bei denen nur das bewegliche Vermögen oder nur ein Teil des Vermögens konfiszirt wurde. In allen solchen Fällen hat das Kreis-Volksgericht ohne Rücksicht darauf, ob es über ein Urteil, durch das solche Personen verurteilt wurden, verfügt oder nicht, das Urteil in seiner Gesamtheit als auch in der Verhängung der Konfiskation als vollstreckbar anzusehen, entsprechend diesem Gesetz einen Beschluss über die Konfiskation des gesamten Vermögens, des beweglichen und des unbeweglichen, zu formulieren, sie bis zum Schluss zu vollstrecken und die Übertragung des konfiszirten Vermögens sowie die Eintragung des Rechtes des Staates an dem konfiszirten Immobilienbesitz durchzuführen.

2. Zur Anmeldung dieser Fälle sind die Kreis-Volksausschüsse auch dann verpflichtet, wenn die Konfiskation des Immobilienbesitzes erfolgt ist, damit das Gericht den vorgeschriebenen Übergang dieses Vermögens in Staatseigentum vornehmen kann.

3. Ebenso haben die Militärgerichte und -kommandos dem zuständigen Kreis-Volksgericht für die obigen Fälle aus ihren Archiven Abschriften der Urteile zuzustellen, damit das Gericht die Konfiskation zu Ende führen und einen Beschluss über die Konfiskation fassen kann, sofern dies im Urteil unterlassen wurde.

Artikel 29

1. Sofern bei der Durchführung einer Konfiskation vor Beschlissung dieses Gesetzes entgegen den Bestimmungen des Art. 6 dieses Gesetzes verfahren wurde und der engeren Familie alles genommen wurde, so hat das Kreis-Volksgericht auf Antrag der engeren Familie und unter Berücksichtigung aller Umstände die notwendigen Berichtigungen vorzunehmen. Die Durchführung dieser Berichtigung ist Sache des Kreis-Volksausschusses.

2. Gegen einen Beschluss des Kreis-Volksgerichtes nach dem obigen Punkt ist innerhalb einer Frist von acht Tagen nach Mitteilungen des Beschlusses Beschwerde beim Gebiets-Volksgericht zulässig.

Das Urteil des Gebiets-Volksgerichtes ist sofort vollstreckbar.

3. Forderungen nach Punkt 1 dieses Artikels können die interessierten Personen längstens innerhalb einer Frist von einem Jahr nach Inkrafttreten dieses Gesetzes erheben.

Artikel 30

1. Überall dort, wo Vermögen des Deutschen Reiches und seiner Staatsangehörigen oder Vermögen von Personen deutscher Nationalität nach Punkt 1 und 2 des Beschlusses des Antifaschistischen Rates der Volksbefreiung Jugoslawiens vom 21. November 1944 vorhanden ist, das der Konfiskation unterliegt, fasst den Beschluss über die Konfiskation eine Kreis-Kommission von drei Personen, welche der Kreis-Volks-

ausschuss beruft, und in Städten vom Rang eines Kreises oder Gebietes eine ähnliche Kommission, welche der Volksausschuss der Stadt beruft. Diesen Kommissionen haben in jedem Fall zwei Vertreter der zuständigen Verwaltung der Volksgüter und ein Vertreter der Inneren Angelegenheiten des Kreis-Volksausschusses anzugehören. Die Mitglieder der Kommission legen zu Beginn ihrer Arbeit vor dem zuständigen Volksausschuss einen Eid ab.

2. Diese Kommissionen haben ihre Beschlüsse sofort dem verurteilten Eigentümer sowie auch der zuständigen Verwaltung der Volksgüter und dem zuständigen Kreis-Volksgerecht zuzustellen. Gegen Beschlüsse dieser Kommissionen steht der unzufriedenen Partei innerhalb einer Frist von acht Tagen das Recht zur Beschwerde bei einer ebensolchen Kommission des Gebiets-Volksausschusses zu, wenn es sich um Beschlüsse einer Kreis-Kommission handelt, und bei einer Kommission des Gebiets-Volksausschuss, bzw. beim Präsidium des gesetzgebenden Landesorgans, wenn es sich um Beschlüsse der angeführten Kommissionen der Städte handelt. Die Beschlüsse der zweiten Instanz sind sofort vollstreckbar.

3. Die Kommission des Kreises, bzw. der Stadt hat ihren Beschluss, sobald sie einen solchen gefasst hat, mit einem genauen Verzeichnis des konfiszierten beweglichen und unbeweglichen Vermögens und mit einem Bericht über seine bisherige Verfügung und über seinen jetzigen Stand der zuständigen Landesverwaltung sowie der Staatsverwaltung der Volksgüter zuzustellen.

4. Ebenso haben die angeführten Kommissionen nach Rechtskraft ihrer Beschlüsse grundlegende Angaben über ein jedes solches konfisziertes Vermögen dem zuständigen Kreis-Volksgerecht zu übermitteln, das die Übertragung des Vermögens auf den Staat und die Eintragung des Rechtes des Staates auf das konfiszierte unbewegliche Vermögen vorzunehmen hat.

5. Die Kommissionen haben ihre gesamte Arbeit bis spätestens 15. September 1945 zu beenden².

Artikel 31

Jede böswillige Handlung mit dem Ziel der Vereitelung der Konfiskation oder der Sequestration, insbesondere jede absichtliche Beschädigung, Verbergung oder Minderung des Wertes des Vermögens sowie böswillige Veräußerung oder Belastung wird als Verbrechen gegen die nationalen Interessen angesehen und mit Zwangsarbeit bis zu sechs Jahren und mit Verlust der bürgerlichen Ehre bestraft.

Artikel 32

Privatpersonen, die auf unzulässige Weise oder auf irgendeine Weise ohne gesetzliche Grundlage konfisziertes oder verlassenes Vermögen besitzen oder die sich unbe-

² Im Änderungsgesetz zu Art. 30 Pkt. 5 vom 11. September 1945 (SI. list DFJ, Nr. 70, Pos. 654) wurde diese Frist bis 15. November 1945 verlängert; das Änderungsgesetz vom 5. Juli 1946 (SI. list FNRJ, Nr. 61, Pos. 432) gab in Art. 32 eine Verlängerungsfrist für unvollendete Angelegenheiten bis zum 1. Oktober 1946 und der Erlass vom 23. Dezember 1946 zur Änderung des Gesetzes (SI. list FNRJ, Nr. 105, Pos. 747) bestimmte, dass die noch nicht beendeten Angelegenheiten den zuständigen Amtsgerichten zu übergeben sind, die sie im ausserprozesslichen Verfahren zu erledigen haben.

rechtigterweise auf Immobilienbesitz von Kriegsverbrechern, Volksfeinden oder auf deutschem Besitz nach Art. 30 dieses Gesetzes sowie auf unter Sequester gestelltem Besitz abwesender Personen niedergelassen haben, haben das gesamte bewegliche und unbewegliche Vermögen, das sie unberechtigt an sich gebracht haben, in seiner Gesamtheit und in unbeschädigtem Zustand dem Staat zurückzugeben und den Besitz zu verlassen, sobald sie die zuständige Verwaltung der Volksgüter dazu auffordert.

2. Im Falle der Übertretung dieser Bestimmung sind gegen diese Personen die durch das Gesetz zum Schutze des Volksvermögens vom 24. Mai 1945 vorgesehenen Strafmassnahmen anzuwenden.

Artikel 33

Organe der Behörden, welche bei der Konfiskation von Vermögen nicht nach diesem Gesetz verfahren und auf irgendeine Weise die Staatsinteressen schädigen oder die aus Gewinnsucht eine Straftat begehen, werden nach den Bestimmungen des Gesetzes zum Schutze des Volksvermögens vom 24. Mai 1945 bestraft.

Artikel 34

Dieses Gesetz tritt in Kraft, sobald es im «Amtsblatt des Demokratischen Föderativen Jugoslawien» veröffentlicht wird³.

Das Präsidium des Antifaschistischen Rates
der Nationalen Befreiung Jugoslawiens

Sekretär
gez. M. Peruncic

Vorsitzender
gez. Dr. I. Ribar

³ Am 12. Juni 1945.

Gesetz vom 10. August 1945 über die Wählerlisten.

SI. list FNRJ 1/1945, Nr. 59, Pos. 558¹
(in der Fassung des Gesetzes vom 6. Juli 1946, SI. list FNRJ 11/1946,
Nr. 100, Pos. 847).

1. Allgemeine Bestimmungen

Artikel 1

Die Wählerlisten dienen dem glaubwürdigen Nachweis des Wahlrechts der Bürger der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien.

Die Wählerlisten sind einheitlich und ständig.

Die Wählerlisten werden zur Feststellung des Wahlrechts der Bürger bei den Wahlen zu allen Vertretungsorganen der Staatsmacht, und zwar der Volksversammlung der FVRJ, den Volksversammlungen der Republiken, der Volksversammlung eines autonomen Gebietes, zum Bezirks-Volksausschuss eines autonomen Bezirks und zu den Volksausschüssen zusammengestellt².

Artikel 2

Wählerlisten werden für das Gebiet eines jeden Volksausschusses eines Ortes und einer Stadt, bzw. eines Gebietes aufgestellt.

2. Wahlrecht

Artikel 3³

Das Recht, in die Organe der Staatsmacht zu wählen und gewählt zu werden (Wahlrecht) besitzen alle Bürger der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien ohne Unterschied des Geschlechts, der Nationalität, Rasse, Religion, Bildungsstufe und des Wohnorts, welche das 18. Lebensjahr vollendet haben.

Auch die in den Reihen der jugoslawischen Armee befindlichen Bürger besitzen das Wahlrecht.

¹ Veröffentlicht am 11. August 1945.

² Vor der Neufassung durch das Gesetz vom 8. November 1948 hatte dieser Absatz folgenden Wortlaut:

Die Wählerlisten werden zur Feststellung des Wahlrechtes der Bürger bei den Wahlen zur Konstituante (Verfassungsgebenden Skupština), zu den obersten Bundes- und Landesorganen der Staatsmacht sowie zu allen Volksausschüssen und Gerichten zusammengestellt.

³ Art. 3 wurde durch das Gesetz vom 8. November 1948 abgeändert und ergänzt. Ursprünglich hatte er folgenden Wortlaut:

Das Wahlrecht besitzen alle männlichen und weiblichen Staatsangehörigen Jugoslawiens, welche das 18. Lebensjahr vollendet haben, alle Soldaten der jugoslawischen Armee sowie alle ehemaligen Kämpfer des Volksbefreiungsheeres und der Partisaneneinheiten Jugoslawiens ohne Rücksicht auf ihr Alter.

Das Wahlrecht besitzen auch Personen unter 18 Jahren, welche als Kämpfer des Volksbefreiungsheeres und der Partisanenabteilungen in die Wählerlisten für die Wahlen zur Verfassungsgebenden Skupstina eingetragen waren.

Artikel 4

Kein Wahlrecht besitzen:

1. Minister, die in den Regierungen vom 6. Januar 1929 bis zum 5. Februar 1939 mitarbeiteten⁴

2. die Angehörigen der militärischen Formationen der Okkupanten und ihrer einheimischen Helfershelfer, welche dauernd und aktiv gegen das Volksbefreiungsheer Jugoslawiens, bzw. gegen die jugoslawische Armee oder gegen die Armeen der Bundesgenossen Jugoslawiens kämpften;

3. die Mitglieder des «Kulturbundes»⁴, italienischer und anderer Organisationen der Okkupanten, sowie ihre Familienmitglieder, insofern sie nicht nachweisen können, dass sie zugunsten des antifaschistischen und des Volksbefreiungskampfes gearbeitet haben;

4. Personen, welche aktive Funktionäre und hervorragende Mitglieder der Ustaša-, Cetnik-, Nedic- und Ljotic-Organisationen, der Weissen und der Blauen Garde sowie anderer ähnlicher Quislingorganisationen und -gruppen im In- oder Ausland waren, welche mit den Gegnern und ihren Helfern zusammenarbeiteten, sowie Einzelpersonen, die sich solcher Arbeit verschrieben hatten;

5. Personen, welche im politisch-polizeilichen Dienst der Okkupanten und Quislinge gestanden haben;

6. Personen, welche freiwillig auf ihre eigene Initiative und mit dem Ziel der Unterstützung des Gegners den Okkupanten und ihren Helfern militärische und wirtschaftliche Mittel zur Verfügung stellten;

7. Personen, welche durch Gerichtsurteil zum Verlust der nationalen Ehre oder zum Verlust der politischen Rechte, bzw. zum Verlust des Wahlrechtes verurteilt wurden, für die Zeit, welche dieser Verlust andauert;

8. Personen unter Vormundschaft.

Die Bestimmungen der Punkte 2 bis 6 des vorhergehenden Absatzes sind nicht auf diejenigen Personen anzuwenden, für welche bewiesen wird, dass ihre Mitarbeit in den erwähnten Organisationen oder militärischen Formationen erzwungen oder nur scheinbar war, mit dem Ziel, den Okkupanten und ihren Helfern Schaden zuzufügen, sowie auf solche Personen, welche sich dem Volksbefreiungskampf angeschlossen oder ihn durch die Tat unterstützt haben, oder die sich nach der Befreiung des Landes aktiv für die Festigung der Errungenschaften des Volksbefreiungskampfes und der verfassungsmässigen demokratischen Ordnung eingesetzt haben oder die aktiv bei der Erneuerung und beim Ausbau des Landes mitgeholfen haben. Die Regierungen der Republiken be-

⁴ Punkt 1 hatte vor der Neufassung durch das Gesetz vom 8. November 1948 noch folgenden Zusatz:

Davon sind diejenigen ausgenommen, die sich durch ihre Tätigkeit im Kampf gegen die Okkupanten ausgezeichnet haben.

stimmen im Einvernehmen mit der Bundesregierung, welche Organisationen, Einrichtungen und Gruppen unter die Punkte 2 bis 6 des vorhergehenden Absatzes fallen⁵.

Artikel 5⁶

Das Wahlrecht wird in der Regel in demjenigen Ort ausgeübt, in dem der Wähler in die Wählerliste eingetragen ist.

Die Wähler werden in ihrem Heimatort oder, falls sie einen solchen nicht haben, an ihrem Beschäftigungsort, bzw. in dem Ort, in dem sie ledig-, lieh ihren Aufenthalt genommen haben, in die Wählerliste eingetragen, und zwar in allen Fällen ohne Rücksicht auf die Länge der Zeit, während der sie im betreffenden Ort wohnen.

Angestellte der Vertretungen der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien im Ausland (Botschaften, Gesandtschaften, Konsulate, Militärmissionen), sowie Staatsangehörige der FVRJ, die ständig in einem fremden Staat leben, werden bei den dazu bestimmten Vertretungen der FVRJ im Ausland in ständige Wählerlisten eingetragen. Der Mini-

⁵ Am 8. November 1948 erliess das Präsidium der FVRJ folgende bindende Auslegung des Art. 4, Abs. 2 des Gesetzes über die Wählerlisten (Sl. list FN RJ IV/1948, Nr.100, Pos. 847, veröffentlicht am 17. November 1948):

Nach der Bestimmung des Art. 4, Abs 2 des Gesetzes über die Wählerlisten vom 17. Juni 1946 (Amtsblatt der FVRJ Nr. 58 vom 19. Juni 1946) [nach dem zitierten Amtsblatt wurde das Gesetz am 5. Juli, nicht am 17. Juni beschlossen] ist vorgesehen, dass unter anderem diejenigen Personen, auch wenn sie unter Art. 4, Abs. 1, Punkt 2–6 dieses Gesetzes fallen, ihr Wahlrecht nicht verlieren, die sich nach der Befreiung des Landes aktiv für die Festigung der Errungenschaften des Volksbefreiungskampfes und der verfassungsmässigen demokratischen Ordnung eingesetzt haben oder die aktiv bei der Erneuerung und beim Ausbau des Landes mitgeholfen haben.

Die angeführte Bestimmung ist so zu verstehen, dass die unter Art. 4, Abs. 1, Punkt 2–6 dieses Gesetzes fallenden Personen, die sich nach der Befreiung des Landes aktiv für die Festigung der Errungenschaften des Volksbefreiungskampfes und der verfassungsmässigen demokratischen Ordnung eingesetzt haben oder die aktiv bei der Erneuerung und beim sozialistischen Ausbau des Landes mitgeholfen haben, ihr Wahlrecht nicht verlieren, ohne Rücksicht darauf, ob dieser ihr Einsatz, bzw. ihre Hilfe vor oder nach dem Inkrafttreten dieses Gesetzes stattgefunden haben. Daraus folgt, dass, in Übereinstimmung mit dieser Bestimmung, solche Personen das Wahlrecht nicht verlieren, die sich als Stossarbeiter (Udarnik) hervorgetan haben oder die wegen ihres Einsatzes bei der Arbeit oder wegen der erzielten Erfolge ausgezeichnet oder belobigt wurden oder die sich bei der Mitarbeit an freiwilligen Arbeiten der Massenorganisationen durch ihren Einsatz und die erzielten Erfolge hervorgetan haben, oder die ihren aktiven Einsatz für die Festigung der Errungenschaften des Volksbefreiungskampfes und der verfassungsmässigen demokratischen Ordnung, bzw. ihre aktive Mitarbeit bei der Erneuerung und beim sozialistischen Ausbau des Landes auf andere Weise durch die Tat und durch wirkliche Arbeit zum Ausdruck gebracht haben.

Bei der Entscheidung darüber, ob eine bestimmte Person das Wahlrecht nicht verliert, sind die angeführten Momente in Verbindung mit allen übrigen Umständen des Einzelfalles in Betracht zu ziehen.

Die Bestimmung des Art. 4, Abs. 2 des Gesetzes über die Wählerlisten und diese bindende Auslegung können auch solche Personen aussnützen, welche bis zum Tage der Veröffentlichung dieser Auslegung ihr Wahlrecht auf Grund eines rechtskräftigen Beschlusses der zuständigen Organe verloren haben.

⁶ Art. 5 bestand ursprünglich nur aus den beiden ersten Absätzen.

ster für Auswärtige Angelegenheiten bestimmt, bei welchen Vertretungen Wählerlisten anzulegen sind und welche Staatsangehörigen der FVRJ in sie aufzunehmen sind.

Wähler, welche ihren Wohnsitz nach der Ausschreibung von Wahlen ändern oder die aus gerechtfertigten, mit ihrer Beschäftigung (Personal von Fluss- oder Hochseeschiffen, Fahrpersonal der Eisenbahnen, Dienstreisen oder ähnliches), Ausbildung oder wegen dienstlicher Geschäfte in Verbindung mit Wahlvorgängen (Mitglieder des Wahlausschusses, Vertreter der Kandidatenlisten oder ihre Stellvertreter) in Zusammenhang stehenden Gründen sich am Wahltag nicht in demjenigen Ort, in dem sie in die Wählerlisten eingetragen sind, befinden, können in dem Ort stimmen, in dem sie sich am Wahltag befinden, wenn sie eine Bescheinigung vorlegen, dass sie in eine Wählerliste eingetragen sind. Diese Bescheinigung stellt ihnen auf ihren Antrag der Volksausschuss desjenigen Ortes, bzw. der Stadt oder des Gebietes aus, in dem sie in die Wählerliste eingetragen sind. Solche Bescheinigungen können vom Tage der Ausschreibung von Wahlen ab bis drei Tage vor den Wahlen ausgestellt werden. Bei der Ausstellung einer Bescheinigung ist in der ständigen Wählerliste eine Bemerkung einzutragen, dass der betreffenden Person eine Bescheinigung über ihr Wahlrecht ausgestellt wurde und dass sie am Wahltag in einem anderen Ort ihre Stimme abgeben wird.

3. Organe für die Aufstellung der Wählerlisten

Artikel 6

Der lokale, bzw. der städtische oder Gebiets-Volksausschuss stellt die Wählerliste für sein Gebiet auf, wobei er alle Bürger einträgt, welche nach den Vorschriften dieses Gesetzes das Wahlrecht besitzen.

In gerechtfertigten Fällen und auf Verlangen des lokalen Volksausschusses kann die Kommission für die Wählerlisten die Listen selbst zusammenstellen.

Die Kommission für die Wählerlisten kann gemeinsam mit dem Exekutivausschuss der Volksausschüsse der Orte, bzw. Städte schreibkundige Personen (Lehrer, Schüler, usw.) beschäftigen; diese sind verpflichtet, diesem Aufruf Folge zu leisten.

Artikel 7

Die Kommission für die Wählerlisten prüft und bestätigt diese Listen, bzw. stellt sie selbst zusammen (Art. 6, Abs. 2) und entscheidet über Beschwerden und Forderungen hinsichtlich einzelner Eintragungen oder Auslassungen. Die Kommission wird beim Volksausschuss des Kreises, bzw. der Stadt gebildet. Sie besteht aus einem Richter des Kreisgerichtes, einem Mitglied des Volksausschusses des Kreises und einem Mitglied des örtlichen Volksausschusses, für dessen Territorium die Listen aufgestellt werden, in Städten aus dem Richter und zwei Mitgliedern des Volksausschusses der Stadt, bzw. des Gebietes. Je nach den Erfordernissen können für einen Kreis, bzw. für eine Stadt zwei oder mehrere Kommissionen bestellt werden. Der Exekutivausschuss des Volksaus-

schusses des Kreises, bzw. der Stadt oder des Gebiets beruft die Mitglieder der Kommission und ihre Stellvertreter. Der Exekutivausschuss hat der Kommission die nötigen Räume, Hilfspersonal und die zur Arbeit unbedingt notwendigen Mittel zur Verfügung zu stellen.

Artikel 8⁷

Bei den zur Aufstellung von Wählerlisten bestimmten Vertretungen der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien im Ausland (Art. 5, Abs. 3) ernennt der rangälteste Angestellte eine aus drei Mitgliedern bestehende Kommission, welche entsprechend Art. 6 und 7 dieses Gesetzes die Wählerlisten aufzustellen hat. In dieser Liste hat die Kommission die Angestellten der Vertretungen der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien einzutragen, und zwar auf Grund eines beglaubigten Auszuges aus der Wählerliste des Volksausschusses des Ortes, bzw. der Stadt, wo sie eingetragen sind. Diese Auszüge wird das Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten der zuständigen Vertretung zu stellen. Sind Angestellte dieser Vertretungen nicht an einem anderen Ort in die Wählerliste eingetragen, so werden sie in die Wählerliste des Volksausschusses des III. Gebiets der Stadt Belgrad eingetragen.

Die übrigen Staatsangehörigen der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien, welche ständig in einem fremden Staat leben, können bei der dazu bestimmten Vertretung ihre Eintragung in die Wählerliste verlangen; sind sie bereits in der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien in eine Wählerliste eingetragen, so sind sie verpflichtet, eine Bescheinigung des Volksausschusses des Ortes, bzw. der Stadt über ihre Eintragung vorzulegen.

4. Verfahren bei der Zusammenstellung der Listen

Artikel 9⁸

Der Volksausschuss des Ortes, bzw. der Stadt stellt die Liste auf und führt sie weiter durch unmittelbare Prüfung auf Grund amtlicher Ausweise und anderer glaubwürdiger Beweise. Minderjährige Personen müssen eine Bescheinigung der zuständigen militärischen Organe im Sinne des Art. 3 dieses Gesetzes sowie eine Bescheinigung darüber vorlegen, dass sie in die Wählerliste für die Wahlen zur Verfassungsgebenden Skupstina eingetragen waren.

Artikel 10

Für das Gebiet eines jeden Volksausschusses des Ortes, bzw. der Stadt oder des Gebietes besteht nur eine Wählerliste, die in einem Band enthalten ist.

⁷ Vor der Neufassung durch das Gesetz vom 8. November 1948 hatte Art. 8 folgenden Wortlaut: Der örtliche Ausschuss stellt die Liste auf und führt sie weiter durch unmittelbare Prüfung der Richtigkeit auf Grund amtlicher Ausweise und anderer glaubwürdiger Beweise. Minderjährige Personen (Art. 3) müssen eine Bescheinigung der zuständigen Militärbehörden vorlegen.

⁸ Art. 9 wurde durch das Gesetz vom 8. November 1948 hinzugefügt. Damit wurde im Gesetz vom 8. November die weitere Numerierung der Artikel um eine Nr. verschoben.

Befinden sich auf dem Gebiet des Volksausschusses eines Ortes bzw. einer Stadt oder eines Gebiets zwei oder mehrere Wahllokale, so ist für jedes Wahllokal eine besondere Wählerliste aus der allgemeinen Wählerliste für die Wähler dieses Wahllokals anzufertigen, wobei die Bestimmung des Art. 6, Abs. 2 dieses Gesetzes entsprechend anzuwenden ist. Das gilt auch für Fälle, in denen zwei oder mehrere Wahllokale für die in die Wählerliste bei einer Vertretung im Ausland (Art. 8) eingetragenen Wähler errichtet werden.

Artikel 11

Keine Person kann gleichzeitig in zwei Wählerlisten eingetragen sein. Ausgenommen davon sind Personen nach Art. 8 sowie Militärpersonen nach den Vorschriften des Art. 23, Abs. 3 dieses Gesetzes.

Artikel 12

Jede Wählerliste muss folgende Rubriken enthalten: laufenden Nummer, Familien- und Vorname des Wählers und Vorname des Vaters, Geburtsort, Geburtsdatum, Beruf, Schreibkundigkeit, Wohnung, (Strasse und Hausnummer, Bezirk, Stadtviertel), Nationalität und Bemerkungen.

Bei Militärpersonen ist unter «Bemerkungen» einzutragen, dass sie sich beim Militär befinden.

Artikel 13

Der Volksausschuss des Ortes, bzw. der Stadt (im Falle nach Art. 6, Abs. 2 die Kommission für die Wählerlisten) schliesst die Wählerliste ab, indem er das Datum der Abschliessung der Liste angibt und unter Hinzufügung seines Siegels einträgt, wie viele Wähler die Liste aufführt und wie viele Seiten der Band hat, welcher die Liste enthält.

Die Zahl der in der Liste angeführten Wähler ist in Worten anzugeben.

Artikel 14

Zur Wählerliste stellt der Volksausschuss des Ortes, bzw. der Stadt ein alphabetisches Namensverzeichnis auf, in welches die Wähler in alphabetischer Reihenfolge nach ihren Familiennamen unter Nennung der Seite der Wählerliste, auf der sie eingetragen sind, und der laufenden Nummer, unter der sie angeführt sind, einzutragen sind.

Diese Namenslisten müssen in zwei gleichen Exemplaren angefertigt werden, von denen der Volksausschuss das eine behält; das andere erhält die Kommission beim Volksausschuss des Kreises oder der Stadt.

Alle Veränderungen, welche in die Wählerliste eingetragen werden, müssen auf entsprechende Weise in den Namenslisten vermerkt werden. Im Falle der Nichtübereinstimmung zwischen der Wählerliste und dem Namensverzeichnis gilt der Inhalt der Liste.

Jedes Namensverzeichnis muss folgende Rubriken enthalten: laufende Nummer, Seite der Wählerliste, laufende Nummer der Wählerliste, Familien- und Vorname des Wählers und Vorname des Vaters, Wohnung (Strasse und Hausnummer, Bezirk, Stadtviertel) und Bemerkungen.

Artikel 15

Sobald der Volksausschuss des Ortes bzw. der Stadt die Listen nach den Bestimmungen der vorstehenden Artikel aufgestellt hat, sendet er sie zur Untersuchung und Bestätigung in zwei Exemplaren an die Kommission für die Wählerlisten.

Erweist es sich als notwendig, dass der Volksausschuss des Ortes bzw. der Stadt eine Korrektur in der Wählerliste vornimmt, schickt die Kommission die Liste an den Volksausschuss zurück und bewilligt ihm dafür eine kurze Frist. Der zuständige Volksausschuss ist verpflichtet, alle Korrekturen auszuführen, welche die Kommission vorgenommen hat.

Die Untersuchung der Ordnungsmässigkeit der Liste wird von der Kommission am Ort ihres Sitzes, bei Bedarf auch durch unmittelbare Untersuchung an Ort und Stelle durchgeführt.

Die Kommission gibt ein Exemplar der bestätigten, bzw. aufgestellten (Art. 6, Abs. 2) Listen dem Volksausschuss des Ortes, bzw. der Stadt zurück, das andere behält sie.

Artikel 16

Sobald der Volksausschuss des Ortes, bzw. der Stadt die bestätigte Liste von der Kommission für die Wählerlisten zurückerhalten hat, hat er auf die in dem betreffenden Ort übliche Weise bekanntzugeben, dass die Wählerliste fertiggestellt ist und den Bürgern zur Einsichtnahme zur Verfügung steht, er hat ferner auf die Bestimmungen des Art. 18 dieses Gesetzes hinzuweisen. In der Bekanntmachung muss ausdrücklich gesagt werden, dass bei den Wahlen nur diejenigen werden wählen können, die in der Liste eingetragen sind. Jeder Bürger hat das Recht, die Wählerliste einzusehen, abzuschreiben, zu veröffentlichen und abzdrukken.

Artikel 17

Der Volksausschuss des Ortes, bzw. der Stadt schreibt die originale Wählerliste jedes fünfte Jahr ab, wobei er, alle nachträglich eingetragenen Wähler namentlich anführt und jene Wähler weglässt, die gestrichen wurden; die so abgeschriebene Originalliste hat der Ausschuss wiederum in zwei Exemplaren der Kommission zur Bestätigung zuzusenden (Art. 15, Abs. 1).

Die Kommission kann anordnen, dass diese Abschrift schon früher vorgenommen wird, wenn sich bei einzelnen Volksausschüssen der Orte, bzw. Städte die Notwendigkeit dazu zeigt.

5. Berichtungen und Beschwerden

Artikel 18

Jeder Bürger hat das Recht, sich durch Einsichtnahme in die fertige Wählerliste davon zu überzeugen, ob er in dieser aufgeführt ist. Stellt er fest, dass es der Volksausschuss des Ortes, bzw. der Stadt (bzw. die Kommissionen nach Art. 6, Abs. 2) abgelehnt hat, ihn in die Liste einzutragen (Art. 4) oder versäumt hat, ihn einzutragen, oder dass sein Name fehlerhaft oder undeutlich geschrieben ist, hat er das Recht, schriftlich über den Volksausschuss oder durch zu Protokoll gegebene Erklärung von der Kommission

die Eintragung in die Liste, bzw. Berichtigung zu fordern. Das gleiche können Wähler, sowie politische oder gesellschaftliche Organisationen auch für andere Personen tun. Der Volksausschuss des Ortes, bzw. der Stadt leitet die Forderung auf Eintragung in die Liste, bzw. auf Berichtigung an die Kommission für die Wählerlisten weiter, welche ihre Entscheidung spätestens innerhalb einer Frist von fünf Tagen zu fällen hat. Gegen die Entscheidung der Kommission für die Wählerlisten kann innerhalb von fünf Tagen Beschwerde beim Kreisgericht eingelegt werden, welches nach Prüfung aller Umstände innerhalb von fünf Tagen über die Beschwerde zu entscheiden hat. Die Entscheidung des Kreisgerichts ist endgültig.

Der Volksausschuss des Ortes, bzw. der Stadt kann die Berichtigung selbst vornehmen, wenn er vor der Zustellung der Listen an die Kommission für die Wählerlisten im Sinne des Art. 15, Abs. 1 zu der Ansicht gelangt, dass die Forderung auf Berichtigung offensichtlich gerechtfertigt ist.

Artikel 19

Jeder Bürger und jede politische und gesellschaftliche Organisation haben das Recht zur Beschwerde, wenn sie der Ansicht sind, dass in die Wählerliste Personen eingetragen sind, die nicht existieren, gestorben sind, ihren Wohnsitz gewechselt haben oder das Wahlrecht nicht besitzen, sowie auch im Falle anderer Unregelmässigkeiten.

Für diese Beschwerde gelten die Bestimmungen des vorhergehenden Artikels.

Artikel 20

In jedem Jahr hat der Volksausschuss des Ortes bzw. der Stadt im Laufe des Januar Berichtigungen der Wählerlisten vorzunehmen, wobei er alle im Laufe des vorhergehenden Jahres entstandenen Veränderungen einträgt. Der Volksausschuss schickt die so berichtigte Wählerliste bis spätestens 5. Februar in zwei Exemplaren zur Bestätigung an die Kommission; diese hat sie unverzüglich zu bestätigen und ein Exemplar dem örtlichen Ausschuss zurückzuschicken; das andere behält sie. Hinsichtlich der so berichtigten und bestätigten Liste gelten die Vorschriften der Art. 16, 18 und 19 dieses Gesetzes.

Die Eintragung von Berichtigungen und die Eintragung neuer Wähler in die Wählerlisten wird auf Antrag der Bürger das ganze Jahr über vorgenommen.

Artikel 21

Sobald Wahlen ausgeschrieben werden, können Berichtigungen gemäss den Bestimmungen dieses Gesetzes längstens noch 14 Tage nach Ausschreibung der Wahlen gefordert werden. Jede spätere Forderung hat keinen Einfluss auf den Inhalt der Wählerliste, nach welcher die schon ausgeschriebenen Wahlen durchzuführen sind.

Artikel 22

Für die Vornahme von Berichtigungen der Wählerliste ist keinerlei Gebühr zu entrichten, auch nicht für eine Handlung oder einen Akt oder für Ausweise wie: Auszüge aus Matrikelbüchern, Bestätigungen, Bescheinigungen und ähnliches, welche als Be-

weis für die Vornahme der Berichtigung nötig sind; es ist auf ihnen zu vermerken, zu welchem Zweck sie ausgegeben werden und dass sie als Unterlagen für irgendwelche anderen Zwecke nicht verwendet werden dürfen.

6. Militär-Wählerlisten

Artikel 23

Für die Wählerlisten in den militärischen Einheiten wird beim Stab einer jeden Schützendivision, bei den Kommandos und Einrichtungen, welche ranggleich oder höher als eine Schützendivision sind, und bei den übrigen selbstständigen Kommandos und Einrichtungen eine Kommission gebildet.

Die Kommission besteht aus drei Militärangehörigen, welche der Kommandant und der Politische Kommissar der Division, bzw. die Leiter der Kommandos und Einrichtungen nach dem vorhergehenden Absatz nominieren. Diese Kommission hat die Wählerlisten nach Brigaden, bzw. nach den Kommandos und Einrichtungen aus Abs. 1 dieses Artikels aufzustellen und alle Militärangehörigen einzutragen, welche in der Brigade, dem Kommando oder der Einrichtung Dienst tun, ohne Rücksicht darauf, ob sie in der Wählerliste ihres Wohnortes eingetragen sind.

Artikel 24

Hinsichtlich der Veröffentlichung der Militär-Wählerlisten, der Forderungen auf Aufnahme in die Liste und auf Berichtigung der Liste, sowie hinsichtlich von Beschwerden gegen Entscheidungen der Kommission werden die Bestimmungen dieses Gesetzes sinngemäss angewandt, wobei Beschwerden an das zuständige Divisions-Militärgericht, bzw. an die Militärgerichte zu richten sind, die für die Aburteilung von Straftaten von Militärangehörigen der in Art. 23, Abs. 1, dieses Gesetzes erwähnten Kommandos und Einrichtungen zuständig sind.

Artikel 25

Der Minister für Nationale Verteidigung wird im Einvernehmen mit dem Komitee für Gesetzgebung und Ausbau der Volksmacht Anweisungen für die Durchführung obiger Bestimmungen über die Militär-Wählerlisten erlassen.

7. Strafbestimmungen

Artikel 26

Wer bei der Aufstellung oder Berichtigung der Wählerlisten absichtlich eine Person in die Liste einträgt, welche darauf keinen Anspruch hat, oder wer dieselbe Person zweimal oder mehrmals in ein und dieselbe Liste einträgt, oder wer eine Person aus der Liste löscht, welche in der Liste enthalten sein muss, wird mit Freiheitsentzug bis zu einem Jahr bestraft.

Genauso wird bestraft, wer es absichtlich unterlässt, einen Bürger aus der Liste zu löschen, welcher gestorben oder verzogen ist oder der das Wahlrecht verloren hat, oder wer es absichtlich unterlässt, einen Bürger einzutragen, den er hätte eintragen müssen.

Wer eine solche Tat für mehr als zehn Personen verübt, wird mit Freiheitsentzug von einem bis zu zwei Jahren bestraft. Für die Aburteilung obiger Taten ist das Distrikgericht zuständig.

8. Übergangs- und Schlussbestimmungen⁹

Artikel 27

Alle Personen, die nicht in die Wählerliste eingetragen wurden oder deren Forderung auf Berichtigung der Wählerliste abgelehnt wurde, können ohne Rücksicht darauf, dass sie innerhalb der in Art. 18, Abs. 1 dieses Gesetzes vorgesehenen Frist keine Beschwerde gegen den Beschluss der Kommission für die Wählerlisten eingelegt haben oder dass ihre Beschwerde vom Kreisgericht abgewiesen wurde, bis zum Ende des Jahres 1946 beim Volksausschuss des Ortes, bzw. der Stadt eine neue Forderung auf Eintragung in die Wählerliste, bzw. auf Berichtigung erheben und haben alle Beschwerde-rechte.

Artikel 28

Das Komitee für Gesetzgebung und Ausbau der Volksmacht wird ermächtigt, Anweisungen und Erläuterungen für die Durchführung und richtige Anwendung dieses Gesetzes zu erlassen.

Artikel 29

Dieses Gesetz tritt am achten Tage nach seiner Verkündung im «Amtsblatt der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien» in Kraft¹⁰.

Das Präsidium der Volksversammlung
der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien

Sekretär
gez. Mile Perunic

Vorsitzender
gez. Dr. Ivan Ribar

⁹ Vor der Neufassung durch das Gesetz vom 8. November 1948 betrafen die Übergangs- und Schlussbestimmungen, Art. 26-29, die erste Anlage der Wählerlisten.

¹⁰ Am 19. August 1945.

Gesetz vom 23. August 1945 über die Staatsangehörigkeit der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien.

SI. list FNRJ 1/1945, Nr. 64, Pos. 606

(in der Fassung der Gesetze vom 1. Juli 1946, SI. list FNRJ 11/1946, Nr. 54, Pos. 370; vom 2. Dezember 1947, SI. list FNRJ III/1947, Nr. 104, Pos. 757, vom 12. Oktober 1948, SI. list FNRJ IV/1948, Nr. 88, Pos. 757 und vom 1. Dezember 1948, SI. list FNRJ IV/1948, Nr. 105, Pos. 871).

Kapitel I

GRUNDBESTIMMUNGEN

Artikel 1

Für die Bürger der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien besteht eine einheitliche Bundesangehörigkeit.

Jeder Staatsangehörige einer Volksrepublik ist gleichzeitig Staatsangehöriger der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien, und jeder Staatsangehörige der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien ist in der Regel Staatsangehöriger einer Volksrepublik.

Ein Staatsangehöriger der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien kann die Staatsangehörigkeit nur einer Volksrepublik besitzen.

Artikel 2

Die Staatsangehörigkeit der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien schliesst die gleichzeitige Staatsangehörigkeit jedes anderen Staates aus.

Bezüglich der Staatsangehörigkeit in der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien sind die Rechtsvorschriften des Landes und die zwischenstaatlichen Verträge massgebend.

KAPITEL II

ERWERB UND VERLUST DER STAATSANGEHÖRIGKEIT

1. Teil

Erwerb der Staatsangehörigkeit

Artikel 3

Die Staatsangehörigkeit der FVRJ wird erworben durch:

1. Abstammung,
2. Geburt auf dem Gebiete der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien,
3. Einbürgerung (Aufnahme, Naturalisierung) und
4. nach den Bestimmungen zwischenstaatlicher Verträge.

Die Bundesstaatsangehörigkeit und die Staatsangehörigkeit einer Volksrepublik werden in den oben angeführten Fällen gleichzeitig erworben, mit Ausnahme des im Artikel 11, Abs. 3 dieses Gesetzes genannten Falles.

1. Abstammung

Artikel 4

Kinder erwerben die Bundesangehörigkeit durch Abstammung, wenn

1. beide Elternteile Staatsangehörige der FVRJ sind;
2. ein Elternteil Staatsangehöriger der FVRJ ist und die Kinder aus einer Ehe stammen, die vor Organen der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien geschlossen wurde, welche nach dem Ehegesetz dafür zuständig sind;
3. ein Elternteil Staatsangehöriger der FVRJ ist und einer der Elternteile mit dem Kinde hier seinen ständigen Wohnsitz hat, oder wenn ein Elternteil mit dem Kinde zusammen, bevor das Kind sein 18. Lebensjahr vollendet hat, hier für ständig niederlässt, oder auch wenn das Kind allein ständig in der FVRJ ist oder sich hier zur Erziehung befindet.
4. ein Elternteil Staatsangehöriger der FVRJ ist und sowohl die Eltern als auch das Kind, falls es im Ausland geboren wurde, im Ausland leben und der Elternteil, der Staatsangehöriger der FVRJ ist, innerhalb einer Frist von fünf Jahren nach der Geburt des Kindes dieses bei einer Vertretung der FVRJ im Auslande als Staatsangehöriger der FVRJ registrieren lässt. Wird das Kind nach den Gesetzen des Landes, in welchem es geboren wurde, als Staatsangehöriger der FVRJ betrachtet, ist seine Registrierung keine unerlässliche Bedingung für den Erwerb der Staatsangehörigkeit der FVRJ.

Wird die Vaterschaft eines Staatsangehörigen der FVRJ nachträglich festgestellt, so finden auf das minderjährige Kind einer fremden Staatsangehörigkeit die Bestimmungen dieses Artikels Anwendung.

Artikel 5

Sind beide Elternteile Staatsangehörige der FVRJ, jedoch Staatsangehörige verschiedener Volksrepubliken, so wird die Staatsangehörigkeit des Kindes in einer Volksrepublik nach ihrer Übereinkunft festgelegt. Liegt eine solche Übereinkunft nicht vor, so erhält das Kind die Staatsangehörigkeit derjenigen Volksrepublik, in welcher die Eltern zur Zeit seiner Geburt einen gemeinsamen Wohnsitz (Domizil) hatten, oder wenn sie keinen gemeinsamen Wohnsitz hatten, die Staatsangehörigkeit derjenigen Volksrepublik, zu welcher sie sachlich oder rechtlich die meisten Bindungen besitzen. Leben die Eltern getrennt und besteht keine Übereinkunft betreffend die Staatsangehörigkeit des Kindes in einer Volksrepublik, so erwirbt ein Kind, das in der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien geboren wurde, die Staatsangehörigkeit derjenigen Volksrepublik, auf deren Gebiet es geboren wurde; ein im Ausland geborenes Kind besitzt die Staatsangehörigkeit der Volksrepublik desjenigen Elternteils, mit welchem es zusammenlebt.

2. Geburt auf dem Gebiet der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien

Artikel 6

Ein Kind unbekannter Eltern, das auf dem Gebiet der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien geboren oder gefunden wurde, wird als Staatsangehöriger der FVRJ betrachtet, sofern bis zur Vollendung des 14. Lebensjahres seine Eltern nicht festgestellt werden. Dieses Kind erwirbt die Staatsangehörigkeit derjenigen Volksrepublik, in welcher es geboren oder gefunden wurde.

Die Bestimmungen des vorhergehenden Absatzes finden auch auf ein Kind Anwendung, das in der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien geboren wurde, wenn beide Elternteile keine Staatsangehörigkeit besitzen oder ihre Staatsangehörigkeit nicht bekannt ist.

3. Einbürgerung (Aufnahme, Naturalisierung)

Artikel 7

Ausländische Staatsangehörige können auf Antrag die Staatsangehörigkeit der FVRJ im ordentlichen oder im Ausnahmeverfahren erwerben.

Artikel 8

Im ordentlichen Verfahren kann ein fremder Staatsangehöriger die Staatsangehörigkeit der FVRJ erwerben, wenn er folgende Bedingungen erfüllt.

1. Einen Einbürgerungsantrag stellt;
2. zur Zeit der Antragstellung das 18. Lebensjahr vollendet hat und arbeitsfähig ist;
3. bis zur Zeit der Antragstellung ununterbrochen mindestens fünf Jahre auf dem Gebiete der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien gewohnt (ein Domizil gehabt) hat, davon in der Regel zwei Jahre auf dem Gebiete derjenigen Volksrepublik, deren Staatsangehörigkeit er zu erwerben wünscht;
4. aus seiner bisherigen Staatsangehörigkeit entlassen ist, beziehungsweise sich verbürgt, dass er die Entlassung erwirkt, sobald ihm die Staatszugehörigkeit der FVRJ verliehen wird; und
5. wenn aus seinem Verhalten geschlossen werden kann, dass er ein loyaler Bürger der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien sein will.

Die Bedingung des Punktes 4 gilt als erfüllt, wenn der Antragsteller überhaupt keine Staatsangehörigkeit besitzt oder wenn er nach dem Gesetz seines Staates die frühere Staatsangehörigkeit durch die Einbürgerung allein verliert. Wird eine Entlassung von dem fremden Staat überhaupt nicht genehmigt oder macht dieser die Entlassung von Bedingungen abhängig, die tatsächlich nicht erfüllt werden können, so genügt eine ausdrückliche Erklärung des Antragstellers, dass er, den Erwerb der Staatsangehörigkeit in der FVRJ vorausgesetzt, auf die fremde Staatsangehörigkeit verzichtet.

Artikel 9

Einem Antragsteller, der nach seiner Nationalität einer der Nationen der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien angehört, kann die Staatsangehörigkeit der FVRJ ohne

Rücksicht auf die Bedingungen der Punkte 3 und 4 des Artikels 8 dieses Gesetzes verliehen werden.

Wer mit einem Staatsangehörigen der FVRJ männlichen oder weiblichen Geschlechts die Ehe geschlossen hat, braucht die Bedingungen der Punkte 2, 3 und 4 des Artikels 8 dieses Gesetzes nicht zu erfüllen. Ebenso kann jeder, der ein Kind adoptiert hat, wenn er Staatsangehöriger der FVRJ ist, nach der Adoption die Einbürgerung des adoptierten Kindes unter 14 Jahren ohne Rücksicht auf die angeführten Bedingungen beantragen.

Artikel 10¹

Über den Erwerb der Staatsangehörigkeit im ordentlichen Verfahren (Artikel 8 und 9) entscheidet das Ministerium für Innere Angelegenheiten der Volksrepublik im Benehmen mit dem Ministerium für Innere Angelegenheiten der FVRJ.

Artikel 11

Die Staatsangehörigkeit der FVRJ kann im Ausnahmeverfahren erworben werden, wenn die Bedingungen der Punkte 1 und 2 des Artikels 8 dieses Gesetzes erfüllt sind und die Einbürgerung der Person im besonderen Interesse des Staates liegt.

Über die Einbürgerung im Ausnahmeverfahren entscheidet das Ministerium für Innere Angelegenheiten der FVRJ.

Durch die Einbürgerung erwirbt der ausländische Staatsangehörige auch die Staatsangehörigkeit der Volksrepublik, in der er wohnhaft ist, oder, falls er keinen Wohnsitz hat, die Staatsangehörigkeit derjenigen Volksrepublik, in der er geboren wurde. Hat der Eingebürgerte keinen ständigen Wohnsitz, und ist er auch nicht auf dem Gebiete der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien geboren, erwirbt er die Bundesstaatsangehörigkeit ohne die Staatsangehörigkeit einer Volksrepublik; die Staatsangehörigkeit einer Volksrepublik kann er nach Art. 29 bis 31 dieses Gesetzes nachträglich erwerben.

Artikel 12

Eine Person, deren Antrag auf Verleihung der Staatsangehörigkeit durch Einbürgerung genehmigt worden ist, hat einen Treue- und Loyalitätseid zu leisten. Die Staatsangehörigkeit der FVRJ wird erst mit dem Tage der Eidesleistung erworben.

Wird der Eid nicht innerhalb einer Frist von drei Monaten geleistet, gerechnet von dem Tage, an dem die Mitteilung von der Genehmigung des Einbürgerungsantrag erfolgt ist, so wird diese Entscheidung unwirksam.

Artikel 13

Kinder unter 18 Jahren erwerben die Staatsangehörigkeit ihrer Eltern durch Einbürgerung, wenn beide Elternteile die Staatsangehörigkeit der FVRJ erworben haben.

¹ An die Stelle der Minister sind mit Durchführungsgesetz zur Verfassung (Sl. list FN RJ, 1953, Nr. 3) Staatssekretäre getreten.

Hat nur ein Elternteil die Staatsangehörigkeit der FVRJ durch die Einbürgerung erworben, erstreckt sich dieser Erwerb auch auf die Kinder des Eingebürgerten, wenn dies ausdrücklich beantragt wird und die Kinder mit dem Eingebürgerten zusammen in der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien leben. Sind die Kinder über 14 Jahre alt, so ist auch ihre eigene Zustimmung erforderlich.

II. Teil

Verlust der Staatsangehörigkeit

Artikel 14

Die Staatsangehörigkeit der FVRJ geht verloren durch:

1. Abwesenheit,
2. Entziehung,
3. Entlassung,
4. Verzicht, und
5. nach den Bestimmungen zwischenstaatlicher Verträge.

Durch den Verlust der Bundesstaatsangehörigkeit geht jeweils auch die Staatsangehörigkeit der Volksrepublik verloren.

1. Abwesenheit

Artikel 15²

Durch Abwesenheit verliert die Staatsangehörigkeit in der FVRJ, wer ständig ausserhalb des Gebietes der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien wohnhaft ist und während einer Zeit von 15 Jahren nach Vollendung des 18. Lebensjahres keine öffentlichen Verpflichtungen gegenüber der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien erfüllt hat und es ausserdem in den letzten fünf Jahren unterlassen hat, sich bei einer Vertretung der FVRJ im Auslande registrieren zu lassen, oder sich schriftlich beim Ministerium für Innere Angelegenheiten der FVRJ zu melden.

Dieser Verlust der Staatsangehörigkeit erstreckt sich auf alle Kinder der betreffenden Person, die im Auslande geboren sind und dort ständig leben, falls sie nicht selbst die Verpflichtungen gegenüber der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien erfüllt haben, oder sich nicht im Sinne des vorhergehenden Absatzes registrieren liessen, beziehungsweise gemeldet haben.

Über den Verlust der Staatsangehörigkeit im Sinne dieses Artikels entscheidet das Ministerium für Innere Angelegenheiten der FVRJ. Gegen die Entscheidung kann innerhalb einer Frist von zwei Jahren nach ihrer Bekanntmachung im «Amtsblatt der FVRJ» Einspruch erhoben werden.

2. Entziehung

Artikel 16

Die Staatsangehörigkeit in der FVRJ kann jedem entzogen werden, der seiner Nationalität nach einem der Völker angehört, deren Staaten sich an dem Kriege gegen die

² Vgl. Anm. zu Art. 10.

Völker der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien beteiligt haben, und der während des Krieges oder in Verbindung damit vor dem Kriege durch illoyales Verhalten gegen die nationalen und staatlichen Interessen der Völker der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien gegen seine Pflichten als Staatsangehöriger verstossen hat.

Die Staatsangehörigkeit der FVRJ kann auch jedem eingebürgerten Staatsangehörigen entzogen werden, der seine Einbürgerung unter Benutzung falscher Angaben erreicht oder wissentlich wichtige Umstände verschwiegen hat, oder der innerhalb einer Frist von fünf Jahren nach der Einbürgerung durch ein gerichtliches Urteil wegen einer unehrenhaften Handlung oder wegen Vergehens zum Nachteil der nationalen und staatlichen Interessen bestraft worden ist.

Die Staatsangehörigkeit kann jedem Staatsangehörigen der FVRJ entzogen werden, der im Auslande die nationalen und staatlichen Interessen der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien durch seine Arbeit schädigt oder während des Krieges geschädigt hat, oder der die Erfüllung seiner staatsbürgerlichen Pflichten verweigert.

Artikel 17³

Über die Entziehung der Staatsangehörigkeit nach Absatz 1 und 2 des vorhergehenden Artikels entscheidet das Ministerium für Innere Angelegenheiten der FVRJ.

Nach Absatz 3 des vorhergehenden Artikels wird die Staatsangehörigkeit in den im Gesetz besonders genannten Fällen durch gerichtliches Urteil oder durch Beschluss des Präsidiums der Volksversammlung der FVRJ entzogen.

Artikel 18

Die Entziehung nach Artikel 16 Absatz 1 dieses Gesetzes erstreckt sich auch auf den Ehegatten und die Kinder der betreffenden Person, es sei denn, dass sie nachweisen, dass sie mit dem illoyalen ehemaligen Staatsangehörigen nicht in Verbindung standen und dass ihr persönliches Verhalten einwandfrei war, oder dass sie ihrer Nationalität nach einem der Völker der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien angehören.

Die Entziehung nach Artikel 16 Absatz 2 dieses Gesetzes erstreckt sich auch auf die Kinder unter 18 Jahren, die durch die Einbürgerung ihrer Eltern die Staatsangehörigkeit der FVRJ erworben haben.

3. Entlassung

Artikel 19⁴

Die Entlassung aus der Staatsangehörigkeit kann gestattet werden, wenn der Antragsteller folgende Bedingungen erfüllt:

1. Einen Antrag auf Entlassung einreicht;
2. zur Zeit der Antragstellung das 18. Lebensjahr vollendet hat;

³ Vgl. Anm. zu Art. 10.

⁴ Vgl. Anm. zu Art. 10.

3. seinen Verpflichtungen gegenüber dem Staate wie auch den öffentlichen und sozialen Verpflichtungen, deren Erfüllung im öffentlichen Interesse liegt, nachgekommen ist; und

4. wenn er nachgewiesen hat, dass er in eine fremde Staatsangehörigkeit aufgenommen wurde oder aufgenommen wird.

Die zuständige Stelle kann, wenn es für erforderlich gehalten wird, die Entlassung unter der Bedingung genehmigen, dass der Entlassene nach Ablauf einer bestimmten Frist nachweist, dass er eine fremde Staatsangehörigkeit erworben hat. Wird der Nachweis nicht erbracht, so wird die Genehmigung unwirksam.

In gleicher Weise wird die Genehmigung unwirksam, wenn sich der Entlassene weiterhin in der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien aufhält und wenn er innerhalb eines Jahres die fremde Staatsangehörigkeit nicht erwirbt.

Anträge auf Entlassung aus der Staatsangehörigkeit der FVRJ können nur im Normalzustand^{4a} gestellt werden.

Einem Staatsangehörigen der FVRJ, der bei der Musterung für militärdiensttauglich befunden wurde, kann eine Entlassung aus der Staatsangehörigkeit vor Ableistung der Militärdienstzeit im aktiven Heer nur in Ausnahmefällen und nur mit vorhergehender Zustimmung des Ministers für Nationale Verteidigung gestattet werden.

Artikel 20

Über die Entlassung entscheidet das Ministerium für Innere Angelegenheiten der Volksrepublik, das zuvor die Zustimmung des Ministeriums für Innere Angelegenheiten der FVRJ einzuholen hat.

Artikel 21

Minderjährige Kinder verlieren die Staatsangehörigkeit der FVRJ auf Wunsch des Elternteils, der entlassen wird, wenn durch die Entlassung beide Elternteile die Staatsangehörigkeit der FVRJ verloren haben oder wenn nur ein Elternteil sie verloren und der andere sie vorher nicht besessen hat. Handelt es sich um ein Kind über 14 Jahren, so ist es erforderlich, dass dieses die Änderung der Staatsangehörigkeit ausdrücklich zustimmt.

Erwirbt das minderjährige Kind keine neue Staatsangehörigkeit, so behält es die Staatsangehörigkeit der FVRJ, bis es zusammen mit den Eltern für immer ins Ausland verzieht.

4. Verzicht

Artikel 22⁵

Ein Staatsangehöriger der FVRJ kraft Abstammung (Artikel 4) hat bis zur Vollendung des 25. Lebensjahres das Recht, zu erklären, dass er auf seine Staatsangehörigkeit

^{4a} Bezieht sich auf Wehrpflichtige. Für die Armee gibt es den normalen, den Bereitschafts-, den Mobilmachung- und den Kriegszustand.

⁵ Vgl. Anm. zu Art. 10.

der FVRJ verzichtet, wenn er im Ausland geboren und dortselbst wohnhaft ist, und wenn er nachweist, dass er Staatsangehöriger des Staates ist, in welchem er geboren oder wohnhaft ist.

Ein Staatsangehöriger der FVRJ, der seiner Nationalität nach keinem der Völker der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien angehört und aus der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien ausgewandert ist, hat das Recht, auf die Staatsangehörigkeit der FVRJ zu verzichten, wenn er nachweist, dass er eine fremde Staatsangehörigkeit erworben hat und die Bedingungen des Artikels 19, Ziffern 2 und 3 erfüllt.

Erklärungen im Sinne des Absatzes 1 und 2 dieses Artikels sind bei den Vertretungen der FVRJ im Auslande oder beim Ministerium für Innere Angelegenheiten der FVRJ einzureichen.

Auf minderjährige Kinder sind die Bestimmungen des Artikels 21 dieses Gesetzes sinngemäss anzuwenden.

III. Teil

Wiedererwerb der Staatsangehörigkeit

Artikel 23

Wer als minderjähriges Kind die Staatsangehörigkeit der FVRJ verloren hat, weil seine Eltern nach Artikel 21 und 22 dieses Gesetzes aus der Staatsangehörigkeit entlassen wurden oder auf sie verzichtet haben, erwirbt diese Staatsangehörigkeit erneut, wenn er in der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien seinen ständigen Wohnsitz nimmt und innerhalb einer Frist von sieben Jahren nach Vollendung seines 18. Lebensjahres eine besondere Erklärung abgibt. Die Erklärung wird durch die Entscheidung des Ministeriums für Innere Angelegenheiten der Volksrepublik bestätigt. Wer die Erklärung abgibt, erwirbt die Staatsangehörigkeit mit dem Tage des Eingangs seiner Erklärung. Für den Erwerb der Staatsangehörigkeit einer Volksrepublik ist der Aufenthaltsort, beziehungsweise der letzte Wohnort massgebend.

In allen anderen Fällen erwirbt ein ehemaliger Staatsangehöriger der FVRJ die Staatsangehörigkeit der FVRJ wieder nach den Bestimmungen des ersten Teiles dieses Kapitels.

IV. Teil

Allgemeine Bedingungen

Artikel 24⁶

Streitfälle über die Staatsangehörigkeit der FVRJ werden in erster Instanz vom Ministerium für Innere Angelegenheiten der Volksrepublik entschieden; gegen diesen Entscheid kann innerhalb von 14 Tagen beim Ministerium für Innere Angelegenheiten der

⁶ Vgl. Anm. zu Art. 10.

FVRJ Beschwerde eingelegt werden. Die Beschwerde ist an das Ministerium für Innere Angelegenheiten der Volksrepublik weiterzuleiten.

Auf Grund dieses Artikels ergangene rechtskräftige Entscheidungen sind der zuständigen Staatsanwaltschaft zu übermitteln.

Artikel 25

Bei allen Personen, die ihrer Nationalität nach einem der Völker der FVRJ angeboren und in der FVRJ geboren oder hier auf gewachsen sind und hier ihren gewöhnlichen Wohnsitz haben, wird unterstellt, dass sie Staatsangehörige der FVRJ sind, solange nicht nachgewiesen wird, dass sie eine fremde Staatsangehörigkeit besitzen oder die Staatsangehörigkeit in der FVRJ verloren oder eine fremde Staatsangehörigkeit beanspruchen.

Wer eine der Voraussetzungen der vorhergehenden Absätze» für den Erwerb der Staatsangehörigkeit der FVRJ für sich in Anspruch nimmt, kann sich nicht mehr auf eine fremde Staatsangehörigkeit berufen.

Artikel 26⁷

Der Minister für Innere Angelegenheiten der FVRJ erlässt nähere Bestimmungen über den Nachweis der Bundesstaatsangehörigkeit und der Staatsangehörigkeit der Volksrepubliken, die Aushändigung der Staatsangehörigkeitsurkunden sowie die Eidesformel^{7a}.

Artikel 27

Der Erwerb der Staatsangehörigkeit durch Einbürgerung, wie auch der Verlust der Staatsangehörigkeit infolge Abwesenheit, Entziehung und Entlassung werden in dem «Amtsblatt der FVRJ», sowie, mit Rücksicht auf die entsprechende Staatsangehörigkeit der Volksrepublik, in den Amtsblättern der Volksrepubliken veröffentlicht.

KAPITEL III

WECHSEL DER STAATSANGEHÖRIGKEIT DER VOLKSREPUBLIK

Artikel 28

Die Staatsangehörigkeit einer Volksrepublik kann sich durch die Aufnahme in die Staatsangehörigkeit einer anderen Volksrepublik ändern.

Artikel 29

Jeder Bundesangehörige kann die Aufnahme in die Staatsangehörigkeit einer anderen Volksrepublik beantragen. Liegen die Voraussetzungen des folgenden Artikels nicht vor, so wird über den Antrag nach freiem Ermessen entschieden.

⁷ Vgl. Anm. zu Art. 10.

^{7a} Durchführungsverordnung für das Gesetz über die Staatsangehörigkeit der FVRJ vom 25.11.1946, Sl. list FNRJ 11/1946, Nr. 98, Pos. 680.

Artikel 30

Ein Antrag um Aufnahme in die Staatsangehörigkeit einer Volksrepublik darf nicht abgelehnt werden, wenn der Antragsteller

1. 18 Jahre alt ist;
2. im Besitze aller politischen und bürgerlichen Rechte ist und gegen ihn kein Verfahren wegen eines Vergehens anhängig ist, das den Verlust dieser Rechte nach sich ziehen würde;
3. zur Zeit der Antragstellung ununterbrochen mindestens ein Jahr in dem Gebiete der betreffenden Volksrepublik gewohnt hat.

Im Falle einer Adoption finden die entsprechenden Bestimmungen des Artikels 9, Absatz 2 dieses Gesetzes Anwendung.

Artikel 31

Beim Übergang in die Staatsangehörigkeit einer anderen Volksrepublik geniessen die Staatsangehörigen aller Volksrepubliken die gleichen Rechte und Privilegien.

Von der Aufnahme ist diejenige Volksrepublik, deren Staatsangehörigkeit gewechselt wird, in Kenntnis zu setzen.

Artikel 32

Erwerben die Eltern nach Artikel 29 und 30 dieses Gesetzes die Staatsangehörigkeit einer Volksrepublik, so erstreckt sich der Erwerb gemäss den Bestimmungen des Artikels 13 dieses Gesetzes auch auf ihre Kinder unter 18 Jahren.

Artikel 33

Keine Volksrepublik kann einem Staatsangehörigen der FVRJ ihre Staatsangehörigkeit entziehen, solange er nicht die Staatsangehörigkeit einer anderen Volksrepublik erworben hat.

Artikel 34

Entsteht zwischen zwei oder mehreren Volksrepubliken um die Staatsangehörigkeit einer bestimmten Person ein Streit, und können sie sich untereinander nicht einigen, so wird der Streitfall durch das Oberste Gericht der FVRJ entschieden.

Ein Staatsangehöriger der FVRJ, dessen Staatsangehörigkeit in einer Volksrepublik nicht festgestellt werden kann, erhält, abgesehen von dem im Artikel 11, Absatz 3 dieses Gesetzes genannten Fall, die Staatsangehörigkeit derjenigen Volksrepublik, in der er sich ununterbrochen und freiwillig in den letzten zwei Jahren aufgehalten hat, und wenn dies nicht der Fall ist, derjenigen Volksrepublik, in welcher er geboren wurde; ist er in der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien nicht geboren, dann derjenigen Volksrepublik, in welcher er sich im Laufe der letzten zehn Jahre am längsten aufgehalten hat, oder, wenn auch danach seine Staatsangehörigkeit nicht festzustellen ist, derjenigen Volksrepublik, in welcher er sich zur Zeit der Bestimmung seiner Staatsangehörigkeit befindet.

Dies alles gilt nur solange, wie die richtige Staatsangehörigkeit eines solchen Staatsangehörigen der FVRJ in einer Volksrepublik nicht festgestellt wird.

KAPITEL IV

ÜBERGANGS- UND SCHLUSSBESTIMMUNGEN

Artikel 35⁸

Als Staatsangehörige der FVRJ gelten alle Personen, die am 28. August 1945 Angehörige der FVRJ nach den damaligen Bestimmungen waren.

Nicht als Staatsangehörige der FVRJ im Sinne des vorhergehenden Absatzes werden Personen deutscher Nationalität betrachtet, die sich im Auslande befinden und die während des Krieges oder vor dem Kriege ihre Pflichten als Staatsangehörige durch illoyales Verhalten gegenüber den nationalen und staatlichen Interessen der Völker der FVRJ verstossen haben⁹.

Eine ausländische Staatsangehörige, die sich nach dem 6. April 1941 mit einem Angehörigen der FVRJ verheiratet hat, hat noch nicht die Staatsangehörigkeit der FVRJ erworben, kann sie aber durch Einbürgerung gemäss Artikel 9 Absatz 2 dieses Gesetzes erwerben.

Eine Staatsangehörigkeit der FVRJ, die sich mit einem ausländischen Staatsangehörigen in der Zeit zwischen dem 6. April 1941 und dem 28. August 1945 verheiratet hat, kann binnen eines Jahres nach Inkrafttreten dieses Gesetzes erklären, dass sie die Staatsangehörigkeit der FVRJ behalten will.

Artikel 35a¹⁰

Der Minister für Innere Angelegenheiten der FVRJ kann die Revision der Staatsangehörigkeit der Personen nach dem Artikel 35, Absatz 1 dieses Gesetzes, die bis zum Tage des Inkrafttretens dieses Gesetzes naturalisiert worden sind, sowie ihrer Ehegatten und Kinder, der Frauen, die mit Staatenlosen verheiratet sind, und der Kinder staatenloser Personen anordnen.

Personen, für welche die Revision ihrer Staatsangehörigkeit nach dem vorhergehenden Absatz angeordnet worden ist, gelten als Staatsangehörige im Sinne des Artikels 35, Absatz 1 dieses Gesetzes, wenn ihnen der Innenminister der FVRJ die Staatsangehörigkeit der FVRJ bestätigt.

Artikel 36

Soweit durch internationale Verträge nicht etwas anderes bestimmt wird, erwerben die Staatsangehörigkeit in der FVRJ im Sinne der Bestimmungen dieses Gesetzes alle Personen, die das Heimatrecht beziehungsweise die Gemeindezugehörigkeit in den Gebieten haben, die auf Grund eines zwischenstaatlichen Abkommens in den Bestand der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien übergehen, sowie Personen, die ihrer Nationalität nach einem der Völker der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien angehören und

⁸ Vgl. Anm. zu Art. 10.

⁹ Dieser Absatz wurde durch das Gesetz vom 1. Dezember 1948 hinzugefügt.

¹⁰ Dieser Absatz und Art. 35 a wurden durch das Gesetz zur Änderung und Ergänzung des Gesetzes über die Staatsangehörigkeit der FVRJ vom 1. Dezember 1948 (Sl. list FNRJ IV/1948, Nr. 105, Pos. 871) hinzugefügt.

die in diesem Gebiete wohnen, soweit diese Personen nicht das Staatsgebiet der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien verlassen oder auf Grund besonderer Bestimmungen für ihre frühere Staatsangehörigkeit optieren.

Artikel 36a¹¹

Personen, die ihrer Nationalität nach einem der Völker Jugoslawiens angehören und die nach dem Weltkriege 1914–1918 als Emigranten aus Italien nach Jugoslawien übersiedelten, haben das Recht, bis zum 30. Juni 1948 zu erklären, dass sie die Staatsangehörigkeit in der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien annehmen, wenn sie am Tage der Abgabe dieser Erklärung in dem Gebiete der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien ihren Wohnsitz haben. Dieses Recht steht allen Personen zu, die bis zum 30. Juni 1948 das 18. Lebensjahr vollendet haben.

Eine Person, die auf diese Art die Staatsangehörigkeit der FVRJ annimmt, wird Staatsangehörige derjenigen Volksrepublik, in deren Gebiet sie wohnhaft ist. Wenn diese Person ihrer Nationalität nach einer anderen Volksrepublik angehört, kann sie bei Annahme der Staatsangehörigkeit in der FVRJ erklären, ob sie Staatsangehörige der anderen Volksrepublik zu werden wünscht.

Die Erklärung über die Annahme der Staatsangehörigkeit der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien nach den Vorschriften dieses Artikels ist vor dem Exekutivausschuss des Kreis-, beziehungsweise Stadt- oder Gebietsvolksausschusses abzugeben, in dessen Gebiet der Erklärende am Tage der Abgabe der Erklärung wohnhaft ist.

Artikel 36 b¹²

Personen, die ihrer Nationalität nach einem der Völker der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien angehören und die vor dem 10. Juni 1940 aus dem Gebiet, das auf Grund des Friedensvertrages mit Italien der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien angegliedert wurde, und aus dem italienischen Staatsgebiet in einem anderen Staat übersiedelt sind, steht das gleiche Recht wie den im vorhergehenden Artikel genannten Personen zu.

Wer auf diese Weise die Staatsangehörigkeit der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien erworben hat, wird Staatsangehöriger derjenigen Volksrepublik, zu deren Nationalität er gehört oder für deren Staatsangehörigkeit er sich erklärt.

Die Erklärung über die Annahme der Staatsangehörigkeit geben Personen, auf welche sich dieser Artikel bezieht, vor der nächsten diplomatischen oder konsularischen Vertretung der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien ab.

¹¹ Diese Artikel 36 a–c wurden durch das Gesetz vom 2. Dezember 1947 (Sl. list FN RJ III/1947, Nr. 104, Pos. 757) hinzugefügt.

¹² Die Artikel 36 b und 36 c wurden durch das Gesetz vom 2. Dezember 1947 hinzugefügt.

Artikel 36c¹³

Die Annahme der Staatsangehörigkeit in der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien gemäss den Vorschriften der Artikel 36 a und 36 b durch den Vater oder, wenn der Vater gestorben ist, durch die Mutter hat zur Folge, dass auch die Kinder unter 18 Jahren diese Staatsangehörigkeit erwerben.

Die Annahme der Staatsangehörigkeit der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien durch einen Ehemann hat nicht zur Folge, dass auch seine Ehefrau diese Staatsangehörigkeit erwirbt.

Auf den Erwerb der Staatsangehörigkeit nach den Vorschriften der Artikel 36 a und 36 b finden die Vorschriften über den Erwerb der Staatsangehörigkeit durch Einbürgerung keine Anwendung (Artikel 7 bis 13).

Artikel 37¹⁴

Mit dem 28. August 1945 wurden Staatsangehörige der FVRJ Staatsangehörige derjenigen Volksrepublik, in deren Gebiet sich der Ort befindet, in dem sie das Heimatrecht (Gemeindemitgliedschaft), beziehungsweise die Gemeindezugehörigkeit besaßen.

¹³ Vgl. Anm. 12.

¹⁴ Auslegung des Gesetzes über die Staatsangehörigkeit vom 5. November 1946 (Sl. list FNRJ 11/1946, Nr. 90, Pos. 640).

Auf Grund des Art. 74, Abs. 1, Punkt 5 der Verfassung der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien und mit dem Ziel der richtigen Anwendung des Art. 37, Abs. 1 des Gesetzes über die Staatsangehörigkeit der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien und eines einheitlichen Verfahrens hinsichtlich der Feststellung der Staatsangehörigkeit der Volksrepublik für Staatsangehörige der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien, gibt das Präsidium der Volksversammlung der FVRJ folgende

Verbindliche Auslegung des Art. 37, Abs. 1, des Gesetzes über die Staatsangehörigkeit der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien vom 1. Juli 1946.

Es ist der Sinn des Art. 36, Abs. 1, des Gesetzes über die Staatsangehörigkeit der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien, für Staatsangehörige der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien die Staatsangehörigkeit der Volksrepublik vom 28. August 1945 entsprechend dem Ort festzustellen, in dem sie Heimatrecht (Gemeindemitgliedschaft), bzw. die Gemeindezugehörigkeit besaßen. Da im Sinne des Art. 11 des Gesetzes über die Ungültigkeit von vor dem 6. April 1941 und während der Okkupation erlassenen Rechtsvorschriften die Entscheidungen der Exekutiv- und Verwaltungsorgane der Okkupanten und ihrer Helfer annulliert sind, sofern durch sie nicht privatrechtliche Beziehungen geregelt werden, haben alle vom 6. April 1941 bis zur Befreiung auf Grund früherer Gesetze oder auf Grund von Entscheidungen der zuständigen Organe über den Erwerb der Gemeindezugehörigkeit vorgenommenen Änderungen des Heimatrechtes (Gemeindemitgliedschaft), bzw. der Gemeindezugehörigkeit keine Rechtswirkung. Gleichfalls können Änderungen des Heimatrechtes, bzw. der Gemeindezugehörigkeit im Sinne der Vorschriften des alten Jugoslawien von der Befreiung bis zum 28. August 1945 keine Rechtswirkungen haben, da die Gesetze unseres neuen Staates die Einrichtung des Heimatrechtes, bzw. der Gemeindezugehörigkeit nicht vorgesehen haben. Andererseits hat die Bestimmung des Art. 37, Abs. 1, des angeführten Gesetzes ihren Sinn darin, ein objektives und sicheres Kriterium für die Feststellung der Staatsangehörigkeit der Volksrepublik festzusetzen. Es wäre jedoch den Grundprinzipien dieses Gesetzes und dem Geist dieser Bestimmung zuwiderlaufend, wenn die Staatsangehörigen der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien automatisch Staatsangehörige einer Volksrepublik würden.

Durch Gesetze der Volksrepublik wird bestimmt, auf welche Weise ein Staatsangehöriger der FVRJ, der nach Absatz 1 dieses Artikels ein Staatsangehöriger einer Volksrepublik geworden wäre, auf Wunsch Staatsangehöriger einer anderen Volksrepublik werden kann¹⁵.

Für Staatsangehörige, deren Staatsangehörigkeit einer Volksrepublik nach Absatz 1 dieses Artikels nicht ermittelt werden kann, wird die Staatsangehörigkeit nach der Bestimmung des Artikels 34 dieses Gesetzes mit Wirkung vom 28. August 1945 festgesetzt.

Artikel 38

Personen, die am 28. August 1945 nicht Staatsangehörige in der FVRJ geworden sind, die jedoch diese Staatsangehörigkeit nach den Bestimmungen dieses Gesetzes erwerben, beziehungsweise erhalten würden, können innerhalb eines Jahres nach Inkrafttreten dieses Gesetzes oder innerhalb eines Jahres nach Vollendung ihres 18. Lebensjahres nach Artikel 9 dieses Gesetzes die Einbürgerung beantragen.

Einso können ohne Rücksicht darauf, ob die Voraussetzungen des Artikels 8, Ziffer 2, 3 und 4 dieses Gesetzes vorliegen und ungeachtet ihrer Nationalität, diejenigen

Auf Grund des Dargelegten wird folgende verbindliche Auslegung des Art. 37, Abs. 1, des Gesetzes über die Staatsangehörigkeit der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien gegeben: Alle Änderungen des Heimatrechtes (Gemeindemitgliedschaft), bzw. der Gemeindezugehörigkeit, welche in der Zeit vom 6. April 1941 bis zum 28. August 1945 vorgenommen wurden, werden für die Feststellung der Staatsangehörigkeit der Volksrepublik für Staatsangehörige der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien nicht in Betracht gezogen, so dass sie im Sinne des Art. 37, Abs. 1, dieses Gesetzes vom 28. August 1945 ab Staatsangehörige jener Volksrepublik geworden sind, auf deren Gebiet sich der Ort befindet, in welchem sie am 6. April 1941 Heimatrecht (Gemeindemitgliedschaft), bzw. die Gemeindezugehörigkeit besaßen. Ein Staatsangehöriger der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien, welcher die Staatsangehörigkeit einer anderen Volksrepublik zu besitzen wünscht, nicht derjenigen, deren Staatsangehöriger er im Sinne des Absatz 1 dieser Auslegung geworden wäre, wird mit dem 28. August 1945 Staatsangehöriger dieser anderen Volksrepublik, wenn er innerhalb einer Frist von 6 Monaten vom Tage der Veröffentlichung dieser Auslegung ab eine Erklärung hierüber vor der zuständigen Behörde abgibt. Dieses Recht können alle Personen ausnutzen, welche am Tage der Veröffentlichung dieser Auslegung (veröffentlicht am 8. November 1946) das 18. Lebensjahr vollendet haben. Nach Ablauf dieser Frist kann die Staatsangehörigkeit einer Volksrepublik nur auf ordentliche Weise nach den Vorschriften des Gesetzes über die Staatsangehörigkeit der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien erworben werden.

¹⁵ Dieser Absatz wurde durch das Änderungsgesetz vom 12. Oktober 1948 (Sl. list FNRJ IV/1948, Nr. 88, Pos. 757) neugefasst. Ursprünglich hatte Absatz 2, der durch das Gesetz vom 2. Dezember 1947 eingefügt wurde, folgenden Wortlaut: Ein Staatsangehöriger der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien, der nicht die Staatsangehörigkeit derjenigen Volksrepublik, deren Staatsangehöriger er nach den Vorschriften des Abs. 1 dieses Artikels würde, sondern diejenige einer anderen Volksrepublik wünscht, wird vom 28. August 1945 ab Staatsangehöriger dieser anderen Volksrepublik, wenn er bis zum 30. Juni 1948 eine Erklärung darüber vor dem Exekutivausschuss des Kreis-Volksausschusses, bzw. der Stadt- oder des Gebiets-Volksausschusses abgibt, auf dessen Gebiet sich sein Wohnsitz befindet. Von diesem Recht können alle Personen Gebrauch machen, welche bis zum 30. Juni 1948 das 18. Lebensjahr vollenden.

fremden Staatsangehörigen die Einbürgerung beantragen, die an dem nationalen Befreiungskampf der Völker der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien aktiv teilgenommen haben. Das gleiche gilt für die Kinder gefallener oder gestorbener Teilnehmer.

Artikel 39¹⁶

Personen, die ihre Staatsangehörigkeit der FVRJ durch Abwesenheit im Sinne des § 28 des Staatsangehörigkeitsgesetzes vom 21. Oktober 1928 verloren haben, haben das Recht, sie durch eine besondere Erklärung, die innerhalb eines Jahres nach Inkrafttreten dieses Gesetzes einzureichen ist, von Neuem zu erwerben.

Die Erklärung wird durch das Ministerium für Innere Angelegenheiten der FVRJ beglaubigt. In diesem Falle wird angenommen, dass der Erklärende die Staatsangehörigkeit mit dem Datum der Erklärung erwirbt.

Artikel 40

Die nach Artikel 15 einzuhaltenden Fristen für die Registrierung und die Frist nach Art. 30 Ziffer 3 dieses Gesetzes beginnen am 28. August 1945.

Artikel 41¹⁷

Der Minister für Innere Angelegenheiten der FVRJ wird ermächtigt, im Einvernehmen mit dem Minister für Auswärtige Angelegenheiten nähere Bestimmungen zur Durchführung dieses Gesetzes zu erlassen¹⁸.

Artikel 42

Dieses Gesetz tritt mit dem Tage seiner Verkündung im «Amtsblatt der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien» in Kraft¹⁹.

Das Präsidium
der Volksversammlung der Demokratischen Volksrepublik Jugoslawien

Sekretär
gez. M. Peruncic

Vorsitzender
gez. Dr. I. Ribar

¹⁹ Vgl. Anm. zu Art. 10.

¹⁷ Vgl. Anm. zu Art. 10.

¹⁸ Durchführungsverordnung vom 25. 11. 1946 (SI. list FNRJ 11/1946, Nr. 98, Pos. 680).

¹⁹ Am 28. August 1945.

Gesetz vom 23. August 1945 über Agrarreform und Kolonisation.

SI. list FNRJ 1/1945, Nr. 64, Pos. 605

(in der Fassung der Gesetze vom 18. März 1946, SI. list 11/1946, Nr. 24, Pos. 152; vom 26. November 1947, SI. list III/1947, Nr. 101, Pos. 745; vom

1. Dezember 1948, SI. list IV/1948, Nr. 105, Pos. 870).

Auf Grund des Art. 2 des Beschlusses über die Oberste Gesetzgebende und Vollziehende Volksvertretungs-Körperschaft Jugoslawiens als provisorisches Organ der obersten Staatsmacht in Jugoslawien vom 30. November 1943 und auf Grund der Resolution über die Änderung des Namens des Antifaschistischen Rates der Nationalen Befreiung Jugoslawiens in Provisorische Volksversammlung des Demokratischen Föderativen Jugoslawien vom 10. August 1945, sowie auf Vorschlag des Ministers für Landwirtschaft der Bundesregierung beschliesst die Provisorische Volksversammlung des Demokratischen Föderativen Jugoslawien ein

Gesetz über Agrarreform und Kolonisation

I. Allgemeine Bestimmungen

Artikel 1

Mit dem Ziel der Zuteilung von Land an Landwirte, die keine oder nur eine ungenügende Menge Land besitzen, ist auf dem gesamten Territorium der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien eine Agrarreform und Kolonisation durchzuführen, welche das Prinzip verwirklicht: das Land gehört denen, die es bearbeiten.

Artikel 2

Das zugeteilte Land geht in das Privateigentum derjenigen Haushalte über, denen es zugeteilt wurde, und ist sofort in die Grundbücher einzutragen.

Das Eigentumsrecht wird auf alle Mitglieder des Haushalts eingetragen, dem das Land zugeteilt wurde, und zwar so, dass alle Mitglieder des Haushaltes gleiche Miteigentümerrechte haben. Das gilt auch für den Fall, dass das Land nach Art. 23, Abs. 2 dieses Gesetzes zugeteilt wurde².

II. Enteignung

Artikel 3

Zur Schaffung des für die Zuteilung nach Art. 1 erforderlichen Bodenfonds sowie zur Schaffung oder Abrundung grosser staatlicher Muster- und Versuchsgüter werden folgende landwirtschaftliche Güter den bisherigen Besitzern abgenommen und gehen in Staatseigentum über:¹

² Dieser Absatz wurde durch das Gesetz vom 18. März 1946 hinzugefügt.

- a) Grossbesitz, d.h. solche Landwirtschafts- und Waldwirtschaftsgüter, deren Gesamtfläche 45 Hektar oder 25 bis 35 Hektar Anbaufläche (Acker- und Weideland, Obst- und Weingärten) übersteigt, wenn er durch Verpachtung oder bezahlte Arbeitskräfte genutzt wird;
- b) Grundbesitz im Eigentum von Banken, Unternehmen, Aktiengesellschaften und anderen privatrechtlichen Personen und anderen Rechtspersonen, die das Gesetz bestimmt, ausser jenen Teilen dieses Landbesitzes, welcher den Besitzern zu industriellen und Bauzwecken, sowie zu wissenschaftlichen, kulturellen und anderen gesellschaftlich nutzbringenden Zwecken belassen wird;
- c) der Landbesitz der Kirchen, Klöster, Glaubensgemeinschaften und aller Arten von geistlichen und weltlichen Stiftungen;
- d) der Mehrbetrag an Anbaufläche bei Landwirtschaftsbetrieben, der über das gesetzlich festgelegte Maximum hinausgeht;
- e) der über 3 bis 5 Hektar hinausgehende Teil des Landbesitzes, dessen Eigentümer nicht hauptberuflich Landwirte sind und ihn nicht selbst mit ihrer Familie, sondern durch Verpachtung oder durch bezahlte Arbeitskräfte bewirtschaften;
- f) Grundbesitz, welcher im Laufe des Krieges, gleich aus welchen Gründen, ohne Eigentümer und ohne Rechtsnachfolger geblieben ist.

Artikel 4

Landbesitz, der in seiner Gesamtheit enteignet wird (Art. 3, Punkt a, b, c und f), geht mit allen darauf befindlichen Gebäuden und mit dem gesamten lebenden und toten landwirtschaftlichen Inventar ohne jede Entschädigung an die Eigentümer in Staatseigentum über.

2. Wird festgestellt, dass der Eigentümer eines Besitzes nach Art. 3, Punkt a, ausser diesem Besitz keinerlei anderes Vermögen besitzt und keinen anderen Beruf hat, von dem er leben könnte, und dass die Einkünfte aus diesem Besitz sein einziges Mittel zum Unterhalt sind, so dass er durch eine Enteignung im Sinne des Abs. 1 dieses Artikels ohne Mittel zum Unterhalt bliebe, so sind einem solchen Eigentümer ausnahmsweise ausser einem Wohnhaus mit den dazugehörigen Dingen 5 Hektar anbaufähigen Landes und die dieser Landmenge entsprechenden landwirtschaftlichen Gebäude und das entsprechende lebende und tote Inventar zu belassen; der gesamte übrige Besitz, die Gebäude und das Inventar werden ohne Entschädigung enteignet.

3. Besitzt ein Eigentümer nach Art. 3, Punkt a, nicht mehr als ein Wohnhaus, so ist ihm dieses nicht zu nehmen. Schlösser (Paläste) können nicht als Wohnhaus angesehen werden.

Bestehen Hindernisse, einem Eigentümer nach Absatz 2 und 3 dieses Artikels Land und Haus auf dem bisherigen Besitz zu belassen, so ist er dafür an einer anderen Stelle in dieser Gegend zu entschädigen.

5. Über diese Fälle entscheiden in erster Instanz die Disktrikts-Agrargerichte (Distrikts-Agrarkommissionen); Beschwerde ist beim Minister für Landwirtschaft, bzw. für Agrarreform und Kolonisation der Volksrepublik einzulegen, dessen Entscheidung endgültig ist.

6. Traktoren, Maschinen und grosse landwirtschaftliche Geräte dieser Besitzungen gehen, falls ein solcher Besitz nicht als landwirtschaftliches Staatsgut vorgesehen ist, in das Inventar der staatlichen landwirtschaftlichen Maschinenstationen über³.

Artikel 5

1. Das Maximum des landwirtschaftlichen Besitzes, welcher Eigentum des Landwirtes bleibt, der ihn mit seiner Familie bearbeitet (Art. 3, Punkt d), wird durch Landesgesetze festgelegt, er darf jedoch nicht kleiner als 20 und nicht grösser als 35 Hektar Anbaufläche sein. In diesen Grenzen hat die Festsetzung des Maximums in jedem Einzelfall unter Berücksichtigung der Zahl der Familienmitglieder (der Familiengemeinschaft), der Qualität des Bodens und der Art der Kulturen zu erfolgen.

2. In Berggegenden mit besonders schlechtem Boden, oder wenn eine grössere Familiengemeinschaft besteht, können die Landesgesetze dieses Maximum erhöhen.

Artikel 6

1. Falls nur ein über die Maximalgrenzen hinausgehender Mehrbetrag an Land enteignet wird (Artikel 3, Punkt d und e) ist dem Besitzer für das enteignete Land eine Entschädigung in Höhe eines Jahresertrages pro Hektar zu zahlen.

2. Bei der Enteignung eines Mehrbetrages an Land nach Art. 3, Punkt d und e, muss zu dem enteigneten Land ein im entsprechenden Verhältnis stehender Teil Ackerland gehören. Der Eigentümer kann alle Obstgärten und Weinberge bis zum festgesetzten Maximum behalten. Gebäude und lebendes und totes Inventar fallen bei solchem Landbesitz nicht unter diese Enteignung.

Artikel 7

1. Hat eine Person, die keinen landwirtschaftlichen Beruf hat und der nach Art. 3, Abs. e, der über 3 h hinausgehende Landbesitz enteignet wird, nahe Verwandte, welche sich ausschliesslich mit Landwirtschaft beschäftigen, so werden durch ein Gesetz der Volksrepublik die Bedingungen festgelegt, unter denen der enteignete, über 3 ha hinausgehende Landbesitz nach Erbrecht und Sitte solchen nahe verwandten Landwirten zugeteilt wird; der Besitz des verwandten Haushalts darf mit dem ihm zugewiesenen Land das Maximum für Landwirte nicht übersteigen, wobei auf den Vermögensstand dieses Haushalts, auf den Stand des Bodenfonds dieses Ortes, sowie auf die Bedürfnisse und die Zahl der Agrarinteressenten dieses Ortes zu achten ist⁴.

³ Die Absätze 2–5 wurden durch das Gesetz vom 18. März 1946 hinzugefügt.

⁴ Vor der Neufassung durch das Gesetz vom 18. März 1946 hatte Abs. 1 folgenden Wortlaut: Gehört eine Person, die keinen landwirtschaftlichen Beruf hat, zu einer Familie, die sich ausschliesslich mit Landwirtschaft beschäftigt, so wird der über 3 bis 5 Hektar hinausgehende Besitz nach dem für Erbschaft geltenden Gesetz und Brauch denjenigen Familienmitgliedern zurückgegeben, bzw. zugewiesen, die auf dem Lande leben und sich mit Landwirtschaft beschäftigen; der gesamte Landbesitz dieser Familie darf jedoch das für dieses Gebiet festgesetzte Maximum nicht überschreiten. Das gilt auch für Fälle von Mitgift.

2. Falls sich wenigstens ein Jahr vor dem 28. August 1945 eine Person mit einem nichtlandwirtschaftlichen Beruf mit ihrer Familie ständig auf ihrem Landbesitz angesiedelt und sich seitdem ausschliesslich mit Landwirtschaft beschäftigt hat, ist sie unter der Bedingung, dass sie ihren früheren Beruf endgültig aufgibt und dass sie während 10 Jahren den Besitz nicht veräussern, teilen, verschenken, verpfänden oder verpachten darf, als Landwirt anzusehen⁵.

3. Arbeiter, verdiensteshalber ins Ausland Ziehende und Auswanderer, welche Landeigentümer sind, sind als Landwirte zu betrachten, die ihr Land bestellen.

Artikel 8

1. Von den vorhandenen Besitzungen einzelner Kirchen, Klöster und religiöser Einrichtungen wird nur der über 10 Hektar hinausgehende Teil ihres Gesamteigentums an Äckern, Gärten, Weinbergen, Obstgärten, Weiden und Wald enteignet.

2. Religiösen Einrichtungen (Kirchen, Klöstern, Kirchenbehörden) grösserer Bedeutung oder grösseren historischen Wertes ist von ihrem jetzigen Besitz bis zu 30 Hektar Anbaufläche und bis zu 30 Hektar Wald zu belassen.

Artikel 9

Landwirts-, Arbeiter- und Handwerkerfamilien, die infolge des Krieges oder anderer Umstände ohne genügend Arbeitskräfte sind und deshalb ihr Land anderen Personen zur Bearbeitung übergeben mussten, sind als Landwirte anzusehen, die ihr Land selbst bestellen.

III. Der Bodenfonds für die Agrarreform und Kolonisation

Artikel 10

Ausser der nach Art. 3 enteigneten Anbaufläche kommt zum Bodenfonds für die Agrarreform und Kolonisation:

- a) der Besitz an anbaufähigem Land von Staatsangehörigen des Deutschen Reiches und Personen deutscher Nationalität, welcher gemäss dem Beschluss des Antifaschistischen Rates der Nationalen Befreiung Jugoslawiens vom 21. November 1944 konfisziert wurde;
- b) anbaufähiges Land von Volksfeinden und anderen Personen, welches auf Grund von Gerichtsurteilen konfisziert wurde;
- c) Land, das der Staat mit dem Ziel der Verteilung an arme Landwirte von seinen Besitzungen abzweigt.

Artikel 11

Von dem nach Art. 3 enteigneten Landbesitz und dem konfiszierten Landbesitz aus Art. 10, Punkt a und b, kommen die für staatliche (Bundes-, und örtliche) Landwirtschaftsgüter, für soziale und wissenschaftliche Einrichtungen sowie für militärische Zwecke vorgesehenen Ländereien nicht in den Bodenfonds.

⁵ Abs. 2 wurde durch das Gesetz vom 18. März 1946 binzugefügt.

Artikel 12

Aus dem staatlichen Bodenfonds wird anbaufähiges Land an Landwirte ohne oder mit einer ungenügenden Menge Land zur Bearbeitung und zum Unterhalt verteilt, und zwar am Ort selbst oder in der näheren Umgebung oder in irgendeinem anderen Gebiet zur Ansiedlung.

Artikel 13

Das Land aus diesem Fonds ist bei der Verteilung frei von allen Schulden und Lasten. Der Eigentümer bleibt entsprechend dem in seinem Besitz verbliebenen Teil verschuldet. Die Frage der Schulden und Lasten auf enteignetem Land wird durch ein besonderes Gesetz geregelt.

Artikel 14

1. Der Preis des Landes, welches die Ansiedler aus diesem Fonds bekommen, ist auf die Weise zu berechnen, dass die Gesamtsumme, die der Staat als Entschädigung für nach Art. 3, Punkt d und e, dieses Gesetzes enteigneten Grundbesitz aufbringen muss, gleichmässig auf die Gesamtfläche dieses Fonds verteilt wird.

2. Als Gegenleistung für das erhaltene Land haben die Ansiedler nur den so festgesetzten Preis zu zahlen.

3. Wohn- und Wirtschaftsgebäude von Landwirten, welche an enteignete oder konfiszierte Landwirtschaftsgüter gebunden sind und Kolonisten oder Agrarinteressenten zugeteilt werden, werden ihnen wie das Land kostenlos zugeteilt; erfordert der Zustand eines Teiles der Häuser Reparaturen oder muss ein Teil der Wohngebäude erst errichtet werden, damit sich die Kolonisten und Agrarinteressenten ansiedeln können, so ist die gesamte für diese Bauarbeiten ausgegebene Summe so wie der Preis des Landes nach Abs. 1 und 2 dieses Artikels gleichmässig auf die Gesamtzahl der Ansiedler zu verteilen⁶.

4. Die Bedingungen für eine langfristige Abzahlung für das erhaltene Land werden durch eine besondere Verordnung festgelegt und müssen für Landlose und Kleinwirtschaften besonders günstig sein.

IV. Landzuteilung

Artikel 15

Das Land wird den Personen, die darauf Anspruch haben, in erster Linie am Ort, in dem Gebiet, in dem sie leben, oder in ihrer föderativen Einheit zugeteilt.

Artikel 16

1. Das Recht auf Bevorzugung bei der Zuteilung von Land haben Landwirte ohne oder mit nur einer ungenügenden Menge Land, die Kämpfer der Partisaneneinheiten, der Volksbefreiungsarmee und der Partisaneneinheiten Jugoslawiens und der Jugoslawischen Armee waren, Invaliden des Befreiungskrieges, sowie auch Invaliden aus den

⁶ Abs. 3 wurde durch das Gesetz vom 18. März 1946 hinzugefügt.

vorigen Kriegen (1912-1918 und April 1941), Familien und Waisen von gefallenem Kämpfern des Befreiungskrieges und Opfer des faschistischen Terrors und ihre Familien. Unter den Kämpfern haben die alten Kämpfer und Freiwilligen den Vorzug.

2. Auch diejenigen Kämpfer nach dem vorstehenden Absatz, die sich früher nicht mit Landwirtschaft beschäftigt haben, haben ein Recht auf Landzuteilung, wenn sie sich verpflichten, sich auf dem zugeteilten Land anzusiedeln und es mit ihrer Familie zu bearbeiten.

Artikel 17

Wer im Sinne des vorstehenden Artikels den Vorrang haben wird, wird durch eine Verordnung der Bundesregierung auf Vorschlag des Ministers für Nationale Verteidigung bestimmt.

Artikel 18

Von dem von Personen deutscher Nationalität in der Batschka, im Banat, in der Baranja und in Syrmien konfiszierten Land werden bis zu 500'000 Katastermorgen für die Ansiedlung von Kämpfern der jugoslawischen Armee und für die übrigen in Art. 16 dieses Gesetzes aufgeführten Personen abgesondert, die sich melden und die Verpflichtung übernehmen, sich auf diesem Land anzusiedeln und es mit ihrer Familie zu bestellen.

Für Landwirts-, Arbeiter- und Handwerkerfamilien, denen Land zugeteilt wird und die infolge des Krieges und anderer Umstände ohne genügend Arbeitskräfte sind, gilt die Bestimmung des Art. 9 dieses Gesetzes⁷.

Artikel 19

1. Die Grösse des nach dem vorhergehenden Artikel zuzuteilenden Landes wird 8 bis 12 Katastermorgen anbaufähigen Landes für eine Hausgemeinschaft (Haushalt, Familie) betragen. An Volkshelden und ihre Familien und an Offiziere der jugoslawischen Armee, die von Beruf Landwirte sind, sowie an vielköpfige Familien sind ausnahmsweise grössere Flächen dieses Landes, aber nicht mehr als 30% über das festgesetzte Maximum, zuzuteilen.

2. Befindet sich das Land als Gartenland und solches mit einer intensiven Kultur in der Nähe grösserer Städte, so wird das Maximum der zuzuteilenden Fläche 4 bis 6 Katastermorgen betragen.

Artikel 20

Für Invaliden des Befreiungskrieges, die keine Familie oder nur eine kleine Familie haben, die zur Bearbeitung des Bodens, auf den ein solcher Invalide Anspruch hat, unfähig ist, werden besondere Kolonien mit besonders ausgewählten, für verschiedene Kulturen geeigneten Böden gebildet, in denen Schulen, Häuser⁸ und Handwerkswerkstätten gegründet werden, bei Bedarf mit individuellen Wohngebäuden und Gärten.

⁷ Dieser Satz wurde durch das Gesetz vom 18. März 1946 hinzugefügt.

⁸ Der entsprechende Ausdruck «dom» bezeichnet ein grosses Haus, in der Regel ein Klubhaus oder ein Wohnheim. Anm. d. Übs.

Artikel 21

Für unversorgte Waisen der Kämpfer der jugoslawischen Armee und der Opfer des Krieges und des faschistischen Terrors sind besondere Kinderkolonien mit gemeinsamem Ackerland, Häusern, Schulen und Werkstätten zu errichten.

Artikel 22

1. In Invaliden- und Kinderkolonien (Art. 20 und 21) können zur Bestellung des Landes bezahlte Arbeitskräfte herangezogen werden.

2. Nähere Bestimmungen über die Errichtung von Invaliden- und Kinderkolonien erlassen die Regierung der Volksrepubliken durch Verordnungen auf Grund der allgemeinen Anweisungen der Kommission für Agrarreform und Kolonisation bei der Regierung der FVRJ⁹.

Artikel 23

1. Gruppen von Personen, denen Land zugeteilt wurde, können das ihnen einzeln zugeteilte Land zur gemeinsamen Bearbeitung zusammenschliessen und darüber Verträge für eine Frist von mindestens 3 Jahren¹⁰ abschliessen.

2. Stellt eine bestimmte Gruppe von Personen, die nach diesem Gesetz Anspruch auf die Zuteilung von Land haben, nicht Einzelanträge auf die Zuteilung von Land, sondern einen gemeinsamen Antrag, ihr als bereits gegründeter landwirtschaftlicher Erzeugergenossenschaft einen Landkomplex entsprechend ihrer Zahl und der Grösse ihrer Familien zuzuteilen, so ist ihnen das Land als gemeinsames Genossenschaftseigentum zuzuteilen, an dem sämtliche Genossenschafts-Haushalte ihren Miteigentümer-Anteil haben.

Einheitliche Satzungen für solche Genossenschaftsgüter schreibt das Bundesministerium für Landwirtschaft vor.

Artikel 24¹¹

Das nach diesem Gesetz zugeteilte Land darf für eine Frist von 20 Jahren weder ganz noch teilweise geteilt, verkauft, verpachtet oder verpfändet werden.

Dieses Verbot ist bei der Eintragung des Landes auf den Namen desjenigen, dem es zugeteilt wurde, ins Grundbuch einzutragen.

Ausnahmsweise kann gestattet werden:

1. eine Teilung des Landes, wenn der Haushalt, dem das Land zugeteilt wurde, in zwei oder mehr landwirtschaftliche Haushalte geteilt wird;

⁹ Abs. 2 wurde durch das Gesetz vom 18. März 1946 abgeändert; die ursprüngliche Fassung lautete: Nähere Bestimmungen über die Errichtung dieser Kolonien erlässt die Bundesregierung durch Verordnung auf Vorschlag des Ministers für Nationale Verteidigung im Einverständnis mit dem Bundesminister für Sozialpolitik.

¹⁰ Die Frist von mindestens 3 Jahren wurde durch das Gesetz vom 18. März 1946 festgesetzt; in der ursprünglichen Fassung war eine Frist von mindestens 10 Jahren vorgesehen.

¹¹ Vor der Neufassung durch das Gesetz vom 1. Dezember 1948 bestand Art. 24 nur aus den ersten zwei Absätzen.

2. ein Landtausch zum Zwecke der Abrundung des Genossenschaftslandes, wenn der Ansiedler einer bäuerlichen Arbeitsgenossenschaft beitritt.

Artikel 25

Wenn sich eine Person, der Land zugeteilt wurde, nicht innerhalb der vom Tag der Zustellung des Beschlusses über die Zuteilung an festgesetzten Frist ansiedelt, verliert sie den Anspruch auf das zugeteilte Land.

Die Landwirtschaftsminister der Volksrepubliken, bzw. in der Volksrepublik Serbien der Minister für Agrarreform und Kolonisation, werden ermächtigt, diese Frist für innere Kolonisten und Agrarinteressenten in Ausnahmefällen aus gerechtfertigten Gründen zu verlängern. Für Kolonisten in der Wojwodina nach Art. 16 dieses Gesetzes ist für Fristverlängerungen die Kommission für Agrarreform und Kolonisation bei der Regierung der FVRJ zuständig¹².

Artikel 26

1. Unter die Enteignung ohne Entschädigung fällt auch Waldbesitz, der Eigentum von in Art. 3, Punkt b, c und f, genannten Personen und Einrichtungen oder Rechtspersonen ist.

2. Gegen Entschädigung wird derjenige Teil des Waldbesitzes von Landwirtschaftsbetrieben enteignet, der das Maximum übersteigt, welches den Eigentümern nach den Landesgesetzen zu belassen ist.

3. In Waldgebieten, in denen es kein Land zur Bearbeitung gibt, können Personen, die im Hauptberuf nicht Landwirte sind, 5 bis 10 Hektar ihres Waldbesitzes behalten.⁹

4. Durch ein besonderes Bundes-Rahmengesetz wird bestimmt, wie und wem das unter Wäldern, Weiden, Gewässern und ähnlichem befindliche Land zuzuteilen und wie es zu verwalten ist.

Artikel 27

Auf besonders dafür bestimmtem Land aus dem staatlichen Bodenfonds können bestimmte Parzellen und in Parzellen geteilte Komplexe anbaufähigen Landes zur Nutzung als Gärten an Gruppen von Nichtlandwirten – an Gruppen von Arbeitern und Angestellten verschiedener Betriebe, Einrichtungen und Behörden – verteilt werden.

Durch Gesetze und Verordnungen der Volksrepubliken sind die Bedingungen vorzuschreiben, unter denen solches Land zur Nutzung übergeben wird, mit der Massgabe, dass eine Familie nicht mehr als 2 Ar erhalten darf.

Artikel 28

Durch besondere Verordnung der Bundes-Plankommission wird die Art der Erhaltung und des Gebrauchs (der Zuteilung) der Fonds für landwirtschaftliches Inventar, für Vieh, Samen, Lebensmittel und Hausgeräte aus Konfiskationen und Enteignungen nach diesem Gesetz geregelt.

¹² Dieser Absatz wurde durch das Gesetz vom 18. März 1946 abgeändert; ursprünglich lautete der Absatz folgendermassen:

Der Minister für Kolonisation wird ermächtigt, in Ausnahmefällen bei Vorliegen besonders gerechtfertigter Gründe diese Frist zu verlängern.

V. Durchführung der Agrarreform und der Kolonisation

Artikel 29¹³

Die Agrarreform und die innere Kolonisation wird durch die Landwirtschaftsministerien der Volksrepubliken, in der Volksrepublik Serbien durch das Ministerium für Agrarreform und Kolonisation, nach den in Übereinstimmung mit diesem Gesetz beschlossenen Gesetzen und Verordnungen der Volksrepubliken durchgeführt.

Alle Kolonisationsangelegenheiten und Angelegenheiten in Verbindung mit der Ansiedlung von Familien von Kämpfern im Gebiet des Autonomen Bezirks Wojwodina und Semlin, sowie alle Angelegenheiten nach Artikel 24, Absatz 3, dieses Gesetzes erledigt das Ministerium für Landwirtschaft der Volksrepublik Serbien unmittelbar oder über den Haupt-Exekutivausschuss der Volksversammlung des Autonomen Bezirks Wojwodina als Organ erster Instanz. Das Ministerium für Landwirtschaft der FVRJ führt die Aufsicht über die Erledigung dieser Angelegenheiten und entscheidet als Organ zweiter Instanz über Beschwerden.

Artikel 30

Der Bundesminister für Landwirtschaft wird ermächtigt, im Einverständnis mit der Kommission für Agrarreform und Kolonisation bei der Regierung der FVRJ und mit den Landesministerien für Landwirtschaft der Volksrepubliken aus dem staatlichen Bodenfonds abzusondern:

a) das nach Artikel 11 dieses Gesetzes für staatliche (Bundes-, Landes- und örtliche) Landwirtschaftsgüter, für soziale und wissenschaftliche Einrichtungen sowie für militärische Zwecke erforderliche Land;

b) das Land der konfiszierten Güter von Personen deutscher Nationalität; es ist festzulegen, welche Flächen die Landwirtschaftsministerien der Volksrepubliken an Agrarinteressenten verteilen, und welche Flächen die Kommission für Agrarreform und Kolonisation bei der Regierung der FVRJ im Einverständnis mit dem zuständigen Landwirtschaftsminister der Volksrepubliken durch seine eigenen oder durch Landesorgane verteilt.

Artikel 31¹⁴

Die einheitliche Durchführung der Agrarreform und der inneren Kolonisation wird durch die Kommission für Agrarreform und Kolonisation bei der Regierung der FVRJ

¹³ Vor der Neufassung durch die Gesetze vom 18. März 1946 und vom 1. Dezember 1948 hatte Art. 29 folgenden Wortlaut:

Die Agrarreform wird durch die Landesministerien für Landwirtschaft nach den auf Grund dieses Gesetzes beschlossenen Landesgesetzen und Verordnungen durchgeführt. In die Zuständigkeit der Landesregierungen fällt auch die Durchführung der inneren Kolonisation innerhalb der Grenzen ihres Territoriums. Der zweite Absatz wurde durch das Gesetz vom 1. Dezember 1948 angefügt, an Stelle des gestrichenen letzten Satzes des Art. in der Fassung des Gesetzes vom 18. März 1946, der folgendermassen lautete:

Die Ansiedlung der Familien von Kämpfern in der Wojwodina wird unmittelbar durch die Kommission für Agrarreform und Kolonisation bei der Regierung der FVRJ durch ihre Organe vorgenommen.

¹⁴ Art. 31 wurde durch das Gesetz vom 18. März 1946 abgeändert; die ursprüngliche Fassung lautete:

gesichert, welche auf Grund dieses Gesetzes allgemeine Anweisungen gibt und die Arbeit bei der Durchführung der Agrarreform und Kolonisation in den einzelnen Volksgruppen koordiniert.

Artikel 32

Alle Eingaben, Gesuche und Beschlüsse in Verbindung mit diesem Gesetz sind, insofern sie sich auf die Zuteilung von Land beziehen, gebührenfrei.

Artikel 33

Personen, die nach dem Gesetz kein Wahlrecht geniessen, haben kein Recht auf die Zuteilung von Land.

VI. Übergangsbestimmungen

Artikel 34

Alle Beschlüsse und Massnahmen der Okkupanten und einheimischer Behörden im Dienst der Okkupanten, die während der Okkupation mit dem Ziel von Veränderungen im Grundbesitz oder mit dem Ziel der Änderung der Beziehungen zwischen Eigentümern und Gesinde, bzw. Pächtern, zugunsten der Eigentümer erlassen wurden, sind als nichtig und nichtbestehend anzusehen.

Artikel 35

Alle eigenmächtigen Ansiedlungen auf verlassenem, staatlichem oder sequestriertem Land, welche im Laufe des Krieges oder nach der Befreiung vorgenommen wurden, werden ohne Rücksicht darauf, ob sie auf Grund eines Beschlusses oder unter Billigung der lokalen Behörden zustandegekommen sind, für ungültig erklärt.

Artikel 36

Auf dem Territorium aller Volksrepubliken ist innerhalb einer Frist von zwei Jahren vom Inkrafttreten dieses Gesetzes ab die Frage aller Usurpationen von Staatsland, aller Ansiedlungen auf Gemeindeweiden und aller nicht anerkannten Aufteilungen von Dorf- und anderem Land zu lösen, wobei solcherart besetztes und geteiltes Land in der Regel als Besitz derer, die es in Besitz genommen haben, anzuerkennen und auf ihren Namen in die Grundbücher einzutragen ist. Dabei ist darauf zu achten, dass solches Land nicht

Die einheitliche Durchführung der Agrarreform wird durch allgemeine Anweisungen gesichert, die der Bundesminister für Landwirtschaft auf Grund dieses Gesetzes in Form von Verordnungen und Anordnungen erlassen wird; der Minister für Landwirtschaft handelt durch die Staatliche Landwirtschaftskommission.

Zur Durchführung dieses Gesetzes über Agrarreform und Kolonisation wird der Agrarrat des Demokratischen Föderativen Jugoslawien gegründet, welchem die Bundesminister für Landwirtschaft und für Kolonisation, der Vorsitzende der Staatlichen Landwirtschaftskommission und andere Personen, welche der Vorsitzende der Bundesregierung nominiert, angehören; dabei nominiert er gleichzeitig auch den Vorsitzenden des Agrarrates.

Der Agrarrat hat in Übereinstimmung mit dem Wirtschaftsrat zu arbeiten und wird durch besondere Verordnung organisiert.

inmitten von Staats- und Gemeindeland liegt, dass es die Verbindungen nicht stört, zu gross ist oder auf eine in diesem Gebiet ungebräuchliche Weise in Besitz genommen wurde. Rechtspersonen, denen das Land vor der Besitznahme gehörte, können innerhalb einer Frist von 2 Jahren vor dem zuständigen Volksgericht die Annullierung dieser Besitznahme beantragen.

Durch besondere Verordnungen der Volksrepubliken werden die Organe und das Verfahren für die Lösung der Fragen und Streitfälle aus diesem Artikel bestimmt.

Artikel 37

Dieses Gesetz tritt am Tage seiner Verkündung im «Amtsblatt der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien» in Kraft¹⁴.

Das Präsidium
der Provisorischen Volksversammlung
des Demokratischen Föderativen Jugoslawien

Sekretär
gez. M. Perunčić

Vorsitzender
gez. Dr. I. Ribar

¹⁴ Am 28. August 1945.

Gesetz vom 25. August 1945 über Straftaten gegen Volk und Staat.

SI. list FNRJ 1/1945, Nr. 66, Pos. 619
(im Wortlaut des Gesetzes vom 9. Juli 1946, SI. list FNRJ 11/1946, Nr. 59, Pos. 416;
ergänzt durch das Gesetz vom 4. Dezember 1947, SI. list FNRJ
III/1947, Nr. 106, Pos. 777).

Artikel 1

Bis zur Verabschiedung und zum Inkrafttreten eines Strafgesetzbuches werden Straftaten gegen Volk und Staat nach diesem Gesetz abgeurteilt und bestraft.

Artikel 2

Als Straftat gegen Volk und Staat wird jede Handlung angesehen, welche bezweckt, durch Gewaltanwendung die bestehende staatliche Einrichtung der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien zu vernichten oder zu bedrohen, seine äussere Sicherheit oder die grundlegenden demokratischen, politischen, nationalen und wirtschaftlichen Errungenschaften des Befreiungskrieges: den föderativen Staatsaufbau, die Gleichberechtigung und Brüderlichkeit der jugoslawischen Völker und die Volksmacht, zu bedrohen.

Unter der Bedingung der Gegenseitigkeit wird als Straftat nach diesem Gesetz auch jede Handlung aus dem vorhergehenden Absatz bestraft, die sich gegen die Sicherheit anderer Staaten richtet, mit denen die Föderative Volksrepublik Jugoslawien einen Bündnis- oder Freundschaftsvertrag oder einen Vertrag über Zusammenarbeit abgeschlossen hat.

Artikel 3

Als Verüben einer Straftat nach Artikel 2 dieses Gesetzes ist insbesondere anzusehen:

1. wer eine Handlung unternimmt, die darauf gerichtet ist, die obersten Organe der Staatsmacht und der Verwaltung der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien und der einzelnen Volksrepubliken, autonomen Gebiete und Bezirke oder die örtlichen Organe der Staatsmacht gewaltsam zu stürzen;

2. wer Handlungen vornimmt, welche der militärischen Stärke, der Verteidigungsfähigkeit oder wirtschaftlichen Kraft des Staates Schaden zufügen oder die seine Unabhängigkeit oder die Integrität seines Territoriums bedrohen;

3. wer ein Kriegsverbrechen begeht, d.h. wer während des Krieges oder feindlicher Okkupation als Rädelsführer, Organisator, Auftraggeber, Helfer oder unmittelbarer Ausführender, von an der Bevölkerung Jugoslawiens begangenen Morden, Verurteilungen zum Tode und ihrer Vollstreckung, Verhaftungen und Folterungen, gewaltsamen Aussiedlungen oder Verschleppungen in Konzentrationslager, Internierung und zur Zwangsarbeit mitwirkt; wer die Bevölkerung absichtlich aushungert, sie zwangsweise denationalisiert, wer eine gewaltsame Mobilisierung, Verschleppung zur Prostitution, Verge-

waltungen oder gewaltsame Glaubensübertritte vornimmt; wer unter denselben Bedingungen Anzeigen erstattet, die im Ergebnis die in diesem Punkt angeführten Terror- und Gewaltmassnahmen nach sich ziehen, oder wer unter denselben Umständen Brandstiftungen oder die Vernichtung oder Plünderung öffentlichen oder privaten Vermögens befiehlt oder ausführt; wer Funktionär des Terrorapparates und der Polizeiformationen des Gegners oder Angestellter in sein'en Gefängnissen, Konzentrations- oder Arbeitslagern wird oder jugoslawische Staatsangehörige und Kriegsgefangene unmenschlich behandelt, oder wer eine andere Tat begeht, die ein Kriegsverbrechen darstellt;

4. wer während des Krieges bewaffnete militärische oder Polizeieinheiten organisiert, andere Personen zum Eintritt wirbt, oder selbst in solche Organisationen eintritt, die mit dem Ziel der Unterstützung des Gegners oder des gemeinsamen Kampfes mit ihm gegen das Vaterland aus jugoslawischen Staatsangehörigen formiert werden, oder wer zu diesem Zweck vom Feind oder von einer anderen ausländischen Macht Waffen erhält oder sich ihren Befehlen unterordnet;

5. wer während eines gegen die Föderative Volksrepublik Jugoslawien oder ihre Bundesgenossen geführten Krieges in die feindliche Armee oder in andere feindliche bewaffnete Formationen eintritt, oder als Kämpfer gegen sein Vaterland oder dessen Verbündete am Kriege teilnimmt, oder wer in irgendeiner Weise einen fremden Staat unterstützt, welcher sich mit der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien im Krieg befindet;

6. wer während des Krieges oder der feindlichen Okkupation mit dem Gegner politisch zusammenarbeitet oder dessen Dienst annimmt, und ihm bei der Durchführung von Requisitionen, bei der Wegnahme von Nahrungsmitteln und anderen Gütern oder bei der Durchführung von gewaltsamen Massnahmen gegen die Bevölkerung der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien hilft;

7. wer einen bewaffneten Aufstand organisiert oder an ihm teilnimmt, oder wer bewaffnete Banden organisiert oder an ihrer Organisation mithilft oder wer ihre Einschleusung auf das Staatsgebiet mit dem Ziel der Vornahme von Handlungen nach Artikel 2 dieses Gesetzes organisiert oder unterstützt, oder wer in eine zur Verübung solcher Taten organisierte oder bewaffnete Gruppe eintritt;

8. wer in oder ausser dem Lande eine Vereinigung organisiert, die die Verübung von Verbrechen nach Artikel 2 dieses Gesetzes zum Ziel hat, oder wer eine Vereinigung mit faschistischen Zielen gegen die verfassungsmässige Ordnung in der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien gründet, oder wer Mitglied einer solchen Vereinigung wird oder sie auf irgendeine Weise unterstützt;

9. ein Staatsangehöriger der FVRJ, der einen fremden Staat zum Krieg gegen sein Vaterland oder zur bewaffneten Intervention, zum Wirtschaftskrieg, zur Beschlagnahme des Vermögens der FVRJ oder ihrer Staatsangehörigen, zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen, zum Bruch internationaler Verträge mit ihr oder zur Einmischung in ihre innere Angelegenheiten aufhetzt;

10. wer Spionage treibt, d.h. wer Angaben und Dokumente, die ihrem Inhalt nach ein besonders gehütetes militärisches oder anderes Staatsgeheimnis darstellen, einer ausländischen Macht oder irgendeiner Organisation, Vereinigung oder unberufenen Person übergibt, oder wer mit Absicht, sie diesen zu übergeben, solche Angaben stiehlt oder sammelt;

11. wer während des Krieges eine Handlung vornimmt, welche bezweckt, Verteidigungsobjekte oder -Stellungen oder irgendwelche Mittel zur Kriegsführung oder für andere Kriegszwecke in die Hand des Gegners fallen zu lassen, sie zu vernichten oder unbrauchbar zu machen oder ihre Anwendung zu stören, oder die bezweckt, die jugoslawische Armee oder die Armeen verbündeter Länder oder einzelne Soldaten in die Hand des Gegners fallen zu lassen oder militärische Unternehmungen oder Massnahmen zu verhindern oder in Gefahr zu bringen;

12. wer eine Militärperson oder einen Vertreter oder Angestellten der Staatsorgane oder solche Personen verbündeter oder befreundeter Staaten während oder wegen der Ausübung seiner dienstlichen Obliegenheiten tötet;

13. wer mit dem in Artikel 2 dieses Gesetzes angeführten Ziel Verkehrseinrichtungen oder andere öffentliche Verbindungsmittel, Wasserleitungen, öffentliche Magazine und überhaupt öffentliches Eigentum durch Niederreißen, Verbrennen oder andere Mittel zerstört oder beschädigt;

14. wer auf irgendeine Weise Personen, bewaffnete Banden oder ähnliche Organisationen oder ihre aktiven Mitglieder unterstützt, die sich von den Behörden losgesagt haben, wer ihnen Zuflucht gewährt, für sie Waffen, Verpflegung, Material, Geld und anderes besorgt, versteckt oder befördert, ihnen zur Unterhaltung der Verbindung dient oder ihnen andere Dienste leistet oder wer die Behörden bei ihrer Entdeckung und Ergreifung hindert.

Artikel 3a¹

Als Vollbringer einer Straftat gegen Volk und Staat wird auch derjenige bestraft, welcher bis zum Tage der Kapitulation der jugoslawischen Regierung im Jahre 1941, unter Ausnutzung seiner leitenden Position im Staatsapparat oder einer anderen einflussreichen Position, zur Aufrechterhaltung einer unnationalen und antidemokratischen Ordnung oder zur Verbreitung faschistischer Ideen eine Handlung verübt hat, welche die Verteidigungskraft des Landes schwächte, wodurch der Frieden, die Unabhängigkeit und die nationale Freiheit der Völker Jugoslawiens bedroht wurden, oder wer zu demselben Zweck, als Angestellter des Staatsapparates oder in irgendeiner anderen Eigenschaft, Morde, Folterungen, Misshandlungen und andere Gewaltakte und Vertreibungen der Bürger anordnete, durchführte oder verübte.

Artikel 4

Taten nach Artikel 3 dieses Gesetzes, ausgenommen Taten nach Punkt 14 und nach Artikel 3 a, werden mit Freiheitsentzug mit Zwangsarbeit für mindestens 3 Jahre, Kon-

¹ Artikel 3a wurde durch das Gesetz vom 4. Dezember 1947, veröffentlicht am 13. Dezember 1947, hinzugefügt.

fiskation des Vermögens und Verlust der politischen und einzelner bürgerlicher Rechte, bei Vorliegen besonders erschwerender Umstände mit dem Tode bestraft.

Für Taten nach Artikel 3 dieses Gesetzes, die während des Krieges oder der Gefahr eines Krieges begangen werden, ausser Taten nach Punkt 14, kann der Freiheitsentzug mit Zwangsarbeit nicht weniger als 5 Jahre betragen.

Mit den in den vorhergehenden Absätzen vorgeschriebenen Strafen werden auch die übrigen Taten nach Artikel 2 dieses Gesetzes bestraft, insofern nicht durch dieses Gesetz für Einzelne dieser Taten eine andere Strafe vorgesehen ist.

Taten nach Artikel 3, Punkt 14 dieses Gesetzes werden mit Freiheitsentzug mit Zwangsarbeit für wenigstens ein Jahr bestraft; werden sie während eines Krieges oder der Gefahr eines Krieges begangen, kann diese Strafe nicht geringer als 3 Jahre sein.

Alle Taten nach Artikel 2 dieses Gesetzes ziehen Untersuchungshaft nach sich. Keine Untersuchungshaft ziehen Taten nach Artikel 8, Absatz 1, und Artikel 9, Absatz 4, letzter Satz dieses Absatzes nach sich.

Artikel 5

Ist derjenige, der eine Straftat nach Artikel 2 dieses Gesetzes begangen hat, mit dem Gegner aus dem Lande geflüchtet oder arbeitet er im Ausland an der Verwirklichung solcher Straftaten, so wird er ausser mit der in Artikel 4 dieses Gesetzes vorgeschriebenen Strafe mit Verlust der Staatsangehörigkeit bestraft.

Artikel 6

Mitglieder und Helfer von zum Zwecke der Verübung von Verbrechen nach Artikel 2 dieses Gesetzes gegründeten Organisationen werden bei Vorliegen milderer Umstände mit Freiheitsentzug mit Zwangsarbeit von mindestens 6 Monaten bestraft.

Stellt sich ein Mitglied einer Organisation nach Artikel 3, Punkt 7 und 8, dieses Gesetzes freiwillig den Behörden oder entdeckt es ihnen die Organisation und teilt wichtige Tatsachen über sie mit, bevor er oder die Organisation eine Straftat nach diesem Gesetz begangen haben, so wird er von der strafrechtlichen Verantwortlichkeit befreit. Falls die Tat schon verübt ist, wird er mit der niedrigsten für die begangene Tat vorgesehenen Strafe bestraft.

Artikel 7

Für schwere Körperverletzung von Personen nach Artikel 3, Punkt 12, dieses Gesetzes, die unter den für Mord vorgesehenen Umständen verübt wurde, wird der Täter mit Freiheitsentzug mit Zwangsarbeit bestraft.

Artikel 8

Wer von der Vorbereitung oder Durchführung einer Straftat nach Artikel 2 dieses Gesetzes wusste und die Staatsorgane nicht davon benachrichtigte, wird mit Zwangsarbeit ohne Freiheitsentzug von mindestens einem Jahr bestraft.

Eine Militärperson, die von der Vorbereitung oder Ausführung von Verrat oder Spionage (Artikel 3, Punkt 1, 2 und 10) wusste und die Staatsorgane nicht davon in Kenntnis setzte, wird mit Freiheitsentzug mit Zwangsarbeit von mindestens zwei Jahren bestraft.

Artikel 9

Propaganda oder Agitation, welche einen Aufruf zum gewaltsamen Sturz der bestehenden Staatsordnung enthält, wird mit Freiheitsentzug mit Zwangsarbeit von mindestens einem Jahr bestraft.

Wurde die Tat durch Presse oder Radio verübt, so wird das als erschwerender Umstand angesehen.

Rufen Handlungen nach Absatz 1 und 2 dieses Artikels ernstere Folgen hervor oder werden sie während des Krieges oder in Orten, die unter Militärverwaltung stehen, begangen, so sind sie nach Artikel 4, Absatz 1, bzw. Absatz 2, dieses Gesetzes zu bestrafen.

Eigentümer von Druckereien, bzw. für Druckereien verantwortliche Personen, die Schriften oder Sachen drucken, welche Propaganda oder Agitation mit dem in Absatz 1 dieses Artikels angeführten Ziel enthalten, werden mit Freiheitsentzug oder, falls die Tat aus Fahrlässigkeit begangen wurde, mit Geldstrafe bestraft.

Artikel 10

Personen, welche während des Krieges auf wirtschaftlichem Gebiet mit dem Gegner oder Okkupanten zusammenarbeiten, d.h. welche ihre Industrie-, Handels-, Transport- oder andere Unternehmen oder ihre Fachkenntnisse dem Gegner für Zwecke der Produktion von Gegenständen zur Verfügung stellen, bzw. selbst Gegenstände produzieren, die die wirtschaftliche Kraft und das Kriegspotential des Gegners stärken, oder deren Zusammenarbeit mit dem Gegner besonders schwere Formen der Ausbeutung und des Drucks auf die Arbeiter mit Hilfe der Behörden des Okkupanten mit sich bringt, werden mit Freiheitsentzug mit Zwangsarbeit bis zu 10 Jahren und mit Konfiskation ihres Vermögens bestraft.

Gehört das Unternehmen einer Rechtsperson, so ist die Strafe der Konfiskation ihres Vermögens zu verhängen; gleichzeitig werden neben dem Täter auch die Mitglieder der Verwaltungsorgane der Rechtsperson oder ihre Bevollmächtigten oder Angestellten, die ihre Tätigkeit leiten, nach dem vorhergehenden Absatz bestraft, falls sie nicht beweisen, dass die Tat gegen ihren Widerstand oder ohne ihr Wissen oder nachträgliches Einverständnis begangen wurde.

Nach Absatz 1 dieses Artikels werden auch solche Mitglieder des Aufsichtsrates einer Rechtsperson bestraft, die bei der Fassung eines Beschlusses mitwirkten, der wirtschaftliche Zusammenarbeit mit dem Gegner zur Folge hatte.

Artikel 11

Die Weitergabe, der Diebstahl und das Sammeln von wirtschaftlichen Daten, welche ihrem Inhalt nach kein besonders gehütetes Geheimnis darstellen, die aber wegen eines ausdrücklichen gesetzlichen Verbotes oder auf Anordnung der leitenden Wirtschaftsorgane nicht der Veröffentlichung unterliegen, mit dem Ziel, sie gegen Beloh-

nung oder ohne Belohnung an fremde Staaten, feindliche oder faschistische Organisationen oder an unberufene Personen weiterzugeben, wird mit Freiheitsentzug von drei Monaten bis zu drei Jahren bestraft.

Artikel 12

Der Versuch von in diesem Gesetz vorgesehenen Taten wird wie die vollendete Straftat bestraft.

Für Straftaten nach diesem Gesetz können auch dort, wo es nicht ausdrücklich vorgesehen ist, neben der Hauptstrafe andere Nebenstrafen nach dem Gesetz über die Straftaten verhängt werden.

Artikel 13

Straftaten nach diesem Gesetz werden in erster Instanz vor den Distriktsgerichten verhandelt, ausser falls es sich um Fälle handelt, für die auf Grund besonderer Vorschriften Militärgerichte zuständig sind.

In besonders wichtigen Fällen werden Straftaten nach Artikel 2 dieses Gesetzes auf Vorschlag des öffentlichen Anklägers der Republik vor den Obersten Gerichten der Volksrepubliken in erster und letzter Instanz verhandelt; ist eine solche Tat von allgemeinstaatlicher Bedeutung, so verhandelt über sie auf Vorschlag des öffentlichen Anklägers der FVRJ das Oberste Gericht der FVRJ, bzw. auf Vorschlag des Militäranklägers der jugoslawischen Armee das Oberste Gericht der jugoslawischen Armee.

Artikel 14

Die Vernehmung des Verdächtigen im vorbereitenden Verfahren und die Anwesenheit des Angeklagten bei der Hauptverhandlung wegen Straftaten nach diesem Gesetz ist bindend, ausser wenn sich der Angeklagte versteckt hält oder ins Ausland geflüchtet ist oder im Ausland an der Ausführung von Straftaten nach diesem Gesetz arbeitet.

Eine Verhandlung ohne Anwesenheit des Angeklagten kann auch stattfinden, wenn der Angeklagte erklärt hat, dass er dem zustimmt.

Für einen abwesenden Verdächtigen ist schon im vorbereitenden Verfahren ein Verteidiger zu bestellen.

Artikel 15

Gegen Urteile von Gerichten der ersten Instanz ist, ausser in Fällen nach Artikel 13, Absatz 2, dieses Gesetzes, innerhalb von acht Tagen Beschwerde beim höheren Gericht zulässig, dessen Entscheidung endgültig ist.

Artikel 16

Straftaten nach diesem Gesetz und die Vollstreckung der wegen dieser Taten verhängten Urteile verjähren nicht.

Artikel 17

Das Verfahren wegen Taten nach diesem Gesetz ist dringlich.

Artikel 18

In diesem Gesetz vorgesehene Straftaten, die vor seinem Inkrafttreten verübt wurden und wegen derer noch kein rechtsgültiges Urteil gesprochen wurde, sind nach die-

sem Gesetz zu bestrafen, wenn seine Bestimmungen milder sind als die bisherigen.

Gerichte, bei denen Verfahren wegen Taten nach diesem Gesetz anhängig sind, die aber nach ihm nicht zuständig sind, haben solche Verfahren zur weiteren Behandlung an die nach diesem Gesetz zuständigen Gerichte weiterzugeben, wenn bis zu seinem Inkrafttreten keine erstinstanzlichen Urteile gefällt wurden.

Artikel 19

Dieses Gesetz tritt mit dem Tag seiner Verkündung im «Amtsblatt der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien» in Kraft².

Das Präsidium der Volksversammlung
der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien

Sekretär
gez. Mile Perunic

Vorsitzender
gez. Dr. Ivan Ribar

² Am 23. Juli 1946.

Gesetz vom 26. August 1945 über die Organisation der Volksgerichte.

SI. list FNRJ 1/1945, Nr. 67, Pos. 622.

Auf Grund des Artikels 2 des Beschlusses über die Oberste Gesetzgebende und Vollziehende Volksvertretungs-Körperschaft Jugoslawiens als provisorisches Organ der obersten Staatsmacht in Jugoslawien vom 30. November 1943 und auf Grund der Resolution über die Änderung des Namens des Antifaschistischen Rates der Nationalen Befreiung Jugoslawiens in Provisorische Volksversammlung des Demokratischen Föderativen Jugoslawien vom 10. August 1945, sowie auf Vorschlag des Justizministers, beschliesst die Provisorische Volksversammlung des Demokratischen Föderativen Jugoslawien ein

**Gesetz
über die Organisation der Volksgerichte***Allgemeine Bestimmungen*

Artikel 1

Im Demokratischen Föderativen Jugoslawien üben die Rechtspflege aus: das Oberste Gericht des Demokratischen Föderativen Jugoslawien, die Obersten Gerichte der einzelnen föderativen Einheiten, das Oberste Gericht der Wojwodina, Distriktsgerichte und Kreisgerichte.

Durch besondere Gesetze können Sondergerichte errichtet und die föderativen Einheiten ermächtigt werden, Friedensgerichte zu gründen, wobei ihre Organisation und Zuständigkeit festzulegen ist.

Artikel 2

Die Hauptaufgaben der Gerichte in der Ausübung der Rechtspflege sind:

1. der Schutz der demokratischen Errungenschaften des Volksbefreiungskampfes, Schutz der Rechte und der gesetzlich geschützten Interessen von Einrichtungen, Unternehmen und Organisationen öffentlichen oder privaten Charakters, sowie der Schutz der persönlichen und Eigentumsrechte und der gesetzlich geschützten Interessen der Bürger Jugoslawiens;
2. Sicherung der genauen Einhaltung der Gesetze und der Vorschriften mit Gesetzeskraft seitens aller Einrichtungen, Unternehmen, Organisationen, Amtspersonen und Bürger Jugoslawiens;
3. die Erziehung der Bürger im Geiste der Ergebenheit gegenüber dem Vaterland, im Geiste richtiger Erfüllung der Gesetze und anständiger Ausübung der bürgerlichen Rechte und Pflichten.

Artikel 3

Vor dem Gericht sind alle Bürger gleich, ohne Unterschied des Geschlechts, der gesellschaftlichen, materiellen und dienstlichen Stellung und der nationalen, religiösen oder rassischen Zugehörigkeit.

Artikel 4

Die Verhandlungen finden in allen Gerichten öffentlich statt, insofern nicht durch Gesetz Ausnahmen vorgesehen sind.

Artikel 5

In allen Verfahren ist dem Angeklagten das Recht auf Verteidigung garantiert.

Artikel 6

Das Verfahren wird in der Sprache des Volkes der föderativen Einheit, bzw. des Gebietes geführt, in dem sich das Gericht befindet; Personen, welche diese Sprache nicht kennen, ist es zu ermöglichen, sich durch einen Dolmetscher mit dem Beweismaterial bekanntzumachen und die Arbeit des Gerichtes zu verfolgen. Es ist jedem gestattet, vor Gericht in seiner Muttersprache zu sprechen.

Artikel 7

Die Gerichte fällen ihre Urteile: «Im Namen des Volkes.»

Artikel 8

Gegen Urteile eines Gerichtes erster Instanz ist, insofern es sich nicht um das Oberste Gericht des Demokratischen Föderativen Jugoslawien, die Obersten Gerichte der einzelnen föderativen Einheiten, bzw. das Oberste Gericht der Wojwodina handelt, in der Regel Beschwerde bei einem Gericht der zweiten Instanz zulässig.

Die Entscheidung eines Gerichtes zweiter Instanz ist rechtskräftig.

Artikel 9

Gegen rechtskräftige Gerichtsentscheidungen haben das Recht der Aufsichtsbeschwerde der öffentliche Ankläger des Demokratischen Föderativen Jugoslawien, der öffentliche Ankläger der föderativen Einheit, bzw. der öffentliche Ankläger der Wojwodina, der Vorsitzende des Obersten Gerichts des Demokratischen Föderativen Jugoslawien und die Vorsitzenden der Obersten Gerichte der föderativen Einheiten, bzw. des Obersten Gerichtes der Wojwodina.

Artikel 10

Der öffentliche Ankläger des Demokratischen Föderativen Jugoslawien hat das Recht der Erhebung einer Aufsichtsbeschwerde gegen alle rechtskräftigen Gerichtsentscheidungen.

Der Vorsitzende des Obersten Gerichts des Demokratischen Föderativen Jugoslawien hat das Recht der Erhebung einer Aufsichtsbeschwerde gegen alle rechtskräftigen Gerichtsentscheidungen, ausser gegen rechtskräftige Entscheidungen von Militärgerichten.

Der öffentliche Ankläger einer föderativen Einheit, bzw. der öffentliche Ankläger der Wojwodina und die Vorsitzenden der Obersten Gerichte der föderativen Einheiten, bzw. des Obersten Gerichts der Wojwodina haben das Recht zur Einlegung einer Aufsichtsbeschwerde gegen alle rechtskräftigen Gerichtsentscheidungen, welche durch Ge-

richte der betreffenden föderativen Einheit oder des Gebiets gefällt wurden, insofern es sich nicht um Militärgerichte handelt.

Artikel 11

Über Aufsichtsbeschwerden gegen rechtskräftige Entscheidungen von Kreis- und Distriktsgerichten entscheidet das Oberste Gericht der betreffenden föderativen Einheit oder das Oberste Gericht der Wojwodina; über Aufsichtsbeschwerden gegen rechtskräftige Entscheidungen der Obersten Gerichte der föderativen Einheiten und des Obersten Gerichts der Wojwodina entscheidet das Oberste Gericht des Demokratischen Föderativen Jugoslawien; über Aufsichtsbeschwerden gegen eine Entscheidung einer Kammer des Obersten Gerichts des Demokratischen Föderativen Jugoslawien entscheidet eine allgemeine Sitzung dieses Gerichts.

Artikel 12

Die Gerichte sind verpflichtet, einander Rechtshilfe zu leisten.

Artikel 13

Die Verfahren aller Gerichte, insofern sie in erster Instanz Recht sprechen, werden in der Regel in Kammern durchgeführt, denen ein Richter und zwei Beisitzer angehören.

Wird über Beschwerden in zweiter Instanz und über Aufsichtsbeschwerden entschieden, so fällen die Gerichte ihre Entscheidungen in aus drei Richtern bestehenden Kammern, insofern nicht Entscheidungen einer Kammer des Obersten Gerichts des Demokratischen Föderativen Jugoslawien zur Verhandlung stehen.

Artikel 14

Die Richter sind Personen, welche ihre gerichtliche Pflicht während der Zeit, für welche sie gewählt sind, ununterbrochen ausüben; die Beisitzer sind Personen, welche zeitweilig zur Ausübung gerichtlicher Pflichten ans Gericht berufen werden.

Während ihrer Mitwirkung an der Rechtsprechung haben die Beisitzer die gleichen Rechte wie die Richter.

Artikel 15

Die Beisitzer werden zur Ausübung ihrer Pflicht nach dem Verzeichnis der gewählten Beisitzer ans Gericht berufen, und zwar so, dass jeder Beisitzer höchstens fünfzehn Tage im Jahr berufen wird.

Während der Zeit der Ausübung ihrer gerichtlichen Pflicht haben die Beisitzer das Recht auf die Bezahlung, die sie als Angestellte oder Arbeiter erhalten. Beisitzer, welche keinen Lohn erhalten, erhalten Entschädigung für ihre Auslagen nach den von den föderativen Einheiten zu erlassenden Vorschriften.

In jedem Falle erhalten die Beisitzer Ersatz ihrer Reisekosten ausserhalb ihres Aufenthaltsortes.

Artikel 16

Die Gerichte werden auf Grund des Wahlprinzips gebildet. Alle Bürger, die das Wahlrecht besitzen, können zu Richtern und zu Beisitzern gewählt werden.

Artikel 17

Alle Richter und Beisitzer, von den Kreisgerichten bis zum Obersten Unionsgericht, werden durch die entsprechenden Volksvertretungs-Körperschaften gewählt, denen die Richter und Beisitzer in ihrer Arbeit verantwortlich sind. Richter und Beisitzer können vor Ablauf der Frist, für die sie gewählt wurden, durch die Körperschaften, welche sie wählten, abberufen werden, wenn dafür gesetzliche Gründe vorliegen.

Bei der Aufstellung von Kandidaten für das Richteramt ist darauf zu achten, dass der Bedarf der Gerichte an Richtern, die eine Fachausbildung besitzen, befriedigt wird, dass das aber Personen sind, welche die Ausführung der Aufgaben nach Art. 2 dieses Gesetzes garantieren.

Artikel 18

Die Richter sind bei der Wahrheitsfindung unabhängig und richten nach dem Gesetz.

Artikel 19

Die Einleitung eines Strafverfahrens gegen Richter und in Verbindung damit ihre Entfernung aus dem Richteramt wird für Richter des Obersten Gerichts des Demokratischen Föderativen Jugoslawien durch Beschluss des öffentlichen Anklägers des Demokratischen Föderativen Jugoslawien, für Richter der übrigen Gerichte durch Beschluss des öffentlichen Anklägers der föderativen Einheit, bzw. der Wojwodina vorgenommen.

Der Beschluss des öffentlichen Anklägers des Demokratischen Föderativen Jugoslawien bedarf der Billigung der Provisorischen Volksversammlung des Demokratischen Föderativen Jugoslawien; der Beschluss des öffentlichen Anklägers einer föderativen Einheit bedarf der Zustimmung der Landes-Volksvertretung dieser Einheit; der Beschluss des öffentlichen Anklägers der Wojwodina der Zustimmung der Gebiets-Volksversammlung der Wojwodina.

Artikel 20

Im Falle dauernder Verhinderung eines Richters hat die Neuwahl eines Richters innerhalb einer Frist von höchstens zwei Monaten von dem Tage ab, an dem der verhinderte Richter aufhörte, sein Richteramt auszuüben, zu erfolgen.

Kreisgerichte

Artikel 21

In die Zuständigkeit der Kreisgerichte fällt die erstinstanzliche Entscheidung in Straf- und Zivilsachen, welche durch besondere Gesetze der Zuständigkeit dieser Gerichte unterstellt sind. Dazu gehören insbesondere:

- a) Strafsachen: Straftaten gegen Leben, Körper, Freiheit, Ehre, Eigentum von Privatpersonen, Gesundheit, öffentliche Moral, Ehe und Familie;
- b) Zivilsachen: Streitfälle um rechtliche Eigentumsansprüche, ohne Rücksicht auf ihren Wert, falls die beklagte Seite nicht eine Einrichtung, ein Unternehmen oder eine Organisation öffentlichen Charakters ist, Streitfälle aus den Beziehungen zwischen Eltern und ehelichen oder unehelichen Kindern, Streitfälle um die Feststellung und Kor-

rektur der Grenzen von Immobilien, Streitfälle aus Dienstverhältnissen, Streitfälle wegen Störung des Besitztums, Streitfälle aus Verträgen über Verpachtung und Pacht, Streitfälle, welche aus Arbeitsbeziehungen herrühren, alle ausserprozesslichen und alle Vollziehungsangelegenheiten.

Das Kreisgericht entscheidet ausnahmsweise auch in zweiter Instanz, wenn das durch Gesetz vorgesehen ist.

Artikel 22

Der Justizminister der Landesregierung, bzw. das Präsidium der Gebiets-Volksversammlung der Wojwodina bestimmt die Zahl der Kreisgerichte für seine föderative Einheit, bzw. für das Gebiet.

Bei der Festsetzung der Zahl der Kreisgerichte ist von dem Prinzip auszugehen, dass die Rechtsprechung dem Volk möglichst nahestehen und möglichst billig sein soll.

Artikel 23

Das Kreisgericht besteht aus dem Vorsitzenden und der erforderlichen Anzahl von Richtern und Beisitzern.

Die Zahl der Richter und Beisitzer bestimmt der Justizminister der Landesregierung, bzw. das Präsidium der Gebiets-Volksversammlung der Wojwodina.

Artikel 24

Vorsitzender, Richter und Beisitzer der Kreisgerichte werden auf drei Jahre gewählt.

Artikel 25

Die Richter der Kreisgerichte geben periodisch Rechenschaft über ihre Arbeit und die Arbeit des Gerichts, und zwar vor derjenigen Körperschaft, welche sie gewählt hat.

Artikel 26

Die Richter der Kreisgerichte haben als Einzelrichter alle Straf- und Zivilsachen zur Rechtsfindung in der Kammer vorzubereiten; ausserdem haben sie selbständig alle ausserprozesslichen und Vollstreckungsangelegenheiten und, falls durch Gesetz vorgesehen, auch andere Angelegenheiten zu entscheiden.

Distriktsgerichte

Artikel 27

Das Distriktsgericht führt die Aufsicht über die Arbeit aller Kreisgerichte seines Distrikts.

Artikel 28

In die Zuständigkeit der Distriktsgerichte fällt die erstinstanzliche Entscheidung in Straf- und Zivilsachen, welche durch besondere Gesetze der Zuständigkeit dieser Gerichte unterstellt sind. Dazu gehören insbesondere:

a) Strafsachen: Straftaten gegen das Vaterland, gegen den Staat und seine Ordnung, gegen die Volksmacht, gegen das Volkseigentum, gegen die Rechtsprechung, ge-

gen die allgemeine Sicherheit fier Menschen, des Eigentums und des öffentlichen Verkehrs, gegen die Dienstpflicht, die Herstellung von falschen Massen und falschem Geld;

b) Zivilsachen: Streitfälle um rechtliche Eigentumsansprüche, in denen die beklagte Seite eine Einrichtung, ein Unternehmen oder eine Organisation öffentlichen Charakters ist, Streitfälle, welche aus den gegenseitigen Beziehungen zwischen Eheleuten herrühren, aber nicht rein eigentumsrechtliche Forderungen darstellen. Streitfälle um den Ersatz von Schaden, den öffentliche Angestellte durch unrichtige Dienstausbübung Bürgern zufügen, Streitfälle um Bergbau- und Seefahrtsangelegenheiten.

Artikel 29

Ausserdem fällt in die Zuständigkeit der Distriktsgerichte die Entscheidung über ordentliche Beschwerden gegen Entscheidungen der Kreisgerichte.

Artikel 30

Der Justizminister der Landesregierung, bzw. das Präsidium der Gebiets-Volksversammlung der Wojwodina bestimmt die Zahl der Distriktsgerichte für seine föderative Einheit, bzw. für das Gebiet.

Artikel 31

Das Distriktsgericht besteht aus dem Vorsitzenden und der erforderlichen Anzahl von Richtern und Beisitzern.

Die Zahl der Richter und Beisitzer bestimmt der Justizminister der Landesregierung, bzw. das Präsidium der Gebiets-Volksversammlung der Wojwodina.

Artikel 32

Vorsitzende, Richter und Beisitzer der Distriktsgerichte werden durch das Plenum des Volksausschusses des Distrikts für die Dauer von fünf Jahren gewählt.

Artikel 33

Die Richter der Distriktsgerichte haben als Einzelrichter alle Straf- und Zivilsachen zur Rechtsfindung in der Kammer vorzubereiten; ausserdem haben sie selbständig in solchen Fällen zu entscheiden, in denen dies vom Gesetz vorgesehen ist.

Die Obersten Gerichte der föderativen Einheiten und das Oberste Gericht der «Wojwodina»

Artikel 34

Die Obersten Gerichte der föderativen Einheiten und das Oberste Gericht der Wojwodina beaufsichtigen die Arbeit aller Distrikts- und Kreisgerichte, welche sich auf dem Gebiet der betreffenden föderativen Einheit» bzw. des Gebietes befinden.

Artikel 35

Zur Zuständigkeit der Obersten Gerichte der föderativen Einheiten und des Obersten Gerichts der Wojwodina gehören:

- a) die erstinstanzliche Entscheidung von Straf- und Zivilsachen, welche durch besondere Gesetze der Zuständigkeit dieser Gerichte unterstellt sind;
- b) die Entscheidung über Beschwerden gegen Entscheidungen der Distriktsgerichte;
- c) die Entscheidung über Aufsichtsbeschwerden gegen rechtskräftige Entscheidungen der Distrikts- und Kreisgerichte;
- d) die Entscheidung über Kompetenzstreitigkeiten zwischen Distriktsgerichten und zwischen Distrikts- und Kreisgerichten, die sich auf ihrem Territorium befinden, und die Entscheidung über Kompetenzstreitigkeiten zwischen Gerichten und anderen Volksbehörden, welche sich auf ihrem Territorium befinden;
- e) die Erteilung verpflichtender Anweisungen in Fragen der Gerichtspraxis aus dem Gebiet der nur für die betreffende föderative Einheit, bzw. des Gebiets gültigen Gesetzgebung.

Artikel 36

Das Oberste Gericht einer föderativen Einheit, bzw. das Oberste Gericht der Wojwodina kann von jedem auf dem betr. Territorium befindlichen Gericht die Übergabe einzelner Straf- und Zivilprozesse verlangen und sie selbst verhandeln; bei Vorliegen gerechtfertigter Gründe kann es einzelne Straf- und Zivilprozesse einem Distrikts- bzw. Kreisgericht seines Gebiets abtreten, welches sonst für die Verhandlung solcher Streitigkeiten nicht zuständig wäre.

Darüber entscheidet die Kammer des Obersten Gerichts der föderativen Einheit, bzw. des Obersten Gerichts der Wojwodina auf Vorschlag des öffentlichen Anklägers der föderativen Einheit, bzw. des Gebiets.

Artikel 37

Das Oberste Gericht der föderativen Einheit, bzw. das Oberste Gericht der Wojwodina fasst seine Beschlüsse in einer aus einem Richter und zwei Beisitzern oder aus drei Richtern bestehenden Kammer und in allgemeiner Sitzung.

In einer aus einem Richter und zwei Beisitzern bestehenden Kammer entscheidet das Gericht, wenn es in erster Instanz verhandelt (Art. 35 a), in allgemeiner Sitzung entscheidet das Gericht, wenn es verpflichtende Anweisungen erlässt (Art. 35 d), in allen übrigen Fällen entscheidet das Gericht in einer aus drei Richtern bestehenden Kammer.

Artikel 38

Das Oberste Gericht einer föderativen Einheit, bzw. das Oberste Gericht der Wojwodina besteht aus einem Präsidenten, einem Vizepräsidenten und der erforderlichen Anzahl von Richtern und Beisitzern.

Die Anzahl der Richter und Beisitzer bestimmt der Justizminister der Landesregierung, bzw. das Präsidium der Gebiets-Volksversammlung der Wojwodina.

Artikel 39

Den Präsidenten, den Vizepräsidenten, die Richter und die Beisitzer der Obersten Gerichte der föderativen Einheiten, bzw. des Obersten Gerichts langen, bzw. die Gebiets-Volksversammlung der Wojwodina für die Dauer von fünf Jahren.

Artikel 40

Eine allgemeine Sitzung der Obersten Gerichte der föderativen Einheiten, bzw. des Obersten Gerichts der Wojwodina besteht aus dem Präsidenten, dem Vizepräsidenten und allen Richtern; sie fasst gültige Beschlüsse, wenn zwei Drittel der Richter mit dem Präsidenten, bzw. dem Vizepräsidenten anwesend sind.

Der öffentliche Ankläger der föderativen Einheit, bzw. des Gebiets muss – ohne Entscheidungsrecht – an den allgemeinen Sitzungen teilnehmen.

Allgemeine Sitzungen sind mindestens einmal in drei Monaten einzuberufen.

Das Oberste Gericht des Demokratischen Föderativen Jugoslawien

Artikel 41

Das Oberste Gericht des Demokratischen Föderativen Jugoslawien beaufsichtigt die Arbeit aller Gerichte in Jugoslawien.

Artikel 42

Zur Zuständigkeit des Obersten Gerichts des Demokratischen Föderativen Jugoslawien gehören:

a) die erstinstanzliche Entscheidung von Straf- und Zivilsachen, welche durch besondere Gesetze der Zuständigkeit dieses Gerichtes unterstellt sind;

b) die Entscheidung über Aufsichtsbeschwerden gegen Beschlüsse der Obersten Gerichte der einzelnen föderativen Einheiten, bzw. des Obersten Gerichtes der Wojwodina und gegen Beschlüsse aller Kammern des Obersten Gerichtes des Demokratischen Föderativen Jugoslawien;

c) die Entscheidung in Kompetenzstreitigkeiten zwischen Gerichten verschiedener föderativer Einheiten, bzw. Gebiete, in Kompetenzstreitigkeiten zwischen Militär- und Zivilgerichten, in Kompetenzstreitigkeiten zwischen Gerichten und anderen Behörden aus verschiedenen föderativen Einheiten, bzw. Gebieten, und in Kompetenzstreitigkeiten zwischen den Kammern des Obersten Gerichts des Demokratischen Föderativen Jugoslawien und den Obersten Gerichten der einzelnen föderativen Einheiten oder dem Obersten Gericht der Wojwodina;

d) die Erteilung verpflichtender Anweisungen in Fragen der Gerichtspraxis aus dem Gebiet der Unionsgesetzgebung.

Artikel 43

Das Oberste Gericht des Demokratischen Föderativen Jugoslawien kann von jedem Gericht im Lande die Übergabe einzelner Straf- und Zivilsachen verlangen und sie selbst verhandeln. Darüber entscheidet eine Kammer des Obersten Gerichts des Demo-

kratischen Föderativen Jugoslawien auf Vorschlag des öffentlichen Anklägers des Demokratischen Föderativen Jugoslawien.

Artikel 44

Das Oberste Gericht des Demokratischen Föderativen Jugoslawien entscheidet in einer aus einem Richter und zwei Beisitzern oder aus drei Richtern bestehenden Kammer und in allgemeiner Sitzung.

In einer aus einem Richter und zwei Beisitzern bestehenden Kammer entscheidet das Gericht, wenn es in erster Instanz verhandelt (Art. 42 a); in allgemeiner Sitzung entscheidet das Gericht, wenn es über eine Aufsichtsbeschwerde gegen die Entscheidung einer Kammer des Obersten Gerichtes des Demokratischen Föderativen Jugoslawien entscheidet, wenn es über Kompetenzstreitigkeiten zwischen den Kammern des Obersten Gerichtes des Demokratischen Föderativen Jugoslawien und der Obersten Gerichte der einzelnen föderativen Einheiten, bzw. des Obersten Gerichtes der Wojwodina verhandelt, und wenn es verpflichtende Anweisungen in Fragen der Gerichtspraxis erlässt; in allen übrigen Fällen entscheidet es in einer aus drei Richtern bestehenden Kammer.

Artikel 45

Das Oberste Gericht des Demokratischen Föderativen Jugoslawien entscheidet in einer Straf-, einer Zivil- und einer Militärkammer.

Artikel 46

Zur Zuständigkeit der Militärkammer gehören:

- a) die erstinstanzliche Entscheidung in Strafsachen, die durch besonderes Gesetz der Zuständigkeit dieser Kammer unterliegen;
- b) die erstinstanzliche Entscheidung über von Generalen und Admiralen begangene Straftaten;
- c) die Entscheidung über Beschwerden gegen die Urteile von Militärgerichten der Divisionen, der Flotte und von Militärischen Gebieten, wenn durch das Urteil die Todesstrafe verhängt wurde;
- d) die Entscheidung über Beschwerden gegen die Urteile von Militärgerichten der Armeen, der Marine, der selbständigen Korps und des Militärgerichtes für die Stadt Belgrad;
- e) die Entscheidung über Aufsichtsbeschwerden gegen rechtskräftige Urteile aller Militärgerichte;
- f) die Entscheidung in Kompetenzstreitigkeiten zwischen Militärgerichten, insofern sie nicht durch andere Militärgerichte entschieden werden.

Artikel 47

In Ausnahme von Artikel 13 entscheidet die Militärkammer des Obersten Gerichtes des Demokratischen Föderativen Jugoslawien in erster Instanz in einer aus drei Richtern bestehenden Kammer.

Artikel 48

Das Oberste Gericht des Demokratischen Föderativen Jugoslawien besteht aus dem Präsidenten, dem Vizepräsidenten und der erforderlichen Anzahl von Richtern und Bei-

sitzern. Die Anzahl der Richter und Beisitzer bestimmt der Justizminister des Demokratischen Föderativen Jugoslawien.

Artikel 49

Den Präsidenten, den Vizepräsidenten, die Richter und die Beisitzer des Obersten Gerichtes des Demokratischen Föderativen Jugoslawien wählt die Provisorische Volksversammlung des Demokratischen Föderativen Jugoslawien für die Zeit von fünf Jahren.

Artikel 50

Eine allgemeine Sitzung des Obersten Gerichtes des Demokratischen Föderativen Jugoslawien besteht aus dem Präsidenten, dem Vizepräsidenten, und allen Richtern; sie fasst gültige Beschlüsse, wenn zwei Drittel der Richter mit dem Präsidenten, bzw. dem Vizepräsidenten anwesend sind.

Der öffentliche Ankläger des Demokratischen Föderativen Jugoslawien muss – ohne Entscheidungsrecht – an den allgemeinen Sitzungen teilnehmen.

Allgemeine Sitzungen sind mindestens einmal in drei Monaten einzuberufen.

Geschäftsverteilung

Artikel 51

Die Vorsitzenden aller Gerichte nehmen im voraus die Verteilung der Geschäfte im Gericht vor. Sie sitzen den Kammern vor oder bestimmen einen Richter als Vorsitzenden. Der Vorsitzende des Gerichtes, bzw. der zum Vorsitzenden bestimmte Richter bestimmt die Gegenstände zur Verhandlung und gibt Anordnung zu Vorladungen vor Gericht.

Artikel 52

Im Falle zeitweiliger Abwesenheit des Vorsitzenden des Gerichtes vertritt ihn der Vizepräsident oder ein vom Vorsitzenden bestimmter Richter.

Im Falle zeitweiliger Abwesenheit eines Richters vertritt ihn der vom Vorsitzenden des Gerichts dafür bestimmte Richter.

Ausschluss von Richtern und Beisitzern

Artikel 53

Die Richter und Beisitzer aller Gerichte sind verpflichtet, Beziehungen zu den Parteien mitzuteilen, die sie in den Angelegenheiten dieser Parteien von der Ausübung ihrer richterlichen Pflicht ausschliessen.

Sekretäre und Verwaltungspersonal

Artikel 54

In allen Gerichten kann die notwendige Anzahl von Sekretären und Verwaltungspersonal beschäftigt werden.

Die Sekretäre aller Gerichte müssen die juristische Fakultät beendet haben.

Den Sekretären kann die selbständige Erledigung einzelner vorbereitender Arbeiten in Straf- und Zivilsachen, besonders aber in aussenprozesslichen und Vollstreckungsangelegenheiten, übertragen werden.

Artikel 55

Die Sekretäre und das Verwaltungspersonal des Obersten Gerichtes des Demokratischen Föderativen Jugoslawien stellt der Justizminister der Unionsregierung ein; die Sekretäre und das Verwaltungspersonal aller anderen Gerichte stellt der Justizminister der Landesregierung, bzw. der Justizkommissar des Präsidiums der Gebiets-Volksversammlung der Wojwodina ein.

Gerichtsvollzieher

Artikel 56

Die Vollstreckung in allen Zivilsachen und in Strafsachen, soweit sie sich auf Eigentumsforderungen beziehen, wird durch Gerichtsvollzieher durchgeführt.

Artikel 57

Die Gerichtsvollzieher sind bei den Kreisgerichten angestellt; es beruft sie der Justizminister der Landesregierung, bzw. der Justizkommissar des Präsidiums der Gebiets-Volksversammlung der Wojwodina.

Artikel 58

Die Forderungen der Gerichtsvollzieher hinsichtlich der Ausführung von Gerichtsbeschlüssen sind für Amtspersonen und für alle Bürger verbindlich.

Schlussbestimmungen

Artikel 59

Die bisherigen Gerichte sind verpflichtet, ihre Archive und ihr Inventar den Gerichten zu übergeben, die auf Grund dieses Gesetzes organisiert werden.

Nähere Bestimmungen hierüber erlassen die Justizminister der Landesregierungen, bzw. das Präsidium der Gebiets-Volksversammlung der Wojwodina.

Artikel 60

Mit dem Inkrafttreten dieses Gesetzes werden die Bezirks- und Gemeindegerichte in den Orten, in denen sie bisher bestanden, aufgehoben, ausgenommen das Bezirksgericht Kosovo und Metohija, welches vorläufig mit der Zuständigkeit eines Distriktsgerichtes Recht sprechen wird.

Artikel 61

Die Organisation der Gerichte nach den Vorschriften dieses Gesetzes ist bis zum 1. Januar 1946 durchzuführen; die Durchführung dieses Gesetzes ist Pflicht des Justizministers der Unionsregierung.

Artikel 62

Alle bisherigen Vorschriften über die Einrichtung der Gerichte, welche diesem Gesetz widersprechen, sind ungültig.

Artikel 63

Dieses Gesetz tritt in Kraft, sobald es im «Amtsblatt des Demokratischen Föderativen Jugoslawien» veröffentlicht wird¹.

Das Präsidium
der Provisorischen Volksversammlung
des Demokratischen Föderativen Jugoslawien

Sekretär
gez. Omer Gluhic

Vorsitzender
gez. Dr. I. Ribar

¹ Am 4. September 1945.

Enteignungsbescheide

a) Enteignungsbescheid vom 19. Juli 1944 aus Donji Miholjac in Slawonien¹.

Kreis-Volksbefreiungsausschuss D. Miholjac

Verwaltungs-Abteilung
Nr. 3871

19. Juli 1945

Beschluss

Auf Grund des Beschlusses des Antifaschistischen Rates der Volksbefreiung Jugoslawiens vom 21. XI. 1944 über den Übergang von Feindvermögen in das Eigentum des Staates, über die staatliche Verwaltung des Vermögens abwesender Personen und über die Sequestration des Vermögens, das von Okkupationsbehörden zwangsenteignet wurde, Art. 1 und 2 und in Verbindung mit Art. 30 des Gesetzes über die Konfiskation, beschliesst die bei diesem Kreis gebildete Kommission:

Das gesamte Vermögen des Deutschen K. I. und seiner Familie aus D. Miholjac geht in Staatseigentum über, und zwar das bewegliche wie das unbewegliche Vermögen, ohne Rücksicht darauf, ob es sich auf dem Staatsgebiet oder in der Absicht, die Konfiskation zu verhindern, vom ursprünglichen Standort verlegt worden ist. Dem bisherigen Eigentümer ist jede Verfügung über das aufgenommene Vermögen untersagt.

Die Verwaltung und Überwachung des Vermögens, das im Sinne dieses Beschlusses in Staatseigentum übergeht, obliegt ausschliesslich der Gebietsverwaltung der Volksgüter beim Gebiets-Volksbefreiungsausschuss in Essegg.

Jede vorsätzliche Beschädigung, Verbergung oder Wertminderung des Vermögens sowie jede böswillige Veräusserung oder Belastung wird als Verbrechen gegen die Volksinteressen aufgefasst und nach Art. 31 des Gesetzes über die Konfiskation mit 6 Jahren Zwangsarbeit und dem Verlust der bürgerlichen Ehre bestraft, sofern die Tat nicht auf Grund des Gesetzes über das Volkseigentum noch schwerere Strafen nach sich zieht.

Gegen diesen Beschluss kann binnen acht Tagen nach Empfang des Beschlusses bei der Konfiskations-Kommission beim Gebiets-Volksbefreiungsausschuss in Essegg Einspruch erhoben werden. Dieser Beschluss wird nach Ablauf dieser Frist und der Beschluss der Kommission beim Gebiets-Volksbefreiungsausschuss sofort vollstreckbar.

¹ Fotokopie, 1 Seite, amtl. Vordruck. – In kroatischer Sprache. Übersetzung.

Der Beschluss ist zuzustellen:

1. dem bisherigen Eigentümer oder seinem Bevollmächtigten...
2. dem Gebiets-Volksbefreiungsausschuss in Essegg – Gebietsverwaltung der Volksgüter in dreifacher Ausfertigung
3. dem Kreis-Volksgesicht D. Miholjac

Tod dem Faschismus – Freiheit dem Volke!

Mitglieder der Kommission:
(Siegel)

Der Vorsitzende der
Verwaltungsabteilung:
(Unterschrift)

Die Vertreter des O. U. N. D.
(drei Unterschriften)

b) Enteignungsbescheid vom 26. Oktober 1945 aus dem Bezirk Stari Bečej in der Batschka².

Kreis-Kommission für die Konfiskation des deutschen Vermögens

Datum:

Nr.

Stari Bečej

Auf Grund des Beschlusses des Antifaschistischen Rates der Volksbefreiung Jugoslawiens vom 21. November 1944 und des Artikels 30 des Gesetzes über die Konfiskation vom 9. Juni 1945⁸ erbrachte bezüglich des Vermögens des P. K. aus B. D. Polja die Kreis-Kommission für die Konfiskation des deutschen Vermögens folgenden

Beschluss

Es wird festgestellt, dass das gesamte Vermögen des P. K. aus B. D. Polja (deutscher Nationalität) auf Grund des Beschlusses des AVNOJ vom 21. November 1944 und des Artikels 30 des Gesetzes über die Konfiskation zugunsten des Demokratischen Föderativen Jugoslawien konfisziert wird, und zwar:

- a) bewegliches Vermögen, angeführt im Konskriptions Verzeichnis, das dem Protokoll über die Vermögenskonskription beigefügt ist, und
- b) unbewegliches Vermögen, und zwar: eingetragen in. der Grundbucheinlage

Nr.

der Gemeinde unter der Kat. Nr

¹ Fotokopie, 1 Seite, amtl. Vordruck. – In serbischer Sprache. Übersetzung.

² s. Anlage 9, S. 180 E ff. und Anlage 10, S. 195 E ff.

Nach Inkrafttreten dieses Beschlusses wird das Kreis-Volksgerecht in Stari Bečej gebeten, die Übertragung des Vermögens auf den Staat in den Grundbüchern dieses Beschlusses durchzuführen und das Recht des Staates auf das konfiszierte unbewegliche Vermögen einzutragen.

Gegen diesen Beschluss kann eine Beschwerde innerhalb von acht Tagen nach seiner Zustellung erbracht werden, sie ist dieser Kommission zu unterbreiten.

Begründung:

Nachdem auf Grund der gesammelten Unterlagen festgestellt wurde, dass P. K. aus B. D. Polja eine Person deutscher Nationalität ist und dass auf ihn die authentische Auslegung des AVNOJ von Art. 1, Pkt. 2, des Beschlusses des AVNOJ vom 21. November 1944 keine Anwendung findet, musste im Sinne obiger Vorschriften die Konfiskation seines gesamten Vermögens ausgesprochen werden.

Darüber wird in Kenntnis gesetzt:

1. P. K., Besitzer in
2. die Verwaltung der Volksgüter für die Wojwodina in Neusatz, mit dem Vermögensverzeichnis und mit dem Bericht über die Verwendung und den jetzigen Zustand,
3. die Staatsverwaltung der Volksgüter in Belgrad mit dem Vermögensverzeichnis und dem Bericht über seine jetzige Verwendung und seinen jetzigen Zustand,
4. nach Inkrafttreten dieses Beschlusses das Kreis-Volksgerecht mit dem Vermögensverzeichnis,
5. die Gebietsverwaltung der Volksgüter, Neusatz.

Tod dem Faschismus – Freiheit dem Volke!

Mitglieder der Kommission:
gez. Kostic Pavle
gez. Djigurski Katica
gez. Grujic Djurica

(Siegel)

c) Enteignungsbescheid vom 5. November 1945 aus Werschetz (Vršac) im Banat⁴.

Städtische Konfiskationskommission
(gemäß Art. 30 des Gesetzes über die Konfiskation)
Werschetz
No MI/28
5. XI. 1945

Auf Grund des Beschlusses des Antifaschistischen Rates der Nationalen Befreiung Jugoslawiens vom 21. November 1944 und des Artikel 30 des Gesetzes über die Konfis-

⁴ Beglaubigte Abschrift der Übersetzung, 2 Seiten mschr.

kation vom 9. Juni 1945 wird nach dem durchgeführten Verfahren und der Erfassung der Angaben hinsichtlich des Eigentums von M. A. und seiner Ehefrau E., geb. G., aus Werschetz, Lenaustr. 48, der Tochter E. und der Söhne F. und A., wie auch der Witwe G. E., alle aus Werschetz, von der Städtischen Konfiskationskommission auf Grund der festgestellten Tatsachen folgender

Beschluss

gefasst, wonach das gesamte Eigentum, bewegliches und unbewegliches, eingetragen in das Grundbuch der Stadt Werschetz unter der Nummer 21183, und zwar:

Grundstück Nr. 11 239/a/I, Weinberg Tscherwenka	300 Klafter	
„ No. 11246-47/b/II	575	„
„ No. 131 das Haus (mit Hausnummer 71) samt Hof	100	„

Katasternummer 7743, der oben genannten jugoslawischen Staatsbürger deutscher Nationalität zugunsten des Staates, des Demokratischen Föderativen Jugoslawien, beschlagnahmt wird.

Das Bezirksvolksgericht in Werschetz wird auf Grund des Art. 4 und 30 des Gesetzes über die Konfiskation vom 9. 6. 1945 die Eintragung des Eigentumsrechtes des oben angegebenen konfiszieren unbeweglichen Eigentums zugunsten des Staates vollziehen.

Begründung:

Auf Grund der erfassten Angaben ist festgestellt, dass das Eigentum des oben Erwähnten im Sinne des Punktes 2 des Art. 1 des Beschlusses des Antifaschistischen Rates der Nationalen Befreiung Jugoslawiens vom 21. November 1944 und des Art. 30 des Gesetzes über die Konfiskation der Konfiskation unterliegt, weil der Genannte deutscher Nationalität und nicht ausgenommen ist, bzw. keinen Schutz vor der Aberkennung der Bürgerrechte und des Eigentums genießt, gemäss der authentischen Auslegung der zitierten Vorschrift. (Amtsblatt No. 39 vom 8. Juni 1945.)

Dienstsiegel:

Mitglieder der Kommission:

Vorsitzender: (unleserlich) Mitglieder.: (unleserlich) 2.: (unleserlich) Städtische Konfiskationskommission Werschetz

Zur Kenntnis: Gegen diesen Beschluss hat die unzufriedene Partei das Recht auf Einspruch, der innerhalb von 8 Tagen bei der Kommission des Städtischen Volksausschusses

ses für die Wojwodina in Neusatz über diese Kommission einzureichen ist.

d) Enteignungsbescheid 12. Januar 1946 aus Agram⁵.

Städtische Kommission für die Konfiskation beim Städtischen Volksausschuss in Agram

Nr. 1146 – K – 1946

Agram, den 12. Januar 1946

Gegenstand: E. L. – Konfiskation des Vermögens

Entscheid

Die Städtische Kommission für die Konfiskation in Agram, konstituiert nach Art. 30 des Gesetzes über Konfiskation (Amtsblatt vom 12. VI. 1945), beschliesst:

1. Es wird das ganze Vermögen der E. L. aus Agram, Novotnijeva Strasse Nr. 17, auf dem Gebiete der FVRJ konfisziert.

2. Zum vorläufigen Kurator des konfiszierten Vermögens wird Ismet Dantbegovic, Kommandant des Lagers Prečko, bestellt. Dieser verwaltet das konfiszierte Vermögen, bis es die Städtische Verwaltung der Volksgüter übernimmt, und ist bis dahin verpflichtet, es mit der Sorgfalt eines guten Familienvaters zu hüten und haftet für es materiell und strafrechtlich.

3. Der vorläufige Kurator ist verpflichtet, spätestens innerhalb von 8 Tagen ein genaues Inventar des ganzen konfiszierten Vermögens zusammenzustellen und dies gemeinsam mit einem Bericht über seine jetzige Verwendung und seinen gegenwärtigen Stand, alles in 6 Exemplaren, dieser Kommission vorzulegen.

Begründung

E. L. geb. R. war Mitglied der Volksgruppe. – Es ist deshalb begründet, auf Grund des Art. 1, Punkt 2, des Beschlusses des AVNOJ vom 21.11.1944 über den Übergang von Feindvermögen in das Eigentum des Staates, über die staatliche Verwaltung des Vermögens abwesender Personen und die Sequestration des Vermögens, das von den Okkupationsbehörden zwangsveräußert wurde, in Verbindung mit dem Artikel 30 des Gesetzes über die Konfiskation wie oben zu entscheiden.

Gegen diesen Entscheid hat die unzufriedene Partei das Recht der Beschwerde innerhalb 8 Tagen nach Empfang dieses Entscheides über diese Kommission, Maticina

⁵ Fotokopie, 1 Seite, mschr. – In kroatischer Sprache; beglaubigte Übersetzung.

Strasse Nr. 3, Erdgeschoss links, an die Kommission beim Ministerium für Innere Angelegenheiten. Davon sind zu verständigen: 1. E. L.

2. Die Städtische Verwaltung der Volksgüter in Agram, Gjorgjiceva Strasse 23, mit 3 Exemplaren.

3. Ismet Dantbegovic als vorläufiger Leiter des Lagers Prečko in Agram unter Beifügung der Anweisung zur Aufstellung des Vermögensinventars.

4. Der öffentliche Kläger Agram mit 2 Exemplaren.

5. Distriktsvolksgericht Agram mit 1 Exemplar.

Tod dem Faschismus – Freiheit dem Volke!

(Stempel)
des Städtischen Volksaus-
schusses Agram (Verwaltungsabt.)

Laut Ermächtigung des Vorstehers
Der Leiter:
(gez.): (Unterschrift)
unleserlich

Urteile jugoslawischer Gerichte aus den Jahren 1945 und 1946 gegen Volksdeutsche.

a) Urteil des Militärgerichts Agram vom 8. August 1945 gegen einen Volksdeutschen wegen Zugehörigkeit zum Schwäbisch-Deutschen Kulturbund und zur Heimwacht¹.

Militärgericht der Stadtkommandantur Agram
Gerichts-Nr. 1621
Tag: 8. VIII. 1945

Im Namen des Volkes Jugoslawiens

Das Militärgericht erbrachte im Senat, bestehend aus dem Hauptmann Kovacevic Zarko als Vorsitzendem, dem Fähnrich Šamac Djordje und dem Soldaten Borovec Jovan als Beisitzern, der Vajs Gracia als Protokollführerin und in Gegenwart des Untersuchungsrichters Vukic Ignatije als Vertreter der Anklage in der Strafsache gegen den Angeklagten J. R. wegen Kulturbundsachen nach abgehaltener Hauptverhandlung in Gegenwart des Angeklagten, am 8.8.1945 folgendes

Urteil

Der Angeklagte J. R., Sohn des verstorbenen L. und der verstorbenen R., geborene L., geb. 12.2.1895 in Esseg, dortselbst heimatzuständig, wohnhaft in Agram, Ilica Nr. 191, Eisengiesser, verheiratet, 2 Kinder, röm. kath., Deutscher, Besitzer eines Hauses in Esseg, nicht vorbestraft, ohne Angehörige in der feindlichen Wehrmacht und ohne Angehörige in der J. A. (Jugoslawische Armee), seit 15.5.1945 in Haft,

wird schuldig gesprochen:

1. Weil er nach der Ankunft der Deutschen in unserem Land freiwillig in den Kulturbund eingetreten ist, dessen Zusammenkünfte er besucht hat und dessen Mitglied er bis zum Zusammenbruch des NDH (Unabhängigen Staates Kroatien) war. Er hat somit die strafbare Handlung der Zugehörigkeit zu einer feindlichen Organisation der Okkupationsmacht und der Verbreitung der Propaganda zugunsten der Okkupationsmacht begangen.

2. Weil er als Mitglied des Kulturbundes zu militärischen Übungen gegangen ist, eine Uniform und Waffen trug und ab 1944 bei Heintasch Wache stand, weil er, begeistert von der Ankunft der Deutschen, an deren Sieg geglaubt hat und ein grosser Gegner

¹ Fotokopie, 1 Seite, mschr. – In serbo-kroatischer Sprache; beglaubigte Übersetzung.

der UdSSR war, weil er im Betrieb «Saurer» als Geschäftsführer unkameradschaftlich zu den Arbeitern war und gesellschaftliche Beziehungen zu den Offizieren der Heimatwacht Viktor Robert und Viktor Schneider gepflogen hat.

Er hat somit eine strafbare Handlung mit den bewaffneten Formationen der Okkupationsmacht begangen. Er hat eine strafbare Handlung nach dem Art. 14 U. O. V. S. der Volksfeinde begangen.

Deshalb wird der Angeklagte J. R. auf Grund des Art. 5 und 17 der Verordnung über die Militärgerichte und des Art. 1, Abs. 10, und der Art. 2, 4, 6 des Gesetzes über das Strafmaß zu 15 Jahren Freiheitsentzug mit Zwangsarbeit, zur Konfiskation des Vermögens und zur Vertreibung aus seinem Wohnort nach Deutschland verurteilt.

Dieses Urteil ist sofort vollstreckbar.

Begründung:

Der Angeklagte bekennt sich schuldig im Sinne der Anklageschrift und verteidigt sich, indem er angibt, er sei über den Sieg der Deutschen begeistert gewesen, weil er gedacht habe, es werden jetzt alle Völker frei. Das Gericht gewann die Überzeugung, dass der Beklagte für die Handlungen im Sinne der Anklage schuldig ist und verwarf die Verteidigung des Angeklagten als unangebracht und nichtig, weil er als Mitglied der Heimatwacht mit Waffen geübt hat und auch Wache stand, und erbrachte obiges Urteil.

Dieses Urteil stützt sich auf die Vorschriften der Verordnung über die Militärgerichte und auf das Gesetz über die Strafarten.

Tod dem Faschismus – Freiheit dem Volke!

Der Protokollführer
gez. Vajs Gracia

Der Vorsitzende des Senats
gez. Kovacevic Zarko

Die Richtigkeit der Abschrift beglaubigt:
(Rundstempel: «Divisions-Militärgericht in Zagreb»)

Vorsitzender Hauptmann

(Padjen Marcel)
gez. Unterschrift

b) Urteil des Gebiets-Volksgerichts in Slawonisch Brod vom 6. Februar 1946 gegen einen Volksdeutschen wegen Mitgliedschaft im Kulturbund und Dienst in der deutschen Polizei².

Nr.: Kz. 65/1946

Urteil

Im Namen des Volkes!

Der Gebiets-Volksgerichtshof in Slawonisch-Brod – Senat: Vorsitzender Djordje Milasinovic, Distriktsgerichtsrat, Sekretär Frane Belamaric, Distriktsgerichtsrat, und

² Beglaubigte Übersetzung aus der kroatischen Sprache, 2 Seiten, mschr.

Beisitzer Therese Zivkovic als Mitglieder des Gerichts, sowie des Protokollführers Ladislav Naglic, erliess in der Strafsache gegen den Angeklagten N. K. aus Darkowatz, wegen Verbrechen nach Art. 3, Punkt 4 und 6 des Gesetzes über Straftaten gegen Volk und Staat³ nach öffentlicher mündlicher Verhandlung am 6. 2. 1946 in Anwesenheit des in Haft befindlichen Angeklagten und seines Verteidigers Josef Koprivcevic, Rechtsanwalt aus Sl. Brod, des Gehilfen des öffentlichen Anklägers Anna Piplvic, nachdem der öffentliche Ankläger den Antrag auf Bestrafung, der Angeklagte den Antrag, mild bestraft zu werden, stellten, folgendes

Urteil:

Der Angeklagte N. K., Sohn des J. und der verstorbenen E., geb. 0., geb. 30. 6. 1915 in Darkowatz Nr. 36, ev. Glaubensbekenntnisses, Staatsbürger der FVRJ, verheiratet, Vater von 4 Kindern, Besitzer eines Hauses und von 9 Kat. Joch, der Militärdienstpflicht genügt, unbestraft,

wird für schuldigbefunden, weil er

1. gleich nach der Gründung des Unabhängigen Staates Kroatien in den Kulturbund eintrat und in ihm während der Okkupation aktiv mitarbeitete, er hat also im Verlaufe des Krieges und der feindlichen Okkupation mit dem Feinde politisch zusammengearbeitet.

2. weil er an einem unbestimmten Tag im Juli 1943 der SS-Polizei beitrug. Er tat in ihr in verschiedenen Ortschaften Kroatiens Dienst und zwar bis zum Untergange des Unabhängigen Staates Kroatien. Er trat also während des Krieges einer aus jugoslawischen Staatsbürgern formierten Polizeieinheit zum Zwecke der Unterstützung des Feindes und des gemeinsamen Kampfes gegen sein Vaterland, bei. Dieses erfüllt den Tatbestand: 1. den des Verbrechen nach Art. 3, Punkt 6, 2. den des Verbrechen nach Art. 3, Punkt 4, des Gesetzes über Straftaten gegen Volk und Staat. Auf Grund des Art. 4, Punkt 2, des angeführten Gesetzes wird folgende Strafe verhängt:

1. eine Freiheitsstrafe mit Zwangsarbeit von acht (8) Jahren,
2. der Verlust seiner bürgerlichen und politischen Rechte für fünf (5) Jahre nach Verbüßung der Freiheitsstrafe.

Die Untersuchungshaft ab 10. 5. 1946 wird dem Angeklagten angerechnet. Die Kosten des Prozesses und Strafvollzuges trägt der Angeklagte.

Begründung:

Der öffentliche Ankläger beschuldigt den Angeklagten wegen der im Dispositiv des Urteils bezeichneten Straftaten.

Der Angeklagte war geständig, als Deutscher im Jahre 1941 dem Kulturbund beigetreten zu sein. Er nahm als Dilettant an verschiedenen Veranstaltungen des Kultur-

³ s. o. Anlage 14, S. 234 E ff.

bundes in seiner Gemeinde teil. Er blieb dessen Mitglied bis zum Untergange des Unabhängigen Staates Kroatien. Er ist weiterhin geständig, im Herbst 1943 dem Ruf der deutschen Militärbehörden gefolgt zu haben und in Esseg der Hilfspolizei beigetreten zu sein. Von dort wurde er nach Djakowo versetzt. Nach einer Dienstverrichtung in Slowenien ging er kurz vor der Befreiung nach Deutschland, unterwegs wurde er von den Bulgaren gefangengenommen.

Zu seiner Verteidigung führt der Angeklagte an, er habe als Angehöriger der Deutschen Wehrmacht und Hilfspolizei weder an Kämpfen gegen die Volksbefreiungsarmee, noch gegen die Rote Armee teilgenommen.

Er verteidigt sich weiterhin, er sei wegen seiner deutschen Volkszugehörigkeit dem Kulturbund beigetreten. Als Deutscher musste er der Ladung der Kulturbundleitung Folge leisten.

Auf Grund der Geständnisse des Angeklagten konnte sich das Gericht von der objektiven und subjektiven Seite der ihm zur Last gelegten Straftaten überzeugen. Da die Tatbestände des Verbrechens nach Art. 3 und Punkt 4 und 6 des Gesetzes über Straftaten gegen Volk und Staat gegeben sind, war der Angeklagte für schuldig zu erklären und wie im Dispositiv des Urteils aufgeführt zu verurteilen.

Der Angeklagte wurde wegen des Delikts nach Punkt 1 der Anklageschrift zu einer Freiheitsstrafe mit Zwangsarbeit von 5 Jahren, wegen der Straftat aus Punkt 2 ebenfalls zu 5 Jahren verurteilt. Wegen beider Verbrechen wird eine einheitliche Freiheitsstrafe mit Zwangsarbeit von 8 Jahren verhängt, und auf Verlust seiner bürgerlichen und politischen Rechte für 5 Jahre erkannt.

Dem Angeklagten wird als strafmildernd seine bisherige Nichtbestraftheit, sowie seine unschuldige Familie, wie auch die Tatsache, dass er als Angehöriger der deutschen Wehrmacht und Hilfspolizei an keinem Kampfe gegen die Volksbefreiungsarmee und die Rote Armee teilgenommen hat, angerechnet. Als straferschwerend liegen keine Tatsachen vor. Die verhängte Strafe ist deshalb gerechtfertigt und gerecht, sowie auf gesetzlichen Vorschriften gegründet.

Tod dem Faschismus – Freiheit dem Volke!

Der Gebiets-Volksgerichtshof in Slaw. Brod, am 6. Februar 1946.

Der Protokollführer
(gez.) Naglic

Der Vorsitzende des Senats:
(gez.) Milasinovic
(Siegel) Gebührenmarke

F. d. R.
(Unterschrift)

Bescheinigung über die Entlassung aus einem Internierungslager¹⁾

Direktion der Arbeitssiedlung
Zahl 5999
26. 3.1948
in Rudolfsgrad (Knićanin)

Gilt nicht als Reiseausweis

Bescheinigung

für K. W., geboren 1890 in Schowe, Bezirk . . . , die mit den Mitgliedern ihrer Familie . . . von der Arbeitssiedlung entlassen und auf Arbeit zum Arbeitgeber «Pokrajinsko poljoprivredno dobro» (Landwirtschaftliches Gut des Gebietes) nach Mihajlovo angewiesen wird, mit dem sie einen Arbeitsvertrag auf die Dauer von drei Jahren schliessen wird.

Der angeführte Ort wird zugleich als ständiger Aufenthaltsort bestimmt, welchen sie ohne Erlaubnis der Abteilung für innere Angelegenheiten weder verlassen noch ändern kann.

Nach der Ankunft in dem zugewiesenen Ort hat sie sich in der Anmeldestelle, bzw. beim Ortsvolksausschuss zu melden.

Diese Bescheinigung dient nicht als Grundlage zur Erlangung eines ständigen Personalausweises.

Direktor der Arbeitssiedlung
(Stempel u. Unterschrift unleserlich)

Arbeitsvertrag eines Volksdeutschen mit einem Bergwerk²⁾

Vertrag

über die Arbeit und die Arbeitsbeziehungen zwischen dem Bergwerk und J. B. abgeschlossen.

1. Das Bergwerk verpflichtet sich mit diesem Vertrag, J. B. einzustellen, und zwar in erster Linie als Facharbeiter, sofern er die fachlichen Qualifikationen, namentlich als Grubenarbeiter, besitzt.
2. J. B. ist verpflichtet, sich im Dienst an die Anordnungen seiner Vorgesetzten zu halten und sich den Vorschriften, die auch für die übrigen Arbeiter gelten, zu fügen, insbesondere aber ist er gehalten, die ihm anvertrauten Aufgaben gegenüber frem-

¹⁾ Übersetzung aus dem Serbischen nach dem Original.

²⁾ Übersetzung aus dem Serbischen nach dem Original.

den Personen als Dienstgeheimnis zu hüten. Im Falle eines Disziplinarvergehens unterwirft er sich den Disziplinarvorschriften, die für die übrigen Arbeiter gelten.

3. Für diese Arbeit erhält J. B. eine Vergütung gemäss der Verordnung über die Bezüge und Löhne von Arbeitern und Angestellten. Die Steuer und die Sozialabgaben sind vor der Auszahlung abzuziehen. Die Prämien erhält er in der üblichen Weise.
4. J. B. hat ein Anrecht auf einen bezahlten Jahresurlaub nach Ablauf einer ununterbrochenen Dienstleistung von 11 Monaten, und zwar von 15 bis 30 Tagen wie die übrigen Arbeiter, im Sinne der Verordnung über den bezahlten jährlichen Urlaub.
5. J. B. wird beim Staatlichen Institut für Sozialversicherung gemäss Gesetz über die Sozialversicherung der Arbeiter, Angestellten und Bediensteten versichert für den Fall von Krankheit, Unfall bei der Arbeit, Arbeitsunfähigkeit, Alter und Tod.
6. Das Bergwerk verpflichtet sich, den Genannten mit einer Wohnung zu versehen und ihn regelmässig monatlich mit Lebensmitteln zu beliefern wie auch die übrigen Arbeiter.
7. Die normale Arbeitszeit für J. B. beträgt 8 Stunden täglich, mit der Massgabe, dass nach Bedarf Überstunden angeordnet werden können zu den gleichen Bedingungen wie auch bei den übrigen Arbeitern.
8. Dieser Vertrag wird auf drei Jahre abgeschlossen.
9. Vor Ablauf der vereinbarten Frist kann das Bergwerk kündigen unter Berücksichtigung einer Kündigungsfrist von 30 Tagen, wenn von einer Kommission festgestellt wird, dass der Genannte seine Arbeitskraft und seine fachlichen Kenntnisse nur ungenügend in den Dienst der Arbeit stellt.
10. Dem freigelassenen J. B. wird in gewissem Masse die Bewegungsfreiheit eingeschränkt, bzw. er kann sich nicht ausserhalb des Geländes des Bergwerks ohne vorherige schriftliche Genehmigung der Bergwerksdirektion begeben.
11. Dieser Vertrag tritt mit der Unterzeichnung beider Parteien in Kraft.

2.2.1948

Für die Grube gez. Direktor Drag. Nedic
gez. J. B.

Siegel: Kohlenbergwerk «Radljewo»

Dokumente

I. Die Umsiedlungsaktionen, die Heranziehung der Volksdeutschen zum Kriegsdienst 1941-1944.

1. Die Umsiedlung der Deutschen aus der Gottschee und Laibach 1941/42 und des Streudeutschtums aus Bosnien und anderen Gebieten 1942/43.

Nr. 1

Bericht des Dr. Heinrich Wollert, ehemals Deutscher Umsiedlungsbevollmächtigter für die Provinz Laibach.

Original, 27. März 1958, 9 Seiten, maschinenschriftlich (mschr.).

Die Umsiedlung der Volksdeutschen aus der Gottschee und Laibach Ende 1941; Vorbereitung, Organisation und technische Durchführung der Aktion.

Durch das Auswärtige Amt in Verbindung mit der Deutschen Umsiedlungs-Treuhand-GmbH, Berlin (DUT) bin ich mit der Umsiedlung der Laibacher und Gottscheer Volksdeutschen beauftragt worden¹. Das Schwergewicht meiner Aufgabe war, das von den Umsiedlern aus den beiden Gebieten zurückzulassende Vermögen zu erfassen, für eine Entschädigung nach dem Wertstand 1.9.39, also vor Kriegsbeginn, zu schätzen, dann – soweit möglich – zu verwalten und zu verwerten. Die zweite Aufgabe war die Entgegennahme der Option für die Umsiedlung, die in Verbindung mit dem Gabinetto Emigrazione Tedeschi per l'Alto Commissariato per la Provincia di Lubiana durchgeführt wurde. Die dritte Aufgabe des deutschen Umsiedlungsbevollmächtigten erstreckte sich darauf, die rein technische Organisation der Umsiedlung, nämlich den Transport, vor allem der Gottscheer Bauern, in das vorgesehene Ansiedlungsgebiet nach Rann, das sogenannte Rannet Dreieck², vorzubereiten und durchzuführen. Vor diesen eigentlichen Aufgaben hatte ich an Verhandlungen zur Vorbereitung der Durchführung der Umsiedlung in Rom insoweit teilzunehmen, als es sich um die Klärung und vertragliche Regelung wirtschaftlicher Fragen handelte. Politische Aufgaben, wie etwa Propaganda für die Umsiedlung, Auswahl der Umsiedler nach gewissen Gesichtspunkten sowie alle mit

¹ Laibach und die Gottschee waren 1941 bei der territorialen Aufteilung der jugoslawischen Länder an Italien gefallen.

² Das 1941 mit dem Grossteil Sloweniens dem damaligen Deutschen Reich angegliederte Gebiet zwischen Sawe und Sotla mit den Städten Gurkfeld (Krško) und Rann (Brežice).

der Volkspolitik des 3. Reiches verbundenen Fragen lagen nicht im Aufgabenbereich des Deutschen Umsiedlungsbevollmächtigten; diese wurden vielmehr durch die hierfür vorgesehene, völlig getrennt arbeitende Organisation EWZ (ich glaube «Einwandererzentrale») besorgt, die mit einem Stabe und einem als Büro hierfür vorgesehenen Eisenbahnzuge sich in das Umsiedlungsgebiet begab und hier die sogenannte «Vor- und Durchschleusung» der umzusiedelnden Optanten durchführte.

Nach einigen Angaben über den Verbleib der Akten der Dienststelle des Deutschen Umsiedlungsbevollmächtigten fährt der Vf. fort:

Über die Umsiedlung der Gottscheer Volksdeutschen wurde zum ersten Male gesprochen, nachdem Hitler in Graz in einer Rede im April 1941 einen entsprechenden Aufruf hierzu erlassen hatte³. Der Gedanke war der, die in der Gottschee auf einer Fläche von etwa 800 km² ansässige volksdeutsche Gruppe aus diesem Gebiet in die südliche Steiermark umzusiedeln. Der Ausgangspunkt für diese Umsiedlung war nach meiner Erinnerung, dass das slowenische Gebiet, also das Gebiet um Laibach und die Gottschee zu Beginn des Jahres 1941 italienisch besetzt war und in irgendeiner Form dem italienischen Einfluss auch für die Zukunft unterstellt werden sollte. Die italienische Seite ging nach meiner Erinnerung zunächst sehr zögernd auf die Umsiedlungsabsichten ein. Offenbar, weil sie erkannt hatte, dass dieses Gebiet stark von Volksdeutschen besiedelt war, und die italienische Seite fürchten musste, dass durch die Umsiedlung ein Vakuum entstehen könnte. Es zeigten sich damals schon Ansatzpunkte für eine jugoslawische Partisanenbewegung, und man fürchtete wohl von italienischer Seite, dass diese Partisanen sich in einem leeren Raum, wie der Gottschee, festsetzen und damit militärische und politische Schwierigkeiten für die italienische Besatzungsarmee entstehen könnten.

Die deutsche Volksgruppe war in der Gottschee organisiert; ihre Vertreter unterstützten den Umsiedlungsgedanken der deutschen Seite und entwickelten auch innerhalb der Volksgruppe eine gewisse Propaganda für die Umsiedlung. Gegenüber der auch in der Gottschee hörbaren Kritik an der Umsiedlung waren zwei Argumente durchschlagend, nämlich: dass 1. ein fruchtbares, bäuerliches Ansiedlungsgebiet festgelegt war und 2. bei Abwanderung des grösseren Teiles der Volksdeutschen die Verbleibenden in einem leeren Gebiet zurückblieben, für die Zukunft mit einer Neusiedlung des Gebietes mit Nicht-Deutschen rechnen mussten, somit also als volksdeutsche Gruppe mit den bis dahin respektierten Sonderrechten untergehen würden. – Diesem Argument der politischen Vereinsamung ist es wohl zuzuschreiben, dass die in der Gottschee ansässige Volksgruppe verhältnismässig geschlossen optierte und schliesslich auch umsiedelte⁴. –

³ Der hier erwähnte Aufruf Hitlers ist nicht veröffentlicht worden und war aus den bisher erreichbaren Quellen nicht zu belegen. – In Aufzeichnungen des deutschen Auswärtigen Amtes über die deutsche Volksgruppe in Jugoslawien war bereits Ende Juni 1940 für den Fall kriegsrischer Verwicklungen mit Jugoslawien an eine Umsiedlung der Deutschen aus dem voraussichtlich von Italien beanspruchten Interessengebiet gedacht worden (Pol. Archiv AA, Inland II g, Bd. 236, Aufzeichnung vom 27. Juni 1940).

⁴ s. auch die ausführliche Darstellung der Argumente in Bericht Nr. 2.

In der Stadt Laibach war die deutsche Volksgruppe weniger markant, daher war auch in dem Stadtgebiet sehr viel weniger Propaganda für eine Umsiedlung zu spüren und die Unentschlossenheit zur Umsiedlung sehr viel grösser.

Nach Vorgesprächen zwischen dem deutschen und italienischen Auswärtigen Amt kam es Mitte Juli 1941 zu Verhandlungen in Rom. Diese Verhandlungen wurden von einem Staatssekretär des italienischen Aussenamtes und einem besonderen Vertreter des deutschen Auswärtigen Amtes geführt. Beide Seiten hatten eine grössere Anzahl von Sachverständigen bei sich. So war auf deutscher Seite das Finanzministerium und die DUT vertreten. Die deutsche Volksgruppe war bei diesen Verhandlungen meiner Erinnerung nach nicht zugegen.

Zweck dieser Verhandlungen in Rom war, die Grundlagen für eine Option festzulegen, also vor allem die politischen Voraussetzungen über die Auswanderung/Einwanderung zu regeln und darüber hinaus ein Abkommen über die Verwaltung des hinterlassenen Vermögens zu erreichen. Während die erste Aufgabe dem Grundsatz nach gelöst werden konnte, blieben die vermögensmässigen Verhandlungen im Vorfeld stecken. Weder die deutsche noch die italienische Seite hatten ausreichendes Material über das zu behandelnde Vermögen in der Hand. Man war sich nicht einmal genau im klaren, wieviel Umsiedler in Frage kämen, so dass man auch nicht genau wusste, wieviel landwirtschaftliches, forstwirtschaftliches oder städtisches Grundvermögen, wieviel und welche Art von Unternehmungen in die Umsiedlung hereingehörten. Die Entsendung von Sachverständigen in das Umsiedlungsgebiet führte auch keineswegs zu Angaben und Unterlagen, die bei den Verhandlungen hätten verwertet werden können.

Im Laufe der Verhandlungen schlug dann die italienische Seite vor, dass zu der vorgesehenen vermögensmässigen Übernahme keine staatliche Organisation der italienischen Seite aufträte, sondern eine private Gesellschaft. Es stellte sich, durch ihren Direktor, Herrn Dr. Aldo Samaritani, vertreten, hierzu der Kommission in Rom die Società Generale Immobiliare vor.

Die vermögensmässigen Verhandlungen in Rom endeten dann schliesslich im August damit, dass die politischen Fragen wegen der Umsiedlung geklärt wurden und die Durchführung der Option für den Oktober des Jahres 1941 vereinbart wurde, während alle Fragen, die mit der Abwicklung des Vermögens zusammenhingen, Gegenstand der Unterhandlungen zwischen der Società Generale Immobiliare und der von ihr für diesen Zweck vorgesehenen Tochtergesellschaft, der EMONA, mit Sitz Laibach, einerseits und dem Deutschen Umsiedlungsbevollmächtigten, mit Sitz Laibach, andererseits sein sollten⁵.

Am 20.10.1941 begann sodann die Umsiedlung mit der Durchführung der Option. Sowohl in der Stadt Laibach als auch in der Gottschee wurden Anschläge, und zwar in zwei Sprachen, Deutsch und Italienisch, angebracht, die die Volksdeutschen aufforderten, eine Erklärung zur Umsiedlung, ebenfalls Deutsch und Italienisch abgefasst, an hierfür vorgesehenen Sammelstellen abzugeben. In dieser Optionserklärung sollte der Wille

⁵ Der deutsch-italienische Umsiedlungsvertrag mit Durchführungsbestimmungen vom 31. August 1941 ist abgedruckt als Anlage 3 zur Einleitenden Darstellung.

zur Option bekanntgegeben werden sowie auch das Vermögen – nach Sparten geordnet – aufgeführt werden, das der Umsiedler besass. Diese Erklärung ging in einer Fassung an die in Laibach eingerichtete italienische Zentrale, nämlich das oben erwähnte Gabinetto Emigrazione Tedeschi per l'Alto Commissariato per la Provincia di Lubiana, und in einem zweiten Exemplar an die Dienststelle des Deutschen Umsiedlungsbevollmächtigten. Eine Propaganda für die Umsiedlung war weder für die italienische noch für die deutsche Dienststelle zugelassen.

Für den Raum Laibach, insbesondere das Stadtgebiet, ergaben sich in der Optionszeit 1'844 Optionsmeldungen. Wie nicht anders zu erwarten war, wurde in der Optionszeit innerhalb der Volksgruppe die Frage, ob umgesiedelt werden sollte oder nicht, sehr eifrig diskutiert. Volksdeutsche Optanten kamen auch zur Dienststelle des Deutschen Umsiedlungsbevollmächtigten, um sich über die Aussichten der Option zu informieren und allgemein beraten zu lassen. Abgegebene Optionserklärungen wurden vielfach innerhalb der Optionszeit zurückgezogen und zum Teil erneut gegeben. Da der Vermögensausgleich und auch die Frage der Ansiedlung, speziell der in der Stadt Laibach wohnenden Volksdeutschen, nicht eindeutig geklärt war, blieben bei den Optanten viele Zweifel offen. Um auch diese zu klären, wurde mit der italienischen Optionsstelle stillschweigend eine Nachoptionsfrist vereinbart, innerhalb deren weitere 1'013 Optionsmeldungen eingingen. Hiervon wurden später wiederum 177 Optionen, teils aus Vermögensteils aus familiären Gründen zurückgezogen. Das Gesamtergebnis der Option betrug für die Stadt Laibach 2'680 Optanten gegenüber der Schätzung der Zahl der Volksdeutschen in der Volksgruppe Laibach auf 1070.

Als Ansiedlungsgebiet für die volksdeutschen Umsiedler aus Laibach wurde sodann Südkärnten/Krain bestimmt, welches in unmittelbarer Nachbarschaft von Laibach lag. Aus der Nähe des Umsiedlungsgebietes ergab sich, dass später auch solche Umsiedler, die optiert hatten, wieder nach Laibach zurücksiedelten. Diese Bewegung ist aber den offiziellen Stellen unbekannt geblieben.

Für die Umsiedler aus dem Landgebiet Gottschee ergaben sich aus den eingangs erwähnten Gründen sehr viel klarere Optionsverhältnisse. Hier wurden insgesamt schliesslich 12'104 Optanten festgestellt und auch zur Umsiedlung von der EWZ zugelassen.

Der Abtransport der Umsiedler setzte Mitte November 1941 ein und sollte nach den Vereinbarungen mit dem 31.12.41 abgeschlossen sein.

Für die in Laibach ansässigen Umsiedler war das Transportproblem nicht besonders gross, da hier die normalen Eisenbahn- und Auto-Verbindungen ausreichten, um den Transport der Personen und der beweglichen Habe durchzuführen.

Sehr viel schwieriger war der Abtransport der Volksgruppe aus der Gottschee. Hier war von den Ansiedlungsstäben in der südlichen Steiermark die Anordnung ergangen, die Umsiedlungstransporte so durchzuführen, dass gemischte Transporte aus Personen und ihrer beweglichen Habe einschliesslich Vieh zusammengestellt wurden. Dies sollte die Ansiedlung der Betroffenen erleichtern. Der Abtransport wurde durch diese An-

weisung jedoch erschwert, weil von fünf oder sechs Abreise-Stationen in dem Gebiet Züge zusammengestellt werden mussten, die Personenwagen, Viehtransportwagen, Geräte- und Mobiliarwagen enthalten mussten. Dieses organisatorische Problem wurde durch Vereinbarungen zwischen der deutschen und der italienischen Eisenbahn gelöst. Ein besonderer Transportstab des Deutschen Umsiedlungsbevollmächtigten, der in der Zeit der Hochbeschäftigung 400, meist Volksdeutsche, umfasste, sorgte für die reibungslose und pünktliche Abfertigung der Züge.

Sehr viel schwieriger noch als die Zusammenstellung und Abfertigung der Züge war der Transport der Umsiedler aus den vielfach hoch in den Bergen gelegenen Dörfern zu den Abtransportbahnhöfen. Dieser Transport sollte nach ursprünglicher Planung mit Lastwagen durchgeführt werden. Hierfür wurden von den Umsiedlungseinrichtungen in Deutschland 70 Lastwagen mit zum Teil holländischen Kraftfahrern bestimmt. Es ergaben sich gewisse Unzuträglichkeiten¹, da die holländischen Kraftfahrer in dem Gebiet, das, wie eingangs erwähnt, schon mit Partisanen durchsetzt war, die Fahrten durch die Wälder nicht machen wollten. Ende November, als dann die Transporte losgehen sollten, setzte in dem waldreichen, recht hügeligen, teilweise auch bergigen Land sehr starker Schneefall ein, so dass ein Autotransport nicht möglich gewesen wäre. Ausserdem scheiterte diese ursprüngliche Planung auch daran, dass die zugesagten Benzinmengen nicht angeliefert wurden. Es ergab sich also für den Transportstab die Notwendigkeit, die gesamte Planung vom Auto auf Pferdefuhrwerke und Schlitten umzustellen. Trotz dieser erheblichen technischen Schwierigkeiten ist es gelungen, den Abtransport der Optanten reibungslos und ohne erhebliche Verluste termingerecht durchzuführen.

Die Vermögenserfassung stiess in dem ländischen Gebiet der Gottschee auf erhebliche Schwierigkeiten. In der Gottschee war eine besondere Dienststelle des Deutschen Umsiedlungsbevollmächtigten, die die Vermögenserklärungen sammelte, kontrollierte und durch eine Vielzahl von Personen überprüfen liess, örtliche Besichtigungen mussten durchgeführt werden, ggf. mussten auch Verwalter bestellt werden. Da die gesamte bewegliche Habe und auch das Vieh abtransportiert war, handelte es sich hier nur um die Verwaltung von leeren Häusern, Stallungen und dazugehörigen Einrichtungen.

Im Bereich der Stadt Laibach, wo es sich im Wesentlichen um städtischen Grund- und Hausbesitz handelte, war die Erfassung sehr viel leichter. Wirtschaftliche Unternehmungen sind in der Stadt Laibach nur in sehr geringem Umfang in die Verwaltung der Umsiedlungsstelle gekommen. Hier bemühten sich die Umsiedler selbst um die erforderliche Abwicklung. Schwierigkeiten bestanden im ländlichen Bereich vor allem darin, dass der Umfang der ländlichen Besitzungen möglichst exakt festgestellt werden musste. Hierbei war zu unterscheiden zwischen ländlich genutzten und forstwirtschaftlich genutzten Vermögen. Ausserdem gab es die sogenannten Nebenbetriebe, wie Sägereien, Gärtnereien, Mühlen usw. Neben der Erfassung dieser Vermögenswerte war eine Schätzung erforderlich, die nach einem bestimmten Schätzrahmen nach dem Wertstand

vom 1.9.1939 durchzuführen war. Ausserdem war eine Verwaltung unumgänglich, die zu verhindern hatte, dass diese Objekte durch natürliche Einflüsse zerstört wurden.

Im Jahre 1942 etablierte sich in Laibach die EMONA, die mit einem relativ grossen Stab italienischer und slowenischer Mitarbeiter nunmehr mit der Dienststelle des Deutschen Umsiedlungsbevollmächtigten in Verbindung trat, um die Vermögensteile zu übernehmen. In sehr langwierigen Verhandlungen, die in Laibach begannen, dann aber in Rom zu Ende geführt wurden, wurde festgelegt, dass der landwirtschaftliche Besitz, der dem Umsiedlungsverfahren unterlag, etwa 40'000 ha gross war. Hierfür wurde mit der italienischen Stelle ein Globalpreis von 3'000 Lire je ha vereinbart (Kurs etwa RM 1 = 60-70 Lire). Für den städtischen Grundbesitz in Laibach und der Gottschee wurden ebenfalls durch Vornahme von Einzelschätzungen Globalpreise ausgemacht; desgleichen wurden die Schulden, die auf dem ländlichen und städtischen Besitz ruhten, geschätzt, so dass insgesamt im Jahre 1943 ein Vermögen von 150 Millionen Lire für das gesamte Umsiedlungsvermögen durch Pauschalpreis fixiert wurde. Da ursprünglich die sukzessive Übernahme des Vermögens durch die EMONA in einem Zeitraum von 10 Jahren ab 1942 fixiert war, alle Beteiligten aber Wert darauf legten, dass die Zahlung für dieses zu übernehmende Vermögen möglichst umgehend und bar erfolgte, wurde auf diesen Wert von 150 Millionen Lire ein Diskont für Barzahlung gewährt, so dass die Zahlungsverpflichtung der EMONA Anfang 1943 mit 127,4 Millionen Lire fixiert worden ist. Auf diesen Barkaufpreis hat die EMONA nach meiner Erinnerung auch Teilzahlungen geleistet.

Durch die politischen Schwierigkeiten im Gebiet der Gottschee, insbesondere hervorgerufen durch die wachsende Tätigkeit der Partisanen, konnte die EMONA sich nicht mehr in den Besitz der Liegenschaften setzen. Ausserdem verliessen die Italiener Ende 1943/Anfang 1944 das slowenische Gebiet. Das Gebiet wurde Okkupationsgebiet und den deutschen Militärbehörden unterstellt. Demzufolge wurde der Deutsche Umsiedlungsbevollmächtigte im Einvernehmen mit der EMONA und unter Bestätigung durch die deutschen Militärbehörden wieder zum Verwalter des Vermögens, und zwar dieses Mal treuhänderisch eingesetzt. Da eine Verwaltung der ländlichen Gebiete im Bereich der Gottschee nicht mehr möglich war, erstreckte sich die Verwaltungstätigkeit des Deutschen Umsiedlungsbevollmächtigten nach dieser Zeit im Wesentlichen noch auf die Bereinigung von Schulden und Forderungen, die die Umsiedler hinterlassen hatten. Hierauf legten die örtlichen Stellen begrifflicherweise Wert.

Der Deutsche Umsiedlungsbevollmächtigte liquidierte etwa im Februar 1945 seine Dienststelle, indem er die slowenischen Angestellten in aller Ordnung entliess, die Akten nach Velden/Wörthersee verbrachte und für das in Laibach verbleibende Vermögen, insbesondere Bargeld und Bankguthaben, einen örtlichen Treuhänder in der Person eines dortigen Rechtsanwaltes einsetzte, der den Auftrag erhielt, diese Werte der Stelle zu übergeben, die sich hierfür als rechtmässig auswies. Diese Massnahme war damals notwendig, weil die Stadt Laibach unmittelbar vor der Besetzung durch die Partisanen stand.

Nr. 2

Bericht des Pfarrers Alois Krisch aus Altlag (Starilog) in der Gottschee.

Abschrift (vom Vf. durchkorrigiert und bestätigt), Winter 1947/48, 203 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Gründe der Umsiedlungswilligkeit bei den Gottscheer Deutschen; das Ansiedlungsverfahren und die Verhältnisse im An Siedlungsgebiet der Untersteiermark bis zur Evakuierung und Flucht bei Kriegsende»

Nach einer kurzen Vorbemerkung berichtet der Vf. zunächst über einige Vorgänge in seinem Pfarrbezirk in den Tagen des deutsch-jugoslawischen Krieges Anfang April 1941.

In der Folgezeit war das Raten hin und her: Wird die deutsche Grenze über unser Land herunterreichen, oder sollen unser Ländchen und wir mit ihm zu Italien gehören oder wir in diesem Falle aussiedeln?

Jedermann wartete gespannt auf die Lösung dieser Fragen. Zu Italien gehören, das passte niemandem; dieses Land hatte man aus dem ersten Weltkrieg in schlechter Erinnerung, und die jetzige Besetzung war nicht darnach, sich Sympathien zu erwerben. Auswandern, das ist auch so eine eigenartige Sache: Fortziehen? So ganz ins Unge-
wisse?

Erst in der sechsten Woche wurde bekannt: Unser Land gehört zu Italien, wir sollen umsiedeln.

Gedankenlose Jugend war begeistert – gesetzten Menschen ging es gar wunderlich ums Herz, es war ihnen sonderbar zu Mute. Die Heimat und mit ihr alles zu verlassen? Gibt es wirklich keine andere Rettung, keinen anderen Ausweg? Niemand weiss eine Möglichkeit. Gewiss, es geht niemand gern von seinem Heim, der Bauer am allerwenigsten, so auch der Gottscheer. Man bedenke, wie unser Bauer sich geschunden hat, um dem kargen Boden etwas abzuringen, wie er sich bemüht hat um seinen Acker, wie er um jede Spanne Erde kämpfte und sich plagte, wie er mit seinem Grund und Boden verwachsen war, wie oft er in die Fremde ging, um mit dem Verdienst aus der Ferne seine Heimatscholle erhalten zu können, wie heilig und wie tief verwurzelt in seinem Herzen der Begriff «Heimat» ist!

Bei der schweren Entscheidung, vor die er jetzt gestellt ist, da spielen viele Dinge, da spielt alles mit, angefangen von 1918 und 19 bis 1941 und die nächsten Monate, der Sommer 1941 nicht am wenigsten! Nicht die Propaganda war es, wie oberflächliche Menschen es behaupten wollen, sondern die Verhältnisse und Ereignisse und alles Drum und Dran. Die Propaganda, die zwar stark betrieben wurde, war nur eine Art Beruhigungspille; ohne die Besonderheiten der letzten zwei Jahrzehnte und besonders dieses Sommers hätte sie die allerwenigsten Gottscheer von Haus und Hof locken können.

Von all diesen Sachen will ich nur einige Punkte anführen:

1. Die nationalen und politischen Verhältnisse von 1919 und den folgenden Jahren, deretwegen in den Jahren nach 1919 soviele Gottscheer ausgewandert sind, wie nie vor-

vorher. Man denke an die Schulverhältnisse von damals, an die Gemeindewahlen, bei denen nur Slawen wählen durften, weshalb vielerorts sogenannte «Gereuten¹» als Bürgermeister, dazu slowenische Ausschüsse und ein solcher Sekretär eingesetzt wurden. Die übelste Auswirkung davon in der Stadt, weil dadurch auch die Vermögensverwaltung und somit die Sparkasse der Stadt Gottschee in slawische Hände kam und mit Hilfe der Merkantil-Bank zugrunde gerichtet wurde, wobei unser Volk seine Einlagen verlor. Ferner die Wegnahme des Studentenheimes mit allem Vermögen, des Gymnasiums, des Waisenhauses, des Krankenhauses, der deutschen Schulvereinschulen und dergleichen mehr. Es ist nicht nötig, diese Dinge hier genauer anzuführen oder noch andere aufzuzählen, es weiss jeder Gottscheer einige Kapitel aus dieser Zeit.

2. Das besondere wirtschaftliche Elend 1931/32 und die folgenden Jahre, als man seine mühsam ersparten Groschen nicht aus der Sparkasse beheben konnte, als man Guthaben nicht einfordern konnte, als nur das Steueramt pfänden durfte. Da kein Geld zu haben war, konnten viele nicht einmal die Steuern zahlen, weshalb solche Pfändungen oft vorkamen. Weil bei solchen Pfändungen aber keine Käufer da waren, brachten die Finanzer Slawen als Käufer mit sich, die dann ein Stück Vieh oder sonst etwas um einen Spottpreis fortnahmen. Diese Schwierigkeiten waren zwar im ganzen Staate, aber bei den Gottscheern viel schlimmer durch scharfes und böswilliges Vorgehen gegen sie.

3. Der scharfe nationale Kurs von 1935 weiter. Die Gottscheer Lehrer wurden ins Slowenische versetzt. Zu uns kamen Slowenen, gutwillige sehr wenig, böswillige viel mehr, und auch ganz boshafte, die viel Schlimmes anstellten. Manche von ihnen konnten kaum das allernotwendigste Deutsch sprechen, um sich mit den Leuten verständigen zu können, andere wollten es nicht. Nach dem Gesetze konnte, wo 30 deutsche Kinder waren, eine deutsche Klasse beibehalten oder errichtet werden. Aber dieses Gesetz war, wie manches andere, das sich auf die deutsche Minderheit bezog, nur zum Augenauswischen für das Ausland. Man umging es auf zweierlei Art. Erstens wurden alle Kinder, bei denen man behaupten konnte, dass eines der Grosseltern slawischer Abstammung sei, in die slowenische Klasse verpflichtet, und Kinder, deren Namen angeblich slawisch klangen, ohne weiteres als Slowenen bezeichnet (wobei auch Verdrehungen vorgenommen wurden, z.B. «Weiss» heisse «Bajs», sei also slowenischer Name! Dieser Akt der Banalregierung von Laibach² kam mir persönlich in die Hand.). Das noch Schlimmere war die zweite Art: die Volksschule wurde geteilt in die «Volksschule» (Kinder der ersten vier Schuljahre) und die «Nationalschule» (Kinder des 5. bis 8. Schuljahres). Und dann: es müssen in den ersten vier Schuljahren über 30 deutsche Kinder sein, dann dürfte eine deutsche Klasse bestehen. Nur war dies in Anbetracht des oben Angeführten in kleinen Gemeinden nicht mehr der Fall. Wenn aber dennoch, so wurden solche Eingaben oft so lange herumgezogen, dass es doch nicht dazu kam. Wo

¹ Mit der Ausübung der Amtsgeschäfte in Vertretung («Gerenz» nach altösterreichischem Amtsstil) beauftragte Personen.

² Regierung der Drau-Banschaft (Slowenien).

aber trotzdem deutsche Klassen belassen wurden, waren sie doch nicht deutsch» denn einige Gegenstände mussten auch in sogenannten deutschen Klassen in slawischer Sprache unterrichtet werden, und was Deutsch unterrichtet wurde, lehrten oft Lehrkräfte, die sehr schlecht Deutsch sprachen⁸.

Hierher gehört auch folgende Kleinigkeit, die für unsere Verhältnisse bezeichnend ist: Durch einen Irrtum der Post (weil die Anschrift undeutlich geschrieben war) bekam ich ein Schreiben in die Hand, das den Adressaten – einen im Gottscheerischen angestellten Slowenen – verständigte, dass er für seine nationale Tätigkeit im Gottscheer Lande 300 Din vom Justizmini» sterium (ministarstvo pravde!) angewiesen bekomme, er soll so weitermachen.

Ein anderes Kapitel war die berühmte Verordnung, dass im Staatsgebiete 50 km von der Grenze nur Slawen Grund und Boden erwerben konnten. Diese 50-km-Zone wurde gewählt, weil so das Gebiet des Gottscheer Landes und das der Banater Deutschen betroffen wurde. Ein Nicht-Slawe konnte daher in diesen Gebieten keinen Grund an- oder zukaufen. Es war Furcht vor Deutschland, wenn zuletzt diese Verordnung nicht mehr so streng gehandhabt wurde⁴.

Da könnte ich noch Beispiele anführen, wie unseren Leuten von der Hauptmannschaft manchmal ohne jeden Grund ganz willkürlich Schwierigkeiten gemacht wurden, wobei ich aber betonen muss, dass der letzte Bezirkshauptmann gegenüber den früheren Hauptleuten als gutmütig zu bezeichnen ist. Aber, wie er mich gelegentlich eines Gespräches einmal durchblicken liess, wurde er immer wieder von Laibach aus zu solchem Vorgehen gedrängt. Es ist vollständig richtig, wie Ende August 1931 Dr. K. sagte: «Belgrad gibt uns Deutschen nicht viel, aber auch davon bremst Agram noch viel ab, und Laibach erst gar!» Mit anderen Worten: Wenn die Regierung in Belgrad für die deutsche Minderheit was Günstiges zugibt (damit sie im Ausland als gerecht erscheine), ist damit noch lange nicht gesagt, dass es für die Minderheit wirklich Anwendung findet. Das wussten unsere Leute zwar nicht so genau, aber sie spürten es oft genug.

4. Die anfangs erwähnte Greuelpropaganda vom Frühjahr 1941, die im Sommer noch viel ärger wurde. Das Zusammenhalten der italienischen Besatzungstruppen mit den Slowenen im Gottscheerischen. Um dies zu begreifen, muss man wissen: Ein Grossteil der Slowenen, die seit 20 Jahren nach Gottschee gekommen sind, waren «Primorzen⁵», d.h. Leute aus den seit 1919 italienisch gewordenen Gebieten der Triester Gegend, die von dort als «Verfolgte» flüchteten und sich hier in Jugoslawien als Nationalhelden gebärdeten. Sie waren für uns viel schlimmer als die anderen Slowenen. Unter den Besatzungstruppen waren auch viele aus derselben Gegend. Die Primorzen sprechen Italie-

³ Über die Schulpolitik gegenüber den Minderheiten s. Einleitende Darstellung, Kap. 13.

⁴ Zu dieser und weiteren Verordnungen über Einschränkungen des Besitzverkehrs bei Liegenschaften in bestimmten Gebieten s. Einleitende Darstellung, Kap. 14.

⁵ Bewohner des Küstenlandes (Primorje).

nisch, unsere Gottscheer aber nicht, so konnten jene den Italienern, denen gegenüber sie sich jetzt wieder als gute Italiener ausgaben, alles Mögliche über uns vormachen. – Das gibt wenigstens teilweise Erklärung für das Verhalten der Italiener uns gegenüber . . .

Dazu noch die allgemeine Unsicherheit diesen Sommer. Von der Gendarmerie hatten wir die Waffen zurückerhalten. Die Italiener forderten diese und die militärischen, die jetzt umeinander waren, gleich anfangs wieder ab. Die Gottscheer entsprachen der Aufforderung; die anderen aber versteckten, was sie hatten. Man hörte wieder Drohungen von «Gottscheer Blut fliessen» und ähnliches. Im August erfuhr ich soviel von auswärtigen Slowenen, was in diesen Kreisen von mir gesprochen wird, dass ich wusste, ich dürfte nicht mehr allein (mit dem Radi oder sonst irgendwie) in die Stadt; nur mit einem Wagen, auf dem mehr Leute sind, konnte ich es noch riskieren. Von ganz ernstlicher Seite wurde ich gewarnt, es heisse, ich werde der erste sein, den man bei den Haaren über die Stiege hinunterziehen wird. (Ich hörte auch den Namen, von wem es ausging, es war ein Mann, dem ich nur Gutes getan hatte, er muss also von auswärts aufgehetzt worden sein.) Ich sagte darauf, indem ich mit der flachen Hand über meine Glatze strich: «Es dürfte eine schwere Kunst sein, mich bei den Haaren zu ziehen.» – Ein Jahr später hörten wir, dass der Mann, der diese und die anderen Blut-Drohungen ausgesprochen hat, von den Italienern im selben Trojen erschossen wurde (vor Beissjacklisch Hause), an dem unser Blut hätte fliessen sollen, wenn es nach ihm gegangen wäre (das wäre eingetroffen, wenn wir noch einen Winter dortgeblieben wären). – Wir hörten wiederholt, dass Italiener von Banditen gefangen und im Hornwald erschossen wurden. Ein italienischer Offizier, der bei mir wohnte, erzählte mir im Herbst, dass fast täglich Italiener von solcher Seite ums Leben gebracht werden ...

All dieses «Minderheiten-Elend» (siehe Punkt 1-3) sollten unsere Leute jetzt von Neuem durchmachen, und zwar wieder in einem anderen Staate (Italien), der mit den Minderheiten seit dem ersten Weltkrieg noch schlimmer umging als unser bisheriger? Dazu fehlte der Mut. Man war wegen der ewigen verdrüsslichen und nutzlosen Reibereien wirklich auch schon müde geworden. Diesen neuen, aussichtslosen Kampf wieder beginnen? Das schreckte!

Immer nur Staatsbürger sein, dessen Pflichten streng betont, dessen Rechte aber fortwährend bestritten und beschnitten werden, immer, wenn man sein Recht suchen will, von der Behörde von vornherein, zumindest als verdächtig betrachtet zu werden, ist auf die Dauer eine zu schwere Last.

5. Dem gegenüber sahen die Leute das damals sieghafte Deutschland, auf das die Propaganda hinwies. Wenn auch gar manche auf die vielen und grossartigen Versprechungen hereinfließen, so war doch für die Allgemeinheit nur das eine zugkräftig: «Heim ins Reich!» Dies, nur dies war beruhigend und wurde daher auch von der Propaganda ausgiebig benützt. «Heim ins Reich», sagte das Volk; endlich einmal Ruhe haben von all dem Gehässigen, von all dem, das uns Unruhe, Unterdrückung, Verfolgung, Unsicherheit, Verachtung, Verfehmung unserer Sprache und dazu all die Feindseligkeiten bringt – heim! Darunter stellte es sich eine Heimat unter rein deutscher Bevölkerung vor, gleichberechtigte Staatsbürger sein unter uns und unseres gleichen. – Ganz im Ge-

genteil zu dem, was dann wirklich kam, darum auch nach der Umsiedlung die grösste Enttäuschung, die damals noch niemand hatte ahnen können! – Nicht Nazi waren unsere Leute, wenn sie auch jetzt vielfach als solche beschuldigt werden, nein, von der Nazi-Partei wussten sie wenig und verstanden sie nicht. Sie sahen nur das rein Deutsche (ohne Partei-Färbung), und dass im Gegensatz zum Slawischen und diesem Druck, unter dem sie seit 22 Jahren standen mit allem, was er mit sich brachte, und im Gegensatz zur italienischen Erbärmlichkeit, die sie jetzt kennengelernt hatten und unter der sie nichts Besseres, eher Schlimmeres zu erwarten hätten.

Dennoch hatte der grosse Teil unseres Volkes schwere Bedenken, Haus und Hof zu verlassen. «Was denn?» dachten und fragten sie oft genug. Da nun war die Propaganda wieder die «Beruhigungsspielle», die sie für die Zukunft tröstete, indem sie eine neue Heimat versprach. Sie war nicht der Beweggrund, sie war wirklich nur Beruhigung über die ungewisse Zukunft. Wer sie anders einschätzt, betrachtet das ganze allzu oberflächlich, ohne an die wirklichen Verhältnisse zu denken – oder er kannte diese nicht.

Wer immer unter dem Volke gelebt hat, die ganze Zeit mit ihm war, ohne seine eigenen Ideen und Ansichten anderen aufzudrängen oder anzudichten, wer die Sorgen und Bedenken der Leute gekannt und mit ihnen besprochen hat, wer ein offenes Auge für ihre Anliegen hatte, der weiss um ihr Streben und ihre Wünsche, weiss, wie sie an der Heimat geblieben sind, wie ungern und wie schwer sie ihr Heim verlassen, weiss um ihren meistens unterdrückten und verheimlichten Schmerz, den ihnen der Entschluss zu gehen und dann der Abschied verursachten, weiss um ihre Befürchtungen für die Zukunft, der weiss, wie ihnen ums Herz war. Und wer um all das weiss, der wird ihnen nie irgendwelchen Vorwurf machen, als hätten sie die Heimat leicht verlassen. Der wird ehrfurchtsvoll ihr Opfer achten, das sie der Not der Zeit gebracht haben, nur: weil sie es bringen mussten! Hörte man doch viele sagen: «Ich gehe, damit meine Kinder noch eine Möglichkeit für die Zukunft haben – hier ist keine mehr.»

Freilich, wer die letzten Jahrzehnte und vor allem die letzten Jahre (mit 1941) nicht unter ihnen verbracht hat, wer all diese Sachen nur von weitem gehört hat und dennoch darüber urteilen will, der mag schimpfen. Die Leidtragenden werden dazu nur sagen: «Lieber Freund, Du warst nicht dabei, Du warst nicht in unserer Haut, lass gut sein, Du kennst das nicht, worüber Du sprichst. Wir lieben unsere Heimat mehr und haben länger ausgehalten als Du, ein Vorwurf von Deiner Seite ist nicht am Platze!»

Wer so alles gekannt hat und kennt, der weiss, dass hier vorausgehend kurz Ange-deutetes die eigentliche Ursache war, obwohl die meisten aus dem Volke es nicht so genau mit Worten ausdrücken könnten und sie nur sagen: «Weil halt alle gegangen sind, bin ich auch.» Ganz vereinzelt kann man heute auch hören, dass jemand sagt: «Ich weiss nicht, wieso ich mich dazu bewegen liess, mein Heim zu verlassen, warum ich mich von der Propaganda betören liess.» Diese denken momentan nur an das Schlimme, das folgte, und nicht an das Vorausgegangene, nicht an den Druck, der auf ihnen genauso lastete wie auf allen anderen, dem auch sie, wie die anderen, gewichen sind. Das Volk

zergliedert nicht die Einzelheiten der Jahre und überlegt sie nicht gesondert, aber es spürt die Gesamtheit und deren Wirkung. Was andere, die vor Jahrzehnten gegangen sind, drückte, das beschwerte auch die, die noch geblieben sind, die trotz allem die Heimat noch halten wollten. Es bohrte auch in ihnen, es bohrte in ihren Herzen Jahr für Jahr ärger, weil es immer schlimmer kam, es kochte und brodelte in ihrem Inneren, aber sie bezwangen sich, klammerten sich an die Heimat und hielten fest, bis sie nicht mehr konnten und an der Heimat verzweifeln» weil sie – verzweifeln mussten!

Ich glaube sagen zu dürfen, dass ich die Verhältnisse genau kannte, da ich immer unter dem Volke und mit dem Volke lebte und mit ihm seine Anliegen besprach. Andere kannten sie auch, manche ebenso, aber kaum jemand dürfte behaupten, er kenne sie «besser».

Sehr viele aus dem Volke hatten neuerdings wieder grosse Bedenken, als bekannt wurde, dass für uns ein Teil des slowenischen Gebietes in der Untersteiermark gewaltsam ausgesiedelt wird. Dahin zu gehen, wo andere vertrieben werden, das machte unseren Leuten Schwierigkeiten; viele erzählten mir davon. Das war zwar eine starke Abschwächung der «Beruhigungsspielle»; aber den eigentlichen Beweggrund der Auswanderung hat es nicht berührt, noch weniger auf gehoben oder auch nur geschwächt. Übrigens waren diese Bedenken eine Gewissensfrage, nämlich: ob man auf diese Art frei gewordenen Besitz annehmen dürfe. Daher erklärte ich als Seelsorger, sie sollen solche Bedenken nicht beachten. Die ganze Sache ist für die Umsiedler ein Tauschhandel: man gibt seinen Besitz für einen anderen. Da die Zwischenhändler in diesem Falle zwei Staaten (Italien und Deutschland) sind, ist der einzelne Siedler dafür nicht verantwortlich, dies umso weniger, weil es keiner verschuldet hat und auch keiner wünscht.

Was soll es nach all dem, wenn es heute noch Gottscheer gibt, die schon vorher im Auslande lebten und jetzt unseren Leuten sagen, sie hätten dortbleiben und die Heimat nicht verlassen dürfen! Denen wäre dasselbe zu sagen, wie 1941 über jene gesprochen wurde, die schon seit 20 bis 30 oder 40 Jahren in Österreich lebten und im Jahre 41 schrieben: «Verlasst die Heimat nicht, ihr müsst sie halten!» Es hiess: «Die haben diesbezüglich wenig zu reden. Sie haben sich vor Jahrzehnten Besseres gesucht und haben die Heimat im Stiche gelassen, und jetzt verlangen sie von uns, die wir bis zuletzt den Kampf um die Heimat bestanden haben, wir müssten uns weiter opfern. Wofür denn? Wenn doch nichts mehr zu retten ist!»

Wenn man einem, der vor Jahrzehnten die Heimat verlassen hat (hier sind nicht jene gemeint, die vielleicht auch auf Jahre fortgingen, um zu verdienen und dann wiederzukommen, sondern jene, die damals schon endgültig auswanderten) und jetzt einem Umsiedler Vorwürfe machen will, entgegenhält, dass er doch früher gegangen ist, sagt er einfach: «Ich musste, für mich war es dort nicht zu leben.» Doch dieses sein «musste» ist fraglich. Konnten andere dort leben, hätte er es wahrscheinlich auch können, allerdings nicht so gut wie im Auslande. Das hätte aber schon damals auch für andere Geltung gehabt, auch sie hätten anderswo ein besseres Leben suchen und finden können. Es ist, ganz milde bezeichnet, sehr traurig, wenn sich Fälle ereignen, wie folgender: 1945

kommt ein Gottscheer, der bis zuletzt daheim aushielt, zu einem gut Bekannten, der vor Jahrzehnten ausgewandert ist, und will ihn begrüßen. Dieser aber sagt: «Einem Manne, der feige die Heimat verlässt, reiche ich meine Hand nicht.» Das ist eine sonderbare Auffassung! Wer die Heimat früher verlassen hat, darf keine Vorwürfe machen demjenigen, der sie erst dann verlässt, wenn er dort gar nicht mehr leben kann!

Bis 1941 hat es noch jedes Jahr Gottscheer gegeben, die aus der Heimat gingen, um sich anderswo ein besseres Leben zu gründen, viel mehr aber solche, die nach Jahren wiederkehren wollten, wenn sie nämlich soviel verdient hätten, dass sie mit Hilfe ihrer Ersparnisse auch in der Heimat das Auskommen zu finden hoffen könnten. Auch von diesen letzteren sind nicht wenige in der Fremde geblieben. Darum sind 1941 nur 12'000 Gottscheer in der Heimat gewesen, im Ausland aber mehr als 20'000. Aber alle, die so im Laufe der Jahre fortgezogen sind – sei es mit dem Vorsatze wiederzukommen, sei es mit der Absicht zu bleiben, wo sie finden werden, dass sie ihr Leben machen können –, alle wissen es, dass ihnen damals ihr Fortziehen niemand in der Heimat übelnahm, im Gegenteil jeder Zurückbleibende ihnen alles Gute gönnte und für die Zukunft Glück wünschte.

Warum soll man nun denen, die jetzt aus der Heimat wirklich «mussten», es verübeln, dass sie dort nicht zugrunde gehen wollten? Warum soll man jetzt für diese in ihrer Not einen anderen Massstab anlegen, als es bisher für jeden anderen geschah, da doch noch nie ein Landsmann in solcher Bedrängnis ausgewandert ist wie jetzt alle!

Manchmal trifft man einen Umsiedler, der sagt: «Wären wir doch geblieben!» Das ist unüberlegt. Wenn man solche hinweist auf das, was dann 1942 und weiter im Gottscheer Land geschehen ist, und ihnen sagt, dass die Gottscheer, wenn sie geblieben wären, das nicht überlebt hätten, sagen sie: «Die anderen, die geblieben sind, leben auch noch.» Das ist Unkenntnis der waren Lage. Wir wissen, dass mehrere von den Zurückgebliebenen mit Gewalt aus dem Leben befördert wurden. Wenn alle geblieben wären, würden alle ums Leben gekommen sein, auch die, die jetzt noch dort leben. Denn: weil die wenigen geblieben sind, wurden sie von den anderen, die dann kamen, als «deutschfeindlich» oder wenigstens als «nicht-deutsch» betrachtet; wären aber alle geblieben, würden alle, auch die noch dort Lebenden, als «nemcuri» hingemetzelt worden sein. – Für diesen Ausdruck «nemcur» (nemtschur) haben wir im Deutschen kein Wort. Es heisst nicht Deutscher (das würde heissen: nemeč), es heisst: einer, der ohne Deutscher zu sein, sich als deutsch ausgibt und zugleich die Slowenen vernichten (Slowenenfresser sein) möchte. Es ist ein Wort, das gehässige Slowenen (vernünftige sagen es nie) Gottscheern gegenüber oft gebrauchten. – Der grösste Teil unseres Volkes weiss, dass es so gekommen wäre; und so leid es ihnen auch um die Heimat und um alle Habe ist, und so weh ihnen auch das jetzige Elend am Herzen liegt, sie bereuen es nicht, ausgewandert zu sein.

J. P. aus M., der seit gut 15 Jahren in slowenischer Gegend lebte und mit einer Slowenin verheiratet war, wollte seine Eltern von der Umsiedlung abhalten, diese aber folg-

ten den anderen Kindern und siedelten aus. Im Jahre 42 schrieb der Zurückgebliebene seinen Eltern: «Ihr habt recht gehabt, dass Ihr fortgezogen seid, so habt Ihr doch das Leben gerettet!» – Er selbst wurde erst später als geborener Gottscheer «entdeckt», wurde von seinem Heim geholt und im Frühjahr 1946 mit einem «Handgepäck» über die österreichische Grenze geschoben.

Unsere Leute haben recht, wenn sie sagen: «Wenigstens das Leben haben wir gerettet!» Denn die Auswanderung 1941 war genauso eine Flucht auf Leben und Tod wie die Flucht 1945, nur mit dem Unterschied, dass damals noch niemand mit Knütteln, Gewehren, Revolvern und Maschinenpistolen und Mordmassen hinter uns her war wie bei der zweiten Flucht, die sehr viele das Leben kostete. Und das deshalb nicht, weil die Aussiedlung noch rechtzeitig geschehen konnte. Wäre jener Zeitpunkt versäumt worden, so wäre auch niemand hinter uns her gewesen, weil wir zu einer Flucht keine Möglichkeit mehr gehabt hätten, da wir nicht mehr am Leben gewesen wären.

Das sind klare Tatsachen, die der spätere Verlauf der Dinge gezeigt und bewiesen hat. Kein «Wenn» und kein «Aber» und kein Philosophieren und kein Phantasieren Unwissender kann darüber hinwegtäuschen ...

Noch etwas: Gar manche von denen, die dortgeblieben waren, auch solche, die längere Zeit mit den Banditen mitgearbeitet haben, wurden im Dezember 1945 von ihrem Heim vertrieben und mit einem kleinen Handgepäck über die Grenze geschoben⁶. Wer wagt es zu behaupten, dass gerade ihm persönlich dies nicht hätte passieren können? Wenn aber unsere Bauern wirklich noch dort sein könnten, was täten sie in der jetzt dort betriebenen Kolchosen-Wirtschaft? Ein Bericht aus 1947 sagt: In Göttenitz ist alles in gemeinsamer Bewirtschaftung, 63 Kühe haben sie dort. Göttenitz war eines der grössten Gottscheer Dörfer mit 108 Häusern. Was täten alle Göttenitzer bei dieser Wirtschaft? Jeder, der noch dort sein müsste, würde «dankend» ablehnen. Ja, wenn er es noch könnte!

Im Frühjahr 1947 las ich: Pfarrer O. (1928 bis 1935 Kaplan in Altlag) hat beim Religionsunterricht die Kinder gelehrt, dass der Mensch nicht vom Affen abstamme, sondern von Gott erschaffen wurde; dafür wurde er zu 6 Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Ich kenne ihn sehr gut, habe auch über die «Zwangsarbeit» bei diesen Menschen manches gehört, bezweifle sehr, dass Pf. O. diese 6 Jahre überleben werde.

Selbst das Unglaubliche vorausgesetzt, nämlich dass die Gottscheer dort noch am Leben sein könnten: Wer hätte den Mut oder gar Lust unter solchen Verhältnissen sein Leben zu fristen!

In den letzten Jahren (auch noch 1946) traf ich Leute, die meinten: Wären die Slowenen in der Untersteiermark nicht ausgesiedelt worden, so wären die Banditen nicht gewesen. – Das ist Unwissenheit. Die Banditen in Jugoslawien begannen ihre Bewe-

⁶ s. hierzu auch den unter Nr. 74 abgedruckten 2. Teil des Berichtes.

gung, als der Krieg mit Russland begann, genauer: der erste Juli 1941 ist ihr Gründungstag. Damals wusste noch lange niemand von einer Aussiedlung der Untersteiermark, ganz gewiss auch kein Slawe! Ausserdem ist jene Aussiedlung, wie ich es einige Male solchen entgegenhielt, in dieser Sache nicht mehr als: wie wenn auf ein von Fliegen beschmutztes Stallfenster noch eine Fliege einen Punkt dazu macht. Es ist überflüssig, darüber hier noch was zu sagen; die Erklärung gehört in die grosse Politik.

Gutmeinende Landsleute, die schon lange nicht mehr in der Heimat waren, fragen manchmal: «Warum sind unsere Gottscheer von der Heimat Weggegangen?» und klagen, dass sie nie eine richtige Antwort bekommen. Was ich hier bisher geschildert habe, gibt einige Aufklärung in dieser Frage, so dass auch die in der Fremde die Auswanderung begreifen können. Es wäre dazu noch vieles zu erzählen, aber jedem, der etwas denken will, wird dies genügen ...

Da die bisherige Schilderung einer Rechtfertigung unseres Volkes wegen der Aussiedlung gleichkommt, könnte dies den Anschein erwecken, dass ich vielleicht so schreibe, weil ich selbst unbedingt für die Umsiedlung gewesen sei. Um diesen möglicherweise auftauchenden irrtümlichen Gedanken zu berichtigen will ich anführen:

Natürlich kannte ich, wie aus dem Vorausgehenden klar ersichtlich ist, unsere zweifelte Lage und wusste um die Gefahren, die dort drohten, richtiger gesagt: ich ahnte nur einen kleinen Teil von all dem Schrecklichen, das folgte. Ich stellte mich für meine Person auf den Standpunkt der Pflicht, nämlich, dass ich tun müsse, was mein Beruf, durch den ich dem Volke verpflichtet bin, von mir verlangt. Daher war meine Einstellung zur Umsiedlung für mich persönlich von Anfang an klar und ist immer dieselbe geblieben, was aus Folgendem ersichtlich ist.

Einige Tage, nachdem wir erfahren hatten, dass umgesiedelt werden soll, war der Bachrer-Sonntag. Auf dem Rückwege von Altbacher kehrte ich bei Huschn Lois in Strasslein ein. Einer (der T. J.) fragte mich: «Gehen Sie auch mit?» – «Das hängt nicht von mir ab.» – «Von wem denn?» – «Von Euch.» – «Wenn es darauf ankommt, wir stimmen alle dafür.» – «Nein, eine Abstimmung soll nicht stattfinden.» – «Ja, wie denn?» – «Ganz einfach: ich bin Euer Pfarrer. Geht der grössere Teil unserer Leute fort, dann gehöre ich auch dorthin, bleibt die Mehrzahl da, so habe ich auch zu bleiben!»

Denselben Standpunkt machte ich bei einer diesbezüglichen Besprechung der Gottscheer Geistlichen auch denen klar und begründete ihn so, dass auch die vier, die bisher anderer Meinung waren, versprachen, sie werden es auch so halten. (In Wirklichkeit kamen dann drei nicht mit. Warum sie später wieder anderer Meinung geworden sind, habe ich trotz meiner wiederholten Fragen nie erfahren.)

Als ich im September einmal in Laibach war und zufällig den h. H. Bischof traf (ich wollte erst später einmal mit ihm über die Sache reden), fragte er mich: «Wie stellen Sie sich für ihre Person zur Umsiedlung?» Ich darauf: «Bischöfliche Gnaden, ich bin der

Meinung, dass ich als Pfarrer dort sein soll, wo der grössere Teil meiner Pfarrkinder sein wird, da oder dort, gleichviel, ob es mir persönlich dann besser oder schlechter gehen wird.» Der Bischof: «Notwendig ist es nicht, dass Sie mitgehen. Auch Ihr Gottscheer Geistliche seid mein, und ich werde für Euch sorgen, soviel ich kann. Es ist aber auch nach meiner Meinung die schönste Idee, wenn ein Pfarrer bei seinen Pfarrkindern sein will.» Dieses kurze Gespräch betrachtete ich als ein von mir gegebenes und vom Bischof angenommenes Versprechen, dass ich bei meinen Leuten bleiben wolle. Weil ich demnach auch mit der Möglichkeit meines Zurückbleibens rechnen musste, war ich auch bei der Anmeldung für die Umsiedlung ungefähr der letzte in unserer Pfarrei. Meine Ansicht und das dem Bischof gegebene Versprechen, bei meinen Leuten zu bleiben, hielt ich auch bis zum Ende. Das kam mich zwar teuer zu stehen – es kostete mich mein ganzes Vermögen samt Einrichtung, Büchern, Kleidern, Wäsche und allem, was ich hatte –, dennoch reute es mich noch keinen Augenblick.

Es kam also die Umsiedlung. Zweite Hälfte November begann sie. Die ersten Nachrichten, die wir erhielten über die Ankunft im Siedlungsgebiete und über das Verhalten unserer Leute bei der Enttäuschung, die sie dort erlebten, waren niederschmetternd. Ein Murren begann unter dem Volke, wurde aber nicht recht laut, denn erstens drückten die waren Ursachen der Aussiedlung allzu viel auf die Gemüter, und zweitens war die Ernährungslage seit einigen Monaten so schlimm, wie wir sie vorher nie und auch nachher bis zum Ende des Krieges nicht mehr hatten. Wohl hatten wir Lebensmittelkarten, aber vieles davon war nie zu haben. Was würde im Winter werden? Die eigene Ernte war zum Teil verkauft, ebenso Wirtschaftsgeräte und das Vieh, bis auf das Wenige, das man mitnehmen durfte. Brennholz war nicht vorgesorgt, weil für das Fällen auch im eigenen Walde eine Bewilligung der Bezirkshauptmannschaft notwendig gewesen wäre, ausserdem hat man mit dem Winter nicht mehr gerechnet. Es war einfach nichts mehr zu ändern. Es ging also weiter. Jeder packte ein, was er nur packen konnte. Manche hatten schon auch Dinge dabei, die es nicht wert waren, aber sie konnten sich von ihren Sachen nicht trennen und trachteten nur, soviel als irgend möglich mitzunehmen, um möglichst viel vom Heimatlichen als ein Stück Heimat zu behalten, zu retten.

Die Transporte gingen Tag für Tag. Die weiteren Orte kamen zuerst dran, so dass man auf der Fahrt zur Bahn nie durch ein verlassenes Dorf kam. Das war gut so ...

Wir fahren:

Montag, den 15. Dezember (oder war es Dienstag, den 16.?), kamen die Weissensteiner dran und die ersten aus dem Dorfe Altlag (H.-Nr. 1-12). Leiter dieses Transportes war ich. Am Vormittag wurde das Gepäck mit Autos zur Bahn nach Mitterdorf gebracht, das Vieh trieben die Leute selbst hinaus. Nachmittags sollen wir mit Autobussen fahren. Viel Volk ist auf dem Dorfplatz, alle in gespannter Erwartung. Hätte ich noch nicht gewusst, wie schwer es den Leuten ankommt, von daheim zu gehen, so hätte ich es an ihren Gesichtern lesen müssen. Daher nahm ich mir erst recht vor, woran ich auch früher schon gedacht hatte, möglichst das Weinen zu verhindern und die Trauer wenig-

stens für die Zeit der Reise zu verschuechen. Zwischen Haberleisch, Klauseisch, Schneidersch-Lockersch und Honigmonsch Häusern stehen wir in kleineren und grösseren Gruppen. Unruhig wechselt bald der, bald die von einer zur anderen. Gespräche mit denen, die erst morgen und übermorgen fahren, gewähren einstweilen genügend Zerstreung. Die Autos kommen. Einsteigen! Zwar lachen viele beim Händedruck, doch sieht man an den Mienen deutlich, dass ihnen das Weinen näher wäre. Kikelandrlleich Peter (von Nr, 33, er kommt nicht mit) kann sich beim Verabschieden nicht mehr halten, er weint; die anderen halten sich noch. «Kommt bald nach!» – «Ja, morgen, übermorgen, glückliche Reise!» – «Auf Wiedersehen!» und dahin geht's.

In seiner Beschreibung der kurzen Reise bis Mitterdorf und von dort im Bahntransport bis Ramm erzählt der Vf. auch, wie er für Fröhlichkeit und Unterhaltung während der Fahrt sorgte.

Angekommen:

Die Wirklichkeit mit allem Drum und Dran kam nur allzu bald und allzu rauh.

Vorerst konnten wir nicht aussteigen, weil der Möseler-Transport, der kurz vor uns angekommen war, noch im Hotel weilte. Nach dessen Abgang (in den Kinosaal) kamen wir dran. Die Männer, die uns in Empfang nahmen, die es seit Wochen schon mit angesehen haben, was für Enttäuschungen unsere Leute erlebten und wie sie dabei jammernten, wollten soviel als möglich vorbeugen. Uns übernahm Herr Jaeschke, ein Jurist aus Köln, etwa 30 Jahre alt. Er war der Stellvertreter des Siedlerkommissars St. (schlimmen Andenkens) und – im Gegensatz zu diesem – ich glaube der einzige gute, ehrliche, barmherzige und wirklich gutmeinende und wohlwollende Mann unter allen, mit denen wir hier zu tun hatten; ganz bestimmt aber war er, wenn nicht der einzige, so doch der Beste von allen, obwohl er ein SA und schliesslich ungläubig war wie die anderen auch. Er wusste, dass ich Transportleiter war. Im ersten Moment mochte es ihn etwas gestört haben, dass ich Geistlicher bin (ich war in geistlicher Kleidung, wie ich es auch die folgenden Jahre hielt, dass ich nie einen Zivilkragen trug, auch als Volkssturmmann trug ich trotz der Militäruniform den geistlichen Kragen), doch als er sah, in welcher Art und mit welchem Vertrauen unsere Leute mit mir und ich mit ihnen verkehrte – er beobachtete dies, derweil wir frühstückten, wir bekamen nämlich ein gutes warmes Frühstück –, wandte er sich doch an mich (wir verkehrten später sehr viel mitsammen). Er erzählte mir sein Anliegen, bat mich, auf die Leute besänftigend einzuwirken, ihnen klar zu machen, dass sie jetzt nicht in die endgültigen Zuweisungen kommen, sondern nur provisorisch untergebracht werden können, bis im Frühjahr alles geordnet werden soll usw. Ich entsprach gern seinem Wunsche.

Einmal flackerte frohe Hoffnung bei den Ankömmlingen auf, nämlich als wir vor der Abfahrt vom Empfang-Hotel für die ersten acht Tage Proviant fassten: Brot, Butter, Mehl, Fleisch, Kaffee, Konserven usw. und dazu noch Geld (jeder Haushaltvorstand 100 RM und noch für jede Person im Haushalt 50 RM) und dann mit dem Autobus vom

Hotel weiterfahren konnten. «Das ist kein schlechter Anfang», sagten sie lachend. – Dann aber war der Traum vorbei!

Wie ich schon von Anfang an nur in ganz grossen Zügen schildern konnte und nur einzelne charakteristische Vorkommnisse, die die Verhältnisse beleuchten sollen, hervorhob, so muss ich es jetzt noch kürzer machen. Denn wollte man hier genauer berichten, dann müsste man ein ganz grosses Buch schreiben. Ich werde also nur noch einige Sachen erwähnen und das andere mehr zusammenfassend darstellen. Das kann zwar kein genaues Bild geben, aber es wird genügen, dass jeder, der es liest, verstehen wird, dass die Berichte der einzelnen Beteiligten, die so grundverschieden sind, dass sie sich zu widersprechen scheinen, sich gegenseitig doch nicht ausschliessen und alle war sein können, weil der eine das, der andere jenes aus der Mannigfaltigkeit des Ganzen erzählt.

Enttäuschungen:

In den Ortschaften angekommen, wurden die einzelnen Familien in Häuser, gute und schlechte, auch in ganz erbärmliche Keuschen⁷, alles sogenannte provisorische Winterwohnungen eingewiesen. Da gab es nun viel zuviel Enttäuschungen, viel Leid und Tränen, viel Zorn und Schimpfen, und das sehr oft mit gutem Recht und gutem Grund, aber auch nicht selten ohne Ursache. Zum (wenigstens teilweisen) Verständnis alles dessen möge Folgendes dienen:

Unberechtigte Klagen und deren Ursachen:

1. Als wir in Rann angekommen sind, bevor wir noch aus dem Zuge ausstiegen, kam einer von den Unsrigen, der zwei Tage vorher mit den Langentornern hergekommen war, und erzählte weinend, wie schlecht es hier sei, wie schlimm er drangekommen sei, was für eine Keusche er bekommen habe usw. Ich nahm mich fest zusammen, um nicht auf ihn zu schimpfen, denn ich ärgerte mich sehr über ihn, da ich wusste, dass dieser Mann daheim nichts hatte, gar nichts! Er wohnte in einer fremden Keusche. Da war es also gar nicht möglich, dass er es schlechter bekommen hätte als daheim, wo er doch nichts hatte. Der hatte wahrhaftig keinen Grund, so zu reden – besser als nichts ist alles –; darüber braucht ein junger Mann nicht zu weinen! Darauf machte ich die Leute aufmerksam, als er wieder draussen war, und sie waren beruhigt, sie kannten seine Verhältnisse von daheim. Als wir noch im Hotel weilten, kam eine andere, die tags zuvor angekommen war, und machte es noch ärger als jener. Die Leute gaben nicht viel auf ihr plärrendes Gejammer, weil sie auch früher nichts auf sie gehalten haben. – Später sah ich, dass sie nicht grad gut dran war, aber bei weitem nicht so schlecht, wie sie da klagte, sie hätte sich ohne Klage bis nächstes Jahr gedulden können. – So ähnlich wie diese zwei haben es später mehrere gemacht. Sie klagten, obwohl sie es nicht schlechter hatten wie daheim, manche von ihnen sogar besser, aber sie waren unzufrieden; das war ärgerlich, ich schämte mich für solche Leute vor Herrn Jaeschke. Es waren auch solche unter ihnen, die ich bis dahin für vernünftig gehalten hatte. Es klagten manchmal auch

⁷ Kleine Wohnhäuser von Tagelöhnern (Häuslern).

solche, denen ich sagte: «Wenn Sie bedenken, wie Sie es daheim hatten, so müssen Sie zugeben, dass Sie mit gefalteten Händen danken sollen, es jetzt so schön und gut zu haben!» – Freilich gab es auch sehr viel Gegenteiliges, wie wir noch sehen werden.

2. Viel Schuld an der Unzufriedenheit hatte die im vergangenen Sommer so unvernünftig übertriebene Propaganda von grossartigen Höfen und Stallungen (in Wirklichkeit war der allgemeine Stand der Häuser und Ställe weit unter dem von uns daheim; im allgemeinen waren die Wohnungen im Gottscheerlande viel besser und geräumiger), wie die Umsiedlung bequem «von Hof zu Hof» gehen werde; es hiess: Ihr verlasst hier Euren Hof, und dort fahrt Ihr von der Bahn mit dem Auto in Euren neuen, eingerichteten Hof usw. – und nun finden sie so viele Elendskeuschen! Gar mancher gute Bauer von daheim musste mit einer armseligen Keusche vorlieb nehmen und mit der ganzen Familie [mit] 4, 5 bis 6 Kindern in einem einzigen, oft auch noch feuchten Zimmerchen hausen! Es ist unbegreiflich, wie die Propaganda solche Gegensätze zur Wirklichkeit vorbringen konnte.

Diese Wirkung wurde noch gesteigert dadurch, dass die Leute sahen, es waren sehr wenig gute Häuser und Bauernhöfe vorhanden. Sie wussten daher, es könne doch nur ein kleiner Teil unseres Volkes ordentlich beteiligt werden – im Sinne der Propaganda überhaupt nicht. Deswegen half das Vertrösten, im Frühjahr werde alles in Ordnung gebracht, nicht viel, auch nicht die Versprechungen von Neubauten.

3. Noch unvernünftiger als diese Propaganda waren die unglaublichen Erwartungen mancher Leute. Das will ich nicht genauer beschreiben, will nur anführen, dass ich einige Monate vor der Umsiedlung solchen, die so phantasierten, einmal sagte: «Wenn Sie glauben, dass dort, wo Sie hinkommen, ein gut eingerichtetes Haus, alles auf den Glanz geputzt, Speisezimmer, Extrazimmer und Wohnzimmer alles warm geheizt, ein Stall voller Vieh erwartet, und vielleicht auch noch das festlich gekleidete Dienstpersonal Sie vor dem Hause freudig begrüssen werde, dass Sie nun endlich einmal gekommen sind, und Sie dann ins Speisezimmer führt, Sie sollen sich setzen, und dann gleich Braten und Poballitzen⁸ auftragen werde – dann werden Sie furchtbare Enttäuschungen erleben, da kann Ihnen niemand helfen!»

4. Leute, die daheim für die Umsiedlung am meisten begeistert waren, zeigten sich oft am wenigsten zufrieden. Manche von ihnen hatten Grund dazu, andere aber gehören irgendwie unter die, die oben angeführt sind, wenn auch in etwas anderer Art. Einige von diesen meinten, wie es aussah, für sie müsste etwas ganz Besonderes vorbereitet sein, viel besser als für andere. Sie bildeten sich das einfach ein, obwohl niemand zu sagen wüsste, warum.

Einige von den Unzufriedenen übersiedelten mehrmals, zogen bald daher, bald dorthin, waren aber nirgends zufrieden. Auch gab es solche, die nur jammerten, weil sie von

⁸ Eine Art Rosinenstrudel, sonntägliches Festgericht der Gottscheer, auch «Pobolitze» genannt.

anderen angesteckt waren; es sah aus wie eine ansteckende Krankheit, anders war es bei einigen nicht zu erklären.

Das Ganze erklärte ich einmal beim Landrat gelegentlich eines diesbezüglichen Gespräches mit einem Vergleich, indem ich sagte: «Versuchen Sie einmal einen Obstgarten mit älteren Bäumen auch nur einige Meter weit zu übertragen. Es wird nicht gut tun. Unsere Gottscheer waren aber auch fest verwurzelte Bäume, und zwar seit Jahrhunderten!» Er gab mir recht.

Sehr gut begründete Unzufriedenheit:

Trotz dieser angeführten Dinge muss aber gesagt werden, dass viel Zorn, viel Schimpfen, viel Jammer, viel Leid und sehr viel Tränen nur allzu berechtigt waren.

Viele Familien, auch solche mit vielen Kindern, die daheim ein schönes und geräumiges Haus hatten, waren in waren Elendswohnungen untergebracht; das nicht nur einige Wochen oder Monate, sie hausten auch den zweiten, manche auch den dritten und vierten Winter noch darinnen. Sie mussten aushalten, obwohl sie sich viel Mühe gaben und viele Wege machten, um eine Änderung zu erreichen. Wollte ich dieses Elend auch nur einigermaßen schildern, das wäre ein langes Kapitel, viel länger als die bisherigen Schilderungen. Im Kapitel «Ungerechtigkeiten» berichte ich etwas mehr davon. Hier will ich nur sagen, dass ich in jeder Gemeinde solch wirklich Unglückliche getroffen habe. Manche bemühten sich sehr um eine Änderung, trugen ihr Schicksal aber doch mit solcher Geduld, dass ich sie geradezu bewunderte. Beispiel: Die achtköpfige Bauernfamilie aus R. – ein einziges, sehr feuchtes Zimmer. Der Vater machte viele Wege in die Stadt (fast drei Stunden weit), erreichte aber nichts, was ich nie begreifen konnte. Er schimpfte nicht, war sehr geduldig. Wenn wir davon sprachen, sah ich, wie er, der kräftige, fleissige, arbeitsgewohnhte brave Mann, mit den Tränen kämpfte, doch er bezwang sich, weinte nicht und schimpfte nicht. Es tut weh, so etwas mit ansehen zu müssen und nicht helfen zu können, einige gute Worte sind alles, was man geben kann. Erst den dritten Winter hatte er es besser. Andere wieder bemühten sich weniger, aber schimpften umso mehr; sie hatten aber wirklich Grund zu schimpfen; auch wenn sie es noch ärger getan hätten, wäre es nicht unbegründet gewesen. Die einen so, die anderen so, jeder nach seiner Art. Daher müsste man, wenn man genauer berichten wollte, viele verschiedene Fälle genau erzählen; dann könnte sich vielleicht ein Mensch, der das nicht an Ort und Stelle gesehen hat, auch ungefähr ein Bild von der allgemeinen Lage machen, sonst aber sehr schwer. Was Leute, die nicht dabei waren, aus Briefen erfahren und was sie vielleicht von Augenzeugen erzählen hören, ist sehr wenig und schaut, da es immer nur Teilberichte oder Beschreibungen einzelner Fälle sind, aus, als würden sie sich widersprechen, was der Fernstehende sich dann nicht zusammenreimen kann; denn, dass alles wirklich so vielfältig war, dass wirklich die Angelegenheit des einen und des anderen im grössten Gegensatz zu einander standen, dass die verschiedenen Siedler grundverschieden, ja geradezu gegensätzlich beteiligt und behandelt wurden, scheint alles unglücklich, weil es unverständlich ist; aber war ist es, nur allzu wahr!

Sehr wenige hatten einen allgemeinen Überblick über das Ganze. Die meisten kennen nur die wenigen Fälle ihrer nächsten Umgebung und ihrer nächsten Verwandten. Andere, die irgendwie mit anderem zu tun hatten, kannten wieder die Lage der einzelnen nicht genauer. Ich selbst habe in mehreren Gemeinden mit verschiedenen Siedlern über ihre Lage gesprochen, so dass ich sehr viel kennengelernt habe; aber ein wirklich klares Bild habe ich auch nicht erreichen können, obwohl ich immer mitten drin war.

An dreizehn Beispielen von Gottscheer Geschäftsleuten aus verschiedenen Orten versucht der Vf. dann die verwickelten Verhältnisse im Ansiedlungsgebiet und die allgemeine schwierige Lage der Umgesiedelten zu verdeutlichen.

Glückliche und manches Gute:

Es hat schon auch Fälle gegeben, in denen Siedler so dran waren, dass sie sich fühlten (sie sagten das von sich selbst) wie in einer Art Himmel» reich, wenn es auch sehr wenige waren. Es gab andere, die so dran waren, dass sie sich in zwei Jahren ein Vermögen machten (auf ehrliche Weise), wie sie es in Gottschee nie erreicht hätten (jetzt ist freilich auch das hin). Es gab solche, die ungefähr dran waren, wie einst daheim, nur insofern besser, als es jetzt mehr Geld gab. Sie gingen ruhig ihrer Arbeit nach, machten in keiner Beziehung Aufsehen. Wieder andere waren nicht so gut dran wie daheim, klagten aber nicht, taten ihre Arbeit und sagten, wenn man mit ihnen sprach: solange Krieg ist, müssen wir aushalten, dann werden wir erst trachten, weiter, d.h. zu unserem Recht zu kommen. So, wie diese zwei letzteren Arten, waren viele der auf die Höfe Eingewiesenen; entweder sie waren zufrieden oder sie hofften, dass nach dem Kriege alles vollständig geordnet werde.

Zu den Glücklichen und ganz Zufriedenen gehörten auch jene, die daheim fast nichts oder wenigstens nicht viel hatten, hier jetzt als Arbeiter sehr gut verdienten, viele und grosse Vorteile (Zuwendungen, Zulagen und dergleichen) wegen ihrer vielen Kinder hatten. Mehrere von diesen sagten, dass es ihnen noch nie so gut gegangen sei und dass sie jetzt wirklich glücklich seien.

Oben sagte ich «und manches Gute», dabei dachte ich an dies: Es gab Geld, man kann fast sagen, es lag auf der Strasse; denn jeder, der nur irgendwie wollte, konnte genug verdienen. Das heisst schon was für unsere Gottscheer, wenn es Geld gibt. Im allgemeinen (gilt natürlich nicht für jeden) hatten unsere Leute noch nie so viel Geld wie jetzt. Mädln, kaum der Schule entwachsen, waren «Angestellte» in Kanzleien, auch wenn sie nicht schön und nicht richtig schreiben konnten, hatten ihre monatliche Bezahlung als Kanzleifräulein oder «Angestellte». Da gab es allerhand Leute in Kanzleien, auch ältere, die es sich in ihrem Leben nie hätten träumen lassen, dass sie einmal auf diese Art angestellt werden könnten. Zu dem war alles, was man zu kaufen bekam, sehr billig, und man bekam, wenigstens anfangs, alles, was die Karten anzeigten. Für einige Sachen brauchte man Bezugscheine, auch die waren zu haben. Einige kauften viel Unnötiges, diese konnten mit dem Gelde nicht umgehen, weil sie früher nie eines hatten. Sehr gut war auch die soziale Fürsorge für die kleinen Kinder, besonders für Säuglinge,

und für kinderreiche Familien. Es gab Familien, die glaubten, es könne überhaupt nicht mehr besser gehen. Unter ihnen waren welche (Faule!), die der Meinung waren, sie würden in ihrem Leben nicht mehr au arbeiten brauchen. Trockenes Brot wurde wenig mehr gegessen, von Kindern schon gar nicht, immer war Butter oder Marmelade drauf. Das gilt auch von den ärmsten Leuten und von jenen Unzufriedenen, die fortwährend jammerten. Für Kinder gab es oft Süßwaren und dergleichen. Bezüglich der Ernährung war es hier im Siedlungsgebiet besser als anderswo im Reiche. Es gab zu essen, gut und nicht wenig, die Nicht-Selbstversorger waren mit Fett etwas schwach dran, aber Fleisch haben die Gottscheer in der Heimat nie so ständig gehabt, hätten sich 's auch nicht leisten können. Einen, der daheim oft in andere Dörfer betteln ging, sah ich einmal in einem Gasthaus zur Nachmittagspansie einen kalten Braten essen und Wein dazu trinken; in diesem Falle mussten es wahrscheinlich die Kinder daheim büßen, denn schliesslich gab es doch nichts ohne Karten, Selbstversorger war er nicht (solche hatten nämlich ausgiebigere Karten). Es gab auch Wein, gar manche tranken für den Durst nicht mehr Wasser! Weitaus die Mehrzahl der Zufriedenen fühlten sich nicht nur selbst glücklich und freuten sich darüber, sie liessen jeden anderen gern an ihrer Freude und an ihrer Habe teilhaben und gaben mit vollen Händen jedem, der da kam. Es waren aber auch – zwar wenige, aber doch einige –, die das Gegenteil darstellten. Sie selbst lebten auf grossem Fuss, prahlten damit, vergönnten aber anderen nichts, ja spotteten andere, die das nicht hatten, boshaft und schadenfroh ins Gesicht, besonders solchen gegenüber, die es daheim besser hatten als sie. Das war gemein! Ich habe mich darüber sehr geärgert, obwohl ich sagen muss, dass sich mir gegenüber kein Gottscheer schlecht benommen hat; sie waren alle freundlich, gut und sehr entgegenkommend und auch so freigiebig, dass ich mich oft darüber wundern musste. Wären sie anderen gegenüber auch so gewesen, sie hätten manchen viel Ärger und bittere Stunden erspart!

Ungerechtigkeiten:

Das meiste von dem hier auf den letzten Seiten Geschilderten gilt sowohl vom ersten Jahre, da alle noch in den provisorischen Wohnungen waren, als auch für die folgenden Jahre, in denen ein Teil der Siedler schon in seine Höfe eingewiesen war.

Bei diesen Einweisungen kamen viele Ungerechtigkeiten vor. [Einigen] Leuten, die daheim grosse und sehr gut bewirtschaftete Bauernhöfe gehabt haben, wurde entsprechend gegeben; anderen ebenso guten Bauern und Besitzern wurden aber Sachen angeboten, die kaum den vierten Teil des ihrigen in der Heimat erreichten. Viele von diesen nahmen natürlich nicht an. Anderen wurden Angebote gemacht, die ihren Besitz in der Heimat um das zehnfache und mehr überstiegen. Manche nahmen an, andere weigerten sich mit Recht, Verpflichtungen einzugehen, für die sie Jahrzehnte lang zahlen müssten (es wurde dreissigjährige Abzahlung angeboten) ...

Bedenkliche Sachen:

Viele unserer Leute wurden weit weg angesiedelt, bei Marburg, Pettau und anderswo, so dass sie ganz getrennt von unserer Volke 100 und mehr km entfernt waren.

Auch wurden durch ungerechte Angebote absichtlich sogenannte «O-Fälle» geschaffen. Man bot den Siedlern solche Sachen an, die sie selbstverständlich nicht annehmen konnten. Das zweite und dritte Angebot war nicht besser. Da sie auch nicht annahmen, hiess es: es seien Leute, die trotz mehrer Angebote nicht zufrieden sein, wollen und daher nach Osten (O-Fälle), nämlich nach Polen geschickt werden sollen. Ich kenne einen Fall, in dem ein junger Gottscheer Bauer, dem dies angedroht wurde, sagte: «Herr St., bieten Sie mir einmal etwas an, was auch nur die Hälfte oder wenigstens ein Drittel dessen wäre, was ich daheim hatte, und ich werde annehmen!»

Wollte der St. die Gottscheer wirklich zugrunde richten, wie es manchmal aussah? Dennoch musste er in einzelnen Gemeinden auch gute Bauernhöfe schaffen, um seinen Vorgesetzten in Graz die Augen auswischen zu können.

Ausser den «O-Fällen», gab es auch «A-Fälle». Diese wurden schon daheim bei der sogenannten Durchschleusung als solche bezeichnet, sie bekamen in ihren «Umsiedlerausweis» ein «A» hinein. Es waren jene, die man als nicht vollwertig (scheinbar nach dem Rassen-Gesetz) betrachtete. Sie sollen von den anderen Gottscheern getrennt werden und ins Altreich (daher A-Fälle) kommen. Sie, nämlich die ganze Familie, wurden dann auch hinausgebracht und dort wieder getrennt von allen anderen in verschiedenen Fabriken als Arbeiter gesteckt, obwohl sie daheim Bauern waren und Besitz hatten⁹.

Alte und arbeitsunfähige Leute wurden fürsorglich in ein Versorgungsheim gebracht. Von mehreren wissen wir, dass sie nach Passau kamen. Von einigen auch, dass sie dort bald gestorben sind. Von den anderen? War es wirklich Fürsorge oder –?

Hier muss ich noch erwähnen, dass von offizieller Seite unseren Leuten gegenüber oft betont wurde, man wolle keine Slowenen und keine Gottscheer kennen, es gäbe hier nur «Unter-Steirer». (Im Jahre 44 sah man dann den Unterschied schon ein!) Auch versuchten manche Herren, den Gottscheer-Dialekt zu unterdrücken. Wogegen wir sagten: Solange der Wiener Weanerisch, der Preusse Preussisch und der Bayer Boarisch – werden wir Gottscheer Gottscheerisch sprechen! Als einmal im Luftschutzkeller eine Mutter ihren Sohn tadelte und die Lehrerin (eine Wienerin) sagte: «Hier wird Deutsch gesprochen», sagte ich ganz energisch: «Fräulein, das war deutsch, und zwar ganz deutsch!» Dann war sie still...

Nicht ganz 12'000 Gottscheer waren in die Gegend von Rann gekommen. Ein Teil, die A-Fälle, kamen ins Altreich, waren zerstreut, für die Gottscheer Volksgruppe verloren. Viele kamen einzeln in ferne Gegenden, Geschäftsleute in andere Städte, alle die

⁹ In der politischen und «rassischen» Überprüfung der Umsiedler bei der sog. Schleusung wurden diejenigen Personen als A- und O-Fälle eingestuft, deren Ansatz im annektierten Grenzgebiet der Untersteiermark wegen verwandtschaftlicher Beziehungen zu Slowenen und politischer Unzuverlässigkeit unerwünscht schien.

zählten für die Gesamtheit unseres Volkes nicht mehr. Wir waren viel weniger geworden. – Hier waren in jedem Dorfe auch noch slowenische Familien, mehr als wir in Gottschee unter uns hatten, in Rann selbst waren sie in der Überzahl. Ausserdem wurden zwischen unsere Leute herein auch Süd-Tiroler und viele Bessaraber angesiedelt. Wir Gottscheer waren nicht mehr unter uns. Die Art, wie man hier mit unserem Volke umging, liess nicht viel gute Hoffnung aufkommen. Nicht wenige unserer Leute hatten damals schon die Absicht, nach dem Kriege, sobald als möglich, suchen sie sich irgend etwas irgendwo in der Welt, hier bleiben sie nicht. Gottscheer als geschlossenes Ganzes würde es nicht mehr geben. Darum kam einem leicht der Gedanke, wir Gottscheer gehören ins Märchen: «Es war einmal ...»

Was half da der Unsinn, dass man verschiedenen Dörfern hier den heimischen Namen irgendeines Gottscheer Dorfes gab! Das hatte keinen Sinn, weil weder die Lage, noch die Grösse, noch die Bauart, noch irgend etwas und erst gar nicht die Bevölkerung dem entsprach, waren doch all diese Sachen oft gerade das Gegenteil von dem, wie es daheim aussah. Die hiesigen Dörfer waren mit unseren heimischen überhaupt nicht zu vergleichen. Ein Dorf trug manchmal den Namen eines heimischen, dessen Bewohner ganz anderswo angesiedelt waren. Zum Beispiel sah das hiesige Koflern am ehesten dem heimischen Grafenfeld etwas ähnlich, seine Bewohner aber waren weder von Grafenfeld noch Koflern (ausser 2 oder 3 Familien). Das hiesige Ebental war der krassste Gegensatz zum heimischen, man hätte es eher mit Kuntschen vergleichen können.

Die Propaganda hatte im Sommer 41 daheim den Leuten vorgemacht, sie würden genau so angesiedelt werden, wie sie daheim beieinander sind: Dorf für Dorf und Haus für Haus. Die Ortschaften werden dieselbe Lage und denselben Namen haben wie in der alten Heimat. Bei der Durchschleusung wurden gar noch die Einzelnen gefragt: Wen wünschen Sie als Nachbar? Das war schon gemeiner Spott! Von all dem hier war nur das eine, dass man mit unseren heimischen Ortsnamen sinnlos herumwarf, sehr zum Verdruss des Volkes. Es war schade um die heimischen Namen, sie hier zu missbrauchen. Da war z.B. eine Gemeinde (nicht Dorf) «Altlag», in der wohnte aber eine einzige Familie aus Altlag (Morscher, Nr. 17), hat das einen Sinn? Nichts war da, was irgendwie Altlag ähnlich gesehen hätte.

Sonderbares:

Vorhin habe ich ungerechte Angebote und Einweisungen erwähnt. Dazu noch: Ausser den Einweisungen, die den Vermögensverhältnissen einzelner Siedler keine Rechnung trugen, ausser den A- und O-Fällen, wurden Einweisungen und Umsiedlungen manchmal auch mit brutaler Gewalt durchgeführt, wenn sich die Leute sträubten, auch Waffengewalt angedroht. So wurde einem Altlager (F. P.) schon die Waffe an die Brust gesetzt, bis er endlich nachgab!

Endgültig eingewiesen war bis 1945 noch kaum die Hälfte der Gottscheer Siedler. Es hiess, es sei kein Platz mehr hier herum. Wir mussten uns fragen: wieso kein Platz? Bevor der erste Transport unserer Leute herkam, wusste man schon lange ganz genau

die Zahl der Leute, die kommen sollen, und auch auf den Quadratmeter genau, wieviel Grund jeder einzelne Siedler und alle zusammen hatten. Ungeklärt blieb auch die Frage, warum trotz des angeblichen Platzmangels hier unter den Gottscheern auch mehrere Süd-Tiroler und viele Bessaraber angesiedelt wurden. Hätte man nicht unsere Siedler hier lassen und die anderen dorthin geben können, wohin man Gottscheer geschickt hat und noch schicken wollte? Wenn hier kein Platz war, warum brachte man uns hierher, wohin wir nicht wollten – wir wollten in rein deutsche, nicht in slowenische Gegend! –, warum hat man nicht uns alle anderswohin gegeben? Bei diesem «Platzmangel» hatten die schönsten Häuser in der Stadt die Ämter und die Beamten, die wirklich luxuriös wohnten (ein alleinstehender Beamter eine ganze Villa für sich allein), und in den Dörfern draussen die DAG¹⁰-Verwalter für sich in Anspruch genommen, auch schöne Felder und schöne Weingärten. Diese Verwalter konnten tun, was sie wollten.

Anschliessend berichtet der Vf. über die Wirtschaftsweise der DAG, ihre Verwalter und eine Reihe skandalöser Missstände, über das Verhältnis der Umgesiedelten zu den noch ansässigen Untersteirern und ihre Eingliederung in die NS-Organisation, insbesondere auch ausführlich über die religiöse Haltung der Gottscheer und die kirchlichen Verhältnisse im Ansiedlungsgebiet.

Ein ganz besonders schlimmes Kapitel war die Unsicherheit für unsere Leute in der Nähe der Grenze, die Gefahr von Diebstahl, Raub, Mord und Entführungen. Die offiziellen Kreise bemühten sich sehr, unseren Bauern einzureden, dass es eine Ehre sei «Grenz- und Wehrbauer», der «Hofzaun» des Reiches zu sein. Das waren armselige Wehrbauern, die nichts hatten, womit sie sich hätten verteidigen können! Es hiess, sie sollen sich mit Hacken und Mistgabeln verteidigen (das wurde ihnen wiederholt wörtlich gesagt), die Räuber aber hatten Gewehre, Maschinenpistolen, Revolver und Handgranaten! «Für diese Ehre soll ich mich umbringen lassen? Danke dafür und pfeif darauf!» hörte man schimpfen.

Später gab es auch für die Unsrigen einige wenige Gewehre. Auch wurden Wachen zu zwei Mann für ein oder zwei Dörfer und noch bis zum nächsten Dorfe bestellt, obwohl man wusste, dass die anderen immer in grossen Haufen kommen. Zeitweise wurden auch Wachen von 3 bis 10 Mann (für ein grösseres Gebiet) aufgestellt. Auch solche Wachen hätten sich der Übermacht nie stellen können. Im besten Falle hätten sie noch die Leute wecken können, damit sie flüchten sollen; für was anderes war diese Wache nicht, ausser, dass die Frauen und Kinder denken konnten, es sei doch eine Wache, und daher glaubten, ruhig schlafen zu können.

Die Banditen machten oft Raubüberfälle. Sie kamen auf der einen Seite über die Grenze herüber, auf der anderen aus dem von Slowenen bewohnten Gebieten. Ich erwähne mehrere aus der Umgebung: Reitz bei Weitental, wobei Rudolf Fink aus Altbacher Nr. 7 und Franz König aus Strasslein Nr. 1 erschossen wurden. Dann bei Koritno,

¹⁰ Deutsche Ansiedlungsgesellschaft.

wo bei Tag Hirt und Herde entführt wurden. Prilipe, obwohl das nicht an der Grenze lag; am hellen Nachmittag kamen Bewaffnete und raubten beim Mathias Kren, Altlag 2. Obereich, wo sie am Abend beim Schauer aus Langenton 19 beim Fenster hineinschossen, es gab Tote und Verwundete. Hafendorf, da wurde Hoge aus Oberwarmberg mitgenommen und im Weingarten erschossen; ein Dorf weiter (den Namen habe ich vergessen), ebenso noch ein Dorf weiter oben, wo ein Südtiroler erschossen wurde. Dann Steindorf, Pruschendorf, wo sie recht arg hausten und Finanzer ganz grausam ermordeten, einen 15jährigen Buben entführten, der aber nach einigen Wochen wiederkommen konnte. Mraschau (Masern) Mord und Raub im grossen; Gmajna, ferner Radelstein, wo es zu Ostern recht scharf und schlimm herging (auch Entführung). Auf der anderen Seite der Save: Kapellen (Raub und Sigmund aus Ebental erschossen), weiter draussen einige Male Raub und Mord und eine Entführung vom Felde weg (bei Tag), Ditmannsdorf, Sella, Kindsdorf, Brezina (das ganz an die Stadt angrenzt), Arnovo Sela, das Dorf weiter gegen Gurkfeld hinauf, die Station unter Lichtenwald usw.

Dann noch besonders die beiden grossen Einbrüche, geradezu militärischen Aktionen ähnlich, wobei sie weit ins Siedlungsgebiet kamen und einen Teil davon einige Tage besetzt hielten: Das eine Mal über Johannistal bis nach Savenstein, ganz bei Lichtenwald. Was fliehen konnte, floh natürlich. Das andere Mal über Radelstein bis gegen Arch, wo es fast aussah, als würden sie alles besetzen wollen. Immer wurde geraubt, oft auch gemordet, gebrandschatzt und Menschen entführt (von dem in Radelstein entführten Johann Wittine aus Rieg haben wir nie mehr etwas gehört). Es ist nicht alles aufgezählt und nur kurz erwähnt, aber es dürfte genügen, dass man sich die harte Lage unserer Leute etwas vorstellen kann. Wieviel Angst, Kummer, Sorgen und Schaden an Wäsche, Kleidung, Schuhen, Nahrungsmitteln, Geld, Wein, der einfach ausgelassen wurde, und Vieh jeder solche Überfall verursachte, brauche ich nicht zu schildern, es würde viel zu lang werden und könnte doch nie vollständig sein. Das Schlimmste ist, dass dabei auch Menschen ums Leben kamen, und zwar meistens wehrlose!

Wie gefährlich manchmal die Lage war, zeigte auch die Aufstellung von Stacheldrahtverhauen auf den beiden Brücken nach Rann (im Zentrum des Siedlungsgebietes!), womit diese Brücken bei Nacht abgesperrt wurden, und die scharfe Bewachung dieser Brücken durch starke Gendarmerie-Posten. Wäre zu solchen Zeiten auf unserer Seite des Wassers etwas los gewesen, so hätten auch wir nicht mehr in die Stadt flüchten können. Unsere Leute kritisierten mit Recht, es mache den Eindruck, die Herren in der Stadt wollen nur sich selber schützen. Es war für uns alles eher als beruhigend, diese Brücken gesperrt und so bewacht zu sehen.

Zum Kampfe gegen diese einbrechenden Scharen hat die offizielle Stelle die sogenannte «Wehr-Männschaft» gebildet. Das war eine Art militärischer Organisation, eine Abwehr-Miliz konnte man sagen. Sie bekamen eine gelbliche, unsympathische Uniform. Unsympathisch und ungut war diese ganze Einführung. Diese Formation war doch wieder nicht zum Schutze unserer Leute da, die Wachen (wie ich sie oben beschrieben habe)

blieben Scheinwachen, wie sie waren. Wohl wurde die Wehrmannschaft hie und da zum Kampfe gegen die einfallenden Banden eingesetzt (immer erst im nachhinein, wenn der Schaden schon gemacht war), aber sie wurde auch weit weg von unserer Gegend in rein slawische Gegenden gesandt – und für die Unsrigen war wieder niemand da. Unsere Leute hatten daher kein Interesse an dieser Organisation, sie lehnten sie ab. Einen Widerwillen gegen die Einreihung zur Wehrmannschaft brachte auch der Umstand, dass bei dieser auch viele Slawen («Volkstajtsche») waren, denen man nicht allen trauen durfte, weil manche von ihnen sehr unverlässlich waren, was wiederholt festgestellt wurde¹¹. Auch die Stellen, die früher die Gottscheer und Untersteirer unbedingt gleichschalten wollten, kamen jetzt zur Erkenntnis, dass doch ein grosser Unterschied zwischen den einen und den anderen war. Wenn unsere Männer murrten, dass sie so weit weg von ihren Leuten in slawische Gegenden geschickt werden, hiess es, man könne an so gefährdeten Orten doch nur die verlässlichen Gottscheer, nicht aber die unverlässlichen Untersteirer brauchen. Leider war auch das wieder ein Schaden für die Gottscheer, da dies mandien das Leben kostete.

Zwar bestand keine gesetzliche Handhabe, unsere Leute zur Wehrmannschaft zu zwingen, aber man zwang sie doch. Wenn sich einer dagegen sträuben wollte, wurde er eingesperrt oder anders bestraft. Verlor einer der Wehrmannschaft das Leben, was mehrere traf, erhielt die Familie eine einmalige kleine Unterstützung. Fiel aber einer im Kampfe bei der Wehrmacht (regelrechtes Militär), so wurde für die Familie dauernd gesorgt. Wegen des Widerwillens gegen die Wehrmannschaft und wegen der so verschiedenen Auswirkung auf die Hinterbliebenen meldeten sich manche lieber zur Wehrmacht, um von der Wehrmannschaft freizukommen. – Die Wehrmannschaft wurde

¹¹ Dazu hat der Vf. in einem früheren Kapitel seines Berichtes vermerkt: «Als die Umsiedlung oder Rücksiedlung, wie man dies auch nannte, begann, da liess man jeden umsiedeln, der es wollte, und nannte ihn «volksdeutsch», auch wenn er nicht Deutsch sprach und das Deutsche gar nicht verstand. So kamen aus allen slawischen Ländern Leute mit, die nicht Deutsche waren. So auch aus dem Gottscheer Lande Slowenen, die früher nie daran dachten, deutsch zu sein, die kein Gottscheer je für deutsch hielt, wie er diese auch nachher nicht als Deutsche anerkennen wollte. Viele solcher Menschen waren schon in den Städten Graz, Wien und im Reiche. Wurden solche von Einheimischen angesprochen, verstanden sie oft nichts und sagten: «Ich nix tajtsch, ich folkstajtsch!» Damit hat das an und für sich richtige und schöne Wort «volksdeutsch» die berichtigte, man muss schon sagen verwünschte Bedeutung, die es heute hat, die unseren Leuten Verachtung und viel Unangenehmes einbringt, weil sie mit solchen Leuten, unter denen auch Verbrecher sind, in einen Topf geworfen werden.

In der Untersteiermark, wohin man die Gottscheer, wie schon erwähnt, gegen ihren Wunsch und Willen brachte, gab es viel «Volkstajtsche». Sie hatten bisher nie daran gedacht, deutsch zu sein, wollten es auch nie werden, jetzt aber, seit der Besetzung, kam ihnen das vorteilhaft vor, besonders auch, weil sie hier daheim waren. Aber der grössere Teil der untersteirischen Bevölkerung wollte slowenisch bleiben und mit den Deutschen nur soviel mittun, als unter den gegebenen Verhältnissen notwendig war, um sich in der Heimat halten zu können. Die Beherrscher der Lage redeten ihnen ein, besser gesagt bemühten sich sehr, es ihnen einzureden, sie seien keine Slowenen, sie seien Deutsche, hätten nur die deutsche Sprache verlernt und sich einen slawischen Dialekt angeeignet. Man nannte sie offiziell: «heimattrue Unter-Steirer.»

manchmal auch sehr scharf eingesetzt. Ich erwähne nur das Letzte, das Schlimmste davon: bei Pettau gegen die Russen, also in der wirklichen Kampffront des Krieges, wofür sie gar nicht ausgebildet waren. Sie wurden dort von SS-Männern als angeblich freiwillige Truppe an aussichtsloser Stelle direkt in den Tod getrieben. Eine Gottscheer Kompanie der Wehrmannschaft (ich glaube es war die zweite) wurde dort an einem Tage fast ganz aufgerieben.

Am Gründonnerstag, dem 6. April 1944, gegen 4 Uhr nachmittags, bekamen wir die ersten Bomben. Bis dahin hatten wir sehr oft den Einflug der feindlichen Flieger angeschaut, haben die Flieger gezählt und sahen ihnen nach, bis sie weg waren. Einige Male zählten wir 200 bis 300 Bomber, die in geschlossenen Formationen über uns hinwegflogen, zurück kamen sie sehr zerstreut und einzeln. Am Josefi-Tag 1944 haben wir bei einem solchen Einflug auch einem Luftkampf zugeschaut, es war sehr interessant, wir sahen auch Abgeschossene stürzen, Angst hatten wir keine, da hier noch nie etwas geschehen war. Es fiel auch niemandem ein, einen Luftschutzunterstand aufzusuchen, ausser in der Stadt, wo sie mussten. Von jenem Tage an, da die ersten Bomben gefallen sind, wurde es anders. Zwar waren es die kleinsten Bomben, aber es waren Hunderte. Glücklicherweise trafen die meisten nicht, d.h. sie fielen auf freies Feld und viele in den Wald knapp hinter unserem Dorf, und doch verursachten sie viel Schaden an Menschenleben, an Gesundheit, an Tieren und Gebäuden. Am Ostersonntag wurden 17 Opfer gemeinsam begraben (parteiamtlich, kirchlich konnte ich sie erst später einsegnen), etwa 10 dann noch nach und nach, wie sie an den Folgen der Verwundungen starben ...

Die Flieger kamen immer öfter, später die Tiefflieger regelmässig täglich zweimal. Die meisten Angriffe hatte Brückl (Dobova), das mehrmals auch schwere Bomben bekam und viel zu leiden hatte, es gab dort viele Tote. Hie und da fielen auch vereinzelt Bomben in irgendein abgelegenes Dorf. Es war kein Trost, wenn es hiess, «das sind Notabwürfe», denn sie zerstörten Häuser und Menschenleben. Der Bahnhof in Gurkfeld wurde am Christtag heftig angegriffen. Das Haus, in dem der Gottscheer Arzt Dr. Röthel wohnte, war in der Nähe. Es erhielt einen Volltreffer, alle im Hause fanden den Tod. Da die beiden Söhne der Familie auf Urlaub daheim waren, um mit ihren Eltern Weihnachten zu feiern, kam somit die ganze Familie ums Leben.

Die Fliegergefahr ging vielen Menschen sehr auf die Nerven. Zweimal musste ich vor Tieffliegern im Strassengraben Schutz suchen, da ich eine andere Zuflucht nicht mehr erreichen konnte. Das eine Mal piffen Sprengstücke der Abwehr über mir, ich dachte daran, dass Sprengstücke der Abwehr ebenso «ungesund» wären wie solche der Angreifer. Wo noch keine Bomben gefallen waren, dort fürchteten sich die Leute nicht besonders vor den Fliegern, welche aber schon dabei waren, welche Tote, Verwundete und Blut gesehen hatten, die flohen bei Tag und Nacht, wenn Fliegeralarm gegeben wurde.

An massgebender Stelle rechnete man damit, dass die Kriegsfront über Serbien und Kroatien herauf auch über unser Gebiet kommen werde. Daher wurde «Stellungsbau»

angeordnet. Alles musste mitarbeiten, Panzergräben ausheben. Schützengräben, Unterstände und Hindernisse aller Art wurden vorbereitet, Brücken und Strassen für Sprengungen vorbereitet. Manchmal schossen in diese Gruppen von arbeitenden Menschen (auch weibliche Arbeiter) Tiefflieger drein. Es war eine wilde Zeit, und sie wurde es von Tag zu Tag mehr. Man spürte schon die Nähe der Front – und doch durften die Leute noch nicht abwandern!

Im Folgenden berichtet der Vf, über die Evakuierungsvorbereitungen und die Flucht bei Kriegsende, über seine Erlebnisse unter dem jugoslawischen Nachkriegsregime in verschiedenen Internierungs- und Arbeitslagern und einem Lazarett bis zu seiner «Repatriierung» nach Österreich Anfang Januar 1946¹¹, über die Verhältnisse in einigen Flüchtlingslagern in Österreich und über die allgemeine Lage der geflüchteten und aus Jugoslawien vertriebenen Gottscheer,

Nr. 3

Bericht des Landwirts K. R. aus Windischdorf (Slovenska vas) in der Gottschee.

Original, 6. März 1958, 16 Seiten, handschriftlich (hschr.). Teilabdruck.

Die Umsiedlungs-Propaganda unter den Gottscheer Deutschen; das Verfahren bei der Registrierung, der Vermögensübergabe und der Überführung der Umsiedler in die Untersteiermark Ende 1941; Vorgänge bei ihrer Ansiedlung und die Verhältnisse im Ansiedlungsgebiet, Partisanenüberfälle.

Zu Beginn des Krieges zwischen Deutschland und Italien einerseits und Jugoslawien andererseits waren wir Gottscheer davon überzeugt, dass binnen kurzer Zeit unser Land von deutschen Truppen besetzt sein wird und wir demnach in das Deutsche Reich eingegliedert werden. Die Enttäuschung war aber sehr gross, als an Stelle der deutschen die italienischen Truppen unser Land besetzten. Auf diese Wendung war meiner Meinung nach niemand gefasst.

Die ersten Nachrichten, dass wir vom Deutschen Reich umgesiedelt werden sollten, trafen ungefähr Ende Mai 1941 ein. Ich sowie auch der grösste Teil der Gottscheer glaubten nicht daran, dass es Wirklichkeit werden sollte. Unser allgemeines und ganzes Streben war nur, der Scholle unserer Heimat treu zu bleiben, auch für die Zukunft. Es setzte ein grossangelegter Propagandafeldzug für die Umsiedlung ein, der von Reichsangehörigen eingeleitet wurde, mit dem Ruf: Heim ins Reich. Diese Propaganda unterstützten einige aus dem Kreise unserer Landsleute, die dann später als sogenannte Führer der

¹¹ Teilabdruck unter Nr. 28 und 74.

Gottscheer fungierten, ohne eine Zustimmung des Volkes einzuholen. – Diese Personen waren ab 1939 zum grossen Teil in der Hebung unserer Landwirtschaft tätig. – Diese Führer veranstalteten Zusammenkünfte in allen Teilen des Kreises Gottschee und machten der Masse die Umsiedlung schmackhaft. An einer solchen Versammlung mit zahlreichen Teilnehmern, wo auch ich anwesend war, wurde von unseren Führern versprochen, dass wir in der neuen Heimat im Deutschen Reich schöne und modern eingerichtete Bauernhöfe erhalten werden. Man versprach uns auch, dass durch die Umsiedlung niemand einen Schaden erleiden werde, das Deutsche Reich bürge dafür. Die Höfe würden in Form und Wert des jetzigen Hofes gleichgestellt. Wir haben insofern eine Verbesserung zu erwarten, da der Boden in der neuen Heimat ertragreicher wäre als der unsere ist. Durch das feste Halten unseres Deutschtums will uns das Deutsche Reich in eine verbesserte Lage versetzen.

Das waren die ersten Kundgebungen. Es wurde uns aber verschwiegen, wo unsere neue Heimat im Deutschen Reich sein wird. Wenn die Bevölkerung gewusst hätte, wo die neue Heimat sein wird, hätte sich meiner Meinung nach niemand an die Umsiedlung angeschlossen, bis auf die Führer. Durch das rosige Versprechen unserer Führer wurde der grösste Teil der Bevölkerung für die Umsiedlung begeistert. Diese Begeisterung sank jedoch in kurzer Zeit wieder, so dass ein grosser Teil der Bevölkerung dagegen war. In einer anliegenden Ortschaft waren alle Bewohner gegen die Umsiedlung, ebenso auch ich. Ich ging an den Abenden öfters dorthin, und wir berieten uns. Wir alle waren der Meinung, es wäre besser, die Umsiedlung bis zur Beendigung des Krieges hinauszuschieben. Eines Tages kam dann ein Bericht, der die Gegner der Umsiedlung auch zur Niederlage brachte. Von wo dieser Bericht eingegangen ist, weiss ich nicht mehr genau. Meiner Meinung nach war es von einer amtlichen deutschen Verwaltung. Diese Bekanntmachung lautete: Das Deutsche Reich will sein Grenzgebiet mit seiner eigenen deutschen Nation bevölkert haben. Desgleichen will auch Italien sein Grenzgebiet mit italienischer Bevölkerung besiedeln. Wer nicht nach Deutschland umsiedeln will, hat zu erwarten, dass er von der italienischen Regierung nach Sizilien (Italien) umgesiedelt wird. Die meisten glaubten es. Somit haben sich dann auch die Gegner für die Umsiedlung entschlossen, in der Meinung, es wäre doch besser in Deutschland zu leben als in Italien. Auch ich habe mich dann angeschlossen, aber es blieb mir auch für weiterhin eine bedenkliche und riskante Angelegenheit.

Als die Führung sicher war, dass die Propaganda ihre Wirkung getan hat, begann man mit der Erfassung der Umsiedlungswilligen. Es wurden Fragebögen verteilt, in die man das zurückzulassende Vermögen eintragen musste und ebenso auch das mitzunehmende. In den Waldbesitzungen wurden die Holzstämme ab 20 cm Durchmesser erfasst und nach Mass in den Fragebögen eingetragen. Ebenso wurden auch Haus und Hof ausgemessen und die landwirtschaftlichen Geräte, Produkte und Vieh registriert. Die Erfassung des Vermögens wurde geteilt in das Mitzunehmende und in das Zurückzulassende. Es wurden unparteiische Männer aufgestellt, um die Güter nachzuprüfen und festzustellen.

len, ob die Aufnahme richtig sei. Dann erfolgte eine Schätzung durch eine Schätzungskommission. Es wurde protestiert gegen die niedrige Schätzung des Vermögens, das man zurücklassen musste. Aber unsere Führer versprachen uns, dass in der neuen Heimat die uns zugeteilten Höfe und Güter nach demselben Massstab bemessen werden wie das zurückgelassene Gut.

Als die Umsiedlung im Oktober 1941 vorbereitet wurde, war die Stimmung teils froh, teils gedämpft. Denn es war klar, dass diejenigen, die nichts oder wenig hinterliessen, der alten Heimat unbekümmert den Rücken kehrten, in der Hoffnung, dass sie in der neuen Heimat im Reich etwas Besseres zu erwarten haben werden. Die Grund- und Hausbesitzer verliessen ihre Heimat aber mit gemischten Gefühlen, denn sie wussten nicht, was ihnen die Zukunft bringen wird. Ich sowie die anderen Umsiedler wussten noch immer nicht, wo unsere neue Heimat sein wird. Dem Versprechen unserer Führer, mit dem Ruf: Heim ins Reich, vertrauten wir und glaubten, dass unsere neue Heimat im Deutschen Reich sein wird.

Als der Sonderzug für die Registrierung der Einwandererzentrale zirka den 20. Oktober 1941 in Gottschee eintraf, erfolgte die Registrierung der Umsiedler. In einigen hintereinanderfolgenden Tagen wurden an jedem Tage über 100 Familien registriert. Die ca. 50 Familien meiner Ortschaft betraten den Sonderzug hintereinander. Es dauerte einige Stunden, bis wir in den durchgehenden Abteilungen mit der Registrierung bis an das Ende des Zuges kamen. Der Reihenfolge nach, wie wir aus dem Zuge kamen, mussten wir uns in einem Warteraum bereithalten, bis alle zusammen waren. Wir gingen dann geschlossen zum Büro der DUT¹ und stellten uns dort auf. Der Reihe nach gaben die Umsiedler ihre Unterschrift, ohne dass man uns vorher aufgeklärt hätte, was man unterzeichnet. Es wurde bei der Unterzeichnung dafür gesorgt, dass die Unterschriften ohne Zwischenpausen hintereinander erfolgten, und sie gaben den Umsiedlern keine Möglichkeit, einen Einblick in den Vertrag zu machen. Die Umsiedler waren in der Meinung, dass sie mit ihrer Unterschrift nur die Registrierung im Sonderzug unterzeichnet hätten. Erst in späterer Zeit kam es an die Öffentlichkeit, dass mit dieser Unterschrift auch die Überlassung von Haus- und Grundbesitz an die DUT erfolgt ist. Im Unterzeichnungsbüro waren einige Beamte der DUT und zwei Beisitzende, Führer unserer Landsleute.

Bald nach der Registrierung wurde die Umsiedlung eingeleitet. Nachdem drei Transportzüge Gottschee verlassen hatten, setzte eine Pause ein. Diese ersten Umsiedler wussten beim Abgang im Transportzuge noch nicht, wohin es ging. Erst als sie eintrafen, wussten sie, dass das die neue Heimat sei. Nach dem Eintreffen dieser drei Transportzüge in der neuen Heimat kam es dann einige Tage später auch im Kreise Gottschee an die Öffentlichkeit, wo unsere neue Heimat ist. Viele glaubten es nicht und hielten es für unmöglich, dass es war sei.

Nach dieser Zwischenpause wurde die Umsiedlung mit dem Abtransport wieder voll eingesetzt. Die DUT stellte mehrere Lastkraftwagen zur Verfügung, die das Um-

¹ Deutsche Umsiedlungs-Treuhand-GmbH, s. Bericht Nr. 1.

siedlungsgut zu den Bahnhöfen in der Stadt Gottschee und nach Mitterdorf brachten. Zum Teil wurden auch Pferdegespanne eingesetzt. Es verliessen jeden Tag je ein Eisenbahntransportzug Gottschee und Mitterdorf.

Als es bekannt wurde, dass unsere Heimat im deutsch besetzten Gebiet von Slowenien sei, und zwar an der kroatischen Grenze, trat wiederum ein grosser Teil Umsiedler als Gegner auf, trotzdem die Umsiedlung schon wieder voll im Gange war. Die Gegner suchten sich Auswege, aus der Schlinge herauszukommen, aber sie fanden keinen Ausweg mehr und mussten mit der Umsiedlung einverstanden sein. Es kamen mehrere Fälle vor, dass die Umsiedler ihr Umsiedlungsgut von der Bahnstation auf eigene Kosten in ihre Heimat wieder zurückbeförderten. Die Führung setzte sich in solchen Fällen gleich ein, um den Leuten einen Schreck einzujagen; sie teilten den Umsiedlern mit, dass sie nichts mehr besitzen, weder Haus noch Grund, ihr Besitzum ist in den Händen der DUT und die gibt diesen Besitz nicht mehr zurück. Sie erklärten sich dann wieder als einverstanden, und das Umsiedlungsgut wurde zum zweitenmal auf die Bahnstation überführt.

Die Umsiedlung war meiner Meinung nach gut organisiert, um Stockungen zu vermeiden. Zuerst kamen die abgelegenen Dörfer am äussersten Rande des Kreises an die Reihe. Somit nahm der Anfang einen guten Verlauf. Zuletzt kamen die Stadt Gottschee und Mitterdorf zum Abtransport.

Als ich an die Reihe kam, war die Aussiedlung fast beendet. Ich verliess meine Heimat Gottschee von der Bahnstation Mitterdorf mit dem vorletzten Transportzug am 9. Januar 1942. Der letzte Umsiedlertransport verliess Gottschee um zwei oder drei Tage später. Ausser dem Mobiliar und Geräten durfte ich nur eine Kuh mitnehmen. Drei Kühe musste ich einen Tag vor meinem Abgang an die italienische Verwaltung abgeben. Volksdeutsche sind in meiner anwesenden Ortschaft zurückgeblieben: drei Familien und ein einzelstehender Mann. – Eine Familie mit drei Personen wurde im Jahre 1946 von dort ausgewiesen (nach Österreich zugezogen). Zwei Familien leben noch dort auf ihrem Besitz. Der einzelstehende Mann lebt als Untermieter dort.

Als ich mit meiner Familie mit meinen Ortsangehörigen in Gurkfeld ankam, wurden wir dort von den Vertretern der DAG² willkommen geheissen. Als Unterkunft für die erste Nacht wurden wir in den Behelfsräumen neben dem Bahnhof untergebracht. Nächsten Tag wurden wir registriert. Die DAG stellte uns Fahrzeuge zur Verfügung, die unser Umsiedlungsgut an Ort und Stelle brachten. Am späten Nachmittag kam ich auf dem zugewiesenen Hof bei Rann an. Es war ein trostloser Anblick. Die Fenster und Türen waren in sehr schlechtem Zustand. In den Wohnräumen lag verwehete Schnee. In dem verwahrlosten Stall, wo ich meine Kuh unterbringen sollte, war kein Platz. Ein Stall für drei Stück Vieh war mit fünf Stück besetzt. Zwei Stück wurden dann von der DAG aus dem Stall entfernt, damit ich meine Kuh unterbringen konnte. Am nächsten Tage musste

² Deutsche Ansiedlungsgesellschaft.

ich erst den Stall vom Sumpf befreien. Ich musste dann auch die Betreuung der anderen drei Stück übernehmen. Heizmaterial war nichts vorhanden; für die erste Nacht habe ich drei Stunden die Öfen mit dem zusammen» gefegten Mist vom Dachboden geheizt, aber die Räume blieben kalt, da sie schon längere Zeit nicht mehr bewohnt waren.

Der Winter 1941/42 war sehr kalt. Das nötige Brennmaterial war nicht vorhanden. Die Häuser, die die Umsiedler bezogen hatten, waren meistens in einem verwahrlosten Zustand. Die Gegend war ärmer als die in der Gottschee. Die Häuser und Höfe durchwegs in schlechterem Zustand als die, die wir verliessen. Am meisten störte mich sowie auch die anderen die Tatsache, dass aus diesem Gebiete die einheimische Bevölkerung, Slowenen, zwangsweise ausgesiedelt wurde. Wie sollte man in diesen Häusern schlafen, die man den anderen Leuten weggenommen hat! Einige Einheimische blieben noch dort, die auf Grund ihrer kroatischen Bürgerschaft nicht ausgesiedelt wurden. – Nun war es uns klar, warum man uns den Ansiedlungsort verschwieg.

Die Umsiedler bekamen für den Lebensunterhalt Fürsorgeunterstützung, insofern sie ein nicht hinreichendes oder kein Einkommen hatten. Diejenigen, die in der alten Heimat in einer staatlichen oder vertragsmässigen Dienststelle waren, wurden vom Deutschen Reich in einen solchen Dienst wieder eingesetzt. Diejenigen, die vor ihrer Umsiedlung in ihrer alten Heimat Gottschee schon ein Ruhegehalt bezogen hatten, hat das Deutsche Reich ebenso auch in diesem Sinne übernommen. Ich sowie auch alle anderen bekamen die zustehende monatliche Pension oder Rente vom Deutschen Reich bis zur Flucht am 1. Mai 1945.

Die Häuser und Höfe, die wir zuerst zugewiesen bekamen, waren nur eine vorläufige Regelung. Die ganze Verwaltung und Betreuung der Höfe und des Viehes lag noch in den Händen der DAG. Anschliessend, im Frühjahr 1942, wurde sämtlicher Grund noch von der DAG verwaltet und bearbeitet. Die DAG erfasste alle arbeitsfähigen Umsiedler und setzte sie zur Arbeit ein und bezahlte ihnen einen ganz minderwertigen Lohn als Feldarbeiter. Die Vermessung und Zusammenstellung der Höfe war nun auch schon in vollem Gange. Die DAG erfasste alle, die einen Anspruch auf einen Hof hatten, mit der Empfehlung, einen Hof anzunehmen. Die DAG hatte kein ausreichendes Druckmittel als Zwang, aber es wurde den Umsiedlern nahegelegt, einen Hof zu übernehmen. Viele waren in der Meinung, wenn sie dieses Angebot ablehnen würden, verfällt das Recht auf die Zuteilung eines Hofes und man würde uns den zurückgelassenen Hof mit dem niedrigen Schätzungsspreise ausbezahlen.

Im August 1942 wurde mit der Zuteilung der Höfe begonnen. Viele wollten den zugewiesenen Hof nicht annehmen, da er dem Wert des zurückgelassenen Hofes nicht entsprach. In einigen Fällen betrug der zugewiesene Hof kaum $\frac{1}{3}$ des zurückgelassenen Hofes. Es wurde dann den Umsiedlern zugesichert, dass diese Übernahme nur vorübergehend sei. Die endgültige Zuteilung sollte erst nach dem Kriege erfolgen. Den stark Geschädigten gab die DAG die Empfehlung, sich selbst von den noch vorhandenen Hö-

fen auszusuchen, welcher ihnen dann zugewiesen wurde. Der grösste Teil fügte sich und nahm die Höfe an. Es blieb jedoch noch ein Teil, die den zugewiesenen Hof nicht annehmen wollten.

Durch die Aufteilung der Höfe kam es zu einem teilweisen Druck für die Annahme der Höfe. Im allgemeinen wurden die Häuser, die man zuerst zugewiesen bekam, bei der nachträglichen Planung als Hofstellen vorgesehen. In vielen Fällen übernahm dann der Umsiedler auch den Hof seines bisherigen Wohnhauses. Es gab aber viele Fälle, dass ein anderer diesen Hof übernahm. Der bisherige Bewohner musste dann dieses Haus verlassen. Wo sollte er jetzt eine Unterkunft finden? Die DAG besorgte ihm keine Wohnung mehr. Es blieb ihm in diesem Falle nichts anderes übrig, als in ein verwaorlostes Haus einzuziehen, das nicht bewohnbar war, oder einen Hof anzunehmen. Es war bei mir auch derselbe Fall. Ich habe den zugeteilten Hof abgelehnt und habe dann die Hofstelle des mir zuerst zugewiesenen Hauses übernommen, trotzdem dass der Wert kaum $\frac{1}{3}$ des zurückgelassenen Hofes betrug. – Es gab aber auch einige, die nichts übernehmen wollten. Diese Leute wurden in ein Lager nach Deutschland überwiesen. Erst im Lager erfuhren sie, dass sie als arbeitsscheue Menschen hier eingewiesen wurden. Im Lager hat es sich dann erst erwiesen, dass sie nicht arbeitsscheu seien, sondern nur, weil sie keinen Hof annehmen wollten. Als nicht schuldig wurden sie dann dort entlassen und kamen nach mehreren Monaten wieder zurück in das Ansiedlungsgebiet. – Bei einigen, die in ihrer Heimat einen grösseren Hof hatten und nichts Passendes fanden, sorgte die DAG für eine Wohnung im Ansiedlungsgebiet, bis sich ein passender Hof finden würde.

Die Bewirtschaftung der Höfe ging gut weiter, und die Umsiedler lieferten ihr Soll von der Ernte vorschriftsmässig ab. Als mir der Hof im Ansiedlungsgebiet in Munkendorf zugeteilt wurde, erhielt ich von der DAG ein paar Ochsen und eine Kuh. Ich bewirtschaftete den Grund sorgfältig, aber es war für mich und meine Familie immer ein unangenehmes Gefühl, in einem Hause zu schlafen, das man dem Eigentümer weggenommen hat. – Im Frühjahr 1943 kam der ausgesiedelte Hausbesitzer aus Schlesien auf einige Tage Urlaub in seine Heimat. Die Wohnung hatte er für diese paar Tage bei einem ansässigen Kroaten, der nicht ausgesiedelt wurde, und liess bei mir anfragen, ob er mich besuchen darf und sein Haus wiedersehen kann. Ich hiess ihn willkommen. Er hielt sich ein bis zwei Stunden bei mir auf. Er berichtete mir, dass sein Sohn durch die schweren Folgen der Aussiedlung in Schlesien gestorben sei, und er hat ihn jetzt in seine Heimat überführt und hier beerdigt. Jedenfalls hat er die Hoffnung gehabt, in seine Heimat wieder zurückzukommen. Ich gab ihm dann ein Paket mit Lebensmitteln auf die Reise mit.

Im Jahre 1943 waren auch die Partisanen schon stark verbreitet und machten ihre Raubzüge. Meine Ortschaft war weniger gefährdet und hatte keine solche Besuche. Bei der Wache gegen Partisanenüberfälle wurden wir zusammengeschlossen in eine Wachkompanie unter der Leitung der Gendarmerie. In den Zeiten, wenn Gefahr drohte, wurden wir gruppenweise der Grenzzollschutzwache zur Verstärkung der Nachtwache zu-

gewiesen. An einem sehr gefährdeten Stützpunkt in der Ortschaft Globočice konnte bei den ersten Raubzügen soviel Widerstand geleistet werden, dass sie mit einer kleinen Beute abziehen mussten. Nach dieser Zeit zog die Bevölkerung jeden Abend in die anliegenden weniger gefährdeten Ortschaften. Die Wache betreute dann ihr Hab und Gut über die Nacht, und am frühen Morgen kamen sie wieder zurück. – Einige Monate später kam eine grössere Gruppe Partisanen von mehreren hundert Mann, sehr gut bewaffnet, Mitte der Nacht an. Die Wache entdeckte sie gleich, wie sie die Ortschaft einschlossen, und bemerkte es, dass ein Widerstand unmöglich sei. Die Wache von 12 bis 14 Mann suchte sich ihre Schlupfwinkel, so gut sie konnten. Zwei Mann verkrochen sich sogar unter einen Schweinestall. Die Partisanen fühlten sich sodann sicher und kümmerten sich um die Wachmannschaft nicht mehr. Sie luden die Beute auf geraubte bzw. mitgebrachte Fuhrwerke auf. Das ganze Vieh, Pferde und Schweine nahmen sie mit in Richtung der kroatischen Grenze. Nach dem Auzug kam die Wachmannschaft mit dem Schreck davon. (In dieser Nacht war ich nicht dabei, ich hatte eine Nacht zuvor Wachdienst.) – Diese Umsiedler zogen dann in andere Dörfer um und gaben ihre Höfe auf. Diese Ortschaft wurde dann nicht mehr bewohnt und der umliegende Boden nicht mehr bearbeitet.

Die Partisanen zeigten sich bei den Überfällen gegen die Bevölkerung harmlos, soweit ihnen die Bevölkerung nichts entgegenstellte. Es kam aber auch vor, dass aus unserem Kreise jemand mitgenommen oder abgeholt wurde und nicht wiedergekommen ist. Es waren nur Einzelfälle. Die Namen sind mir nicht mehr bekannt.

Im Jahre 1944 waren wir alle schon der Ansicht, dass wir einer schlechten Zukunft entgegengehen.

Im Folgenden berichtet der Vf. über die Evakuierung und vergebliche Flucht bei Kriegsende, Über die Ausplünderung der Flüchtlinge durch die Partisanen und ihren Abschub nach Österreich Ende Mai 1945³.

Nr. 4

**Bericht des Pfarrers Ferdinand Sommer aus Schutzberg (Glogovac),
Bezirk Prnjavor in Bosnien.**

Abchrift (vom Vf. durchkorrigiert und bestätigt), Frühjahr 1958, 178 Seiten, mschr. Teilabdruck¹.

Die Ereignisse in der deutschen Siedlung Schutzberg in Bosnien von April 1941 bis zur Umsiedlung der deutschen Bevölkerung im November 1942.

In seiner Darstellung der Geschichte Schutzbergs berichtet der Vf., der von 1920–1942 Pfarrer der evangelischen Gemeinde war, über das Schicksal der deutschen Siedlung seit ihrer Gründung (1895) im versumpften Waldgebiet des Ukrinatals (Ukrinski Lug) und der Verlegung auf den

³ abgedruckt unter Nr. 29.

Höhenrücken Glogovac (1902/03) in ihrer durch die Ungunst der Lage und verheerende Unwetter bedrohten Entwicklung bis zu ihrer Auflösung durch die deutschen Umsiedlungen im Zweiten Weltkrieg.

Der deutsche Siedler in Schutzberg und anderwärts war im Durchschnitt weder Held noch Schwächling, man darf ihn weder verhimmeln noch verwerfen. Genauso wie man nach dem Tun und Treiben eines Einzelnen nicht ein ganzes Volk beurteilen darf, so darf dies auch nicht in einer Siedlung geschehen. In keiner Richtung. In einer Siedlung deutscher Menschen im anderssprachigen Gebiet wird gelacht und geweint, geschuftet und gefaulenzt, gibt es ehrliche und unehrliche Leute, Heiliges und Unheiliges. Ein Urteil über die Siedlung und über die Siedler in einem Satz ist immer verfehlt, ganz gleich ob es aus guter oder böser Absicht kommt.

Schutzberg liegt so weit von den deutschen Siedlungen Bosniens und denen ganz Jugoslawiens entfernt, dass es zu keiner Verbindung kommen konnte, kein Austausch von Erfahrungen, Gedanken und Erlebnissen möglich war. Darin lagen manchmal Vorteile, meistens wirkte sich aber diese Abgeschlossenheit nachteilig aus. Die Vereinsamung lässt das Gefühl des Vergessenseins und der Ohnmacht aufkommen. In der Einsamkeit konnte die Tatsache des Verbundenseins mit einer grossen Volksgemeinschaft auf Gedeih und Verderb kaum fördernd oder hemmend wirken. Der Siedler lebte sein einsames deutsches Leben, hielt am Überlieferten fest und liess nicht davon. Die Abwehreinrichtung gegen Fremdes lag ihm schon im Blute. Angriffe auf Volkstum, Sitte, Herkommen und Glauben zeitigten stets eine stärkere Widerstandskraft in ihm. «Das ist eine Ehre für einen Deutschen», «das tut kein Deutscher» und «das ist eine Schande für einen Deutschen» waren nicht nur Redensarten, sondern tiefstes Volksbewusstsein. Erfreulicherweise erschöpfte es sich nicht darin. Gewiss, es wäre falsch, wenn man nicht sagen würde, dass es auch Dorfpolitik und Dorfpolitiker gab, dass es zu Reibereien und Streitereien kam. Das verhindert aber nicht, dass die Siedler in grossen und letzten Fragen einig und geschlossen waren, sich gegenseitig halfen, soweit dies nur möglich war. Und in manchen Stunden stieg trotz aller Abgeschlossenheit dennoch der Gedanke empor an eine Verbundenheit mit etwas, das freilich ganz fern war, dem Siedler aber restlose Erfüllung bedeutete: Deutsche Heimat und deutsches Volk!

Die Verhältnisse im Lande, die Erfahrungen, die er machte, brachten es mit sich, dass der Siedler von Anfang an allen Menschen und Dingen ein grosses Misstrauen entgegenbringen musste. Er erwartete nichts Gutes und Selbstloses von anderen Menschen, auch dann nicht, wenn zweifellos gutes und selbstloses Handeln vorlag. Irgend-

¹ Dem Bericht über die Ereignisse 1941/42 liegt eine erste Niederschrift (nach erhalten gebliebenen Aufzeichnungen, Briefen usw.) vom Dezember 1950 zugrunde. – Der gesamte Bericht wurde inzwischen veröffentlicht in: F. Sommer, Geschichte der deutschen evangelischen Gemeinde Schutzberg in Bosnien 1895-1942 / Das Schicksal der Bosniendeutschen 1942-1960; im Selbstverlag des Vfs., Altenkirchen (Westerwald) 1960.

ein Vorteil des Betreffenden war nach der Ansicht des Siedlers doch die Triebkraft seines Tuns. Wer einen Einblick in die Geschichte des Siedlers und der Siedlung hat, kann diese Einstellung gut verstehen. Der Siedler wurde oft, zu oft, wie man zu sagen pflegt, «hinterherum» geführt und kam oft, zu oft, nur durch Bestechung, auch bei staatlichen Stellen, zum Ziele. Das gehörte mit zu dem Schwersten und Verderblichsten.

Schutzbergs grosser Nachteil war, dass die Siedler keine Überlieferung mitbrachten, dass sie wohl Deutsche und Evangelische waren, aber aus den verschiedensten Gegenden kamen und kein festes Brauchtum mitbrachten. Bezeichnend war es, dass sich im Laufe der Jahre eine fast eigene deutsche Mundart bilden musste, die pfälzisches, hessisches, schwäbisches und anderes Sprachgut enthält. Es bedurfte langer Jahre und vieler Heiraten, bis der Galizianer, der Zipser und der Batschkaer als «Stamm» allmählich zum Verschwinden kam und daraus der Schutzberger wurde².

Eine gemeinsame Volkstracht konnte es natürlich nicht geben. Es kam zu einem Ausgleich, der für die Frau das langweilige dunkle Kleid mit dunklem Kopftuch und für den Mann ebenfalls den dunklen Anzug brachte. Die Jugend kleidete sich lichter, eine Tracht hatte sie nicht.

Bewusst wurde und wird das ganze Siedlerleben von der Kirche geführt und diese Führung als etwas Selbstverständliches anerkannt. Immer war sie die Stelle, an die sich der Siedler in allen Lebenslagen wandte. Und sie hat die schöne, aber auch überaus verantwortungsvolle Aufgabe, ihm in alltäglichen und letzten Fragen Erzieher und Führer zu sein.

Ehen mit Andersvölkischen und Andersgläubigen galten als etwas Verächtliches. Solche, die Volkstum und kirchliches Bekenntnis aufgaben, waren kaum unter uns. Sie wurden auch nie von den Siedlern verstanden oder entschuldigt. Das starke Festhalten an dem von den Vorfahren Übernommenen schuf die Abwehrstellung dem Fremden, der Umgebung gegenüber. Man konnte nicht aus seiner Haut fahren. Und ein Wechseln, ein Fallen auf eine Seite, die Gewinn, Sicherheit und andere Dinge zu bieten hatte, konnte nur als etwas angesehen werden, das zu verachten war.

Es wurde diese Einstellung des deutschen evangelischen Siedlers oft als Untreue dem Staate gegenüber angesehen und das Aufgehen in Sprache und Volkstum desselben gefordert und angestrebt. Die Erfüllung dieser Forderung hätte mit einer Untreue zur Ver-

² Bei einer Bestandsaufnahme der Siedlung im Jahre 1937 wurde auch die Herkunft der Siedlerfamilien festgestellt. Danach kamen aus:

Kroatien	1 Familie	Bukowina	20 Familien
Burgenland	1 Familie	Ungarn	24 Familien
Württemberg	1 Familie	Galizien	29 Familien
Batschka	6 Familien	Russland	29 Familien
Banat	7 Familien	Slawonien	39 Familien
Syrmien	8 Familien		

gangenheit begonnen, und es ist sicher, dass aus dieser nichts Gutes hätte kommen können. Nur unlautere Elemente können nach Bedarf und Forderung Farbe und Einstellung wechseln.

Das Verbleiben des Siedlers in Muttersprache und Mutterkirche schloss Treue zu dem Staate Jugoslawien nicht aus, sondern geradezu ein. Dem Staate gab der Siedler als Staatsbürger stets das, was er ihm zu geben schuldig war, oft sogar mehr. Vor einem Schuldigwerden des deutschen Siedlers in Bosnien wurde der Staat Jugoslawien diesem gegenüber schuldig. Doch wer kann hier über schuldig und nichtschuldig reden?

Schutzberg war eine reindeutsche Siedlung, in deren Mitte die serbische Schule, das serbische Pfarrhaus und die serbische Kirche standen. Diese Gebäude waren der Mittelpunkt der serbischen Ortschaft Ötrpci, die aus lauter weit auseinanderliegenden Streuhöfen bestand. Im persönlichen Verkehr und in Fragen der Nachbarschaft war das Verhältnis zwischen den Serben und Deutschen im allgemeinen ein gutes. Zu Spannungen kam es, wie es auch zwischen Serben und Serben, Deutschen und Deutschen dazu kommen konnte.

Wenn aber die Deutschen als Ganzes, die Serben als Ganzes genommen werden, dann war das Verhältnis zueinander wesentlich anders. Die Deutschen standen kulturell und wirtschaftlich höher und besser als die Serben. Die Deutschen waren sich dessen sehr stark bewusst und liessen das die Serben spüren. Letztere merkten es ohnehin, konnten das als sogenanntes Staatsvolk ohne Neid und Hass nicht hinnehmen. Die Deutschen hatten einen übermässig grossen Landhunger; Land, das von serbischer Seite verkauft wurde, ging meistens in deutschen Besitz über. Man sah in dieser Tatsache eine grosse Gefahr und verfolgte die Angelegenheit mit grosser Erbitterung. Das ging so weit, dass durch die Landesregierung der Verkauf von Land an Deutsche verboten wurde.

Mit einem Satz kann gesagt werden, dass man wohl den Deutschen im Lande in mancher Richtung brauchte, ihn aber nicht liebte, wohl auch nicht lieben konnte.

Die Deutschen waren von dem Gefühl beseelt, dass ihnen nicht immer das Recht würde, wenn es ihnen zustand. Dieses Gefühl war manchmal falsch, manchmal richtig. Die Deutschen litten oft und schwer unter Weide- und Flurschäden durch die benachbarte Bevölkerung, auch durch Holzdiebstahl in ihrem Waldbesitz.

Ursache aller Spannungen mit staatlichen Stellen waren Auseinandersetzungen in Fragen des Minderheitenrechtes. Denn das Gesetz zum Schutz der Minderheiten wurde in Jugoslawien in der Form, in der es vorgesehen war, nicht verwirklicht. Und die Mächte, die den Minderheitenschutz proklamiert hatten, nahmen seine Nichterfüllung und selbst die offensichtlichste Vergewaltigung der Minderheiten stillschweigend hin.

Der Aufstieg und die Machtentfaltung Deutschlands nach 1933 machten sich bis in das entlegenste deutsche Siedlungsgebiet des Südostens bemerkbar. (Es soll hier nicht über die Art des Aufstieges und der Machtentfaltung gesprochen werden, sie soll nur

festgestellt werden.) Man wagte nicht mehr, sich offen gegen die im Lande befindlichen Deutschen zu stellen, sondern machte diesen allerlei Zugeständnisse auf hartumstrittenen Gebieten des Lebens. Diese Zugeständnisse waren freilich nicht auf Freundschaft und Entgegenkommen gegründet, die Quelle dazu war ganz gewöhnliche Angst vor Deutschland. Der Druck von deutscher Seite tat noch ein übriges. Die Deutschen im Südosten Europas konnten die Erfüllung vieler Forderungen an die Staaten, in denen sie Heimatrecht hatten, eher mehr mit Zittern als Freude entgegennehmen. Erpresstes Entgegenkommen und erzwungene Zugeständnisse sind sehr fraglicher Gewinn. Es tauchte selbst in den Tagen stärkster Machtentfaltung Deutschlands die Frage auf, wie sich wohl alles gestalten würde, wenn einmal der Tag käme, an dem es im Lande keine Angst mehr vor Deutschland geben würde.

Es kam aber bald noch viel dazu, das fragen machen musste. Die bisherige völkische Führung im Südosten hatte durch ihren Einfluss mehr Bedeutung als irgendein Verein. Sie sah ihre Aufgaben ganz richtig mehr in der Abwehr als im Angriff. Nach der Übernahme der Staatsgewalt in Deutschland durch den Nationalsozialismus entbrannte im südosteuropäischen Raume zwischen den bestehenden Führungen der deutschen Volksgruppen und jüngeren vordringenden Kräften ein Kampf um das Führungsrecht, der sehr oft beschämende Formen annahm. Der Ausgang dieser Auseinandersetzung war vorauszusehen, da die jüngeren Kräfte jedes Mittel zur Stärkung ihrer Position benutzten und sie auch von reichsdeutscher Seite unterstützt wurden. Sie rissen die Führung an sich, ohne die Mehrheit der Deutschen des Landes hinter sich zu haben. Sie bauten eine Organisation auf, die in Namen und Art der Parteiführung des Reiches ähnelte. Von vornherein konnte das nicht als Gewinn für das Deutschtum im Südostraum angesehen werden³.

Nach einigen Bemerkungen über die Umstellung in der Führung des Schwäbisch-Deutschen Kulturbundes und die neuen Einrichtungen der Volksgruppenorganisation gibt der Vf. einen Brief an die Leitung des Kulturbundes vom Februar 1939 wieder, worin er sich gegen Angriffe eines führenden Funktionärs gegen die evangelische Kirche in Bosnien verwahrte, und erwähnt weiter, dass die politischen Aktionen des Deutschen Reiches seit 1938 und vor allem der Krieg gegen Polen ein wachsendes Misstrauen gegen die Deutschen im Lande zur Folge hatten.

In dieser unruhigen Zeit kam das Gerücht auf, dass die Bosniendeutschen umgesiedelt, aus Bosnien in die Batschka gebracht werden sollten. Es war nicht neu, dass man eine Umsiedlung plante, aus der Erkenntnis heraus, dass auf die Dauer das Leben der Deutschen im Lande nicht tragbar sei. Schon 1917/18 hatten Pfarrer Oehler und dessen Bruder Dr. Oehler⁴ Verhandlungen in Kurland mit dem dortigen deutschen Adel

³ s. hierzu Einleitende Darstellung, Kap. I 4.

⁴ Pfarrer W.J. Oehler und sein Bruder Dr. A. Oehler, die bis 1920 in Banja Luka tätig waren, haben schon vor dem Ersten Weltkrieg durch den Aufbau eines Netzes von Raiffeisenkassen und durch Gründung von Molkereigenossenschaften wesentlich zur Hebung der Landwirtschaft der Deutschen in Bosnien beigetragen.

aufgenommen und war eine «Kurlandgesellschaft» gegründet worden, die ihren Sitz in Berlin hatte. Diese Gesellschaft verfügte über bedeutende Geldmittel und hatte auch die Zusicherung, dass die Reichsregierung die Durchführung des Planes unterstützen würde. Die Brüder Oehler waren wiederholt in Kurland, der deutsche Adel war zur grosszügigen Abgabe von Boden bereit, die bosnischen Siedler erklärten sich bei einer Fühlungnahme mit einer Umsiedlung einverstanden. Der Ausgang des Krieges 1918 zerschlug diesen Plan⁵.

Den Vorschlag der deutschen Volksgruppenführung, in die Batschka umzusiedeln, lehnten die Bosniendeutschen mit der Begründung ab, dass es jetzt (1940) die ungünstigste Zeit für eine solche sei, sie auch nicht Knechte der Deutschen in der Batschka werden möchten. Die Begründung war wahrhaftig nicht aus der Luft gegriffen⁶.

Das folgende Kapitel der Geschichte Schutzbergs, so stellt der Vf. fest, könne er nur als Erlebnisbericht über Ereignisse schreiben, an denen er selbst unmittelbar teilgenommen und oft aus eigener Initiative handelnd mitgewirkt habe.

In den ersten Abschnitten seines Erlebnisberichtes schildert der Vf. zunächst einige Vorgänge in Schutzberg und seiner serbischen Umgebung, während des Krieges und der chaotischen Verhältnisse des jugoslawischen Zusammenbruchs und während der kurzen Besatzungszeit durch deutsche Truppen bis Ende Mai 1941; er erklärt wiederholt, dass auch nach Kriegsende immer wieder auftauchende Gerüchte über einen bevorstehenden Überfall auf Schutzberg, Schiessereien in der Umgebung und die steigende Erregung der Serben nach Ausrufung des kroatischen Staates die deutsche Bevölkerung sehr beunruhigten, so dass die bisherigen Wachen, die schon zu Beginn der Unruhen auf gestellt worden waren, schliesslich in ein bewaffnetes Schutzkorps aus allen

⁵ Bereits 1907 hatten deutsche Gutsbesitzer in Kurland damit begonnen, auf angekauften und parzellierten Gütern deutsche Pächter- und Eigentümerkolonien zu gründen, um eine breite ländliche deutsche Schicht zu schaffen; schon bis 1914 dürften ca. 20'000 Deutsche, zumeist Kolonisten aus Wolhynien, allein in das Gebiet des späteren Lettland eingewandert sein. Diese Kolonisationspläne erhielten 1917/18 erweiterte Bedeutung, als die politische Führung der Deutschbalten – nachdem Kurland 1915 von deutschen Truppen besetzt und im Friedensvertrag von Brest-Litowsk (3. März 1918) von Russland abgetrennt worden war – im Einvernehmen mit der deutschen Okkupationsmacht und konservativen Letten und Esten die Angliederung der baltischen Lande an das Deutsche Reich anstrebte (vgl. Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums, Breslau 1936, Bd. 2, S. 147 f. und 181 f.).

⁶ «Niemand konnte glauben», so erklärt der Vf. hierzu noch im Folgenden, «dass das landhungrige deutsche Bauerntum der Batschka an die zuziehenden Bosniendeutschen auch nur ein Hektar Land abgegeben hätte.»

Die Beschäftigung mit dem Gedanken an eine Zusammenlegung und Umsiedlung der bosnischen deutschen Splittergruppen nach der Batschka dürfte 1940 bei der Volksgruppenführung durch die grossen Umsiedlungen der Bessarabien-, Bukowina- und Dobrußtscha-Deutschen (s. hierüber Bd. III der Dokumentation, S. 41 E ff.) angeregt worden sein.

männlichen Einwohnern zwischen 18 und 60 Jahren umgewandelt werden mussten, das unter seinem Befehl stand, da ihm in einer Gemeindeversammlung für die Übergangszeit die volle Verantwortung für die Leitung der Gemeinde anvertraut worden war. Anschliessend berichtet der Vf. über die Sonderstellung der deutschen Volksgruppe im Unabhängigen Staat Kroatien und fährt fort:

Von der Neuordnung wird auch Schutzberg getroffen. Die Siedlung ist keiner staatlichen Stelle mehr unterworfen, sondern der Führung der Volksgruppe der Deutschen, die natürlich ihre Weisungen von Berlin bekommt. Mit der Volksgruppenführung muss auch wegen der deutschen Schule in Schutzberg verhandelt werden. Eine rechte Not ist es mit dieser. Den Lehrer Koller, der nach Macht strebt, sich um alles kümmert, nur nicht um die Schule, muss ich auf das Stärkste bekämpfen. Die Volksgruppenführung sieht schliesslich auch ein, dass er nicht verwendbar ist. All den Fragen um seine Person macht Koller durch seine Flucht nach Ungarn ein Ende. Andere Lehrkräfte sind kaum zu haben, da man seit altersher Bosnien als eine Art Sibirien ansah und dort nicht Dienst tun wollte. Das trifft auch zu auf die deutschen Lehrkräfte, die man in deutsche Siedlungen in Bosnien versetzen will. Man hat überall grosse Worte über Volkstum und über die darauf stehende Verpflichtung. Wenn es aber darauf ankommt, ist Ablehnung die Antwort. – Der frühere Schulleiter, ein Kroat, will mir in den Schulbetrieb hineinreden und beruft sich dabei darauf, dass er der Schulleiter sei. Ich muss ihm erklären, dass er das gewesen sei und ich mir jede Einmischung in den Betrieb der deutschen Schule verbitte.

Im Frühjahr erfolgte die Aussaat; die notwendigen landwirtschaftlichen Arbeiten werden laufend getan. Eigentlich nebenher, da es nach wie vor Hauptsache ist, Tag und Nacht Wache zu stehen, für die Männer eine Belastung, die sie kaum dauernd tragen können. Alles hätte ein friedliches Gesicht, wenn wir nicht vorsichtshalber bei Tag und Nacht Wache halten müssten. Von der Aussenwelt dringt nicht viel zu uns. Allerlei Volk strömt in das deutsche Dorf, kauft zu unglaublichen Preisen Lebensmittel. Teilweise für den eigenen Bedarf, teilweise für den Weiterverkauf. Auch Tauschhandel macht sich bemerkbar. Die meisten Einkäufer kommen aus Sarajevo. Kommt das Verkehrsauto an, dann wird das Dorf förmlich gestürmt. Das Geld im Dorf wird immer flüssiger. Das merkt man auch daran, dass Schutzberger plötzlich in grösserer Anzahl ihre Kinder in die deutsche Lehrerbildungsanstalt in Esseg geben wollen. Das ist noch nie dagewesen.

Die serbische Umgebung bringt gleich uns die Ernte ein, die verhältnismässig gut ist.

Die Spannung zwischen Serben und Kroaten ist gross. Erfahre ich aus meiner Umgebung, dass eine Gefahr für die Serben von kroatischer Seite droht, verhandle ich mit dem serbischen Pfarrer Babic, bitte und warne, fahre nach Prnjavor, verhandle mit den serbischen führenden Männern. Man hat volles Vertrauen zu mir. Es ist aber klar, dass die Serben gegen die Kroaten, wohl auch gegen uns Deutsche Dinge planen, die gerade nicht auf Wohlwollen gründen. Das alles gleicht einem Donnerrollen und muss Besorgnis erwecken.

In dem jetzt an Ungarn gefallenen Teil Jugoslawiens war eine ganze Anzahl Lehrlinge und Arbeitskräfte, die aus Schutzberg stammen, in Stellung. Die meisten von ihnen sind jetzt hier eingetroffen, haben den weiten Weg zu Fuss zurückgelegt. Ihre Sachen mussten sie zurücklassen.

Kurz vor Beginn der Ernte kommt hier eine reichsdeutsche Kommission an, die um slawische und deutsche Arbeitskräfte wirbt. Eine ganze Anzahl Slawen hat sich anwerben lassen, allerdings nur wenig Serben, die auch wohl kaum den Anforderungen gewachsen wären. Aus Schutzberg haben sich 130 Arbeitskräfte, männliche und weibliche, anwerben lassen. Das Abgehen dieser 130 deutschen Menschen kann nur mit grösster Besorgnis betrachtet werden. Das Schutzkorps wird durch den Abzug wehrfähiger Männer geschwächt und die Einbringung der Ernte gefährdet. Ich weise auf die Gefahren hin, die infolge des Einbruchs in unsere Arbeitskraft auftreten – es ist vergeblich.

Alle in das Reich gehenden Arbeiter, deutsche und slawische, sollen auf Abruf warten. Sie fahren aber schwarz ab, kommen dort auch schwarz an, ob sie auch schwarz arbeiten, das weiss ich nicht. Das Ganze ist ein Einbruch in bestehende Ordnung und Gesetze, kann nicht helfend und aufbauend, sondern nur verhängnisvoll wirken, in jeder Richtung.

Ständig tauchen Pläne auf, nach welchen die Bosniendeutschen in andere deutsche Siedlungsgebiete umgesiedelt werden solle ...

Um allen Aufregungen bezüglich einer Umsiedlung innerhalb des südosteuropäischen Raumes ein Ende zu bereiten, geben alle bosnischen Ortsgruppen auf meine Veranlassung an alle deutschen amtlichen Stellen die Erklärung ab, dass sie jede Umsiedlung im Südostraume Europas ablehnen, aber mit einer Umsiedlung in das deutsche Reichsgebiet einverstanden wären.

Was die Umsiedlungsgerichte für Notstände in Schutzberg schafften, lässt sich schwer sagen. Es gab Kauf- und Verkaufsgeschäfte aus bauerlicher Schlaueit und Angst. Auch Land wurde umgesetzt. Das Schlimmste war wohl die innere Lösung von all dem, was dem Einzelnen wertvoll war und einer Heimatlosigkeit Raum gab, die beklagenswert war. Die Besten der Siedlung liessen sich aber nicht beirren, hielten sich treu an das, was ihnen Heimat war. Bedeutend ruhiger wurde es bezüglich der Frage der Umsiedlung erst, als auf mein Drängen am 18. Oktober 1941 der Volksgruppenführer Altgayer nach Schutzberg kam und erklärte, dass weder Absiedlungspläne bestanden hätten, noch bestehen und die bosnischen Siedlungen in bisheriger Form bleiben würden.

Das alles geschieht, während unauffällig nach und nach ein neuer Krieg ausbricht. – Ich bin der festen Überzeugung, dass deutsche Stellen diesen vor seinem Ausbruch hätten unterdrücken können. Ich musste, mich aber davon überzeugen, dass dieser Krieg nach dem Kriege von deutschen Stellen erwünscht war und gebilligt wurde. Das war nicht nur kurzsichtig und verhängnisvoll, sondern auch schauderhaft beschämend. Die Kroaten fühlten sich trotz ihrer «unabhängigen» Abhängigkeit als Herren der Lage den

Serben gegenüber; diese wurden Freiwild. – Es kommen unerhörte Übergriffe vor, die die Serben zur Verzweiflung treiben müssen. Was sich zwischen diesen beiden Völkern abspielt, geht auf das Lastenkonto der Deutschen, – das in der Folge Schutzberg mit bezahlen musste . . .

Mitte Juni 1941 werden im Lande die serbischen Pfarrer von kroatischen Behörden verhaftet und mit ihren Familien fortgebracht. Es gehört zu dem Schmerzvollsten, dass ich den Abtransport unseres serbischen Pfarrers hilflos ansehen muss, der viel zu unserer Rettung beigetragen hat⁷, und ich ihn nicht schützen kann. Mit Frau und Kindern wird er auf ein Lastauto verladen, einige serbische Gemeindemitglieder stehen um den Wagen. «Gott schütze Euch» ist sein letzter Gruss an diese, und der Wagen rollt davon. Meine Eingaben an deutsche Stellen, die darauf hinweisen, was der Mann für uns getan hat, alles Bitten um seine Befreiung bringt mir nicht einmal eine Antwort, geschweige denn Abhilfe. – Vielleicht war der spätere Erlass deutscher militärischer Stellen, man dürfe sich nicht für verhaftete Personen verwenden, die Antwort. – Die Schwester des serbischen Pfarrers musste nicht mit. Da die Wohnungseinrichtung im serbischen Pfarrhaus durch die Kroaten gefährdet ist, bringt sie den wertvollsten Teil derselben auf mein Anerbieten in das deutsche Pfarrhaus. Wir bringen alles auf dem Kirchboden unter.

Die Ustaschen tauchen auch in unserer Umgebung auf und beginnen eine verhängnisvolle Rolle zu spielen. Zumeist ganz junge Burschen. Wenn sie sich in der Übermacht sicher fühlen, dann wüten sie gegen die Serben und terrorisieren sie mit teuflischer Hinterhältigkeit und Brutalität. Sie sind die ausführenden Organe des Agramer Regimes.

Es taucht im Winter 1941/42 plötzlich in Schutzberg eine abenteuerliche Gesellschaft auf, darunter auch Frauen. Schwer bewaffnetes fragwürdiges Gesindel auf Schlitten. Schreiend und johlend durchziehen sie das Dorf, um angeblich bei den umwohnenden Serben nach Waffen zu suchen. Nachmittags kommt die Bande zurück mit einer grossen Viehherde, die Schlitten mit geraubtem Gut beladen. Von der Beute wird zu Spottpreisen verkauft, was Käufer findet. Der Rest der Beute wird in die Kreisstadt Prnjavor gebracht. Durch den geraubten Alkohol, den man sich nicht versagt, kommt der errungene Sieg des Feldzuges gegen Wehrlose erst richtig in dem Bewusstsein der Sieger auf und verlangt nach weiterer Heldentat. Diese erfolgt in der serbisch-orthodoxen Kirche in der Kreisstadt. Das Vieh wird in diese getrieben, einem schwarzen Ochsen wird ein Ornat umgehängt, zwei «fromme» Ustaschen stehen rechts und links des Ochsen mit brennenden Kerzen in der Hand, einer hält dem Ochsen das Liturgiebuch vor die Augen. – Es ist das nicht der erste Feldzug dieser Art in der Umgebung Schutzbergs, schon früher haben ähnliche Aktionen stattgefunden; die Serben wurden ausgeplündert, gefangengenommen und erschossen.

1.2.1942: In der Nacht vom 31. Januar auf den 1. Februar hört man in Schutzberg ein starkes Maschinengewehrfeuer. Wir stellen fest, dass 17 Serben, die vor kurzer Zeit

⁷ In den unruhigen Tagen nach dem Belgrader Militärputsch.

hier verhaftet und nach Prnjavor gebracht worden waren, angeblich nach Derventa gebracht werden sollten. Unterwegs wollten die Serben nach Aussagen der Ustaschen flüchten, da mähte man sie mit Maschinengewehrfeuer nieder. Dass ausgerechnet an der Stelle, an der die Serben flüchten wollten, schon Maschinengewehre eingebaut waren, durch die sie getötet wurden, ist merkwürdig. – Zigeuner zogen die Leichen später vollständig aus, für die Kleider der Toten mussten sie diese am Strassenrand einscharren. Unter den Toten war auch unser früherer serbischer Gemeindevorstand.

Die furchtbarste Aktion erfolgte am 7.2.1942: Gegen Mittag ziehen auf 60 Schlitten rund 100 Ustaschen in das Ukrinat. Von dort hört man bald darauf eine starke Schieserei; wir glauben, dass es sich um einen heftigen Kampf zwischen Ustaschen und Serben handeln würde. Nachmittags ziehen die Ustaschen wieder durch Schutzberg, viel Rindvieh, Schweine, Schafe und Pferde mit sich führend, die Schlitten mit Getreide, Wolle, Fleisch, Geflügel und Schnapsfässern beladen. Sachen und Tiere werden zu Spottpreisen an Kaufwillige abgegeben. An unserem Gemeindeamt macht der Zug halt, man lässt uns wissen, dass man Serben erschossen habe, deren Beerdigung wir zu beaufsichtigen hätten. Diesen Auftrag lehnen wir natürlich ab. Als gefangene Serben haben sie mitgebracht: Mirko Todorovic, Lazar Stankovic, Rajko Todorovic, Ljubo Stokanovic und dessen jüngeren Bruder. Sie beauftragen uns, die Genannten zu erschiessen. Wir widersprechen nicht, um nicht das Leben der Gefangenen in Gefahr zu bringen und nehmen sie in Verwahrung. Nach dem Abzug der Ustaschen lassen wir sie frei, da uns alle bekannt und unverdächtig sind.

Tags darauf, den 8. Februar, wurde von uns das Gebiet der Aktion abgesucht und wurde von uns festgestellt: Die Aktion begann in Musa und ging über Genice nach Trnjani.

Der Besuch der Einzelhäuser ergab Folgendes:

Haus des Gabro Eliskovic: 12 Tote, darunter 3 Frauen, 2 Mädchen im Alter zwischen 17 und 18 Jahren, 4 Kinder im Alter von drei Monaten aufwärts und 3 Männer. Die Toten wiesen neben Schusswunden auch Hieb- und Stichwunden auf. Anscheinend wurden sie vor dem Tode noch gequält. Angeblich soll es einer Frau noch gelungen sein, sich unter den Toten zu verstecken und nach dem Abzuge der Ustaschen zu flüchten.

Haus des Simon Dujakovic: 7 Tote, darunter 3 tote Frauen, von denen eine hochschwanger war. Es wurde festgestellt, dass eine der Frauen vor ihrer Ermordung vergewaltigt wurde. Ausserdem waren 3 Kinder im Alter zwischen fünf Monaten und drei Jahren ermordet. Dem kleinsten Kind war durch den Mund geschossen worden, eine Frau hatte einen Halsschnitt bekommen, den Hausvater hatte man durch einen Bauchquerschnitt getötet.

Haus des Stanko Eliskovic: 3 Tote, 2 Frauen und ein Kind, alles in einer Blutlache. Schweine hatte man in das Zimmer der Toten getrieben, welche die Leichen angefressen hatten.

Auf dem Felde wurden erschossen von uns aufgefunden: Stanoja Stanic, Gabro Iliskovic, Marko Cavic, Toma Cavic. Alle trugen blaue Flecken am Körper, sie wurden wohl vor dem Erschiessen stark geschlagen.

In den Häusern war alles, was bei der Plünderung nicht mitgenommen wurde, kurz und klein geschlagen. Von einigen Serben wurde uns gesagt, dass man ihnen Geld geraubt habe. Solches taten die Ustaschen.

Soweit die Aufzeichnung, wie ich sie bei der Tatbestandsaufnahme machte. Wir machten Lichtbildaufnahmen; ich gab einen Bericht dazu. Unter grössten Vorsichtsmassregeln, damit nichts in kroatische Hände falle, gab ich den Bericht über diese Vorfälle an die Volksgruppenführung und an die deutsche diplomatische Vertretung in Agram weiter. Eine Antwort erfolgte nicht. Ich weiss aber, dass führende Männer über das Vorgehen der Ustaschen entsetzt waren und dieses auch aussprachen.

Frühjahr 1942: Es bildet sich nach und nach ein Belagerungsring um Schutzberg, er wird ständig stärker und enger. Die ihres Lebens bedrohten Serben verlassen ihre Häuser fluchtartig, bringen irgendwo ihre Familien unter, nehmen ihre Waffen – welcher Serbe in Bosnien ist ohne Waffen? – und gehen zu den Aufständischen über. Der Hass der Serben richtet sich nicht nur gegen die Kroaten, sondern noch mehr gegen das Deutsche Reich, unter dessen Oberherrschaft solches geschieht, und – gegen Schutzberg. Zuerst spielt sich der Kampf zwischen kroatischen und serbischen Siedlungsgebieten in unserer Gegend ab. Abend um Abend leuchtet der Himmel um uns brandrot auf. Mein kleines Schutzkorps ist mehr als überfordert, denn wir sind auf Selbstschutz angewiesen. Nach und nach wird der Belagerungsring so stark, dass wir nur noch die Strasse nach Derventa benutzen können, und auch die ist alles andere denn sicher. Auf unsere Felder kommen wir nicht mehr, da sofort feindliche Kugeln pfeifen.

Einzigartig ist das Belagerungsheer. Es setzt sich aus zwei Gruppen zusammen, und zwar aus nationalen Serben und kommunistischen Titobanden. Beide stehen zueinander wie Feuer und Wasser, bekämpfen sich mit der Waffe, gemeinsam stehen sie aber gegen das deutsche Dorf, das sie umzingeln. Wo Titobanden stehen, da leuchtet Abend um Abend der blutrote Stern auf; wo nationale Serben stehen, ist es dunkel. Und wir in der belagerten Ortschaft stehen mit der Waffe in der Hand auf Posten, restlos zur Verteidigung gerüstet, auf den Angriff wartend. Als letzter Verteidigungsring ist wieder der um die Schutzkirche vorgesehen, in der Frauen und Kinder notfalls untergebracht werden sollen.

Neben der kirchlichen laufenden Arbeit liegt aber auch alles auf mir, was geschieht und was nicht geschieht. Ich habe eine grosse Anzahl treuer Helfer, im Schutzkorps stehen ernannte Unteroffiziere ihren Mann; die Beaufsichtigung und die Kontrolle bei Tag und Nacht liegt aber auf mir. Der Abwehrkampf ist nicht allein das, was mich beschäftigt. Da ist die Schulfrage, die Ernährungsfrage, das Beschaffen von Mangelware, die Hilfe für Notleidende und Kranke, die später einsetzende Flüchtlingsnot; alles verlangt Entscheidungen von mir, die über mein Wissen und Können gehen, aber es muss sein.

Hätten die Kroaten die Serben nicht so grausam behandelt, dann hätten diese nicht fluchtartig Haus und Hof verlassen. Es wären dann nur die Titobanden zu bekämpfen gewesen. – Der Ring um uns ist natürlich nicht ganz dicht; eine Strasse ist meistens frei, auch wenn sie nur unter Lebensgefahr zu benutzen ist. Das Quälende bei der Belagerung ist die Tatsache, dass ein Angriff auf das Dorf jeden Augenblick erfolgen kann und wir nicht so stark sind, ernsthaft Widerstand leisten zu können. Beruhigend kann nur wirken, dass die um uns befindlichen schwerbewaffneten Aufständischen sich sicher der Tatsache bewusst sind, dass ein Überrennen der deutschen Gemeinde ein böses Strafgericht über sie bringen würde.

Ab Herbst 1941 kam dann auf mein Drängen bei der Volksgruppenführung in Esseg Verstärkung für unser Schutzkorps in Gestalt der Deutschen Mannschaft. In Schutzberg schwankte die Besatzung durch die Deutsche Mannschaft der Volksgruppenführung zwischen 10 und 50 Mann; es gab ununterbrochen sehr kurzfristige Ablösungen. Die Männer Schützbergs wurden in diese Mannschaft eingereiht; ich brauchte mich eigentlich nicht mehr um die Verteidigung zu kümmern. Diese Mannschaft bestand nicht aus ausgebildeten Soldaten und hatte kein Interesse an Schutzberg. Wir bekamen das immer wieder zu spüren und zu hören ...

Den Wachdienst versieht weiterhin eigentlich nur die Schutzberger Mannschaft. Sie ist überfordert, übermüdet, sie weiss aber, um was es geht, und gehorcht. Nur selten gibt es ein Versagen bei Einzelnen. Die in Schutzberg anwesende Deutsche Mannschaft kann nur als Bauernschreck für die Aufständischen angesehen werden. Es kommt zu starken Spannungen zwischen ihr und den Männern des Schutzberger Schutzkorps; hier entspannend zu wirken ist schwer. Schutzberg muss aber die Deutsche Mannschaft über sich ergehen lassen und dabei noch dankbar sein, dass sie da ist...

Es geschieht in der Umgebung Schutzbergs allerlei an Überfällen, Gefangennahme, Vergewaltigung und Prügeln bis zum Tode; wir sind bis jetzt bewahrt geblieben. Der Kreis Prnjavor, in welchem Schützberg und die deutsch-katholische Siedlung Šibovska liegen, wird ausserdem von Serben, Kroaten, Türken, Ukrainern, Polen, Ungarn, Tschechen und Zigeunern bewohnt. Durch diese Völkermischung ist der Kreis Prnjavor eine Art Hexenkessel geworden, in dem zur Stunde alle gegen alle stehen. Politischen und persönlichen Gegensätzen ist eine wundervolle Gelegenheit zu einer Auseinandersetzung gegeben; sie erfolgt in der auf dem Balkan üblichen Form. Ich gebe zu, dass Gerüchte übertreiben, ich habe aber Augen, die sehen.

Der Ring um Schutzberg wird enger, unsere Felder können nicht mehr bearbeitet werden. Das Vieh darf nicht mehr auf die Weide. Das an 7 km lange Reihendorf ist mehr als gefährdet. Ich mache bei der Volksgruppenführung immer und immer wieder auf die Gefahr aufmerksam; leider muss ich den Eindruck gewinnen, dass die zuständigen Stellen uns nicht helfen können.

Gegen meinen Einspruch erfolgt am 5. November 1941 unter Führung eines aus Esseg abgesandten Offiziers ein Angriff der Deutschen Mannschaft und des Schutz-

korps auf den Gegner, Richtung Ukrinat. Während des Gefechtes, dessen Lärm bis in die Siedlung dringt, tauchen in dieser die schlimmsten Gerüchte über Verluste auf unserer Seite auf. Um mich sammelt sich eine grosse Anzahl aufgeregter Frauen und Mütter, deren Männer oder Söhne angeblich gefallen sind. Es sind für mich entsetzliche Stunden. Schliesslich kommen unsere Männer zurück. Das Ergebnis des Unternehmens besteht darin: Auf der Gegenseite fiel der Anführer und eine grössere Anzahl von Männern. Wir haben auch einen Verlust. Mein guter Johann Wahn bekam einen Kopfschuss und war sofort tot. Furchtbar ist das für die junge Frau mit ihren zwei Kindern und die greise Mutter des Gefallenen. Ich gehe in das Haus und stehe am Totenlager. Die Mutter des Toten fällt mir weinend um den Hals, hält mich fest und hilfessuchend umschlungen. Nebenbei steht die junge Frau des Gefallenen mit ihren zwei Kindern, die nichts von dem Geschehen begreifen können. Ich bin hilflos, kann auch nur weinen. Das Erlebnis gehört zu den schwersten dieser Zeit.

Ob dieser Angriff notwendig und richtig war, kann ich nicht beurteilen; die Folgen, die er haben wird, weiss ich auch nicht. – Weil mir nichts mehr sicher erscheint, lasse ich die standesamtlichen Kirchenbücher und die Abendmahlsgesetze nach Esseg bringen.

Die Zeit der Belagerung brachte ein Flüchtlingsproblem, das mir schwer und viel zu schaffen machte. Zuerst kamen die Streudeutschen aus dem Gebiete, das der Feind besetzt hatte; dann kamen Deutsche und Madjaren aus dem Nachbardorf Vučijak, einer ungarischen Siedlung in der Nachbarschaft Schutzbergs, welches die Titobanden besetzt hatten. Die Bewohner haben viel durch Beraubung, durch Misshandlung erlitten, eine grössere Anzahl Männer wurde ohne jegliche vorherige Untersuchung erschossen. Aber zuletzt gewährten die Titobanden den 600 Einwohnern doch freien Abzug. Dann kamen noch Polen, Ukrainer, Tschechen, Serben und Kroaten Schutz suchend, Herberge verlangend in das deutsche Dorf Schutzberg. Hier war zuerst einmal die Frage offen: Wer kommt als Feind, wer als Spion, wem dürfen wir vertrauen? Dann kam die Frage der Unterbringung. Das Flüchtlingsproblem löste sich nicht von selbst, es kam auf mich zu, ich musste es zu lösen versuchen. Am schwierigsten wurden Fälle, in denen aus allzu klaren Gründen von Flüchtlingen oder Schutzbergern Vorschläge bezüglich der Unterbringung gemacht wurden. Hier gab es bei mir nur ein klares Nein. Es kam dann oft zwischen dem Antragsteller und mir zu heftigen Auseinandersetzungen. War der Antragsteller ein Schutzberger, dann sah ich ihn längere Zeit scharf an, er verstand mich ohne Worte, wurde rot und zog ab. – Ich nannte meine Einstellung in solchen Fällen «unbarmherzige Barmherzigkeit». Ich glaube, noch heute ist mir mancher Schutzberger dankbar, dass ich ihm nicht nachgegeben, ihn bewahrt habe. – Es kam zwischen Hausbesitzern und Einquartierten zu Auseinandersetzungen, die ich zu schlichten versuchte. Ganz fragwürdige Flüchtlinge liess ich in der serbischen Schule lagermässig unterbringen und beaufsichtigen.

Schutzberg hat sein deutsches Gesicht verloren! Alles ist ein Jammer und eine Gefahr. Ich bin besonders besorgt wegen Ausbreitung von Geschlechtskrankheiten. – Im

deutschen Dörfe hatten wir kaum solche. Wer Bosnien aber kennt, der weiss von der Verseuchung, die bis zu 80 Prozent der Bevölkerung und mehr in Besitz hat. – Zum Glück macht die Ernährung keine Schwierigkeiten, da die meisten Flüchtlinge Lebensmittel mitgebracht haben. Fehlen ihnen solche, dann wird von ihnen aus den in der Umgebung liegenden geräumten serbischen Häusern geholt, was dort noch vorhanden ist.

Meine Männer wünschen die Einreihung der Flüchtlinge in die Wachmannschaft, ich muss das entschieden ablehnen. Schliesslich verstehen sie, dass das mehr Gefahr als Gewinn wäre.

Alle Vorstellungen bei der Volksgruppenführung und bei kroatischen Stellen, die Flüchtlinge in ein anderes Gebiet abzubringen, haben keinen Erfolg. Zuletzt haben wir mindestens so viel Flüchtlinge im Dorfe wie ursprüngliche Einwohner. Die Wohnräume gleichen Warteräumen dritter Klasse der Eisenbahn. Bleibt der Zustand lange, dann kommen Läuse, Krätze, Flecktyphus und andere Krankheiten in das Dorf. Was wir an Seuchenabwehr tun können, das bedeutet kaum etwas. – Es macht sich ausserdem das Zersetzende des unkontrollierbaren buntvölkischen Flüchtlingselementes breit.

Was niemand erreichen konnte, das bringen im April 1942 die slawischen Flüchtlinge selber fertig: sie räumen Schutzberg. Das ist ein grosser Gewinn. Es taucht natürlich die Frage auf, warum diese Räumung so plötzlich und geschlossen erfolgt. Vielleicht liegt eine Weisung von auswärts vor und plant man etwas gegen uns. Für alle Fälle bitte ich bei der Volksgruppenführung um Verstärkung der Besatzung und erhalte sie auch.

Die Serben der Umgebung, die geflüchtet waren, kehren wieder in ihre leeren und ausgeraubten Häuser zurück. Die Kroaten beginnen mit einer starken Werbung für deren Übertritt zur katholischen Kirche. Man muss in dieser Werbung mehr eine nationale als kirchliche sehen. Wechselt der Serbe von seiner orthodoxen Kirche zur katholischen hinüber, dann ist er nicht mehr Serbe, er wird Kroat. Diese Werbeaktion soll wohl dem Serbentum im Unabhängigen Staate Kroatien ein Ende bereiten und ein einheitliches Staatsvolk schaffen . . . Serbische Dörfer und Einzelpersonen, die katholisch werden, sind sofort jeder Gefahr und Verfolgung enthoben; sie sind jetzt Kroaten. Wird der freiwillige Übertritt abgelehnt, dann setzen die Ustaschen die Werbung mit anderen Mitteln fort. Auch mit Feuer und Schwert. Dörfer in unserer Umgebung haben den Wechsel des Bekenntnisses nicht mitgemacht, aber Einzelpersonen der Bezirksstadt Prnjavor. Höhnisch erklären sie mir, dass sie keine Serben mehr wären, sondern Kroaten. Man spürt aber, dass sie innerlich mehr Serben sind, als sie es je waren.

Es kommt im Frühjahr 1942 eine grosse Abordnung der Serben aus der Umgebung Schutzbergs zu mir. Die meisten Männer der Abordnung kenne ich. Mir erklären diese Männer, dass sie und die anderen Serben der Umgebung Schutzbergs, wenn sie ihren Glauben schon wechseln müssten, lieber den deutschen (lies evangelischen) als den kroatischen (lies katholischen) Glauben annehmen möchten. Sie bitten mich deshalb um geschlossene Aufnahme der Serben in die evangelische Kirche. Dieses Ansuchen be-

wegt mich, macht mir zu schaffen, lässt Gedanken aufstehen und wieder verwerfen. In was für Not können doch Menschen kommen in Kriegszeiten. Und welches Spiel mit Gewissens- und Glaubensfragen!

Erschüttert und durch dies Ansuchen selbst in Gewissensnot gebracht, erklärt der Vf, der Abordnung, dass es nicht um irgendeinen Glaubenswechsel der Serben ginge, sondern um den Übertritt zum katholischen (kroatischen) Bekenntnis, ermahnte sie, in ihrem Glauben zu beharren, und versprach, sein möglichstes zum Schutze der serbischen orthodoxen Einwohner des Bezirks zu tun,

Im Folgenden berichtet der Vf., dass ihn neben der Sorge um die Sicherung des Ortes und die Regelung verschiedenster Angelegenheiten vor allem auch die Betreuung der Kinder und die Schulfrage beschäftigten, wobei es auch zu Auseinandersetzungen mit der Bezirksleiterin der Frauenschaft und mit der Volksgruppenführung kam.

Ich kann nicht begreifen, dass die deutsche Volksgruppenführung Dinge einleiten und durchführen will, die ich ruhigeren Zeiten überlassen würde. Bauernführer, Blockleiter, Jugendgruppe, Steueramt, Appelle, Winterhilfswerk usw. sind Angelegenheiten, die heute nicht sein müssten. Alles das wird aber als dringlich genommen. Der Schutzberger, der mit einer dieser Angelegenheiten beauftragt wird, schiebt die Sache ab, da er sie nicht führen kann oder will, schliesslich landet sie bei mir. Ich erledige alles in eigener Übersetzung. Wissen möchte ich nur, ob das alles auf Drängen Berlins gemacht wird oder ob die Volksgruppenführung in Kroatien das aus eigenem Antrieb tut.

Mehr Sorgen machen mir andere Dinge. Die Beschaffung von Mangelwaren ist äusserst schwer. Durch die Volksgruppenführung erhalten wir manchmal Petroleum, Zucker und Salz, öfters machen wir dann notgedrungen auch «in schwarz» und tauschen. Wir müssen einfach diese Bedarfsgüter haben. Zum Teil geht das über mich, noch mehr aber in Regie des Einzelnen. Die Preise für Lebensmittel und andere Bedarfsartikel sind sehr hoch. Schuhe und Kleidung fehlen sehr, da ist aber nichts zu ändern.

Da der Anbau sehr eingeschränkt wurde – 103 Hektar Land sind vom Feinde besetzt, wir können nicht auf die Felder, ohne beschossen zu werden –, droht auch noch der Hunger. Ich habe mit der deutschen Volksgruppenführung viel verhandelt, Weizen ist in Aussicht gestellt. Vorsichtshalber soll er aber nicht im Orte, sondern auswärts gelagert werden. Angesichts der Ernährungslage verbiete ich jeden Umsatz von Lebensmitteln. Das ist aber leichter verboten, als durchgeführt, auch dann noch, als ein Stab von Helfern mir zur Seite steht. In Tagen, die ausgefüllt sind mit Sorgen um die Ernährung des Ortes und der Besatzung, erscheint ein Herr vom Kreisamt Prnjavor, ersucht um Lieferung von Grossvieh für die Ernährung der kroatischen Bevölkerung der Stadt. Ich weiss von planlosem Rauben von Vieh und dessen Verschachern. Ich weiss, dass bei einer Ablieferung von Vieh dieses nicht in die Magen derer wandert, die hungrig sind, sondern ganz woanders hin. Die Verwaltungsbehörden sind gewissenlos, und so muss ich dem Vertreter des Kreisamtes erklären, dass ich sein Ansuchen zur Kenntnis

nehme, meinen Schutzbergern aber verbieten müsse, an die Kreisverwaltung Vieh abzuliefern. Er zog dann ab.

Zeitweise kann man nach Sarajevo mit der Eisenbahn fahren. Ist das der Fall, dann kommen allerlei Deutsche von dort, um hier Lebensmittel zu hamstern. In Sarajevo herrscht tatsächlich Hunger. Manchmal fahren auch Schutzberger dorthin. Um die Bahn benutzen zu dürfen, brauchen sie einen Ausweis von mir; auch die Erlaubnis zur Mitnahme von Lebensmitteln muss von mir gegeben werden. Letztere gebe ich nur in ganz klaren Fällen, nur, wenn ich ziemlich sicher bin, dass daraus kein Schwarzhandel wird...

Jeder Deutsche im Staate bekommt von der Volksgruppenführung einen persönlichen Ausweis, für die Schutzberger muss ich dieselben fertigmachen. Es melden sich nun viele Andersvölkische bei mir, die irgendwie Verbindung mit Deutschen haben und jetzt zur deutschen Volksgruppe gehören wollen. Man erhofft sich daraus Vorteile. Ich kann in der Aufnahme Andersvölkischer in die deutsche Volksgruppe keinen Gewinn für das deutsche Volk erblicken und lehne entschieden ab.

Eine ganze Anzahl junger Schutzberger, die vor einiger Zeit als Arbeitskräfte nach Deutschland gingen, wurden dort 1942 zwangsweise in das Heer oder in die Waffen-SS als unfreiwillige Freiwillige eingereiht. Deren unversorgte Angehörige hier bekommen Versorgungsgelder. Zwei junge Schutzberger sind im Osten gefallen.

Der Krieg geht weiter. Am 1.6.1942 wird Franz Schmidt, ein Zwanzigjähriger, von Aufständischen erschossen. Bald darauf wird Frau Eisenbeis mit ihrem Söhnchen auf dem Feld gefangenengenommen und werden beide zu Tode geschunden. Die einzige Strasse, die noch passierbar ist, ist nur noch zeitweise frei. Benutzt man die Strasse, muss man damit rechnen, dass man beschossen wird.

In Schutzberg sind nach und nach 52 Erdstollen gebaut worden. Tag und Nacht stehen Schützbergs Männer in diesen als Wachtposten. Eigentlicher Schutz sind die Stollen kaum. Als letzter Wall ist ein Stollenring um die Schutzkirche gezogen. Wieder soll im äussersten Fall die Kirche Zuflucht für Frauen und Kinder sein. Ich spüre, und wohl der grösste Teil der Schutzberger mit mir, dass die Entscheidungsstunde ganz nahe ist. Unsere Männer sind vollständig verbraucht durch Überanstrengung. Des Tages Feldarbeit und des Nachts Wachdienst, das ist auf die Dauer nicht tragbar. Doch ist es jedem bewusst, um was es geht. Nur von einzelnen Männern wird der Dienst nicht mehr pflichtbewusst erfüllt. Durch einige üble Gestalten wird gehetzt, wird Zwietracht unter die gequälten Menschen gesät. Das macht vereinzelte müde und lässig, ja aufsässig. Übermässiges Rauchen, teilweise auch Alkohol und geschlechtliche Ausschreitungen machen sich bemerkbar. Es ist wie ein gieriges Nehmen all dessen, was noch vor dem Untergang genommen werden kann. Zum Glück handelt es sich da nur um eine kleine Gruppe, die Grosszahl der Männer tut tapfer und treu den Dienst, weil sie weiss, dass es gar nicht anders sein darf. Aber auch diesen Männern können eines Tages die Nerven reissen. Die Deutsche Mannschaft kann kaum als Schutz und Unterstützung angesehen werden. Nur Schutzberg ist schuld daran, dass sie Militärdienst tun muss; jeder Einzelne

der Mannschaft trägt in sich die feste Überzeugung, dass er daheim in seiner Behausung sitzen könnte, wenn es diesen Ort Schutzberg nicht geben würde.

Eine grosse Anzahl Schutzberger erscheint Mitte Juni 1942 auf dem Pfarrhofe und erklärt mir, dass die ganze Bevölkerung sich einig sei und am nächsten Tage das Dorf räumen werde. Es würde auf Wagen geladen, was geladen werden könnte, alle anderen Güter würden zurückbleiben. Ich verhandle mit den Männern, in mir bebt alles, meine zur Schau getragene Ruhe ist eine erzwungene. Ich weise auf die furchtbaren Folgen hin, die die Durchführung dieses Vorsatzes haben würde. Es ist ein grausames Ringen um Erhaltung und um Preisgabe. Schliesslich wird es stiller, die Vernunft hat über das Fieber gesiegt. Wird es aber das nächste Mal auch so sein? Werden wir nicht doch eines Tages fluchtartig davongehen? Wenn es überhaupt noch eine Gelegenheit zur Flucht geben wird! – Über den Vorfall berichte ich der Volksgruppenführung.

Es ist jetzt so weit, dass ich nicht mehr die Verantwortung trage, die Verantwortung trägt mich. Wenn ich ganz zerschlagen bin, nimmer kann, dann kommt aus mir der Vorwurf, dass es besser gewesen wäre, mich nicht in all diese Dinge einzumischen. Ich weise diesen Vorwurf zurück. Es musste sein. Ich müsste mich zeitlebens schämen, wenn ich in dieser Zeit nur Beobachter von der Kirchturmspitze aus gewesen wäre. – Wenn hier Blatt um Blatt kaum etwas von Gott und Gottesdienst die Rede war, so möchte ich doch festhalten, dass auch bei all dem, was geschah, die letzte Zuflucht, die feste Burg der war, der des Armen Schutz, ein Schutz in der Not ist. Auch dann, wenn nichts von letzter Zuflucht und fester Burg sichtbar war. – Die Gottesdienste finden regelmässig statt; ausser denen, die den Wachdienst versehen, fehlt kaum jemand bei denselben. Getragen sind sie von dem schweren Ernst, der über unseren Tagen liegt. Wir beten weiterhin in jedem Gottesdienst das Vaterunser kniend. Dieses gemeinsame, laut gesprochene Vaterunser ist dessen Höhepunkt. Da ist eine Gemeinde vor Gott, die nicht weiss, was auf sie zukommt. Wie schwer kann Glaubenhalten sein! Gott schenkte aber Glaubensstärke. Selbst in den zerfurchten und geängstigten Gesichtern unserer Frauen wird das sichtbar. – Bei jedem Gottesdienst ist die Frage offen, ob das wohl nicht der letzte in der Schutzkirche sei. Der Gottesdienst des Alltags, der in Erfüllung der Tagespflicht besteht, findet schwer das Ja zu der Forderung Gottes, schwerer als am Sonntage in der Stunde der Anbetung.

In den letzten Junitagen 1942 stelle ich nochmals der Volksgruppenführung den furchtbaren Ernst der Lage der Deutschen in Schutzberg vgr. Das stete kurzfristige Ablösen der Deutschen Mannschaft, die geringe Zahl der Männer, ihre Unzuverlässigkeit bieten keine Sicherheit für die Siedlung. Ich melde, dass die Belagerungstruppen der nationalen Serben und der kommunistischen Titoleute deutschen Feldbesitz, der in dem Raume liegt, den die Belagerer besetzt halten, an Kaufwillige gegen Bezahlung abgetreten haben. Die Schutzberger bekommen laufend Nachrichten über diesen Verkauf ihrer Grundstücke. Gewiss können nur Narren heute Grundstücke kaufen, aber es geschieht.

Es gibt keine Aussicht mehr auf ein tragbares Nebeneinander, in keiner Richtung. Alles ist Untergang, ist Ende. Daran ändert auch nichts die Tatsache, dass die Ukrainische Legion – was gibt es nicht alles in diesem Lande an militärischen Organisationen! – die Aufständischen zurückgedrängt hat. Und nun kommt in all den Wirren der Abschluss eines «Friedensvertrages» am 30.6.1942. Der Vertreter der deutschen Volksgruppenführung bei dem Kreisamte und der Verantwortliche der Deutschen Mannschaft der Besatzung von Schutzberg schliessen einen solchen mit den aufständischen Serben. Von Seiten Schutzbergs ist niemand gefragt, niemand beigezogen worden. Durch diesen Vertrag werden die Stellungen des Feindes vorverlegt und alle Ortsausgänge bis auf einen besetzt. Die neuen Stellungen bringen die ganze Siedlung in den Bereich des feindlichen Gewehrfeuers. Unter gewissen Bedingungen, mit einer Art Visum, ist Deutschen das Bearbeiten ihrer Felder im Feindgebiet möglich. Unter denselben Bedingungen kann sich der Feind aber auch voll bewaffnet im deutschen Ort bewegen, und er tut es auch ...

Das Belagerungsheer rückt nun laut Friedensvertrag näher gegen Schutzberg vor. Es werden von diesem zuerst die Serben, die in diesem Gebiet leben, zum Heeresdienst eingezogen. Dann werden für dieses Gebiet serbische Richter und Gemeinderäte gewählt. Alles Land, das früher einmal auf ordentlichem Wege von Serben an Deutsche verkauft wurde, fällt an erstere zurück. Überall wird erklärt, dass die Deutschen, seien sie auch noch so gut, Feinde blieben. In der deutschen Siedlung hören wir die Serben singen: «Adolf Hitler bis zum halben Sommer, dann kommt König Peter, deutsches Blut bis an die Knie»; weiter die Drohung: «Fünfzehn Deutsche für einen Serben!» Einer deutschen Frau, die im Weinberg arbeitet, sagt ein Serbe: «Aufbinden kannst Du den Wein, trinken wirst Du ihn nimmer.» Verschiedene Deutsche, die früher in Spannung mit Serben waren, müssen um ihrer Sicherheit willen aus Schutzberg über die Sawe nach Kroatien in dortige deutsche Siedlungen flüchten. Die einzige Ausfallstrasse, die wir haben, wollen die Aufständischen an deren Kreuzung besetzen. Dieser Friedensvertrag lässt mich nach dem Verbleiben der deutschen Volksgruppenführung im Unabhängigen Staat Kroatien fragen. Unsere Lage muss eine verdammt schlechte sein, sonst hätte man doch kaum einen derartigen Friedensvertrag unterschrieben. Er ist weniger Friedensvertrag als bedingungslose Kapitulation. Noch mehr bangend frage ich nach der deutschen Wehrmacht, die doch das Land besiegt hat und besetzt hält. Ich sehe keine Lösung mehr, und so schreibe ich ganz schwer das Wort von einer notwendigen Absiedlung.

Schutzberg ist nicht mehr Schutzberg, unsere Äcker sind nicht mehr unsere Äcker, unsere Häuser sind nicht mehr unsere Häuser, alles hat ein anderes, ein fremdes Gesicht. Wir haben die Heimat verloren. Ich hatte immer ganz grosse Bedenken gegen eine Umsiedlung, die immer ein Wagnis auf Leben und Tod ist, erst recht in schwerer Kriegszeit. Aber es muss wohl sein. Unruhige Elemente in Schutzberg behaupten zwar schon lange,

das die Bosniendeutschen längst abgesiedelt wären, wenn ich nicht Widerstand leisten würde, aber ich widerstrebe einer solchen nicht, da sie wohl der einzige Ausweg ist.

Wie unsicher die Lage ist, ist daran ersichtlich, dass in diesen Tagen eine Abordnung der in der Umgebung lebenden 200 Ukrainerfamilien bei mir vorspricht, mich ersucht, der deutschen Gesandtschaft in Agram zu schreiben, dass die Ukrainer, die im Kreise Prnjavor leben, geschlossen wieder in die Ukraine übersiedeln möchten. Ihre Häuser und ihren Grundbesitz hier, durch 40 Jahre ihr Eigentum, haben die Aufständischen an sich gezogen, so dass diese Ukrainer buchstäblich auf der Strasse liegen. Sie unterstreichen ihr Bekenntnis der Freundschaft zu dem deutschen Volke mit dem Hinweis, dass etwa 150 junge Ukrainer aus dem Kreise Prnjavor bei der deutsch-ukrainischen Legion in Russland kämpfen. Ich schreibe ein entsprechendes Gesuch und leite es nach Agram. Ob es ein Ergebnis zeitigt, das weiss ich nicht..

Immer lauter wird das Verlangen nach Abzug, immer lauter die Behauptung, dass nur ich schuldig sei am Verbleiben. – Es ist für mich beruhigend, dass im August bekannt wird, dass Verhandlungen zwischen dem Deutschen Reich und dem Unabhängigen Staate Kroatien stattfinden sollen über die Absiedlung der Deutschen in Bosnien. Die Neuansiedlung soll im Osten des Reiches erfolgen. Ende August 1942 wird bekannt, dass die Verträge abgeschlossen, unsere Tage in Schutzberg, in Bosnien gezählt sind⁸. So beginnt das letzte, die Auflösung all dessen, was mühsam vor beinahe einem halben Jahrhundert begonnen wurde.

Vor dem Währungsverfall wurde hier im Auftrag der deutschen Volksgruppenführung eine Vermögensaufstellung durchgeführt. Sie ergab folgende Zahlen:

1'308,62 Hektar Landbesitz	27 037 500	Kuna
Wohn- und Wirtschaftsgebäude.....	12 413 300	Kuna
Industrie und ähnliche Werte	1 266 500	Kuna
240 Pferde.....	2 061 000	Kuna
558 Stück Rindvieh	3 313 300	Kuna
260 Schweine	317 300	Kuna

Es waren natürlich noch viele andere Werte vorhanden. Die hier angegebenen Werte sollten als Grundlage für die an die deutsche Volksgruppe zu zahlende Steuer dienen. Jedermann weiss, wie solche Angaben zur Wirklichkeit stehen. Der Kuna oder der Dinar galt zur Zeit 8 bis 9 Pfennig in deutscher Währung.

Die bevorstehende Auflösung ändert nichts am Kriegszustand, Wachen und Vorsichtsmassregeln bleiben. Zeitweise haben wir Verbindung mit der Aussenwelt, zeitweise nicht. Glaubte ich, dass es jetzt ruhiger um mich würde, dass die Schutzberger weniger sorgenvoll wären, so war das ein ganz falscher Glaube. Schutzberg wird zu einem Bienenhaus, in das etwas Unheimliches gefallen ist. Die Pfarrkanzlei wird zu einem

⁸ Der endgültige Umsiedlungsvertrag wurde nach längeren Verhandlungen am 30. September abgeschlossen; s. Einleitende Darstellung, Anlage 4.

Auskunftsbüro, vor dem lange Schlangen von Menschen stehen, die Auskunft haben wollen, die ich aber nicht geben kann, da ich selbst nichts weiss. Was soll man verkaufen, was behalten? Was wird mit dem Geld? Wo werden wir angesiedelt? Sollen die in Deutschland in Arbeit befindlichen Familienmitglieder zurückgerufen werden? Was ist mit dem Kofferkauf? Gefragt werde ich sogar, ob einer wie der andere gleichviel bei einer Neuansiedlung erhalten würde. Es sei unrecht, den, der weniger besitzt, dem, der hier mehr hat, gleichzustellen. Und noch viele andere Fragen kommen auf mich zu. Ich höre und höre an, kann nur immer mein einziges Wissen anbringen: Ich weiss nicht, abwarten. Nebenher läuft das Ausstellen von kirchlichen standesamtlichen Auszügen, die alle Schutzberger möglichst in Händen haben wollen. Es geht um Hunderte von Scheinen. – Im Auftrage des Bischofsamtes in Agram soll ich das Pfarramt in Slawonisch Brod übernehmen. Wenn die Strasse frei ist, werden die Möbel des Pfarrhauses in das nach Bosnisch Brod in Lastwagen verfrachtet und dort in einem Notraum untergebracht.

Ganz Schutzberg steht in Planung und Vorarbeit für den Abzug. Alle vorhandenen Getreidevorräte werden im Zwinglisaal abgeliefert und gehen unter dem Schutz der Deutschen Mannschaft an die deutsche Genossenschaftszentrale in Esseg. Vergeblich fordere ich die Verladung nach Deutschland für die Versorgung der Umsiedler in kommender Zeit. Getreide, Vieh und Wirtschaftsgüter werden auch schwarz verkauft.

In all der Unruhe will ich in der letzten Zeit dafür arbeiten, dass die Menschen innerlich ruhiger werden, in ihnen etwas Dauerndes gefestigt wird. Es setzen die letzten kirchlichen Feiern ein. Am 13. Oktober haben wir die letzte Abendmahlsfeier in der Schutzkirche. Die Kirche ist überfüllt. Bewegt und erschüttert steht die Gemeinde am Altar: die letzte gemeinsame Abendmahlsfeier in der Schutzkirche. Der Predigttext ist die Losung Schutzbergs, Psalm 9, Vers 10: «Der Herr ist des Armen Schutz, ein Schutz in der Not.» Bei der Ansiedlung auf dem Dornenberg, bei dem ersten Gottesdienst in einem bescheidenen Siedlerhaus hatte Pfarrer Geissler über dasselbe Wort gesprochen, als Verheissung für die kommende Zeit auf dem Berge⁹; heute soll es Geleitwort sein auf einen Weg, den wir nicht kennen. Es ist als habe Pfarrer Geissler bei der Gründung der Siedlung gefühlt, dass ihre Zukunft stürmisch sein wird bis an ihr Ende, dass dabei aber immer Gottes Schutz greifbar und sichtbar sein werde.

Wenn das Dorf von uns geräumt wird, dann ist es ziemlich sicher, dass alles in die Hände der aufständischen Serben fällt. Es ist für mich ein untragbarer Gedanke, dass auch die Glocken, die Turmuhr und die Orgel in deren Hände fallen sollen. So ordne ich deren Abmontierung an. Als die Gemeinde davon erfährt, geht eine grosse Freude durch diese. In einem neuen Schutzberg, irgendwo, sollen Glocken, Turmuhr und Orgel wieder

⁹ Die 1895 im Ukrainatal gegründete ärarische Siedlung Ukrinski Lug ist wegen der Überschwemmungsgefahr 1902/03 auf den Höhenrücken Glogovac (Dornenberg) verlegt worden; nach diesem ersten Gottesdienst wurde sie auf Vorschlag von Pfarrer Geissler dann Schutzberg genannt.

ihren Dienst tun. Ich gebe durch, dass die Glocken am 23. Oktober, abends 6 Uhr, zum letztenmal über Schutzberg läuten, zuerst die grosse, dann die kleine, nachher beide gleichzeitig eine halbe Stunde. Eine grosse Anzahl Männer mit Tränen in den Augen kommt auf den Lutherplatz bitend, dass die Glocken noch eine halbe Stunde länger läuten sollen; das geschieht. In dieser Stunde ist Schutzberg Erinnerung und Abschiedsschmerz. Nur 32 Jahre haben «Arbeite» und «Bete» Schutzberg gedient. Ihr Dienst war ein Dienst sondergleichen. Ihr Ton verhallt, wird nimmer durch die Gemeinde, durch das Ukrinatal klingen. Wie zu keiner Zeit steht es mir klar vor Augen, dass alles Zeitliche vergänglich ist. Was Menschen als unvergänglich ansehen, Bauten, seien sie noch so fest, sinkt in Trümmer; Einrichtungen, für lange Zeit geschaffen, sind über Nacht ausgelöscht. Und Menschen, seien sie gross oder klein, werden rasch vergessen. Nichts ist bleibend, nichts ist ewig. Ewig ist nur der, zu dem wir in Staub bekennen: «Herrgott, Du bist unsere Zuflucht für und für.» – Über Schutzberg ist Blitz und Donner, ein schweres Herbstgewitter steht am Himmel, die Sonne scheint aber immer wieder hindurch, nicht nur in der Natur.

Die Abtragung der Glocken, der Turmuhr und der Orgel ist nicht einfach, schliesslich ist es doch vollbracht. Die Orgel und die Turmuhr liegen in Kisten verpackt im Kirchenraum, die 600 und 800 kg schweren Gussstahlglocken auf einer Plattform vor der Kirche auf dem Lutherplatz. Kinder schmücken sie liebevoll mit Eichenzweigen. Der Abschied von den Glocken bringt die Gemeinde wieder auf den Lutherplatz. Wir singen «Grosser Gott, wir loben Dich». Wir beten, ich will reden, kann es aber kaum, – über Römer 8, 28. Wir gedenken auch derer, die die Glocken, die Orgel und die Turmuhr einst Schutzberg geschenkt haben. Wir gedenken derer, die die Kirche gebaut haben, nicht zuletzt des Gustav-Adolf-Vereines. Und dann über allem Zeitlichen das Ewige. Viele weinen, und doch liegt über allen eine grosse Zuversicht in dieser Stunde, die mit dem Lied «Ein' feste Burg ist unser Gott» endigt. Nun kommen Hände, viele Männer-, Frauen- und Kinderhände, greifen die verstummen Glocken zum Abschied, streicheln sie, wie eine Mutter Kinder streichelt.

Wir dürfen noch Erntedankfest feiern; mit uns geht die Verheissung: «Solange die Erde steht, soll nicht aufhören . . .»

Noch ein Sonntag wird uns in Schutzberg geschenkt. Er bringt uns den härtesten Abschiedsschmerz. Wir stehen im wundervollen Frühmorgen des Herbstes auf unserem Friedhof, an unseren zum letztenmal geschmückten Gräbern. Wie nie wird uns das Wort klar, das davon spricht, dass wir hier keine bleibende Statt haben, sondern die zukünftige suchen. Die Gräber unserer Toten werden nicht bleiben, vielleicht geht bald der Pflug über sie. Was auch kommen mag, wir wissen unsere Toten in Gotteshand. Noch einmal singen wir: «Jesus, meine Zuversicht» auf unserem Friedhof, und dann noch die Abschiedsbesuche an den Einzelgräbern.

Am Nachmittag haben wir die letzte Presbyteriumsitzung in der Pfarrkanzlei. Wir sitzen da wie immer, und doch ist es ganz anders. Die Männer vor mir sind schmaler geworden. In ihren Augen kann man das Schwere der Stunde lesen, wir sind alle reifer

geworden. Es sind keine Beschlüsse mehr zu fassen; nur das Bedürfnis und die Verpflichtung, noch einmal als Presbyter zusammenzusein, hat uns vereint. Das Bischofsamt verlangt die Sicherung des kirchlichen Vermögens für dasselbe. Es soll ein diesbezüglicher Beschluss und die Übertragung des Gemeindevermögens auf das Bischofsamt grundbücherlich durchgeführt werden. Unser Beschluss würde kaum etwas wert sein; die Übertragung im Grundbuchamt, das es kaum noch gibt, morgen sicher nicht mehr geben wird, ist zwecklos. Was gehört in Bosnien noch wem? Man weiss scheinbar im Unabhängigen Staat Kroatien nichts über unsere Verhältnisse, auch nicht bei dem evangelischen Bischofsamt in Agram. Der ganz kleine Kassenbestand der Kirchenkasse geht in meine Hände über und soll später verrechnet werden. Alle Presbyter sind der Ansicht, dass wir geschlossen angesiedelt, geschlossen wieder eine Kirchengemeinde bilden werden. Wir schliessen diese letzte Sitzung des Schutzberger Presbyteriums mit Gebet.

Das Reformationsfest feiern wir auch noch in der Kirche, die nicht mehr das ist, was sie war. Es fehlt die Orgel, es fehlen die Glocken. – Wir wussten noch nicht, dass dies der letzte Gottesdienst in der Schutzkirche war. Acht Tage später hätten wir Kirchweih gefeiert, wären es 32 Jahre seit der Einweihung derselben gewesen. Seit diesem 7. November 1942 gibt es kein Schutzberg und keine Schutzkirche mehr.

Am 1. 11. nachmittags trifft die Vorhut der Absiedlungskommission ein. Da starker Regen fällt, versammelt sich die Gemeinde, bis auf die auf Posten stehende Mannschaft, in der Kirche, wo die Umsiedlungsbedingungen bekanntgegeben werden. Im Orte sind Plakate angeklebt, auf denen ein Auszug des Umsiedlungsvertrages zwischen dem Deutschen Reich und dem Unabhängigen Staate Kroatien bekanntgemacht wird¹⁰. Der kroatische Staat übernimmt alles zurückbleibende bewegliche und unbewegliche Vermögen der Umsiedler. Eine Kommission, bestehend aus Vertretern der Vertragsschliessenden, schätzt das Vermögen ab. Darüber sind Protokolle aufzunehmen. Der kroatische Staat zahlt an das Deutsche Reich den errechneten Wert der übergebenen Güter. – Anmerken möchte ich, dass den Umsiedlern nicht gesagt wurde, wie hoch ihr Besitz geschätzt wurde.

Kirchliches Vermögen fällt nicht unter diese Bestimmung, sondern wird Eigentum der Kirche, der die Gemeinde bekenntnismässig angehört. Die standesamtlichen Kirchenbücher sind dem Reichssippenamt, Bargeld, Sparbücher und Wertpapiere sind der Umsiedlungskommission zu übergeben. Verboten ist, privat deutsche Währung für kroatische zu kaufen, verboten ist auch das Veräussern von Wirtschaftsgegenständen oder Vieh. Mitgenommen werden Kleidung, Wäsche, Geschirr, Lebensmittel und kleine Pflaumenschnapsfässer. Das alles wird sorgfältig mit Namen und Nummern versehen und unter der Bewachung der Deutschen Mannschaft nach Derventa gebracht und in Eisenbahnwagen verladen. – Möbel dürfen nicht mitgenommen werden.

¹⁰ 8. Einleitende Darstellung, Anlage 4.

Die Kranken und die ganz Alten werden in Lastwagen in das Umsiedlungslager, das in Bosnisch Brod musterhaft eingerichtet ist, gebracht. Die Tage, und auch ein grosser Teil der Nächte, sind der Registrierung der Umsiedler gewidmet. In den schon geräumten Zimmern des Pfarrhauses sind Schreibzimmer eingerichtet, in denen Schreibmaschinen klappern, Angaben um Angaben gemacht werden müssen. Jeder Umsiedler erhält eine Umsiedlungsnummer. Die Kommission besteht aus rund 20 Männern, für die in der Pfarrhausküche unter Aufsicht meiner Frau gekocht wird. Am bemerkenswertesten ist die Geldwirtschaft in dem grossen Esszimmer des Pfarrhauses. Ich kenne meine Schutzberger nicht mehr. In Geldsachen waren sie stets das Misstrauen selbst. Allen Menschen und Organisationen gegenüber. Nicht immer unberechtigt. Selbst die eigene Raiffeisenkasse war ihnen nie sicher genug. – Ich erinnere mich an eine Frau, die in bestimmten Abschnitten des Jahres zu mir kam, sich aus der Raiffeisenkasse ihre Einlage vorzählen liess, um wieder befriedigt abzuziehen, da das Geld noch da war, sogar etwas mehr. – Es kommen überraschend grosse Beträge zur Ablieferung; sie sind kein Zeichen von Reichtum, sondern zeugen davon, dass Geld in der Kriegszeit leicht zu erlangen war.

In all die Unruhe des bevorstehenden Abzuges platz die Nachricht, dass die kroatische Regierung eine ukrainische Militärabteilung in die Siedlung legen will. Diese soll nach unserem Abzug die Besetzung des Dorfes durch die aufständischen Serben verhindern. Dass die kroatische Regierung all die Werte, die jetzt ihr Eigentum sind, schützen will, das ist verständlich, dass das aber nicht durch kroatisches Militär, sondern durch eine ukrainische Legion geschehen soll, ist bemerkenswert. Wo mögen die Ustaschi sein, die sich früher so oft zeigten? Ich fahre zum Umsiedlungskommando nach Brod und trage dort vor, dass eine Besetzung des Dorfes durch ukrainische Legionäre die Aufständischen herausfordern würde, so dass, wenn es zu Kämpfen käme, es auch für uns verhängnisvoll werden könnten. Ich erreiche, dass die Besetzung durch Ukrainer abgeblasen wird.

Vor einer Woche musste ich etwas tun, was ich noch nie getan habe, konnte darüber nicht gleich etwas niederschreiben, da alles in mir bebte: Ich räume meine Kirche. Dass es so etwas geben kann und geben muss! Ich greife nach dem Kruzifix, nach den Leuchtern. Das Kruzifix wird hier nimmer zeugen von der grossen Tat des Heilandes, die Leuchter werden hier nimmer Kerzen tragen, die in das Dunkel des Lebens leuchten. Ich greife nach der Altarbibel, die einst der Vater des ersten Orts Pfarrers gespendet hat; ich greife nach den Abendmahlsgeräten, die 1910 zur Einweihung der Kirche von Seminaristen in Köthen-Anhalt gestiftet wurden. Ich nehme die Altardecke vom Altar, den Kanzelbehang von der Kanzel. Ostpreussische Frauen gaben mir im Jahre 1935 bei dem grossen Gustav-Adolf-Fest in Königsberg die wundervoll fein gearbeitete Decke und den Kanzelbehang mit dem eingestickten «Friede sei mit Euch». Das alles lege ich in eine Kiste, alles soll mitgehen. Wann und wo dies alles wieder seinem Zweck dienen darf? Nie, nie und nimmer will ich wieder eine Kirche räumen! – Nun ist die Schutzkirche nimmer Kirche. Es bleibt nur die Inschrift an der Stirnwand: «Der Herr ist des Armen Schutz, ein Schutz in der Not.»

Die Absiedlungskommission setzt als Abzugstag den 6. 11. fest. Ich darf diesen Tag erst am Vorabend der Gemeinde bekanntgeben, da man einen eventuellen Überfall in letzter Stunde verhüten will. Man hat es mir gesagt, ich darf es aber erst am Vorabend des Abzuges bekanntgeben. Ich rufe die Gemeinde am 5. November für 17 Uhr zum letztenmal auf den Lutherplatz. Es weiss keiner, um was es geht; die Gemeinde ist da, die Absiedlungskommission ebenfalls. Über uns die Fahne. Wir singen nun zum letztenmal das so oft gelungene «Heilig Vaterland». Dann spreche ich die letzten Sätze, verhalten und am ganzen Körper bebend. Zuletzt gebe ich bekannt: Der Abzug erfolgt morgen früh 6 Uhr.

Die Registrierung arbeitet noch die ganze Nacht durch. Im Dorf wird immer noch fieberhaft gepackt. Spät abends gehe ich noch durch dasselbe. Aus jedem Hause dröhnen Hammerschläge.

Es treibt mich nach des Tages Unruhe nochmals in die Schutzkirche. Das Dunkel und die Stille der Mitternacht umhüllen mich. Es zieht alles an mir vorüber, was in den Jahren meines Lebens in Schutzberg gewesen ist; die Erinnerung wird übermächtig. Ich predige in dieser Stunde nicht, ich höre. Ich bin Gemeinde, Gemeinde, die geirrt und gefehlt hat, Gemeinde, die arbeitete und betete, dass das Gottesreich auch zu uns kommen möge. Und dann kommt ein Danken sondergleichen über mich. Ich durfte hier den Dienst tun, meine Frau und ich durften gemeinsam hier schaffen und wirken für die Menschen, die uns anvertraut waren. Es war immer harter und schwerer Dienst, und darin Gottesdienst. Ich verabschiede mich von meiner Schutzkirche in dieser Mitternachtsstunde. Was aus ihr werden wird? Hat es gelohnt, für 32 Jahre einen solchen Bau zu erstellen und ihn so liebevoll einzurichten? Hat es sich gelohnt, dass das Pfarrhaus gebaut wurde und im Jahre 1935 die Frauen des Gustav-Adolf-Vereines in Deutschland den Ausbau übernahmen? War es in Ordnung, dass Schweizer Freunde uns das Zwinglihaus bauten? Und durch all die Jahrzehnte nahmen wir Beihilfen für Pfarramt, Jugendpflege, Kindergarten, Schwesternstation von vielen hilfsbereiten Stellen und Freunden. Hat es sich gelohnt? Ich kann in dieser Stunde mit einem ganz klaren «Ja» antworten. Und wenn Schutzberg das alles nur von 1941 bis 1942 gehabt hätte, hätte es sich gelohnt. – Wo auch heute Schutzberger wandern mögen, sie zehren und werden immer zehren von dem, was ihnen in Schutzberg gegeben wurde. – Ich sitze im Zuhörerraum der Kirche. In der tiefen Dunkelheit finde ich leicht die Stufen des Altars, stehe vor dem armen abgeräumten Altar; ich wende mich gegen die Kirchenbänke, die für mich nicht leer sind, ich kenne ja alle, die da vor mir sassen, weiss um sie; und als letztes sage ich laut zum Abschied von Gemeinde und Kirchenbau in die Dunkelheit der Mitternachtsstunde und in die Dunkelheit des Kommenden: «Jesus Christus, gestern, heute und derselbe in Ewigkeit.» Und als Abschluss die Fürbitte für meine Schutzberger: Herr, segne und behüte, lasse leuchten dein Angesicht, sei gnädig, hebe dein Angesicht auf uns und gib uns Frieden. Amen. –

Erst um 12 Uhr nachts komme ich in das leere Pfarrhaus, meine Frau ist schon seit einigen Tagen in Slawonisch Brod. Ich kann nicht in den Räumen die letzte Nacht verbringen, die uns 23 Jahre Heimat waren. Im kleinsten Gaststübchen liegt eine Schütte

Stroh, eine Wolldecke und das notwendigste Handgepäck, hier schlafe ich das letztmal in Schutzberg.

Am 6. November, früh 6 Uhr, kommen von allen Seiten mit Menschen und Gepäck beladene Wagen an die Sammelstelle. Ich bin umringt von denen, die von mir Abschied nehmen wollen. Da ich das Pfarramt in Brod übernehmen soll, nicht die Fahrt mit den Umsiedlern antrete, fällt der Abschied uns allen schwer. Die Schwester des serbischen Pfarrers, der ich wiederholt schützend beistehen konnte, fällt mir weinend um den Hals, gibt mir einen Abschiedskuss. Die aufständischen Serben haben uns einen Brief gesandt, laut dem sie uns eine glückliche Zukunft wünschen, – eine versöhnende Geste.

Unter dem Schutze unserer bewaffneten Mannschaft setzen sich rund 130 Wagen in einer langen Reihe in Bewegung; ein Dorf wandert¹¹. Die Wagenkolonne fährt den Berg hinunter, unter Singen, Schüssen, Lachen, Weinen. Ich bin noch im Dorfe. Von der Steinstrasse unten klingt das Rauschen der vielen rollenden Räder wie eine Art Orkan. Schutzberg ist ein totes Dorf.

Von der Einwandererzentralstelle Litzmannstadt sind gestern noch deren Leiter, v. Malsen, und Dr. Gradmann eingetroffen. Sie wünschen, unter meiner Führung noch die Siedlung zu sehen, um zu wissen, wie es um diese bestellt war. Und so gehen wir durch das tote Dorf, Haus um Haus, Wirtschaftsgebäude um Wirtschaftsgebäude, Stall um Stall. Für mich ist dieser Gang durch das tote Dorf qualvoll. In einem Haus brennt noch das Licht, in einem anderen steht noch Brot und Milch auf dem Tisch. Feuer findet sich noch fast in jedem Herde. Wir machen Stalltüren auf, das Vieh steht ahnungslos vor den vollen Krippen. Eimer voll Wasser stehen fürsorglich daneben. Der Abschied von den Tieren fiel den Schutzbergern besonders schwer. Schliesslich geht es über meine Kraft; ich muss erklären, dass ich nicht mehr die leeren Häuser sehen kann. Darauf geht es zum allerletzten Male durch die Schutzkirche und das Pfarrhaus. Ich höre das Urteil über den Bau: «Schade, dass man so etwas hierlassen muss.» Die Kirche und das Pfarrhaus bleiben unverschlossen ihrem Schicksal überlassen, und wir marschieren den Weg abwärts. Um uns knallen schon die Freudschüsse der serbischen Aufständischen, die von allen Höhen in das Dorf kommen.

Meine Begleiter wünschen noch ein serbisches Haus zu sehen, und so führe ich sie in eines, das an der Strasse liegt und so primitiv ist, wie es eben nur sein kann. Es ist das Haus eines wirtschaftlich gutgestellten Serben in unserer Umgebung. Wir kommen aus dem Haus heraus und stossen auf die Volksdeutsche Mannschaft, die jetzt auch abzieht. Hinterdrein marschieren einige kroatische Soldaten, die irgendwie in das Dorf gekommen waren, ganz so, als würden sie sich der Sicherheit freuen, die ihnen die Volksdeut-

¹¹ Nach dem «Abschlussbericht über die Erfassung der Deutschen aus Bosnien durch die Einwandererzentralstelle» (Teile einer Kopie des Entwurfs im Besitz des VfS.) wurden aus Schutzberg insgesamt 273 Familien mit 1293 Personen umgesiedelt.

sche Mannschaft gewährt. Aus dem Tale kommen eine ganze Anzahl Pferdewagen herauf auf den Glogovac, auf denen städtisch angezogene Männer und Frauen sitzen. Sie haben sogar Schreibmaschinen bei sich. Ein Herr stürmt auf mich zu, ich erkenne ihn als den kroatischen Kommissar, der die Übernahme Schutzbergs in die kroatische Hand leitete und in den letzten Tagen hier gearbeitet hat. Als er mich sieht, kommt er sofort auf mich zu und bittet flehentlich, dass ich doch die Deutsche Mannschaft zum Schutze der Kommission zur Verfügung stellen solle, bis sie das Dorf übernommen hätten. Ich muss ihm erklären, dass es kein Schutzberg mehr gäbe, dass wir kein Interesse an Glogovac hätten und kein einziger deutscher Mann für diesen Ort eingesetzt werden könne. Auf meine Frage, wo denn das kroatische Militär sei, erklärte er mir, dass solches nicht zur Verfügung stünde. Ich stelle ihm dann den Ernst der Lage vor, dass es gefährlich sei, in das schon teilweise von aufständischen Serben besetzte Glogovac zu fahren, an eine Übernahme des Dorfes ohne militärischen Schutz sei nicht zu denken. Ich gebe ihm noch den Rat, dass, wenn ihm sein Kopf und die Köpfe seiner Begleitung etwas wert wären, er die Fuhrwerke wenden lassen müsste. – Das geschah dann auch, und so fiel Glogovac in die Hände der aufständischen Serben.

Bemerkenswert ist noch, dass in den letzten Tagen vor dem Abzug massenhaft Ukrainer in das Dorf kamen, sich die Wirtschaften, die sie übernehmen wollten, ausgesucht und sich in diese festgesetzt hatten. Im Augenblick des Abzuges der Deutschen müssen ihnen aber dann doch Bedenken gekommen sein; sie fielen förmlich über den Umsiedlungsstab her, erklärten ihm, dass sie sich bedroht fühlten und mit den Deutschen abziehen möchten. Das war natürlich unmöglich. Was aus ihnen geworden ist, das weiss ich nicht.

Es war gegen 10 Uhr vormittags, als wir den Wagen bestiegen und den Siedlern nachfuhren. Wir holten sie bald ein, unser Kraftwagen fuhr an all den Wagen vorbei. In einer Stunde waren wir im Umsiedlungslager in Brod. Die Umsiedler fuhren in ihren Wagen bis Derventa, wurden dort in Eisenbahnzüge verladen und nach Brod gebracht. Die Pferde und die Wagen sollte die kroatische Regierung in Derventa übernehmen. Es war aber niemand da, der sie übernahm. Die armen Tiere sind tagelang in Derventa umhergeirrt, manche im Geschirr, von ihren Wagen gelöst. Die armen Tiere, von denen der Abschied besonders schwer war; sagte mir doch ein Umsiedler: «Alles kann ich lassen, nur nicht meine Pferde.» – In Brod fuhr die Hälfte der Umsiedler mit der Eisenbahn gleich weiter, die anderen am nächsten Morgen, nachdem sie die Nacht im Lager verbracht hatten.

Bei meiner Ankunft in dem Pfarrhaus in Slawonisch Brod finde ich meine Fau in einem trostlosen Durcheinander im kleinsten Raum. Ein Hoffen auf Freiwerden von Wohn- und Arbeitsraum im Pfarrhaus ist aussichtslos. Deutsche Offiziere und andere Gruppen halten im Pfarrhaus alle Räume besetzt. Der einzige Raum, von unserem Hausrat vollgestopft, bietet nicht so viel freien Platz, dass ein Bett aufgestellt werden kann. Ich suche Tuchfühlung mit den Männern der Kirchengemeinde und finde sie nicht. Ein Fremdsein sondergleichen kommt über uns. Es trifft dann noch eine Zuschrift ein, nach

welcher ich neben der Pfarrstelle einen sehr verantwortungsvollen Dienst bei der Deutschen Volksgruppenführung übernehmen soll. Meine Frau und ich beraten all das, was auf uns zukommt, und erkennen, dass unsere Zukunft nicht Slawonisch Brod sein kann. Es wird uns klar, dass es von vornherein unrichtig war, die Schutzberger ziehen zu lassen und hier zu bleiben. So lasse ich mich in Brod zur Umsiedlung registrieren, bekomme zwei Eisenbahnwagen, einen für unsere Möbel, einen für die Glocken, die Orgel, die Turmuhr. Die Verladung durch hungrige Arbeiter eines Spediteurs ist schwierig.

In der Broder Evangelischen Kirche vollziehe ich als einzige Handlung eine Taufe. Die Taufe eines kleinen Franz-Josefsfelders, der unbedingt als Bosniak geboren werden wollte und im Umsiedlungslager das Licht der Welt erblickte.

Spät abends kommen wir im Umsiedlungslager an, lagern mit anderen Umsiedlern auf Strohsäcken auf dem Boden der Halle. Die Nacht ist voller Unruhe, die Mütter können die Kleinstkinder nicht beruhigen, ganz als ahnten diese die Schwere der kommenden Tage. Früh um 7 Uhr werden wir in einem sehr langen Eisenbahnzuge untergebracht, der für alle überreichlich Platz hat. Es gibt Dechen und alles Notwendige für die lange Fahrt. Noch grüsst uns der Moscheeturm, noch grüsst die kleine, nun auch verlassene evangelische Kapelle, dann geht es über die Save in Richtung Deutschland.

1. Die Einberufung der Volksdeutschen zur Wehrmacht, Waffen-SS, Polizei und bewaffneten Hilfsdiensten.

Nr. 5

Erlebnisbericht des Schülers M. R. aus Franzfeld (Kraljevičevo), Bezirk Pantschowa (Pančevo) im Banat.

Original, 6. Mai 1957, 8 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Vorfälle nach der Besetzung von Franzfeld durch deutsche Truppen im April 1941; erste Werbungen und Einberufungen von Volksdeutschen für die Waffen-SS und Banater Hilfspolizei; Widerstände der deutschen Dorfbewohner gegen die Heranziehung zum Polizeidienst.

Der Vf. beginnt seinen Bericht mit einem kurzen Überblick über seinen Lebenslauf und schildert dann die politischen Auseinandersetzungen in Franzfeld zwischen den «Alten» des Schwäbisch-Deutschen Kulturbundes und den Anhängern der «Erneuerer».

In Franzfeld waren die Deutschen am Karfreitag 1941 einmarschiert. Damals habe ich das erstmal eine richtige deutsche Hakenkreuzfahne gesehen, von denen dann Hunderte auch auf Häusern wehten, deren Besitzer bisher nicht gerade als Erneuerer¹ galten. Uns Jungen hat die Aufmachung mit Hakenkreuzbinden, schwarzer Mannschaftsuniform und Koppel riesig gefallen, obwohl ich mich genau erinnere, dass die älteren, besonneren Leute vor einer solchen Entwicklung warnten, so mein Grossvater.

Eine Gruppe von Franzfeldern fuhr damals auch in die rein serbische Nachbargemeinde Crepaja und nahm dort die sogenannte «Entwaffnung» vor. Bekanntlich wurden die serbischen Gemeinden in den bewegten Wochen vor dem Balkanfeldzug 1941 von den serbischen Dienststellen bewaffnet. Ganze Wagen voll Gewehre und Munition sind in den darauffolgenden Tagen von mit Hakenkreuzbinden ausgestatteten Franzfeldern als Beutegut in die Gemeinde gebracht worden.

Schon ein paar Tage nach dem Umsturz ist ein kleinerer Trupp von SS-Leuten in Franzfeld einmarschiert. Unter ihnen war auch ein Erneuerer-Führer, Besinger, der nun auch in voller Uniform ins Dorf einzog. Wir Jungen waren nur von der SS eingenommen. Von Wehrmachtseinheiten, soweit sie fallweise ins Dorf einzogen, waren wir alle riesig enttäuscht. Auch Lehrer Reiser ist in diesen Tagen in einer dekorativen schwarzen SS-Uniform im Dorf aufgetaucht.

¹ s. Einleitende Darstellung, Kap. I 4.

An eine Einzelheit erinnere ich mich besonders. In der Gemeinde waren einige versprengte serbische Soldaten in der Umbrudzeit, die von der Zivilbevölkerung mit Kleidern versorgt und in Richtung Heimat in Bewegung gesetzt wurden. Selbst in unserem Haus war ein serbischer Kriegskollege meines Vaters acht Tage versteckt, der nach dem ersten Rummel dann wieder heimwärts zog. Mein Vater selbst hat ihn heimgebracht, ich glaube nach Kovačica, da er ein Berufskollege, ebenfalls Müller, war. – Später sollte sich dieser Freundschaftsdienst in einer schweren Zeit in wunderbarer Weise noch lohnen. Er hat uns, als wir 1944/45 im Lager saßen, noch mit Lebensmitteln versorgt. – Nun nochmals zurück zu dem angedeuteten Erlebnis aus dieser Zeit. Der Bahnhofsvorstand, der ein Serbianer war^{2,3}, hatte sich in einem Bunker nahe dem Bahnhof, wohl aus Angst, verschanziert. Davon hatte auf irgendeine Art und Weise eine Gruppe von Dorfbewohnern Kenntnis erhalten, die einige SS-Leute zum Bunker führte. Und als der Bahnhofsvorstand trotz Aufforderung nicht herauskam, warf man eine Handgranate in den Bunker. Der serbische Bahnhofsvorstand kam dabei ums Leben.

Während die alten Leute dafür waren, dass man sich einer massvollen Dorfpolitik auch den andersnationalen Dorfnachbarn gegenüber befehlissigt (in der Umgebung von Franzfeld gab es ein rumänisches Dorf – Neudorf/Novo Selo, ein ungarisches – Debeljača und ein slowakisches – Padina), trieb alles einem Radikalismus entgegen. Schon kurz darauf zogen die ersten sechs donauschwäbischen Dorfbewohner als Freiwillige zur Waffen-SS. Dann wurden in der Gemeinde 28 aus dem serbischen Militär eben heimgekehrte Männer von Franzfeld in der Gemeinde gemustert und ebenfalls der SS überstellt. Sie kamen nach Prag zur Totenkopf-Division. Unter ihnen war auch mein Onkel. Bevor noch die Prinz-Eugen-Division aufgestellt wurde⁸, wurden fallweise einzelne Franzfelder noch zur HIPO (Hilfspolizei) eingezogen. Bei einer solchen Gelegenheit sollten wieder 25 Franzfelder zur HIPO einberufen werden. Im Dorf munkelte man davon, dass auch der Sohn des Bürgermeisters (Seiler Matz) einberufen worden war. Dieser Gestellungsbefehl für Seiler war aber dann plötzlich nicht mehr da. Von diesen 25 Einberufenen sind dann fünf tatsächlich eingezogen worden, die anderen sträubten sich mit dem Hinweis, dass sie nur zum Militär gingen, wenn auch der Sohn des Bürgermeisters einrückte. Diese «Kriegsdienstverweigerer» haben sich zunächst daheim versteckt, während die örtliche Behörde sie ausheben wollte. Die ganze Gemeinde stand hinter ihnen. Es kam zu leidenschaftlichen Protesten vor dem Gemeindehaus. Nun gab es neben der HIPO auch noch eine sogenannte «Schwarze Polizei». Zwei Kompanien dieser «Schwarzen Polizei» kamen mit einem Sonderzug nach Franzfeld, um eine Strafaktion gegen diese «Kriegsdienstverweigerer» durchzuführen. Unter ihnen befand sich auch ein Franzfelder. An die Spitze dieser Strafkompagnie trat in der Gemeinde der Vize-

² Nach 1918 aus Altserbien eingewanderter Serbe.

³ Die 7. SS-Geb. Div. «Prinz Eugen» wurde im Frühjahr und Sommer 1942 aufgestellt; s. darüber Einleitende Darstellung, Kap. II 3 a.

⁴ Einheiten der «Deutschen Mannschaft», die zu Polizeidiensten herangezogen wurden, s. auch den nachfolgend abgedruckten Bericht Nr. 6.

banus vom Banat in Erscheinung, der selbst ein Franzfelder Kind ist. Die «Kriegsdienstverweigerer» wurden ins Gemeindehaus geholt. Wieder fand sich eine Gruppe, die mit Protestkundgebungen vor das Gemeindehaus zog. Unter ihnen war auch eine Frau, Gottliebe Reiser, die zu den erbittertesten Gegnern der Erneuerer zählte. Auch diese Gruppe von Protestierenden wurde verhaftet und zu den «Kriegsdienstverweigerern» eingesperrt.

Insgesamt dürften es ca. 70 Personen mit den Kriegsdienstverweigerern gewesen sein. Sämtliche, ausgenommen Fau Reiser, wurden auf den Fusssohlen geprügelt. Daraufhin wurden sie mit Schnüren aneinandergebunden und durch die Hauptstrasse zum Bahnhof getrieben, voran Frau Reiser mit einer Tafel «Wir sind die Schande von Franzfeld». Eine grosse Menge empörter Dorfbewohner fand sich angesichts dieses Terrors der «Schwarzen Polizei» auf den Strassen ein und begleitete mit stummen Protest die Kriegsdienstverweigerer und die Protestierenden die Hauptstrasse entlang an den Bahnhof, wo der Vizebanus in voller Uniform mit Silber- und Goldschnüren, Lametta u. dgl. sich in Pose setzte. – Dieses Ereignis sollte uns noch einmal zugute kommen. Der einzige Serbe, namens Putnik, der in Franzfeld gelebt hatte und dort eine Tischlerei besass, hat in den Umbruchtagen, als die Partisanen Männer aushoben und Frauen deportierten, bei den Ortsgewaltigen als Fürsprecher der Franzfelder viel Gutes getan. Immer wieder hat er betont, dass er die seinerzeitigen Prügelnszenen persönlich erlebt hat und als Kronzeuge dafür auftreten könne, dass die Schwaben nicht freiwillig zur SS' eingerückt seien.

Während man von volksdeutscher Seite sich Hoffnungen machte, dass diese Leute als «Kriegsverbrecher» abgeurteilt würden, wurden bei den Betschkereker deutschen Militärstellen die Leute keinerlei Drangsalierungen unterzogen. Nach ein paar Tagen wurden sie eingekleidet und meist zur HIPO abkommandiert. Später sind einige von ihnen zur SS gekommen. Kein einziger war untauglich. Es war die Blüte der Franzfelder Jugend. Kerngesunde, blutjunge Männer. – Eine Erinnerung an diesen Schandzug stellt auch heute noch in Franzfelder Kreisen die Redewendung «Auch der war an der Feigen-schnur» dar, die gebraucht wird, wenn die Rede auf einen dieser «Kriegsdienstverweigerer» kommt. Die Leute wurden nämlich wie in einem Feigenkranz aneinandergebündelt seinerzeit durch den Ort geschleift.

Als es sich nach diesen brutalen Ausschreitungen herumgesprochen hatte, dass es für die Volksdeutschen keinen Ausweg mehr geben wird und sie zur SS «freiwillig» gepresst werden, meldeten sich 40 junge Leute – nun tatsächlich freiwillig – zur Deutschen Wehrmacht. Eine kleinere Gruppe hat sich freiwillig zur OT zum Einsatz gemeldet. Wehrmachtsfreiwillige kamen grösstenteils zur Kavallerie.

Grosse Empörung, aber noch mehr Angst bemächtigte sich der Bevölkerung. Solcher Methoden war man sich aus der schlechtesten Zeit eigentlich nicht bewusst. Es war eine grosse Enttäuschung, weil in der Vorstellung unserer Menschen doch das Deutschtum in den schönsten Farben lebte.

Nach kurzer Zeit begannen dann die regelrechten Einberufungen zur Prinz-Eugen-Division. Von dieser Zeit sind dann keine Rebellionen mehr bekannt. Die Leute haben sich geduldig und gehorsam, wie unsere Schwaben schon sind, dem Druck gefügt. Unsere Gemeinde hat wohl über 1'000 Soldaten gestellt⁵. Es ist mir auch nicht bekannt, dass ein Dorf so viele Kriegsoffer hat wie unsere Gemeinde. Als ich noch daheim war, war bereits amtlich bekannt, dass die Zahl der Kriegsoffer über 400 betrug. Auf riesigen Tafeln, mit Gold eingemeisselt, waren in der evangelischen Kirche die Namen der Gefallenen festgehalten. Im Ersten Weltkrieg waren es 200. Es war kein Platz mehr, um die Opfer des Krieges auf diese Weise zu verewigen.

In dieser Atmosphäre reifte dann die politische und militärische Katastrophe in unserem Raum heran.

Nr. 6

**Erlebnisbericht des Landwirts Peter Kaip aus Ernsthäusen (Banatski Despotovac),
Bezirk Gross-Betschkerek (Veliki Beckerek) im Banat.**

Original, 14. Dezember 1958, 4 Seiten, hschr.

Aushebung von Volksdeutschen der Jahrgänge 1919–1920 im Herbst 1941 zum Polizeidienst im Banat; Vorkommnisse in der Ausbildungskompanie in Werschetz; Einberufung des Vfs. zur SS-Freiwilligen-Division «Prinz Eugen» nach seiner Entlassung aus dem Polizeidienst im Mai 1942.

Im September 1941 wurden die Jahrgänge 1919–1920 in der Kreisstadt Gross-Betschkerek gemustert, und diese Männer, die tauglich befunden wurden, am 20. 10. 1941 zur Polizei einberufen und mussten sich an dem genannten Tag in Gross-Betschkerek melden. Wir nahmen in fünferreihe Aufstellung und wurden dann je eine Reihe eine Kompanie gebildet und wurden dann auf folgende Städte im Banat verteilt: Werschetz, Weisskirchen, Pantschowa, Kikinda und Betschkerek.

Ich kam nach Werschetz. Am Abend desselben Tages fuhren wir per Bahn nach Werschetz und kamen kurz nach Mitternacht am Bahnhof an und wurden von unserem

⁵ Bei der amtlichen jugoslawischen Volkszählung im Jahre 1931 hatte Franzfeld eine Gesamteinwohnerzahl von 4495 Personen, von denen auf Grund der Erhebungen über die Muttersprache 4435 als Deutsche gezählt wurden. – Die hier und im Folgenden vermerkten Zahlen der Gesamteinwohner und der Deutschen in den einzelnen Gemeinden nach: Jugoslawien. Verteilung der Volkstümer nach Bezirken, Verzeichnis der Orte mit mehr als 10 deutschen Einwohnern, bearbeitet von der Publikationsstelle Wien, 1941. Dieses vom Genst. des Heeres, Abt. für Kriegskarten und Vermessungswesen für den Dienstgebrauch angefertigte Verzeichnis beruht bei den Zahlen der Deutschen für die Drau-Banschaft (Slowenien) auf dem amtlichen Ortsverzeichnis von 1939, die Sawa-Banschaft (Kroatien-Slawonien) auf dem amtlichen Ortsverzeichnis von 1937 und Angaben des statistischen Amtes in Agram, bei den Zahlen der Donau-Banschaft (Banat, Batschka, Baranja und Syrmien) auf amtlichen Angaben der Banalverwaltung.

zukünftige Ausbilder empfangen und zur Kaserne geleidet. Wir samelden uns ortsweise und bezogen unsere zugewiesene Nachtquartiere. Früh um 7.00 Uhr Wecken, 8.00 Uhr Antreten, wurden dann von unserem Zukünftigen Kompanie Chef begrüßt (Hauptmann G., ein Wiener). Nach der Begrüssung wurden wir dann nach grosse aufgestellt, und die Kompanie teilte sich dann auf 3 Züge und zählte weit über 100 Mann. In der Zeit von 14 Tage erhielten wir 2 Paar Uniform. Nun begann die Ausbildung.

Beim ersten Unterricht wurde uns erst klar gemacht, das wir der SS-Polizei angehören und dem SS und höheren Polizeiführer Dalige unterstellt sind¹. Nun aber war die Begeisterung unter uns nicht besonders; die meisten wollten nicht mitmachen und gaben an, sie wären krank. Da kam die sache Hauptmann G. zu Ohren. G. bestellte 6 Ärzte und lies die ganze Kompanie Gründlich untersuchen, wonach 12 Mann krankheitshalber entlassen wurden. Dann hies es, er seit jetzt alle kerngesunde Männer, und jetzt wollen wir ohne jegliche Hindernisse die Ausbildung vorantreiben.

Die Ausbildung war hart, und die Ausbilder waren in Ihrem Dienst Rücksichtslos. Die viele Unterrichte, die wir hatten, war sehr Lehrreich, auch für das spätere Zivilleben. Der Unterricht wurde gröstenteils vom Oberleutnant G. erteilt, der ein Aktieifer Deutscher Polizei Offizier war und aus Mitteldeutschland stammt. G. war ein vorbildlicher Deutscher Polizeioffizier und hat uns so behandelt, wie wen wir seine Kinder wären. Mir ist in meiner ganzen Militär Zeit noch kein so ein Offizier begegnet.

Nach 6-wöchiger Ausbildung wurden wir vereidigt. Es erschien unser Bataillons Kommanteur aus Belgrad, Major J. Als J. ankam, waren sentliche Vorbereitungen zur Vereidigung getroffen. J. hilt kurz eine Rede über Sinn und Zweg des Eides und fügte hinzu, das nach leistung des Eides in der nähe der Mutter oder Frau Ihre Schürtzte nicht mer zu denken wäre. Nun frug J., wer glaubt den Eid nicht leisten zu kenen: Hände hoch. Ungefähr 60 hiltten die Hände hoch. Als 1. frug er mit Namens Bischof, warum er den Eid nicht leisten kene. B. antwort: aus Wirtschaftliche Gründe. J. andwortet: Sie grigen einen Knecht. Nun blieben von den 60 Hände noch ungef. 30 Hoch. Der negste wurde gefragt: Ich sehe schlecht. Antwort: Sie grigen eine Brille. Da blieb noch eine Hand hoch. Frage: Was ham Sie den? Antwort: Blattfüsse. Antwort: Sic griegen Einlage. Und leisten wir den Eid und wurden anschliessent zum Büro geleidet, um gleichzeitig eine Eides Erklärung zu unterzeichnen. Ein Grossteil wollte die Eides Erklärung nicht unterzeichnen und haben sich von dem Büro entfernt, so mussten diese es den negsten Tag nachhohlen und wurden von dem Ausbilder beschimpft: Bonzen, Veräter usw. – Nun gab es wären unser ausbildung schöne und gut organisierte Kammeratschaftsabende, die Offiziere gingen von Mann zu Mann und von Tisch zu Tisch. Was an Urlaub ankam: jede 3–4 Wochen Kurzurlaub, verh. waren bevorzugt.

¹ Die sogenannte Banater Hilfspolizei unterstand dem Höheren SS- und Polizeiführer in Belgrad, SS-Gruppenführer und Generalleutnant der Polizei Meyssner, der, soweit es die Ordnungspolizei betraf, dem Chef der deutschen Ordnungspolizei, SS-Obergruppenführer Daluge, unterstand.

Nun war im Februar 1942 die Ausbildung beendet. Wir wurden dann auf grössere Polizeistationen innerhalb des Banates verteilt und den Zuständigen Landratsämter unterstellt: Modosch, Werschetz Stadt und Land. Durch diese Verteilung wurde die Kompanie aufgelöst, und wir waren dann von der SS-Polizei entlassen, und unser Uniform wurde eingezogen, an stelle erhielten wir Schwarze Uniform mit Stiefel. So wurde auch der Jahrgang 1917–1918 nach uns eingezogen. Unser Polizeichef in Modosch war Loch aus Sartscha, Banat. Ich war dann noch bis am 1. Mai 1942 in Modosch und wurde an diesem Tag entlassen vom Polizeidienst und wurde 15. Mai 42 wieder einberufen zur Freiwillige SS-Division «Prinz Eugen», Kommanteur SS-Obergruppenführer Arthur Phleps. Ich kam nach Werschetz zum 1. Regiment...

Als Ich vom Regiment die Zuweisung erhielt, in der 7. Kompanie mich zu melden, wurde Ich beim Spiess der Komp, vorstellig, und Ich wurde sofort Ausbilder und bekam eine Gruppe, so wie auch alle meine Kammeraden, die von der Polizei kamen, wurden Ausbilder, da es an Ausbilder mangelde. Die Räumlichkeiten des Arbeiterheimes, wo die Komp, untergebracht war, [waren] so eng, das Mann an Mann lag. So wurde unser Bataillon nach 10 Wochen (ungef.) nach Karlsdorf in das Sandgebiet verlegt, wo wir wieder eng in Gastäten untergebracht waren. Wieder mussten wir den Eid auf den Führer leisten. Als weideres möchte Ich noch dazu bemerken, das es uns verboten war, bei der SS-Freiwilligen-Div. «Prinz Eugen» den SS-Spiegel zu tragen; wir trugen die Odalsrunen (Ehr-Frucht und Boden²), nur die Reichsdeutsche trugen den SS-Spiegel.

Soweit mir noch erinnerlich, fing die Division Verlegung nach Serbien im August 1942 an. Division Stab kam nach Kraljevo; unser Btl., welches in Karlsdorf war, hatte die Streckenbewachung bis Kubin an der Donau, wo die Truppen mit Fähre übergeführt wurden nach Mitrovica. Wir gingen dann als letzte Oktober 1942. Wir kamen nach Užice, wo auch der Reg. [-Stab] des 1. Reg. lag so wie auch Atelerie Bioniere. E wir nach Užice kamen, mussten wir gleich in den Einsatz bei Kraljevo und waren dann 14 Tage in den Bergen und Walter, wo wir uns Planmässig auf einer bestirnten höhe mit Bulgarische Truppen trafen.

Die weidere Einsätze in Kroatien usw. war ich nicht dabei. Ich kam 1943 in Kriegsiasset³ Belgrad, dann Genesungskompanie; 1944 wurde ich nach Prag versetzt und war da bis Kriegsende; hab auch den Aufstand in Prag am eigenen Leibe gespürt, Gefangenschaft usw.

² Dieser Wablspruch hiess: Ehre, Blut und Boden.

³ Kriegslazarett.

Nr. 7

Erlebnisbericht des Landarbeiters Franz Unterreiner aus Deutsch-Elemer (Nemački Elemir), Bezirk Gross-Betschkerek (Veliki Beckerek) im Banat.

Original, Dezember 1958, 7 Seiten, hschr. Teilabdruck.

Musterung und Einberufung volksdeutscher Männer der Jahrgänge 1892-1925 zum Wehrdienst in der SS-Freiwilligen-Division «Prinz Eugen» im Frühjahr 1942; Erlebnisse des Vf. während seines Einsatzes im Partisanengebiet in Bosnien und Serbien bis zu seiner Entlassung aus dem Wehrdienst im Spätherbst 1943.

Einleitend berichtet der Vf., dass bereits 1941 zwölf junge Männer aus Elemer als angeblich Freiwillige für die Waffen-SS zu einer sechswöchigen militärischen Ausbildung in das Reich gebracht wurden und acht dieser «Freiwilligen» nach der Weigerung, in die Waffen-SS einzutreten, wieder in den Heimatort zurückkehrten.

Die Allgemeine Musterung zur freiw. SS wurde auf Anordnung der Volksgruppenführung durch zwei Mir Persönlich bekante junge Ärzte, damals noch in Ziwill, in den Monaten Jänner oder Feber des Jahres 1942 vorgenommen. Gemustert wurden die Jahrgänge von 1892 bis herab 1925, dies war der jüngste Jahrgang. Kurze Zeit nach der Musterung erfolgten auch schon einzelne Einberuffungen. Das gross der Einberuff. zur Freiw. SS Div. Pr. Eugen geschah Mitte April 1942. Die zur SS-Polizei und zum Grenzschutz danach in vier Wöchentlichem Abstandt. Als letzte und Älteste die Jahrgänge 1892–1896 am 10.6.1942. Dabei folgende sechs unseres Ortes: *Es folgen die Namen.* Der Einberuffungs Befehl lautete: Einberuffung zur Freiw. SS Div. Pr. Eugen. Mit untenstehendem Satz: Wer diesem Einrückungsbefehl nicht Folge leistet, wird Strengstens Bestraft¹. Dieser Satz verräth, wie es mit der Freiwilligkeit bestellt war. Weshalb diese Drohung, wenn ich Freiwilliger bin? Dieser Drohung ist es auch Zuzu Schreiben, dass es in unserem Ort keine Dienst Verweigerer gab. Jeder fürchtete die Folgen.

Wir, die fünf Älteste Jahrgänge, kämten zur Ausbildung nach Gross-Betschkerek. Unsere Offiziere und höheren Unterführers waren jüngere Reichsdeutsche. Als Aushilfs Ausbildner waren diesen schon früher eingezogene junge Volksdeutsche zugeteilt. Alle Zusammen konnten ruhig Unsere Söhne sein. Trotzdem Wir alle schon bei 50 J. Alt, alle ausgediente Öster.-Ungarische Soldatten, ja zum grösten Teil Seinerzeit Unteroffiziere waren, wurden Wir nicht mit Handschuhen angefast, und auch Unser Alter Respektierte man nicht. Wurden hart gedrillt, die Scheltworte von Seite der Reichsdeutschen Vorgesetzten Regnetten auf uns herab. Diese lauteten: Banater Spekfresser, Kukurutz Bauern, Alte Mehlsäcke, Nachtschwächter und ähnliches. Bei dem Marsch zum und vom Exerzierplatz mussten Wir, wenn wir auch noch so abgehetzt waren, nationalsozialistisch ge-

¹ Der Wortlaut solcher Einberuffungsbefehle ist abgedruckt unter Anlage 8.

würzte Marschlieder Singen, als wären Wir 20 Jährige junge Rekrutten und nicht abgearbeitete Bauersleute.

Im Folgenden beschreibt der Vf. einen Vorfall aus seiner Ausbildungszeit – Schikanierung der Rekruten wegen schlechten Marschgesangs auf dem Rückweg vom Exerzierplatz – und berichtet weiter:

Als Älteste Jahrgänge hofften Wir nach abschluss der Ausbildung, zum Wachtdienst irgendwo im Banat Verwendet zu werden. Es sollte aber anderst kommen. Nach vierwöchiger Ausbildung wurden Wir feldmässig Ausgerüstet und als erste Banater Truppe, noch bevor die Div. Pr. Eugen in den Einsatz kam, nach Bosnien gebracht, um gegen die Partizanen zu kämpfen. Per Bahn gings bis Kroatisch Dubica, von dort tratten Wir den Vormarsch zu Fuss in das Innere Bosnien an. Schwer bepakt, mit 120 Schuss Munition, einigen leichten Maschienen. Gewehren und Handgranaten Bewafnet, führte die Strasse bei Sengend Heiser Juli Sonne Bergaufwärtz. Unser Rücken war durch die Schwere Last und das ungewohnte Berggelände gekrümmt. Auch befiel uns eine immer empfindlicher werdende Müdigkeit. Bis Wir zu dem lang gestrekten Stadchen Bosnisch Dubica kämten, blieben schon mehrere Erschöpfte im Strassengraben liegen. Ange langt beim Städchen Bosc. Dubica, befahl der Batalions Komandör, Hauptmann Plaul, einen Tadellosen Gesang durch die Stadt. Es war ein Jamer, wie dieser aus den Keuchenden und ausgetrocknetten alten Kehlen heraus geprest wurde. Und das Bild hinter uns sah Traurig aus, die Strasse lag voll mit Erschöpften. Die Bevölkerung labte Sie mit frischem Wasser. Endlich sind Wir ausserhalb der Stadt angelangt. Der Gesang verstumte, und mit ihm löste sich aber auch jede Millitärische Ordnung auf. Es war kein Marschieren mehr, es war nur mehr ein Trotten. Immer mehr blieben zurük, und die noch gehen konnten, schleppten sich in lang auseinandergezogenen Häufleins weiter.

Wir konnten ungefähr eine Streke von etwa 20-25 km Zurükgelegt haben, unsere Offiezire Ritten Stolz vorne an der Spitze, Sprengten von Rükwärtz einige höhere Wehrmachts Offiezire an uns heran und fragten, Wer unser Komandör ist und Wer uns Alte Väters hierher gebracht hat. Wir gaben die Nötige Auskunft, darauf Sprengten Sie nach Vorne. Näher herangekommen, hörten Wir einen der Wehrmachts Offiezire Sagen: «Herr Hauptmann, ja sind Sie Wahnsinnig, was treiben Sie mit den Leuten? Sehen Sie sich die Strasse an, die liegt voller Männer von Ihnen, wenn Sie noch einige km so weiter machen, bleiben Sie allein. Lassen Sie die Leute sofort abschnallen und Rasten. Sorgen Sie für einige LKW, die das Gepäck der Leute bis zu Ihrem Standort bringen.» So geschah es dann auch. Wir Rastetten, bis alle herangekommen waren, und zogen noch etwas Weiter, bis zu einer grossen Heu Wiese. Übernachteten dort in kniehohem Gras.

Am nächsten Morgen zogen wir bis zu der Stelle, auf einer Heu Wiese, auf der Wir unser Gepäck wohlerhalten voranden. Es wurde dort Zeltlager geschlagen, nach einigen Tagen erschien ein General mit seinem Stab zur Inspiezirung. Der General fand uns für dieses Terrain Untauglich, Verfügte zugleich den Rüktransport nach Gr.-Betschkerek. Die Freude währte aber nur bis Belgrad. Dort erreichte uns ein Befehl, der das Bataillon nach Valjevo dierigierte. In Valjevo währte der Aufenthalt sechs Wochen. Dort taten

wir Wachtdienst, zu unserem Leidwesen [wurden wir] aber auch einem festen Drill unterzogen. Nach Ablauf dieser Zeit brachte man uns für kurze Zeit nach Gr.-Betschkerek. Neu eingekleidet dann endgültig als Besatzung tief in Serbien in eine Stadt. Ausser dem üblichen Drill und dem Wachtdienst wurden wir auch zur Rekwirierung von Wein, Mais und Bohnen eingesetzt. Wurden auch beim Getreide Drusch herangezogen, einesteils zur Verhütung der Sabotage, anderen Teils zur Aufsicht der Serb. Bauern, damit Sie das nach der Anbau Fläche recht hoch bemessene Quantum Getreide an die Sammelstelle der Deutschen Militär Verwaltung Pünktlich abführen.

Hier schildert der Vf. dann ausführlich das Versagen eines jungen reichsdeutschen Offiziers während einer Kampfhandlung gegen ein Widerstandsnest der Partisanen und fährt dann fort:

Das wir verbittert waren, weil man uns als 50-Jährige in so einem schwierigen Gelände einsetzte und im Banat jüngere Jahrgänge, gröstenteils Nationalsozialistische Protektions Kinder, Wachtdienst leisteten, verfasten wir eine von der ganzen Kompanie unterfertigte Protest Schrift, welche wir an den Volksgruppen Führer Sepp Janko sandten mit der Forderung, uns durch jüngere abzulösen und uns Älteste ins Banat zu Verlegen. Dieser, anstatt Schritte zu tun, dass dies geschehe, sandte diese Schrift an den SS und Polizei General Meisner² mit der Bemerkung, der General solle uns betreffen. Dieser sandte die Schrift an unseren Kompanie Führer mit der Anweisung, uns klar zu machen, dass der General unser Vorangehen zwar als Sabotage Akt betrachtet, mit Rücksicht auf unser Alter von der Bestrafung absteht. Wir sollen dies aber nie mehr tun.

Endlich im Spät Herbst des Jahres 1943 wurde ich mit meinen Kameraden A. und M. entlassen. Wir waren 51jährig geworden.

Zuhause wollte man uns zur Deutschen Mannschaft haben. Aber wir sagten Nein! Einmal hat man uns auf Raffienirte Art und Weise als Freiwillige hingestellt, ein zweitesmal aber kriegt ihr uns nicht. – Dies war unser Glück, dass wir nicht gingen. Den alle, die bei der Mannschaft waren, wurden in unserem Ort schon Anfang Okt. 1944 ins Lager verschlept, durch unbeschreibliche Mishandlungen starben die meisten von Ihnen. Aber auch wir solten der Internierung nicht entgehen. Die Wahnsinnige Fehlpolitik unserer Führenden wurde der ganzen Volksgruppe als Kollektiv Schuld angerechnet. Drei Jahre schmachteten wir in den Lagern. Tausende und abermals Tausende verhungerten und starben an Seuchen und Mishandlungen. Meine Frau starb im Lager, mein Sohn als 19- Jähriger. Die Frau meines Kameraden M. starb ebenfalls, seine beiden Söhne fielen. Er wurde Wahnsinnig und schmachtet heute noch im Irren Haus von Kovin im Banat. Alle wurden wir Heimatlos. So endete die Unheilbringend Freiwilligen Aktion³.

² SS-Gruppenführer und Generalleutnant der Polizei Meysner war zu dieser Zeit Höherer SS- und Polizeiführer Serbien.

³ Ein ausführlicher Bericht des Vfs. über die Ereignisse in seinem Heimatort seit Oktober 1944 und seine Erlebnisse in den Internierungslagern ist abgedruckt unter Nr. 37 und 54.

Nr. 8

Bericht des Lehrers J. H. aus Apatin in der Batschka.

Original, 13. April 1958, 29 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Die Waffen-SS-Aktionen von 1942–1944 und ihr zersetzender Einfluss auf das Deutschtum in Apatin; Erfassung der Wehrdiensttauglichen unter Gewissenszwang und Terror für den Dienst in der Waffen-SS.

Im ersten Teil seines Berichts schildert der Vf, die wirtschaftliche, politische und kulturelle Entwicklung in der deutschen Grossgemeinde Apatin vom Ersten Weltkrieg bis zum Zusammenbruch Jugoslawiens 1941 und unter ungarischer Verwaltung bis 1944.

Im Frühjahr 1942 wurde die erste Waffen-SS-Aktion durchgeführt. Sie kam auf Grund eines Abkommens zwischen der ungarischen Regierung und der Reichsregierung zustande¹. Sie war freiwillig. Der Volksbund² wurde mit der Werbung betraut. Er führte diese in einer Werbeversammlung für seine Mitglieder und in gegenseitiger Werbung durch. Es war klar, dass sich eine grosse Anzahl der in Frage kommenden Jahrgänge freiwillig melden werde. Es ist daher unverständlich, weshalb die Gebietsleitung die Werbung unter die Alternative: Deutscher – Nichtdeutscher stellte. In Apatin wurde diese Alternative bei der Werbeversammlung noch nicht gestellt, sie klang jedoch an: wir seien Deutsche und werden uns auch melden; sie wurde aber in der unmittelbaren gegenseitigen Werbung ausgesprochen und vor allem von den Angehörigen der Freiwilligen (Frauen, Mütter) aufgegriffen. Als Nichtdeutscher wurde bezeichnet, wer den Mut zur Waffen-SS nicht aufbrachte; er wurde in gewissem Sinne als Drückeberger geächtet und aus der Gemeinschaft ausgestossen. Auf diese Weise wurde ein Gewissensterror ausgeübt. Wenn auch der Personenkreis der so Ausgestossenen infolge der jüngeren Jahrgänge noch klein war, so mindert das weder den Fehler noch die politische Verantwortung. Musterung und Einberufung führte die Waffen-SS unter Kontrolle eines ungarischen Offiziers und eines hohen ungarischen Polizeibeamten durch. Diese hatten die Möglichkeit, Einspruch zu erheben und die Freigabe der Gemusterten zu verweigern, wovon sie jedoch in Apatin keinen Gebrauch machten. Nach wie vor war die Aktion jedoch freiwillig; wer den Mut aufbrachte, blieb daheim. Es kann auch gesagt werden, dass der Mut einzurücken grösser war als der Mut daheimzubleiben.

Trotzdem war die Alternative, unter welche die Werbung gestellt wurde, ein verhängnisvoller Irrtum. Sie war auch anmassend und überheblich, selbst wenn man das Wiener Abkommen berücksichtigt (Deutscher ist, wer vom Volksbund anerkannt

¹ s. darüber Einleitende Darstellung, Kap. II 3 b.

² Volksbund der Deutschen in Ungarn.

wird)³. Das Tragische daran, dass sie der Führung entglitt und fortzeugend Unheil gebar, da sie nicht rückgängig gemacht werden konnte. So tat sich eine zweite Kluft auf, diesmal in den eigenen Reihen, die immer grösser und tiefer wurde.

Bei der zweiten Waffen-SS-Aktion (1943), die ebenfalls freiwillig war, wurde diese Alternative auch in der Werbeversammlung ausgesprochen, wodurch sich der Volksbund auch in Apatin offen zum Gewissensterror in dieser Frage bekannte. Der Terror von unten war natürlich weitaus grösser, die Unduldsamkeit wuchs und der Kreis der Ausgestossenen ebenfalls. Aber noch war die Aktion freiwillig, und wer nicht wollte, der blieb daheim.

Beim Regierungssturz in Budapest (19.3.1944) besetzten deutsche Truppen das Land⁴ und eine SS-Division (8. SS-Reiter-Division «Florian Geyer») drang in die Batschka. Die Führung der Division vereinbarte mit dem Gebietsführer des Volksbundes, Ing. Sepp Spreitzer, in einigen Gemeinden (Apatin, Hodschag, Palanka) eine illegale Muss-Blitzaktion durchzuführen und auch die Drückeberger auszuheben. Am Abend des 19. März kam ein kleines Sonderkommando unter Führung des Esseger Stabsleiters der Volksgruppe, Dr. Kutschera, der in Mannschaftsuniform erschienen war, und eröffnete dem Volksbund, dass am 20. März laut Befehl des SS-Hauptamtes eine Zwangsmusterung durchgeführt werde. Diese Aktion wurde von dem Sonderkommando kundgemacht und noch am gleichen Abend von den Gemeindedienern ausgetrommelt. Die Illegalität und Willkür der «Aktion» wurden von dem Sonderkommando, von Dr. Kutschera und von Ing. Spreitzer verschwiegen. Der Volksbund liess sich bluffen und unterstützte sie. Viele Angehörige der früheren Freiwilligen feierten sie, SS-Urlauber verstärkten das Sonderkommando. Sie erstreckte sich auf die herangewachsenen Jahrgänge und auf die sogenannten Drückeberger der früheren Aktionen.

Die braven, gläubigen und treuen Jungen kamen, meldeten sich und wurden in wenigen Stunden abtransportiert. Die andern, die sich nicht meldeten, wurden mit Gewalt vorgeführt und festgehalten, wobei die Weiber, die den Zugang zum Ahnenheim säumten, in hysterisches Freudengeschrei und in Verhöhnung ausarteten. Die Leidenschaften gingen hoch, ganz Apatin war auf den Beinen. Vorgeführt und festgehalten wurden nur die, die einmal Mitglieder des Kulturbundes waren. Andersnationale und Nichtmitglieder blieben verschont, obwohl von der Volksmenge auch deren Vorführung gefordert

³ Im deutsch-ungarischen Protokoll vom 30. August 1940, dem sogenannten Wiener Abkommen, waren von der ungarischen Regierung den Angehörigen der deutschen Volksgruppe in Ungarn über die geltenden Minderheitenschutzbestimmungen hinausgehende Rechte eingeräumt worden. Als Angehöriger der deutschen Volksgruppe galt nach dem Wortlaut des Protokolls, «wer sich zum Deutschtum bekennt und von der Führung des ‚Volksbundes der Deutschen in Ungarn‘ als Volksdeutscher anerkannt wird». – s. hierzu Dokumentation der Vertreibung, Bd. II, S. 22 E ff.

⁴ Auf Forderung Hitlers stimmte der ungarische Reichsverweser von Horthy dem Sturz des Kabinetts Kallay zu, gleichzeitig wurde Ungarn von deutschen Truppen besetzt, am 23. März übernahm das Kabinett Sztojay die Regierung.

wurde. – Die Freiwilligen und die Festgehaltenen wurden noch am gleichen Tage abtransportiert⁵.

Der Apatiner Volksbund und weite Kreise der Bevölkerung sind an den Opfern dieser «Aktion» mitschuldig geworden; sie haben die Angaben gegeben und die Boten gemacht. Sie ist das traurige Ergebnis der Alternative der ersten Aktion und in deren Folge des Gewissensterrors, des Hasses und der Unduldsamkeit. Es ändert nichts, dass die «Aktion» durch das Reich und durch Ungarn nachträglich legalisiert wurde oder dass die dritte SS-Aktion die Opfer ohnehin erfasst hätte.

⁵ Hierzu ergänzende Mitteilungen enthält der Erlebnisbericht (Brief) des Bauern F. R. über die Ereignisse in Hodschag; darin heisst es: «Ungarn plötzlich ohne Regierung. Da war der Teufel los. – Die 8. Kavallerie-Division-SS «Florian Geyer» war in Russland zerschlagen und zu dieser Zeit in Kroatien, Gebiet um Valpovo, zur Auffrischung bzw. Neuaufstellung. So kamen einige Unterführer in diesem Chaos herüber, einige Urlauber gesellten sich dazu, einige einheimische Fanatiker, und schon lief das ganze. Es wurden ‚Freiwillige‘ gemacht. Besonders arg war es in Karavukovo, da kamen einige kohlschwarz und blau geschlagen. Es hiess in Hodschag, am 20. 3. in der Früh im Heim melden. Es ging schon da zu wie beim babylonischen Turm. Nachmittag war [man] dann schon mit Koffer angetreten, abmarschbereit im Heim. Verhöhnt und angespien standen wir im Hofe, umringt von tausenden Frauen. Ich werde den Anblick nie vergessen, als unser Kreisleiter das Wort ergriff, indem er sagte: ‚Liebe Kameraden SS-Freiwillige!‘ Weiter werde ich nie den ‚Marsch‘ vom Heim zum Bahnhof vergessen, die Gassen schwarz umsäumt von Menschen, wir mussten auf dem Fahrweg gehen. Wir wurden ja mit den schönsten Liebesworten bedacht.

Beim Bahnhof in Viehwaggons eingeladen, ging es über Apatin usw., bis wir in Valpovo gelandet sind. Die Fahrt dauerte sehr lang, und während der ganzen Fahrt sprangen die Leute haufenweise ab, Ziel wieder Richtung Heimat. Ich blieb. In Belišće wurden wir zuerst untergebracht, auch von hier verschwanden die Männer haufenweise. Ich kam zur Artillerie, und wir wurden dann auf Ostern nach Ungarn verlegt, Gegend um Mohács.

Obzwar wir schon ein Monat angezogen waren, begann hier wieder eine Massenflucht. Diese Männer liessen sich dann in Sombor bei der ungarischen Gendarmerie in ‚Schutzhaft‘ nehmen. Zustände, was? Eines Morgens standen wir auf, und siehe, aus unsrer Batterie fehlten 8 Apatiner. Unser Chef, damals noch Hauptscharführer, kam ins Zimmer. Sie können sich ja die Gefühle vorstellen, die wir alle empfanden. Unser Chef war ein überaus feiner Mensch, ein Schwabe aus der Stuttgarter Gegend. Es herrschte für Sekunden Todesstille, nachdem das Kommando ‚Achtung‘ gefallen war. Unser Chef sagt: ‚Also Kinder, was ist da los? Sagt mir einmal, was habt ihr?‘ Ich dachte mir plötzlich: jetzt oder nie, und ich war es dann, der ihm die Antwort gab: ‚Hauptscharführer, Sie wissen, unter welchen Umständen wir hierher gekommen sind. Ich kann Ihnen versichern, dass das so weitergehen wird, solange unsere Gendarmerie (also die ungarische) berechtigt ist, diesen Männern Asyl zu gewähren. Die ganze Sache muss von höherer Stelle aus geregelt und bereinigt werden. Kann man diese Männer dort halten und müssen sie nicht zurück, so besteht auch kein Recht, uns hier zu halten.‘ – (Sie müssen bedenken, dass wir zu diesem Zeitpunkt bereits 6-7 Wochen Soldaten waren.) – ‚Seid vernünftig‘, sagt unser Chef darauf. ‚Ich kann Euch versichern, dass alle wieder zurückkommen und dass diesbezügliche Verhandlungen bereits abgeschlossen sind.‘ So war es auch. Nach einigen Tagen kamen alle unsere Ausreisser‘ wieder zurück, es geschah ihnen gar nichts. Mein Bruder z.B. benützte auch hier nochmal die Gelegenheit von Baja aus zur Flucht. Er schlug sich nach Österreich durch bis Klagenfurt, meldete sich freiwillig bei der Wehrmacht und diente bei den Gebirgsjägern.› (Original, 19. April 1958, 7 Seiten, hschr.)

Es erhebt sich die Frage, wo der Staat blieb, weshalb er die Betroffenen nicht geschützt habe. Er hatte sich verkrochen, obwohl die in Apatin vorhandene Staatsmacht (Gendarmerie, Stromwachtruppen, Gemeindepolizei) dem kleinen Sonderkommando zahlenmässig weit überlegen war. Die Gendarmerie und die Stromwachtruppen, die stets Tapferkeit und Mut zeigten, wenn es galt, die deutsche Bevölkerung zu belästigen und zu bedrängen, unternahmen ausser einem Funkspruch nichts und liessen die Bürger des so siegreich heimgekehrten Gebietes schmächtig im Stich. Ein Schutz in Form einer vorbeugenden Schutzhaft wäre durchaus und ohne Blutvergiessen möglich gewesen, denn die Aktion wurde bereits am Vorabend verkündet und ausgetrommelt. Auch die Staatsbahn hatte den verlangten Sonderzug prompt angefordert und bereitgestellt.

Dies ist das traurigste Kapitel der Geschichte des Apatiner Volksbundes (Kulturbundes). Obwohl es nicht von ihm ausging, nicht von ihm durchgeführt, und obwohl er in Unkenntnis gehalten wurde, hätte er seine Mithilfe versagen können. Doch hätte er die Aktion nicht aufhalten und bei der Hilfsbereitschaft weiter Kreise der Bevölkerung auch nicht verhindern können. Er hätte sie vielleicht – soweit der einsichtige Teil seiner Mitglieder gefolgt wäre – stören und etwas abschwächen können. Eines aber hat er verhindert: Andersnationale blieben verschont! Ob dies auch bei einer Distanzierung des Volksbundes erreicht worden wäre, darf füglich bezweifelt werden. In diesem Falle wäre der Volksbund durch Unterlassung an Andersnationalen mitschuldig geworden.

An diesem berüchtigten 20. März, an dem alle Leidenschaften hochgingen, wollten einige das Landesfahnenndekmal und anderes niederreißen, den Vikar Berencz – angeblich auf Befehl des Landesjägermeisters – verhaften und so in Revolution spielen. All dies konnte durch den Volksbund verhindert werden.

Die Einheit des Apatiner Deutschtums war dahin. Leidenschaft, Hass und Schadenfreude vertieften die Kluft. Das Vertrauen in den Volksbund war zerstört. Er versuchte gutzumachen und Wunden zu heilen, soweit er konnte. Er nahm sich der Soldatenfrauen und -mütter besonders an, er sorgte für grosszügige Regelung ihrer Fürsorgeansprüche, er verwendete sich für Zurückstellungen und Entlassungen.

Es folgte noch die dritte SS-Aktion, die wieder durch Staatsvertrag zustande kam⁶. Sie beruhte auf der allgemeinen Wehrpflicht, wobei der ungarische Staat die Deutschen verpflichtete und sie der Waffen-SS überstellte. Der Apatiner Volksbund hielt sich diesmal aus der Aktion heraus; die Musterungen wurden nicht mehr im Ahnenheim durchgeführt, Musterungs- und Einberufungsbescheide über die Gemeindeorgane zugestellt; er sorgte dafür, dass auch bei der dritten Aktion kein Andersnationaler verpflichtet wurde.

Zu den SS-Aktionen, zu deren Werbung und zum Einsatz der Freiwilligen muss gesagt werden, dass sie ausschliesslich im Zeichen der Abwehr des Kommunismus und

⁶ s. Einleitende Darstellung, Kap. II 3 b.

des bolschewistischen Russlands gesehen und durchgeführt wurden, zumal den Deutschen Apatins die sehr zwielichtige Haltung der Ungarn nicht verborgen blieb, wie ihnen auch im Anschluss an den Zusammenbruch Jugoslawiens Äusserungen der Serben, dass die Russen noch kommen werden, bekannt waren.

Im letzten Teil seines Berichts schildert der Vf. die Lage der nichtdeutschen Bevölkerung Apatins, die Hilfs- und Sozialleistungen der Volksgruppe, die Ernährungsverhältnisse kurz vor dem Einmarsch der Roten Armee und berichtet abschliessend ausführlich über die vergeblichen Bemühungen der Amtsleiter der Volksgruppe, die deutsche Bevölkerung Apatins beim Herannahen sowjetischer Truppen zur Evakuierung zu bewegen⁷.

Nr. 9

**Erlebnisbericht des Seminaristen Franz Roth aus Laskaföld (Čeminac),
Bezirk Darda in der Baranja.**

Original, 10. April 1958, 12 Seiten, hschr. Teilabdruck.

Einberufung von Volksdeutschen zur Waffen-SS auf Grund der deutsch-ungarischen Vereinbarung vom 22. Mai 1943; Freistellung des Vfs. von der Honvéd auf Grund seiner Meldung und Musterung zur Waffen-SS.

1943 besuchte ich die 5. Klasse der Deutschen Lehrerbildungsanstalt in Neu-Werbass in der Batschka, als zu Beginn des Jahres die 2. SS-Aktion gestartet wurde. Ich empfand es als meine Pflicht, am grossen Ringen auch aktiv teilzunehmen. Der Beweggrund war für mich ohne politischen Hintergedanken, ich wollte als Deutscher dem deutschen Volke zur Verfügung stehen.

Wir bekamen von der Schule frei, um uns in unserem Ort bei der Ortsgruppe zu melden. Ich fuhr nach Hause und meldete mich. Bei der ersten SS-Aktion 1942 wurde ich als Lehramtskandidat zurückgestellt, wir sollten als zukünftige Lehrer bei der Weckung und Erhaltung des Deutschtums unserer Heimat unseren Dienst tun. Bei der 2. Aktion wurde ich nicht zurückgestellt, denn nach Vollendung des 21. Lebensjahres hätte ich auch zu der ung. Honvéd einrücken müssen. Bevor ich jedoch zu der Stellung bei der Waffen-SS kam, wurde ich von der Honvéd zur Stellung gerufen. Bereits bei Beginn der Ferien wurde ich auch von der Waffen-SS gestellt. Als erste Einberufung kam die zu den Ungarn; am 6. Oktober musste ich mich bei den «Hatarvadasz¹» in Neusatz melden. Zur Einkleidung kam es nicht, am nächsten Tag wurde ich entlassen auf Grund einer Bescheinigung des Kreisleiters, aus der hervorging, dass ich bei der Waffen-SS als tauglich befunden wurde.

⁷ abgedruckt unter Nr. 24.

¹ Grenzüjäger.

Das Melden zum Dienst in der Waffen-SS wurde an unserer Schule als politische Manifestation aufgezoogen. Es wurde gewissermassen ein Druck auf die Zöglinge ausgeübt, der von der damaligen DJ-Organisation an der Schule ausging. Jeder, der sich nicht meldete, wurde als Verräter an seinem Volke hingestellt. Diese Aktion wurde vom Lehrkörper nur insoweit unterstützt, als die einzelnen Lehrkräfte überzeugte oder opportune Nationalsozialisten waren. Professor A. galt als der politische Kommissar an der Schule. Viele der Schüler taten in der DJ deshalb mit, weil sie nicht als Aussenstehende oder gar als Feinde des deutschen Volkes betrachtet werden wollten, oder weil sie keine andere Möglichkeit fanden, an der Gemeinschaft des deutschen Volkes teilzunehmen.

Am 16. November 1943 zogen wir, mit Musik und Fahnen begleitet, zum Bahnhof von Čeminac, von wo wir nach Villány fuhren. Hier sammelten sich die Freiwilligen aus einigen Kreisen, und wir wurden in einer Massenkundgebung den Führern der Waffen-SS übergeben.

Gegen Abend wurden wir in geschlossene (jedoch nicht verriegelte) Waggons verfrachtet und nach Wien gebracht. Im Arsenal wurden wir zu fünf vom Transport abgezweigt und zur Kavallerie-Abteilung nach Warschau überwiesen. Wir waren von der Volksgruppenführung in Budapest für die Führerlaufbahn vorgeschlagen. Als Auslesegrundsatz galt das Abitur oder eine führende Stellung in der Volksgruppe (Kreisleiter, Jugendführer).

Im Folgenden schildert der Vf. seine Erlebnisse nach Kriegsende: den Versuch, in einem Rückführungstransport ehemaliger jugoslawischer Kriegsgefangener und Deportierter die Heimat zu erreichen; seinen mehrmaligen Grenzübertritt nach Jugoslawien (von Südungarn aus), um Familienangehörigen aus Gakovo und anderen Lagern in der Batschka und Baranja zur Flucht nach Ungarn zu verhelfen; seine Ausreise aus Ungarn über Österreich nach Westdeutschland im Mai 1946 und nochmalige Rückkehr zu seinen in Ungarn gebliebenen Angehörigen; seine Verhaftung durch jugoslawische Geheimpolizisten an der ungarisch-jugoslawischen Grenze und die Verurteilung zu 5 Jahren Zwangsarbeit wegen illegalen Grenzübertritts.

Nr. 10

Erlebnisbericht des Landwirts Benedikt Pfuhl aus Bukin, Bezirk Deutsch Palanka (Backa Palanka) in der Batschka.

Original, Mai 1958, 5 Seiten, hschr. Teilabdruck.

Zwangsmassnahmen und Misshandlungen bei der Aushebung von Volksdeutschen aus Bukin zum Dienst in der Waffen-SS Ende September 1944; Flucht des Vfs. und anderer Volksdeutscher in den Heimatort.

An einem Sonntag, am 24. September 1944 umstellten die SS, lauter so halbwichsige, das Dorf, angeführt von unseren Kulturbindler. Schon in der Früh, als noch finster war, sein sie von Haus zu Haus, wo Schwarze¹ wohnten und nicht Freiwillig eingerückt sein. Sie sein eingedrungen wie die Verbrecher, und die Männer mit Gewalt mitgeschlebt; wo aber der sogenannte Schwarze nicht zuhause war, nahmen sie einfach die Frau oder die Mutter mit; am ende des Dorfes wurden sie auf bereitstehende Bauernwegen aufgeladen und nach Parabut verschiebt und dort eingespert. Dann gegen 9 Uhr haben die Ungarische Schandarmarie einhalt geboten, aber leider hat es nicht lange gewirkt, gegen Mittag kahl dann Bevel, die Schandarmarie hat müssen zurück treten, dann haben sie noch die restlichen mitgenommen und auch nach Parabut verschiebt. Während dem ist meine Mutter vor Angst zusammengebrochen und nach zwei Tage gestorben.

In Parabut war das ganze Dorf auf den Füßen. Als wir Parabut erreichten, sein schon viele auf den Wagen überfallen worden. An einem Hof mussten wir alle absteigen und uns aufstellen. Schweibens Hans, Maurer, und Fischer Martin waren schon am vormittag in Parabut angekommen, die zwei hatten die SS schon halb Tod geschlagen und in eine Bretter Hütte eingespert, in dieser Hütte waren vorher die Juden gefoldert worden, da waren die Blutspuren noch sichtbar. Mich nahmen zwei SS von den anderen weg und trieben mich auf der Gasse vort, da rissen die SS, die mich trieben, ein Tor auf und zerten mich hinein; dann ging es erst richtig los, sie haben mich auf den Boden geschmissen, mit den Füßen getreten und mit dem Gäwehr auf mich dreingeschlagen, so lange es ihnen gefallen hat; dann ging der Weg weiter bis zum Gemeinde Haus, dort warfen sie mich auf einen Steinboden und haben mich halb Tod geschlagen und in das Gemeinde Arest gespert. Da waren noch drei Junge Burschen eingespert, auch von diesen nahmen sie öfters einen heraus und haben sie auch solange geschlagen, bis sie halb tot waren.

Dan, Montag in der Früh, kahl ich zu den anderen. wir wurden dort gehalten wie die grössten Verbrecher, nimand durfte auch aus dem Raum hinaus, nicht einmal aufs

¹ «Schwarze»: Bezeichnung für Volksdeutsche, die aus religiösen oder politischen Gründen, oft auch aus einer madjarenfreundlichen Einstellung den Eintritt in den im Sinne der NS-Ideologie gleichgeschalteten «Schwäbisch-Deutschen Kulturbund» bzw. nach der Rückgliederung der Batschka und Baranja an Ungarn (1941) in den «Volksbund der Deutschen in Ungarn» verweigerten (vgl. auch Einleitende Darstellung, Kap. II 2 c).

Klo. wir wurden dann alle nach Hodschag getrieben. So junge 17 bis 18jährige SS waren unsere begleider. Auf dem Weg mussten wir öfters auf-nieder machen und im Laufschrift laufen, dann nahmen sie öfters von unseren jüngeren Burschen paar, die sein getreten und geschlagen worden.

In Hodschag angekommen, mussten wir uns in dem Bürgerschulhof aufstellen, dort waren dann andere SS, Bosnacken², die haben uns immer gedroht, wir werden umgebracht oder erschossen. Inzwieschen fing es dann zu Regnen ahn. Dort standen wir einige Stunden im Regen, dann ging der Weg zurück wieder nach Parabut; auf dem rügweg ging die Schlägerei wieder wie vorher, nur war es noch schlimmer, weil es Regnete. In Parabut angekommen, mussten wir in einen Hof, der war voll Wasser, von Regen; in diesem Wasser mussten wir auf-nieder machen, dort haben die SS den jüngeren mit den Füßen auf den Kopf getreten, das sie unter das Wasser kahmen. Das ging so fast eine Stunde. Bis durch Einspruch erhebung unseres Unter Notars, welcher ein Russe ist, aber der freiwilliger SS Offizier war, durften wir dann abtreten und in unser Quartier zurück. – An diesen allem waren unsere Dorfsleute die anstifter³.

² Bosniaken, Bosnier.

³ Von ähnlichen Vorkommnissen bei der Aushebung der bisher noch nicht zum Wehrdienst eingerückten Volksdeutschen Ende September 1944 wird aus verschiedenen Orten der Batschka berichtet. So schreibt z.B. der F. S. aus Veprovac, Bezirk Kula:

«Am 23. Sept. 44, morgens vor Tagesanbruch wurde Veprovac von der SS umstellt, damit man sämtliche Männer zwischen 17-50 Jahre, die nicht freiwillig zur Musterung erschienen waren, gefangennimmt. Im Laufe des Vormittags wurden sämtliche Häuser durchsucht, wo man hoffte, einen «Schwarzen»⁴ zu finden. Viele wurden schon im Bett überrascht. Manche konnten sich noch schnell irgendwo verstecken. Wenn einer flüchten wollte, dem wurde nachgeschossen. Einige erschienen im Rathaus und stellten sich freiwillig. Die einheimischen Nazi halfen den SS mit, die ‚Schwarzen‘ zu ergreifen. Ich konnte mich noch rechtzeitig bei meinem Onkel verstecken. Als Ersatz nahmen sie meinen Vater als Geisel mit. Es kam vor, dass die SS ganze Familien als Geisel mitnahmen. Die Geiseln wurden in einem Luftschutzbunker eingesperrt. Verschiedene wurden auch geschlagen.

Da die SS am ersten Tag nur 60% der ‚Schwarzen‘ habhaft wurde (es wurden ca. 120 Mann gefangen), wurde am nächsten Tag die Suchaktion fortgesetzt. Da ich am zweiten Tag nicht mehr vorsichtig war, wurde ich von Nazi gesehen. Es dauerte keine halbe Stunde, waren schon SS und Polizei bei meinem Onkel und nahmen mich mit. Als erste Begrüßung bekam ich mit einer Pistole eine ins Gesicht. Ein einheimischer Polizist (Nazi) nannte mich Feigling. Das regte mich auf, dass ich ihm zur Antwort gab, dass man erst nach dem Kriege sehen wird, wer die Helden sind. Dann hatte ich das meiste gesagt. Zur Antwort bekam ich die Faust des Polizisten ins Gesicht. Von nun an wurde ich behandelt wie ein Schwerverbrecher. Ich hatte ein paar hundert Pengö bei mir, die wurden mir weggenommen. Geschlagen wurde ich mit dem Gewehrkolben. Dann wurde ich dem Bürgermeister vorgeführt, dort bekam ich wieder Prügel. Ich fragte den Bürgermeister, warum ich so geschlagen werde. Zur Antwort bekam ich nur ein Achselzucken. Anschließend musste ich strammstehen und in die Sonne schauen. Dann kamen noch paar ‚Naziweiber‘ (Mädchen und junge Frauen), die spuckten mich an. Eine schrie noch: ‚Schaut ihn gut an, den seht ihr zum letztenmal!‘ – Den anderen ging es nicht viel besser. Zwei Männer wurden sogar erschossen. Bei dem einen Fall bin ich sogar Augenzeuge. Es war auf dem Wege von Veprovac nach Sivac. Wir gingen in einer Kolonne, begleitet von zirka 10 SS-Männer, als ein

Nach einigen Tagen wurden wir dann den anderen SS gleichgestellt, dann durfte niemand zu uns mehr «Schwarze» sagen, den dann waren wir alle SS. Von dort ging es dann weiter nach Teranje⁴, dort bleiben wir 8 Tage, es ging uns dann schon besser. Nach diesen 8 Tage ging es dann bis Doroszló, dort waren wir Übernachten, als wir in der Früh zusammen kahmen, fehlten schon mache. Von dort ging es dann Bezdán zu, der zug war ganz zerstreut so ungefähr auf 2 km. Auf diesem weg gingen wier, unsere drei, mein Schwager, noch ein Landsman und ich, auch weg. wir blieben in einem Kukurutzacker, bis es Nacht wurde. Dann gingen wir heim nach Bukin.

Anschliessend schildert der Vf. kurz seine Erlebnisse nach dem Einmarsch der Roten Armee, seine Verschleppung in die Sowjetunion Ende 1944, seinen Fluchtversuch aus einem Zwangsarbeitslager im Donezbecken und die Rückkehr nach Jugoslawien in einem Krankentransport Ende 1945, seine Flucht aus dem jugoslawischen Zwangsarbeitssystem nach Ungarn im August 1946 und von dort mit seinen inzwischen aus Jugoslawien geflohenen Familienangehörigen in die britische Besatzungszone Österreichs im März 1947.

SS-Rottenführer den Mann aus der Kolonne herausholte, mit ihm etwas zurückblieb und ihn zirka 30 Meter in ein Maisfeld schickte, wo er ihn dann von» hinten mit einer Maschinenpistole erschoss.

In Sivac ging die Schikane weiter. So zum Beispiel musste einer auf einen Baum steigen und sich herunterfallen lassen. Dem Torgl Joschi sein Vater wurde so geschlagen, dass er heute noch darunter leidet. Ich wurde auch zweimal aus dem Stall herangeholt, wo wir eingesperrt waren, und verprügelt.

Von Sivac ging's den nächsten Tag nach Sombor in die Synagoge. Als wir ankamen, war sie bereits voll mit freiwilligen aus dem ‚Kukuruz‘. Die meisten waren von Szentiván. Die waren alle grün und blau im Gesicht von den Schlägen, was sie bekamen. Die Synagoge war bewacht, dass niemand herauskonnte. – Essen hatten die meisten bei sich. Zu trinken bekamen wir etwas. Das Schlimme war, dass wir nicht auf den Abort durften. So entstand ein Gestank in dem Raum, dass man kaum aushalten konnte. – Am vierten Tag kam ein SS-Offizier. Er liess 30-50 Mann immer der Reihe nach antreten und fragte, wer sich jetzt freiwillig zur SS meldet, soll den Arm hochheben. Es meldeten sich die meisten, da man Angst hatte vor weite- ren Schikanen. Ich meldete mich auch. So kam ich ‚freiwillig‘ zur SS.» (Erlebnisbericht, Original, ohne Datum, 5 Seiten, hschr.).

Über die Ereignisse in Filipovo, Bezirk Hodschag, s. Bericht Nr. 41, Anm. 3 und 10. Deronje, Bezirk Hodschag.

Nr. 11

Bericht des Oberst a. D. E. S. aus Agram (Zagreb) in Kroatien.

Original, 16. September 1959, 5 Seiten, mschr.

Die Aufstellung bewaffneter Einheiten der deutschen Volksgruppe in Kroatien im Rahmen der kroatischen Armee in den Jahren 1941-43, ihre Überführung in die Waffen-SS-Division «Prinz Eugen»; die Partisanenkämpfe in Syrmien.

Zunächst erklärt der Vf. dass er bis 1941 jugoslawischer aktiver Offizier war, nach der Besetzung des Landes durch die deutschen Truppen einige Wochen als Dolmetscher fungierte und sich dann in Agram zu der im Aufbau befindlichen kroatischen Armee meldete.

In Agram war ich im Juni/Juli 1941 mit Branimir Altgayer, meinem alten Bekannten und ehemaligen aktiven Offizier, öfter beisammen, der inzwischen zum Volksgruppenführer von Kroatien ernannt worden war. Ausserdem war er zum Oberst befördert worden, gleichzeitig hatte er auch den Rang eines Staatssekretärs in der neu konstituierten kroatischen Regierung. Aus den damaligen Gesprächen habe ich entnommen, dass die Volksdeutschen von der kroatischen Regierung die Erlaubnis bekommen haben, ihre eigenen Einheiten aufzustellen, die ausschliesslich aus Volksdeutschen bestanden. Als erstes wurde ein Jägerbataillon in Ruma aufgestellt. Kommandant war der ehemalige jugoslawische Offizier Major Keller, gebürtig aus Ruma. Sein Vater war Bahnhofsvorstand in Ruma. Er selbst war später eine Zeitlang bei der Waffen-SS, Prinz-Eugen-Division, und ist 1944 bei Visoko (Bosnien) mit seinem Auto auf eine Mine gefahren und tödlich verunglückt. Nach der Aufstellung des Jägerbataillons wurde die sog. Einsatzstaffel aufgestellt, und zwar war der Stab dieser Einsatzstaffel in Esseg. Das Jägerbataillon war eine Einheit im Rahmen der kroatischen Domobranzen. Die Einsatzstaffel hingegen war eine Formation im Rahmen der Ustascha-Einheiten. Die Jäger trugen die kroatische Uniform mit einem ovalen Hakenkreuz-Abzeichen am linken Ärmel, die Einsatzstaffel trug die deutsche SS-Uniform mit einem Runen-Zeichen (nicht die Siegrune!).

Es bestand auch ein Ergänzungsbezirk für diese deutschen Einheiten in Vinkovci, und dieses führte die karteimässigen Erfassungen der Volksdeutschen im kroatischen Raum, die Assentierungen, Einberufungen, Freistellungen usw. durch. Im kroatischen Kriegsministerium (Minors = Ministarstvo Oruzanih Snaga) befand sich auch eine eigene deutsche Abteilung (njemacki odjel). Dieser Abteilung stand vor Oberstleutnant Matheis, Theresienritter aus dem 1. Weltkrieg, der dann später in die Handschar-Division abkommandiert wurde und beim Zusammenbruch (1945) von den Partisanen gefangen genommen und angeblich erschossen wurde. Im Jahre 1943 war Kommandant des Jägerbataillons der ehemals aktive jug. Major Strecker. Der Kommandeur der Einsatzstaffel war nominell Altgayer, in seiner Vertretung übte die eigentliche Funktion eines Kommandeurs Oberstleutnant Jakob Lichtenberger aus. Mitte 1943 ging Jakob Lichten-

berger an die Ostfront zur Bewährung, und dann übernahm ich die Einsatzstaffel. Kurz nachher ging auch Altgayer zur Bewährung an die Ostfront.

Als ich die Einsatzstaffel übernahm, war ein Bataillon in der Gegend um Virovitica, ein Bataillon im Požeganer Kessel (Slawonien) zum Schutz der deutschen Dörfer Poretsch, Darkowatz u.a. und ein Bataillon war in Ruma (Syrmien) mit einigen Teilen davon in den deutschen Siedlungen um Banja Luka (in Bosnien). In allen diesen deutschen Einheiten waren fast keine aktiven Offiziere, sondern nur in Jugoslawien ausgebildete Reserveoffiziere.

Im August 1943 kam der Befehl vom Reichsführer-SS Himmler, dass die drei Bataillone der Einsatzstaffel sowie das in Ruma stationierte Jägerbataillon der Division «Prinz Eugen» zu übergeben seien. Die feierliche Übergabe der Einsatzstaffel fand in Esseg im August 1943 und die feierliche Übergabe des Jägerbataillons in Ruma selbst statt. Volksgruppenführer Altgayer gab mir den Befehl, aus älteren Jahrgängen, die zurückblieben und nicht zur Prinz-Eugen-Division kamen, eine neue Einsatzstaffel aufzustellen. Die der Prinz-Eugen-Division übergebenen Bataillone der Einsatzstaffel und das Jägerbataillon kamen sofort ins Banat, wo die Ersatzabteilung der Prinz-Eugen-Division lag. Hier wurden sie umgeschult und kamen dann zu der einzelnen Prinz-Eugen-Einheit zur Auffüllung.

Noch während die Neuaufstellung der Einsatzstaffel im Gange war, kam Gen.-Major und Gruppenführer Kammerhofer mit einem Stab von deutschen Gendarmerieoffizieren, SD und anderen Angehörigen von Spezialdiensten nach Esseg mit dem Befehl, eine Gendarmerie und Feldpolizei in Kroatien aufzustellen. Von der im Entstehen begriffenen neuen Einsatzstaffel nahm er sich die zurückgebliebenen Offiziere und älteren Mannschaften, die hauptsächlich als Dolmetscher zu fungieren hatten. In Aufrufen wurden die Kroaten aufgefordert, zur Feldgendarmerie einzutreten. (Kammerhofer wurde später Obergruppenführer bzw. Generalleutnant der Polizei. Soviel mir bekannt, hat er ab Oktober 1944 teilweise auch die Umsiedlung aus Syrmien geleitet.)

Als ich im Mai 1942 nach Peterwardein kam, um ein kroatisches Luftwaffen-Bataillon zu übernehmen, war in der Fruška Gora die Partisanentätigkeit im Aufkommen. Sie wirkten in kleinen Gruppen, wurden wahrscheinlich zentral von einer kommunistischen Führung gelenkt, machten die Strassen unsicher, griffen kleinere Gendarmerieposten an, einmal da, einmal dort. Die Partisanen rekrutierten sich hauptsächlich aus den Gemeinden der Fruška Gora: Čortanovci, Neštin, Susek, Grgurevci usw. Zum Teil erhielten diese Partisanengruppen auch Verstärkung aus den serbischen Bevölkerungsteilen des Banats und hauptsächlich der Batschka, die ja von Ungarn besetzt war. Immer wieder wurden Vergeltungsaktionen gestartet mit kroatischen und deutschen Truppen, die aber oft ins Leere schlugen. Ein deutsches Grenadierregiment lag 1942-43 in Ruma, das oft Gegenaktionen organisierte. Eine ganze Reihe von serbischen Dörfern hatte diesen Partisanenkampf aktiv oder passiv unterstützt. In den Dörfern konnte man nie Auskunft bekommen, wer von den Einwohnern bei den Partisanen tätig war und wo sie sich aufhielten. Schon die kleinsten Kinder waren eingeweiht, was sie sagen durften und was nicht, obwohl man

wusste, dass sich die Partisanen im Dorf Wäsche und Verpflegung holten. Die Partisanen waren gegen Verrat besonders streng und rotteten in Einzelfällen, wo es zu Verrat gekommen ist, die ganze Familie aus. Es gab Partisanen, die mit den Waffen im Einsatz waren, aber es gab auch «Dorfpartisanen», die z.B. kilometerweit Telegraphenstangen umlegten. Es war dies eine Art Hilfstruppe der kämpfenden Partisanen. Sie zerstörten Strassen, Brücken, legten Fallen und wurden dann nach Bedarf zu kämpfenden Gruppen eingezogen. Die Partisanen hatten eine gut funktionierende Organisation. Bei den gefallenen Partisanenführern fanden wir oft Broschüren und eine Zeitschrift, die vierzehntägig erschien und irgendwo in Syrmien gedruckt wurde. Die Druckerei konnte aber niemals ermittelt werden.

Im ganzen syrmischen Raum, besonders entlang der Donau und Save, im Gebiet Obrez, Kupinovo, Ogar. waren weder kroatische noch deutsche Truppen. Die kleinen Gendarmeriestationen waren zum Teil liquidiert und wurden nicht mehr aufgestellt. Trotz vereinzelter drakonischer Vergeltungsmassnahmen ist es niemals gelungen, die Partisanentätigkeit einzudämmen. Es war ein grosses Gebiet mit vielen serbischen Dörfern. Wenn solche Vergeltungsaktionen eingeleitet wurden, hat man das schon vorher durch Verrat in den Partisanendörfern gewusst. Ihr Nachrichtendienst hat vorzüglich geklappt, da sie überall Helfer hatten, sogar bei den höchsten kroatischen Dienststellen. Die Partisanen hatten auch eine regelrechte weltanschauliche Schulung. Meist nachts wurden sie in den Dörfern zu Vorträgen gemeinsam zusammengerufen, zumeist in einem grossen Wirtschaftsgebäude. Sie wurden auf Stalin vereidigt.

Zeitweise war in diesem syrmischen Gebiet im Jahre 1944 auch eine Kosaken-Division eingesetzt (General Pannwitz, der später an die Russen ausgeliefert und in Moskau erschossen wurde). Anfangs war die Taktik der Kosaken folgende: sie trommelten die männliche Bevölkerung eines Dorfes zusammen und fragten jeden Einzelnen, wer von ihnen bei den Partisanen sei oder etwas von ihnen wüsste. Erhielten sie auf dreimaliges Fragen keine Antwort, so wurden die erstbefragten Leute an Ort und Stelle erschossen. Sie bekamen mit diesen Methoden aber auch nicht viel heraus. Auch vergewaltigten sie oft in den Dörfern Frauen und besoffen sich. Man zog sie dann zur Bahnsicherung Zagreb–Beograd heran, und das funktionierte dann. Es geschah ab diesem Zeitpunkt kein Attentat oder Sabotage mehr auf dieser Strecke.

In der ersten Zeit nach 1941 haben sich in Kroatien, Syrmien und Slawonien und sogar in Bosnien gewisse junge Leute, hauptsächlich Volksdeutsche, freiwillig zur Waffen-SS gemeldet. Sofern sie den rassischen und gesundheitlichen Voraussetzungen entsprachen, sind diese nach Deutschland gekommen. Darunter waren auch viele Kroaten. Die späteren Einziehungen waren dann regelrechte Rekrutierungen mit Gestellungsbefehlen. Es war dies eine Abmachung zwischen Deutschland und dem Selbständigen Staat Kroatien (NDH)¹. Auch Pferde wurden von den Deutschen auf Grund dieser Abmachung eingezogen bzw. aufgekauft.

Nr. 12

Erlebnisbericht des Landwirts Josef Stock aus Sotin, Bezirk Vukovar in Slawonien.

Original, 4. September 1959, 3 Seiten, bschr.

Einberufung von Volksdeutschen aus Slawonien zum Wehrdienst in der Kroatischen Armee im Juni 1942; militärische Ausbildung bei einer Einheit der Deutschen Wehrmacht und Einsatz im Partisanenkrieg; Überstellung (März 1943) zur Waffeu-SS-Division «Prinz Eugen».

Ich wurde am 15. 6.1942 als Rekrut, Jahrgang 1920, vom Vojni Okrug¹ Sr. Mitrovica einberufen. Von Mitrovica aus wurde ich mit noch 40 Mann aus dem ganzen Wehrbezirk, alles Volksdeutsche, nach Sarajevo zur 9. Kroatischen Artillerie-Abt. geschickt. Dort kamen auch aus den Wehrbezirken Osijek, Valpovo usw., so dass wir zirka 80 Mann waren.

Nach 8 Tagen Aufenthalt bei den Kroaten wurden wir der Deutschen Wehrmacht, der 4. Gebirgs-Batterie übergeben (die Nr. der Artillerie-Abt. ist mir unbekannt). Bei der 4. Geb.-Batterie waren schon 40 Volksdeutsche, die vom Jäger-Bataillon aus Ruma zugeteilt [worden sind]. Dann kamen 14 Mann aus Virovitica von der Kroatischen Kavallerie und 20 Mann von Esseg, der Kroatischen Feldartillerie, auch Volksdeutsche, so dass wir bei 160 Volksdeutsche waren, davon waren zwei Feldwebel; die anderen, Offiziere und Unterführer, waren die sogenannten Reichsdeutschen, obwohl die Mehrheit aus dem Sudetenland waren.

Die Ausbildung war hart und schnell; die Uniform und Sold war kroatisch, Kost und Waffen deutsch. Die Ausbildung wurde nie abgeschlossen, denn mit 4 Wochen kam der erste Partisanen-Einsatz, Gott sei Dank ohne Tote. Mit 6 Wochen hatten wir die ersten zwei Toten. Und so ging das bei der Wehrmacht bis März 1943.

Da kam plötzlich eine Musterungs-Kommission von der Waffen-SS «Prinz Eugen». Wir lagen damals nach dem Ausklang der sogenannten 4. Offensive in Konjic, Herzegovina. Und alle anwesenden Volksdeutschen wurden für tauglich befunden zu der Waffen-SS, bis auf ein einziger durfte als Dolmetscher weiter bleiben bei der Einheit. Wir bekamen alle Anfang April (vor Ostern) Urlaub bis auf Widerruf, und es wurde uns gesagt, dass wir Bescheid kriegen, wo wir uns zu melden haben. Und zwei Tage vor Ostern kam ein Telegramm, ich muss mich in Ruma beim Jäger-Bataillon melden am Oster-Dienstag (Datum ist mir heute unbekant²). Dort trafen wir uns auch fast alle Urlauber. Dann wurden wir den zweiten Tag die Kroatische Uniform ausgezogen und eine komplette SS-Uniform mit dazugehöriger Ausrüstung, bis auf die Waffen, gefasst. Denselben Tag wurden wir mit einem Sonderzug unter Bewachung nach Betschkerek gebracht; während der Fahrt durfte keiner an irgend welchem Bahnhof den Zug verlassen.

¹ Wehrbezirkskommando.

² 27. April 1943.

In Betschkerek sind wir in der Nacht angekommen, haben in einer Schule geschlafen. Nach zwei oder drei Tagen war Antreten; da kamen Offiziere von verschiedenen Waffengattungen, und da suchte sich ein jeder raus, was er brauchen konnte, der Rest kam zur Infanterie nach Lissa, Bosnien. Ich selbst mit noch 20 Mann kam zur Pzj.-Abt. nach Weisskirchen in die ehemalige Flieger-Kaserne, denn mehr konnte unser Kommandeur von 150 Mann nicht finden, die seinem Geschmack entsprochen haben.

Die Ausbildung selbst dauerte Mai und Juni 1943 in Weisskirchen. Im Juli ging^fs dann ins Einsatzgebiet: Bosnien, Herzegowina, Montenegro, Dalmatien usw. Dann kam im November 1943 plötzlich eine Frage, wer freiwillig bei der SS ist und wer nicht. Gefragt wurden aber nur die aus dem Kroatischen Raum; und das Ergebnis war sehr enttäuschend für die Offiziere, weil zu 80 Prozent der Befragten war nicht freiwillig, trotz der Drohungen mit KZ-Lager Dachau und vielen anderen Schikanen. Es kam auch aus unsere Abt. niemand ins KZ-Lager, was auch verständlich war, weil ja die Kompanien nicht einsatzfähig gewesen wären⁸.

Es folgen noch einige Bemerkungen über das Verhältnis zu den Offizieren und Unterführern»

-
- In einem Brief vom 3. Oktober 1960 erklärt der Vf., dass ihm der Grund für die Befragung wegen der Freiwilligenmeldung nicht bekannt sei, und berichtet hierzu noch Folgendes: «Ich weiss nur, dass der Grossteil der aus Kroaten nicht zufrieden war mit der Behandlung seitens der Offiziere und Unterführer. Und diese haben gesagt: Warum seid ihr dann Freiwillig zur SS gegangen? Auf das hin wurd geantwortet: Wir sind keine Freiwilligen. Was auch Tatsache war. Und ich vermute, dass deswegen diese Frage gestellt wurde; und wir, die Befragten, sollten eine Freiwilligen-Erklärung unterschreiben, dass wir zur SS gekommen sind. Ich selbst wurde dreimal vom Untersturmführer im Büro zur Unterschrift aufgefordert, zuerst in schönen Worten, dann wieder mit Drohungen; dann wurde ich immer wieder von meinem Zugführer in gutem zur Überlegung aufgefordert, nun doch zu unterschreiben, und was wir für Vorteile haben werden nach dem Kriege usw. – Das ganze dauerte zwei Tage, dann ist wieder alles eingeschlafen und wurde nichts mehr erwähnt, von wem oder warum die Frage war. Es ist mir nur bekannt, dass es in anderen Einheiten nicht anders war, bis bei wenigen Infanterie-Kompanien, die die ersten waren und von denen auch tatsächlich welche ins KZ Dachau gekommen sind (das alles wurde mit anderen Einheiten besprochen, als wir uns im Einsatz befanden). Es wurden nicht nur diejenigen gefragt, was normal zur kroatischen Armee einberufen worden sind, sondern auch die, was vor März 1943 bei der Einsatzstaffel in Esseg waren.»

**II. Die Evakuierung und Flucht vor dem Anmarsch
der Roten Armee und der Besetzung durch die
Partisanen; die Rückkehrbewegung nach Kriegsende.**

Nr. 13

Bericht des Dipl.-Ing. Hans Kerbel aus Gross-Betschkerek (Veliki Beckerek) im Banat.
Original, 6. Oktober 1953, 3 Seiten, mschr.

Vorbereitende Massnahmen der Eisenbahnverwaltung zur Durchführung des Evakuierungsplanes im Banat, Scheitern des Vorhabens wegen mangelnder Ausnutzung der gegebenen Möglichkeiten zur Flucht mit der Eisenbahn und wegen Unterbrechung der Verbindungen durch den schnellen Vormarsch der Roten Armee.

Das ganze Eisenbahnwesen des Banats und Serbiens unterstand damals sachlich der Wehrmachtverkehrsdirektion Südost in Belgrad. Dieser Dienststelle gegenüber hatte ich als Direktor der Zweigstelle der Staatsbahndirektion in Betschkerek die Wünsche des Banats bezüglich des Eisenbahnverkehrs zu vertreten. Ich muss feststellen, dass ich dabei immer volles Verständnis gefunden habe und dass unsere Wünsche im Rahmen der kriegsbedingten Möglichkeiten weitestgehend erfüllt wurden. Standen uns doch während der ganzen Besatzungszeit schlesische Steinkohlen zur Aufrechterhaltung auch eines einigermassen befriedigenden Personenverkehrs im Banat zur Verfügung.

Mit dem Beginn der Evakuierung der Deutschen aus dem rumänischen Banat¹ wurden unsererseits die Garnituren der zwischen Weisskirchen und Betschkerek verkehrenden Züge durch weitere Wagen verstärkt. Dadurch sollte die Aufnahmefähigkeit dieser eine weite Strecke entlang der rumänischen Grenze rollenden Züge für Flüchtlinge aus Rumänien erhöht werden. Um Wartezeiten und das Umsteigen bzw. Umladen zu vermeiden, wurden die aus Weisskirchen kommenden Züge nach Aufnahme der mit der Schmalspurbahn Zerne–Betschkerek eingetroffenen Flüchtlinge über Betschkerek hinaus bis Titel gefahren. Es gab also zu dieser Zeit ausser der fahrplanmässigen Früh- und Abendverbindung die eben erwähnte zusätzliche Reisemöglichkeit mit der Eisenbahn von Betschkerek nach Titel. Ich kann mich aber noch deutlich erinnern, dass die gebotenen Möglichkeiten recht spärlich genützt wurden.

Alle Banater Züge verkehrten fahrplanmässig so lange, bis die Strecken vom Feind gesperrt wurden. Als Grenzübergänge nach Ungarn kamen für Eisenbahnreisende Titel und Szöreg in Betracht. Ausserdem konnte die Theissfähre bei Neu-Betsche benützt werden.

¹ Über die Evakuierung und Flucht der Volksdeutschen aus dem rumänischen Banat im September 1944 s. Bd. III der Dokumentation, S. 72 E ff.

Ausser den geschlossenen Güterwagen, welche die Wehrmachtstellen für sich beanspruchten, konnte die Zweigstelle der Staatsbahndirektion in Betschkerek über alle übrigen im Banat befindlichen Eisenbahnwagen nach eigenem Ermessen verfügen. Mit der Volksgruppenführung war abgesprochen, beim Eintreten höchster Gefahr sämtliche vorhandene Züge mit Flüchtlingen, die über keine Strassenfahrzeuge verfügen, zu beladen und nach Ungarn zu fahren. Zugs- und Lokomotivpersonal deutscher und ungarischer Volkszugehörigkeit stand dazu in ausreichender Zahl zur Verfügung. Kranke und Schwangere sollten in einem Zug zusammengefasst werden und ärztlich gut betreut werden. Als Ambulanz sollte ein Salonwagen an diesen Zug angehängt werden.

Doch dazu kam es nicht mehr. Dadurch, dass militärische Stellen einen rechtzeitigen allgemeinen Aufbruch verhinderten, konnten die Russen vorher sowohl Szöreg wie den Bahnhof Betschkerek-Fabrik erreichen und den Zugverkehr unterbinden. Und so geschah es, dass sämtliches rollendes Eisenbahnmaterial zurückgeblieben ist und die Eisenbahner, die mit den Zügen noch viele Volksgenossen in die Freiheit hätten bringen sollen, mit mir zusammen zu Fuss oder auf Fahrrädern, ohne noch etwas mitnehmen zu können, in letzter Stunde über die von der Volksgruppenführung errichtete Theissbrücke bei Aradac flüchteten.

Nr. 14

Bericht des Arztes Dr. Michael Müller aus Stefansfeld (Šupljaja), Bezirk Alibunar im Banat.
Original, 17. Februar 1953, 5 Seiten, mschr.

Massnahmen der Volksgruppenführung zur Evakuierung von Kranken, Gebrechlichen und Müttern mit mehreren Kindern aus dem Banat in die Batschka, Ereignisse bei der Flucht vor der Besetzung durch die Rote Armee.

Ich war im Kriege bei der SS-Division als Arzt im Rang eines Stabsarztes. Im September 1944 kam ich auf Urlaub ins Banat. Nach dessen Ablauf setzte Dr. Janko meine weitere Beurlaubung durch, um die Evakuierung der Kranken und Gebrechlichen im Banat durchzuführen. Ich nahm meine Tätigkeit um den 25. September 1944 in Gross-Betschkerek auf.

Zunächst trachtete ich, hochschwängere Frauen, Frauen mit vielen Kindern, Kranke und alte Leute zu evakuieren. Ich handelte im Einvernehmen und im Auftrag von Dr. Janko, dem Volksgruppenführer. Eine Genehmigung reichsdeutscher Dienststellen lag nicht vor.

Schon in den vorangehenden Wochen hatte der Leiter des Gesundheitsamtes der Volksgruppenführung, Dr. Kirschner, auf Veranlassung von Dr. Janko gewisse sanitäre Vorkehrungen für die Evakuierung getroffen und die Hebammen, Ärzte auf die in Aus-

sicht genommenen Trecks aufgeteilt und die ärztliche Versorgung der Evakuierung sichergestellt. Ich erinnere mich u.a. auch an einen serbischen Arzt und an eine russische Ärztin, die mit evakuiert werden wollten und die auf die geplanten Trecks aufgeteilt wurden. Ein Evakuierungsplan war von der Volksgruppenführung bereits im Sommer 1944, sofort nach der Kapitulation Rumäniens aufgestellt worden. Die Einzelheiten dazu sind mir nicht bekannt¹. Der Höhere SS- und Polizeiführer in Belgrad, Behrens, versuchte, die Evakuierung zu unterbinden. Aber Dr. Janko gab nicht nach und drängte in Belgrad wiederholt, dass die Genehmigung für eine rechtzeitige Evakuierung des Banates erteilt würde.

Ich gab ein Rundschreiben an die Ortsgruppen heraus, dass der oben bezeichnete Personenkreis auf Wunsch evakuiert werden könne. Die Evakuierungswilligen wurden aufgefordert, sich nach Betschkerek zu begeben, um von dort mit einem Pendelzugverkehr nach Titel in die Batschka verbracht zu werden. Ein Teil der Aufgeforderten kam dem nach. So weiss ich von Gruppen aus Werschetz, aus Weisskirchen, vereinzelt auch von Personen aus dem Mittelbanat, vor allem aber auch aus Betschkerek. Dazu kamen Flüchtlinge aus Rumänien. Im ganzen war die Zahl der Flüchtlinge aus dem serbischen Banat nicht besonders gross. Fünf Tage hindurch fuhren zwischen Betschkerek und Titel zwei Züge täglich hin und her, um die Evakuierung zu bewerkstelligen. Den Pendelverkehr nach Titel hatte die Volksgruppenführung mit Dipl.-Ing. Hans Kerbel, dem Leiter des Eisenbahnwesens im Banat abgesprochen².

Etwa um den 23. oder 24. September kam ein Evakuierungskommando der Volksdeutschen Mittelstelle nach Gross-Betschkerek. Der Leiter des Kommandos war der Sturmbannführer Heinze (oder Hintze). Er wurde im Oktober von Hauptsturmführer Pachschwöll abgelöst. Dem Evakuierungskommando standen zwei Züge der Waffen-SS zur Verfügung. Ich traf mit diesem Evakuierungskommando keine Absprache. Es hat meines Wissens überhaupt keine Tätigkeit mehr im Banat entfaltet. Ich empfahl dem Kommando jedoch, einen Zug nach Modosch zu entsenden, um diese exponierte Stelle zusätzlich zu sichern. Doch kam es nicht mehr dazu.

Ich fuhr am Donnerstag, dem 28. September 1944, mit einem San.-Kraftwagen nach Modosch, um die Evakuierung der Lungenheilstätte Modosch in die Wege zu leiten. Aus Mitteilungen des deutschen Landrates in Modosch, Nikolaus Schneider, schloss ich, dass ein russischer Angriff über Modosch ins Banat unmittelbar bevorstehe. Ich bereitete den Abtransport der Kranken vor. Er ist dann wegen der Kürze der Zeit unterblieben.

Am Freitag, dem 29. September, fuhr ich nach Werbass, um im dortigen Diakonissenheim eine Sanitätsstelle einzurichten. Ich bemühte mich auch, dort bei einem Divisionskommando der Waffen-SS Lastkraftwagen für den Abtransport der Kranken aus Betschkerek zu erhalten. In der Nacht vom Freitag auf Samstag (29./30. September)

¹ s. hierzu die Berichte Nr. 15 mit Anm. 1 und Nr. 16.

² s. Bericht Nr. 13.

begann der Einmarsch der Russen ins südslawische Banat bei Modosch. In der Nacht vom Sonntag auf Montag (1. auf 2. Oktober) kamen dann auch die Wagen aus Werbass. Am Montag verlor ich die deutschen Kranken des Kreiskrankenhauses Betschkerek, die Wöchnerinnen in der deutschen Entbindungsanstalt und Bekannte, die ich in den Strassen traf, die evakuiert werden wollten.

Am Sonntag, dem 1. Oktober, wurden ein bis zwei Schlepper auf der Theiss bei Aradac mit Flüchtlingen beladen. Die Schlepper fuhren am Sonntag oder Montag durch den Franzenskanal nach Werbass.

Von einer geordneten Flucht war jetzt keine Rede mehr. Der Flüchtlingsstrom schwoll von Tag zu Tag an, besonders seit Samstag. Die Leute flüchteten zum Teil zu Fuss bei Aradac über die Theiss-Brücke.

Ich selbst verliess mit einem der LKW, die Kranke nach Werbass schafften, Montag, den 2. Oktober, Nachmittag etwa um 2 Uhr Betschkerek. Die Volksgruppenführung befand sich damals teilweise noch in Betschkerek. Die Stadt wurde durch Banater Polizei, verstärkt durch die Verfügungsgruppe der Volksgruppe und durch Teile des Regiments Brandenburg gehalten.

Montagnachmittag kam ich mit dem Krankentransport nach Werbass und brachte die Kranken im Diakonissenheim unter.

Von einer Evakuierung der Schulen durch die «Kinderlandverschickung» hörte ich erstmals am 26. September in Gross-Betschkerek. Mittwoch, den 4. Oktober, kam ein Zug nach Werbass, der für den Abtransport von Schülern bestimmt war. Für eine Kinderlandverschickung aus dem Banat war jetzt die Zeit vorbei. Wir brachten daher die Kranken und Gebrechlichen aus dem Banat, aber auch aus der Batschka im Zug unter, der nach Wien fuhr.

Am Montag, gegen Abend kam Dr. Janko aus Betschkerek nach Werbass. Dienstag, den 3. Oktober hörte er erstmals von Greuelthaten im Banat. Er schickte darauf am gleichen Tag zwei Kommandos über die Theiss, ins Nordbanat und ins südliche Banat, um die noch nicht vom Feinde besetzten Ortschaften zu evakuieren. Ich weiss, dass das für das nördliche Banat bestimmte Kommando unter Führung von Ingenieur Lang die Theiss überquerte und die Flucht einiger Personen von dort ermöglichte. Das für das südliche Banat abgestellte Kommando hat die Flucht aus Dörfern wie Rudolfsnad und Perlas ermöglicht⁸. Erschwert wurde dieses Unternehmen dadurch, dass keine nennenswerten Transportmittel zur Verfügung standen und die Partisanentätigkeit rasch zunahm.

Am Mittwoch, dem 4. Oktober, ordneten die ungarischen Behörden die Evakuierung der Behörden in der Batschka südlich des Franzenskanals an. Das war für die dortigen Deutschen ein Zeichen zum Trecken.

Abgesehen von meiner Aktion konnte man im Banat von einer regelrechten Evakuierung nicht sprechen. Der Widerstand von Behrens und seinem Vertreter in Betschkerek, Brigadeführer Fiedler, machte dies unmöglich. Am Samstag, dem 30. September,

⁸ vgl. Bericht Nr. 16, S. 100.

kam der Bürgermeister von Betschkerek, Gion, in die Volksgruppenführung und teilte in meiner Gegenwart mit, dass er von der Luftwaffe 15 bis 20 Lastkraftwagen für den Abtransport von Flüchtlingen erhalten habe, dass der Brigadeführer Fiedler aber angebroht habe, jeden zu erschliessen, der eine Evakuierung anordnet. Auch diese Aktion unterblieb darauf. – Ich nehme aber an, dass sich auch Teile der Bevölkerung der Luftwaffe anschlossen und so das bedrohte Gebiet verliessen.

Sehr wichtig war, dass die Volksgruppenführung bei Aradac eine Pontonbrücke über die Theiss errichtete, um die Evakuierung zu erleichtern. Die Brücke wurde von Ingenieur Kullmann und Ingenieur Werth erbaut. Sie wurde um den 25. September fertig und hat Tausenden von deutschen Flüchtlingen das Leben gerettet, auch vielen Flüchtlingen aus dem rumänischen Banat, die laut Befehl aus Belgrad in die Batschka abziehen durften.

Nr. 15

Bericht des Bauern und Gastwirts Franz Kneipp, ehemals deutscher Bürgermeister von Kubin (Kovin) im Banat.

Original, 16. Februar 1958, 6 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Die Bemühungen des Vfs. um eine organisierte Evakuierung und Flucht der deutschen Bevölkerung aus dem Bezirk Kubin, ihr Scheitern wegen unzureichender Anweisungen, wegen der mangelnden Bereitschaft zum Aufbruch und wegen der verbreiteten Gegenparolen; Erlebnisse des Vfs. auf seinem Fluchtweg.

Der erste Teil des Berichtes besteht aus einer Zusammenstellung von Angaben über einzelne Vorgänge und die allgemeinen Verhältnisse in Kubin in der Zeit von Beginn des deutsch-jugoslawischen Krieges im April 1941 bis zu den Vorbereitungen für die Evakuierung der deutschen Bevölkerung im September 1944.

Die Volksdeutschen in unserer Gemeinde waren schon mehrere Tage planmässig vorbereitet zur Evakuierung, es waren alle Massnahmen getroffen: Krankenwagen, Schmiede mit allen Reserve-Materialien. Jeder Deutsche hatte seinen sicheren Einteilungsplatz auf den Fuhrwagen. Es war alles zugweise eingeteilt mit Zugführern und Treckführern. Die planmässige Fahrt war durch die Volksgruppenführung bestimmt, mit dem Vorsatz: Abwarten auf weiteren Befehl¹.

¹ In einem Brief vom 1.10.1959 erklärt der Vf., dass er den Abtransport der Schulkinder zu erwähnen vergass, und bestätigt die Richtigkeit der folgenden hierzu ergänzenden Angaben aus einem Befragungsbericht nach Aussagen der K. Sch.: «Anfang September 1944 rief uns der Bürgermeister und Ortsleiter Franz Kneipp im Kulturbundheim (Gasthaus Franz Krickel) zusammen und

Da kein Befehl gekommen ist, die deutsche Wehrmacht fast alle abgezogen sind und wir noch keinen Befehl hatten, habe ich den Volksgruppenführer Sepp Janko [angerufen], der sich durch die Kreiskommandantur gemeldet hat, und sagte ihm, ich kann weiterhin keine Verantwortung mehr übernehmen, da noch kein Befehl vorliegt, um abzufahren. Die deutsche Wehrmacht hatte bereits den Ort verlassen. Der Volksgruppenführer staunte sich, dass wir vom Kreisleiter noch keinen Befehl hatten. Da ordnete der Volksgruppenführer an: Den Ort auf dem schnellsten Wege verlassen und in Pantschowa bei der Kreisleitung melden. Dies war am 1. Oktober 1944, abends 18 Uhr.

Ich alarmierte die Mannschaft und erteilte den Befehl: Über Nacht alle erfassen und zugweise in der Früh um 6 Uhr am Ortsende gestellt zum Abmarsch! Die Polizei und Mannschaft wurde mit Waffen ausgerüstet zum Schutze des Trecks. Ich telefonierte in alle Ortschaften meines Bezirkes, dass alle am schnellsten Wege nach Pantschowa bei der Kreisleitung mit ihren Trecks sich melden. – Das war eine der schwersten und aufregendsten Nächte. Ich hoffte, dass ich meiner Pflicht nachgekommen bin und alle Deutschen aus meinem Ort planmässig und noch rechtzeitig wegbringen kann.

Die Deutsche Mannschaft war am 2. Oktober 1944, 6 Uhr früh mit voller Ausrüstung angetreten zum Schutze des Trecks. Der Mannschaftsführer, Herr Karl Kucht, und Stellvertreter, Peter Schäfer, gaben den Befehl, ohne mein Wissen: Die Mannschaft soll nach Hause gehen; es ist ein Befehl gekommen; wer flüchtet, wird unterwegs erschos-

teilte uns mit, dass wir uns für eine eventuelle Evakuierung bereithalten sollten. Die Evakuierung würde nur vorübergehend sein, sie würde auch nur dann erfolgen, wenn es die militärische Lage erforderte. Vor allem sollten die Fuhrwerke und mitzunehmenden Gegenstände bereitliegen ...

Im Orte bemerkten wir zunächst keine Änderung der militärischen Lage. Die hier stationierten deutschen Truppen blieben. Demzufolge liessen auch die Evakuierungsvorbereitungen nach. Stimmen wurden laut, es sei besser, zu Hause zu bleiben; denn man sagte, wenn die Russen ins Banat kommen, dann kommen sie auch nach Deutschland. In beiden Fällen stünden wir dann unter ihrer Herrschaft. Da wäre es besser, zu Hause zu sein.

Am 8. September 1944, gegen 11 Uhr gingen ganz unerwartet Melder der Deutschen Mannschaft von Haus zu Haus und sagten, man solle sich bereithalten, es sei soweit, dass ausgewandert werde. Am nächsten Tag ist der Befehl rückgängig gemacht worden. Wir gingen wieder unserer Arbeit nach.

Je mehr sich der Evakuierungstag hinausschob, desto schwerer konnte man die Leute zur Evakuierung überreden. Mein Schwiegervater sagte, die Russen seien keine schlechten Leute, er war selbst vier Jahre in russischer Kriegsgefangenschaft gewesen. Er beherrschte die russische Sprache, so dass er hoffte, sich mit den Russen zu verständigen. – An eine Partisanenherrschaft hatte niemand gedacht.

Am 30. September gegen Nachmittag gingen die Melder wieder von Haus zu Haus und gaben bekannt, dass man die Schulkinder vor das Gemeindehaus bringen solle, sie würden nach Deutschland zum weiteren Schulunterricht gebracht. Am 1. Oktober gegen 9 Uhr fanden sich etwa 120 Schulkinder mit ihren Eltern ein. Die Kinder wurden auf 4 Militärlastkraftwagen verladen; sie kamen über Belgrad ins Reich.» (Original, 5. Dezember 1952, 6 Seiten, mschr.).

sen, alle Wege sind gesperrt (was nicht der Tatsache entsprochen hat), und wer von den Leuten hierbleibt, dem passiert nichts. – Als ich dies erfahren habe von Kamerad Lorenz Deutsch, war ich wie vom Blitz getroffen; ich suchte sofort nach den beiden Herren Kucht und Schäfer, die waren nicht mehr zu finden.

Ich setzte alle Hebel in Bewegung, um die Leute wegzubringen. Viele Leute weinten und wollten weg, die hatten keine Fahrgelegenheit; diejenigen, die eine hatten, wollten nicht weg, da Herr Kucht Befehl gegeben hat hierzubleiben. Da noch eine kleine Einheit der deutschen Truppen hier war, ersuchte ich den Leutnant um Hilfe, mit zehn Mann Fuhrwagen herauszutreiben, um die Leute wegzubringen. Der Herr Leutnant und die zehn Mann bemühten sich, aber auch das blieb erfolglos. Der Leutnant kam zurück und sagte zu mir: Ich bedauere, ich kann keine Gewaltaktion ausüben, denn wir müssen auch weg. – Und so sind noch viele, die weg wollten, zurückgeblieben.

Ich bin dann um 1 Uhr Mittag mit 11 Wagen und Oberleutnant Birg mit seiner Polizei weggefahren. Wir sind dann abends 7 Uhr in Pantschowa angekommen, von wo wir am nächsten Tag, dem 3. Oktober, mit mehreren Trecks nach Befehl über Titel fahren sollten. Wir sind bis Apfeldorf (Jabuka) gekommen, dort wurden wir aufgehalten. Die Partisanen haben in Titel die Brücke besetzt.

Wir bekamen von Belgrad Panzer und Spähwagen, um die Strecke frei zu machen; sie konnten nicht mehr durchstossen, und wir mussten zurück nach Pantschowa an die Temesch, es war um 1 Uhr nachts. Viele von den Fuhrwagen fuhren zurück nach ihrer Heimatgemeinde². Wir warteten verzweifelt auf weiteren Befehl.

Am 4. Oktober, früh zwischen 4–5 Uhr kam ein Schiff mit Schlepper, da bekamen wir den Befehl, alles liegenzulassen und nur Handgepäck kann mitgenommen werden, denn es ist das letzte Schiff, was weggeht. Weinend und verzweifelt liessen alle ihr letztes Gut zurück und folgten dem Befehl und gingen in das Schiff. Bei der Abfahrt sang die Polizei das Lied «Teure Heimat». Es war ein ergreifender Abschied, alle Augen waren mit Tränen gefüllt.

² So kehrte z.B. der Treck aus der Gemeinde Ploschitz (Pločica), Bezirk Kubin, nach zweimaligem Aufbruch wieder zurück. Dazu heisst es in einem Bericht des K. S. «Die Bevölkerung wurde das erstmal am 8. Sept. aufgefordert, sich für die Flucht bereitzuhalten. Der Aufbruch wurde aber von der Ortsleitung immer wieder aufgeschoben; in der Nacht vom 1. Oktober wurden alle Eltern aufgefordert, für die Schulkinder alles fertig zu machen, da selbe in der Früh von LKW abgeholt würden, was auch geschah, sodas an diesem Tage etwa 70-80 Schulkinder die Heimat ferliessen. Am 2. Okt. ferlis ein Treck von etwa 30 Wagen den Ort in Richtung Pantschowa, aber schon nach einige Kilometer kam man nicht weiter, da alle Wagen überlastet waren. Am 4. Okt. verliess derselbe Treck, diesmal 50 Wagen, den Ort; diesmal kamen sie bis in die nehe von Homolitz, wo sie von Heimkerenden Volksgenossen mit der bemerkung umgekehrt wurden, dass in Pantschowa schon die Russen seien und die Brücke mit Flüchtlingen ferstopft sei, da kerten alle um; nur der Ortsleiter, der ein anderen Weg eingeschlagen hatte, kam durch; alle andere Deutsche blieben zurück, etwa 1'000 Personen.» (Bericht; Original, ohne Datum, 8 Seiten, hschr.)

Wir fuhren durch das Minenfeld der Donau nach Semlin. – Nach der Rückfahrt des Schiffes ging es durch Minen in die Luft. – Wir wurden in Semlin in einem Soldatenheim untergebracht. In derselben Nacht, um 12 Uhr, kam die Feldgendarmerie und holte die Frauen und Kinder mit, und alle Männer mussten dortbleiben, um das noch vorhandene Gepäck zu verladen und auf den Bahnhof zu bringen. Nach einer knappen Stunde kam wieder die Feldgendarmerie mit Befehl: Alles liegenlassen und zum Bahnhof laufen, der letzte Zug geht weg, und die Partisanen kommen schon über die Donau. – Und so verliessen wir dann Semlin ohne jedes Gepäck.

Wir kamen dann drei Tage später mit dem Zug in Wien am Westbahnhof an. Kurz nach der Ankunft war ein grosser Fliegeralarm. Nach dem Fliegeralarm fuhren wir weiter nach Krumnussbaum in ein grosses Lager. Von dort haben sich die Leute in verschiedene Richtungen getrennt...

In meiner Heimatgemeinde sind ca. 1'800 Deutsche zurückgeblieben³.

In den folgenden Abschnitten seines Berichtes gibt der Vf. eine zusammenfassende Darstellung auf Grund von Augenzeugenberichten über die Ereignisse in seiner Heimatgemeinde nach ihrer Besetzung durch Partisanen und sowjetische Truppen und über das Schicksal der zurückgebliebenen deutschen Bevölkerung unter dem jugoslawischen Nachkriegsregime. – Dem Bericht sind noch einige unvollständige Namenslisten beigefügt⁴.

Nr. 16

Befragungsbericht nach Aussagen des F. S., Gemeindevorsteher in Perlas (Perlez), Bezirk Gross-Betschkerek (Veliki Beckerek) im Banat.

Original, 4. März 1953, 7 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Die organisatorischen Evakuierungsvorbereitungen im September 1944 in Perlas, geordneter Abzug eines Trecks noch nach der Besetzung des Ortes durch die Partisanen am 2. Oktober 1944; erneute Flucht vor der Roten Armee Ende April 1945 aus einem Evakuierungslager in Mähren, Rückkehr eines Teils der Flüchtlinge nach Jugoslawien.

Der erste Teil des Berichtes enthält Aussagen über das Verhältnis zwischen der deutschen Bevölkerung und den anderen Nationalitäten in Perlas in der Zeit von 1941-44, insbesondere über die Auswirkung der Tätigkeit serbischer Untergrundorganisationen und Partisanen nach Aus-

³ Bei der amtlichen jugoslawischen Volkszählung im Jahre 1931 wurden von 8078 Einwohnern der Gemeinde Kubin nach ihrer Muttersprache 2291 als Deutsche gezählt (nach amtlichen Angaben der Banalverwaltung – s. Bericht Nr. 5, Anm. 5, S. 68).

⁴ Nach den im Mai 1961 abgeschlossenen Ermittlungen der «Heimatortskartei für die Deutschen aus Südosteuropa» (Stuttgart) sind aus Kubin 137 Deutsche als Soldaten gefallen, 128 vermisst, 5 verschollen, von den Zivilpersonen 5 auf der Flucht gestorben, 124 nach dem Einzug der Partisanen im Oktober 1944 erschossen worden, 9 in der Sowjetunion und 384 in jugoslawischen Lagern gestorben, 46 Zivilpersonen gelten als vermisst.

bruch des deutsch-sowjetischen Krieges und von Zwangsmassnahmen der deutschen Besatzungsbehörde zur Bekämpfung der Widerstandsbewegung und zur Abschreckung der serbischen Bevölkerung im Banat.

Nach der rumänischen Kapitulation¹ spürte man das herannahende Ende der deutschen Vormachtstellung im Banat. Ich konnte feststellen, dass die gutsituierten Serben mit dieser Entwicklung nicht zufrieden waren. Senator Dr. P. erklärte mir, er würde auch gerne flüchten, jedoch wisse er nicht wohin. Dagegen waren die ärmeren, einfachen Serben über den Verlauf der Ereignisse sehr erfreut.

Seit September 1943 befand sich in unserer Gemeinde Perlas eine Heereskraftfahrerschule und ein Heeresversorgungslager mit etwa 500 Soldaten. Die Ortskommandantur befehligte seit Mitte September 1944 Leutnant Kellermann aus Rosenheim. Am 28. September kamen noch 2'000 Infanteristen in die Ortschaft, die an die Front kommen sollten.

Anfang September 1944 hatte mir Ortsleiter Peter Decker mitgeteilt, er habe von der Volksgruppenführung aus Betschkerek Weisung erhalten, Vorbereitungen für eine eventuelle Evakuierung zu treffen und einen Treckplan vorzubereiten. Der Treck sollte unter Leitung von Decker die Deutschen aus den Ortschaften Perlas, Elisenheim, Sakule, Baranda, Centa und Uzdin umfassen. Er sollte sich aus den deutschen Fuhrwerken zusammensetzen, Fuhrwerke anderer Volksangehöriger durften nicht beschlagnahmt werden. Auf jedem Fuhrwerk mit zwei Pferden sollten höchstens fünf Personen mitfahren und für eine Person 50 Kilogramm mitgenommen werden, ausser den Futtermitteln für die Pferde. Etwa 50 Fuhrwerke sollten eine Gruppe bilden. Das Sanitätspersonal sollte gesondert auf einem gekennzeichneten Fuhrwerk fahren. Die Sicherung des Trecks sollte von der Deutschen Mannschaft vorgenommen werden. Decker verständigte von diesem Plan die Deutschen, jedoch nicht durch den üblichen Trommelschlag, weil keine der oben genannten Ortschaften eine rein deutsche Gemeinde war².

Ich war als Sturmführer der Deutschen Mannschaft und Kompanieführer 2/III (für Perlas, Rudolfsgnad, Elisenheim, Sakule, Baranda, Centa) von meinem Vorgesetzten, Sturmbannführer Harle, beauftragt worden, den von Decker geleiteten Treck zu sichern. Da ich aber die Deutsche Mannschaft in Rudolfsgnad noch befehligte, fuhr ich dorthin und setzte mich mit dem dortigen Zugführer Andreas Hirth in Verbindung, der die Vorbereitungen für die Sicherung des Trecks aus Rudolfsgnad treffen sollte. In den anderen Ortschaften traf ich Vorkehrungen in ähnlichem Sinne. Ich befehligte eine Kompanie von 300 Angehörigen der Deutschen Mannschaft.

¹ 23. August 1944.

² Bei der amtlichen jugoslawischen Volkszählung im Jahre 1931 sind in Perlas von 4'755 Einwohnern 725 mit deutscher Muttersprache registriert worden, in Elisenheim (Belo Blato) von 2'229 Einwohnern 326, in Sakule von 2'956 Einwohnern 187 und in Uzdin von 2'245 Einwohnern 108 mit deutscher Muttersprache.

In der Zeit bis zum 3. Oktober³ bin ich öfters bei der Volksgruppenführung in Betschkerek und bei der Komitatsverwaltung, Abteilungsleiter Dr. Gross, gewesen. Dr. Gross und der Amtsleiter der Kreisleitung sagten, die Evakuierung werde wahrscheinlich nicht stattfinden, da man gute Nachrichten von der Front erhielt. Auch Sepp Janko habe ich gesprochen; er sagte mir, er müssen von den Militärdienststellen die Erlaubnis für die Evakuierung abwarten. Ich nehme an, dass diese beruhigenden Nachrichten deshalb verbreitet wurden, damit man in der Zwischenzeit die Trecks aus Rumänien schnell und reibungslos durchschleusen könne. Viele glaubten an diese Nachrichten, wie der Vizebanus Lapp, der auf die Nachricht, die Russen seien schon in Modosch, das dortige Landratsamt anrief und erfuhr, dass die Russen bereits dort seien (1. und 2. Oktober).

Im September wurde der Jahrgang 1927 der Deutschen einberufen, kaserniert und in Richtung Temeschburg in Marsch gesetzt. Auch Einheiten der Deutschen Mannschaft aus Betschkerek wurden für die Kämpfe im rumänischen Banat eingesetzt.

Am Sonntag (2. oder 3. Oktober⁴) erhielt ich von der Kreisleitung telefonisch den Befehl, alles für die Evakuierung vorzubereiten. Weitere Befehle sollten folgen. Dieser Befehl wurde an die mir unterstehenden Ortschaften weitergeleitet. – In der Nacht fuhr Panzer in Richtung Betschkerek.

Am nächsten Morgen rief ich die Kreisleitung in Betschkerek an, erhielt aber keine Antwort mehr. Die Leitung war unterbrochen. Die Heeresfahrschule setzte sich mit den 2'000 Mann Infanterie ab. Gegen 11 Uhr erschien eine SS-Streife unter Führung von Untersturmführer Rudolf Ferch (aus Temeschburg) und befahl mir und dem Ortsleiter sowie der Deutschen Polizei, binnen drei Stunden die Ortschaft zu evakuieren. Ferch hatte noch ein Wortgefecht mit dem Ortskommandanten ausgetragen, weil dieser die auf Urlaub befindlichen SS-Soldaten nicht für die Evakuierung freigeben, sondern sie an die Front schicken wollte. Die Deutsche Mannschaft verständigte die Leute, jedoch war das nur in Rudolfsnad und Perlas noch möglich, weil die anderen Ortschaften schon von den Russen besetzt waren.

In Perlas trafen bereits am Nachmittag Partisanen ein, nachdem die letzten deutschen Truppen weggezogen waren. Ihr Kommandoführer, der nachmalige Lagerkommandant in Neusatz, sagte mir, er lasse alle Deutschen wegziehen, aber nur noch am heutigen Tage. Es ist uns 500 Personen, die wir uns auf der Strasse nach Titel einfanden, nichts passiert. Die Ordnung des Trecks war sehr gut.

Wir fuhrten am selben Tag bis Titel, am nächsten bis Šajkaški Sveti Ivan, von dort über Klein-Ker, Batsch, Karavukovo, Serbisch Milititsch nach Bezdán. Bei Dunaföldvár überquerten wir die Donau. Obwohl es oft schwierig war, konnte ich zusammen mit Decker den Zusammenhalt des Trecks aufrechterhalten. Ueber Veszprém fuhrten wir

³ 1. Oktober 1944.

⁴ Muss heissen: 1. Oktober.

nach Ödenburg und von dort bis Ebenfurth, wo diejenigen, die mit dem Traktor fuhren, einwaggoniert wurden. Die übrigen zogen in Richtung Znaim-Budweis weiter bis ins Lager Dacice⁵. Hier trafen wir am 5. November 1944 die Traktorenkolonne an.

Wir verblieben hier bis zum 28. April 1945 und räumten dann auf eigene Faust das Lager in Richtung auf die Reichsgrenze hin.

Etwa hundert meiner Landsleute fuhren mit ihren Fuhrwerken wieder nach Jugoslawien, wo sie schliesslich ins Lager Neusatz kamen, zu dem Lagerkommandanten, der uns aus Perlas noch entlassen hatte⁶. – Im Volksmund heisst diese unüberlegte Fahrt ins Elend die «Ablieferungsfahrt».

Nr. 17

Erlebnisbericht der Hebamme Maria Hekli aus Franztal bei Semlin (Zemun) in Syrmien.

Original, 20. April 1958, 8 Seiten, hschr. Teilabdruck.

Vorgänge in Franztal in den Tagen der Evakuierung und Flucht vor dem Anmarsch der Roten Armee; Abzug der deutschen Bevölkerung im Treck am 5. Oktober und im Bahntransport am 11. Oktober 1944 nach Österreich.

Wir sind aus Franztal bei Semlin, wo der grosse Fliegerhorst war. Es war ende März [1944], als auf den Fliegerhorst der erste angriff war; es war ganz furchtbar, alles ging in Flammen auf, und viele Menschen fanden dabei den Tod. Es war ein Luftschutz Keller, da gingen gegen 300 Menschen hinein, bis auf den letzten Platz war alles voll; da schlug eine Bombe vor dem Eingang ein und verschüttete den Eingang. Dann waren Täglich angriffe, es waren Tage, wo alles betrückt umher ging. Es ist der 21. April gekommen, und war schon 1.30 Uhr, und niemand dachte mehr, das die Bomben noch diesen Tag kommen werden. Plötzlich Alarm, und die Bomben vielen auch schon, und eine 10 meter von unserem Keller, die zweite einige meter weiter, die dritte im Nachbarsgarten, wo der Unterstand war. Es fanden dabei 8 Personen den Tod; es war die Nachbarin, Ihre Mutter, zwei Töchter und ein Enkl. Das ist der Tag der Schmerzlichen Erinnerung.

Die Tage wurde immer unruhiger, die Partisanen kamen näher; mann wüste nicht mehr, wen mann im Hause hat: Freund oder Feind. So hatten unsere Kinder einen Einwohner, der konnte alles machen. Es war verboten, etwas mit der Bahn von weiter herzubringen, alles wurde wekgenommen; aber der brachte jede Woche ein geschlachtetes

⁵ Süd-West-Mähren.

⁶ Über die Rückführung dieser Heimkehrwilligen bis nach Neusatz und ihren anschliessenden Abschub nach Ungarn s. Bericht Nr. 32.

Kalb, um es dann zu verkaufen, auch Wein und Schnaps, alles konnte man bei Ihm haben. Er hatte auch recht viel Verdächtigen Besuch, so das wir alle von Ihm Angst hatten. Heute können wir es bestimmt sagen, das es Partisanen waren.

Es kam dann der September und mit Ihm die grosse Angst vor dem Flüchtigen. Täglich zogen Hunderte Menschen durch unseren Ort, aus Rumänien und dem unteren Banat. Dann ging es auch bei uns an die Versammlungen. Der Ortsleiter hielt Vorträge, man soll sich keine Angst machen, der Führer weis schon, was Er tut. Es war Mitte September, da wurden wieder alle aufgefordert, wem es nur möglich ist, der soll nach Deutschland in die Arbeit gehen, mitnehmen braucht man garnichts, alles bekommt jeder, was Er braucht. Es gingen einige, aber nicht viele. Die Frau vom Ortsleiter hatte eine Tante in Wien, dort ging Sie hien, aber nicht in die Arbeit. Und Er schaute dazu, das alles, was Sie an Kleidung, Wäsche und Wertsachen hatten, so bald als möglich auch dorthin kam. Und daheim hielt Er noch zwei Tage vor der Flucht ein Vortrag, wo wieder scharf betont wurde, wenn es vielleicht doch sein sollte, dass wir auf einige Tage wegmüssen, ja nichts mitnehmen, nur so viel, was man in zwei Hände tragen kann. Das werden wir Ihm nie vergessen. Viele haben alles, was das Beste war, vergraben, auch wir machten es so.

Am 5. Oktober, um 6 Uhr früh war wieder ein Appell, das um 10 Uhr von der Kirche weg alles, was Pferde und Wagen hat, abfahren wird. Welch eine Bestürzung das war, ist kaum zu schildern. Auch unsere Tochter mit den 2 Kindern ist weg¹. Wir aber dachten, das wir bleiben werden; weil ich wegen meinem Beruf überall sehr beliebt war, kam es mir vor, das uns die Serben schon schützen werden, hätten uns aber sehr geteuscht. Es sind viele ums Leben gekommen, die gerade mit den Serben gehalten haben, und sogar solche, die den Partisanen geholfen haben, es waren doch Deutsche.

Es folgten dann sechs schlaflose Nächte und angstvolle Tage, den so lange waren wir noch daheim und konnten uns nicht entschliessen wegzugehen. Die Schweine für uns und auch für die Kinder fütterte mein Mann täglich, den bei den Kindern im Haus war der Schweinestall. So kam Er am 9. in der Früh hin, und siehe da – war schon alles bereit zum Schweineschlachten. Da hat sich der Partisan schon entpuppt, wir waren also nicht mehr über unsere Schweine Herr. Da wurde es uns doch ein wenig unheimlich. Ich ging am Abend nochmals hin, um nachzuschauen, da waren Sie schon aus Ihrer kleinen Wohnung herausgegangen und bei den Kindern in der Wohnung; auch das Ge-

¹ Der Treck zog über Ruma, Mitrovica, Vukovar, Esseg, Fünfkirchen, weiter durch Westungarn bis Ödenburg, erreichte Österreich am 25. Oktober und traf nach einmonatiger Fahrt auf seinem über 1'000 km langen Weg am 5. November im Aufnahmegebiet am Mondsee ein. Er bestand beim Aufbruch aus insgesamt 165 Fuhrwerken; ein paar kehrten bald wieder um, einige Wagen fielen unterwegs aus und die dazugehörigen Personen fuhren mit der Eisenbahn weiter; kurz vor dem Überschreiten der ungarisch-österreichischen Grenze wurden 153 Fuhrwerke mit insgesamt 573 Personen gezählt. – Eine ausführliche Schilderung des Teckwegs ist veröffentlicht in Leni Leinz: «Franztal, ich muss dich lassen», Donauschwäbische Beiträge – Heft 20, Freilassing 1957, S. 84 ff.

schäft haben Sie aufgemacht und verkauft, als wären sie die Herren. Wir konnten nichts mehr tun und wollten doch daheim bleiben, um den Kindern und unser Vermögen zu schützen; so haben wir und viele es sich vorgenommen.

Der 10. Oktober; Es kam in aller Früh die Nichte mit drei kleinen Kindern zu uns, weil Sie auch Angst hatte. Es ging ja auch in der Nacht ganz toll zu. Die Front war schon so nahe, dass es schien, die Hölle ist los; der Himmel schien ein Feuermeer zu sein, so brante es überall. Es wurde wieder Nacht, und das war die letzte in der Heimat; es durfte nirgends ein Licht angezündet werden, alles war so unheimlich, die wenigen Nachbarn, die noch da waren, gingen zusammen und berieten, was man den doch machen soll. Als es aber Tag war, machten sich schon einige daran, an den Bahnhof zu gehen und warten, bis ein Zug kommt und die Flüchtlinge mitnimmt.

Wir aber wollten noch immer nicht gehen, so haben wir nur die Nichte mit den Kindern zur Bahn gebracht und haben gesehen, dass halt so viele bereit sind, alles zu lassen und nur das Leben zu retten. So haben dann auch wir uns entschlossen zu gehen, weil es geheissen hat, das wird der letzte Zug sein, der um 6 Uhr abends von Semlin abfährt. So sind dann auch wir, mit einigen Habseligkeiten am 11. Oktober 44 von zu Hause weg; es war gerade mein 50. Geburtstag, wohl der Traurigste, den ich erlebt habe. Ich war durch meinen Beruf so hart geworden und sagte immer, ich kann nicht weinen; aber in der darauffolgenden Zeit hätte ich mich in meinen Tränen baden können, so viel habe ich geweint. Es war auch nicht leicht, ein ganzes Leben lang arbeiten und spahren, das man fürs Alter etwas hat, dann plötzlich alles lassen und mit garnichts in die Welt gehen.

Wir sind aus Franztal um 6 Uhr abends abgefahren, haben in Indjija übernachtet; dann ging es weiter über Esseg; in Vinkovci hatten wir Fliegerangriff: alles aus den Wagons heraus, und ein Kilometer weit mussten wir vom Zug weklauten; dann gingen nach Stunden wieder weiter, über Ungarn nach Wien, wo wir zwei Tage waren, aber fast die ganze Zeit im Schutzkeller; dann gingen weiter bis Göpfritz, dort bekamen wir Thee, durften uns ein wenig aufwärmen, um 11 Uhr Nachts wurden wir auf last Autos aufgeladen und fuhren dann nach Alt-Pöls, wo wir in der Schule übernachteten. In der Früh wurden wir verteilt. So kamen wir nach Ramsau zum Bauer, wo ich auch gleich kräftig mithalf...

Mein Mann, der ging auf die Suche nach der Tochter mit den Kindern, den wir wussten ja nicht, wo Sie sind, dann endlich nach einer Woche kam Er und brachte alle mit, da waren wir dann Gottseidank wenigstens alle beieinander. Aber jetzt erst kam es uns so richtig zum Bewusstsein, was es heisst, alles lassen. Wir hatten keinen Teller, keinen Löffel, fast nichts zum zudeken, nichts zum trauf liegen. Das sagte man sich Täglich, ja Stündlich: ja warum haben wir nicht wenigstens das mitgenommen. Dann wieder: aber das wäre doch so nothwendig gewesen. Und die Tränen flossen immer häufiger. .. Die Tränen flossen, ohne dass ich es wollte. So blieben wir dann in R. bis

Weihnachten, dann sollte es wieder anderst werden. – Bevor ich aber meine Geschichte weiterschreibe, will ich nochmals auf den Transport zurückkommen.

Wir waren so gegen 300 Personen oder auch mehr, so genau weiss ich es nicht. Es waren meistens Gewerbetreibende und Arbeiter, denn wie schon erwähnt, waren die Bauern alle mit dem Treck am 5. [Oktober] abgefahren. Jeder hatte einen hochbeladenen Wagen, wir aber durften mit dem Zug wegen platzmangl nicht viel mitnehmen. Unser Transportführer, Herr Borosch, war ein rechtschafener Mann; jeder hatte das gleiche recht, es durfte keiner sagen, ich hab vieleich zu wenig Platz. Er war Policist und sollte, sobald wir in Österreich waren, wieder zu seiner einheit zurückkehren, ist aber nicht mehr gegangen. Den als wir in Österreich waren, wurden uns die Augen geöffnet, was es heisst, Nacional Socialismus. Wir waren zu Hause alle im Kulturbund, aber das war nur ein Bekenntnis zum Deuschtum; aber wie es in Deutschland zunging, das hörten wir erst hier. Anfangs hatte mann uns betrachtet, als wähen wir Verbrecher. Immer wieder hiess es auch: die Volksdeutschen, das sind die Kriegsferlängerer. Dabei wähe es keinem unserer Väter und Söhne eingefallen, für Deutschland in den Krieg zu ziehen; alle wurden gezwungen, zur Waffen-SS einzurücken, dass es den Anschein hatte, als wähen es lauter Freiwillige².

Es war zwei Tage vor Weihnachten, da kam ein schreiben aus Zwettl, vom Gesundheitsamt: Ich habe mich zu melden am 27. Dezember. Da erhielt ich den Auftrag, meinen Beruf als Hebame wieder aufzunehmen, was ich auch sehr gerne tat, den ich konnte auf eine Berufszeit von 28 Jahre zurückblicken und hatte nicht weniger als 2831 Geburten zu verzeichnen. So bekam ich den Posten als Sprengl-Hebame in Schweigggers, hatte 14 Ortschaften zu betreuen; da fühlte ich mich wohl. Es gab zur zeit arbeit genug, den viele Frauen, die auf die Niederkumpft warteten, kamen wegen der vielen Bombenangrife aus Wien aufs Land. Da musste ich so manchen Tag 20 bis 25 km zurücklegen. Es war gut so, ich hatte wenig Zeit zum grübln. Auch konnte ich die Meinen mit Lebensmitteln gut versorgen, jeden bracht ich etwas mit, den auf dem Lande [war] doch noch was vorhanden. Der Mann ist Schuhmacher von Beruf, da in der Umgebung kein Schuster war, konnte Er sich nützlich machen. So waren wir dann von der Bevölkerung nicht ungern gesehen. Da es sehr viel arbeit für Ihn gab, half Ihn auch die Tochter mit, wieviel Sie konnte. Die Enkel Kinder gingen zur Schule. Es war ein halbwegs geordnetes Leben. Aber auch diesmal sollte es nicht all zu lange dauern. – Es kam wieder der April und mit Ihm das Kriegsende. Es kamen die Russen.

Nach einigen Bemerkungen über das Verhalten der sowjetischen Besatzungstruppen berichtet die Vfn., dass die Flüchtlinge Ende Mai 1945 zur Rückkehr in ihre Heimat aufgefordert wurden und dass sich ihre Familie, zunächst zusammen mit einer Gruppe weiterer Flüchtlinge aus Jugoslawien,

² Über Freiwilligenmeldung und Zwangsaushebung von Volksdeutschen zum Wehrdienst in der Waffen-SS s. Einleitende Darstellung, Kap. II3 und die Berichte Nr. 5 ff.

zumeist Bauern aus Ruma, am 3. Juni auf den Weg machte, unter mancherlei Gefahren und grossen Strapazen bis ins Grenzgebiet der ungarischen Batschka gelangte, sich dort bis Ende des Jahres aufhielt und schliesslich, da der Übergang nach Jugoslawien für Volksdeutsche gesperrt blieb und die ungarischen Behörden sie zum Verlassen des Landes drängten, wieder nach Österreich zurückkehrte. Abschliessend schildert die Vfn. das Elend im Flüchtlingslager und die Mühsal beim Neuaufbau einer Existenz in Österreich.

Nr. 18

Erlebnisbericht des Professors J. P. aus Neusatz (Novi Sad).

Original, 15. April 1958, 26 Seiten, hschr. (Din A 5). Teilabdruck.

Erlebnisse des Vfs. und seiner Familienangehörigen auf der Flucht aus Neusatz Anfang Oktober 1944, während des Aufenthaltes in Budapest, Wien, dem Evakuierungsort im niederösterreichischen Waldviertel bei seiner Besetzung durch sowjetische Truppen und bei dem Versuch zur Rückkehr in die Heimat Ende Mai 1945 auf dem Wege bis über die österreichisch-ungarische Grenze.

Es war am 4. Okt. 1944. Um 10.30 Uhr stand ich an der Tafel der VI. Klasse des Neusatzter Gymnasiums und erklärte die deutsche Wortfolge. Da riss ein junger Professor die Türe auf und meldete mir mit bleichem Gesicht, dass auf behördliche Anordnung die Schüler sofort zu entlassen seien und gleich zu ihren Angehörigen heimkehren sollten. – Was wir schon seit Tagen erwarteten, ist eingetreten: der Feind stand vor den Toren, die Russen an der Theiss, die serbischen Partisanen in Peterwardein. In 10 Minuten waren die Klassen leer, auf den Strassen jagten die Menschen mit ratlosen Mienen, rasende Gerüchte kreisten mit Windeseile. Auf dem Weg nach Hause ertönte der heulende Sirenenalarm. In einem fremden Schutzkeller packte mich die Angst um meine Familie. Zwei Töchter und die 3 kleinen Kinder der älteren waren schon seit einer Woche in Szépliget (Gajdobra) bei einer bekannten Familie, um sie dort vor den täglichen schweren Luftangriffen zu verschonen. Ich eilte, mich mit meiner Frau zu besprechen.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Devise: Flüchtlen!

Das Militär war schon weggezogen, die nachbarliche Gendarmeriekaserne leer, alle Ämter verlassen, Banken, Geschäfte gesperrt, auf den Strassen zogen vollbepackte Wagen und Autos. Auf die Frage: wohin? zeigten die Flüchtlinge gegen Norden.

«Wenn alle flüchten, ich bleibe, habe keine Ursache zur Flucht», sagte ich. Wir beschlossen, dass meine Frau zu den Kindern fahre und ich zu Hause bleibe.

Unterdessen spielten sich auf der Gasse aufregende Szenen ab. Im uns gegenüberliegenden Gymnasiumgebäude, das jetzt ein deutsches Militärspital war, lud man eilig

Kranke und Verwundete auf Autos. Ein Autobus blieb vor dem Hause stehen, er brachte Flüchtlinge aus dem Banat. Beim Absteigen stürzte eine alte Frau, sie wurde von Soldaten ins Gymnasium getragen, ihre 8jährige Enkelin blieb alleine auf der Strasse und brach in verzweifelter Weinen aus. Wir nahmen das Kind auf, trösteten es; umsonst, die Grossmutter ist gestorben.

Die Züge hatten riesige Verspätungen, es galt kein Fahrplan mehr. Wer reisen wollte, musste sich auf den Zufall verlassen; da wurde die Lokomotive von Heckenschützen aufgehalten, dort mit Bomben belegt.

Wir gingen zur Bahnstation. Da sahen wir eine grausame Veränderung seit gestern. Auf Schutt und Asche suchten wir uns den Weg. Kein Haus ist ganz geblieben, verkohlte Mauern ragten gegen den trüben Himmel. Durch zerstörte Häuser, verwüstete Gärten erreichten wir den Bahnhof, der als Zielpunkt der englischen Flieger allein unversehrt blieb.

Stundenlang warteten wir auf den Somborer Zug; es hiess, dass dieser gleich wieder zurückfahren werde. Endlich kam er an, und zu unserem höchsten Erstaunen erblickten wir unter den zahlreichen Reisenden unsere Kinder, beladen mit Koffern und Paketen. Mit überstürzten Worten erzählten sie, dass sie um Mitternacht von einer Militärpatrouille geweckt und aufgefordert wurden, sofort zum Bahnhof zu gehen: das Dorf werde evakuiert, die Russen hätten schon die Theiss überschritten und zögen gegen die Donau; von den Flüchtlingen aber hätten sie haarsträubende Geschichten gehört. – Da sie unterwegs durch Telephonmeldungen erfuhren, dass in Neusatz ein Flüchtlingszug gegen Budapest bereitstehe, wollten sie gleich auf diesen umsteigen.

Umsonst war ich bemüht, sie zu beruhigen und heimzuführen. Unter Tränen und Beschwörungen willigte ich nach langem Widerstande ein, dass sie die Reise nach Budapest zu ihrem Onkel unternehmen. Sie stiegen ein, und wir Eltern eilten heim, um ihnen einiges auf den Weg einzupacken. Die von den Russenangriffen gefährdete Strecke erschien uns für unsere Kinder doch zu gewagt, und wir entschlossen uns unterwegs, unsere Kinder nach Budapest zu begleiten. Dies ging alles so schnell, dass ich beim Einpacken meine goldene Uhr und die sonst unentbehrliche Brille am Tisch liegenliess und in der Eile nicht mehr zurückkehren wollte, in der Überzeugung, dass ich ja in 2–3 Tagen ohnehin zurückkomme. – Ich habe leider mein Haus zum letztenmal gesehen.

Die Reise von Neusatz bis Budapest dauerte sonst 6 Stunden lang, diesmal wurden es 24, nachdem wir schon 4 Stunden im vollgestopften Wagen auf die Abfahrt warteten. Wie bei jeder Panik, so gab es auch hier wüste Szenen. Nachdem die Plätze schon alle besetzt waren, kamen noch Unzählige mit ihren Koffern und Bündeln, mit kleinen Kindern und alten Müttern. Da trat man einem auf den Fuss, dort fiel ein Korb aus dem Netz, dem einen wurde es in der schlechten Luft übel, der andere öffnete das Fenster neben einer kranken Frau, bald brüllten zwei betrunkene Soldaten skandalöse Lieder, bald hörte man das Wimmern eines Säuglings. Bei manchen Stationen wartete der Zug stundenlang, überall wollten neue Flüchtlinge einsteigen, und die meisten brachten neue Gruelnachrichten.

Am späten Abend kamen wir in Budapest an. Todmüde, mit Kindern am Arm, schwer beladen mit Koffern, schleppten wir uns zu siebent in der windigen, regnerischen Nacht auf die Strasse. Da war nirgends ein Wagen oder Auto zu haben. Nach einer schweren Stunde erbarmte sich unser ein Schutzmann, requirierte für uns ein Auto in der verfinsterten Grossstadt. Endlich erreichten wir die Wohnung des Schwagers. Wir bekamen gleich ein Zimmer und fielen in die Betten.

Den anderen Tag wollte ich schon zurück, konnte dock unser Haus nicht alleine lassen. Schon am Wartesaal hörten wir, dass die Partisanen über die Brücke gedrungen und in Neusatz eingezogen seien. Doch liess ich mich nicht zurückhalten, löste die Fahrkarte und stieg ein. Meine Frau begleitete mich, geplagt von schlechten Ahnungen, und wollte bis zur Abfahrt im Zuge bleiben. Zu meiner Überraschung stieg auch der Werbasser Professor Stock ein. Unser Gespräch wurde auf einmal vom Lärm eines anrollenden Zuges gestört. Durchs Fenster erblickte ich eine Menge Neusatzter Bekannte. Der erste, den ich ansprach, fragte mich entsetzt, wohin ich wolle. Nach Neusatz, antwortete ich. Um Gottes Willen! riefen, die mich hörten; Neusatz sei doch schon besetzt, Stadträte und Kirchenrepräsentanten seien schon zusammengetrieben und eingekerkert. «Du rennst in den Tod!» rief der eine, «wir kamen mit dem letzten Zug!» der andere. Ich lief zum Lokomotivführer, der teilte mir mit, dass er eben Befehl bekam, nur bis Kiskunhalas zu fahren. – Meine Bekannten eilten davon, jeder mit den eigenen Sorgen belastet. Ich sah die Ziellosigkeit meiner Reise ein, verabschiedete mich vom Kollegen Stock und blieb in Budapest. – Stock liess sich von den Gerüchten nicht abschrecken, fuhr bis Halas, kam nach Tagen in Werbass an, wurde gefangengenommen und mit zwei anderen Professoren hingerichtet.

Die ungarische Hauptstadt war in höchster Aufregung. Tausende Flüchtlinge schwärmten obdachlos herum, auf den Strassen rannten aufgeregte Menschen; die Geschäfte waren voll von Käufern, jeder wollte sein Geld loswerden, die Lebensmittel verschwanden. Wer nur konnte, flüchtete gegen Westen. Auf den Brücken wanderten Prozessionen von Pest nach Buda und von dort weiter. Die Stadt wurde von den zurückströmenden ungarischen und deutschen Truppen überflutet, der Kriegsschauplatz kam immer näher. Jede Stunde konnte man bereit sein, auf den Sirenenalarm in den Schutzkeller eilen und dort bei Tag und Nacht bange Stunden verbringen zu müssen. Es gab weder Kohle, noch Holz, und das Gas war stundenlang nicht zu gebrauchen. Ich habe nie so gefroren wie vor den eiskalten Marmorkaminen unserer mit Perserteppichen belegten und Plüschvorhängen gezierten eleganten Wohnung.

Der Kanonendonner war an manchen Tagen so stark, dass die Fenster klirrten. Eines Tages sah ich auf den Strassen Plakate angeklebt, welche die Bevölkerung zur Flucht vor den heranziehenden Russen aufforderten. Sofort eilte ich zurück, um Vorkehrungen für die Umsiedlung nach Ofen (Buda) zu treffen. Ich hatte dort einen langjährigen Freund und war dessen sicher, bei ihm in der schweren Kriegsnot auf eine Nacht Aufnahme zu finden, um dann weiterzuziehen. Da musste ich leider die grösste Enttäuschung meines Lebens erfahren. «Was willst du da?» fragte er mich mit verdrüsslichem Gesicht, «was soll ich mit Euch anfangen?» Wortlos kehrten wir mit unseren Koffern

und Rucksäcken und den Kindern am Arm zurück. Unsere Wohnung aber in einem 4-stöckigen Palast hinter dem Petöfi-Denkmal (Maria Valeria u. I) wurde bald vollständig zerschossen (heute steht an der Stelle ein umzäunter Spielplatz für Kinder).

In den ruhelosen Tagen war eines meiner aufregendsten Erlebnisse, als ich Tausende jüdischer Männer, Frauen und Kinder in stummen Vierer-Reihen ihrem traurigen Schicksal entgegengetrieben sah. Erschüttert blieb ich unter den Gaffern stehen¹. – Ich konnte nicht ahnen, dass es meinen armen Landsleuten in der Batschka, die ihr Heim nicht verlassen wollten, auf den Befehl Titos ähnlich und noch grausamer ergehen wird.

Eines Abends klingelte es an der Eingangstür, und zu unserer grössten Überraschung trat mein älterer Sohn ein. Als deutscher Militärarzt erhielt er einen Granatsplitter und bekam Urlaub. Er vermutete, dass wir als Flüchtlinge in der Wohnung seines Onkels zu finden seien. Da sein Wagen auf dem fluchtartigen Wege von den Russen arg beschädigt wurde, liess er uns mit einem Militärlastauto zum Bahnhof bringen, und wir konnten endlich per Bahn nach Wien reisen.

Vor der Abreise nach Wien musste ich aber meine Tochter mit ihren drei Kindern in Sicherheit bringen. Auch für Erwachsene ist die Flucht vor Kanonen ein gefährliches Unternehmen, mit Kindern aber ist sie ein Spiel auf Leben und Tod. Meine Enkelkinder waren 10, 8 und 1½ Jahre alt. Wie konnte man sie in Sicherheit bringen? Wer wollte Kinder aufnehmen in einer Zeit, wo man um ein Brot Schlange stehen musste!

Durch Zufall erfuhren wir, dass das Schwedische Rote Kreuz ausserhalb der Hauptstadt ein Heim für Kinder erhielt. Ich eilte hinaus, um meine Enkel und die Tochter hier aufnehmen zu lassen. Ein reformierter Priester stellte ihnen gleich ein warmes Zimmer-

¹ Wenige Tage nach dem Staatsstreich vom 15./16. Oktober (s. Bericht Nr. 21, S. 123, Anm.) begann eine schlagartige Aktion gegen die in Ungarn vor der Deportation und Vernichtung allein noch bewahrt gebliebene jüdische Bevölkerung Budapests. Dabei wurden alle arbeitsfähigen männlichen Juden im Alter von 16-60 Jahren erfasst und zu Arbeitskompanien zusammengestellt, auch Arbeitsgruppen von Jüdinnen im Alter von 16-40 Jahren wurden gebildet. Auf deutsche Forderung nach 50'000 jüdischen Arbeitskräften beiderlei Geschlechts für Schanzarbeiten an einer deutschen Stellung längs der österreichisch-ungarischen Grenze wurden Anfang November etwa 20'000 mit der Eisenbahn abtransportiert, während weitere 20'000 zu Fuss auf den 200 km langen Weg von Budapest bis südlich Wien getrieben wurden; eine grosse Anzahl ist schon auf dem furchtbaren Fussmarsch an Entkräftung und Krankheit und dann später in den Arbeitslagern zugrunde gegangen. Von den in Budapest zurückgebliebenen Juden wurden Anfang Dezember etwa 70'000 in einem kleinen Ghetto inmitten Pest zusammengedrängt, weitere 33'000 mit Sonderausweisen und Schutzbriefen des IRK und neutraler Missionen kamen in ein kleineres «internationales» Ghetto, einige tausend konnten sich verborgen halten. Insgesamt 124'000 Juden erlebten in Pest das Ende der Kampfhandlungen um die ungarische Hauptstadt (nach C. A. Macartney, A History of Hungary 1929-1945, New York 1957, Bd. II, S. 449-51 und Martin Broszat, Die jüdischen Arbeitskompanien in Ungarn, in: Gutachten des Instituts für Zeitgeschichte, München 1958, S. 212 f.; s. auch Andreas Biss, Geschäft mit dem Henker, in: Der Monat, Jg. XII/143, S. 67).

chen zur Verfügung; Kost und Verpflegung waren wie in Friedenszeiten. In den Zimmern hingen Kruzifixe, die Kinder beteten vor und nach dem Essen das Vaterunser. Doch schon am zweiteti Tag bestätigte die Tochter meinen Verdacht: die Kinder waren alle kleine Juden, die Pflegerinnen aber waren ihre Mütter, sie wurden von acht jüdischen Ärzten betreut. Meine Kinder waren die einzigen Christen im «Schwedischen Roten Kreuz»². – Ich war aber beruhigt, sie auf sicherem Platz zu wissen; wir konnten uns jetzt zu dritt mit der Frau und der jüngeren Tochter leichter bewegen und den Weg für eine sichere Zukunft suchen. Diesen glaubten wir in Wien zu finden, wo mein jüngerer Sohn als Mediziner vor der letzten Prüfung stand.

Wien war schon in meiner Jugend der Wunsch meiner Träume, das Wien des letzten Kriegsjahres bleibt mir aber wie ein riesiger Trümmerhaufen im Gedächtnis. Schon die Ankunft am Bahnhof bot ein trauriges Bild. Im arg beschädigten Gebäude lagen am Fussboden verwahrloste Gestalten herum, im Wartesaal war eine Luft zum Ersticken. In der frühen Morgenstunde machte ich mich auf den Weg zu meinem Sohn. Müde schleppte ich mich durch die grosse Stadt. Angekommen, las ich auf der Namensliste: Dr. L. P. Eine wohltuende Wärme lief durch meinen ganzen Körper: mein jüngerer Sohn ist also auch zum Arzt promoviert worden. Es war die erste Freude seit Wochen. Doch erfuhr ich gleich danach, dass er nach der Promotion einrücken musste. Ich nahm sein Zimmer in Besitz und eilte zurück, um die Meinigen «heimzubringen».

Ich hoffte bei einer Oberschule eine Anstellung zu bekommen. Man stellte mir eine in Reichenberg in Aussicht. Es vergingen Wochen, die Ernennung aber blieb aus. Kein Wunder! Niemand wusste, was der Morgen bringt! Die Ämter waren stundenlang geschlossen, die Beamten sassen während der Fliegeralarme im Schutzkeller. Wer morgens wegging, konnte froh sein, wenn er abends seine Wohnstätte unversehrt wiederfand. In manchen Stadtteilen blieb kein ganzes Haus. Einmal fiel eine amerikanische Bombe 20 m von unserer Wohnung in einen Garten, der Luftdruck fegte die Dächer der ganzen Umgebung weg. Ein anderes Mal sprang ich mit meiner Tochter noch rechtzeitig vom Strassenbahnwagen ab und eilte in den Schutzkeller vor dem Wiener Rathaus. Als wir nach zwei Stunden herauskamen, fanden wir unseren Wagen völlig zertrümmert. Kein Tag verging ohne traurige Erlebnisse. Wir verkauften allmählich Ringe und Ketten, um den Hunger stillen zu können.

In tiefer Sorge um meine in Budapest gebliebene Tochter und ihre drei kleinen Kinder stand ich eines Tages am Fenster und schaute in den kalten Winter hinaus. Da erblickte ich beim Nachbarshaus eine Frau mit Kindern, wie sie mit dem eisigen Wind

² Nachdem sich der ungarische Reichsverweser Horthy seit Anfang Juli 1944 der von reichsdeutschen Stellen geforderten Deportationen der Budapester Juden widersetzte, sollte entsprechend einer deutsch-ungarischen Vereinbarung vom 30. August über die weitere Behandlung der Judenfrage u.a. auch das Internationale Rote Kreuz in die Betreuung der Juden, insbesondere der Alten und Kranken und kleiner Kinder eingeschaltet werden; Ende Oktober lebten mehrere tausend in solchen Rot-Kreuz-Häusern (vgl. C. A. Macartney, a.a.O., Bd. II, S. 301 ff., insbes. S. 321, 327 u. 449; s. hierzu auch Andreas Biss, a.a.O., S. 57 ff.).

kämpfte. Entsetzt erkannte ich in den Armen meine eigenen Kinder. Ich rannte um sie. Halb erfroren, sanken sie mir in die Arme; doch als ich sie in unser Zimmer führen wollte, stand die Hausfrau vor mir und wollte den Kindern den Eintritt verbieten, ihr Parkettboden sollte von den schneeigen Schuhen nicht nass werden. Noch heute ballt sich mir die Faust, wenn ich an diese Szene zurückdenke.

Mit bewegten Worten schilderte mir die Tochter ihre Angst, die sie in der von den Russen gestürmten Stadt Budapest aushielt; das Haus, in dem ich sie gesichert glaubte, wurde zerstört. Ein deutsches Militärauto nahm sie mit den Kindern auf und brachte sie bis Győr (Raab). In einem Gasthaus fand sie hier Unterkunft, musste ihre Kinder neben betrunkenen Soldaten auf der nackten Erde betten, in grimmiger Kälte auf Gelegenheit warten und streckenweise bis Wien weiterfahren. – Da war es schwer, mit sieben Personen in einem kleinen Zimmer zu leben, auch nahm die Stadt Wien in der verhängnisvollen Zeit keine Familien mit Kindern auf. Nach einem kurzen Aufenthalt in einem Wiener Durchgangslager mussten meine Kinder sich wieder von uns trennen. Mit einem Transport kamen sie nach Frankenstein in Schlesien. Als die russische Front auch dahin immer näherrückte, wurden die Flüchtlinge wieder gegen Westen konzentriert, und so kamen die Meinigen nach Korneuburg bei Wien.

Es war eine schreckliche Zeit. Kein Tag verging, dass Wien und die Umgebung nicht mit Bomben belegt worden wäre. Wer sein Haus verliess, wusste nicht, ob er es nicht in Trümmern, seine Angehörigen als Leichen wiederfinden werde.

Das unreine Lager, die im Schutzkeller verbrachten nächtlichen Stunden, die Marnepidemie, die das jüngste Kind schwer mitgenommen hat, dann die Sorge um den Familienvater, von dem man nicht einmal wusste, an welcher Front er sei, brachten meine kleine Familie der Verzweiflung nahe.

Als sich die Möglichkeit bot, mit einem Kindertransport in das Waldviertel (im nördlichen Teil Österreichs) zu fahren und als wir selbst auch mitfahren konnten, beeilten wir uns, dem Gefahrenzentrum Wien zu entkommen. Nach langer Reise kamen wir in ein kleines Dorf, Grünbach an der Thaya. Es war noch Winter, doch sangen schon die heimgekehrten Stare, und die Ruhe des Dorfes tat den abgemarterten Nerven wohl. In einem Bauernhaus fanden wir freundliche Aufnahme, in der Bäuerin lernten wir einen aufrechten, edlen Charakter, eine hilfreiche Seele kennen. Mit Liebe und Sorgfalt nahm sie sich der ausgehungerten, von Krankheit und Elend herabgekommenen Kinder an. Auch wir konnten uns in der waldigen schönen Natur bald erholen. – Den einfachen, guten Menschen schreibe ich jedes Jahr vor Weihnachten meinen dankbaren Brief.

Lange dauerte unsere Ruhe nicht. Besorgt lauschten wir jeden Tag am Radio, wie sich die russischen Truppen näherten. Nach Ungarn überfluteten sie bald Österreich, und es blieb kein Dörflein, in das sie nicht eingedrungen waren. Es kamen wieder entsetzliche Tage. Unser Bauernhaus wurde von einem Dutzend 18-20-jähriger Soldaten besetzt. Was Gutes und Teures zu finden war, musste auf den Tisch. In unserem Zimmer hielten sie auf Bilder, Schränke, auf die Pendeluhr Schiessübungen, nachts stürmten

sie besoffen in unser Zimmer und suchten unter den Betten Hitler; mit brennenden Strohfackeln liefen sie in der Scheune herum. Tagelang verbargen sich unsere Töchter und die Tochter des Bauern in einer verrammelten kleinen Kammer neben unserem Zimmer vor den tierischen Wüstlingen. Unser Haus blieb vielleicht darum vor den schwersten Misshandlungen verschont, weil ich mich mit ihnen Serbisch verständigen konnte.

Vor der Ankunft der Russen lag im Dorfe eine zersprengte ungarische Artillerie-Abteilung. Vor ihrer Flucht gegen Westen verschenkten die Soldaten ihre bisher geretteten Güter. Mein 8 Jahre alter Enkel brachte eines Tages zwei Militärpferde mit neuem Rossgeschirr, er bekam sie von einem Unteroffizier zum Andenken. Wir stellten die Tiere in den Kuhstall, doch dieselbe Nacht wurden sie gestohlen.

Die Lage wurde jeden Tag unerträglicher. Wir konnten die vor Furcht zitternden Töchter nicht in der feuchten Speisekammer lassen und entschlossen uns, die Wanderung wieder aufzunehmen. Dies taten wir, weil wir von anderen geflüchteten Landsleuten hörten, dass die Jugoslawen ihre schwäbischen Untertanen zurückriefen, ohne an ihnen Repressalien zu üben. Es liefen tatsächlich jugoslawische Agenten in Österreich und Deutschland herum, die die Flüchtlinge zur Heimkehr überredeten und ihnen bis zur jugoslawischen Grenze Autobusse zur Verfügung stellten. Wer wollte nicht nach so viel schweren Entbehrungen gerne in seine Heimat zurückkehren! Wen lockte nicht das eigene bequeme Haus, der blühende Rosengarten? Die unhaltbare Lage, in der unsere Töchter waren, die panische Angst vor den gewalttätigen Horden zwangen uns, die gewagte Reise durch Wien und Budapest nach Neusatz zu unternehmen.

Ein ungarischer Flüchtling hatte zwei Wagen. Den einen, den er von den Artilleristen bekam, stellte er uns zur Verfügung. Unser Pferd war ein grosses, mageres Tier, es biss und schlug aus; es war jedesmal ein Wagnis, wenn es aufgeschirrt werden sollte. – Unter Segenswünschen unseres Hausherrn fuhren wir ab. Vermummt hielten sich die Frauen hinter den Koffern und Schachteln, sooft russische Soldaten sichtbar wurden, die 3 kleinen Kinder mussten im Kutschersitz die gierige Kontrolle abhalten. Acht Tage lang dauerte der Weg bis Wien. Es war eine schreckliche Reise. Nur die gütige Vorsehung bewahrte uns vor dem Untergang. Tausende Wagen und Kanonen surrten an uns in entgegengesetzter Richtung vorbei. Dutzende Eroberer schauten in unser aus Säcken zusammengeflicktes Zelt Dach um Beute, dreimal drohten sie, mich zu erschiessen. Wir rasteten in Wäldern, schliefen am nassen Boden, stiessen auf geschlossene Türen und verhärtete Herzen, bettelten um Brot und Milch für die hungrigen Kinder. Unser alter Gaul konnte sich nach Tagen kaum mehr schleppen; bei jeder Erhöhung halfen wir den Wagen schieben, ich ging zumeist zu Fuss, um das überlastete Tier zu schonen. In Wien hofften wir in der alten Wohnung ausruhen zu können, doch war diese schon von einer rohen Kommunistin besetzt. Krank und apathisch trottetten wir weiter. Pferd, Wagen und wir selbst waren derart herabgekommen, dass uns die Leute mit Bedauern nachschauten; in unseren Seelen aber wuchs immer mehr der Zweifel, ob wir unsere Heimat noch einmal zu sehen bekommen. Unterwegs fanden wir entvölkerte Dörfer; halbe Gemeinden

verließen Haus und Hof und flüchteten gegen Westen. Wir hätten uns gern in einem herrenlosen Haus niedergelassen, wenn uns die herumliegenden Kadaver, Schmutz, Läuse nicht weitergetrieben hätten.

Am 30. Mai 1945, morgens um 5 Uhr, überschritten wir die österreichisch-ungarische Grenze. Wir rechneten damit, hier aufgehalten zu werden, doch fanden wir beim Grenzstein niemanden. Um lästigen Untersuchungen auszuweichen, fuhren wir auf Nebenwegen. Da aber wurden wir von zwei alten bewaffneten Männern angehalten. Sie fanden unsere alten, schon ungültigen Pässe in Ordnung, als wir aber als unser Reiseziel Neusatz nannten, schüttelten sie die Köpfe und behaupteten, dass wir nicht einmal Gyor erreichen würden, da alle Brücken gesprengt seien. Unser Pferd wollte nicht mehr anziehen, und die Räder schrieben verdächtige Achter in den Sand. – Unsere ungarischen Reisegegnossen waren nach der Grenze wie ausgetauscht. In Österreich waren sie auf meine Dolmetschdienste angewiesen, jetzt verhielten sie sich abstossend und wurden nicht fertig, die Schwaben zu schimpfen, banden mir sogar noch das Säckchen Hafer ab, das ich am Schragel hängen hatte.

So kamen wir nach Mosonmagyaróvár, 14 km von der österreichischen Grenze. Wir wollten zurück in unsere Heimat, nach Neusatz, mussten aber hier erfahren, dass alle Brücken, auch viele Strassen gesprengt waren, der Eisenbahnverkehr lahmgelegt. An Leib und Seele gebrochen, enttäuscht und ratlos standen wir da mit drei kleinen Enkeln – wir wussten noch nicht, dass ihr Vater in russischer Gefangenschaft sterben musste.

Im Folgenden berichtet der Vf. in grossen Zügen über die Erlebnisse in Ungarn bis zu den Ereignissen während des Aufstandes im Oktober/ November 1956 und bei seiner Flucht nach Österreich.

Nr. 19

Erlebnisbericht des Schriftsetzers Franz Grünwald aus Neusatz (Novi Sad).

Abchrift (vom Vf. ergänzt und bestätigt), 10. Juni 1958, 8 Seiten, mschr. Teilabdruck. – Der Bericht stützt sich auf Tagebuchnotizen.

Evakuierung im Schiffstransport auf der Donau von Neusatz bis Mohács, vorübergehende Unterbringung der Flüchtlinge in einem improvisierten Sammellager bis zum Abtransport in offenen Eisenbahnwaggons nach Deutschland Ende Oktober 1944.

Der Bericht beginnt mit der Wiedergabe von Tagebuchaufzeichnungen des Vfs. seit Juni 1944.

5. Oktober... Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht, die Regierung habe den Zugverkehr in der Batschka eingestellt. Vor der evangelischen Kirche wickelte sich nunmehr der ganze Verkehr ab. Durchreisende Trecks holten sich dort Weisungen und

suchten eventuell eingelaufene Post von ihren Soldaten. Der ganze gestiefelte Rattenschwanz in Braun war längst feige ausgerissen. Ehre und Achtung verdient als einziger Ortsgruppenleiter Leberz, der dort pausenlos und unermüdlich die Geschäfte leitete.

6. Oktober. Die OG¹ hatte einige Autobusse aufgebracht, OG-Leiter Leberz fertigte sie rasch ab; es war ihm daran gelegen, je mehr Volksgenossen aus der Stadt zu bringen. Und dann traf noch ein kurzer Eisenbahnzug ein, der gestürmt wurde. Das Strassenbild wurde immer öder. Nirgends sah man mehr Soldaten, auch in der Kaserne nicht, sie waren vor Tagen schon ausmarschiert.

7. Oktober. Den ganzen Tag pendelten wir vom Bahnhof zum Heim (Evang. Kirche) und umgekehrt. Ein grosser Teil der Deutschen war noch unschlüssig, ob sie fliehen oder bleiben sollten. Auch wir im Hause. Ein sehr langer Eisenbahnzug lief ein, doch nur für die Postbeamten. Bald darauf lief noch ein kurzer Zug ein, der von jenen, die geduldig ausharrten, paar Minuten später überfüllt war. Seit Tagen gab es kaum mehr Brot, die Hyänen diktierten die Preise. Die Läden waren nunmehr restlos geschlossen. Die Hüter von Gesetz und Ordnung, die ungarische Polizei war dabei, den sich ab und zu zeigenden Radfahrern die Fahrräder und den noch seltener gewordenen Fuhrwerken Pferd und Wagen wegzunehmen, was ich in der Futoker Strasse beim Spital beobachtete.

8. Oktober. Der Wirrwarr in der Stadt hatte seinen Höhepunkt erreicht. Die Kopflosigkeit der Behörden – soweit davon überhaupt noch die Rede sein konnte – zeigte sich auf Schritt und Schritt. Gestern wurde die generelle Mobilisierung verkündet. Wer sollte noch einrücken und wohin? Ich ging gerade beim Magistrat vorbei: ein Beamter rief die wenigen Passanten vor dem Gebäude zusammen und riet zur Flucht. Auch paradox; er musste doch wissen, dass der Zugverkehr eingestellt war. Mein Hausherr schaute zu, wie die noch zurückgebliebene Bahnhofswache (Honvéd) das Bahnhofsmagazin plünderte. Die Nachbarschaft schloss sich diesem Beispiel gleich brav an. – Die reichsdeutsche Kommandantur verliess die Stadt. – Ich kam vom Heim und wollte gerade in meine Gasse einbiegen, als ich merke, dass sich vor dem Krankenhaus die Gendarmerie und Polizei sammelte und bald darauf unter Mitnahme der enteigneten Fahrräder, Pferde und Wagen geschlossen in Richtung Futok abmarschierte. Verkehr war nur noch bei der evangelischen Kirche, wo OG-Leiter Leberz noch immer die auf ihn einstürmenden Volksgenossen und noch durchziehende Treckführer beratete. Noch zogen Kolonnen vorbei und suchten hastig die zu Haufen liegende Post durch. – Seit Tagen wieder einmal Fliegeralarm.

9. Oktober. Gott sei's gedankt, die Entscheidung war gefallen: die allerletzte Fluchtmöglichkeit. Im Heim wurde vormittag kundgegeben, die Wehrmacht habe zwei Schleppkähne zur Verfügung gestellt. Diese Kunde verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Nachmittag wurde es am Donauufer lebendig, noch und noch sammelten sich Flüchtlinge an, hauptsächlich Frauen mit Kindern. Alle waren todernst und konnten die Zeit

¹ Ortsgruppe des Volksbundes der Deutschen.

nicht erwarten, bis die Erlaubnis zum Einsteigen gegeben wurde. Zuerst wurde der Kahn für die Jaraker freigegeben. Dieser Treck blieb da stedeen, warum weiss ich nicht, kaum waren Männer da; wir Neusatzler halfen beim Verstauen². Dann wurde unser Kahn, der grössere, freigegeben. Unser Transportleiter wurde der Kaufmann Josef Kara. Der Kahn hatte drei Abteilungen, die gut belegt waren, wir waren im dritten Abteil. Als die Anker gelichtet wurden, war es schon finster. OG-Leiter Leberherz war da und bemühte sich wie bisher; er verdient Hochachtung.

10. Oktober. Hoffnungsvoll ging die Fahrt bergwärts. Die Verpflegung der Flüchtlinge übernahm die Wehrmacht. Transportleiter Josef Kara, dessen Hilfskraft ich wurde, kriegte vom Kommandanten Weisungen, die Flüchtlinge zu registrieren; mehrere Verzeichnisse waren notwendig. Wir hatten 343 Personen an Bord. Auffallend hoch war die Zahl der Kleinkinder.

11. Oktober. Der Schlepp legte in Vukovar an, wo wir vorerst verblieben. Wer mochte, ging an Land. Der Verkehr war rege. Aus Slawonien kommend, reihte sich Treck an Treck, wo ganze Gemeinden auf den Beinen waren. Das Bild war immer dasselbe: zum Grossteil lenkten alte Männer und Greise oder Frauen die Pferde. Ein Fall

² Wie ein Teil der Flüchtlinge aus Jarek (Bački Jarak), einer rein deutschen Gemeinde von über 2'000 Einwohnern, zum Schiffstransport nach Neusatz kam, berichtet Lehrer Heinz Wilhelm: «Im September 1944 trafen immer mehr und mehr Deutsche aus Siebenbürgen und Banat auf ihrer Flucht bei uns ein, und somit war auch uns klar, was uns bevorsteht. Das Militärkommando hat uns rechtzeitig von der kritischen Lage unterrichtet, auf die Gefahren und Misshandlungen bei einem eventuellen Verbleiben aufmerksam gemacht und zur Flucht geraten.

In den ersten Oktobertagen hat man sich dann schon zur Flucht vorbereitet, und am 6.10., um 23 Uhr, wurde alles alarmiert und aufgerufen, am nächsten Morgen (am 7.10.), 8 Uhr, zur Abfahrt bereit zu sein. Den ersten und grössten Treck, aus über 200 Wagen bestehend, führte der Ortsrichter Nikolaus Schurr, der zweite, auch ungefähr 200 Wagen, fuhr am nächsten Tag (8.10.) ab. – Ihr Weg ging über Futok, Sombor, Baja, Ödenburg, durch Österreich und die CSR nach Schlesien. – Es blieben aber noch ungefähr 70 vollgepackte Wagen auf der Strasse, die kein Gespann hatten, lauter ärmere Frauen mit ihren Kindern. Ein Offizier der Waffen-SS, der die Abfahrten leitete, machte mich für den Abtransport dieser Familien verantwortlich, hielt mich unter Drohung zurück und liess mich nicht mit meiner Familie abfahren. Meine Familie fuhr allein weg, und ich blieb bei dem armen Haufen zurück. Gegen Abend kamen dann LKW aus Neusatz, jetzt mussten die Leute ihre Wagen abladen und durften nur das Notwendigste auf die LKW werfen, die sie nach Neusatz zur Schiffstation brachten ... Zurückgeblieben waren ungefähr 54 Personen.» (Original, 6. März 1958, 6 Seiten, hschr.)

Ebenfalls am 9. Oktober verliess ein Schiffstransport aus zwei grossen Schleppern mit 724 Personen und einem kleinen mit 40 Personen die westlich Neusatz an der Donau gelegenen Gemeinden Alt- und Neu-Futok, da die vorhandenen Gespanne und Wagen für den Abzug im Treck nicht ausreichten, obwohl ein Teil der Schulkinder bereits vorher im Eisenbahn- und Schiffs-transport evakuiert worden war. – Ungefähr ein Drittel der insgesamt 4'140 deutschen Einwohner Futoks hat sich damals nicht zum Verlassen von Besitz und Heimat entschliessen können und erlebte das Schicksal der deutschen Bevölkerung unter dem jugoslawischen Nachkriegsregime. – Ausführliche Berichte sind veröffentlicht in: «Unsere verlorene Heimat Futok», hg. von Josef Klingler, Donauschwäbische Beiträge – Heft 27, Freilassing 1958, S. 230 ff.

war mir besonders ergreifend: Eine Frau sass allein am Wagen, sie lenkte ihren Gaul, in einer Hand das Leitseil, in der anderen ein Baby an der Brust. – Die Vukovarer dachten noch nicht an Flucht.

12. Oktober. Wir lagen noch immer in Vukovar. Die Verpflegung war zwar kalt, doch reichlich und sehr gut. Kara und ich sprachen so wie gestern beim Volksbund vor wegen Milch für die Säuglinge und Kleinkinder, da sich die Abfahrt verzögerte. Es wurden wieder vierzig Liter abgekochte Milch zum Schlepp gebracht. Die Vukovarer waren auch ansonsten splendid.

13. Oktober. In der Nacht kamen noch einige Schlepp mit Flüchtlingen zu, die aber nach kurzem Aufenthalt weiterfahren. Ansonsten verlief der Tag wie gestern.

14. Oktober. Die OG Vukovar beschenkte uns und die Jareker in grosszügigster Weise mit Lebensmitteln auf Tage hinaus. Die Liebesgaben bildeten einen kleinen Berg an Konserven, Trockenwürsten, gemahlenem Kaffee, Butter, Schmalz usw. usw. Alle diese Gaben wurden kommissionell nach Kopfzahl der Familie klaglos aufgeteilt. Erst hiess es in der Früh, der Wasserweg sei oben gesperrt, wir müssten zu Lande. Gegen Mittag fahren wir dann doch ab.

15. Oktober. Der Schlepp legte in Gombos wohl an, doch um 7 Uhr früh fahren wir weiter. Hier fassten wir für drei Tage Verpflegung. Abends waren wir in Mohács. Am Kommandoschiff war ein Radio, das ständig zuversichtliche Frontberichte durchgab.

16. Oktober. Die einlaufenden Frontberichte und die Berichte der Reisenden lauteten ungünstig. Der Wasserweg sei nächst Budapest von Russen blockiert. Hier voraussichtlich längerer Aufenthalt, hiess es. Die Leute gingen in die Stadt, um, so gut es ging, Einkäufe zu besorgen. Vormittag gab es Fliegeralarm. – Wir kriegten hier Brot, viel Brot, vier und fünf Kilogramm schwere Laibe, die durch die Luftfeuchtigkeit am Wasser schwache Schimmelansätze zeigten. Die Frauen kannten noch keinen Hunger, die meisten warfen diese Laibe über Bord. Ich war darob verärgert und rief ihnen zu, sie sollten damit nicht so splendid sein, vielleicht würden sie es noch suchen, für uns sei noch nicht aller Tage Abend.

20. Oktober. Der Wasserweg endgültig gesperrt. Die Schlepp, deren Zahl bis elf oder zwölf angewachsen war, mussten geräumt werden. Bei Mohács liegt an der Donau eine sehr grosse Ziegelei. Sie wurde dazu auserkoren, die Flüchtlinge vorübergehend zu beherbergen. Gruppenweise wurden wir in die Trockenanlagen eingewiesen. Neusatz und Jarek kriegten Baracke 2, Leiter wurde wieder Kamerad Kara. Schätzungsweise waren hier etwa sechstausend Flüchtlinge.

Mit dem Verlassen der Schleppe zog die Wehrmacht ihre schützende Hand von den Flüchtlingen. Von Neusatz weg sorgte die Wehrmacht geradezu väterlich für uns. Die Verpflegung war klaglos; entlang des Weges wurden wir von einem kleinen Kriegsschiff, zwei kleinen Monitoren mit Vierlingsflak bestückt, von zwei Minensuchbooten voran und als Abschluss von einem Donaumonitor bewacht; zeitweise kreiste ein Jäger

über dem Geleit; täglich kam der Arzt zumindest einmal, normal aber früh und abends zu uns. Diese Geste erzeugte ein grenzenloses Vertrauen in die deutsche Wehrmacht und das Deutsche Reich, denen die Volksdeutschen dieser Gebiete ihre Söhne, Väter und Gatten anvertrauten. Angesichts dieser Fürsorge überkam uns ein wohliges, beruhigendes Gefühl.

In Mohács hatte Abgeordneter Dr. Trischier die Betreuung der Flüchtlinge übernommen. Es gab nach elf Tagen erstmals wieder warmes Essen. Das Essen, von Frauen aus den eigenen Reihen in vierzehn Kesseln zubereitet, war sehr gut und schmackhaft. Die OG Mohács stellte einen Arzt, der täglich im Lager ordinierte.

Die ungünstigen Nachrichten rissen nicht mehr ab. Die ersten Vukovarer Flüchtlinge stiessen zu uns.

21. Oktober. Eine einundsiebzig Waggone lange Garnitur, vorwiegend Loriswagen³, rollte ein. Den Abtransport leitete die Wehrmacht. Ferner Kanonendonner war seit gestern deutlich vernehmbar. In einer Nachbargemeinde marschierte eine SS-Einheit durch. Einige Neusatzer waren auch darunter. Ich hatte in der Kreisleitung an einer Konferenz mit Abg. Dr. Trischier, Gebietsführer Spreitzer u.a. teilzunehmen, nachdem ich die Stelle des Leiters Kara übernommen hatte (ein sehr undankbares Amt). Einige Frauen hatten den Bauch voll Beschwerden, immer wieder lagen sie dem Lagerleiter Dr. Trischler in den Ohren. In den letzten Tagen gab's oft Fliegeralarm. Regen.

22. Oktober. Auch heute traf eine Garnitur Loriswagen ein, die gegen Abend abrollte.

23. Oktober. In der Nacht setzte wieder leichter Regen ein. Eine dritte Zugsgarnitur rollte in der Früh an und wurde trotz anhaltendem Regen fieberhaft belegt. Ich übergab mein Amt. Um 14 Uhr rollte unser Zug, siebzig Waggon, fast durchweg Loris, ab. Es regnete ohne Unterlass. Mensch und Gepäck litten, doch wer fragte danach?

24. Oktober. In der Nacht standen wir auf offener Strecke vor Fünfkirchen, wegen Überfüllung des Bahnhofs. In der Früh erst konnten wir einfahren. Seit Tagen glich der Bahnhof einem Heerlager, die Flüchtlinge konnten wegen Waggonmangel nicht abgeschoben werden. Zu Mittag hielten wir in Bares. Die Gendarmerie verwehrte den Flüchtlingen den Ortseingang. Die Lebensmittelvorräte waren zum Grossteil aufgezehrt, die Leute hatten Hunger.

25. Oktober. Von gestern auf heute waren wir in Berzence. Auch dahier verwehrte die Gendarmerie den Flüchtlingen den Ortseingang. Auf einem Gut in der Nähe war gerade Kartoffelernte. Zwei, drei Wagen fuhren beim Bahnhof vorbei. Wir wollten kaufen, die Fuhrmänner nahmen kein Geld ab, es waren alte Männer, wenn nicht Greise. «Nehmt, so viel ihr braucht, ihr Armen», sagten sie. Und wir nahmen und kochten am Bahnhof, so gut wie wir es eben vermochten. Seit 22. abends der erste warme Bissen im Munde.

³ Offene Eisenbahngüterwagen.

26. Oktober. In der Früh trafen wir in Nagykanizsa ein. Mit kurzen Unterbrechungen regnete es noch immer. Immer mehr und mehr Leute wurden krank. Kameraden wollten das Spital anrufen und um einen Arzt bittlich werden, doch der Stationsvorsteher gestattete die Benützung des Telefons nicht. Manche Kranke wanden sich buchstäblich in ihrem Schmerz, andere ertrugen ihren Schmerz gelassener. Die Flüchtlinge waren über die Brutalität des Bahnbeamten empört. Der Zug rollte mit den Schwerkranken weiter.

27. Oktober. In den frühen Morgenstunden trafen wir in Sopron (Ödenburg) ein. Das Ehepaar Karl Pilz sprach auch hier mit dem Stationsvorstand, diesmal mit Erfolg. Bald darauf traf ein Volksdeutscher Arzt mit zwei Schwestern ein. Erst wurden die Schwerkranken ins Krankenhaus gebracht, die Leichtkranken behandelt und zum Schluss die Toten auswaggoniert: ein alter Mann, drei alte Frauen und zwei Säuglinge. Es regnete, regnete, regnete. Gegen Mitternacht traf unser Zug in der ersten reichsdeutschen Stadt, in Ebenfurth (Ostmark), ein. Hier wurden wir gewissermassen erwartet, es gab da warmen Milchkaffee nach Bedarf, reichlich Brot, Trockenwurst und Butter. – Von Mohács weg waren die Flüchtlinge ernährungsmässig auf sich selbst gestellt und da sie sich in Ungarn nichts kaufen konnten, ihre Vorräte, die sie reichlich hatten, unökonomisch handhabten und Hunger verspürten, schlug die Stimmung gewaltig um.

28. Oktober. Der Zug, der in Richtung München instradiert war⁴, rollte um ½ 9 Uhr von Ebenfurth ab und traf in Wien am Bahnhof Hütteldorf gegen ½ 1 Uhr mittags ein, wo meine Gattin und ich abstiegen. Für uns beide war der Fluchtweg zu Ende⁵.

Nr. 20

**Bericht des Schneidermeisters Jakob Engel aus Bulkes (Buljkes),
Bezirk Palanka (Backa Palanka) in der Batschka.**

Original, 22. Februar 1958, 7 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Die Schwierigkeiten und Widerstände bei der Durchführung der Evakuierung in Bulkes, Abzug eines kleinen Teils der Bevölkerung am 12. und 13. Oktober 1944, der Treckweg bis nach Schlesien.

Der erste Teil des Berichtes enthält einzelne Angaben zu verschiedenen Vorgängen im Heimortort des Vf; während der Zeit vom Beginn des deutschjugoslawischen Krieges Anfang April 1941 bis zur Aufnahme von Evakuierungsvorbereitungen vor dem Anmarsch der Roten Armee Anfang Oktober 1944.

⁴ 1t. Fahrplan nach München fuhr.

⁵ Die von Mohács kommenden Transporte wurden zum Teil nach Bayern, zum Teil nach Schlesien und Sachsen weitergeleitet.

Die Evakuierung meiner Heimatgemeinde wurde zwar planmässig vorbereitet, aber nicht durchgeführt, da die abziehenden Truppen nicht energisch genug durchgriffen, sondern die Menschen ihrem Schicksal überliessen. Da die ganze Führung der Ortsgruppe, auch der Ortsleiter Simon Bacher, alle bis zum 50. Lebensjahr einrücken mussten¹, wurde die ganze Arbeit der Gemeindevorsteherung und Männern übertragen, die schon über 50 Jahre alt waren. Ich selbst musste den Löwenanteil der Ortsgruppe übernehmen; da es hiess, die Ortsleiter werden alle vom Wehrdienst enthoben, und solange wurde ich betraut, die Führung zu übernehmen, bis der Ortsleiter heimkommt, was aber nicht der Fall war.

Gemeinsam mit der Ortsvorsteherung (Bürgermeister war Konrad Wohlhüter, Kaufmann) wurde alles zur Evakuierung vorbereitet. Es kam ein Obersturmführer in die Gemeinde mit zwei Unteroffizieren, die mithalfen, noch in Nachbargemeinden Wagen und Pferde zu requirieren. Wir selbst hatten schon bereits genügend Wagen in der Heimatgemeinde sichergestellt, damit die ganze Bevölkerung – etwa 2'000 Personen, die noch daheim waren – evakuiert werden konnte. Vorher hatte ich die ganze Gemeinde mit der Gemeindevorsteherung in eine Gastwirtschaft zusammengerufen und der Bevölkerung mitgeteilt, dass zuerst die Kinder, etwa 130 an der Zahl, von 8-16 Jahren evakuiert werden müssen und schon Wagen bereitstünden, dieselbe am nächsten Tag mit ihrem Gepäck nach Palanka führen, da die Kreisleitung (Fritz Hess) anordnete, dass die Kinder mit Schiff evakuiert werden.

Für die Kinder nach Palanka zu bringen, benötigten wir etwa 50-60 Wagen bei dem schlechten Weg, zumal wir keine Steinstrasse bis Palanka hatten und 18 Kilometer in Morast zu fahren waren. Einige Bulkeser SS-Soldaten, die gerade in Urlaub waren, begleiteten die Kinder bis Palanka. Dort angekommen, erklärte ihnen Fritz Hess, es geht kein Schiff mehr und die Kinder müssen wieder zurück, was grosse Unruhe und Unzufriedenheit unter der Bevölkerung auslöste. – Nach der Versammlung vorher in der Gastwirtschaft, die gegen 22 Uhr beendet war, ging ich heim und arbeitete die ganze Nacht durch an der Liste von Kindern, damit diese mitgenommen wurde. Es war niemand mehr in der Gemeinde bereit, mir an der Arbeit dieser Liste zu helfen, da schon alles gleichgültig war, so musste ich die ganze Nacht durcharbeiten, um diese zeitgerecht bis in der Früh fertig zu haben. – Tatsächlich kamen die Wagen, die Pferde übermüdet, gegen Abend von Palanka zurück, und es herrschte grosse Missstimmung, und niemand wollte mehr seine Pferde geben, da es hiess, viele Menschen bleiben auf den Strassen liegen usw. (alles Gerüchte, die nie zu kontrollieren waren). Dies war am 10. Oktober 1944.

¹ Im ersten Teil seines Berichtes hat der Vf. vermerkt, dass aus Bulkes insgesamt 490 Männer zum Wehrdienst einberufen waren; 122 sind gefallen oder gelten als vermisst. Bei der amtlichen jugoslawischen Volkszählung im Jahre 1931 hatte Bulkes 2'850 Einwohner, von denen 2'648 als Deutsche gezählt wurden (weitere statistische Angaben über die Bevölkerungsentwicklung der deutschen Gemeinde von 1786 bis 1935 enthält das Heimatbuch von Karl Elicker u. Karl Brunner: Bulkes, Werden und Vergehen einer deutschen Gemeinde, Kirchheim Teck [1958], S. 110 ff.).

Es war so mit dem Obersturmführer vereinbart, dass wir die Gemeinde am 11. Oktober 44 verlassen. Am 11. Oktober kam aber ein Hauptsturmführer mit Begleitung – ich glaube Görbitz hiess er – und gab dem Obersturmführer den Befehl, die Requirierung der Wagen usw. einzustellen und die Bevölkerung möge bleiben. Er liess die Gemeindevorsteherung und mich rufen und auch die Gemeinde durch Trommelschlag rufen, wo er in Gegenwart der Ortsvorsteherung und mir Folgendes sagte: Die Leute mögen ruhig in der Gemeinde bleiben, es sei schon spät, sie kommen nicht weiter, mögen ihrer Arbeit nachgehen, denn die Russen sind keine schlechten Leute, sie tun niemanden etwas und benötigen ja friedliche Arbeiter. Es mögen nur die Jugend fortgehen, die 16 Jahre alt sind, führende Männer der Gemeinde, Notar, Bürgermeister und alle, die im öffentlichen Leben standen. Er gab mir den Befehl, der Versammlung seine Worte durchzusagen, was ich zuerst nicht tun wollte und so vereinbarten, dass er vor der Versammlung diese seine Worte, die ich sagen musste, bestätigte. Am Schluss sagte ich ihm, er möge bestätigen, dass er diesen Befehl gegeben hat, was er auch tat. Viele Menschen glaubten ihm, da ja alle gern daheim blieben und sich nicht im Winter mit Pferd und Wagen auf den weiten Weg machen wollten. Es hiess zwar von der Kreisleitung, wir gehn nur bis in die Baranja und kommen in drei Wochen wieder zurück – es war aber ein langer, weiter Weg, bis nach Deutschland.

Einige folgten gleich dem Aufruf unserer führenden Männer und fuhren im Regen bis in die nächste Gemeinde Gajdobra.

Mit dem ersten Treck verliessen nur 53 Personen die Gemeinde. Ich selbst blieb und wollte nicht fort, bis mich der Bürgermeister unserer Gemeinde von Gajdobra anrief, ich möge doch nicht bleiben und kommen. So bin ich nächsten Tag mit meiner Frau und einigen Landsleuten auch fort.

In Gajdobra gingen ich und der Bürgermeister zu den dort noch vorhandenen SS-Truppen und baten sie, man möge doch alles daransetzen, damit die Gemeinde zwangsevakuiert wird. Der Untersturmführer versprach, dies zu tun, und ging tatsächlich mit 13 Mann nach Bulkes und forderte die Gemeinde auf, unbedingt Bulkes zu verlassen. Bei diesen 13 Mann waren auch einige Bulkeser SS-Männer dabei, die aber auch nicht wagten, ihre Familien zur Flucht zu bewegen, und so kam uns nur noch der zweite Treck nach; alle anderen blieben in der guten Hoffnung in der Gemeinde, es geschieht ihnen nichts. – Es wurde ein neuer Gemeinderat mit Fritz Neidhöfer sen. an der Spitze gebildet, der die Verwaltung der Gemeinde übernahm. Von Palanka aus kamen ständig Telefonrufe von Madjaronen, man möge keine Angst haben und bleiben, es geschieht niemanden nichts, sie werden sich schon bei den Behörden einsetzen. Auch gerade diese Männer sollen gleich ermordet worden sein, wie Leute aus Palanka später berichteten...

Am 11. und 12. Oktober verliessen diese beiden einzigen Trecks unsere Heimatgemeinde. Als wir in Gajdobra waren, verlautes auch dort durch Trommelschlag, ein jeder, wo will, möge unbedingt heute die Gemeinde verlassen. Auch dort blieb der grösste Teil in der Gemeinde, im festen Glauben, sie haben nichts verbochen und es geschieht

ihnen nichts². Sogar der dortige Bürgermeister Valentin Koringer, der bereits schon unterwegs war, kehrte um und fuhr in seine Gemeinde zurück. – Auch er soll, wie Leute berichten, ermordet worden sein.

Als wir von Gajdobra bei Regen und schlechten Strassen abfahren, begegnete uns bei Obrovac wieder der Obersturmführer mit Auto, der zuerst den Befehl gab, Bulkes zu evakuieren, und rief mich und unseren Bürgermeister zu sich und sagte Folgendes: Fahrt ruhig weiter, ich war in Sombor und habe neuerdings den Befehl erhalten, die Gemeinde Bulkes muss evakuiert werden, und ich werde den Befehl durchführen lassen; was er auch durch die SS-Kompanie in Gajdobra tat, aber nur ganz wenige dem Befehl Folge leisteten. Einige waren schon ein Stück weggefahren und kehrten wieder um. – Somit haben nur 360 Personen die Gemeinde Bulkes verlassen, 1'600-1'700 blieben.

Treckführer des ersten Trecks war ich selbst, den zweiten Treck führte Peter Thuro jr., der gerade als SS-Soldat in Urlaub war³. Der Weg ging bis Baja, wo wir die Donau überquerten. Von dort durch Ungarn, wo wir öfter längere Zeit mit Wagen und Pferden Rast machten. Der erste längere Aufenthalt war in Ciko bei Bonyhád. Der zweite Treck war in der Nähe Dombovar, mit dem wir nie zusammenkamen, trotzdem bereits briefliche Verbindung hergestellt war. Von Bonyhád ging es weiter bis nach Keleviz, wo wir drei Wochen blieben und von Marcali aus von der SS-Truppe öfter Verpflegung bekamen. Dort bekamen wir auch zum erstenmal eine jede Familie 50 Mark. Wie schon erwähnt, kamen wir mit dem zweiten Treck aus Bulkes nie zusammen, nur in Keleviz besuchte uns der Treckführer, und wir vereinbarten, gemeinsam, wenn der Befehl kommt, abzufahren; kamen auch dann nicht zusammen, da der zweite Treck immer einen Tag vor uns war.

Mit meinem Treck fuhr ich bis nach Ödenburg, wo wir übernachteten und wir meine Tochter trafen, die beim Volksbund in Budapest angestellt war. Durch Vermittlung mit einem Oberscharführer aus Zabalj, Trumpf, gelang es uns, einige Tage dort gut einzuquartieren; und nach fünf Tagen bekamen wir einen Zug, da ich 13 kleine Kinder mit dem Treck mitführte und die Verantwortung nicht im Winter übernehmen wollte. Wir fuhren dann bis Glatz und wurden dann dort in der Nähe in einem Lager in Schlegel gut untergebracht. Dies war am 1. Dezember 1944.

² Nur ein Treck von ca. 150 Fuhrwerken verliess den Ort am 12. Oktober. Nach den Angaben des H. Dillinger aus Gajdobra, der bei der Zählung behilflich war, sind 1'250 Einwohner zurückgeblieben. (Bei der amtlichen jugoslawischen Volkszählung im Jahre 1931 wurden in Gajdobra 2'608 Deutsche gezählt.) Aus der benachbarten, rein deutschen Gemeinde Nova Gajdobra (Wekerledorf) sind am 11. Oktober 351 Personen abgezogen, sie wurden in Palanka auf Schleppkähne verladen, erreichten nach drei Tagen Mohács und wurden von dort aus in Eisenbahnzügen nach dem Sudetenland und Schlesien gebracht; 435 Personen sind in ihrem Heimatort zurückgeblieben; 243 Männer waren zum Wehrdienst einberufen (nach Berichten des J. Wist und J. Flock). – Bei der Volkszählung im Jahre 1931 wohnten in Nova Gajdobra 1080 Deutsche.

³ Ein Bericht von P. Thuro ist abgedruckt im Heimatbuch von Bulkes, a.a.O., S. 131 ff. Danach bestand dieser Treck (39 Wagen mit 77 Pferden) aus insgesamt 264 Personen, und zwar 22 Männern, 139 Frauen und 103 Kindern unter 15 Jahren.

Dort angekommen, mussten sich die Männer, die noch nicht Soldat waren, alle bis zu 60 Jahren zur Musterung der Waffen-SS melden. Bei der Musterung wurden die meisten für tauglich befunden und mussten im Februar 1945 einrücken.

Die folgenden Abschnitte des Berichtes enthalten vom Vf. nach Augenzeugenberichten zusammengestellte Angaben über die Ereignisse in seiner Heimatgemeinde nach der Besetzung durch Partisanen und sowjetische Truppen und über das Schicksal der deutschen Bevölkerung unter dem jugoslawischen Nachkriegsregime⁴.

Nr. 21

Bericht des Bauern J. Z. aus Kula in der Batschka.

Original, 12. April 1958, 14 Seiten, hschr. Teilabdruck.

Die Evakuierung der deutschen Bevölkerung von Kula im Schiffstransport und mit Trecks am 8. und 9. Oktober 1944; der Treckweg durch Ungarn, Mähren und Schlesien bis zur Ankunft im Aufnahmegebiet der Oberlausitz Mitte Dezember; erneute Evakuierung nach Süddeutschland Ende Februar 1945.

Zunächst gibt der Vf. einen Überblick über die Ereignisse in seinem Heimatort in der Zeit zwischen dem Balkanfeldzug im April 1941 und dem Beginn der Evakuierungsvorbereitungen im Herbst 1944. Hierzu abschliessend stellt er fest, dass kurz vor der Evakuierung noch die 17-18jährigen und alle bisher noch nicht eingezogenen Volksdeutschen bis zum Alter von 55 Jahren zum Wehrdienst einberufen wurden, und berichtet weiter:

Am 4. Okt. 1944 wurde in unserem Ort bei Nacht durch Trommelschlag die Bevölkerung aufgefordert, so schnell wie möglich zu Packen und zur Flucht vorbereiten. Die Leute haben die ganze Nacht durch gepackt und zur Abfahrt einigermassen vorbereitet.

⁴ Nach den vorliegenden Erlebnisberichten wurden die meisten der nicht geflüchteten Männer im Alter von 16-60 Jahren im November 1944 durch die Partisanenbehörde festgenommen und über B. Palanka nach Neusatz ins Lager getrieben, von wo die Männer bis zum Alter von 45 Jahren Ende Dezember in die Sowjetunion verschleppt, die älteren dann auf verschiedene Arbeitslager verteilt wurden; 52 dieser Männer sind ums Leben gekommen (vgl. Heimatbuch, a.a.O., S. 120 u. 137 f.). Ca. 200 Frauen im Alter von 18-40 Jahren wurden ebenfalls in die Sowjetunion deportiert (s. Bericht Nr. 47). Bei der allgemeinen Internierung der Volksdeutschen Mitte April 1945 wurde die Masse der nicht arbeitsfähigen – insbesondere die Alten und Kranken, Kinder bis zu 12 Jahren und Mütter mit Kleinkindern, ca. 900 Personen – abgesondert und in das Konzentrationslager Jarek (Bački Jarak) geschafft; wo 648 Personen in der Zeit vom 17. April 1945 bis 15. April 1946 gestorben sind (s. Bericht Nr. 56, Anm. 9).

Nach dem im Bulkeser Heimatbuch, a.a.O., S. 121 ff. abgedruckten Namenslisten fanden insgesamt 730 Personen in den Konzentrationslagern Jarek, Gakovo, Kruševlje und in anderen Lagern Jugoslawiens den Tod.

Am nächsten Tag kam die Parole: Die Lage hat sich gebessert, und es ist noch nicht so weit, dass wir flüchten müssen. – Auf den Strassen kamen die Banater Flüchtlinge ein Treck am anderen.

Dann kam der Tag, wo das Flüchten eine ernste Angelegenheit wurde. Am 8. 10. 1944, Nachmittag 2 Uhr wurde das deutsche Volk durch die Ortsgruppenleitung und deutsche Offiziere verständigt, dass um 5 Uhr alles Marschbereit sein soll zur Abfahrt. Und zugleich der Befehl, dass jede Familie nur 70 Kilo Gepäck mitnehmen darf und auf jedem Wagen (Bauernwagen) 7 Personen sein müssen. Dies hat man deswegen so gemacht, dass diese Leute, die keine Wagen hatten, auch flüchten können. Dieser Befehl war ja teils richtig, aber durch diese Anordnung haben so manche das Wertfolste liegenlassen. Es gab auch welche, die bei dieser kurzen Zeit sich nicht entschliessen konnten und den letzten Moment doch auf den Wagen stiegen und, ohne das allernotwendigste mitzunehmen, auf die Flucht gingen. Auch die Bauern, die ihr eigenes Fuhrwerk hatten, konnten auch nicht so viel mitnehmen. Bei den meisten war die erforderliche Personenanzahl nicht vorhanden, und mussten Leute mitnehmen, die keine Wagen hatten. Auch für die Pferde musste man Heu und Futter mitnehmen.

Ein Teil von unseren Landsleuten hat man in der Heimatgemeinde auf Schiff verladen. Diese Leute haben es bedeutend besser gemacht als die anderen. Sie haben die grosse Strapazen nicht mitmachen müssen und konnten mitnehmen an Gepäck, so viel sie wollten. Die fuhren Richtung Bezdán und Mohács. Hier hat man die Leute auf die Bahn verladen, und jeder konnte fahren, wo er hinwollte. Viele kamen gleich ins Reich zu ihren Verwandten oder Bekannten.

Der 1. Treck – das war zwei Drittel vom ganzen, die geflüchtet sind – ist am 8.10. 1944 in Marsch gesetzt worden. Der 2. Treck fuhr am 9.10.1944 in der Früh weg. Diese Leute konnten sich nicht so schnell fertig machen, da viele ihre Pferde auf dem Hof (Sallasch) hatten. Bis man die Pferde heim brachte, war der 1. Treck schon fort. Es gab auch solche, die sich nicht so schnell entschliessen konnten zum Flüchten.

Die Trecks fuhren die Richtung Baja, dort hat [man] übernachtet. Am nächsten Tag hat sich die Abfahrt auch verzögert, da man an vielen Pferde das Hufbeschlagen vornehmen musste. In Baja trafen wir uns zusammen. Wie schon oben erwähnt, hat man uns kurz vor der Flucht eingezogen. Unsere Einheit ist am 8.10.1944 von Alt-Werbass auch die Richtung Baja Marschiert, natürlich noch alles in Zivil. Am 8.10.1944, früh 8 Uhr sind wir durch meine Heimatgemeinde Marschiert. Nachmittag kam der 1. Treck schon nachgefahren. So haben wir uns in Baja mit unseren Angehörigen getroffen. Da haben wir unser Vorgesetzter (Hauptscharführer) gebittet, uns mit der Familie mitfahren zu lassen, damit wir Ihnen auf der Flucht beihilflich sein können. Dies wurde uns auch erlaubt. Wir versprachen auch, dass wir, sobald die Angehörige einigermassen in Sicherheit sind, zur Einheit zurückkehren. Dieses Versprechen haben wir auch eingehalten. Somit sind dann 28 Mann, alle aus meiner Gemeinde, mit ihren Angehörigen mitgefahren.

Die Treckführer waren zwei SS-Männer aus unserer Heimatgemeinde, die damals in Urlaub zuhause waren. Sie konnten uns nicht auf der ganzen Flucht begleiten, da Sie auch zur Einheit mussten. So hat dann unser 2. Bürgermeister die Führung übernommen.

Ich will auch hier vermerken, dass auch einige Traktoren beim Treck waren, die 5-6 Wagen anhengten. Da sie keine Gummibereifung hatten, war bald Schluss mit dem Fahren. Zeit zum Reparieren lassen war auch keine, so musste man die Fahrzeuge am Strassenrand stehenlassen. Die zurückziehende Wehrmacht hat in solchen Fällen Pferde zur Verfügung gestellt. Einige hat man an die anderen Wagen angehängt, damit die Leute fortkommen.

So sind wir dann über Kalocsa nach Dunaföldvár, dort mussten wir über die Donau. Vor der Brücke haben sich so viel Wagen angesammelt, dass man Stunden lang warten musste. Da kam noch zum Unglück Fliegeralarm, das überfahren hat man während der alarm Zeit eingestellt. Ist aber nichts passiert, so dass wir dann nach Stunden langem Warten über die Donau kamen. Jenseits der Donau machten wir in Cece auf einer grossen Wiese eine Pause. Da wir glaubten, in Sicherheit zu sein, da wir doch über der Donau waren, haben wir auf der Wiese übernachtet. – Am nächsten Tag war der 15. Oktober, da wurde uns der Boden heiss unter den Füßen¹. Selbst die Behörde und Gendarmen waren sehr Brutal mit den Flüchtlingen. Auch die Zivilbevölkerung hat sich uns gegenüber feindselig benommen, haben uns geschimpft und alles uns nachgerufen. Zum glück hat alles bald ein Ende genommen.

Da hier der 1. Treck etwa 20 Stunden gerastet hat, ist der 2. Treck, der aus der Heimat am 9.10.44 wekfuhrte, nachgekommen, so dass wir von hier ein Treck bildeten. – Ich möchte auch hier kurz Berichten über die Freundlichkeit und Benehmen des Ungarischen Volkes uns deutschen Flüchtlingen gegenüber. Es war ein langer Wek von meiner Heimatgemeinde bis zur Grenze. Da musste man unzähligema an die Türe klopfen und Bitten, ob man den Wagen in den Hof einstellen darf oder um eine Schlafgelegenheit für Kinder, Alte und Kranken Leute. Es gab bestirnt ganz Anständige und Freundliche Leute dabei, die den Armen Flüchtlingen beigestanden sind, wie es Ihnen nur möglich war. Aber viele haben uns mit schimpf Wörter Empfangen. Als sie sahen die Flüchtlinge ankommen, haben sie die Gassentore abgeschlossen und oftmals vom Brunner/ den Eimer abgenommen, damit wir für die Pferde kein Wasser holen können.

¹ Am 15.10.1944 liess der ungarische Reichsverweser Admiral von Horthy in einer Proklamation an das ungarische Volk über den Rundfunk bekanntgeben, dass er die UdSSR um einen Waffenstillstand gebeten habe. Nach der gewaltsamen Besetzung der Budapéster Königlichen Burg durch SS-Einheiten am nächsten Tag wurde Horthy verhaftet, zum Widerruf seiner Proklamation und zur Abdankung gezwungen (dann nach Deutschland geschafft). Mit einem dadurch ausgelösten, von reichsdeutschen Vertretern in Ungarn seit langem vorbereiteten Staatsstreich kam die Pfeilkreuzlerbewegung zur Macht, ihr Führer Ferencz Szalasi wurde als Ministerpräsident eingesetzt und übernahm dann als «Führer der Nation» auch die Funktion des Staatsoberhauptes. (Eine ausführliche Darstellung dieser Ereignisse gibt C. A. Macartney, A History of Hungary 1929-1945, New York 1957, Bd. II, S. 391 ff.)

So wanderten wir so langsam Richtung Westen, am Plattensee vorbei, über Veszprém. Im Bakonyer Wald wurde halt gemacht. Die Leute hat man in den Ortschaften Notdürftig einkwariert. Wir haben den dortigen Einwohner bei der Feldarbeit viel mitgeholfen. Es war eine arme Gegend, besonders an Pferde und Fuhrwerk war Mangel. Von hier sind viele von den Landsleuten mit der Bahn ins Reich. Das waren Alte und Kranke, auch Mütter mit kleinen Kindern, auch solche, die eine Anschrift hatten von Verwandten oder Bekannten. Auch die oben erwähnte 28 Mann, die in Baja zu ihren Angehörigen kamen, sind von hier zur Einheit zurück.

Nach etwa 25 Tage Rast kam der Befehl zum abfahren Richtung Ödenburg. Die Landsleute waren auf mehrere Ortschaften verteilt, und so kam es, das der ganze Treck am ersten Tag nicht beisammen war, und das war auch so gut. Ein teil von der Kolonne wurde von Tiefflieger angegriffen, und da gab es schwere Verluste: eine Tote, etwa 8 Verwundete, zum teil schwer; 5 Pferde wurden erschossen, auch einige verwundet. Es gab auch Sachschaden, da das Gepäck auf den Wagen sehr durchschossen war. Die Tode wurde beerdigt, die Verwundete hat man in Ärztliche pflege genommen. Nach einer kurzen Zeit sind Sie mit der Bahn nach Schlesien. Die Schwerverwundete musste man ins Krankenhaus einliefern. Der Treck hat sich gesammelt und sind dann geschlossenen Richtung Pápa-Ödenburg, dann über die Grenze.

Die erste Begrüssung von den Deutsch-Österreichern hat uns sehr überrascht. Sie haben uns zugerufen: Was wolt ihr hier; wir brauchen solche Leute nicht; seit Nazi gewesen, deswegen habt ihr gehn müssen! Es war für uns ein schlechter Trost, aber durch die lange Wanderschaft mussten wir doch feststellen, dass unter dem Deutschen Volk auch viele gab, die uns freundlich aufnahmen. Besonders in Schlesien fanden wir sehr gute Leute.

Die Fahrt ging über Wiener Neustadt, Wien, durch die Tschechei. Auf der Reise durch Ungarn und Österreich hat bei Nacht wenigstens eine Person (auch oftmals alle, die zum Wagen gehörten) im Wagen geschlafen, um auf das letzte Hab und Gut aufzupassen. Das war in der Tschechei nicht erlaubt. Die NSV hat alles in deutsche Häuser und Schulen einkwariert. Die Wagen wurden durch die Polizei bewacht. Dies wurde deswegen so Angeordnet, weil in der Tschechei zu selben Zeit die Lage unsicher war, besonders bei Nacht, da gab es öfters Schisserei. – Die Fahrt ging mit Fuhrwerk bis Hohenstadt. Da man hier an das Hochgebirge angelangte, musste man den ganzen Treck in Wagons verladen. Da ja die Pferde von der langen Fahrt schon ziemlich Kaput waren.

Am 17.12.44 sind wir in Hoyerswerda (Schlesien) angekommen; und die Leute hat man in verschiedene Richtungen und Kreise verteilt. Meine Angehörigen und noch viele von den Landsleuten hat man nach Wiednitz (Kreis Hoyerswerda) eingeteilt. Vorerst kamen alle in Lager, wo sie alle von der NSV ferköstigt wurden. Nach 4 Wochen Lagerzeit kam alles in Privatwohnungen, die meisten haben sich die Wohnung selber gesucht. Die Leute waren uns gegenüber sehr freundlich, waren auch sehr beihilflich, wo sie nur konnten. – Die Pferde mussten wir hier abgeben, weil man kein Futter bekam und auch kein Platz für Pferde vorhanden war, da es ein überwiegendes Industrie-Gebiet

war. Die Wagen hat man auch nicht Verkaufen können, so hat man sie einfach stehenlassen müssen.

Ende Feber 1945 kam wieder die Zeit zum abmarsch. Die meisten sind ja ziemlich gut wekkominen. Es gab auch welche, die ihr leztes dort lassen mussten, da man in manchen Ortschaften die Leute nicht Rechtzeitig Verständigt hat. Ein teil kam nach Nieder-Bayern in die nähe Simbach a. Inn, wo dann nachher von Verschiedenen Richtungen noch viele von den Landsleute zugezogen sind. Den anderen teil hat man in Bayern im Kreis Mallersdorf untergebracht. Diese Leute sind alle 1947 in die Umgebung Mannheim und Heidelberg übersiedelt. Es sind auch z. Z. viele Kulaer in Stuttgart und Umgebung und München. Auch viele sind nach Übersee, so auch nach Österreich.

Nr. 22

**Erlebnisbericht des Buchhalters Filip Link aus Torschau (Torża),
Bezirk Kula in der Batschka.**

Original, 6. Mai 1958, 10 Seiten, hschr. (Din A 5).

Die Evakuierung der Gemeinde Torschau am 9. Oktober 1944, der Fluchtweg eines Traktoren-Trecks durch Ungarn und im Bahntransport bis Reichenstein in Schlesien, erneute Flucht vor der Roten Armee Ende März 1945.

Am 9. Oktober 1944, 9 Uhr vormittags Verliesen wir in einer unendlich langen Kolonne unsere so schöne liebe Heimat; wie uns damals gesagt wurde: auf 3 Wochen, da dieses Tereen als Aufmarschgebiet dient. Wir versammelten uns in der Hauptgasse, geordnet, unzählige mit Pferde bespante Wagen zu 2 und 1 Pferden und 6 Traktoren, die je 4-5 Wagen angehängt hatten¹. Nachdem alle Vormalitäten und Vorbereitungen getroffen waren, ertönte laut der Befehl «Aufsitzen!». Der Abmarschbefehl ist das Zeichen das Läuten der 6 Glocken der Ewangelischen und Reformierten Kirchen. Das war das leztamal, dass uns unsere Glocken läuteten; und so Verliesen wir weinenden Herzens unser liebes schönes Torschau. Sie läuteten, so lange wir es hören konnten; auf dem halben Weg zu Kucura hörten wir noch immer läuten. Wir fuhren durch Kucura nach Werbass, dort würden wir vom Deutschen Wehrmachtsskomando dirigiert Richtung Sombor. Am ersten Tag fuhren wir bis Cservenka und übernachteten; am nächsten Tag fuhren wir bis Sombor, dort wurden wir zum erstenmal Nass, übernachteten; und näch-

¹ Nach Aussagen des Martin Deeb aus Torschau bestand der Treck vom 9. Oktober aus insgesamt 120 Fuhrwerken. Einzelne Personen hatten sich schon an den Vortagen den abziehenden deutschen Truppen, weitere sich den vorübergehend in der Gemeinde einquartierten Flüchtlingen aus dem Banat angeschlossen oder den Ort noch mit der Eisenbahn verlassen. (Niederschrift nach der Bandaufnahme eines Gesprächs zur Gemeindegeschicksalsbefragung vom 12. und 13. Nov. 1957.)

sten Tag ging's weiter bis wir nach Baja kamen, dort ging's über die Donau. Wir mussten dort eineinhalb Tage auf die Überfahrt warten; dort erlebten wir die Feuertaufe, indem wir im Fliegerabwehrfeuer in Deckung gehen mussten. Schrittweise konnten wir nur vorwärts fahren bis zur Donau. Wir mussten uns in zwei Teile (Kolonnen) teilen, da die Pferde das Geräusch der Motore nicht vertrugen. Die Kolonne der Traktoren fuhr um 2 Uhr in der Nacht mit der Fähre über die Donau; drüben angelangt, fuhren die Traktore von der Fähre herunter. Unterdessen ist Heinrich Schurr in die Donau gefallen, in der Aufregung, und mit Hilfe Deutscher Soldaten wurde Er gerettet. Nach einer kurzen Rast von einer halben Stunde mussten wir aufbrechen, da der Russe schon über die Theiss vorgestossen war.

Abends, wenn wir in einer Gemeinde angekommen sind, war das erste die Einquartierung, was auch nur mit größter Mühe geschehen konnte, da die Leute meist niemand aufnehmen wollten; mein 7jähriges Engelkind Ernst fragte jedesmal, wenn wir angekommen sind zum übernachten: «Reden die Leute hier Deutsch?», weil die Ungarn meist stur waren. Länger als einen Tag waren wir in Vasvár, Nemesvid und Bonyhád; in Nemesvid waren wir 10 Tage, bis wieder die Strasse frei wurde; dort fasten wir 500 kg Brotmehl und pro Kopf 50 Pengö von der Volksdeutschen Mittelstelle in Marcali. Von dem Mehl lies ich sofort bei einem Bäckermeister Brot backen, und auf mein Verlangen konnten wir das Backen in Geld bezahlen, um dadurch mehr Brot zu bekommen; wir bekamen pro kg Mehl 1,29 kg Brot, was damit uns sehr gedient, da alles hungerte. Das Geld erhielten wir am 14.11.1944 und hatten ein Stand von 107 Personen, also 5'350 Pengö erhalten. Das Geld wurde pro Person aufgeteilt; bis Nemesvid hatten sich mehrere schon von uns getrennt, indem sie in Ungarn bei Verwandten und Bekannten blieben.

Auch hatten wir zwei SS-Soldaten bei uns, die uns immer die Marschbefehle brachten und bei Schwierigkeiten beigestanden sind. Einmal mussten wir über einen sehr hohen Berg, den wir mit unseren Traktoren nicht fahren konnten, und da sorgten die zwei SS, dass wir mit einer Zugmaschine hinaufgezogen wurden.

In Bonya hatten wir zwei Tode zu beklagen, nämlich Martin Göttel sen. und Friedrich Dech, die schon Krank waren und dort gestorben und auch Beerdigt wurden.

Wir fuhren per Traktor bis Sopron (Ödenburg), und aufdrängen, da wir schon kein Triebstoff mehr auftreiben konnten, wurden wir in Sopron einwagoniert; so fuhren wir dann per Bahn bis Glatz, dort wurden wir nach Reichenstein/Schlesien dirigiert. In Reichenstein sind wir am 29. November 1944, abends um 19.30 Uhr angekommen und wurden von Bürgermeister Bosudsky und Gemeindevertreter Ing. Oder Empfangen; Bürgermeister Bosudsky hielt eine in warmen Worten gehaltene Ansprache, hies uns Herzlich Willkommen und Versicherte, dass wir in Ihrer Mitte uns Wohl fühlen werden.

Wir wurden in einer Gastwirtschaft untergebracht und erhielten sofort ein warmes Nachtmahl, was uns nach 2 Monatlichen Entbehrungen auch wirklich Wohl tat, ein warmes Essen. Dort wurde eine gemeinsame Küche errichtet, wo dann unsere Frauen den

Küchendienst übernommen haben, und wie daheim wurde dann gekocht; eine jede Familie hat eingekauft, und die Rechnungen wurden mir übergeben, und ich bekam das Geld von der NSV, und von mir wurde das Geld zurückgezahlt.

Zu Weihnachten hat die Bevölkerung von Reichenstein auf dem Bürgermeisteramt verlangt, dass Sie uns zu Gäste Einladet, jede Familie bestimmte, wieviel Personen sie haben will; und so wurde ich als Treckleiter zu Bürgermeister Bosudsky gerufen, um dort zu sagen, wer wieviel Personen hat, und so wurde dann eingetheilt; eine jede Familie holte sich seine Gäste ab, und Abend um 21 Uhr haben Sie uns dann wieder Zuhause gebracht. Zu Neu-Jahr 1945 wurde ich wieder zu Bürgermeister Bosudsky gerufen, wo man mir mittheilte, dass die Gemeinde Reichenstein uns in Privat Unterkünfte einquartieren will, und da die Bevölkerung sich die Personenzahl selbst bestimmt, möchte ich bei der Einteilung dann sagen, welche Familie die gewünschte anzahl Personen hat; und jede Familie wurde schön Räumlich untergebracht. Die Leute waren sehr Nett zu uns und hatten wirklich ein Warmes Herz zu Vertriebenen Flüchtlingen. Wir waren dort, als gehörten wir zu Ihren Familien.

Am 18. Feber 1945 mussten nachstehende Personen zum Volkssturm Einrücken: Ing. Peter Petschei nach Wien, Filip Bolz, Peter Einz, Peter Hartmann, Theobald Schneider und Filip Link nach Frankenstein. Als wir dort eine kurze Zeit waren, wurde ich zum Kreisamtsleiter gerufen (höchste Stelle des Volkssturms), der mir mittheilte, dass unsere Traktore beschlagnahmt werden zur Fahrbereitschaft des Volkssturms. Das kostete mich anstrengendes Reden und Verteidigen, was aber nicht eingesehen werden sollte. Herr Kreisamtsleiter sagte: «Es muss geschehen, die Fahrbereitschaft benötigt Traktore.» Ich griff zum letzten und sagte: «Mit unseren Traktoren haben Sie wenig gemacht, da Sie nicht Gumibereift sind und nur 25 km pro Tag fahren und das sich nicht bezahlt macht.» Auf das gab Er sie dann frei.

Am 22. März kahn meine Frau nach Frankenstein und sagte mir, dass man in Reichenstein schon Artillerie Schiessen hört und Bürgermeister Bosudsky ihr sagte, das der Russe auf 30 km von Reichenstein ist. – Ich lies mich bei Kreisamtsleiter anmelden, wurde auch Empfangen, theilte Ihm die Situation mit und sagte, dass ich keine Verantwortung weiter tragen kann, da ich hier beim Volkssturm bin, ich habe in meinem Treck Greise und habe aber auch Säuglinge, und die müssen in Sicherheit gebracht werden, zumal die angehörigen an der Front sind. Ich verlangte, dass wir fünf – zu jedem Traktor der Fahrer – so lange beurlaubt werden, bis der Transport in Sicherheit ist. Anfangs wollte er nur zwei beurlauben, auf mein drängen und auf einschreiten seiner Säckretärin – die sagte: «Die müssen gehn!» – erwiderte Er: «Schreiben Sie ihnen die fünf Ur-laubsscheine.» Und so fuhren wir noch am Abend weg nach Reichenstein.

Am nächsten Tag haben wir verladen und wurden Dirigiert nach Korneuburg, dort angekommen im Lager, wo wir uns aber nur 10 Tage aufhalten konnten, das Lager war ein Steingebäude. Am 4. April 1945 mussten wir schon wieder weg, da der Russe schon so nahe war, dass wir bei Tag nicht mehr wegkonnten, erst bei Eintreten der Dunkelheit,

um 20 Uhr, sind wir abgefahren; wir sind bis 4 Uhr früh gefahren, dann eine kurze Rast, Öl tanken, alles nachsehen, und schon ging's weiter. Wir wurden dirigiert nach Kitzbühel (Tirol), wir fuhren über Krems, Berg, Linz, Vöcklabruck, Salzburg.

Als wir von Salzburg weitergefahren sind, wurden wir gewahr, dass wir auf der falschen Strasse, also Richtung München sind, mussten alles auseinander nehmen, jeden Wagen einzeln umkehren und wieder alles anhängen; und während dieser schwierigen Arbeit kam eine feindliche Fliegerstaffel, wir mussten in Deckung gehen und dort an einem Graben uns decken, so gut es ging; wir wurden nicht angegriffen, Reichenhall wurde angegriffen und heftig bombardiert. Bei diesem Fliegerangriff war unser Glück, dass wir diesen falschen Weg gefahren sind, wo wir dann durch diesen auf enthalt, den wir da hatten, dass wir alles umkehren mussten, hatten wir eine Verspätung und waren dann bei dieser Bombardierung von Reichenhall noch auf der Münchner Strasse; hätten wir gleich die richtige Strasse eingeschlagen, so wären wir gerade in Reichenhall zur Zeit der Bombardierung gewesen. Da hat uns Gott unser himmlischer Vater diesen wunderbaren Weg geführt und uns von diesem Übel gerettet.

Als wir dann vor Reichenhall waren zum durchfahren, standen schon Militär Posten und liesen uns nicht hinein, da Reichenhall überall brannte; wir mussten in einem Seitenweg um Reichenhall fahren, so in Richtung Tirol bis zur Grenzstation Melleck. Dort hat man uns gesagt, dass gestern wurde die Grenze gesperrt, und somit durften wir nicht mehr hinüber; wir standen jetzt hier an der Grenze auf der Strasse und überlegten, was jetzt zu tun ist.

Wir übernachteten eine jede Nacht in einem anderen Heischuppen. Einige Tage standen wir da ratlos und wüsten nicht, was wir tun sollen; hier können wir nicht bleiben, wir beschlossen umkehren. Und wieder kehrten wir um und fuhren Richtung Salzburg zurück. Wir sind bis Walsberg gefahren und haben auf der Strasse halt gemacht; hier standen wir auf der Strasse 5-6 Tage und kochten im Strassengraben, wo wir uns Feldöfen machten. Dieser Weg war ein Leidensweg; Und eines Tages hatten wir einen Autounfall, Elisabetha Hartmann wollte die Strasse überqueren zum Kochplatz, und da kam ein Deutscher Hauptmann mit Auto gefahren mit einem Tempo und sties die Frau nieder. Er ist aber sofort stehengeblieben und hat sie nach Salzburg ins Krankenhaus gebracht; und jetzt ist sie Hinkend. Sofort kam die Gendarmerie, und wir mussten von der Strasse; wir bemühten uns um Wohnung, war aber nicht möglich, irgendwo Wohnung aufzutreiben. Ich verhandelte mit dem damaligen Ortsleiter in Wals eine längere Zeit, endlich sagte er mir: «Gedulden sie, in einigen Tagen werden die Militär Bunker frei, und dann können sie dort einziehen.» Und am 2.5.1945 bezogen wir drei Baracken, zwei Bunker und ein Gebäude in Käferheim, wir hatten ein Stand von 106 Personen.

Nr. 23

Erlebnisbericht des Bauern Josef Schneider, ehemals Gemeinderichter (Bürgermeister) in Milititsch (Srpski Miletić), Bezirk Hodschag (Odžaci) in der Batschka.

Original, 7. März 1958, 8 Seiten, hschr.

Vorgänge in Milititsch während der Zeit vom 4. bis 9. Oktober 1944 bei der Evakuierung und Flucht eines Teils der deutschen Bevölkerung vor dem Anmarsch der Roten Armee. – Ereignisse auf dem Treckweg bis nach Niederschlesien und der erneuten Flucht nach Westen Ende Februar 1945.

In aller Früh am 4. Oktober 1944 kam der damalige Ortsleiter Josef Dörner so ziemlich aufgeregt in mein Haus mit den Worten: «Was ist denn los, wer hat den Befehl zum Trommeln gegeben, dass die Zivilverwaltung aufgehoben ist, der Eisenbahnverkehr eingestellt und die Bürger ohne einen Pass über die Grenze gehen können?» «So», sagte ich, «von dem allem weiss ich gar nichts.» Sofort gingen wir zusammen in die Gemeinde, zum Ober-Notar Bela Oswald und fragten ihn, ob er dem Gemeindediener den Auftrag gegeben hat, dies durch Trommelschlag bekannt zu machen. Er sagte: Ja, den Befehl hat er von der ungarischen Regierung, dies sofort verlautbaren zu lassen. In aller Eile gingen wir zum Ortskommandanten Schneider und fragten, ob er auch schon weiss, was der Notar bekannt machen hat lassen. Er sagte nein und hätte diesbezüglich noch keinen Befehl, und ausserdem ist es auch noch nicht so schlimm.

Aber es wurde schlimm. Die Beamten der Gemeinde, Post, Eisenbahn flüchteten; niemand ging mehr seiner Arbeit nach, die Leute standen auf den Gassen herum, alle wollten wissen, was jetzt zu tun und das Richtige wäre. Dazu kam noch, dass unsere Gemeinde schon vollgesteckt mit Militär war: Die Ungarn mit zwei Kompanien, für die wir Tag und Nacht 25 Pferdewagen im Gemeindegasthof in Bereitschaft stellen mussten; die Luftwaffe, die auf der Hutweide, so 2½ km von der Gemeinde, ihre Flugzeuge abgestellt hatte und mit über 400 Mann in der Gemeinde lag (ihr mussten wir auch 20 Pferdefahrzeuge für den Nachschub zur Verfügung stellen); die Waffen-SS mit über 1'000 Mann, eine Wehrmachtsabteilung mit einer Frontleitstelle. Und alle brauchten Fahrzeuge, Unterkunft und Verpflegung. Am 6. Oktober hatte Sturmbannführer Schneider den schriftlichen Befehl an 66 Bürger geben lassen, dass sie mit ihren Pferdewagen Tag und Nacht bereitstehen müssen. So waren fast alle Pferde in Anspruch genommen, zumal mir nur mehr etwa 300 Stück hatten, weil wir in den Jahren 1943 und 1944 viele an die ungarische Militärkommission hatten abgeben müssen.

Am 7. Oktober, gegen Mittag kam der Kleinrichter mit der Aufforderung, ich soll sofort in die Gemeinde kommen. Als ich dort ankam, standen einige Männer beisammen, schimpften recht, weil die Ungarn mit ihren Pferdewagen in nördlicher Richtung losgefahren waren, und fragten mich, mit was sie jetzt wegfahren sollen, wenn wir fortmüssen. Weil ich aber auch nichts ändern konnte, ging ich in das Gerichtszimmer. Gleich hinter mir her kam Adam Stagl, der damals der Getreideankäufer für die «Futura» war,

mit einem Wehrmachts-Hauptmann in das Zimmer; der Hauptmann sagte gleich zu mir: «Herr Schneider, ich habe den Auftrag, ab sofort aus ihrer Gemeinde hundert Waggon Weizen zu verladen, und zwar müssen sie diesen innerhalb von 3 Tagen an die Schiffstation Gombos bringen, denn ich stehe dort mit 30 Kähnen, und die müssen so schnell wie möglich von den umliegenden Gemeinden geladen werden; und da müssen Sie, mir behilflich sein.» So sagte ich: «Das ist unmöglich; 1. sind die Männer von 17-50 Jahren alle zum Militärdienst eingezogen; 2. haben wir keine Pferde und 3. keine Eisenbahn mehr; da hätten Sie drei Wochen früher kommen müssen.» Er sagte, das war aus technischen Gründen unmöglich, und wenn der Weizen nicht geliefert [wird], macht er mich verantwortlich, wenn er dem Russen in die Hände fällt, und ging zur Tür hinaus.

Darauf ging ich zum Ortskommandanten und erzählte ihm den Vorfall von den Ungarn und von dem Hauptmann und bat ihn, ob es ihm nicht möglich wäre, die Pferde freizugeben, zumal auch jede Minute ein Befehl von der Volksgruppenführung zu erwarten ist, dass die Bevölkerung flüchten soll. Ganz aufgeregt sagte er zu mir, ob ich denn überhaupt noch weiss, wo wir sind. Ich sagte: «In Ungarn.» «Na», sagte er, «was wollen Sie dann! Zuerst kommen die Ungarn, dann die Waffen-SS und die Wehrmacht. Sie müssen wissen, wir liegen im Frontbereich. Und wenn dann noch was bleibt, können Sie es nehmen für Ihre Zivilbevölkerung.» Damit war ich abgefertigt.

Inzwischen hatte sich die Kirchengasse überfüllt mit Auswanderern aus dem Banat, der unteren Batschka, mit abziehendem Militär; und alle wollten Nachtquartier, weil es schon gegen Abend war. Ich sagte der Polizei, dem Gemeindediener und dem Feldhüter, dass sie die Leute unterbringen und nicht lange fragen, sondern hinein, wo es geht. Aber leider wurden es immer mehr, so dass wir diese Nacht 300-400 Wagen hatten. Als es aber schon dunkel war, ging ich heim und nahm eine Fahrerkolonne mit 10 Lastkraftwagen zu mir, mit über 40 Mann, die bei mir und meinen Nachbarn übernachteten. Um 20 Uhr nach dem Wehrmachtsbericht sagte mit der Major Kälbli: «Herr Schneider, machen Sie sich reisefertig. Morgen früh um 6 Uhr, das ist der 8. Oktober, fahren wir weg und nehmen Sie mit ihrer Familie mit; ansonsten ist es leicht möglich, dass Sie nicht mehr rechtzeitig fortkommen.» Ich sagte, wir warten den Befehl der Volksgruppenführung ab, und wir gingen ins Bett.

Aber in der Früh um ½ 5 Uhr wurden wir vom Feldhüter Nikolaus Becker geweckt. Er sagte, ich möge sofort in das Gemeindehaus kommen. Dort warteten der Ortsleiter und der Notar auf mich; sie sagten, dass der Kreisleiter telefoniert hatte, die Bevölkerung sei sofort zu verständigen, sie solle zusammenpacken und um 9 Uhr in Kolonnen abfahren. Die Kleinrichter hatten es sofort an vier Ecken bekanntgemacht. Als ich nach Hause kam, war der Major mit seinen Leuten schon am Verladen und sagte mir, dass er erst gegen 10 Uhr wegfährt und soviel auf seinen Wagen Platz haben von der Nachbarschaft mitnimmt. So ist er mit 10 Familien, darunter auch meine, gegen 10 Uhr vormittags weggefahren. Der Ortsleiter war schon etwas früher mit einer kleinen Wagenkolonne losgefahren. Gegen Mittag ist auch mein Wagen mit drei Familien (Peter Schuy, Jakob Lauber, Michael Schmidt) losgefahren.

Trotz des schönen Wetters, das an diesem Sonntag war, war es im Dorfe doch so trübselig und unerfreulich wie noch nie zuvor. Die einen glaubten, jetzt mal recht loschimpfen zu müssen, um die, die flüchten wollten, zurückzuhalten; die aber gehen wollten waren aufgeregter und nervös, weil keine Fahrzeuge zur Verfügung standen; viele weinten und fragten, wie sie ihre kranke Mutter oder ihren Vater mitnehmen sollen. Und so wurde den ganzen Tag, bis in die Nacht hinein, geschimpft, geklagt und gejammert. Gegen 20 Uhr ging ich nach Hause. Da standen in meinem Hof 9 Flüchtlingswagen, und alle Zimmer waren voll mit Leuten, der Radio spielte, der Tisch stand voll mit Weinflaschen. Als ich dann sagte, ich wäre der Hausherr, hat man mir auch Platz gemacht und mir gleich Paprikasch zum Essen gebracht. Weil sie schon um 15 Uhr im Hof gewesen waren, hatten sie einige Hühner geschlachtet, gekocht und Brot gebacken, die Kühe gemolken und sich mal erholt von ihrem ersten Schrecken, den sie in Perlas in ihrer Heimat erlebt hatten. Aber auch einige Militärs haben sich in meinem Hausgang angesammelt, mit ihren gepackten Koffern, und warteten die ganze Nacht. Sie wollten unbedingt fort und glaubten, hier vielleicht doch eher mitzukommen, als wenn sie zu Hause warteten; aber leider hatten sie kein Glück.

Am 9. Oktober, in der Früh gegen 6 Uhr fuhren die Perlaser los; so bin ich dann gleich wieder zum Ortskommandanten. Vor seinem Fenster wurde ich aufgehalten von Männern, die mich um Rat fragten, so machte er sein Fenster auf und sagte mir in einem militärischen Ton, ob ich denn Zeit habe, mich zu unterhalten, ich soll so schnell wie möglich die Zivilbevölkerung aus der Gemeinde schaffen, es muss sofort geräumt werden. So sagte ich ihm, es ist unmöglich, wenn wir keine Pferde bekommen. Na, sagte er, gut, er wird mal schauen; wenn noch von irgendwo Pferde zu haben sind, wird er mich verständigen. Darauf ging ich in das Gemeindehaus und sagte zu dem Kleinrichter, er solle sofort trommeln: Wer flüchten will, soll in zwei Stunden mit seinem Gepäck in die Kirchengasse kommen. Bis am Mittag stand die Strasse voll mit Leuten, die darauf warteten, von den zurückziehenden Truppen oder irgend jemanden mitgenommen zu werden.

Gegen 13 Uhr kam Hans Krewenka in das Gemeindehaus und sagte: «Komm mit, an der Fleischhacker Res-Bäsl ihrem Eck wartet der Sturmbannführer mit seinen Offizieren auf Dich.» Dort angekommen, sagte er zu mir: «Sehen Sie diese Pferdewagen; diese übernehmen Sie und schaffen die Bevölkerung auf dem schnellsten Wege heraus.» Sofort holte ich mir den Polizeiführer Paul Merkl, damit alles in Ordnung vor sich geht. Zuerst wollten wir nur 20 Wagen vorfahren lassen und nachher die nächsten und so weiter; aber leider war es unmöglich, denn die Leute stürzten sich auf die Wagen und wollten den Kutschern befehlen: Du fährst zu mir in die Mostongagasse, du zu mir in die Neugasse. Weil es aber fast lauter Serben waren, die Kutscher, so konnten wir dies auf keinen Fall dulden; und es wurden die aufgeladen, die schon seit Stunden mit ihrem Gepäck dort warteten. Aber die einen warfen ihr Zeug hinauf, die andern wieder herunter, weil sie ja den Wagen für sich allein wollten. Die andern wollten gleich wieder einzeln losfahren, so musste ich bei der Mühle Polizei aufstellen, damit keine früher wegfahren. So konnten wir bis gegen 16 Uhr 85 Wagen laden.

Als dann die ganze Wagenkolonne aufgestellt war, kam Heinrich Seider zu mir und fragte, ob ich die Führung übernehme. Ich sagte ihm, dass ich noch hierbleibe und die Führung sollen doch er, Lennert Valtin, Brislinger Valtin und Limberger Josef übernehmen und aufpassen, dass den Frauen und Kindern nichts passiert. Sie sagten: Ja, das machen wir, aber nur dann, wenn wir die Waffen der Polizei bekommen. Ich sagte: Das geht auf keinen Fall, weil die Polizei noch hierbleiben muss. Sie aber: Ohne Waffen fahren sie nicht aus der Gemeinde, weil man doch diesen Kutschern nicht trauen kann. – So kam mir ein Gedanke, dass wir vier Revolver haben von den Feldhütern; ich sagte dem Polizeiführer, er soll sie ihnen geben. Als sie die Revolver hatten, sind sie mit dem grössten Treck, der am 9. Oktober, um 4 Uhr Nachmittag unsere Gemeinde verlassen hat, in nördlicher Richtung abgefahren. – Da ich seit dieser Zeit noch keinen von diesen vier Mann, die die Treckführung waren, getroffen habe, so weiss ich auch nicht, wie es ihnen bis Deutschland gegangen ist¹.

¹ Ein Erlebnisbericht über diesen Treck befindet sich bisher auch nicht in der Dokumentensammlung. – Die Ereignisse auf dem Fluchtweg des Trecks, der bereits am Vortage aufgebrochen war, schildert der Lehrer Josef Zundl aus Milititsch folgendermassen: «Am 8. Oktober kam der Aufruf zur Abfahrt, denn die Russen kamen jeden Tag näher, und die Partisanen liessen sich auch schon bald hier, bald dort sehen. Zögernd nur kamen einige Wagen angefahren, insgesamt waren es nur 20, die losgefahren sind. Nach und nach kamen andere Wagen dazu, so dass der Treck auf 100 Wagen anstieg. Die Fahrt ging über Sombor, Baja, Kolocsa bis Dunaföldvár längs der Donau. Bei Donaföldvár fuhren wir über die Donaubrücke, und dann ging es weiter gegen Westen. Inzwischen sind wir an andere Trecks aus der Batschka gestossen, und auf der Strasse bewegte sich eine endlose Kolonne von Flüchtenden aus der Batschka und aus dem Banat. Täglich machten wir 70-80 km. Zu Mittag wurde gerastet und gegessen, abends suchten wir einen guten Platz für das Nachtlager. Nie waren wir in Dörfern über die Nacht, sondern im Freien ausserhalb der Gemeinden. Lebensmittel baten wir auf den Wagen genügend noch aus der Heimat. Abends sah man überall Feuer aufflackern, und es wurde eifrig gekocht. In der Früh ging es dann wieder weiter ins Ungewisse, denn wohin wir ziehen, wusste von uns niemand. Einige Pferde sind uns ausgefallen, diese wurden entweder durch gekaufte ersetzt oder es ging einspännig weiter. Unterwegs gingen Männer und Frauen meistens zu Fuss neben dem Wagen, und nur die Kinder blieben auf dem Wagen, so wurde es den Pferden leichter gemacht. Oft mussten wir stundenlang stehen, weil die Strasse verstopft war. Nebst allen Entbehrungen hatten wir Glück, dass das Wetter schön war, geregnet hat es bisher nicht. So kamen wir am 30. Oktober in dem westungarischen Dorf Túskevar an.

Hier und in den umliegenden Dörfern hatten wir eine grosse Rast von 14 Tagen. Die Bevölkerung empfing uns sehr unfreundlich, nur wenige hatten ein Zimmer bekommen, die meisten unserer Leute mussten auf ihrem Wagen hausen, und es war ein Glück, wenn sie mit dem Wagen in eine offene Scheune fahren konnten, obzwar unsere Leute der Bevölkerung mit ihrem Gespann beim Maiseinfahren und Ackern behilflich waren. Dazu regnete es noch fast jeden Tag. An Menschenleben hatten wir bisher 3 Tote zu beklagen, zwei Erwachsene und ein Kind. In Túskevar hatten sich noch 20 Wagen aus der Heimat angeschlossen, so dass unser Treck 120 Wagen zählte, mit insgesamt 860 Personen.

Am 13. November kam der Befehl zum Weiterfahren; rasch wurde das ganze Hab und Gut auf den Wagen geladen, und der Treck setzte sich wieder gegen Westen in Bewegung. Nach vier Tagen kamen wir in Ödenburg (Sopron) an, und am 17. November überschritten wir die österreichische Grenze bei Klingelbach. Wieder ging es weiter nach Westen über Günseldorf, Wilhelmsburg, St. Gorgen, St. Pölten und Kappeln. Hier starb am 22. November Lemli Franz. Den

Am selben Abend noch, als es dunkel war, ist auch die Waffen-SS in Richtung Sombor in aller Stille abgezogen. Weil auch ich diesem Truppenteil zugeteilt war, bin ich um 20 Uhr mit SS-Hauptsturmführer Wiederkehr, der auf dem letzten Wagen war, aus Milititsch hinausgefahren. Als wir aber am nächsten Morgen in Bezdán halt machten und dort einige Tage verweilten, kamen noch immer einige Nachzügler aus unserer Gemeinde, mit denen ich immer wieder gesprochen habe. Die sagten, dass noch alles ruhig ist. Am 12. Oktober kamen die letzten vorbei. – Was nachher geschah, ist nur von jenen zu erfahren, die zu Hause geblieben sind².

nächsten Tag ging es weiter über Stockerau, Korneuburg, Wölkersdorf, Erdberg, und so kamen wir am 27. November in Nikolsburg an. Da wir jetzt schon grosse Verluste an Pferden hatten, mussten wir einen Tag Rast halten. Manche haben Pferde vertauscht und da auch viele Wagen unbrauchbar wurden, mussten viele unserer Leute mit der Eisenbahn von hier nach Schlesien weiterbefördert werden. Schon am nächsten Tag setzte sich der arg zusammengeschmolzene Treck wieder in Bewegung. Bei Latz überschritten wir die tschechische Grenze und kamen am 28. November mit 75 Wagen nach Modřitz. Von hier aus ging unsere Fahrt nördlich ... Am 2. Dezember überschritten wir die schlesische Grenze bei Müglitz. Weiter ging es nordwärts ... und am 9. Dezember kamen wir, durchgefroren und müde, mit 70 Wagen in Waldenburg an. Fünf Wagen gingen uns wieder verloren. In Waldenburg und Umgegend wurden unsere Leute in Lagern verteilt. Alles war froh, endlich ausruhen zu können und einen warmen Ort zu haben. Die Freude dauerte aber nicht lange. Schon am 14. Februar kam ein Marschbefehl, weil die Russen sich näherten, und wir fuhren wieder zurück in die Tschechei. ... und am 17. Februar kam der Treck, der nur noch 40 Wagen zählte, in Königgrätz an. Schon den nächsten Tag fuhren wir weiter über ... Kolin ... , Beneschau ... , Tabor ... , Budweis ... , Krumau ... und kamen am 1. März 1945 in Hohenfurth an. Diese Fahrt, die 14 Tage lang dauerte, war die schrecklichste, denn es herrschte grimmige Kälte; Leute und Pferde waren durchgefroren und völlig erschöpft. Unser Häuflein zählte noch 300 Personen, die ihr Schicksal in der Umgegend von Hohenfurth erwarteten. Damit fand die Wanderung ein Ende; es war ein Weg von ungefähr 2'000 km, den wir mit Ross und Wagen zurücklegten.» Anschliessend erwähnt der Vf. noch, dass sich gleich nach der Kapitulation Deutschlands 200 Personen mit 32 Wagen auf den Weg in die Heimat nach Jugoslawien machten, von denen einige in Ungarn blieben, die übrigen die jugoslawische Grenze überschritten, dort interniert wurden und das Schicksal der Deutschen in den jugoslawischen Lagern erleiden mussten. (Erlebnisbericht; Original, 28. Oktober 1958, 6 Seiten, hschr.)

² Bei der amtlichen jugoslawischen Volkszählung im Jahre 1931 wurden in Milititsch von 3'824 Einwohnern 3'648 als Deutsche gezählt. – Nach Übernahme der Gemeindeverwaltung durch die Partisanen befanden sich bei einer Zählung im November 1944 noch 1'374 Personen in ihrem Heimatort. In den Aufzeichnungen des J. W., der in Milititsch zurückblieb und über seine Beobachtungen und Erlebnisse bald tagebuchartige Notizen anfertigte, heisst es: «Nicht eingerechnet die ungarischen Beamten und Angestellten, die auch die Gemeinde verliessen, sind also 2444 Seelen aus 845 Haus ausgewandert.» Von den noch im November 1944 anwesenden Personen dürften ca. 1'200 Deutsche gewesen sein. Über ihr Schicksal s. Bericht Nr. 59, Anm. 6.

Nr. 24

Bericht des Lehrers J. H. aus Apatin in der Batschka.

Original, 13. April 1958, 29 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Organisatorische und technische Voraussetzungen der Evakuierung Apatins, Gründe für die fehlende Bereitschaft zur Flucht und den Entschluss der Mehrheit der Bevölkerung zum Bleiben.

In den ersten Abschnitten seines Berichtes behandelt der Vfs. die wirtschaftliche, politische und kulturelle Entwicklung der deutschen Grossgemeinde Apatin im alten jugoslawischen Staat seit Ende des Ersten Weltkrieges und unter ungarischer Verwaltung seit 1941; er berichtet dann über die Waffen-SS-Aktionen 1942-44¹, die Lage der nichtdeutschen Bevölkerung, über die Hilfs- und Sozialleistungen der deutschen Volksgruppe und über die Ernährungsverhältnisse vor der Besetzung durch die Rote Armee,

Im September 1944 wurde der Stab eines Luftwaffenkommandos, das sich, von Griechenland kommend, nordwärts absetzte, in Apatin stationiert.

Durch den Einbruch der Russen ins Banat entstand für das Gebiet und für die Bevölkerung eine äusserst bedrohliche Lage. Obwohl die Gemusterten aus der dritten SS-(Pflicht-)Aktion beschleunigt einberufen wurden², war es angesichts der geringen vorhandenen kampffähigen Truppen klar – die ungarischen Truppen konnten den Russen ohnehin keinen nennenswerten Widerstand entgegensetzen –, dass das Gebiet in der Batschka militärisch nicht verteidigt werden kann. Die einberufenen Volksdeutschen wurden ohne Ausbildung, ohne ausreichende Waffen, ja vielfach in Zivilkleidern in den Kampf geworfen. Sie haben um ihre Heimat tapfer und heldenhaft gekämpft und einen hohen Blutzoll entrichtet.

Die Gefahr für die Bevölkerung, für die Soldatenfrauen, -mütter und -kinder, für die Alten war riesengross; sie mussten evakuiert werden. Was taten der ungarische Staat, das deutsche Oberkommando, die VOMI? Der Staat und dessen Vertreter glaubten nicht mehr an einen deutschen Sieg, sie schrieben die Batschka wieder ab und waren bemüht, sich und ihre Habe in Sicherheit zu bringen. Das deutsche Oberkommando in Budapest befürchtete eine Schwenkung der Ungarn, es musste sich mühen, die Ungarn bei der Stange zu halten und diesen die Bereitschaft und die Fähigkeit des Reiches beweisen, die Russen wieder zurückzuschlagen. Eine Evakuierung der Deutschen aus der Batschka aber wäre eine schlechte Stütze dieses Beweises gewesen, sie musste daher unterbleiben. Obergruppenführer Lorenz, Leiter der VOMI, der im Lande herumreiste (und in Sombor von Dr. Janko einiges zu hören bekam), blies ins gleiche Horn. Er wollte von einer Evakuierung der Deutschen und von einer Aufnahme derselben in das Reich nichts wissen. Er beschwichtigte den Volksbund und tat zunächst nichts. Es bleibt unverzeihlich, dass sich Herr Lorenz einer Aufnahme in das Reich widersetzte und eine Evakuierung nicht

¹ Teilabdruck unter Nr. 8.

² s. den unter Nr. 8 abgedruckten Teil des Berichtes.

geplant und vorbereitet hatte. – Ich las später in den Akten des VDA-Gauverbandes Gablonz/N in einem Bericht ein Telegramm an die VOMI oder an Herrn Lorenz vom 10. oder 12. Oktober 1944: «Reichsführer-SS wünscht, dass Volksdeutsche aus der Batschka in das Reich aufgenommen werden³.»

Der Apatiner Volksbund musste zur Selbsthilfe greifen und tat, was er konnte. Zunächst wurden mit Hilfe des deutschen Luftwaffenkommandos die Plätten und die kleinen Motorschiffe der Apatiner (etwa 20 Fahrzeuge) vor dem Zugriff der Ungarn gesichert. Danach wurden sieben grosse eiserne Schlepper der Apatiner Schiffsbesitzer zusammgezogen, der Bau des in einem Seitenarm liegenden grossen neuen Motorschiffs der Firma Braun und Piry soweit vorangetrieben, dass es in wenigen Stunden in Fahrbereitschaft gesetzt werden konnte, und 300 hl Rohöl bereitgestellt.

Es war verhängnisvoll, dass kein Evakuierungsziel bekanntgegeben werden konnte; eine Flucht auszulösen und die Leute in ein ungewisses Schicksal zu stürzen, wagte niemand. Obwohl Aufregung und Besorgnis wuchsen, herrschte noch Ruhe und Ordnung. Wertvollste Zeit musste in Untätigkeit verstreichen, bis schliesslich der Staat am 6. Oktober die Evakuierung der Batschka anordnete; die Gebietsleitung des Volksbundes schloss sich an und forderte die Leute zur Evakuierung auf. Ein Evakuierungsbefehl konnte aber noch immer nicht bekanntgegeben werden. «Über die Donau, nach Westungarn», so mussten die beschwörenden und bestürmenden Fragen beantwortet werden.

Die Donau war vermint, die Schifffahrt äusserst gefährdet, der Wasserweg lang, die Zeit kurz, denn die Russen zogen starke Kräfte an der Theiss zusammen. Dazu kam, dass in diesen Tagen Honsaks, eines Apatiners Motorschiff auf eine Mine aufgelaufen und gesunken war. Holzschiffe (Plätten) waren sicher, aber klein und der starken Strömung im Oberlauf der Donau nicht gewachsen. Es blieb nur der Landweg. Die Leute sollten samt Fuhrwerken und auch zu Fuss über die Donau gesetzt werden, wo sie in Vörösmart Eisenbahn und Steinstrasse erreichen würden. Das Apatin gegenüberliegende Ufer war ein mit Auswäldern und Schilf bestandenes, von vielen grossen Wasserarmen durchzogenes Überschwemmungsgelände (4 km), das es zu durchqueren galt, wobei die Zu- und Abfahrt auf dem Donaudamm von Apatin und nach Vörösmart (12 km) als gut bezeichnet werden konnte. Mit den eisernen Schleppern sollten Lebensmittel und Gepäck womöglich bis nach Deutschland befördert werden.

Apatin besass keine Fähre, die bei Bezdán und Mohács waren wohl dem Alltagsverkehr, keineswegs aber einem Massenandrang von tausenden Fuhrwerken gewachsen. Es mussten daher zuerst Fähren gebaut werden, wie sie an dieser Stelle der Donau noch niemals eingesetzt waren. Der Schoppermeister (Holzschiffbau) Johann Buxbaum übernahm den Bau. Zwei Plätten von je 200 t wurden mit vielen massigen Querbalken verbunden und diese mit einem starken Flachboden überdeckt und dessen Rand mit starkem

³ d.h. dass die Flüchtlinge aus der Batschka nicht auf ungarischem Gebiet bleiben, sondern in Gebiete des damaligen Deutschen Reiches weitergeleitet werden sollen.

Geländer versehen; auf diese Weise entstand eine ebene Ladefläche von 340 qm; vier solcher Fähren wurden gebaut. Damit die Pferde bei der Ein- und Ausfahrt nicht scheuen und die Überfahrt verzögern, wurden aus zwei weiteren Plätten zwei Anlegebrücken gebaut, die an den Ufern mit Stegen befestigt wurden, so dass die Wagen auf ebener Fläche glatt ein- und ausfahren konnten. Die Motorschiffe, die die Plätten ziehen sollten, standen ebenfalls bereit. Das Holz zu den Querbalken» (starke Baumstämme) wurde von dem bei Sombor liegenden Flugplatz mit Landschleppern herbeigeschafft. Damit die Balken vierkant geschnitten werden konnten, musste vorerst das am Ufer liegende grosse Sägewerk, das schon jahrelang stilllag, repariert und angetrieben werden. Das viele Abdeck- und Geländeholz wurde von den Apatiner Holzhandlungen und der Möbelfabrik bereitwilligst zur Verfügung gestellt. Zur Gepäckbeförderung von Apatin nach Vörösmart sollte ein Fahrzeug-Pendeldienst eingerichtet werden. Damit die Durchschleusung durch Vörösmart reibungslos vor sich gehe, wurde eine Platte mit Lebensmitteln, Medikamenten, Geschirr, mit den Matratzen und Decken des Erziehungsheimes ausgerüstet und mit einem Vorkommando und mit Hilfspersonal nach Vörösmart geschickt, eine Durchgangsstation zu errichten.

Es wurde fieberhaft gearbeitet, fast Tag und Nacht, und die materiellen und organisatorischen Voraussetzungen der Evakuierung Apatins und Szentiváns geschaffen, die psychologischen und moralischen konnten nicht mehr geschaffen werden: die Bevölkerung folgte dem Aufruf des Volksbundes nicht mehr; nur wenig Fahrzeuge fuhren bei Apatin über die neuen Fähren.

Als wesentlichster Grund muss das Fehlen eines klaren Evakuierungsziels genannt werden. «Zunächst über die Donau, in die Baranja, nach Westungarn», das reichte nicht; das erwartete und mit Berechtigung erhoffte Ziel, nach Deutschland, wagte der Volksbund nicht auszusprechen und konnte es auch nicht, nachdem ihm die Hintergründe bekannt waren. Was sollte man über der Donau, wenn man nicht in das Reich aufgenommen werde! Sollte man nachher, wenn die Russen Ungarn überrannt hätten, in die inzwischen ausgeplünderten, zerstörten Häuser zurückkehren; dann könne man ohnehin bleiben, wo man sei! Das Vertrauen zu Deutschland war nach dem, was am 20. März und danach geschehen war (Fahndung nach Entlaufenen durch Sonderkommandos)⁴, tief erschüttert. Die Rede vieler Soldaten, was man in Deutschland wolle, dieses könne die Flüchtlinge nicht ernähren, die Ausgebombten nicht unterbringen und die Flüchtlinge auch nicht, verfehlte nicht ihre Wirkung.

Man fühlte und wusste, dass eine Massenflucht unmöglich sei, wenn sie nicht vom Staat organisiert und gefördert werde. Was sollte man in Ungarn, wenn das Gebiet doch wieder an Jugoslawien falle; wolle man nachher abgeschoben werden? Was sollte man in Ungarn, wenn man deren Freund nicht war. Man habe nichts verbrochen, den Serben sei kein Leid geschehen, und die Russen seien auch Menschen, man müsse diese nur gut

⁴ Gemeint ist die Zwangsaushebung von Volksdeutschen, die sich bisher nicht freiwillig gemeldet hatten, zum Dienst in der Waffen-SS (s. den unter Nr. 8 abgedruckten Teil des Berichtes).

bewirten und ihnen gut kochen – worauf man sich ja mit den Reichsdeutschen aufs Beste vorgeübt hatte –, dann werde die Zeit auch vorübergehen. Man hätte in Deutschland nur Interesse an unseren Kindern, an unseren Männern und an unserem Wohlstand, an uns keines! Man wusste und fühlte, dass man sich in der Heimat noch lange halten und versorgen könne, dass man aber alsbald hilflos ist, wenn man diese verlasse. Dazu kam die Dreiteilung Apatins⁵, und in dieser Notzeit wäre Einheit nötiger gewesen denn je. Eines bestärkte das andere, eines lehnte sich an das andere, und man blieb.

Von grosser Bedeutung war auch, dass die Evakuierung nicht anschliessend an deren Bekanntgabe in Gang gesetzt werden konnte. Die Apatiner Bevölkerung konnte unmöglich in Trecks evakuiert werden, denn sie bestand nur zu einem Drittel aus Bauern. Der Apatiner Volksbund hatte sich noch in der Nacht nach der Bekanntgabe in Sombor vergebens um Hilfe bemüht, den Frühzug anzuhalten, mit ihm sollten Kinder evakuiert werden. Sie wurde für später in Aussicht gestellt; es war der letzte Zug. Wäre der Kindertransport abgegangen, dann wäre die Evakuierung in Gang gekommen.

Nicht unwesentlich war, dass die Männer der dritten SS-Aktion wenige Tage vor der Evakuierung einberufen wurden. Frauen sind unentschlossen und der Hilfe bedürftig. Die vordringlichste Aufgabe dieser Männer wäre gewesen, ihre Familien in Sicherheit zu bringen, die Heimat konnten sie, waffenlos und unausgebildet, ohnehin nicht verteidigen.

Schliesslich muss auch das völlige Versagen des ungarischen Staates genannt werden. Seinen Vertretern lag an der Evakuierung der Deutschen nichts. Das Telephon war für Privatleute, für den Volksbund, ja sogar für deutsche Kommandos gesperrt; die Eisenbahn wurde zurückgezogen, statt dass sie verstärkt in den Dienst gestellt worden wäre, und dies, obwohl sie noch tagelang hätte verkehren können. Ein staatlicher Evakuierungsplan wurde nicht bekanntgegeben, obwohl ein solcher bestand. Fahrzeuge des Staates waren nicht zu sehen. Gendarmerie und Flusswacht, welche die Bevölkerung in Friedenszeiten bedrängt hatten, waren mit sich selbst beschäftigt. Das Gebiet war abgeschrieben. Wichtig war die eigene Sicherheit und die Evakuierung der Gemeindekasse. Der Oberstuhlrichter (Landrat) konnte sich und seine Habe nur mit Hilfe eines deutschen Kommandos und auf einem deutschen Wagen in Sicherheit bringen.

Von Apatin waren nicht viele geflüchtet, [nur] Einzelne, welche die sich bietende Gelegenheit wahrgenommen hatten, mit deutschen Truppen, mit einzelnen Kommandos, mit dem Stab der Luftwaffe, auf Schnellbooten [wegzukommen]. Der überwiegende Teil der Bevölkerung blieb, er liess sich auch später nicht durch einen volksdeutschen SS-Offizier (Valentin Bech) zur Evakuierung bewegen, er blieb und ging seinem schweren Schicksal entgegen⁶.

⁵ Die Mitglieder des Deutschen Volksbundes, die ausgeschiedenen Volksdeutschen und die Madjaronen und Madjaren.

⁶ s. die unter Nr. 41 ff. abgedruckten Berichte, insbesondere Nr. 59 mit Anm. 3.

Die Russen hatten bei Bečej einen Brückenkopf gebildet und über die Theiss eine Unterwasserbrücke geschlagen, die am 10. Oktober fertig war (Luftaufnahme). Der Vorstoss quer durch die Batschka stand bevor. Der Volksbund beschwor noch in letzter Stunde die Bevölkerung zur Evakuierung. Vergebens. Er vernichtete die Kartei und die Akten, auch alle Aufnahmen, verteilte das vorhandene Geld an die Soldatenfrauen und löste sich auf (11. Oktober 1944).

Der Landrat verliess am 11. Oktober 1944 Apatin und setzte somit der ungarischen Herrschaft ein Ende.

SS-Untersturmführer Sepp Mayer, ein Apatiner, der mit etwa 70 Apatiner Urlaubern im Einvernehmen des deutschen Kommandos eine Kampfeinheit gebildet hatte, übernahm den Schutz und die Sicherung der Ordnung. Er konnte durch den Volksbund vom Plan einer gewaltsamen Evakuierung, der Zerstörung von Betriebseinrichtungen und von Racheakten abgehalten werden. – Abgesehen von den Ausschreitungen am 20. März und der Fahndung nach flüchtigen SS-Zwangseinberufenen und ihrer Zwangsverschleppung wurde in Apatin keinem Menschen ein Haar gekrümmt, von Seiten des Volksbundes nicht und von Seiten der deutschen Truppen und Kommandos auch nicht. Auch die Serben blieben verschont; in Apatin gab es keine Partisanenutätigkeit.

... Die Russen stiessen bei Senta in die Batschka, überquerten bei Apatin die Donau und bildeten einen Brückenkopf, um den schwere Kämpfe entbrannten.

Was geschah mit den vier grossen Fähren und den Anlegebrücken? Sie wurden, nachdem sie für die Apatiner nicht erforderlich waren, nach Mohács abgeschleppt und eingesetzt. Die Strassen waren von den endlosen Trecks der Volksdeutschen aus der Batschka verstopft und die kleine Mohács-er Fähre ausserstande, den Andrang zu bewältigen. Erst als die Apatiner Fähren eingesetzt waren, kamen die Trecks wieder in Gang. So dienten die Fähren schliesslich, wenn auch nicht den Apatinern, so doch der Evakuierung, für die sie gebaut wurden. Ihr Einsatz bewahrte tausende flüchtige Deutsche der Batschka vor russischem Zugriff.

Nr. 25

Erlebnisbericht der Bäuerin E. L. aus Garčin, Bezirk SlavonSKI Brod in Slawonien.
Original, 17. März 1958, 14 Seiten, hschr. Teilabdruck.

Die Evakuierung deutscher Einwohner aus den Partisanengebieten Mittel- und Westslawoniens im Jahre 1943/44 nach Syrmien, die weitere Evakuierung und Flucht vor dem Anmarsch der Roten Armee im Oktober 1944.

Die Vfn. beginnt ihren Bericht mit der Schilderung der Drangsale unter den wechselseitigen Repressalien von Partisanen- und Militärbesatzung während der Partisanenkämpfe in ihrem Heimatgebiet seit Anfang 1942 und berichtet weiter:

So ist es auch am 9. September 1944 gewesen. Das Deutsche Milliter ist am Tag abgezogen, und am Abend sind die Partisaner eingerückt, mit allen Waffengatungeu bewafnet, und wie die Ameisen sind sie herbeigeströmt. Alle Häuser haben aufmachen müssen und einspannen und auf Befehl warten.

Das fünfte Haus von uns war die Schandarmeri-Kaserne und wisawi das Gemeiudehausz und eine Alte Milliterkaserne. Bei den Schandaren waren 20 Mann und in der Milliterkaserne 7 Mann Ustaša, die waren alle gut versorgt mit Munition. Da haben die Partisaner den Kampf eröffnet und die Schandarmen gefangen genommen (3 Mann sind entkommen), dann haben sie die Kaserne in die Luft gesprengt. Dann wolten sie auch die Ustascha-Kaserne in die Luft sprengen, aber die waren im oberen Stok und haben so gekämpft von 10 Uhr Abend bis 4 Uhr früh; aber es ist ihnen nicht gelungen, die Ustascha zu überwältigen. Gegen Tag mussten sie dann apziehen mit einer menge Toten. Das ganze Dorf hat müssen fahren, die Kroaten mussten Tote und Verwundete wegfahren.

Bei den Deutschen haben sie Geplindert, und was ihnen gefallen hat, haben sie aufgeladen und mitgenommen. So haben sie bei uns selbst drei fette Schweine aufgeladen, die schönste Kuh aus dem Stall hinter dem Wagen angebunden; dann habe ich sie müssen in die Zimmer führen, dort haben sie den Radio und ein Bassflügelhorn und Wäsche und Kleider mit auf den wagen genommen und sind dafongefahren. Es war ein Glück, das sich mein Manu hat vorher verstecken können, sonst hätten sie ihn bestirnt mitgenommen. Einer von denen scheint doch ein wenig ein Herz gehabt zu haben – den ich mus noch erwenen, das unsre Tochter mit vier kleinen Kindern bei uns war und wir auch noch einen 11 Jahre alten Sohn hatten, die haben alle werend des Kampfes in der hinteren Stube auf dem Boden gelegen – und als der Partisaner das gesehen hat, ist er hinaus und hat nichts mehr gesagt. Zu einem anderen sagte ich: «Molim vas, ako ste nam vec svinje i kravu uzeli, ostavite nam makar konje, da mozemo raditi!»¹. Dann hat er mich angeschrien: «šta! A gdje su vam sinovi? Mi da vas Stedimo, a vi ste nasi neprijatelji. Sve cemo vas redom zaklat i zapalit»². So habe ich dann nichts mehr gesagt.

Die Nachbarn und Kroaten, die haben dann die Verwundeten und Tote bis ins Gebürge ins Partisanerlager geführt, und wir Deutsche haben unsere Pferde und Wagen nicht mehr bekommen. – So war das Leben dann weiter nur eine Kwai; wir konnten nicht mehr Arbeiten.

So ging es bis am 24.9., dann kam der Zweite Angriff in der Nacht auf die Bahnstation. Dort war Deutsches Milliter, und in den Bunker waren Ustascha, 15 Mann. Da war dann wieder die ganze Nacht ein Kampf, und im Dorf waren alle Deutschen Häuszer von Partisaner; denen haben wir müssen zu Essen und zu Trinken auftragen und sich nichts anmerken lassen. Da hatten sie wieder schwere Verluste und mussten in der Früh wieder abziehen. Wer Pferde und Wagen hate, musste wieder fahren. Auch uns hatten sie befo-

¹ «Ich bitte Sie, wenn Ihr uns schon die Schweine und die Kuh genommen habt, belasst uns wenigstens die Pferde, damit wir arbeiten können.»

² «Was! Und wo sind Eure Söhne? Wir sollen Euch schonen, Ihr aber seid unsere Feinde. Wir werden Euch alle der Reihe nach abschlachten und anzünden.»

len, da sagten wir, dass sie ja unsere Pferde und Wagen schon haben. So gaben sie uns dann eine Bestätigung, dass wir in diesen Sachen nicht mehr belästigt werden.

So vergingen einige Tage. Da kamen einige Kroaten und redeten meinem Mann und noch einigen Deutschen zu, mit ihnen zu gehen zum Partisanischen Kommando ins Gebirge, und sie werden dort vorsprechen, dass wir die Pferde wieder bekommen; so haben sie sich überreden lassen und sind mitgegangen. Als sie mit ihrem Anliegen dorthin kamen, wurden sie einzeln vorgelassen und abgehört, und dann wurde ein Gericht gehalten. So wurden die andern entlassen, und meinen Mann haben sie zurückgehalten mit dem Vermerk, er sei bei ihnen im schwarzen Buch. Er sagte dann: Was habe ich den verschuldet? Ich habe doch so vielen geholfen, dass sie nicht verhaftet wurden! Und die sagten: «Ako si devetdeset i devet pomogo, a jednog nisi, onda si kriv³.» Ihr könnt euch vorstellen, wie es ihm da zu Muthe war. So ging das Urteil dann hin und her; einer sagte: hier bleiben – ein anderer sagte: gehenlassen. Und so hat dann ein Kroat aus unserem Nachbardsdorf, der mit meinem Mann hingegangen ist, gesagt: ‚Drugovi. Ovaj covjek je moga sina spasio od smrti a vi znate, tko je moj sin medju vama, a ako vi njega ne pustite kuci onda i ja neidem, jer kako bih ja mogao stupiti pred njegovu zenu a njega ne dovesti koji, nam je toliko pomogo‘. Und so hat sich dann noch ein bekannter eingesetzt, das er weg gekommen ist. Der hat ihn dann noch begleitet durch die Partisaner-Wachen vorbei, dann sagte er zu meinem Mann auf Kroatisch: Höre mich an. Du warst jetzt in einer peinlichen Situation, diesmal konnte ich dir helfen, und ich Bitte dich, wenn du fort kannst irgend wohin, gehe fort aus diesem Gebiet, sonst bist du verloren.

Wir waren alle froh, dass er wieder bei uns war, und warteten, was weiter werden soll. – Die Pferde hat keiner zurückbekommen.

Und so kam dann am 30.9.1944 der Befehl zur Evakuierung. Dann sind wir unter Milliter-Schutz mit unserm Hab und Gut einwagonirt worden und 70 km nach Syrmien Transportirt worden, dort wurden wir in einer Ortschaft auswagonirt und untergebracht. – Nach 14 Tagen wurden wir wieder von dort fortgebracht, aber nicht mehr mit allem, was wir noch hatte. Nein! Das mussten wir alles stehenlassen. Dort wurden dann die Alten Leute und Frauen mit kleinen Kinder einwagonirt und die andern mit Wagen und Pferden auf den Weg geschickt. Da wir noch ein Pferd hatten, haben wir noch eins dazu bekommen, und so bin ich mit meinem 11jährigen Sohn mit der Wagen-Kolonne fort, und mein Mann musste bei der Heimatwacht zurückbleiben. So waren wir nun schon in drei Teile zerissen. – Wir waren dann mit dem Wagen einen Monat durch Ungarn und Nieder-Österreich unterwegs⁴ ...

³ «Und wenn Du 99 geholfen hast und einem nicht, dann bist Du schuld.»

⁴ «Genossen! Dieser Mann hat meinen Sohn vom Tode errettet, und Ihr wisst, wer mein Sohn unter Euch ist; und wenn Ihr ihn nicht nach Hause lasst, dann gehe auch ich nicht, denn wie könnte ich vor seine Frau treten und ihn nicht mitbringen, der uns s viel geholfen hat.»

⁵ Aus den Partisanengebieten Westslawoniens war die gefährdete deutsche Bevölkerung schon seit Herbst 1943 nach Syrmien evakuiert worden. Darüber berichtet z.B. der Jakob Emrich aus

Eine ausführliche Schilderung der Evakuierung gibt die Vfn. noch in dem folgenden Ergänzungsbericht:

Es wurden damals drei Ortschaften unter Mieterschutz Evakuiert, und zwar Trnjani, Sapci und Garčin. Wir waren in Garčin 13 Familien Deutsche Evangelische und 7 Familien Deutsche Katholiken in einem Kroatischen Dorf.

Klein-Bastei (Mali Bastaj), Bezirk Daruvar, nachdem er den Partisanenüberfall im März und im Juni 1942 geschildert hat, bei dem drei Volksdeutsche der Ortswehr im Kampf gefallen sind und 13 von den Partisanen verschleppt wurden, Folgendes: «Am 18. August 1943 überfielen die Partisanen das bei uns stationierte kroatische Militär (gorski-zdrug), die sich sehr tapfer hielten, von 3 Uhr nachts bis 10 oder 11 Uhr vormittags hielten sie die grosse Übermacht der Angreifer zurück. Bei diesem Kampf fielen von den deutschen Zivilisten fünf ältere und ein jüngerer Mann und eine jüngere Frau. Wieviele Verluste das Militär hatte, kann ich nicht sagen. Es kamen allerdings Militärs und Zivilisten in Gefangenschaft. Von den Zivilisten waren meine beiden Töchter (18 und 13 Jahre), die Tochter meines Cousins (16 Jahre) auch in Gefangenschaft geraten, aus welcher sie nach 8 Tagen heil und unversehrt wieder zurückkamen. Als der Kampf zu Ende war und von keiner Seite uns jemand zu Hilfe kam, ging die Plünderung von Seiten der Partisanen los. Sie nahmen alles mit, was sie nur konnten, Vieh und Hausrat; was übrigblieb, wurde in Brand gesteckt, ja sogar die Misthaufen. Wir blieben als Bettler, nur was wir am Leibe hatten, zurück. Von unserem Orte verbrannten bis auf drei oder vier Häuser alle bis auf die Grundmauern. Hernach wurden wir von deutschen Einheiten evakuiert, und zwar in unsere Kreisstadt Daruvar; im September 1943 wurden die älteren Leute sowie Frauen und Kinder nach Srem in einen Ort mit Namen Lovas, Bezirk Vukovar transportiert und zu den Bauern des Ortes aufgeteilt. Im Oktober 43 sind wir, die wir noch in Daruvar zurückgeblieben waren, zu unseren Frauen und Kindern gebracht worden. – In diesem Orte waren wir genau ein Jahr. Am 22. Oktober 1944 flüchteten wir gemeinsam mit den Deutschen aus Lovas nach Österreich. Die ganze Flucht wurde mit Trecks zurückgelegt...

Über unsere Flucht kann ich Folgendes berichten:

Wie ich schon ausführlich erwähnte, kamen wir Klein-Basteier mit circa 230 Personen im September bzw. Oktober 1943 nach Lovas. Im Februar 1944 kamen auch noch die deutschen aus Spisic-Bukovica bei Virovitica (Personenanzahl ist mir nicht bekannt) nach Lovas. Spisic-Bukovica war eine grosse Gemeinde [nach den Ergebnissen der Volkszählung von 1931 mit insgesamt 734 Deutschen]. Am 22. Oktober 1944 kam der Befehl, die Flucht anzutreten, allerdings zuerst nur für Frauen und Kinder und ältere Leute; es war ein grosser Treck unter Führung des Lovaser Ortsleiters Josef Schlaffner. Wir Männer, 150 an der Zahl, mussten zurückbleiben, um das Vieh und Getreide an den Staat abzuliefern. Am 26. Oktober 1944 machten wir unseren Angehörigen nach, wir hatten Traktoren zur Verfügung. An zwei Traktoren wurden je Traktor sechs Bauernwagen angehängt. Auf den dritten Traktor wurde auch noch unser Hab und Gut verladen; da der dritte Traktor überladen war, war er in Ungarn reparaturbedürftig und musste zurückgelassen werden. Mit den übrigen zwei Traktoren und den beladenen 12 Bauernwagen kamen wir bis nach Österreich. Auf österreichischem Gebiet wurde unser Gepäck in einem Güterzug verladen (den Ort, wo dies geschah, weiss ich allerdings nicht mehr), zwei Mann wurden als Begleitung für den Güterzug abgestellt. Wir 148 Mann bekamen einen Fahrtbefehl nach Linz, wo wir in einem Lager südlich von Linz einquartiert wurden. Hier erfuhren wir erst von unseren Familienangehörigen, die in Klein-München bei Linz in einer Schule untergebracht waren. Wir fuhren dann auch dort hin, waren 14 Tage dort und kamen gemeinsam nach Braunau/Inn, wo wir drei Tage blieben, dann ging's weiter nach Altheim, Kreis Braunau, es war dies anfangs Dezember 1944. Hier blieben wir bis 23. August 1946, hernach ging's nach Deutschland.» (Original, 22. Juni 1958, 5 Seiten, mschr.)

Ich will noch betonen, dass die Katolischen Deutschen nur mehr dem Namen nach deutsch waren und die Kinder nicht mehr Deutsch sprachen, und volgedessen sind sie auch nicht mit uns fort. Es sind auch drei Familien Ev. Deutsche zurückgeblieben; weil ihre Söhne schon von den Partisaner weggeholt waren, so dachten sie, es kann ihnen nichts mehr passieren. Haben uns Feiglinge genant, weil wir wek sind; doch wir hatten zwei Söhne und den Schwiegersohn beim Militer und ist uns immer Gedroht worden, so haben wir uns entschlossen, Hab und Gut zu Opfern, um das Leben zu retten.

Wir Garčiner kamen dann nach Ilača in Syrmien⁶, und die Trnjaner kamen nach Šidski Banovci, die meisten haben dort Verwandte gehabt und wurden dort untergebracht. Wir Garčiner hatten schon grössere schwirichkeiten, den nimand wolte uns aufnehmen; doch auf Befehl der Ortsleitung sind wir doch in zwei Häuszer mit unserer 8köpfigen Familie untergekommen, und die übrigen sind auch bei den Deutschen im Ort einquartirt worden; doch es hat ja nicht lange gedauert. Am 4.10. sind wir hingekommen, und am 19.10. sind die Deutschen aus Ilača mit uns fort.

Wir waren bei Jakob Junkert im Hausz, von dem wurde uns dann noch ein Pferd zugeteilt, weil ja unsre Pferde, wie schon im ersten Brief erwent, von den Partisaner weggenommen waren. – Auch wo wir in Ilača waren, war auch in einer Nacht ein Partisaner-Angrif und ein schwerer Kampf gewesen, auch war ein Fliegerangrif in einer Nacht auf Vinkovci. – Es ist ja alles so Furchtbar gewesen, dass man sich gar nicht mehr so genau an alles erinern kann.

Wir sind dann mit einer Kolonne 113 Wagen über Šid, Tovarnik gegen Esseg zu, wo wir dann am 21.10. in der Nacht über die Drau hiniber in die Baranja und durch Ungarn weiter gefahren sind. In Beremend haben wir das erstmal einen Tag gerastet; wenn wir keine Nachtherberge bekommen haben, sind wir auch die Nacht durchgefahren. Da haben wir auch allerhand Erlebt; manche Leute haben uns Bedauert, und manche haben Geflucht und uns fortgejagt; für Zucker und Salz haben wir Heu für die Pferde eingetauscht, und wo wir nichts bekommen haben, haben wir in der Nacht für die Pferde futter gestolen. In Szigetvár hatten wir wieder Rast. Als wir dann weiterfuhren, bekamen wir Fliegerangrif; da haben wir die Wagen stehengelassen und sind in den Wald und in die Maisfelder geflüchtet, bis wieder alles vorbei war, dann sind wir wieder weiter. So sind wir dann durch Ungarn und bei Sopron in der Nacht nach Österreich.

Im Folgenden erwähnt die Vfn., dass die drei evangelischen Familien aus Garčin im Dezember 1944 ebenfalls noch evakuiert wurden, während die katholischen Familien zurückblieben und unter dem jugoslawischen Nachkriegsregime das Schicksal der Deutschen in den Internierungs-lagern erlebten⁷.

⁶ Bezirk Sid.

⁷ s. die Berichte Nr. 65 ff.

Nr. 26

Erlebnisbericht des Gemeindeangestellten Georg Merkhofer aus Račinovci, Bezirk Županja in Slawonien.

Original, 19. November 1958, 8 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Die Ereignisse in Račinovci seit Mitte 1943 während der Partisanenkämpfe und unter Partisanenbesetzung; die Evakuierung der Volksdeutschen des Bezirks Županja Mitte Oktober 1944 nach Österreich.

Zunächst berichtet der Vf. über Vorgänge in seiner Heimatgemeinde bei Kriegsbeginn und nach der Errichtung des Unabhängigen Staates Kroatien und über das Verhältnis der kroatischen und deutschen Einwohner¹.

Die Partisanentätigkeit in unserer Gemeinde hat im Sommer 1943 angefangen mit der Requirierung der Treibriemen der Dreschmaschinen sowie Demolierung, bei dieser Aktion wurde die Dreschgarnitur des Helleis Hans angezündet und eingäschert. Nach einigen Wochen kamen die «Befreier», vertrieben die Domobrani², räumten die Gemeindeganzlei aus, sie schmissen dabei sämtliche Bücher, Protokolle, Urschriften, Katasterunterlagen, mit einem Wort alles, was in so einem Gemeindeamt beherbergt wurde, auf einen Haufen, aufgestapelt, mit Petroleum übergossen und im Freudentaumel in Brand gesteckt.

Ab diesem Tag an wurde ein Partisanen-Gemeindeausschuss eingesetzt, ein Bürgermeister ernannt, eine Postzensur durchgeführt, der \bisherige Bürgermeister Josip Azapovic sowie Ortsgruppenleiter Johann Djanitsch, Mannschaftsführer Josef Pfiel, Ortsbauernobmann Franz Marks, Altobmann des SDKB³ Anton Plesch, Propagandaleiter Franz Kleer und noch einige andere, die irgendwelche Funktionen hatten, mussten sich nach der Stadt Brčko a. d. Save in Sicherheit bringen, denn da war noch eine deutsche Wehrmächts- und Polizeiibesatzung. Manchmal kamen ja Militärstreifen durch, aber da verkrochen sich ja die Partisanen wohlweislich, denn einen Zusammenstoß mit der deutschen Wehrmacht und deren Verbündeten (Hilfspolizei, Kroatische Legion und Ustaschi) vermieden sie, wo nur möglich.

Dieser Besatzungszustand von Seiten der Partisanen dauerte bei uns bis 27.10.43, dann kam die Säuberungsaktion der Kosaken (deutsche Verbündete). Bei dieser Säuberungsaktion wurden ja auch einige Angehörige der Partisanen sowie auch Partisanen selbst, die nicht rechtzeitig flüchteten oder nachträglich aus ihren Schlupfwinkeln hervorkrochen, verhaftet und in ein Internierungslager bei Vinkovci verbracht; unter ihnen war auch leider ein Deutscher (Schwabe), bekannt als illegaler Kommunist, Josef Ochss, der auch dort erschossen wurde; von wem das ausging, hat man nie richtig erfahren. Auch ein Kroat Namens Stanko Panjicanin kam nicht mehr zurück, die anderen kamen alle

¹ Bei der amtlichen jugoslawischen Volkszählung im Jahre 1931 wurden in Račinovci von insgesamt 2097 Einwohnern 329 als Deutsche gezählt.

² Kroatische Landwehr.

³ Schwäbisch-Deutscher Kulturbund.

früher oder später heil zurück. Diese Verhaftungen wurden von den Ustascha und einigen hitzigen Urlaubern durchgeführt.

Die Behandlung von Seiten der Partisanen war gegenüber uns Deutschen, soweit man sich nicht irgendwie politisch hervortat, nicht schlechter als gegenüber den Brüdern Kroaten; man durfte sich aber ja nicht irgendwie politisch betätigen oder gar an «Kollaboration» (Verrat an Angehörigen von Partisanen) beteiligen. Tat man dies, wenn auch in irgendwelcher harmlosen Weise (in Betrunkenheit), so war es sehr gefährlich, wie [bei] unserem Landsmann Dewald Josef, Milchhändler, der täglich mit seiner Ware nach Brčko gefahren ist und in dem vom Militär besetzten Gunja von dem kroatischen Gendarmen im Rausch ausgefragt wurde über die Verhältnisse im von den Partisanen besetzten Gebiet. Dewald sagte ihm alles wahrheitsgetreu, im guten Glauben, er sei ja doch ein Beamter des Staates, dem man ja die Wahrheit sagen sollte, ja musste. Dieser ging nach einiger Zeit in den Wald zu den Partisanen über, und Dewald holte man eines Tages bei Nacht, misshandelte und folterte ihn, und da die Kosaken zu schnell kamen, wurde er erschossen. So ging es in dieser Zeit staatstreuen Bürgern, egal welcher Nationalität.

Dies alles zu beschreiben würde Bände ergeben. Ich will daher nur kurz einige Erlebnisse beschreiben, weil sich ja solche Fälle in vielen Gemeinden und Dörfern fast in gleicher Weise abspielten.

Am 15.8.1943 kam eine Ustascha-Einheit (Kroaten der umliegenden Gemeinden, die freiwillig bei der Ustascha dienten), diese suchten Partisanen aus unserer Gemeinde und machten Hausdurchsuchungen bei verdächtigen Einwohnern (solchen, wo man wusste, dass wer bei den Partisanen war), es wurden auch welche Verhaftungen gemacht. Mit dieser Einheit kamen auch einige Offiziere der Deutschen Wehrmacht (Kroatische Legion, unter deutschem Kommando), ich glaube ein Major, ein Hauptmann, ein Unteroffizier und der Wagenlenker (Auto). Sie fragten nach dem Hause von Marko Panjicain, das war ein Legionär, auch Teilnehmer von Stalingrad, der aber beim Fall von Stalingrad in einem Lazarett war und so entkam. Da ja um diese Zeit unsere Umgebung sozusagen Partisanen-Besatzungsgebiet war (mit Ausnahme, wenn deutsche oder verbündete Militär-Verbände durchmarschierten), achtete man nicht viel dessen Anwesenheit, und er gab ja auch vor, in Urlaub zu sein. Dem seine Einheit war im Gebiet von Montenegro zur Partisanensäuberung eingesetzt und ist dann irgendwo in der Nähe gewesen, so hatten wahrscheinlich diese Offiziere den Auftrag, Panjicain zu suchen oder auch auf folgende Weise zu bestrafen. Nämlich, sie erkundigten sich nach dem Wohnhaus desselben und haben dieses Häuschen, das in der Mitte unseres Dorfes im Garten seines Vaters stand, in Brand gesteckt; das ganze Gebäude samt Inventar und Futtermitteln dieser armen Leute wurde ein Raub der Flammen. – Soweit eine Heldentat deutscher Offiziere im Hinterland, wo deutsche Menschen wohnten.

Es haben sich vernünftige, ja durch den Brand gefährdete Deutsche (Schwaben) bei den Offizieren eingesetzt, man soll die Folgen eines solchen Brandes in einer geschlossenen Bauernortschaft Slawoniens bedenken: Da könne das ganze Dorf, ohne Unterschied ob deutsches oder andersnationales Haus, in Flammen aufgehen; zudem seien wir

in einem von Partisanen besetzten Gebiet und als Deutsche ihrer Gnade oder Ungnade ausgeliefert, denn wer soll uns schützen, nachdem die Herren, vielmehr diese Einheit, wieder abziehen! Zu diesen Argumenten hatten die Offiziere nur ein mitleidiges oder auch spöttisches Lächeln und gaben uns den Rat, wir sollten uns mit unseren Sensen und Gabeln wehren, denn diese hätten wir ja genug und könnten wohl auch damit gut umgehen, unsere Ahnen wehrten sich auch nicht anders im Mittelalter. Dieser Brand sei nur zu Recht geschehen, denn Panjicanin habe als Legionär mehr als genug Häuser in Montenegro, Herzegowina und Bosnien in Brand gesteckt, nun soll er es am eigenen Leib (Eigentum) verspüren, wie das ist, wenn man ohne Dach über Kopf dasteht.

Auf diese Säuberungsaktion, d.h. Verhaftung von Angehörigen der Partisanen und In-Brand-Steckung dieses Hauses, haben Funktionäre, deren diese Helden nicht habhaft wurden, nach dem Abzug der Ustascha sofort bzw. den Tag darauf die Parole durchgegeben: Wenn die Geiseln nicht binnen 48 Stunden freigelassen werden, so wird man seitens der Partisanen einen Massenmord der Deutschen (Schwaben) von Račinovci durchführen. Das war natürlich ein grosser Schreck und Chaos unter den Schwaben; sogleich machte sich eine Abordnung von schwäbischen Männern auf den Weg zur deutschen Kommandantur nach Brčko, um dort die Freilassung der Geiseln irgendwie zu erwirken. Und da man sehr wenig Hoffnung hatte, brachte sich der Grossteil unserer Schwaben in Sicherheit durch Flucht nach Gunja, das noch von der deutschen Wehrmacht, als Vorort von Brčko, besetzt war. Auch mich brachte Vater mit etwas Lebensmitteln und Kleidern zu seinem dort wohnhaften Bruder, dem Ortsleiter von Gunja, in Sicherheit. Zum Glück hatte die Abordnung bei dem scheinbar vernünftigen Stadtkommandanten von Brčko die Freilassung der Geiseln erreicht, und die Schwaben konnten nach einigen Tagen wieder in ihre Heimstatt zurückkehren und ihre Arbeit in Ruhe verrichten; aber die richtige Geborgenheit war es nicht mehr, auch nach der Erlösungsaktion der deutschfreundlichen Kosaken (27.10.43), wo wir dann eine fast ständige Polizei-Besatzung bekamen. Das waren ehemalige Ustascha und Legionäre, die nicht mehr das Vertrauen zu den kroatischen Domobrani-Offizieren hatten und sich so zu der deutschen Hilfspolizei (HiPo; von den Partisanen Isusovci bzw. Gestapovci genannt) meldeten. Die Führung war ja deutsch, d.h. Offiziere und Unteroffiziere, aber man muss diesen Polizisten das beste Zeugnis in punkto Tapferkeit und Treue ausstellen, denn wenn es irgendwie und irgendwo schief ging, so waren da nur die deutschen Offiziere schuld daran.

Zur Befreiung (Säuberungsaktion) der Kosaken möchte ich nicht so ausführlich schreiben, da das sehr viel in Anspruch nähme. Nur die wichtigsten Punkte: Erlösung aus der Angst vor dem Ungewissen; die Freude, dass man doch nicht ganz vergessen ist, und die Genugtuung gegenüber den Partisanen-Angehörigen, dass die deutsche Macht noch nicht gebrochen ist, denn diese Kosaken-Einheiten waren auf das Modernste ausgerüstet (man sah da zum erstenmal die 42-Maschinengewehre usw.). Die Kroaten bzw. Partisanenfreunde kamen gar nicht mehr aus dem Staunen, was der Hitler (Njemač) noch alles habe, und die Partisanen-Apostel predigten schon lange den deutschen

Untergang. Ja, ja, der Deutsche sei doch noch nicht zu besiegen, so war die Meinung aller in diesen Tagen. Aber leider, auch mit diesem Feldzug hat die Partisanen-Wühlarbeit doth nicht aufgehört, im Gegenteil, jetzt begann der Kleinkrieg auch in unseren Heimatdörfern, von welchem wir nur in den Montenegro-Bosna-Herzegowina-Bergen aus dem Radio und Zeitungen hörten sowie auch von den Flüchtlingen aus diesen Gebieten (Muhadscheri⁴).

Wir hatten nach dem Abzug der Kosaken, wie schon erwähnt, Polizei besatzung, aber im Spätherbst und Winter hatten wir allwöchentlich Nachtangriffe der Partisanen miterlebt. Solange die Polizei hier war und wir auch von der Zivilmannschaft (die Wehrfähigen) ohne Unterschied der Nationalität unterstützt wurden, ging es ziemlich gut ab, und es wurden so manche heisse Angriffe abgewehrt. Aber am Faschingsdienstag 1944 machten die Partisanen wieder einen Angriff – es waren aber nur Zivilisten als Besatzung allein – und wie es ja schon vorauszusehen war, siegten die Partisanen. Die Waffen (französische Gewehre aus der Napoleon-Zeit, himmellang und tschechische leichte Maschinengewehre, auch Waffen für das Alteisen) hatten nach kurzem Feuerwechsel Ladehemmungen und andere Leiden, so musste ein jeder Besitzer zusehen und sich irgendetwas in Sicherheit bringen, damit er nicht dieses Theater mit dem Leben bezahlte. Leider war doch ein Opfer zu beklagen, und das ein Schwabe, der gar nicht bei der diensttuenden Wache dabei war, sondern nur dort zum Zeitvertreib anwesend war, schwer verwundet wurde und den darauffolgenden Tag unter grossen Schmerzen starb; es war Josef Polich, geb. 1899, Bauer in Račinovci, Kulturreferent des SDKB, ansonsten politisch uninteressierter Mann mit den besten Leumundszeugnissen.

Nach dem Sieg besetzten die Partisanen das ganze Dorf, durchsuchten sämtliche Häuser nach Waffen und Militärausrüstung – was sie sonst mitgehen liessen, ging niemanden was an. Auch bei uns waren sie, zwei ehemalige Hochschüler (Serben), und durchsuchten das ganze Wohnhaus nach oben erwähnten Sachen; sie fanden aber nichts. Einer davon wollte Mutters warmes Kopftuch mitgehen lassen, der zweite hinderte ihn, und so blieb uns alles. Sie taten sich gut an unseren Faschingskrapfen und Vaters Zigaretten, plauderten mit uns, versprachen uns, dass wir keine zweite Hausdurchsuchung zu befürchten hätten, was auch eingehalten wurde. Nur eine Bitte hatten sie, ob ihnen Vater etwas Würste für ihren Kommandanten mitgeben wollte; nun fürchtete Vater, dass uns der ganze Vorrat an Geselchtem weggenommen werden wird, aber auch hier geschah kein Leid, und wir waren froh, so gut abgekommen zu sein.

⁴ Anmerkung des Vf.: «Dies waren Flüchtlinge aus dem Sandschak-Gebiet islamischen Glaubensbekenntnisses (Muselmanen), die in unsere Heimatgemeinde einquartiert waren; sie kamen buchstäblich ohne jedweden Hausrat, nur die Kleider am Leibe hatten sie; man nannte sie allgemein Muhadjeri, auch sie gaben sich als solche aus.»
Muhadschirin (arab.) – Flüchtlinge. – In Südserbien ist die muslimische Bevölkerung, deren Mehrheit sich nicht dem Serbentum zugehörig empfindet, wegen ihrer unentschiedenen Haltung zwischen den widerstreitenden Kräften von den aufständischen Tschetniks blutig verfolgt worden.

Bei unseren Nachbarn, die Kroaten waren, kochten die Partisanen die ganze Nacht Tee und auch Kaffee, sangen Siegeslieder und tanzten; wir hatten unsere Ruhe. Der Nachbar vor uns war ein Schwabe, er war bei der deutschen HiPo im Dienst (sogar in Dachau im KZ zur Strafe, aber als Häftling, wegen irgend etwas, was den linientreuen Deutschen nicht passte). Diesem Manne seine Kleider, Schuhe und Wäsche wurden alle beschlagnahmt, weil er bei deutschem Militär gewesen ist (er war zu dieser Zeit im KZ).

Aus dem Nachbarnhaus vis-à-vis von uns wurde alles geraubt, was nicht niet- und nagelfest war. Es blieben nur die Holzgestelle der Betten und die leeren Kleiderschränke sowie Tisch und Stühle bzw. Bänke und Herd; alles andere, ja sogar die Schnaps- und Weinfässer aus dem Keller, sämtliche Tiere (Pferde, Kühe, Schweine und auch die Hühner) wurden mitgenommen, sogar das Reserve-Pferdegespannzeug, Seile und Stricke. Dieses Haus wurde mal zur Gänze ausgeräumt, das habe ich mit meinen Eltern und auch Nachbarn eine Stunde nachher mit den eigenen Augen besichtigt. – Der Besitzer dieses Hauses, vielmehr sein Sohn und Ortsbauernführer Marks Franz hat sich den Partisanen gegenüber als staatsreuer Bürger benommen, und das war nun die Strafe; und hätten sie ihn erwischt, Gnade ihm Gott!

Auch dieser Raubüberfall hätte noch rechtzeitig zum Scheitern gebracht werden können, wenn es die Herren und Brüder deutschen Offiziere nicht vorgezogen hätten, lieber auf einer Hochzeit in Gunja mit den schönen Mädchen zu tanzen und den slawonischen (syrmischen) Wein zu trinken, den wir ja eh nicht hatten, statt, wie es ja von dem Stadtkommandanten von Brčko befohlen war, nach Račinovci mit den Panzern zu fahren und dort die Partisanen-Horden zu vertreiben. Denn als die Telefonverbindung unterbrochen war, hat der Mannschaftsführer rote Leuchtraketen abgeschossen, die auch beachtet wurden, aber leider auf eigene Faust von den deutschen Offizieren... Die Panzer sind ja gekommen, aber da haben die Partisanen schon mehr als genug getau und brachten sich rechtzeitig in Sicherheit. Und hier hätten die so als unbesiegbar gefeierten Deutschen noch einmal die Beute retten können, wenn sie sich nur einen Kilometer weiterbemüht hätten als nur bis zum Gemeindegebäude (Kirche). Aber der Herr Leutnant sagte: Unser Befehl lautet, bis hierher; und auf Anraten von Zivilisten, wenn sie auch Deutsche sind, tun wir nichts; es tut uns sehr leid. Kehrt gemacht und diese «Beutegermanen» ihrem Schicksal selbst überlassen, war wiederum mal eine Heldentat eines deutschen Wehrmachtsoffiziers ...

Nach diesem Überfall auf unsere Gemeinde bekamen wir wieder einen Zug HiPo, die wir selbst erhalten mussten, was wir ja mit Freude taten, um unsere (wenn auch nur halbwegs) Ruhe zu haben. Ansonsten verlief die Zeit bis zu unserer Evakuierung nach Deutschland (Oberösterreich) ziemlich ruhig, bis auf welche kleine Angriffe auf die Hipo-Kaserne, d.h. unsere Volksschule, um welche Laufgräben und Bunker gebaut waren, um so besser gegen die sehr oft von einer Übermacht der Partisanen geführten Angriffe abwehren zu können; und auch Leute, die zu Hause nicht sicher waren, dass die Partisanen sie nicht entführten oder auch ermordeten, suchten da bei der HiPo-Dienststelle nachts Schutz – es war für diese Leute keine angenehme Sache, in der Heimat noch zu leben, aber was sollten sie tun!

Von deutscher (schwäbischer) Seite aus war ja eine Deutsche Mannschaft gebildet, die allsonntäglich Übungen bzw. Unterricht im Umgehen mit der Waffe abhalteten, aber das waren doch vornehmlich nur alte Männer oder zum Heer Untaugliche und einige Jugendliche, die noch nicht eingerückt sind; aber sie haben sich nur an den Patrouillen [beteiligt], die allgemein durchgeführt wurden, also von der ganzen Bevölkerung aufgestellt waren, auch den Kroaten.

Was die Zugehörigkeit von Schwaben zu den Partisanen anbelangt, wusste man offiziell nur vom illegalen Kommunisten Josef Ochss, dass er zu diesem Kreis stand. – Erst nach unserem Wegfahren, also nach 16.10.44, ist noch ein Mann offen zu den Partisanen in den Wald gegangen (das war N. A., Bauer in Račinovci), er ist auch bis zum Umbruch 1945 bei den Partisanen als Kämpfer geblieben und erst im Spätsommer 1945 nach Hause gekommen und hat so die Konfiskation seines Besitzes und Verschleppung seiner Frau und Sohnes gerettet, aber man hatte auch sie schon bis zum Bezirk geschleppt und das Haus abgesperrt und sozusagen konfisziert; erst als er nachweisen konnte, auch am Befreiungskampf gewesen zu sein, wurde alles rückgängig. – Es waren ja vielleicht welche Leute, die sich irgendwie bei den Partisanen einschmeichelten, ja mit irgendwelchen Nachrichten (Berichten) eine eventuelle Gunst zu sichern; es soll auch Fälle gegeben haben, wo Schwaben Handfeuerwaffen Partisanen schenkten usw.

Was die Widerstände gegen die Musterung und Einberufung zur Waffen-SS betrifft, hat sich bei uns keiner bemerkbar gemacht, und ich wüsste auch keinen Fall von Widerstand oder auch Desertation von dieser Formation. Gegensätzlichkeiten in dieser Frage gab es ja mehr als genug da, und besonders die älteren Jahrgänge, die es nicht verstehen konnten, dass es da zweierlei Militär gebe und warum man gerade die Söhne der Auslandsdeutschen mit Vorliebe in Militärformationen der Waffen-SS einteilte. Ansonsten verstand man die Hintergründe und Zwecke in dieser Sache ja gar nicht, was die grosse Masse unserer Landleute anbetrifft. Es gab belesene Bauern bei uns, die oftmals sagten: Ja, ja, nun sind wir verkauft, und wenn Deutschland den Krieg verspielt, elend verloren. – Leider bewahrheitete sich dieser Spruch wirklich. – Dienstverweigerer zur Einberufung, ob SS, Hipo, ES oder Wehrmacht, hat es bei uns keine gegeben, auch nicht, als man den Krieg schon zu 75 Prozent verspielt sah; man ist es gewohnt gewesen, immer das zu tun, was von oben (dem Staat) angeordnet wurde, weil ja das Bürgerpflicht ist.

Der Vf. erwähnt, dass er über die Ereignisse in seiner Heimat gemeinde bei Kriegsende nichts berichten könne, und fährt in seinem Erlebnisbericht fort:

Der grösste Teil der Schwaben unserer Heimatgemeinde ist ja, wie erwähnt, am 16. 10. 1944 evakuiert worden, und zwar auf Anraten (Befehl?) des Ortskommandanten der Stadt Brčko/Sawe-Bosnien, der am ca. 10.-12.10.44 den Ortsleiter und andere Männer der Führung zu sich gerufen hatte und ihnen die Lage klargelegt und zur Evakuierung auf vielleicht nur 3-4-5 Monate Dauer aufgefördert. Diese Männer haben dann alle Schwaben verständigt, man hielt eine Versammlung ab, um die Leute aufzuklären.

Nun, da es um Heimat, Hab und Gut ging, waren da natürlich die Meinungen sehr verschieden; ich weiss es da aus unserer Familie selbst. Mutter wollte unbedingt nicht das Erbe ihres Vaters und das sauer erwirtschaftete, neu gebaute Haus mitten im Dorf verlassen, da sie meinte, bei uns sei ja sowieso niemand eingerückt gewesen und wir hätten uns auch politisch überhaupt nicht betätigt. Ja, es kam der Gemeinde-Notar und der Kassier und redeten zu, dazubleiben, sowie noch andere Bekannte. Der Pfarrer Josef Rest, also unser Landsmann (aber kein Bekenntnis zum Deutschtum), sagte, darüber muss man sich selbst im Klaren sein, und ein jeder solle da selbst entscheiden darüber. Das Beste ist, man gehe mit, wenn alle mitgehen, denn ein jedes Lamm gehört zu seiner Herde.

Vater war bei seinem Bruder in Gunja, der dort Ortsleiter war; der natürlich wollte auf keinen Fall nach dem Abzug der Deutschen Wehrmacht bleiben und redete Vater zu, es sei am besten, man bringe sich rechtzeitig in Sicherheit; nun war Vater natürlich nur fürs Evakuieren. Und hätten sich die Nachbarn nicht bemüht, wäre es bald zur Scheidung bei Vater und Mutter gekommen. Ich selbst war damals 18 Jahre und im grossen seelischen Konflikt; denn als junger Schwabe war ich ein grosser Nationalist und für Deutschland, aber als Angestellter bei der Gemeinde im Staate Kroatien, dort geboren und geschult, sehr heimatverbunden und wollte nur mit sehr grossem Widerwillen die Heimat verlassen; aber wirklich darüber zu entscheiden, hatte ich die Kraft nicht dazu, mir war alles egal, wie die Eltern es entscheiden, so wollte ich auch mittun. Und so sind auch wir am 16.10.44, um 3 Uhr morgens aus unserem Hof abgefahren. Die Nachbarn haben sich mit tränenerstickter Stimme von uns verabschiedet, ja Menschen haben uns zum Abschied umarmt und mit aufrichtigem Schluchzen Abschied genommen; einige waren dabei, die sagten: Seid froh, ihr kommt nach Deutschland, dort seid ihr in Sicherheit und Ordnung.

So sind wir in Gottes Namen losgefahren. Wer eigene Pferde und Wagen hatte, verlor das Notwendigste drauf: Brot, Mehl, Schmalz, Geselchtes und Kleider, Bettzeug, Wäsche, Schuhe und etwas Hausrat sowie Heu und Hafer für die Pferde. – Diejenigen, die keine Fuhrwerke hatten, wurden auf Wagen von kroatischen Bewohnern bis zur Bahnstation gebracht und in Viehwaggons verladen; diese konnten alles, was sie an beweglichem Inventar hatten, mitnehmen. Leider ist dieser Transport am 17.10.44 nachts im Bahnhof Vinkovci total ausgebrannt, da dort ein grosser Munitionszug von den Amerikanern bombardiert wurde, der auf dem Nebengeleise stand. Dabei gab es drei Tote und viele Verletzte, einige auch sehr schwer. Leute dieses Transportes kamen nur mit dem nackten Leben davon, es ist ihnen buchstäblich alles verbrannt.

Bis zum Bezirk (Sitz in Županja) ist unser Treck bis auf ca. 500 Wagen angewachsen⁵, es waren dies die Dörfer: Drenovci, Strosinci, Vrbanja, Soljani, Račinovci, Gunja, Rajevo-selo und Posavski Podgajci, auch Bošnjaci⁶.

⁵ Nach einer Mitteilung des Treckführers Jakob Schlarb waren es ca. 1'000 Personen auf 350 Fuhrwerken.

⁶ Bei der amtlichen jugoslawischen Volkszählung im Jahre 1931 wurden im ganzen Bezirk Županja 1'850 Personen mit deutscher Muttersprache gezählt.

Treckführer war der Schlarb Jakob aus Rajevo-selo, Ortstreckführer (Račinovci) war Jungert Michael, Versorgungsmann: Marks Franz, Treck-Schmied: Jungert Josef, und den Schriftleiter machte fallweise meine Wenigkeit (leider war ich noch zu jung und nahm alles von der leichten, gemütlichen Seite).

So sind wir nach einer 27tägigen Fahrt über Esseg, Darda, unweit von Fünfkirchen vorbei, dann Kaposvar, Szombathely usw., bei Sopron über die Grenze, Inzersdorf, St. Pölten, Melk, Amstetten nach Enns gekommen, wo dann der Treck zerrissen wurde. Unsere Gemeinde wurde dem Bezirk Steyr zugeteilt, die von Rajevoselo fuhren nach Neumarkt-Kallham Umgebung, Drenovci kam in den Bezirk Kaplitz (Sudetenland); so waren wir nun sehr verstreut. Ortsgruppe Račinovci wurde nochmals auf 5 Gemeinden des Bezirkes Steyr aufgeteilt, und zwar: Aschach/Steyr, Adlwang, Rohr, Waldneukirchen und Schiedlberg; es war für unsere Menschen eine grosse Enttäuschung, als wir sodann nochmals auf sehr verstreute Einödhöfe einquartiert wurden, von den Oberösterreichern nur mit Widerwillen geduldet und als Wanderzigeuner und ähnliches betrachtet und bezeichnet.

Heute ist der Grossteil unserer Heimatgemeinde in der Grossgemeinde Sierning in Oberösterreich sesshaft geworden, und die meisten haben ihre neu erbauten Eigenheime; Einzelne sind in den umliegenden Gemeinden geblieben, ein Teil kam nach Deutschland, einige nach USA, Canada, Australien und Brasilien, so dass es auch in unserer Heimatgemeinde so ist, wie fast in allen anderen, dass wir in der ganzen Welt zerstreut sind.

Abschliessend vermerkt der Vf, noch, dass bei der Evakuierung von den Deutschen seiner Heimatgemeinde etwa 52 Personen zurückgeblieben sind. Ihnen sei bis Juli 1945 nichts geschehen, dann aber konnte sich die Gemeindebehörde der allgemein angeordneten Internierung der Deutschen in Jugoslawien nicht entziehen. Drei Personen seien im Lager Krndija den Hungertod gestorben, eine Frau sei erbärmlich totgeschlagen worden⁷. Inzwischen habe auch der Grossteil dieser Leute die alte Heimat verlassen und sei in die Bundesrepublik Deutschland gekommen,

Nr. 27

Bericht von Pater Odilo Wiedenmann aus Windthorst (Nova Topola),

Bezirk Bosanska Gradiška in Bosnien.

Original, 2. April 1958, 6 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Die Verteidigung der deutschen Siedlungen Windthorst und Rudolfstal gegen Partisanenangriffe, ihre Evakuierung im September/Oktober 1944 nach Österreich.

Nach einem knappen Rückblick auf die Siedlungsgeschichte von 'Windthorst und Rudolfstal und auf die Ereignisse im Jahre 1941 berichtet der Vf.:

⁷ Über die Internierung der in Slawonien zurückgebliebenen Volksdeutschen und über die Verhältnisse im Lager Krndija s. Bericht Nr. 66.

Mit Ausnahme einiger deutscher Streusiedlungen in Slawonien hatte wohl kein deutsches Dorf so lange und so harte Kämpfe auszufechten mit den Partisanen wie die beiden bosnischen Dörfer Windthorst und Rudolfstal¹. Zum Glück bekamen sie besonders in der ersten kritischen Zeit Hilfe aus Esseg (Volksgruppenführung) und vor allem eine straffe militärische Führung der Ortswehr. Später übernahmen die jeweiligen deutschen Polizeieinheiten die Führung, und diese verhinderten auch, dass nicht zuviele Männer abgezogen wurden zur Waffen-SS. Doch gab es auch in Einsätzen gegen die Partisanen manche Todesopfer. – Die wichtige Strasse Bosnisch Gradiška–Banja Luka musste auf jeden Fall offen gehalten werden für die deutsche und kroatische Wehrmacht. Und auch die Partisanen versuchten ihrerseits immer und immer wieder, diese Strasse zu unterbrechen.

Jede Nacht war ein «Zug» der Kolonisten in und bei den Häusern an der Peripherie des Dorfes auf Wache. Wenn es sehr kritisch wurde, dann mussten alle drei Züge auf Wache gehen. Die Partisanen ihrerseits wussten, dass sie hier auf Granit beißen mussten, denn die Kolonisten verteidigten nicht nur die wichtige Strasse, sondern vor allem ihre eigenen Frauen und Kinder und Häuser. Furchtbar rächten sich die Partisanen, wenn sie sich des einen oder anderen deutschen Mannes bemächtigen konnten, besonders an der nur von wenigen Häusern besiedelten Strecke zwischen Windthorst und Rudolfstal. Im strengsten Winter (Jänner 1942) nahmen sie drei Männer mit, banden sie an Bäume, zogen sie nackt aus und misshandelten sie dann bis zum Tode. Erst Monate darauf, nach der Frühjahrsoffensive gegen die Partisanen im Kozara-Gebirge, konnten die arg verstümmelten Leichen dieser drei Männer geborgen und auf dem Rudolfstaler Friedhof beigesetzt werden. Doch waren nicht alle Partisanen-Brigaden gleich grausam. So hat sich z.B. die Einheit unter dem Kommando eines jungen serbischen Popen, die das Kloster Mariastern einnahm zu Neujahr 1944, im grossen und ganzen korrekt verhalten. Am radikalsten waren die kroatischen Serben aus der Lika und dem Grmec-Gebirge, weil dort vorher die kroatischen Ustasi furchtbar brutal vorgegangen waren. Ende September 1944, als es zur Aussiedlung kam, war gerade diese Brigade aus der Gegend von Petrinje von der Kozara-Seite her im Einsatz gegen Windthorst, und das wussten alle: da gab es kein Pardon, wenn diese Windthorst einnehmen.

Noch eine Anekdote aus den kritischen Septembertagen 1944, kurz vor der Aussiedlung: Ein hoher Stabsoffizier der deutschen Wehrmacht aus Banja Luka war zu Besuch in Windthorst, und da wurde in ganz intimer Kreise die Frage besprochen, was zu tun sei, wenn über kurz oder lang der Befehl kommen sollte zur Aussiedlung. Alles zu verlassen, was die Vorfahren und die Leute mit soviel Fleiss und Mühe erworben hatten und wo sie sich ganz und gar zu Hause fühlten, das war furchtbar schwer. Der Offizier ist etliche Tage darauf in Banja Luka gefallen, aber der Rat, den er gab, war gut für die

¹ Bei der zwischen den Regierungen des Deutschen Reiches und des Unabhängigen Staates Kroatien vereinbarten Umsiedlung der Deutschen aus Bosnien Ende 1942 waren die Ortschaften Windthorst und Rudolfstal (Adolfstal) sowie Trošeljce und Brčko ausgenommen worden.

beiden Kolonien. Er meinte, wenn die Amerikaner landen in Dalmatien, dann sollten wir es uns zuerst gut überlegen, ob wir dem Befehl zur Aussiedlung folgen. Und es sprach bei ihm die stille Hoffnung mit, dass dies geschehen möge. Wenn jedoch die Tito-Kommunisten siegen und der Russe herkomme, dann gäbe es gar keinen Zweifel darüber, dass wir lieber alles liegen und stehenlassen sollten, um das nackte Leben zu retten. – Wir alle hatten freilich keine Ahnung, dass alles schon beschlossen war und die Amerikaner trotz der Warnung Churchills auf eine Landung an der Adria verzichteten, genau wie Stalin es haben wollte². Vielleicht wären wir alle heute noch zu Haus und die Welt hätte sicher ein anderes Bild und die Amerikaner hätten weniger Sorgen, wenn man damals auf Herrn Churchill gehört hätte.

Am 16. September 1944 ist Banja Luka in die Hände der Partisanen gefallen und damit über 30 Kanonen und der ganze Waffen- und Munitionsvorrat des kroatischen Heeres. Teile der deutschen Wehrmacht verteidigten sich noch durch ca. 8 Tage in dem alten türkischen Kastell, bis die «tjelesna garda» (die Leibgarde) des Poglavnik Dr. Pavelic Banja Luka wieder befreite, zusammen mit Kosakenverbänden unter deutscher Führung.

Am 18. und 19. September waren schwere Kämpfe um den Flugplatz und an der Engstelle des Vrbastales bei Klasnice. Die Partisanen schafften die erbeuteten Kanonen auf die Berge und konnten von dort aus die im Tale liegenden Polizei-Einheiten unter schweren Beschuss nehmen. Auch in die beiden Kolonien fielen die Granaten.

Am Freitag, dem 22. September, kam der Befehl zur Aussiedlung, da die deutsche und kroatische Wehrmacht für den Schutz der Kolonien nicht mehr garantieren konnte. – Es war wohl gut, dass der Befehl zur Aussiedlung nicht zehn Tage früher kam, denn sonst hätten ungefähr die Hälfte der Kolonisten den Befehl nicht befolgt, und sie wären

² Stalin hatte sich bereits auf der Konferenz in Teheran (Ende November 1943) bei der Beratung der militärischen Pläne der Alliierten für 1944 einer angloamerikanischen Operation auf dem Balkan, die Churchill im Hinblick auf den erwünschten Kriegseintritt der Türkei und auch schon aus Besorgnis wegen der Gefahren einer sowjetischen Hegemonie in Südosteuropa befürwortete, entschieden widersetzt. Roosevelt, um Stalins Freundschaft bemüht, auf innenpolitische Rücksichten bedacht und aus prinzipiellen Gründen argwöhnisch gegenüber der britischen europäischen Politik, war entschlossen, sich nicht in Südosteuropa zu binden, und damit gegen einen Balkanfeldzug oder verstärkte Aktionen im Mittelmeergebiet; ebenfalls die amerikanischen Stabschefs, da sie den entscheidenden Schlag gegen Deutschland mit der Landung in Frankreich ohne Nebenoperationen führen wollten. So wurde schliesslich auch im Sommer 1944, als nach der erfolgreichen Landung in der Normandie (6. Juni) die britischen Stabschefs eine Überprüfung der interalliierten Mittelmeerstrategie verlangten, gegen die Fortführung der Offensive in Italien und einen möglichen Übergang nach Jugoslawien und Österreich entschieden, da der amerikanische Oberbefehlshaber auf der Landung in Südfrankreich (15. August) bestand und Roosevelt auf die Notwendigkeit einer Einwilligung Stalins hinwies. (Vgl. Winston S. Churchill, *Der Zweite Weltkrieg*, dt. A. Bern 1954, Bd. V 2, VII und die Darstellung von Chester Wilmot, *Der Kampf um Europa*, dt. A. 1953, insbesondere Kap. 23, Roosevelt und der Balkan.)

ebenso ausgerettet worden wie viele Dörfer im Banat und in der Batschka. Jedoch mitten in dem Kampfgetümmel war der Abschied von Feld und Haus und Hof verhältnismässig leicht. Das Leben war doch wichtiger als der Besitz. Das Walten der göttlichen Vorsehung über den beiden Kolonien war oft handgreiflich, besonders auch auf dem weiteren Fluchtweg.

Aus den beiden Kolonien wurden fast alle gerettet durch die Flucht in letzter Stunde. Nur ganz wenige Familien blieben freiwillig zurück. – Diese und auch die alten Patres und Brüder des Trappistenklosters Mariastern kamen nach dem Zusammenbruch 1945 ins Konzentrationslager, das in Windthorst und Rudolfstal für die zurückgebliebenen Deutschen geschaffen wurde. Alle Deutschen aus Bosnien wurden dorthin zusammengebracht, vom kleinsten Kind bis zum ältesten Greis. Auch diejenigen, die niemals beim «Kulturbund» und immer in schärfster Opposition gegen das Hitlerregime waren. Doch muss gesagt werden, dass die Lager in Windthorst keine ausgesprochenen Vernichtungslager waren, wie in anderen deutschen Siedlungsgebieten in Jugoslawien. Die Gefangenen durften manche Hilfe von aussen in Empfang nehmen, und es ist in diesen Lagern keiner direkt verhungert. Erst als im Banat die ärgste Vernichtungswelle vorüber war, kamen sie alle im Jänner 1946 dorthin. Die alten Trappistenpatres und Brüder kamen dort in Rudolfsgnad sogar in das «Altersheim» und hatten immerhin einige Pflege. Trotzdem starben die meisten dort oder in Subotica. In Subotica hatten die Kroaten und Ungarn unter Leitung der Pfarrcaritas ein einheimisches Hilfskomitee geschaffen für die gefangenen Deutschen. Sie «kauften» um Geld an die Lagerleitung einzelne Gefangene angeblich zur Arbeit heraus, zumal Priester. Dann liessen sie ihnen wieder bessere Nahrung und menschliche Behandlung zukommen. So wurden manche vor dem Hungertode gerettet³.)

Von Windthorst mussten die Flüchtlingsfuhrwerke etliche Kilometer auf der einzigen Dammstrasse fahren und boten da ein günstiges Ziel für die in den Maisfeldern versteckten Partisanen. Es ist fast ein Wunder, dass es nicht mehr Tote gab. Nur zwei Personen fanden auf diesem Fluchtweg bis Bos. Gradiška den Tod. Der Übergang über die Sawe gestaltete sich äusserst schwierig, weil die Sawe sehr wenig Wasser führte und schon etliche Granaten in der Nähe der Brücke einschlugen. Langsam in der Nacht und gegen Morgen des 23. September 1944 sammelten sich die Wagen in der Nähe von Okučani, an der Bahnlinie Zagreb–Beograd.

Am Mittwoch, dem 27. September, fuhren Frauen und Kinder in Viehwaggons nach Osijek (Esseg). Wegen der Minengefahr auf der Bahnstrecke dauerte die Fahrt ca. zwei Tage. In Osijek wurden fast alle in dem sog. Deutschen Haus einquartiert, freilich fast unbeschreiblich zusammengedrängt.

Am 28. September konnten dann endlich auch die ca. 350 Wagen sich in Bewegung setzen, nachdem die deutschen Polizei-Einheiten für einen guten Schutz für unterwegs

³ Über die Internierung der in ihren Heimatorten zurückgebliebenen Deutschen s. die Berichte Nr. 51 ff., über das Lager Rudolfsgnad insbesondere Bericht Nr. 62.

gesorgt hatten. Jeder von uns bekam Waffen, und sogar etliche Panzerspähwagen fuhr voraus. Wir mussten in Slawonien durch Gegenden, in denen sich seit Monaten kein deutsches Fahrzeug mehr zeigen durfte. Oft erstaunten die kroatischen Dorfbewohner, wenn wir uns ruhig am Abend todmüde zur Ruhe legten in irgendeinem Stall oder in einer Scheuer, während doch ganze Gruppen von Partisanen kaum eine viertel Stunde entfernt in den Weinbergen lagen. Nebst dem Schutze Gottes verdanken wir es sicher dem «guten Ruf», der uns vorausging. Sie wussten gut, dass wir uns 2½ Jahre gegen die Partisanenangriffe verteidigt hatten und dass es nicht gut sei, mit den Svabo in eine Schiesserei sich einzulassen.

Der Weg führte über Nova Kapela Batrina, Podvinj bei Slav. Brod, Andrijevci nach Djakovo. Dort war ein Ruhetag, und in dem grossartigen Dom der Bischofsstadt hatten wir einen feierlichen Gottesdienst durch den Heimatgeistlichen. – Es waren ja, sicher zur grossen Beruhigung und zum Trost dér Leute, drei Pfarrer bei den Frauen und Kindern und drei Trappistenpatres bei den Wagen. – Am Dienstag, dem 3. Oktober, kamen wir nach Čepin, etwa 10 km vor Osijek. Dort spielte sich noch ein anderer harter Kampf ab. Die volksdeutsche Kreisleitung wollte alle waffenfähigen Männer einziehen und die Frauen und Wagen nach dem etwa 20 km entfernten Bijelo Brdo schieben. Die meist prawoslawische Bevölkerung war zum Teil ausgerottet worden von den Ustasi oder in den Wald gegangen. Dies hätte den sicheren Untergang aller bedeutet, zumal bei der Erbitterung der prawoslawischen Partisanengruppen zu jener Zeit Ende 1944. Zum Glück kam der deutsche Gesandte Kasche⁴, und er entschied zur Zufriedenheit aller: zuerst ins Reich und dann, nachdem Frauen und Kinder untergebracht sind, einrücken.

Am 6. Oktober fuhren wir weiter, hinüber über die Drau in die damals ungarische Baranja nach Laskafalu (Laschkafeld). Dann kamen auch Frauen und Kinder auf Autos hierher. Von dort sollten sie mit der Bahn weitertransportiert werden. Aber dies ging furchtbar langsam vor sich, weil die Tiefflieger immer wieder die Lokomotiven zerstörten und die Züge beschossen. Aus der Ferne hörte man schon den Kanonendonner der Front. Was die armen Leute in diesen Tagen und Wochen mitmachen mussten, das ist schwer zu erzählen. Zehn oder elf Kinder wurden geboren: zum Teil in Viehwaggonen, die mit 40 und mehr Personen belegt waren; zum Teil auf dem Bahnhof von Fünfkirchen, weil die Leute sich nicht entfernen durften und wollten. Mit heisser Sehnsucht warteten sie auf einen Militärzug, der endlich wieder zwei oder drei Waggon Flüchtlinge anhängte. Bei Tieffliegerangriffen kam ein Kind an der Brust der Mutter ums Leben. – Und dann wurden alle zerrissen: Die einen kamen in verschiedene Auffanglager in Sachsen, die anderen nach Schlesien. – Frauen und Kinder und die älteren Personen haben oft arg gehungert, unterwegs und in den Lagern. Dagegen hatten die Leute bei

⁴ SA-Obergruppenführer Siegfried Kasche war nach der Proklamation des «Unabhängigen Staates Kroatien» im April 1941 zum deutschen Gesandten in Agram ernannt worden.

den 350 Wagen immer noch halbwegs genügend zum Essen, wenn sie auch fast täglich bis auf die Haut durchnässt waren von dem kalten Herbstregen.

Die Wagen fuhren nun jeden Tag ca. 30 km über Ujpetre, Szigetvár, Tompsany, Kiskomarom, am Plattensee vorbei, Sárvár in Richtung Ödenburg. – Im Grossen und Ganzen waren die Ungarn recht entgegenkommend und opferbereit. Es war ja keine Kleinigkeit, ca. 1'000 Menschen und 700 Pferde zu verpflegen. Zudem war unser Treck nicht der erste und nicht der letzte, der durch die Ortschaften kam. Die Benediktiner z.B. der Abtei Zalaapati liessen auf ihre Rechnung 100 kg Brot verteilen durch den Bäcker, und dies war eine grosse Hilfe, nachdem die Heimatvorräte aufgezehrt oder durch den dauernden Regen verdorben waren. Nur als in diesen Tagen Horthy den Waffenstillstand anbot⁵, entstand grosse Nervosität bei den Flüchtlingen und bei den Ungarn helvet. Konfession, denn diese standen zu Horthy. Da mussten viele bei kaltem Regen auf der Strasse übernachten. – Noch etliche «Gewaltmärsche» und wir kamen am Nachmittag durch Ödenburg und am Abend des 17. Oktober nach Klingenbach im österreichischen Burgenland. In der Weingegend von Pöttsching gab es dann etliche Ruhetage, die für die überanstrengten Pferde recht notwendig waren. Der grösste Gewaltmarsch kam dann am Montag, dem 23. Oktober, etwa 62 km bis Wien. Auf dem Schlachtviehhof St. Marx kamen wir bei stockfinsterner Nacht und strömendem Regen an. Wir waren nun «daheim im Reich», aber in schöner Erinnerung werden diese Tage in Wien und St. Marx wohl bei keinem geblieben sein.

Noch eine grosse Gefahr wurde in diesen Tagen von unserer Kolonne abgewendet. Wir sollten nach Budweis weiterfahren, in das ehemalige tschechische Gebiet, obwohl vorauszusehen war, dass dort ein Bleiben unmöglich sei nach dem Sieg der Alliierten. Ein Offizier, der einige Zeit in Windthorst stationiert gewesen war und die beiden Kolonien gut kannte, verhinderte dies. Wir kamen nun in den Kreis Bruck an der Leitha und wurden dort auf ca. 40 Ortschaften aufgeteilt.

Anfangs November war es endlich Gottseidank soweit, dass alle wieder ein Dach über dem Kopf hatten. Langsam, wenn auch mit viel Streit und Kampf, holten dann die Männer ihre Angehörigen aus den Auffanglagern in Sachsen und Schlesien heraus, und bis Weihnachten waren so ziemlich alle Familien wieder vereint. Es ging den Flüchtlingen verhältnismässig gut in diesem Winter. Sogar die Pferde durften die meisten behalten. Dadurch konnten sie sich durch Fuhrwerksdienste manches verdienen. Und das wichtigste war, sie hatten noch Gespanne, als der Russe gegen Ostern 1945 immer näherkam. Ein Grossteil machte sich auf und fuhr nach Ober-Österreich, die meisten weiter nach Bayern in die Gegend von Simbach und Altötting. Eine starke Gruppe, besonders aus Rudolfstal, blieb jedoch in Nieder-Österreich zurück.

Abschliessend stellt der Vf. noch fest, dass die Deutschen aus Windthorst und Rudolfstal heute zerstreut in allen Gegenden Deutschlands und Österreichs leben und dass einige inzwischen auch nach den USA, Kanada, Argentinien und Australien ausgewandert sind.

⁵ s. hierzu Bericht Nr. 21, Anm. 1, S. 123.

Nr. 28

Bericht des Pfarrers Alois Krisch aus Alltag (Stari log) in der Gottschee.

Abschrift (vom Vf. durchkorrigiert und bestätigt), Winter 1947/48, 203 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Die Evakmerungsvorbereitungen im Ansiedlungsgebiet der Gottscheer Deutschen in der Untersteiermark und die Flucht bei Kriegsende.

Im ersten Teil seines Berichtes erörtert der Vf. die Gründe der Umsiedlungswilligkeit bei den Gottscheer Deutschen im Jahre 1941 und beschreibt das Ansiedlungsverfahren und die Verhältnisse im Ansiedlungsgebiet der slowenischen Untersteiermark bis zu den Ereignissen im Frühjahr 1945¹.

Im Herbst 44 haben manche schon einige Sachen in Kisten weggeschickt, um für alle Fälle wenigstens etwas zu retten. Es waren verhältnismässig wenige, die wussten, wohin sie was senden könnten. Ausser in einigen Einzelfällen, besonders von der Stadt, war es verschwindend wenig, was so gerettet werden konnte. Jene, die ihre Kisten in die Steiermark oder nach Niederösterreich und Wien schickten, verloren es dort, bevor sie selbst kommen konnten. Sehr bald auch wurde das Wegschicken eingestellt, weil die Bahn keine Sendungen mehr annahm.

Im Februar 1945 hiess es dann zum «Volkssturm» einrücken. Da musste alles mit. Manche versuchten wegen Gebrechlichkeit oder Kränklichkeit oder irgendeinem Fehler loszukommen. Aber ein Herr der Stellungskommission sagte: «Wem nicht beide Hände oder beide Füsse oder beide Augen fehlen, der soll sich nicht bemühen freizuwerden.» Die Beschädigten und Gebrechlichen wurden zum Train eingeteilt, darunter waren auch 60jährige Männer, die seit Jahren nicht mehr ohne Stock gehen konnten. Wenn ein solcher sich bei der Stellung auf sein Fussleiden berief, dann warf man seinen Stock auf den Boden und sagte, er soll ihn aufheben, konnte er das, dann musste er mittun. Einer vom Train (der Wetsch von Neulag) sagte mir einmal, ich gehöre auch zu ihrer Abteilung (wegen meines Asthmas), worauf ich spassweise die Antwort gah: «Danke, zur Krüppelkompanie gehe ich nicht.» Das sagte ich, weil ein Bemühen um eine solche Umstellung wahrscheinlich umsonst gewesen wäre und weil sie es dort eigentlich nicht leichter hatten. Sie mussten oft sehr viel tragen und dann erst noch exerzieren. Geistliche

¹ abgedruckt unter Nr. 2.

wurden sonst nicht eingezogen, ich aber wohl. Warum? Das ist mir nie klar geworden. Bei einer kleinen Schlussfeier nach der ersten Abrichtung hielt der Bezirkskommandant des Volkssturms eine Ansprache, wobei er lobend hervorhob, dass sich der Pfarrer freiwillig auch eingereicht habe. Alle staunten darüber, ich am meisten, nämlich, dass ich «freiwillig» dabei sei. In Wirklichkeit wurde ich genauso einberufen wie jeder andere auch. Ja, was nannte man damals von amtlicher Seite nicht alles «freiwillig»!

Mit der Zeit erhielten wir auch eine Uniform, es waren alte, abgetragene von Grenzfinanzern. Die Aufschläge mussten wir abtrennen und andere aufnähen ... Späterhin waren die Übungen für den Volkssturm nur noch an Sonntagen. Ich bat um Erlaubnis, später kommen zu dürfen als die anderen Männer, weil ich Frühgottesdienst habe, und am Nachmittag wieder früher Weggehen zu dürfen, da ich wieder in einer anderen Pfarre Abendmesse hätte. Die Erlaubnis wurde mir immer bereitwillig gegeben. Dies wohl deshalb, weil diese Ausnahme nicht ein Vorteil oder eine Bequemlichkeit für mich, sondern eher ein Opfer von mir zugunsten des Volkes war; etwas mag auch die Tatsache dazu beigetragen haben, dass ich immer gutwillig und ohne jedes Sträuben mittat. So machte ich am Sonntag die militärischen Übungen mit und hatte trotzdem am selben Tage auch noch drei Gottesdienste an verschiedenen Orten, was mich mit der ganzen Volkssturmangelegenheit mehr versöhnte, denn ich war zufrieden, dass ich trotz allem in meinem Berufe tätig sein konnte.

Es mag von mir als «Volkssturmmann» sehr unmilitärisch gewesen sein, war aber für mich als Priester selbstverständlich, dass ich in dieser Zeit täglich den Herrgott gebeten habe, er möge mich davor bewahren, dass ich jemals in die Lage käme, auf Menschen schiessen zu müssen.

Evakuierung:

Ostern 1945 wurde die Evakuierung von Rann und Umgebung vorbereitet. Ein Zug, in dem alles mitgeht, Frauen, Kinder, Greise, alles Gepäck (ohne Möbel), Vieh usw. heisst «Treck». Also die Trecks organisieren. Ich bekam die Aufgabe, zwei Gemeinden so zu organisieren und für diese dann der «Treckführer» zu sein. Ich tat es. Anderswo taten es andere Männer. In acht Tagen war alles soweit, dass wir ohne weiteres hätten ziehen können; aber da dies nicht erlaubt war und auch nicht mehr abgeblasen werden konnte, wurde immer weiter organisiert bis ins kleinste, was natürlich nie hätte funktionieren können. Es wurde alles überorganisiert. Die Männer bei der Kreisführung, die das über hatten, jammerten, dass sie ganze Nächte an der Organisation arbeiten müssten; in Wirklichkeit sofften sie die Nächte in den Kanzleien, wenigstens traf ich sie in der Früh mehrmals betrunken und sah die Schnapsflaschen unter dem Tische; sie aber behaupteten, sie hätten die ganze Nacht gearbeitet. Ich musste oft dorthin, da ich Treckführer für zwei Gemeinden war. Zu organisieren gab es schon lange nichts mehr, und doch musste immer wieder was gefunden werden, was nach Tätigkeit aussah.

Nur das eine geschah in dieser Zeit, dass doch Frauen mit ganz kleinen Kindern, dann auch solche mit vielen Kindern samt etwas Gepäck mit Autobussen nach Kärnten

gebracht wurden, die letzten Tage dann auch mit der Eisenbahn (wobei man auch alte Leute mitnahm). Aber die beiden letzten Züge kamen nicht mehr durch: der eine gar nicht², der andere wurde noch von Bruck an der Mur von den Russen nach Marburg zurückgeschickt, wo diese Leute auch ihres Gepäcks beraubt wurden.

Wir hier im Siedlungsgebiet sahen seit Wochen, dass die Strassen schon sehr besetzt, zeitweise überfüllt waren von Militärautos, die aus Kroatien heraufkamen, von kroatischen Flüchtlingen und besonders von Ustaschas (eine kroatische Miliz). Wir aber durften nicht fort.

Die Flucht:

Am 8. Mai, gegen 8 Uhr früh kam ich vom Krankenhaus zur Kreisführung, da hiess es: heute mittags zieht alles los. Endlich! – aber zu spät! Organisiert war so, dass jeden Tag eine andere Gemeinde bzw. ein anderer Treck auf die Reise gehen soll. Jetzt alles auf einmal und auf einer einzigen Strasse, die zweite vorgesehene (über Wisell) war nicht mehr gangbar. Auch die Fülle von Militärautos, Kroaten und Ustaschas hatte sehr stark zugenommen. In diesen Wirbel hinein sollten nun auch noch unsere Trecks, und zwar alle auf einmal! Es sah von vornherein hoffnungslos aus; aber wir wollten es versuchen, denn fort müssen wir, das sah jeder ein. Konnte doch schon lange niemand mehr begreifen, warum wir noch da sein mussten und nicht schon längst über alle Berge sind. Endlich soll es nun doch gehen.

Aber schon vom Wohnort weg «funktioniert» die Sache nicht. Auf der überfüllten Strasse sich geschlossen einreihen war ganz ausgeschlossen; auch die einzelnen Fuhrwerke hatten es schwer, auf die Strasse hinauszukommen. Damit war von Anfang an die grösste Unordnung, und das Unglück war fertig. Die ersten 2 km gab es oft Stockungen, die Fuhrwerke mussten nach 200-300 m immer wieder für längere Zeit stehenbleiben, es war furchtbar schwer weiterzukommen. Nach 3 km durfte niemand in die kürzere Strasse über Skopitz einbiegen; was da oben für ein Hindernis war, weiss ich nicht, wir mussten den Umweg über Zirkle nehmen. Dort kamen noch viele andere dazu. Langsam wälzte sich die ganze Masse vorwärts; Militärautos fuhren immer wieder vor. Da es ganz aussichtslos war, den Zug jetzt irgendwie in Ordnung zu bringen, gab ich mir viel Mühe, wenigstens eine Übersicht darüber zu gewinnen, fuhr mit dem Radi nach vorn und wieder zurück zu den letzten und wieder nach vorn (wobei ich oft über Wiesen fahren musste, da auf der Strasse kein Platz war), – alles umsonst, nicht einmal einen Überblick über meinen Treck konnte ich gewinnen. Hinter Grosse Dorf, auf der Strasse über Landstrass her, kamen kroatische Ustascha in grossen Mengen, zu Fuss, reitend und mit Wagen. Schreiend, schimpfend und fluchend drängten sie sich rücksichtslos durch und vor, man musste sich fürchten vor diesen Menschen. Unsere Ochsen- und Kuhgespanne hatten die grössten Schwierigkeiten. Wir kamen noch mehr auseinander.

Bei Haselbach ist eine Seitenstrasse, ich glaube, dass die uns doppelt recht komme. Erstens musste das Vieh, das 6 Stunden auf dem Marsche war, gefüttert werden, wer

² vgl. Bericht Nr. 29, S. 164.

weiss, wann wir wieder eine solche Möglichkeit finden, auf der Hauptstrasse war dazu keine Gelegenheit; zweitens hoffte ich, hier könnte sich der Treck sammeln. Zu diesem Doppelzweck schaffte ich die Leute unseres Zuges auf die Seitenstrasse hinein, konnte aber auch so nur einen Teil erfassen.

Wie verwirrt die Leute schon waren, zeigt folgendes Beispiel: Eine Frau aus Langenton hat den Fuss gebrochen, höre ich. Als ich die Frau suchte, erfuhr ich, man habe sie aufs Feld neben die Strasse gelegt und dort gelassen. Natürlich begriff ich nicht, wie man das tun konnte: «Wir werden die Frau doch nicht dort umkommen lassen!» Es werde das Rote-Kreuz-Auto kommen und sie weiterführen, sagte man. «Woher heute noch ein Rotes-Kreuz-Auto? Das ist doch auf der Flucht! Und wenn es noch da wäre, wie wollen Sie es verständigen?» Ihr Mann schaut mich entgeistert an und sagt: «Ich weiss nicht wie oder was, ich kenne mich nicht mehr aus.» Tatsache war, dass wir uns allesamt nicht mehr auskannten; aber deswegen darf man doch nicht eine Frau mit gebrochenem Fuss einfach aufs Feld setzen und bleiben lassen; wenn wir sie nicht mitnehmen, klaubt sie niemand mehr auf, hat doch jeder mit sich selbst genug zu tun. Da fuhr ich mit dem Radi zurück, um sie auf irgendeinen Wagen aufzuladen und sie so herzubringen, fand sie aber nicht. Zurückgekommen verlangte ich, ein leichter Wagen muss zurück, und jemand, der weiss, wo die Frau ist, muss mitfahren und die Frau herbringen. Das hatte seine Schwierigkeiten, aber schliesslich setzte ich es doch durch. So bekamen wir die Frau wieder her.

Inzwischen wurde es Abend. Andere Flüchtlinge kamen von anderer Seite in unsere Reihen, und die vorderen von den Unsrigen fuhren, sobald sie die Möglichkeit fanden, wieder auf die Hauptstrasse hinaus in das Gedränge und Getümmel.

Hinter uns in den Dörfern, in denen am Vormittag noch unsere Leute waren, Sprengungen, die am Abendhimmel unheimlich aufleuchteten, kleinere fortwährend, grössere zeitweise. Was wird gesprengt? Wer sprengt? Einzelne Brände sehen wir in den Ortschaften, Schiessereien hören wir. Sind es deutsche Soldaten, die hinter sich Sprengungen vornehmen? Sind es Feinde, die die Flucht hindern wollen? Sind die Schiessereien zwischen deutschem Militär und Banditen, oder schiessen diese auf unsere Leute? Einzelne Flieger sind über uns, ob Freund oder Feind können wir nicht mehr unterscheiden. Ist vielleicht schon die Front so nah hinter uns? Es ist ein wahres Kriegsgetümmel! Ganz im Ungewissen, in vollständiger Unwissenheit müssen wir da umeinanderstehen, können nichts tun, können auch nicht weiterflüchten. Hie und da schläft einer für eine halbe Stunde auf dem Wagensitze ein.

In der Nacht äussere ich meine Befürchtung: Ich fürchte, morgen sind wir soweit, dass wir die Fuhrwerke mit allem, was darauf ist, stehenlassen, den Rucksack oder sonst ein «Pinkele» (Bündel) nehmen und uns glücklich schätzen werden, wenn wir mit dem oder auch ohne das durchkommen. Es schaut ganz darnach aus. Die Männer sind derselben Meinung, die Frauen schauen uns schweigend an, auch sie geben sich keinen Hoffnungen mehr hin, aber sie jammern auch nicht. Aber noch kann sich niemand von seiner Habe trennen, noch geht niemand von seinem Wagen und seinem Gepäck, ist es

doch alles, was er noch hat; noch wollen wir es versuchen. Wir spekulieren, wie wir uns wieder auf der Strasse einschalten könnten, auf der Lastauto um Lastauto rollt und die dichtgedrängten Fuhrwerke überholt. Nur einzeln gelingt es, wenn hie und da einmal die Autokolonnen abreißen.

Gegen 4 Uhr morgens kommt mehr Bewegung in unsere Reihen, langsam kommen wir auf die Strasse hinaus und sind wieder im selben Trubel wie gestern nachmittags – oder noch mehr!

Knapp vor Gurkfeld, links von der Strasse, lagern Weitentaler, die zweite Gemeinde meines Trecks. Ich will sie auf den Weg schaffen. Die Lehrerin (Zellenführerin) habe gesagt, es werde bis 7 Uhr gerastet. Weiter vorn, rechts, ist Dr. H. mit seinem Traktor, gehört auch zu den Weitentalern. Ich will ihn sprechen. Er hat Wachposten aufgestellt und darf nicht geweckt werden. Ich erkannte, dass ich, obwohl Treckführer, nichts zu sagen hatte. Wir gehen weiter. 300–400 Meter weit kommen wir, am Eingang von Gurkfeld müssen wir stundenlang halten; während dieser Zeit kommen wir hie und da einmal um eine Wagenlänge vorwärts, mehr nicht, es stockt alles von der Brücke her. Unsere Fuhrwerke sollen alle über die Brücke hinüber auf das linke Saweufer, am rechten fahren nur Autos hinauf. Auto um Auto fährt uns vor, andere, die auf der drübere Seite bis hierherauf gekommen sind, müssen herüber, da drüben die Strasse zu eng ist. Wir stehen, warten, schauen und kommen nicht vom Fleck.

Ca. 8 Uhr sind wir über der Brücke, bei der Kirche in Wiedern. Wir sind also in 4 Stunden 3 km weit gekommen. Das sind schöne Aussichten für eine solche Flucht, haben wir doch an die 200 km zurückzulegen, bis wir über die Karawanken (Kärntner Grenze) sind! Die Weitentaler hatten mit ihrem Lager insofern recht, als einige Stunden früher oder später auf der Strasse kaum den Unterschied von 2 km ausmachten. Ich war der Meinung, wenn wir einmal am linken Saweufer sind, die Strasse frei von Autos, dann geht es leichter. Hier im Orte war es nicht besser. Die Strasse ebenso überfüllt, von unten herauf strömten immer neue Massen nach. Es brauchte lange, bis sich hie und da ein Fuhrwerk in den Gang einschalten konnte, alles war wieder zerstreut. Langsam wälzte sich das Ganze vorwärts, aber es war doch Bewegung drinnen. Das Unangenehmste waren jetzt die Ustascha mit ihrem Geschrei und Gedränge. Das waren ganz wilde Leute, die wildesten, die ich je im Leben angetroffen hatte (später erfuhr ich allerdings, dass sie noch nicht die schlimmsten waren). Ich bemühte mich, nach vorne und nach rückwärts zu sorgen, es war ganz ausgeschlossen, war unmöglich. Die Strasse auf dieser Seite der Sawa war sehr eng. Selten war eine Stelle, wo ein Fuhrwerk dem anderen vorfahren konnte; wo dies der Fall war, benützten es die Ustascha (die hatten ausschliesslich Pferdegespanne), um vorzufahren, sonst aber schrien, schimpften und fluchten sie immerfort. Meistens war es so, dass ich auch mit dem Rade nicht vorwärts konnte, die Strasse war zu eng, ausserdem waren auch noch viele Ustascha zu Fuss neben den Wagen. Ein Ustascha nahm schon sein Gewehr von der Schulter und wollte mich mit dem Kolben schlagen, es gelang mir, ihn etwas zu beruhigen. Nachdem ich die Aussichtslosigkeit meiner Bemühungen endlich einsah, setzte ich mich auch auf einen Wagen, ich war wirklich schon sehr müde. Die Mittagsrast wollte ich benützen, um

irgendwie etwas zu ordnen, auch das war vergebens. Jeder tat, was ihm gefiel, oder besser gesagt, was er glaubte, tun zu müssen, weil er nicht anders konnte. Beim Aufbruch versuchte ich es wieder, alles war umsonst.

In Lichtenwald wurde die Stockung immer ärger. Die Ustaschas drängten sich in Massen vor, Zivil müsse beiseite, schrien sie, doch hatten auch sie Frauen und Kinder auf den Wagen. Bald konnten auch sie sich nirgends mehr durchdrängen. Ein fürchterliches Gedränge, Geschrei und Getriebe, ein Wogen, ein Füreinanderzwingen von Fussgängern hin und her: die Stockung war vollständig. Sie war nicht nur hier, sie hatte ihre Ursache in Steinbrück (18 km weiter vorne), wo die Autos vom anderen Ufer auch auf diese Seite herüber mussten. Von dort bis hierher war die Strasse voll gepropft von Pferde-, Ochsen- und Kuhgespannen, und Scharen von Menschen, besonders Frauen und Kinder daneben. Einige spannten das Vieh aus, damit es fressen und rasten soll; auf längere Zeit war keine Aussicht weiterzukommen. Hier traf ich auch den Kompanieführer von unserem Volkssturm, der gestern abends mit dem Pferdegespann schon weit vor uns war, hier aber auch noch nicht weiterkommen konnte. Ich klagte ihm, dass ich weder gestern noch heute irgendwelche Ordnung zustande bringen konnte, hier sei es erst ganz unmöglich. Er sagte, dass ich in Anbetracht dieser verwirrten Lage jeden weiteren Versuch lassen und nur für mich sorgen soll.

Am späten Nachmittag verbreitete sich die Nachricht von der Kapitulation Deutschlands. Erst wusste noch niemand, soll er es glauben oder nicht, war es doch jedem ohne weiteres klar, dass in diesem Falle unsere Flucht zu Ende sei. Dann überzeugte uns davon ein Gottscheer, der schon zwei Jahre hier war und nicht zu fliehen gedachte (der Fleischhauer K. aus M.). Vollständige Ratlosigkeit. Als eine Art Bestätigung dafür erschien uns die Nachricht: Zwischen Steinbrück und Römerbad lassen die Partisanen niemand mehr durch. – Dort ist eine enge Strasse durch den Wald, den Bergabhang ansteigend. Dieses Stück Strasse sperren ist nicht schwer. – Alle müssten dort die Waffen abliefern. Unser Treck war gut bewaffnet, er wird die Waffen auch abgeben. Aber die Ustascha? Und wir sind mitten unter ihnen. Wenn die hinschiessen, wird auch bergeschossen, natürlich auf alle! Das schaut schlimm aus. Einige fahren von der Strasse auf die Wiese hinaus und spannen das Vieh aus. Wir treten hin und her, vom einen zum anderen, alles ist ratlos, jeder fragt, niemand weiss was zu sagen. K. redet uns zu, wir sollen nicht versuchen weiter zu fliehen und dableiben. Ich spreche noch mit einigen, dem Karl (Walleisch) sage ich, dass es mir schon vorkommt, es wäre besser, wir gehen zu seinem Bruder Anton nach Sawenstein. Er kann sich auch nicht entschliessen. Jemanden was zu fragen hat keinen Zweck mehr, keiner weiss, was er tun soll, noch weniger weiss er, einem anderen zu raten. Wir sind auf dem toten Punkt angelangt.

Eine schwache Stunde vor der Dämmerung sah ich 20–30 wild dreinschauende junge Männer und Burschen, mit Gewehren und Maschinenpistolen bewaffnet, neben der Strasse bei uns sich hinlegen (sie waren in Zivilkleidung), ich hielt sie für Ustascha. Als ich nach einer Viertelstunde vom anderen Wagen herüberschaute, waren sie aufge-

standen und gingen über die Strasse dem Bahngeleise zu. Fleischhauer K., den ich darauf aufmerksam mache, schaut ihnen nach, dann verstand ich, er hat sie als Partisanen erkannt. Mein Entschluss war rasch gefasst, ich nahm meine Aktentasche vom Wagen, liess alles andere Gepäck bleiben, sagte zur Köchin, ich wisse nicht, ob ich heute noch zurückkomme, und ging. – Damit habe ich jeden Versuch einer weiteren Flucht aufgegeben. Irgend jemanden zu bereden oder ihm zu raten, er solle es auch so machen, wagte ich nicht, wusste ich doch nicht, was das Bessere wäre, so oder so. Damit kam ich von der Masse unserer Leute und zugleich um alles, was ich noch hatte retten wollen.

Im Folgenden berichtet der Vf. noch ausführlich über seine Erlebnisse unter dem jugoslawischen Nachkriegsregime in verschiedenen Internierungs- und Arbeitslagern, in einem Lazarett für deutsche Kriegsgefangene und während seiner dortigen Tätigkeit als Lazarett-Pfarrer bis zu seiner «Repatriierung» als ehemaliger österreichischer Staatsangehöriger Anfang Januar 1946³, über die Verhältnisse in einigen Flüchtlingslagern in Österreich während des Jahres 1946 und die allgemeine Lage der geflüchteten und aus Jugoslawien vertriebenen Gottscheer.

Nr. 29

Erlebnisbericht des Landwirts K. R. aus Windischdorf (Slovenske vas) in der Gottschee.
Original, 6. März 1958, 16 Seiten, hschr. Teilabdruck.

Die Evakuierung und Flucht der deutschen Ansiedler aus der Untersteiermark; Sammlung der Flüchtlinge in Auffangslagern nach Kriegsende und ihr Abschub aus den Sammellagern nach Österreich Ende Mai 1945.

Nach seiner Darstellung der Umsiedlung der Gottscheer Deutschen Ende 1941 und der Verhältnisse im Ansiedlungsgebiet der slowenischen Untersteiermark¹ berichtet der Vf. weiter:

Anfang Februar 1945 wurde uns bekanntgegeben, Vorbereitungen für eine eventuelle Flucht zu treffen. Die Ochsen wurden beschlagen, Transportwagen mit einem Dach versehen, Bekleidung in Koffer und Kisten verpackt. Anfang März wurde alles schon vorbereitet für den Abmarsch, aber der Befehl zum Abmarsch kam nicht. Ohne den Befehl der Kreisleitung durfte niemand abfahren. Die angesiedelten Umsiedler kamen im April schon in eine verzweifelte Lage. Die meisten fühlten, dass eine Flucht mit den Trecks nicht mehr möglich sei. Aber die Kreisleitung versicherte uns immer wieder,

³ Die Schilderung der «Repatriierung» mit ihren Begleitumständen ist abgedruckt unter Nr. 74.

¹ abgedruckt unter Nr. 3.

dass es nicht verspätet sei und dass wir rechtzeitig den Befehl zum Abmarsch erhalten werden. Es ist sogar am 30. April noch eine solche Bekanntmachung ergangen. Die Schuld des verspäteten Abmarsches war angeblich bei der Gauleitung.

Vom 5. bis 7. Mai wurden Frauen mit kleinen Kindern mit der Eisenbahn abtransportiert. Am frühen Morgen, 8. Mai, kam dann der Befehl für den Abmarsch der Treckskolonne. Ich ging mit meiner Familie am 8. Mai, zirka 12 Uhr ab. Der Treck bestand grösstenteils aus Ochsespann, bis auf einige Pferdegespanne. Es ging sehr mühsam weiter, da die Strassen von den sich zurückziehenden Wehrmachtseinheiten überfüllt waren. Den ersten Tag konnten wir zirka 20 km machen, den zweiten Tag zirka 10 km. Am dritten Tage, 10. Mai, war die Strasse so verstopft, dass man mit einem Gespann keinen Schritt weiterkonnte. Zirka 12 Uhr verliessen schon einige ihre Wagen und Gespanne. Auch die Wehrmacht verliess ihre Pferdegespanne und setzte sich im Fussmarsch weiter. Kraftwagen benutzten diese Strasse nicht. Nach 12 Uhr trafen dann auch schon Partisanen in der Nähe der Strasse ein. Wir verliessen unsere Ochsespanne um zirka 17 Uhr. Wir nahmen nur die notwendigste Bekleidung, Wäsche und etwas Essware mit und setzten uns im Fussmarsch weiter über Steinbrück nach Cilli. Die Strasse war so besetzt, dass man kaum durchkommen konnte in ganz langsamem Tempo. In einem anliegenden Gelände kämpften die Partisanen mit der noch bewaffneten kroatischen Wehrmacht (Ustascha). Durch diesen Kampf konnten wir entweichen. – Ein Teil der Umsiedler ist von den Partisanen nach Rann wieder zurückverschleppt worden und wurde von dort erst nach einigen Tagen wieder freigegeben, einige wurden auch zurückgehalten². – Entlang unserer Marschrouten sah man tote Menschen liegen.

² Darüber berichtet z.B. der Bauer J. S. Folgendes: «Vor Steinbrück haben uns die Partisanen schon eingeholt, da haben sie mir das Fahrrad genommen. Da ging es Los: Pferde samt Wagen wurden in die Säge gestürzt, bespannte Wagen haben sie in Brant gestekt. Und eine Schiesserei! Ich mit meiner Frau sind von der Strasse weg in einen kleinen Wald gefahren und sint unter einer Hecke die ganze Nacht gehockt und gelauert, ob der Tod kommt. In Steinbrück haben Sie die Brücke gesprengt, so konnten wir nicht mehr Weiter. Ich bin an der Säge gegangen und habe im Gedanken mit Leben und Tod gekämpft. Da gab es Thote und Verwundete. Nachmitag mussten wir zurückdrehen. An der anderen Seite der Säge 19 tage nur auf der Freue [ira Freien], da haben Sie mir den Wagen genommen. Doch habe ich wieder einen auf dem Platz gefunden, habe ihn zusammengestellt und meine Sachen aufgeladen. Am nächsten Tag musste ich 6 Partisanen in einen Wald eine Stunden weit führen. Da dachten wir, ich und meine Frau, das ist unsere letzte fahrt. Dort haben wir eine Stunde gewartet, habe mich mit Pferd und Wagen langsam umgedreht und sint im Galop durchgegangen. Als wir zurück kamen, haben sich alle gewundert, das wir noch leben. Ich hatte 6 par Schuhe, so haben sie mir langsam alle weggenommen, bis ich keine mehr hatte. In Sawenstein haben Sie mir auch mein Pferd weggenommen und ein anderes gegeben, das ein schlechten Fuss hatte; und noch 7 Leute auf dem Wagen.

In Rann mussten wir alle die Pferde auf die Weide führen und – niewiedersehen. Zum Wagen zurück gekommen, hies es: was wir tragen konnten, kannman nehmen; da haben wir noch Kleider, Geschir, Esswahren und die ganzen Papire mitgenommen. Dann in ein Lager, 3fachen dratferhau. Den Nächsten Tag die ganzen Männer antretten; musste jeder seine thaten angeben. Zum Schluss mussten wir zuschauen, wo sie 6 Mann erschlagen haben.

Nächsten Tag, 11. Mai, kamen wir in Cilli an. Der Eisenbahntransport mit alten Leuten und Frauen mit ihren kleinen Kindern, der schon vor uns in Rann abgegangen war, stand auf einem Nebengeleise in Cilli. Als wir dort erfahren haben, dass keine Aussicht sei für die Weiterleitung dieses Zuges, gingen wir gruppenweise zu Fuss ab in Richtung Österreich³.

Am 3ten Tag, am 27.5.1945, haben Sie uns wieder Einwagonirt, 50 Persohnen samt gepäck in ein Wagon, abgesperrt und nur 2mal ½ Stunde in 24 Stunden geöffnet. In Marburg war die Kontrolle. Dort war man gründlich ausgesucht; alle Messer, Uhren, Schmuck, Eheringe, das ganze Geld, alle Papire und Kleider weggenommen. Ich habe gebeten, nur den Besietzbogen und die Einbürgerung solten Sie mir lassen. So wurde ich geschlagen, das mir das Blut beim Mund, Nase und Ohren herausfloss. Auch die gold Zähne haben sie mir herausgeschlagen. Und so von allem befreut. Bloss was wir am Körper Kleider hatten, hat man uns gelassen. Ohne Schuhe musste ich laufen; hunger, durst und kein Pfening in der tasche.

In Spielfeld haben Sie uns dann freigelassen. In der Nacht haben wir uns ein Feuer gemacht, da es sehr Kald war. In der Früh ging es weiter bis Wagna bei Leibnitz.» (Erlebnisbericht; Original, 19. März 1958, 6 Seiten, hschr.)

Auch diejenigen Umsiedler, die sich nicht auf die Flucht gemacht hatten oder wieder in ihre Ansiedlungsorte zurückgekehrt waren, wurden seit Anfang Juni ebenfalls in die Sammellager geschafft und nach Österreich abtransportiert. Darüber berichtet u.a. die Bauersfrau M. M., die Mitte Mai von der Flucht zurückgekehrt war, Folgendes:

«So vergingen 3 Wochen; u. eines Tages kam der Befehl, alles muss weg, bis in 10 Minuten fertig machen. Da sind sie mit Wagen gekommen u. haben uns bis Gurkfeld (war unsere nächste Stadt gewesen), dort haben Sie uns abgeladen u. in einen grossen Hof abgeladen, nur untern freien Himmel. Und da mussten wir denn Dreck putzen, wo zuvor alles verwüstet wurde, u. haben sich die Leute Steine zusammengestellt u. so das Töpfchen drauf gestellt u. gekocht. Wir bekamen ja auch so eine Kleien-Brühe oder Erbsen, wo lauter Würmer drinnen waren, so ein Gefrass bekamen wir. Da brachten Sie einen Wagen auf die Mitte, die Leute mussten Ihre Sachen alle raus – welche hatten ja noch, welche noch dortgeblieben waren – u. haben den Leuten alles weggenommen; wer mehrere Kleider anhatte, musste ausziehen, u. so auch Schuhe, u. bekäme alte. Da blieben wir einige Tage. Und dann bis es, wir fahren mit dem Zug weg. Die jungen Leute, auch meine Tochter, Männer u. Frauen ohne Kinder, waren zurück behalten; die mussten weiter dort arbeiten. So sind wir in Zug eingestiegen, u. wer noch was hatte, musste es nochmals abgeben. Der Wagen wurde geschlossen, u. bei der grössten Hitze mussten die Leute zusammengepresst mit Kindern u. alten Leuten auf den Fussboden liegen, ohne Wasser. Da sind wir Stunden lang gestanden, weil doch die Strecken, kaput waren; viele Leute sind krank geworden, haben die Ruhr bekommen u. haben sich ganz voll gemacht, u. das war ein Gestank u. kein Fenster war offen. Und so ging es Tage lang, bis wir endlich über die Grenze nach Österreich kämten; u. da liessen Sie einfach die Wagone stehn u. sagten uns lange nicht, das wir schon in Österreich sind. – Und die, wo in Gurkfeld zurück bleiben mussten, kämten dann nach Stermtal [s. die Berichte Nr. 70 ff.], wo Sie Wochen lang in dem Vernichtungslager verbringen mussten (die meisten sind gestorben). Dann waren Sie im späten Herbst bei Kälte u. Regen über Ungarn in offenen Zügen weiter nach Wien geschickt. Viele, auch meine Tochter hatt dann Kopf- u. Fleck-Tiefus bekommen, war 12 Wochen im Krankenhaus in Wien u. kam zu Weihnachten im Jahre 45 zu uns ins Lager Kapfenberg, Österreich.» (Erlebnisbericht; Original, 27. März 1958, 13 Seiten, hschr.)

³ Über einen weiteren Transport von 95 Waggons, der am 7. Mai von Gurkfeld (Krško) abgefahren war, berichtet der Kaufmann J. Sch. Folgendes: «Der Transport wurde kurz vor Cilli gebracht. Die Geleise waren durch bis Marburg, Zug an Zug, doppelgeleisig verstopft. Unser Zug lag hier

In Krainburg wurden wir gruppenweise, so wie wir dort eintrafen, einige Tage festgenommen und in ein Barackenlager interniert. Zum Essen bekamen wir nichts, und der Hunger war schon sehr gross, da niemand mehr eigene Essware hatte. Als nun die Leute schon einige Tage nichts mehr zum Essen hatten, hiess es, dass wir Mittagessen erhalten werden. Anstatt des Mittagessens kam um 11 Uhr der Befehl, alles antreten zum Abmarsch. Die Abtransportkolonne wurde zusammengestellt, und wir marschierten auf die Strasse. Dort warteten wir bis zum Abmarsch. Wir bekamen einen Transportführer und eine Krankenpflegerin zugeteilt. – Der Transportführer soll angeblich ein österreichischer Arzt aus einem Lazarett gewesen sein und ebenso auch die Krankenpflegerin. – Nach einigen Stunden Wartezeit auf der Strasse kam der Befehl zum Abmarsch. Als Begleitung wurden uns einige Partisanen auf Pferden zugeteilt. Die Abtransportkolonne bestand aus rund 1'200 Gottscheern und 200 Personen anderer Nationalität, insgesamt 1'400 Personen.

Mit leerem Magen traten wir unseren Fussmarsch an und wussten nicht, wohin es ging. Am zweiten Tage fühlten wir uns schon schwach, aber die Angst trieb uns weiterkommen. Wir hatten Geld, aber es gab nichts zu kaufen. In einzelnen Fällen konnte man durch Betteln bei der ansässigen Bevölkerung neben der Strasse etwas bekommen, aber Geld wollten sie nicht annehmen. Sie gaben es aus Mitleid. Grösstenteils waren wir mehrere Tage ohne Essen. Auf dem Tagemarsch, wenn wir eine Rastpause hatten, kamen die Partisanen und raubten uns nach Möglichkeit aus. Das Geld hatten wir meistens getrennt aufbewahrt, auch in schmutziger Wäsche. Die Frauen wurden nicht so genau untersucht. Vielen wurden das noch vorhandene Geld und die Wertgegenstände von den Partisanen abgenommen.

Nach mehreren Tagemärsen sind wir in Begleitung der Partisanen in Cilli angekommen. Wir wurden dort in ein Barackenlager in einem Walde neben der Stadt Cilli

günstig auf einer Wiese, abgelegen von dem grossen Gedränge auf der Landstrasse, die aus Kroatien kam. Der Transport stand 5 Tage auf demselben Platze. Nach diesen 5 Tagen wurden uns die Geleise freigemacht bis Cilli. In Cilli stand der Transport bis 22. Mai 1945. Alles, was nur arbeiten konnte, wurde von Partisanen eingesetzt, und zwar zum Strecken freimachen, Geleise bauen (die teilweise von der Ustascha mit auf den Geleisen liegenden Munitionszügen in die Luft gesprengt wurden, so dass 2-3 km Strecken ganz verschwunden waren, Waggone in den Erdboden gepresst). Am 22. Mai 45, um 22 Uhr wurde die Strecke Cilli–Marburg eingeleisig hergestellt, und unser Transport fing/ an zu rollen. Mit der Versprechung nach Österreich fuhren wir weiter. Die Ankunft in Marburg war im Morgengrauen. Die Waggons wurden auf Seitengeleise gestellt. Um 8 Uhr mussten wir unser ganzes Hab und Gut, was wir mithatten, aus den Waggons stellen. Die Männer wurden von den Frauen und Kindern getrennt aufgestellt. Hier begann dann die Hölle.

Ich und noch ca. 300 Gottscheer Männer wurden mit LKW nachts in das Vernichtungslager Sterntal gebracht... [Über die Verhältnisse im Lager Sterntal s. die Berichte Nr. 70 f.] Ich wurde Ende Sept. 1945 entlassen. Ich kam ohne Hemd und ohne Unterwäsche heraus, die Oberbekleidung zerissen, voll Läuse, der Körper verkrustet und angeschwollen. Ich war kaum gehfähig. In offenen Waggons bei Regen und Schneetreiben wurden wir über Laibach nach Rosenbach von Partisanen begleitet. In Rosenbach wurden wir den Engländern übergeben und nach Klagenfurt gebracht.» (Erlebnisbericht; Original, 16. März 1958, 3 Seiten, mschr.)

untergebracht. Am zweiten Tag nach der Ankunft bekamen wir dort die erste Verpflegung, es war eine Krautsuppe als Mittagessen. Gegen Abend kam dann noch ein kleiner Transport unserer Landsleute dort an, die noch einige Pferdegespanne hatten. Es wurde ihnen alles abgenommen bis auf ein geringes Mitgepäck. Sie wurden dann an unsere Marschkolonne angeschlossen. Am darauffolgenden Tage kam der Befehl, in Marschkolonne um 8 Uhr für den Abtransport auf der anliegenden Strasse bereitzustehen für den Abmarsch nach Österreich.

Bevor der Befehl zum Abmarsch erteilt war, wurden von der Marschkolonne alle Männer von 18 bis 40 Jahren aus der Abtransportkolonne herausgeholt. Es kam aber vor, dass auch jüngere und ältere Jahrgänge mit eingereiht wurden. Mein Sohn wurde auch mit eingereiht. Er war kaum 16 Jahre alt, es fehlten noch zwei Monate. Weder ich, noch er konnten etwas erreichen für seine Freiheit. Ich wandte mich dann an unseren Transportführer. Durch einen gelungenen Trick bekam er ihn frei. – Unser Transportführer setzte sich sehr mühevoll ein und tat alles, was in seiner Macht lag, gegen die ungerechte Auswahl, aber er konnte nichts machen. Mit seinem gewagten Trick gelang es ihm nur, zwei Jugendliche unter 18 Jahren freizukommen. – Die Herausgeholteten mussten zurückbleiben.

Unsere Transportkolonne wurde dann für den Abmarsch vorbereitet. Zwei Pferdegespanne wurden uns zugeteilt, zur Beförderung der nicht Marschfähigen. Wir setzten dann wieder zu einem mehrtägigen Marsch an, ohne Verpflegung, in Richtung Österreich, unter Partisanenbegleitung. Jeder musste selber dafür sorgen, dass er soviel Essware aufbrachte, dass er nicht verhungerte.

Nach mehrtätigem Marsch kamen wir über Unterdrauburg an der Grenze an. Dort wurden wir gegen Ende Mai von der englischen Besatzung übernommen und kamen in Lavamünd in Österreich an. Wir erhielten dann dort auch eine vorübergehende Verpflegung. Für eine vorübergehende Unterkunft wurden wir am darauffolgenden Tage mit mehreren Lastkraftwagen in ein Lager nach Eberndorf überbracht. Unser Transportführer (österreichischer Arzt) verliess uns, als wir über die Grenze kamen. Sein Wunsch und Pflicht war erfüllt. Durch seine übermenschliche Leistung, die er bei der Führung des Transports vollbrachte, kam er vollkommen erschöpft in Österreich an. Keiner aus unseren Kreisen hätte diese Kraft aufgebracht. Wir waren ihm alle sehr dankbar.

Nr. 30

Erlebnisbericht des Tischlermeisters Franz Meditz aus Büchel (Hrib) in der Gottschee.
Original, 23. März 1958, 15 Seiten, hschr. Teilabdruck.

Vergebliche Flucht mit dem letzten Eisenbahntransport aus Gurkfeld; die Internierung, Ausplünderung und Misshandlung der Flüchtlinge nach dem Einzug der Partisanenarmee in Tüffer; ihr Abtransport bis Marburg und ihre Austreibung im Fussmarsch nach Österreich Ende Mai 1945.

Zunächst schildert der Vf. seine Erlebnisse bei der Umsiedlung der Gottscheer Deutschen nach der slowenischen Untersteiermark im Jahre 1941/42 und in seinem Ansiedlungsort Gurkfeld (Krško) unter den unmittelbaren Einwirkungen des Krieges im Frühjahr 1945,

Von Mitte April 1945 hatten wir dann ständig Alarmdienst, und die Sadie wurde immer aussichtsloser; es wurden Trecks zusammengestellt, um die alten Leute, Frauen und Kinder zu evakuieren, um zu retten, was zu retten ist. Die deutsche Wehrmacht hat in Massen Rückzug gemacht, vom Balkan kommend, durch unsere Gegend. Als am 8. Mai 1945 der Zusammenbruch kam, haben ich und meine Frau noch schnell einige Habseligkeiten zusammengepackt, Kleider, Wäsche, Schuhe und Lebensmittel, und haben diese Sachen zur Bahn befördert, da uns gesagt wurde, dass noch ein Zug abfahren wird in Richtung österreichische Grenze; das war auch tatsächlich der Fall. In der Nacht ist dann dieser Zug abgefahren, voll beladen mit Menschen und den allernötigsten Habseligkeiten, aber der Zug ist zirka 2 km ausser der Station stehengeblieben, auf offener Strecke und kehrte in der Früh 9. Mai wieder zurück in die Bahnstation, wo noch einige vollbeladene Wagen angehängt worden sind, und ist dann am Abend 9. 5. 1945 erst endgültig weitergefahren.

In dieser Nacht, die ich nie vergessen werde, ist es zugegangen, als wenn wirklich die Hölle weit aufgerissen wäre. Frauen und Kinder haben geweint und geschrien, überall wurde geschossen. Die Strassen waren blockiert von dem Wirrwarr, eine endlose Völkerwanderung ist ausgebrochen. Auf eine Rettung hat wohl niemand mehr gedacht in diesem Chaos.

Morgens, den 10. 5., als der Tag angebrochen kam, da sahen wir, dass unser Zug auf einer Brücke steht und konnte nicht mehr weiter, da das Heizmaterial ausgegangen ist. Im Laufe des Vormittags ist dann doch eine Lokomotive gekommen und hat unseren Zug in die Station geschleppt, das war Tüffer, zirka 10 km südlich von Cilli in der Untersteiermark. Dort sind wir dann schnell ausgestiegen, um ein wenig Luft zu holen; wir waren in der Meinung, dass unser Zug bald weiterfahren wird, aber wir wurden bald eines Besseren belehrt. Es sind von allen Seiten die Partisanen gekommen und haben die Waggons angezündet, und so mussten wir unsere Habseligkeiten auf schnellstem Wege herausholen aus den Waggons, um etwas zu retten. So haben wir dann den ganzen Tag am Bahnhof herumgelauert in unserer Angst und haben beraten, was wir nun machen sollten.

Als dann der Abend herankam, schleppten wir unser Gepäck in eine bombardierte Textilfabrik in der Nähe vom Bahnhof, um doch nicht ganz unter freiem Himmel zu übernachten. So haben wir einige Tage gehaust; im Freien haben wir zwei Ziegelsteine aufgestellt, ein Feuer angemacht, um etwas Suppe zu kochen, denn wir hatten noch etwas Mehl und Fett. Nach fünf Tagen bin ich zu einem Bäcker, um etwas Brot zu bekommen, aber leider. Dann habe ich etwas gutes eigenes Mehl genommen, und für dieses Mehl hat mir der Bäcker dann einen kleinen Laib schlechtes Brot gegeben.

Auf einmal sind die Partisanen in grossen Massen aus den Wäldern gekommen, und nun ist das Martyrium losgegangen. Zu dieser Zeit haben wir schon nicht mehr in der Textilfabrik gewohnt, sondern in bombardierten Privathäusern. Am Abend, 16. Mai 1945, mussten wir alle, es waren über 200 Gottscheer, Buchenländer und Bessaraber, unser ganzes Gepäck wieder zurückschleppen in die Textilfabrik, und nun wurden wir total ausgeplündert. Dokumente, Bargeld, Bankbücher, Kleider, Wäsche, kurzum alles, was wir hatten, Uhren, Schmuck. Meine Frau konnte die Ohrringe nicht schnell genug herausnehmen, da hat ihr ein Partisan das eine Ohrringel samt Fleisch herausgerissen. Wenn ein Mann gute Stiefel anhatte, musste er sie schnell ausziehen und hat ein paar zerrissene bekommen. Den Familien mit kleinen Kindern haben die Partisanen eine oder zwei Decken und etwas Wäsche belassen. Als diese Plünderung nach Mitternacht ziemlich beendet war, mussten sich die Männer ganz nackt ausziehen und die Frauen und Kinder bis aufs Hemd und wurden so aufgestellt, eine Seite Männer und die andere die Frauen, und dann haben die Partisanen die ganzen Kleider durchsucht nach Schmuck und Geld; am liebsten haben sie Schnaps gehabt, daher waren sie immer rauschig und wie die Bestien. Bei dieser Kleiderdurchsuchung haben sie bei einem Mann zwei Paar Stoffhosen gefunden; auf das hin haben sie ihn auf einen grossen Tisch geworfen als Nackter, und zwei Partisanen haben den Befehl bekommen, dem Mann 25 Hiebe zu verabreichen mit einem zwei Meter langen und vier bis fünf Zentimeter dicken Stock; und wir alle mussten das zuschauen, auch die Frau und seine zwei Kinder mussten zusehen. Wie nicht anders zu erwarten, ist beim ersten Hieb schon das Blut gespritzt, und der Mann hat geheult vor Schmerzen, und wir alle haben geweint. Auf das hin war für einen Augenblick das Schlagen gestoppt; der Kommandant sagte, wer noch einen Mukser macht, kommt als nächster auf den Tisch – und die Schlägerei ist weitergegangen, bis die 25 Hiebe aile waren; und der arme, halberschlagene Mann musste sich dann noch bedanken für das Martyrium.

Als die Schlägerei vorüber war, durften wir uns wieder anziehen; und dann ist der andere Zirkus losgegangen. Es sind zwei Kisten hingestellt worden, und ein Partisan kam mit einer Ziehharmonika und spielte feste darauf los. Auf diese zwei Kisten musste sich je ein Mann setzen, und zwei Partisanen mit Schere begannen ihre schändliche Arbeit mit dem Haarschneiden. Dem einen haben sie das Hakenkreuz in die Haare geschnitten, aber wie!, und dem anderen haben sie willkürlich die Haare ausgerissen. Einem alten Mann mit starkem Schnurrbart haben sie die eine Seite Bart ganz weggeschnitten und die andere Hälfte stehengelassen, er musste sich dann alle Tage mehrmals

melden, damit er den Bart nicht ganz wegnimmt, bei Drohung mit 25 Schlägen. Die Hüte sind uns weggenommen worden, damit alle mit dem Finger auf uns zeigen konnten. Diese Prozedur mussten wir in derselben Nacht alle durchmachen.

In dieser Fabrik war auch ein kleiner Raum, nur durch eine Bretterwand abgeteilt, da waren Ustascha drinnen; wir haben sie zwar nicht gesehen, aber wir haben diese Menschen brüllen gehört wie die Löwen, wenn sie zu irgendeiner Stunde in der Nacht so schwer misshandelt und geschlagen wurden. Einmal in der Nacht würden auch Gottscheer Augenzeugen dieser Quälerei, sie mussten zusehen, wie diese Bestien die armen Männer geschunden haben, bis sie sie dann eines Tages doch ganz erschossen haben ...

Nach dieser schrecklichen Nacht sind wir dann zur Arbeit eingeteilt worden. Einige Tage musste ich mit eine Partie Pferde eingraben, die schon ziemlich verwest waren. Wir haben sie zu den Bombentrichtern geschleppt und notdürftig zugeschart; dann haben wir Büromöbel übersiedeln müssen; und endlich, bald zum Schluss, haben wir dann bei einer bombardierten Brauerei die Ziegel saubermachen müssen und ein Stück weiter weg aufschichten.

Endlich, am 29. Mai 1945, gegen Abend, wurden wir dann geholt mit der Bemerkung, dass wir weitergeschoben werden. (Von meinen Leidensgenossen in Tüffer weiss ich leider nur von zwei Familien die Adresse: *Es folgen Name und Anschrift.*) Wir mussten uns vor der Textilfabrik aufstellen, und da wurden zirka 40 Männer, so bis gegen 45 Jahre alt, von uns herausgeholt und zur Zwangsarbeit weiter verschleppt, von denen ich bis heute nichts mehr gehört habe¹. Wir übrigen, Männer, Frauen und Kinder, sind dann zum Bahnhof Tüffer getrieben worden, um dass wir einwaggoniert werden. Einige hatten sich noch eine Flasche Wasser mitgenommen, aber der Hass war so gross, dass wir nicht einmal einen Schluck Wasser haben durften. Die Wasserflaschen sind uns weggenommen worden und an die Mauer geworfen. Wir haben einige Wagen bekommen und mussten wie Streichhölzer zusammengepresst stehen. Niedersitzen war unmöglich, nicht einmal auf den Fussboden, da nicht genug Platz war. So ist dann endlich spät abends der Zug abgefahren in Richtung österreichische Grenze.

Zeitig morgens, den 30. Mai sind wir in Marburg/Drau aus dem Zug herausgeholt worden, und die ganze Karawane ist für zirka drei Stunden in der Stadt Marburg herumgetrieben worden, und niemand wusste, was sie mit uns machen sollten. Wir wurden während der schrecklichen Herumtreiberei von der dortigen Bevölkerung beschimpft und angespuckt, als wenn gerade wir Flüchtlinge die Kriegsverbrecher gewesen wären. Die Lage war für uns zum Verzweifeln. Viele Frauen haben ein kleines Kind im Arm getragen, und eins oder zwei haben sich an der Mutter ihren Rock angeklammert und haben geweint und geschrien vor Hunger und Angst; aber was konnte die arme Mutter schon geben, um die Kinder zu beruhigen, wenn man sie total ausgeplündert hat! So ist es dann weitergegangen. Als die Partisanen in Marburg ratlos waren, was sie mit uns

¹ s. Berichte Nr. 74 mit Anm. 1.

machen sollten (am liebsten hätten sie uns über den Haufen geschossen), haben sie uns dann doch weitergetrieben, unter schwerer Bewaffnung, Richtung österreichische Grenze.

Unterwegs ist dann der Flüchtlingsstrom immer grösser geworden, da von allen Seiten noch viele hundert Flüchtlinge dazugekommen sind. Der Flüchtlingsstrom nahm kein Ende, da die Menschen vor Hunger und Erschöpfung nur langsam vorwärtskamen. Viele sind im Strassengraben zusammengebrochen, da sie die Strapazen einfach nicht mehr mitmachen konnten, hatten wir doch schon den dritten Tag überhaupt nichts mehr zum Essen; aber die Partisanen haben uns mit ihren Maschinenpistolen immer weitergetrieben, bis wir dann endlich am 30. Mai 1945 gegen Abend die österreichische Grenze bei Spielfeld erreicht haben.

Am Bahnhof Spielfeld hat es dann geheissen, alle alten Leute und kleinen Kinder werden mit der Bahn weiterbefördert. Die übrigen sind dann unter schwerer Bewachung von Partisanen weitergetrieben worden. Als wir durch den Schlagbaum die Grenze überschritten haben, hat alles erleichtert aufgeatmet, in der Hoffnung, dass es nun besser wird. – Die Partisanen haben uns dann noch ein Stück weitergetrieben und haben uns spät abends am Ufer des Flusses Mur lagern lassen, natürlich unter freiem Himmel. Zum Glück war es nicht kalt, denn wir hatten doch keine Decken und überhaupt nichts.

Am nächsten Morgen, dem 31. Mai, sind wir dann wieder weitergetrieben worden bis Leibnitz. Dort haben wir dann auch noch mehrere Bekannte getroffen. In Leibnitz hat das Rote Kreuz etwas zum Essen verteilt, aber es war durch den Wirrwarr nicht viel zu bekommen. Die Kinder und ganz alten Leute haben dann doch etwas Suppe oder einen Tee bekommen. So haben wir mehrere Stunden in Leibnitz herumgelauert und beraten, was man unternehmen sollte. Endlich gegen Abend ist dann ein russischer Militärzug gekommen, der in Richtung Graz gefahren ist, und viele haben sich in diesen Zug hineingepresst, um etwas weiter von der Grenze wegzukommen. Ungefähr um Mitternacht sind wir dann am total zerstörten Hauptbahnhof angekommen in Graz. Alles musste auf schnellstem Wege den Zug verlassen, und so haben wir uns, total erschöpft, zwischen den Bahngleisen niedergemacht und auch gleich eingeschlafen. Nach einiger Zeit, es war noch stockfinster, hat es schwer geregnet und sind dann zum Ostbahnhof getrieben worden, diesmal nicht mehr von Partisanen begleitet, sondern von österreichischen Feldgendarmen, die uns gut behandelt haben. Dort sind wir dann in die Viehwaggons gekommen, damit wir doch ein Dach über den Kopf gehabt haben. Am 1. Juni 1945 sind wir bis gegen Abend am Bahnhof in den Waggons gewesen und haben wieder mehrere Bekannte getroffen, die von anderen Seiten nach Graz gekommen sind. Abends sind wir einige Stationen weitergefahren und dann auswaggoniert worden; niemand wusste richtig, wo wir uns befanden. Wir sind dann wieder weitergetrieben worden in der Nacht, und ungefähr um Mitternacht haben wir dann in einem alten Schloss Unterkunft gefunden. In der Früh haben uns die Bauern einen Kessel gekochte Kartoffeln gebracht, so dass jeder einige bekommen konnte, und für die Kinder etwas Brot und auch Milch.

Die Leute in dieser Gegend waren sehr gut und hilfsbereit, so viel sie konnten. – Das war schon in Österreich, in der Nähe von Graz. – Wir sind dann den ganzen Tag wieder weitergewandert, bis wir gegen Abend, den 2. Juni, nach Kaiserwald kamen in ein altes Barackenlager. Hier haben wir uns gleich niedergemacht am Boden, ohne Stroh oder einer Decke, total erschöpft und ausgehungert, und sind bald eingeschlafen.

Die nächsten Tage haben wir bei den Bauern gearbeitet, damit wir etwas zum Essen bekamen. Am 12.6. sind viele von uns nach Graz zum Arbeitsamt, um Arbeit zu bekommen. Im Hof beim Arbeitsamt hat es ausgeschaut wie auf einem Viehmarkt; da sind die Bauern von allen Seiten herbeigekommen und haben sich die Arbeiter ausgesucht; natürlich waren jüngere Kräftigere bevorzugt, und solche Familien mit mehreren arbeitsunfähigen Kindern wollte niemand haben, da natürlich auch die Kinder zum Essen brauchen. Es war eine sehr traurige Lage, da auch die Bauern ziemlich ausgeplündert wurden von den Besatzungstruppen. Ich habe mich bemüht, in meinem Beruf als Tischler Arbeit zu bekommen, aber alle Bemühung war zumsonst, da die Meister wohl Arbeit genug gehabt hätten, aber es fehlte an sämtlichem Material und auch an Wohnraum. So waren wir gezwungen, zum Bauer zu gehen und arbeiten, damit wir nicht verhungert sind, und trotzdem mussten wir auch beim Bauer stark Hunger leiden, da er, der Bauer, das meiste verhamstert hat und für uns armen Flüchtlinge kein Herz gehabt hat.

Ich werde diese bittere Zeit niemals vergessen können, solange ich lebe.

Nr. 31

Protokollierte Aussage der Ch. Sch. aus Sombor in der Batschka.

Original, April 1955, 8 Seiten, mschr.

Erlebnisse der Berichterstatterin unter sowjetischer Besatzung in Ungarn, ihre Ausweisung nach Jugoslawien im April 1945 und ihre Verhaftung nach Ankunft im Geburtsort Bački Monogtor; die Verhältnisse in einem Internierungslager bei Sombor und im Lager Gakovo bis zur Flucht der Berichterstatterin Anfang März 1947.

Mein Mann und ich hatten in Sombor eine gutgehende Gastwirtschaft. Im Herbst 1944 verdüsterte sich die Kriegslage in unserem Heimatgebiet. Man hörte schon wochenlang vor unserer Flucht am 8.10.1944 über die schrecklichen Greuelthaten der sowjetischen Truppen im östlichen Ungarn. Im Laufe der letzten September- und ersten Oktoberwoche strömten lange Wagenkolonnen mit Flüchtlingen aus dem Banat durch Sombor. Als es wie ein Lauffeuer bekannt wurde, dass die sowjetischen Truppen bei Szegedin und bei Öbecse über die Theiss fluten, entschlossen wir uns aus Furcht vor den Kriegsergebnissen, nach Westungarn zu flüchten. Im Laufe der nächsten Monate kamen wir über

Steinamanger nach Deutschland, wo wir unseren verwundeten Sohn in einem Kriegslazarett besuchten, um schliesslich nach Wien zurückzukehren.

In der Ratlosigkeit und Verwirrung haben wir uns schliesslich zur Rückkehr nach Ungarn entschlossen, da wir uns dort eine bessere Versorgung mit Lebensmitteln erhofften. Wir waren am 1.4.1945 in der kleinen ungarischen Grenzstadt Gyékényes¹, als die Russen einmarschierten. Wir glaubten uns besser vor Brutalitäten und Beraubung zu schützen, wenn wir ausserhalb von Gyékényes in einem Winzerhaus Wohnung beziehen. Trotzdem erhielten wir alsbald den ersten Besuch russischer Soldaten, die sich wie wilde Tiere benahmten. Ich war zu dieser Zeit im siebten Monat in der Hoffnung und wurde als erste mit bestialischer Rohheit überfallen. Mein Mann wurde furchtbar geprügelt, die alte Hausfrau, die sich schützend vor mich stellte, wurde niedergeschlagen. Es folgte eine Hausdurchsuchung in einer Art und Weise, dass gleichzeitig auch die Wohnung zerstört wurde. Die entmenschten Soldaten behaupteten, es wäre ihnen angezeigt worden, dass im Haus Waffen verborgen wären. Wie sich herausstellte, wurde mit diesem Trick überall dasselbe getan. Durch die Aufregungen und die ständige Angst, welche uns durch die täglichen und nächtlichen sogenannten Hausdurchsuchungen verursacht wurden, erlitt mein Mann bald einen schweren Herzanfall und starb schliesslich am 6.4.1945, ohne dass wir einen Arzt an sein Krankenbett bringen konnten. In meiner Verzweiflung meldete ich den Todesfall durch Vermittlung einer beherzten Frau in der Kommandantur, deren Chef zufällig ein bulgarischer Jude war. Mit seiner Zustimmung konnte ich nach einigen Tagen, selbstverständlich ohne kirchliche Zeremonie, mit Hilfe eine» alten Mannes, meinen verstorbenen Gatten beerdigen. Der Körper meines Mannes zeigte zahllose Schwellungen, Blutunterlaufungen und Hautverletzungen, die er durch die wahnsinnigen Folterungen erlitten hat.

Anschliessend wurde ich mit dreizehn aus Jugoslawien stammenden Männern mit sofortiger Wirkung ausgewiesen. Nach langwieriger Reise kam ich am 13.4.1945 in Subotica an. Wir wurden dort wie Schwerverbrecher empfangen, in einen Raum gesperrt und anschliessend einer eingehenden Untersuchung unterworfen. Mir wurden zunächst sämtliche Wertsachen und besseren Kleidungsstücke abgenommen, vor allem 100'000 Pengö, Uhren und Schmucksachen etc. Dann wurde ich «heimgeschickt». In meiner Ahnungslosigkeit glaubte ich, mich freuen zu dürfen. Am 15.4.1945 kam ich abend» in Sombor an und wollte in unser Haus zurückkehren. Das war schon von Partisanen besetzt, so dass ich vor dem Betreten von Nachbarsleuten zunächst Informationen einholen wollte.

Ich besuchte eine mir gut bekannte Frau: «Um Gotteswillen Frau Sch.», sagte diese, «wie wagen Sie sich, hier zu erscheinen! Verschwinden Sie so schnell wie möglich, ich darf Sie nicht gesehen haben, geschweige denn bei mir aufnehmen.» Und in kurzen Sätzen machte sie mir klar, dass sämtliche Deutschen in Lager verschleppt wurden, ihr Ver-

¹ a. d. Drau in Westungarn.

mögen enteignet und an verdienstvolle Kommunisten verteilt wurde. Nach langem Betteln konnte ich lediglich die Erlaubnis erhalten, mein Gepäck bei dieser Bunjewatzin abzustellen. Ich verbrachte die erste Nacht in der «Heimat» in einem Schuppen beim Bahnhof. In der Morgendämmerung versuchte ich, bei einer anderen Bekannten anzuklopfen. Als ich in den Wohnraum eintrat, sah ich zu meinem grössten Entsetzen Partisanen mit Weibern in den Betten liegen. Alle schienen schwer betrunken zu sein. Ich flüchtete sofort in meiner Angst in den Abort. Kurz darauf holte mich ein Partisan mit vorgehaltener Maschinenpistole. Ich musste mich diesem offenkundigen Zigeuner legitimieren.

Die Stadt Sombor war zu dieser Zeit von Russen, Partisanen und sonstigem Gelichter überflutet. Alles war besoffen, gröhlte auf den Strassen herum und machte auf eigene Faust «Hausdurchsuchungen». Die deutschen Häuser waren im Wesentlichen schon geplündert. Nun hatten die besseren Ungarn, Bunjewatzen, aber auch Serben, diese «Befreier» in ihren Häusern. Die Bevölkerung, soweit es sich um die anständigen Leute gehandelt hat, befand sich in tiefster Verwirrung und Furcht.

Ich habe bei einer ganzen Reihe von Bekannten um Unterkunft gebeten, um mich wenigstens einmal ausschlafen zu können: Ich wurde überall unerbittlich abgewiesen. Endlich fand ich einen sich erbarmenden ungarischen Fuhrmann, der geneigt war, mich nach meinem Heimatort Bački Monostor zu überführen. Vor meiner Abreise wurde ich noch von zwei Partisanen erpresst, die mich mit der Anzeige bedrohten, falls ich ihnen nicht je 100 Pengö ausfolge. In strömendem Regen fuhren wir auf dem klapprigen Fuhrwerk in Richtung Bački Monostor.

Unterwegs trafen wir zwei Bunjewatzen, die mich erkannten. «Wegen der fürchterlichen Leiden der Schwaben wird noch jemand weinen», sagte der eine und seufzte tief.

Sie erzählten mir Einzelheiten über die Vertreibung meiner Eltern und weiteren Anverwandten und rieten mir eindringlich ab, in dem Ort einzukehren. Mein Fuhrmann bekam es darauf mit der Angst und erklärte, er könne mich nicht mehr weitertransportieren. So musste ich abladen und, etwa 5 km weit entfernt von meinem Reiseziel, in strömendem Regen, auf der verschlammten Landstrasse zurückbleiben. Ich setzte mich auf meine Koffer und weinte bitterlich. Nach einigen Stunden kamen zwei Kinder vorbei, die ich mit Versprechen auf gute Belohnung überreden konnte, mir einen Schubkarren zu bringen. Spät nachmittags erreichte ich schliesslich das Dorf Bački Monostor. Der Marsch durch das Dorf war ein wahres Spiessrutenlaufen. Die Leute schauten bei den Fenstern heraus, mit aufgerissenen Augen, oder bedeckten ihr Gesicht mit ihren Händen, als sie mich erblickten.

Ich ging zum Haus meiner Schwester, in der Vermutung, sie dort anzutreffen, da ihr Mann ein Schokaz (Kroat) ist. Meine Schwester und ich fielen uns wortlos um den Hals und weinten bitterlich. Nach langem Zögern und mit schwer abgerungenen Worten erklärte mir meine Schwester: «Du darfst nicht bei mir bleiben. Es ist von den Partisanen ein strenger Befehl, dass jeder Deutsche bei der Ortskommandantur sofort zu melden ist. Es darf kein Deutscher in ein Haus aufgenommen werden. Jeder, der diesem Befehl zuwiderhandelt, kann mit einer Todesstrafe rechnen. Liebe Schwester, was soll ich tun –. Ich muss Dich anzeigen.»

Ich flehte sie an, mich doch wenigstens auf eine Nacht aufzunehmen und mich ausschlafen zu lassen. Ich hatte mich schon wochenlang nicht gewaschen und war körperlich furchtbar herabgekommen und verlaust. Es kamen über den Garten Nachbarsleute. Ich hörte aufgeregtes Getuschel und lautes Aufweinen meiner Schwester. Endlich entschloss sich meine Schwester doch, mich in ihrem Haus übernachten zu lassen. Am nächsten Morgen musste mich meine eigene Schwester, vor Angst zitternd, in der Kommandantur anzeigen. Dort wurde ihr zu wissen gegeben, dass man über meine Anwesenheit schon seit dem vorigen Tag informiert sei. Es wäre höchste Zeit, dass die Anzeige erstattet würde. Aber ich habe doch wenigstens eine Nacht ausruhen können!

Es kamen zwei recht wüst aussehende Partisanen, mit Maschinenpistolen und Handgranaten ausgerüstet, mich abzuholen. Beide gingen mit vorgehaltenen Waffen hinter mir her durch die Strassen, als wäre ich ein Einbrecher. In der Kommandantur war der wichtigste Mann der ehemalige Schweinehirt namens Panta. Dieser Mann, sonst ein primitiver und ungehobelter Saufbold, verfügte in Bački Monostor über Leben und Tod. Ich wurde zunächst mit unflätigen Worten beschimpft, natürlich musste ich abermals eine eingehende «Leibesvisitation» durchmachen, und schliesslich in das Gemeindearrest gesperrt. Im Laufe des Tages wurde ich dann der OZNA² in Sombor überstellt. Zufällig fuhr ein mit Holz beladener Wagen dorthin, und da durfte ich aufsitzen. Bei der OZNA erfolgten wieder die üblichen Verhöre und Leibesvisitationen, merkwürdigerweise spielte dabei eine Frau volksdeutscher Abstammung eine wichtige Rolle. Der Kommandant der OZNA in Sombor war ein stadtbekannter Saufbold und Taugenichts namens Ranko.

Schliesslich wurde ich in ein Barackenlager ausserhalb der Stadt Sombor eingeliefert. Die Lagerräume waren von Volksdeutschen buchstäblich vollgepferrcht. Die Leute empfangen mich wortlos mit vielsagendem Blick, vielen war ich durch die Gastwirtschaft gut bekannt. Noch nie habe ich so vergräme, verbitterte und verzweifelte Menschen gesehen. Sämtliche Lagerinsassen waren verlaust und ungepflegt, da ihnen keinerlei Möglichkeit zur Körperpflege geboten wurde. Der sogenannte Lagerbetrieb wurde streng gehandhabt: Hauptsache war eine möglichst ununterbrochene Schikane. Dienstantritt morgens um 3.00 Uhr, Aufstellung in Reih und Glied und zunächst stundenlang bewegungslos dastehen, bis dann die nächste Schikane folgte. Die Wache passte mit Argusaugen auf die «Disziplin» auf, es wurde jeder erbarmungslos geprügelt, der sich nur im mindesten rührte. Täglich wurden längere oder kürzere Namenslisten aufgegeben. Die jeweils Aufgerufenen erleichteten, manche fielen auch in Ohnmacht: Man konnte ahnen, was diesen Armen bevorstand. Sie wurden zumeist erschossen oder sonst irgendwie ermordet. Der Kommandant des Lagers hiess Zarko und war, wie fast alle Machthaber, ein schon früher als Taugenichts bekanntes Subjekt. Hauptvergnügen aller dieser «Kommandanten» war die sadistische Quälerei ihrer Opfer.

² Odelenje za zastitu naroda (Abteilung f. d. Schutz des Volkes), politische Polizei. 174

Ich wurde in den nächsten Tagen in eine sogenannte Arbeitergruppe eingeteilt. Mit Rücksicht auf meine Schwangerschaft und da ich schwere Arbeiten und evtl. auch Misshandlungen befürchtete, bat ich um eine ärztliche Untersuchung. Diese wurde mir selbstverständlich verweigert. So marschierten wir in unseren Elendskolonnen an verschiedene Arbeitsplätze, mussten da Kohlen schaufeln und verladen, dort Möbel und Hausrat verladen, Strassen kehren, manchmal auch exerzieren. Nach einigen Wochen gelang es mir, einen Bački-Monostorer Zigeuner zu treffen, dem ich für eine reichliche Belohnung den Auftrag gab, meiner Schwester Nachricht zu bringen. Nach verschiedenen Komplikationen kam schliesslich meine Schwester zum Arbeitsplatz und versah mich mit verschiedenen wertvollen Lebensmitteln. Es gelang mir, diese von den Partisanen unentdeckt ins Lager mitzunehmen.

Eines Tages wurde eine Gruppe von Leuten, samt mir, in das Vernichtungslager Gakovo verlegt. Gakovo war-früher eine rein deutsche Gemeinde, die zur Gänze als Lager für Deutsche benützt wurde. In jedem Haus waren durchschnittlich 50-60 Personen und auch mehr untergebracht. Die Beschlagnahmten Felder der ehemaligen Ortsinsassen wurden als Staatsgut, unter der Leitung eines ehemaligen Dorfrasierers, der Gutsverwalter war, von den Vertriebenen bearbeitet. Die Ernährung hier war äusserst dürftig und bestand fast ausschliesslich aus einer sogenannten Gerstensuppe: Wasser mit Gerste. Alle Lagerinsassen, denen es nicht gelang, auf irgendeine Weise zusätzliche Ernährung zu erhalten, starben eher oder später an Hunger.

Am 20.6.1945 kam ich nieder. Mitten in einem vollgepferchten Zimmer gebar ich meine Tochter. Eine alte Hebamme leistete mir, natürlich ohne jedes Instrumentarium, Hilfe. Es ist mir heute noch vollkommen rätselhaft, wie ich und mein Kind diese Zeit überstehen konnten. Bis dahin und auch nachher kamen sämtliche Neugeborenen und zumeist auch ihre Mütter im Lager Gakovo um. Nach der Geburt meines Kindes hatte ich nur den einen Wunsch, das Kind möge sterben. Erst in den nächsten Tagen erwachte in mir die Mutterliebe so heftig, dass ich zu dem festen Entschluss kam, für mein Kind durchzuhalten. Trotzdem Gakovo von einem Kordon ständig schiessbereiter Partisanen umzingelt war, schlich ich mich im Laufe meines Aufenthaltes in diesem Lager insgesamt siebenmal durch und holte Lebensmittel, Kinderwäsche und Kleider. Manchmal gelang es mir, mit meinem Kind bis zu zehn Tagen ausserhalb des Lagers zu bleiben. Ich kam einmal sogar bis Bezdán, wo ich vier Tage verbrachte. Ich wurde oft von Partisanen aufgehalten und «legitimiert». Es gelang mir jedesmal, mit irgendwelchen Erklärungen durchzukommen. Zum letztenmal war ich sogar in meiner Heimatgemeinde und verbrachte zwei Tage bei meiner Schwester.

Indessen erfuhr ich, dass meine Eltern, nachdem sie einmal von meiner Schwester aus dem Lager Kruševlje herausgekauft wurden, im Somborer Krankenhaus als Hilfskräfte zugestellt sind. Ich hatte den Mut, sie sofort aufzusuchen, und benützte auch die Gelegenheit, mich von einem dortigen Arzt wegen meiner Brustfellentzündung behandeln zu lassen. Meine Eltern hatten es hier verhältnismässig gut, da wie allgemein auch hier die Ärzte sich den Vertriebenen gegenüber sehr menschlich benommen haben.

Im Lager Gakovo herrschte nach meiner Rückkehr eine Flecktyphus-Epidemie³. ... Ich hatte im November 1945 ebenfalls Flecktyphus und Überstand diese Krankheit wunderbarerweise. Auch während der Krankheit nährte ich mein Kind an meiner Brust. Das Kind fieberte auch einige Tage, wurde sehr schwach, kam jedoch mit dem Leben durch. Zum Glück hatte ich vor meiner Erkrankung noch ein grosses Lebensmittelpaket in das Lager schmuggeln können, so dass ich auch nach der Krankheit ausreichend Nahrung hatte.

Ich riss abermals aus, nahm aber diesmal mein Kind nicht mit. Durch meine Schwester und einige Bekannte gelang es mir, eine grosse Menge Lebensmittel zu hamstern. Bei der Rückkehr wurde ich von Partisanen an der Ortsgrenze geschnappt. Ich wurde dem Kommandanten vorgeführt. Nach der üblichen Leibesvisitation und dem Verhör fand er unter anderem 300 Dinar bei mir. Dieses Geld wurde beschlagnahmt mit der Begründung, ich hätte es gestohlen. Nach vielem Betteln und Weinen durfte ich schliesslich mit dem Rest meines Hamstergutes abziehen.

Im Laufe des Jahres 1946 verbesserte sich unsere Lage insofern, dass die Partisanen des Wachens und Schikanierens allmählich müde wurden. Man bemerkte, dass sie gelernt hatten, aus den Lagerinsassen reichlich Nutzen zu ziehen. Sie begannen sich besser zu kleiden, sie führten eine erstklassige Küche und fanden an uns eine unversiegbare Geldquelle. Ein Teil der Vertriebenen fand doch immer wieder Mittel und Wege, zu Geld und Wertsachen zu kommen. Es gab immer wieder gute Bekannte und Freunde auswärts, die unermüdlich und höchst opferbereit zuhelfe kamen. Die Partisanen nützen nun diese Gelegenheit weidlich aus, indem sie sich für fallweise Begünstigungen bestechen liessen. Anfangs hörte man es nur unter vier Augen, dass man sich die Flucht aus dem Lager durch einen gewissen Geldbetrag vom Kommandanten erkaufen kann, später wurde es ein offenes Geheimnis.

Da es gelang, meine Eltern auch nach Gakovo zu verlegen, reifte in uns der Entschluss, zu flüchten. In vollkommen unnötiger Aufregung ging ich schliesslich zum Lagerkommandanten und versuchte mit ihm über die Flucht aus dem Lager zu sprechen. Ohne richtig meinen Wunsch ausgesprochen zu haben, erkannte derselbe sofort meine Absicht und erledigte diese Frage, ohne viele Formalitäten, rein geschäftlich. Ich übergab ihm unser gesamtes Geld von 3'200 Dinar, und er teilte mir mit sachlicher Miene mit, dass ich am 4.3.1947 in der Früh abhauen könne.

Beim Verlassen von Gakovo hatte ich den Eindruck, dass die Bewacher des Lagers über den Fluchtweg genau informiert waren, denn es kam uns niemand in den Weg. Ein Partisan in Zivil führte uns, d.h. eine Gruppe von etwa zwanzig Leuten, auf dem kürzesten Wege über die ungarische Grenze. – Obwohl wir nun vollkommen mittellos waren, halfen uns viele Leute in Ungarn auf dem Wege nach Österreich.

³ Über die damaligen Verhältnisse im Lager Gakovo s. die Tagebuchaufzeichnungen von Kaplan Matthias Johler, abgedruckt unter Nr. 60.

Als ich in Österreich ankam, wog ich kaum 43 kg, obwohl mein Körpergewicht normalerweise 72 kg war. Ich leide nun an einer schweren Lungentuberkulose, bin aber trotzdem dem Herrgott dankbar, dass es mir gelang, mein nun zehn Jahre altes Kind zu retten und gesund zu erhalten.

Meine Erlebnisse erscheinen mir heute wie ein schrecklicher Traum. Das Leid über den Tod meines Mannes konnte ich erst Jahre nach der Flucht aus Jugoslawien voll erfahren. Zur Zeit seines Ablebens befand ich mich in einer derart verzweifelten Lage, dass ich seinen Tod nach den qualvollen Folterungen und fürchterlichen Leiden nur als Erlösung betrachten konnte. Ich habe ihn persönlich beerdigt und sein Grab mit meinen Tränen begossen. Kein Kreuz und kein Grabhügel bezeichnet die Stelle seiner letzten Ruhe.

Nr. 32

**Protokollierte Aussage des Kaufmanns J. T. aus Perlas (Perlez),
Bezirk Gross-Betschkerek (Veliki Beckerek) im Banat.**

Original, 16. Oktober 1945, 7 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Rückführung nach Böhmen-Mähren evakuierter Volksdeutscher aus dem Banat im Treck bis Neusatz im Juli 1945, Verweigerung ihrer Wiederauf- nahme im Heimatort durch die jugoslawischen Zentralbehörden und Anordnung ihres sofortigen Abschubs über die Grenze nach Ungarn.

Ich wurde mit meiner Familie am 2. Oktober 1944 aus meinem Heimatort Perlez zwangsevakuert und gelangte am 5. November 1944 nach Datschitz in Mähren, Kreis Iglau¹. Diesen Ort mussten wir am 20. April 1945 vor den herannahenden sowjetrussischen Truppen auf Anordnung der Behörden verlassen und kamen zuerst nach Richterhof bei Krumau, wo wir vier Wochen verbrachten. Von Richterhof wurden wir Anfang Mai, schon unter amerikanischer Besetzung, in ein Flüchtlings Sammellager in Wallern bei Krumau gebracht, wo wir sechs Wochen mit unseren Fuhrwerken im Freien kampierten. Um diese Zeit wurde das Lager von amerikanischen Offizieren besucht, welche die Flüchtlinge befragten, ob und wer von ihnen nach Jugoslawien zurückkehren wolle. Es meldeten sich daraufhin etwa dreissig Familien aus Perlez, dreissig Familien aus Etschka, Bezirk Petrovgrad, denen sich etwa vierzig Familien aus Lenauheim im rumänischen Banat anschlossen. Insgesamt waren das einhundert Wagen mit etwa fünfhundert Menschen, die mit amerikanischer Bewilligung und amerikanischen Papieren um den 20. Juni 1944² die Rückreise nach dem Banat antraten.

Wir wurden von amerikanischen Soldaten bis zur russischen Demarkationslinie begleitet, dort wurden wir in ein Sammellager bei Korneuburg gewiesen. Von Korneuburg

¹ Über die Evakuierung s. Bericht Nr. 16.

² Schreibfehler, muss heissen: 1945.

begleiteten uns drei russische Soldaten über Horn, Wien, Ödenburg, Kaposvár bis Bares an der jugoslawischen Grenze. Ein russischer Hauptmann führte uns bei Bares über die Drau und übergab uns in Virovitica dem jugoslawischen Partisanenkommando am 18. Juli 1945. In Virovitica kampierten wir drei Tage, bis das jugoslawische Partisanenkommando von seinen vorgesetzten Stellen die Weisung erhielt, uns nach Novi Sad (Neusatz) zu überstellen. In Begleitung von zwei Partisanen, reiferen Männern in Zivil, die uns nicht schlecht behandelten, setzte sich unsere Kolonne entlang der Drau und Donau über Osijek (Esseg), Vukovar, Beočin, Peterwardein nach Novi Sad in Marsch, wo wir am 28. Juli 1945 ankamen.

In Novi Sad wurden wir in ein Arbeitslager (Zwangsarbeitslager) gebracht, dessen Insassen jugoslawische Deutsche (Schwabern) aus dem Banat und der Batschka waren. Auf dem Wege zu diesem Lager begegnete uns in der Stadt Novi Sad ein Serbe aus meiner Heimatgemeinde Perlez, namens Dusan Acimov, der in Novi Sad Kommandant eines anderen Arbeitslagers ist (es gab dort deren vier oder fünf). Mit diesem serbischen Landsmann stand ich von früher her sehr gut. Er sprach auch jetzt offen und freundlich zu mir und machte uns Vorhaltungen, warum wir nicht noch länger im Auslande verblieben, es werde uns in der Heimat jetzt noch nicht gut gehen. Er sagte uns, dass wir wahrscheinlich wieder über die Landesgrenze würden zurückgeschafft werden, meinte aber doch, dass vielleicht eine Möglichkeit für uns bestehe, in der Heimat bleiben zu können, wenn der Gemeindeausschuss unserer Heimatgemeinde beschliessen würde, dass er uns wieder in die Gemeinde aufzunehmen bereit sei. Acimov fuhr sogar persönlich nach Perlez, um über unsere Rückkehr zu berichten und unsere Bitte um Wiederaufnahme vorzutragen. Der Gemeindeausschuss beschloss, uns wieder aufzunehmen, und der Gemeinderichter (Bürgermeister) Mika Todorevski überbrachte diesen Beschluss persönlich der vorgesetzten Behörde in Novi Sad. Diese leitete den Beschluss der Gemeinde nach Belgrad. Von dort erfolgte jedoch ein abweisender Bescheid mit der Anordnung, uns wieder über die ungarische Grenze zurückzuschaffen, da Jugoslawien die Rückkehr deutscher Flüchtlinge nicht gestatte. Noch vor Eintreffen dieses Bescheides aus Belgrad waren uns im Lager in Novi Sad unsere Pferde, Wagen und unser Gepäck vom Lagerkommando abgenommen worden. Auch mussten wir alle unsere Habseligkeiten, auch das Geld, Schmuckgegenstände u.a. Wertsachen abgeben. Wir sollten nur den Anzug, das Hemd, die Schuhe, die wir an hatten, behalten dürfen. Es wurde uns dann aber doch gestattet, noch einen Anzug, ein Hemd und ein paar Schuhe mitzunehmen. Manchen wurde aber diese» zweite Paar Schuhe wieder abgenommen.

In dieser Verfassung, unserer ganzen Habe beraubt, wurden wir am 1. August 1945 in ein Durchgangslager in Subotica (Szabadka) gebracht und von dort am 3. August 1945 über die ungarisch-jugoslawische Grenze bei Kelebia gesetzt. Wir fuhren nun von der ungarischen Grenze, nachdem wir da freigelassen worden waren, nach Kiskunhalas, wo wir hofften, in einem Lager unterkommen zu können. Da in Kiskunhalas alles überfüllt war, fuhr ich mit meiner Familie zu meinen Verwandten nach Csávoly, während

die übrigen mit uns aus Jugoslawien angekommenen Flüchtlinge von der ungarischen Polizei in ein grosses Flüchtlingslager nach Kecskemét gebracht wurden⁸.

In Csávoly verblieb ich bis zum 21. September 1945, da jedoch inzwischen die ungarische Polizei auch begonnen hatte, die in den ungarischen Grenzgemeinden zu Tausenden angesammelten Flüchtlinge, denen die Rückkehr nach Jugoslawien nicht gestattet worden war, namentlich die Männer unter ihnen, angeblich für Arbeitszwecke aufzugreifen und, unbekannt wohin, fortzubringen, entfloch ich am 21. September aus Csávoly und kam über Ödenburg, Wien, Linz glücklich nach Andorf zu meinen Landsleuten, die sich da aufhalten.

Über meine Erlebnisse und Eindrücke während meiner langen Reise nach Jugoslawien und zurück kann ich wahrheitsgemäss Folgendes berichten:

Durch Ungarn vollzog sich unsere Hinreise nach Jugoslawien ohne besondere Zwischenfälle. Auch unsere Verpflegung stiess auf keine grösseren Schwierigkeiten, da die ungarische Landbevölkerung den Weisungen der uns begleitenden russischen Soldaten wegen Bestellung von Nachtquartier, Verpflegung und Futtermitteln für unsere Pferde ohne Widerspruch Folge leistete. – Wir hörten allerdings schon unterwegs in Ungarn von den dort bodenständigen deutschen Bauern, die wir antrafen, dass die Deutschen auch in Ungarn enteignet und viel von ihnen in Lager gebracht werden. Dieses betrifft hauptsächlich die gewesenen SS-Männer, ohne Rücksicht, ob sie freiwillig oder unfreiwillig zur Waffen-SS kamen, weiter die Evakuierten bzw. Flüchtlinge und die ehemaligen Mitglieder des Volksbundes der Deutschen in Ungarn. Es wurde uns auch berichtet, dass die deutschen Ortschaften auch in Ungarn erhebliche Kontingente von Männern und Frauen stellen mussten, die nach Russland deportiert worden seien. (In jüngster Zeit fanden in grösserem Umfange auch Abschiebungen von ungarländischen Deutschen nach Österreich statt)⁴.

Zum Unterschied von Jugoslawien fanden wir aber in Ungarn noch immer eine grosse Anzahl von deutschen Landbewohnern in ihren Dörfern und Häusern vor, wenn auch meist ältere Leute und Kinder, während in Jugoslawien die zurückgebliebenen Deutschen fast ohne Ausnahme in Zwangsarbeitslagern und sogenannten «Altersheimen», die jedoch in Wirklichkeit Sammel- oder Konzentrationslager schlimmerer Art als die Zwangsarbeitslager selbst sind, interniert waren.

In Jugoslawien wurden wir anfangs nicht schlecht behandelt, merkten bzw. erfuhren aber unterwegs sofort, dass die Deutschen in Jugoslawien mit Ausnahme der wenigen,

³ Nach einem Erlebnisbericht (vom 2.3.1958) des Martin Leifer aus Kolut, Bezirk Sombor, der aus seinem Evakuierungsort in Böhmen mit einem Transport jugoslawiendeutscher Flüchtlinge bereits Ende Juni 1945 bis Kiskunhalas gelangt und schliesslich auch in das Lager nach Kecskemét geschafft worden war, wurden die hier internierten Volksdeutschen, schon in einem erbärmlichen Zustand und von der ungarischen Lagerwache noch ihrer letzten Habe beraubt, Anfang Oktober 1945 in die sowjetische Besatzungszone Österreichs abgeschoben.

⁴ Über das Schicksal der Deutschen in Ungarn s. Bd. II der Dokumentation der Vertreibung.

die von früher her schon freundschaftliche Beziehungen mit den Partisanen unterhielten, in den oben angeführten Lagern gehalten werden. – Ein solches Lager befand sich zwei Kilometer von Virovitica entfernt. Aus diesem Lager waren Frauen zur Arbeit nach Virovitica gebracht worden, mit denen wir Gelegenheit zu sprechen fanden und [die] uns über ihr trauriges Los berichteten. – Die kroatische Bevölkerung verhielt sich auf unserer Reise durch Slawonien freundlich gegen uns und gab uns auf Geheiss der uns begleitenden Partisanen willig Lebens- und Futtermittel. Kurz vor Osijek zogen wir durch ein langgestrecktes Dorf, in dem ein grosses Lager mit Tausenden von internierten Deutschen untergebracht war⁵.

In Syrmien, in den Dörfern längs der Donau, war die serbische Bevölkerung weniger duldsam uns gegenüber. Wir wurden beschimpft, bedroht und verwünscht, besonders von den Frauen. In einem serbischen Ort vor Beočin, wo wir Mittagsrast halten wollten, wurde auf uns auch geschossen, so dass wir schleunigst weiterziehen mussten.

Auf unserem Marsche durch Slawonien und Syrmien sahen wir grosse Flächen Landes brachliegen, auf manchen Feldern war der vorjährige Mais noch nicht gebrochen. Die Partisanen hatten uns aufmerksam gemacht, diese Maisfelder nicht zu betreten, da sie vermint seien .. .

In Novi Sad (Neusatz) bot sich uns im Zwangsarbeitslager, in dem wir vier Tage und Nächte bis zu unserer Abschiebung über die ungarische Grenze verbrachten, ein erschütternder Einblick in die Zustände und in das Leben in diesen Lagern, in denen die noch im Lande verbliebenen jugoslawischen Deutschen ein trauriges Dasein fristen müssen. Gleich bei unserer Ankunft sahen wir unsere Landsleute zerlumpt, abgemagert und verfallen, mit Tränen in den Augen um uns herumstehen, darunter auch einige Dorfgenossen aus Perlez und Lazarfeld im Banat. So sehr sie sich über das unerwartete Wiedersehen freuten, beklagten sie es, dass wir zurückgekehrt seien und nun ihr schweres Los mit ihnen werden teilen müssen.

Nach, der Wiedergabe der Erzählung des F.W., eines Onkels seiner Schwiebertochter, über die Ereignisse unter dem Partisanenregime in der Heimatgemeinde und die Behandlung der internierten Deutschen fährt der Berichtersteller fort:

Eine Frau unseres Trecks war unterwegs von einem Pferde in das Bein gebissen worden und litt grosse Schmerzen. Sie wollte im Zwangsarbeitslager in Novi Sad zum Arzt gehen, wovon jedoch die Lagerinsassen ängstlich abrieten. Die Frau würde, wie alle, die sich im Lager krank meldeten, in das «Altersheim» nach Bački Jarak bei Novi Sad kommen, und von dort gäbe es keine Rückkehr mehr. – Die Frau verwand ihre Schmerzen und wurde nach vier Tagen mit uns anderen über die ungarische Grenze gesetzt. –Die Verpflegung im Altersheim Bački Jarak sei besonders schlecht und ganz

⁵ s. die Berichte Nr. 66f.

unzureichend, daher die Sterblichkeit unter den dort untergebrachten alten Leuten und Kindern ausserordentlich gross⁶.

Die Verpflegung der Internierten im Zwangsarbeitslager in Novi Sad, die wir vier Tage selbst genossen haben, bestand aus Bohnen- oder Erbsensuppe, dreimal täglich, und je einer Portion Brot. Diese Verköstigung war für die schwer arbeitenden Männer gewiss nicht ausreichend, doch wären sie physisch sicherlich nicht so herabgekommen, wenn man ihnen nur etwas mehr Ruhe gönnen würde.

Die Lagerinsassen müssen um 3 Uhr morgens aufstehen und kommen vor 22 Uhr, ja meist vor 23 Uhr nachts nicht zur Ruhe. Man treibt sie herum, lässt sie ohne Grund antreten und so weiter. Vier bis fünf Stunden Schlaf sind aber für schwer arbeitende, gänzlich unterernährte Menschen absolut ungenügend. Ihr Kräftezustand und ihre Gesundheit müssen verfallen, um so mehr als sie auch viel unter dem Ungeziefer zu leiden haben, worüber alle grosse Klage führen. So sehen denn diese Menschen auch aus: elend und herabgekommen, halb verhungert und verzweifelt. Die Behandlung in diesen Zwangsarbeitslagern soll in den ersten Monaten besonders furchtbar gewesen sein. Die Leute seien entsetzlich geprügelt und getreten worden. Schwere lebensgefährliche Misshandlungen waren an der Tagesordnung. Manche wurden von dem Wachpersonal auf dem Wege zur Arbeit und von der Arbeit unter dem Vorwand, sie hätten flüchten wollen, erschossen und blieben am Strassenrand oder auf den Feldern tagelang als Leichen liegen. Die Wachmannschaften nahmen den Internierten, die gute Schuhe hatten, auch die Schuhe weg, so dass sie mitten im Winter mit blossen Füßen, um die sie Fetzen, Lumpen oder Säcke gewickelt hatten, zur Arbeit gehen mussten. Um das zu verhüten, zerschnitten und beschädigten die Internierten vielfach selbst ihr Schuhwerk, um wenigstens die guten Sohlen zu erhalten.

W. sagte mir, er wundere sich, dass er das alles habe ertragen können und noch lebe. Er sei einer der wenigen Überlebenden, viele von denen, die mit ihm im November 1944 in dieses schreckliche Lager gebracht wurden, seien inzwischen zugrunde gegangen. In der letzten Zeit hätte sich die Behandlung etwas gebessert. Die Leute würden jetzt nicht mehr soviel geschlagen, aber noch immer sehr hart «bestraft» werden. Ich bin selbst Zeuge einer solchen Bestrafung gewesen. Wir hatten während unseres viertägigen Aufenthaltes unser Nachtlager im Hof unter freiem Himmel in der Nähe eines Bunkers gehabt. In der zweiten Nacht, etwa am 30. Juli sperrte man bei Einbruch der Dunkelheit einen Mann in diesen Bunker und liess ihn dort die ganze Nacht im Wasser stehen. Der Bunker stand etwa 25-30 cm unter Wasser, wie wir uns später selbst überzeugten.

In diesem Zwangsarbeitslager waren auch zehn katholische deutsche Priester, ältere, bejahrte Männer gehalten worden. Sie wurden zwar nicht auf Arbeit ausserhalb des Lagers getrieben, mussten aber im Lager allerhand Hausknechtsarbeit verrichten, Holz schneiden, Hof kehren und dergleichen mehr. Einer von ihnen war inzwischen gestorben.

⁶ Über die Verhältnisse im Lager Bački Jarak s. die Erlebnisberichte Nr. 55 f.

Diese Priester waren auch schon schlecht ernährt und herabgekommen, sahen aber doch nicht so zerrissen und zerlumpt aus wie die anderen. Sie waren aber alle sehr niedergedrückt und litten offenkundig schwer unter dem demütigenden Joche, das sie trugen⁷. Als wir das Lager verliessen, um über die ungarische Grenze zurückgebracht zu werden, weinten unsere zurückbleibenden unglücklichen Landsleute und priesen uns glücklich, dass wir dieses unselige Land wieder verlassen können.

In Subotica angekommen, wurden wir in einen nach Ungarn fahrenden Zug einwagoniert, unter bewaffnetem jugoslawischem Geleit bei Kelebia über die Grenze gefahren und auf ungarischem Boden freigelassen. – Das weitere über meine Reise habe ich eingangs berichtet.

Nr. 33

Erlebnisbericht der E. K. aus Gross-Betschkerek (Veliki Beckerek) im Banat.

Original, 12. März 1958, 9 Seiten, mschr. Teilabdruck. – Der Bericht stützt sich auf Tagebuchaufzeichnungen.

Rückführung von Volksdeutschen durch die sowjetischen Besatzungsbehörden über ein Auffanglager für Heimkehrer nach Jugoslawien in Pressburg; Erlebnisse der Vfn. auf dem Transportweg bis zur jugoslawischen Grenze bei Subotica, während des Aufenthaltes in Ungarn bis zur erneuten Flucht nach Österreich und in die amerikanische Besatzungszone Ende August 1945.

Zunächst schildert die Vfn, ihre Flucht aus Gross-Betschkerek vor dem Einmarsch der Roten Armee am 2. Oktober 1944 und ihre Erlebnisse auf dem Fluchtweg nach, Österreich und bis zum Einmarsch der sowjetischen Truppen im Evakuierungsort Geras im Waldviertel.

Am 8. Mai 1945 war es. Wer von den Flüchtlingen aus dem Stift fliehen konnte, Richtung Westen, tat es, doch nicht viele, da das Militär schon durch war und niemand ein Fahrzeug bekam. Vater und ich waren noch krank, so dass für uns eine Flucht gar nicht in Frage kam. Nun kam eine nervenaufreibende Zeit. Die Russen streiften im Stift herum, plünderten, verfolgten Mädchen und Frauen, bedrohten Vater mit der Pistole, verletzten Hilde an der Hand, so dass diese wochenlang mit einer Blutvergiftung zu tun hatte, nahmen mein Fahrrad mit, welches nicht mehr zum Vorschein kam. Schlimm war es, weil sie immer nachts kamen. Wie es nun weitergehen sollte, wussten wir noch nicht, bis es hiess, wir könnten wieder in die Heimat. Wir konnten uns zwar nicht vorstellen, wie es dort aussah, hatten aber kein gutes Gefühl dabei.

⁷ hierzu Bericht Nr. 55.

Vater wollte unbedingt heim, es war ja zu verstehen. Unrechtes hatte er und auch wir nicht getan, was sollte uns also hindern, wieder in die Heimat zu fahren; dazu versprachen die Russen, dass jeder eben wieder in seine Heimat kommt.

Pfingstsonntag, früh um 6 Uhr erlebten wir eine unangenehme Überraschung: Sofort packen, bis 11 Uhr muss das Lager geräumt sein, hiess es. Die Geraser und die Stiftpfarrer hatten es nun erreicht, dass wir das Lager räumen mussten. Es klappte doch nicht ganz, und wir übernachteten auf unserem Gepäck angezogen im Stiegenhaus des Stiftes. Pfingstmontag, es war der 21.5.1945, kamen einige Fuhrwerke, auf denen wir unser armseliges Gepäck verstauen konnten. Die Dorfbewohner gingen gerade zur Kirche und beschimpften uns «Gesindel», und was wir an Gepäck dabeihaben, wäre alles gestohlen. Es war furchtbar, von deutschen. Menschen dies zu hören; wir, die wir eigentlich alles verloren hatten durch diesen unseligen Krieg, die wir ihn teurer bezahlten mussten als irgendwer im binnendeutschen Raum. Doch auch dieser Leidensweg ging zu Ende, und wir waren auf der Strasse nach Horn; immerhin 20 km, die wir zu Fuss zurücklegen mussten, aber wenigstens wurde das Gepäck gefahren und wir mussten es nicht schleppen. In Horn waren nun schon viele Flüchtlinge, alle lagen wir auf der Strasse, denn die Ortskommandantur der Russen wusste nicht, was sie mit uns anfangen sollte. In ein leeres Geschäftslokal schleppten wir am Abend unser Gepäck, legten uns darauf und verbrachten so die Nacht in Angst und Schrecken. Am 22.5. wurden wir dann zum Bahnhof Horn gebracht und in offene Lastwaggone (Kohle- und Holzwagen) einwaggoniert; dazu regnete es. Vater versuchte aus herumliegenden Brettern, Blech und Planen uns ein Dach zu machen, doch regnete es trotzdem durch, und wir sassen ganz nass darunter. Ein langer Zug fuhr ein, lauter «Partisanen» in Richtung Heimat (welche alle als Fremdarbeiter 1942 nach Deutschland gegangen waren und sich jetzt als Verschleppte ausgaben), Juden und entlassene KZ-Häftlinge. Ein langer Transport deutscher Kriegsgefangener in Richtung Osten stand auch da. Wir standen wieder eine Nacht auf dem Bahnhof, die Russen kamen wie gewöhnlich gegen Mitternacht (wir wussten nun schon die Zeit) und versuchten zu plündern; Frau Weber, sie war aus Agram und mit ihren Kindern mit uns zusammen im Geraser Lager in einem Raum eine Zeitlang, ihr nahmen sie einen Koffer weg. Gegen Morgengrauen verschwanden sie dann immer wieder gottlob. Wir hatten nichts mehr zu essen. Am Tage versuchten wir dann, in Horn in einem Geschäft Sauerkraut zu bekommen, das war ohne Marken. Einmal gab uns auch ein Russe Kartoffeln.

Endlich, am 25.5., fuhren wir von Horn ab. Bis Sigmundsherberg kamen wir, da hielten wir wieder. Am 26. wurden viele Waggone mit jugoslawischen Kriegsgefangenen angehängt, und wir fuhren weiter, wir wussten nicht, ob nach Wien oder Pressburg. Nach langer Fahrt standen wir nun auf einem grossen Rangierbahnhof. Endlich wussten wir wo, Strasshof im Marchfeld, nicht weit von Pressburg, also geht es heimwärts. Hier liefen dauernd noch Transportzüge ein, teils mit Flüchtlingen, teils Kriegsgefangenen und mit heimfahrenden Jugoslawen. So trafen wir auch da wieder meinen Onkel Peter

mit Frau, Cousine Anni mit ihrem Mann, sie stand kurz vor der Entbindung, sie kam dann gerade noch bis Pressburg. Einige Weisskirchner trafen wir da auch, Frau Kojow, Hermine Tittiger. Alle kamen aus dem Protektorat¹ und erzählten furchtbare Dinge. Am 28. Mai, meine Eltern hatten gerade ihren 28. Hochzeitstag, mein Bruder Namenstag, wie traurig war das, von ihm wussten wir überhaupt nichts. Spät abends fuhren wir weiter und kamen am 29.5. morgens in Pressburg an. Oft fragten wir uns damals, warum sind wir eigentlich von zu Hause fort, wenn wir nun doch den Russen in die Hände gefallen sind. Überall die vielen Russen. Man hat uns 2 km weiter nach Novo Mesto geschoben, da war es etwas ruhiger, dafür hatten wir keine Aussicht weiterzukommen. Die Waggone sollten geräumt werden für deutsche Kriegsgefangene; da wir im offenen Kohlenwaggon waren, durften wir bleiben, diese wurden nicht gebraucht. Männer unseres Transportes, darunter Herr Schröder aus Agram, Deutschrusse, bemühten sich sehr, damit wir wieder weiterkommen können. Da kam ein jugoslawischer Attaché der Tito-Regierung, er wollte die jugoslawischen Flüchtlinge sehen. Als er uns sah, sagte er gleich: «Das sind ja unsere Schwaben aus der Batschka und dem Banat.» Wir wurden wieder nach Pressburg gefahren, mussten unsere Waggone verlassen, und mit Handgepäck kamen wir in ein grosses Auffanglager (ehem. Kaserne).

Dort waren schon Hunderte unserer Landsleute. Nun wurden wir registriert, genaue Daten aufgenommen. Vater und Mutter waren erkrankt, Luzie, meine Cousine, auch; wir fürchteten sehr, dass sie Typhus bekommen könnten, es war in der Stadt Typhus. Gott sei Dank, wurden sie bald wieder gesund, doch waren wir alle so elend beisammen, hatten wir doch tagelang fast nichts mehr gegessen (unterwegs fanden wir in einem Waggon Mais, den wir kochten). In Pressburg bekamen wir ja nun zu essen, aber unser Magen hat es nach der Hungerkur nicht mehr vertragen, wir bekamen nach russischer Art Hammelfleisch und Kascha (Hirse). Fast alle Flüchtlinge waren krank, Durchfall. Am 3. 6. wurde ich mit meinen Eltern und Schwestern und anderen Flüchtlingen aus der Kaserne in ein anderes Lager verlegt, wir mussten unser Gepäck durch die Stadt schleppen, unter Bewachung, und kamen uns nun genau so vor wie die Judentransporte, die wie früher gesehen hatten, auch wussten wir ja nicht, was weiter mit uns geschehen wird. Das neue Lager war ein ehemaliges Hotel, machte einen sauberen Eindruck, doch hatte es schrecklich viele Wanzen und zu wenig Betten, so dass wir Jüngeren auf dem Fussboden schlafen mussten. Hier waren wir nun 3 Wochen und durften das Lager nicht verlassen. Einmal mussten wir wieder in die Kaserne und wurden dort von den Russen in Nationalitätengruppen eingeteilt, kamen aber wieder in unser Lager zurück. Einmal hiess es, Tito nimmt alle Flüchtlinge, also auch die Volksdeutschen wieder auf, ein andermal wurde dies wieder verneint. Uns wäre es lieb gewesen, wenn man uns zurück nach Deutschland abgeschoben hätte.

Am 21.6. wurden wir wieder einwaggoniert, meine Eltern, Schwestern und ich, meine Tante und ihr Mädels und alle Flüchtlinge aus dem Hotellager, sehr gemischt:

¹ Böhmen und Mähren.

Kroaten, Slowenen, Serben und darunter auch Volksdeutsche. Die Flüchtlinge in der Kaserne blieben zurück². Der Transport wurde, je näher er Budapest kam, immer länger, da auch wieder entlassene jugoslawische Kriegsgefangene dabei waren. Ich zählte einmal in einer Kurve 94 Waggone und 2 Lokomotiven. Am 29.6. kamen wir an einem Budapester Bahnhof an, wurden aber tags darauf auf dem Bahnhof Ferenczváros geschoben. Hier stand ein Transport mit 1'500 Deutschen aus Jugoslawien, die bis Subotic'a gekommen sind und nicht angenommen, sondern zurückgeschoben wurden. Niemand kümmerte sich um diese Menschen. Da erfuhren wir aber das erstmal, dass die Deutschen aus Jugoslawien seit Oktober 44 in Lagern leben, soweit sie nicht nach Russland zur Arbeit verschleppt waren. Nun wurde uns klar, was uns bevorstand, doch wir konnten den Transport nicht verlassen, da wir ja russisches Begleitpersonal hatten, das uns eben in die Heimat bringen wollte. So fuhren wir am 3.7. mit klopfendem Herzen in Richtung Subotica. Wir kamen nach Kelebia (ungarisch-jugoslawische Grenze), hier lagen schon 3'000 Volksdeutsche, die alle bis Subotica gekommen sind und nach 8-10 Tagen zu Fuss, ohne ein Gepäckstück nach Ungarn flüchteten oder abgeschoben wurden. Nun standen wir an der Grenze.

Partisanen kamen, fragten nach Name, Heimort und Nationalität. Wir hatten nur den einen Wunsch: heraus aus dem Zug, und sagten gleich, wir wären Deutsche. «Skinitse» (aussteigen), sagte einer der Partisanen; wir packten unser Gepäck und warfen es beim Waggonfenster heraus, und mit uns noch etwa 60 Leute, darunter auch eine Familie Hedrich, mit der wir schon monatelang beisammen waren. Dagegen kam Frau Weber mit ihren Kindern (welche mit uns in Geras war) durch und auch Adele Hartmann (ich kannte sie gut aus Esseg, aus der Volksgruppenführung, war sie doch mit mir zusammen bei der Landesfrauenführung). Was aus ihr geworden ist, weiss ich leider nicht. Auch meine Tante fuhr weiter (sie kam ja gut nach Agram, da sie einen Kroaten geheiratet hatte). – Frau Weber trafen wir einige Wochen später wieder in Kiskunhalas, als es ihr genauso ergangen ist wie den vielen Volksdeutschen, die wohl bis Subotica kamen, aber dann zu Fuss und ohne Gepäck wieder das Lager verlassen mussten. – Nun lagen wir da, auf offener Strecke, der Zug war im Begriff, nach Subotica weiterzufahren. Ein Russe kam, wollte mir einen Koffer wegnehmen, gerade den Koffer, in welchem die Papiere meines Mannes und die wenigen Bilder, die wir hatten, im Kopfpolster versteckt waren.

² In dem hier von der sowjetischen Kommandantur errichteten Auffanglager für die über Pressburg in ihre Heimatländer zurückströmenden ehemaligen Kriegsgefangenen, DPs, Flüchtlinge usw. waren im Laufe der Zeit auch ca. 2500 Jugoslawien-Deutsche eingetroffen. Sie wurden von den Heimkehrern anderer Nationalität abgesondert und unter einer eigenen Lagerleitung zusammengefasst. Als nach einigen Wochen dann die tschechoslowakischen Behörden die volksdeutschen Flüchtlinge internieren wollten, verhinderte dies der sowjetische Lagerkommandant, indem er sie mit Begleitschutz über die Donaubrücke auf österreichisches Gebiet führen liess, wo sie sich schliesslich wegen der Aussichtslosigkeit einer Heimkehr zerstreuten. (Nach einem Erlebnisbericht des Martin Reffle aus Gakovo, der von den Sowjets als Lagerleiter eingesetzt worden war.)

Ich raufte mit ihm entlang des fahrenden Zuges, da er den Koffer in den letzten Waggon den heimfahrenden serbischen Kriegsgefangenen geben wollte, von denen er auch angestiftet war. Es gelang ihm nicht, doch ich war schrecklich zerschlagen und wenn nicht ein Partisane gekommen wäre und ihn weggeschickt hätte, ich hätte wohl draufgezahlt. Der Partisane verlangte nun, wir möchten unser Gepäck öffnen – auch die übrigen Deutschen mit uns –, suchte sich überall einige Sachen, die ihm gefielen, heraus und sagte, es käme gleich ein Zug aus Subotica, den würde er aufhalten und wir könnten zurück nach Kelebia. Wir hatten ohnedies schon Angst, auf offener Strecke über Nacht bleiben zu müssen. Der Partisane kannte übrigens meinen Vater, er hatte einmal als Arbeiter bei uns in Weisskirchen gearbeitet, mein Vater hatte einen Zementwaren- und Kunststein-Erzeugungsbetrieb. (Der Partisane war aus Rothkirchen, von Weisskirchen 5 km entferntes serbisches Dorf.) Als der Zug kam, warfen wir alle unsere paar Habseligkeiten hinein, es musste schnell gehen, und immerhin waren wir 60 Leute, der Zug hatte zwei Waggonne; und so fuhren wir bis Kiskunhalas. Wir wussten zwar nicht, wie es weitergehen sollte, doch hatten wir das Gefühl, der Hölle entronnen zu sein. Das war am 4. Juli 1945.

In Kiskunhalas nahm sich eine ungarische Frau unser an, wie sie hiess, weiss ich leider nicht mehr, wir durften unser Gepäck in ihre Küche tragen und uns darauf legen, damit wir nicht am Bahnhof übernachten mussten. – Helli, meine jüngste Schwester, war nun schon seit unserer Abfahrt aus Greas als Junge verkleidet. – Wir brauchten Geld in Ungarn und verkauften oder besser gesagt, vertauschten daher Decken und Kleider gegen Lebensmittel, denn wir mussten doch leben. Wir waren alle so mager und herabgekommen, Vater krank; der Arzt, welcher uns alle untersuchte, zu dem wir gingen, sagte: gut essen, Ruhe, keine Sonne. Woher dies alles nehmen? Ich erinnere mich noch, dass wir für ein Kleid ein Backhendl bekamen; es war alles schrecklich teuer. Wir hatten einige leichte Decken – als das Lager aufgelöst wurde, bekam jede Familie pro Kopf eine Decke und einen blau karierten Bettbezug –, das wurde nun vertauscht. Für eine Decke bekamen wir 1 kg Fett und einen Laib Käse. Unser Gepäck wurde schnell geringer, doch leben mussten wir. Wenn wir nun auch schon ein Zimmer für uns gefunden hätten! Denn wir waren ja in der Küche bei dieser Frau noch mit einer deutschen Familie beisammen, so eng beisammen, wir lagen auf dem Fussboden geschlichtet wie Heringe; dazu verlangte die Hausfrau 100 Pengö für eine Nacht, aber wir waren doch froh, dass sie uns aufgenommen hatte. – Endlich fanden wir weit draussen am Rand von Kiskunhalas bei einer alleinstehenden Gendarmeriewitwe ein Zimmer. Dazu hatte sie einen grossen Garten. Sie war froh, dass wir ihr die Gartenarbeit abnehmelni wollten (wir schleppten täglich bis zu 50 Kannen Wasser in den Garten, um alles zu begiessen), dass sie ausserdem nicht allein im Haus ist, sie hatte auch Angst vor den Russen; ich habe ihr ausserdem einige Kleider genäht, dafür stellte sie uns auch ihre Nähmaschine zur Verfügung, so dass ich auch für uns das Notwendigste ändern konnte, und Mutter hat gekocht für sie. So brauchten wir kein Quartiergeld bezahlen, das war viel wert. Alle konnten wir uns ein bisschen erholen, denn wir hatten 10-20 kg Untergewicht. Aber wir konnten mit der Zeit kaum mehr etwas vertauschen oder gar verkaufen; durch die vielen

Flüchtlinge waren nun am Markt so viele Bekleidungsstücke, dass man nichts bekam. Einmal konnten wir noch ein Leintuch um 1'400 Pengö verkaufen, im Geschäft gab es ja alles, wer kaufte da alte Sachen, ausserdem hatten die Ungarn auch nicht viel Geld. Die Lage der Deutschen in Ungarn wurde ebenfalls immer schlimmer, es hiess, sie müssten in Arbeitslager.

Wir machten uns nun Gedanken, wie wir nach Österreich oder Bayern weiterkommen könnten. Dahin wollten wir eigentlich. Nur nicht in Ungarn in ein KZ kommen! Ich fuhr mit meinem Vater am 12.8.45 nach Budapest, um Papiere zur Ausreise aus Ungarn zu erhalten, leider vergeblich. Also mussten wir es so wagen. Am 21.8. haben wir unser Gepäck nach Budapest aufgegeben – es war fast sicherer, als wenn man es bei sich hatte, wegen der Überfälle der russischen Soldaten –, und sind dann am nächsten Morgen auch weitergefahren. Wir mussten noch die ganze Nacht auf dem Bahnhof zubringen, da ja zwischen 20 Uhr und 5 Uhr Ausgangssperre war und unser Zug um ½ 2 Uhr nachts daherkam, regulär verkehrte damals noch kein Zug. Am 22. waren wir dann in Budapest.

Nun begannen harte Tage. Wie sollten wir ohne Papiere, 5 Personen und Gepäck, weiter? Erst ging ich mit meinem Vater zum Ungarischen Roten Kreuz; sie sagten uns, wir kämen alle in ein Lager, Papiere könnten sie uns keine geben. Der Amerikaner wollte nur ein Dokument geben, wenn dies der Russe auch tat. So ging ich mit Hilde zusammen zum Russen, doch der gab auch nichts; er sagte uns, er wisse schon, dass wir nicht mehr nach Jugoslawien können und auch nicht nach Deutschland. Sollte man sich aufhängen? Er lachte dazu und nickte. Nun, ihm konnte es nur recht sein, wenn weniger Deutsche wurden. Auch das Aussenministerium gab nichts, ein Dr. Wolf, der zuständig war, sagte wörtlich, er dürfe für Deutsche aus Jugoslawien keine Papiere geben, er mache sich strafbar, da wir Heimatrecht und Staatsbürgerschaft verloren haben. Diese nervenaufreibende Zeit machte mich so fertig, dass ich mich mit Selbstmordgedanken trug, aber die Sorge um die Eltern und Schwestern liessen es mich doch nicht tun. Dazu wurde man überall noch bestohlen, selbst aus der Manteltasche auf der Strasse. Geschlafen haben wir im Wartesaal des Ostbahnhofes auf unserem Gepäck; da überall hell beleuchtet war, wurden wir wenigstens nicht von den Russen belästigt. Nun versuchten wir es nochmals beim Ungarischen Roten Kreuz. Wir gaben an, Reichsdeutsche zu sein, die heim ins Reich wollten. Und wirklich gaben sie uns nun einen ungarisch-russisch geschriebenen Schein, damit versuchten wir nun unser Glück. Wir fuhren in Richtung Ödenburg und brauchten nicht mal Bahnspesen zu bezahlen.

Am 25.8. waren wir in Sopron (Ödenburg) spät abends angekommen. Wir gingen in ein Schwesternstift und durften dort auf der Erde in einem Raum schlafen. Nächsten Morgen gingen wir zum Roten Kreuz (international), da mussten wir uns zwar allerhand anhören, bekamen aber doch einen Stempel auf unseren Schein aus Budapest, sogar noch einen Laib Brot gab uns ein Jude, der Dienst dort machte. Nun standen wir vor dem Entschluss, nach Österreich zu fahren, und wussten wirklich nicht, wie es werden wird (nach der traurigen Erfahrung von Pflingsten, wo man uns auf die Strasse setzte). Jeder

riet uns ab; die Amerikaner liessen niemand hinüber, hiess es. Wir haben überlegt und uns dann doch schnell entschlossen, denn wie es im Osten aussah, wussten wir nun auch.

In einer kleinen Kiste hatten wir bisschen Mehl, Fett, Zucker dabei, wussten wir doch, dass es ohne Lebensmittelkarten in Österreich nichts gab. Nun hiess es aber, Lebensmittel dürfe man keine mitnehmen aus Ungarn; da half uns ein österr. Bahnbediensteter, er nahm das Kistchen in die Lok, dafür bekam er von uns etwas Fett und Zucker und Zigaretten. Sonst ging alles glatt, und wir waren um 10 Uhr abends am Meidlinger Bahnhof. Als wir ausstiegen und unser Gepäck heraushatten, fuhr der Zug gleich weiter und mit ihm auch unser Kistchen in der Lok. Natürlich waren wir aufgeregt, und ich ging in der Nacht noch trotz Ausgangssperre den Bahnkörper entlang bis zum Südbahnhof. Da man mich in der Dunkelheit wohl für eine Schaffnerin hielt, kam ich unbehelligt dahin und fand auch unsere Lebensmittel. Nun musste ich aber auf dem Südbahnhof bis zum Morgen bleiben, die Eltern sorgten sich sehr, doch klappte alles.

Wir blieben drei Tage in Wien bei einer Cousine meiner Mutter. Doch in Wien war es trostlos, und die Menschen hatten solchen Hunger. Wir wollten unbedingt nach Bayern, aber vorerst aus der russischen Zone heraus. Leider konnte uns der Amerikaner wieder keine Papiere geben, sondern den Rat, schwarz, also illegal in die amerikanische Zone zu kommen, und dies so bald als möglich. Am 29.8. abends sind wir von Wien wieder weggefahren und waren am 30.8. um ½ 10 Uhr in St. Valentin. Hier mussten wir unser Gepäck bis St. Pantaleon an die Donau bringen, um über die Donau mit einer Zille überzusetzen; anders ging es damals nicht, die Eisenbahnbrücke bei Enns war ja beschädigt, und es fuhren noch keine Züge von einer Zone in die andere. Endlich fanden wir einen kleinen Handwagen, damit zogen wir unser Gepäck zur Donau. Da waren bereits Menschen, die alle hinüberwollten, und viel russisches Militär. Wir übernachteten in Pantaleon (im Heu um 5 RM pro Kopf), und am kommenden Morgen versuchten wir hinüberzukommen; das war gar nicht so einfach. Die Menschen waren rücksichtslos, jeder kannte nur sein eigenes Ich. Dazu fing es auch noch zu regnen an. Am Abend waren endlich Mutter und Schwestern mit einigen Gepäckstücken in Au, am anderen Donauufer. Vater und ich blieben mit dem restlichen Gepäck zurück, noch einige Leute. Nichts gegessen den ganzen Tag, nur Aufregungen. Und dazu kamen nun nachts wieder Russen: stehlen, belästigen. Kaum dass man sie wegbrachte. Am 1. September 45, zeitlich früh kamen Vater und ich dann auch hinüber. Viel Geld und Zigaretten kostete es, dabei waren wir immer noch in der russischen Zone; wir hofften bei Urfahr nach Linz zu kommen, doch trafen wir Flüchtlinge aus Kroatien, welche sagten, bei Mauthausen über die Fähre ginge es leichter, wenn nur die russische Kommandantur eine Bescheinigung ausstellt. Nun ging ich nach Perg mit meiner jüngeren Schwester zur Kommandantur, Hilde konnte nicht, hatte Blasen an den Füßen, Vater war auch todmüde. Wir bekamen einen Marschbefehl für die Familie, um bei Mauthausen über die Donau überzusetzen. Wir gaben an, wir müssten nach Wiener Neustadt, wären dort daheim und hät-

ten soviel Gepäck, dass wir nicht mit der Zille über die Donau könnten. Es, war ja damals solch ein Chaos. Freilich der Russe von der Kommandantur sagte uns, wir könnten trotz Schein nicht hinüber. Doch nun ging ich zum Posten an der Brücke nach Mautbausem, und der sah den Stempel der Kommandantur und sagte: Karascho, geht. Ich hatte den Eindruck, dass er das Übrige ohnehin nicht lesen konnte, doch wusste er, wie der Sowjetstern auf dem Stempel aussah. Also ging ich zurück nach Au um das Gepäck. – Heute ist es mir fast ein Rätsel, wie ich kurz nach der schweren Krankheit all die vielen Strapazen, die vielen Aufregungen durchgehalten habe. Wieviele Kilometer bin ich zu Fuss gelaufen, oft an einem Tag, ohne Nachtruhe, kaum einen Bissen im Magen. Das viele Gepäck, welches ich schleppte, dabei wog ich 43 kg! Aber die Eltern waren so fertig, und die Schwestern halfen ja aus besten Kräften, sie waren ja genauso schlecht beisammen wie ich. Der Mensch hält in äusserster Gefahr unglaublich viel aus.

In Mauthausen übernachteten wir, und am 2.9. haben wir unser Gepäck zur Fähre getragen, um wieder über die Donau hinüberzufahren. Der Russe liess uns durch, und der Amerikaner beachtete nicht mal den russischen Marschbefehl. Das Lastauto der Ennser Molkerei war auch auf der Fähre und nahm uns bis zum Bahnhof mit, da wir hofften, gleich weiterzufahren. Aber es war kein Zug mehr an diesem Tag, auch sagte man uns gleich, ohne Identitätskarte in vier Sprachen können wir in der amerikanischen Zone nicht reisen. Nun waren wir zwar in Sicherheit, doch ohne ein Dach über dem Kopf für die Nacht, denn die Leute wollten uns nicht aufnehmen, wir waren immerhin 5 Personen mit Gepäck. Ganz verzweifelt sassen wir vor dem Bahnhofsgebäude, nachdem wir in der Umgebung von Haus zu Haus gegangen sind und um Aufnahme gebeten haben. Da nahm eine arme Arbeiterfrau aus Lorch bei Enns, namens Quast, die Eltern zu sich zur Übernachtung, und wir Schwestern konnten zu einem reichen Bauern in Lorch, Rittmansberger, gehen, nach langem Zureden. Natürlich mussten wir gleich das ganze Geschirr spülen, bekamen ab dann die Kammer über dem Stall mit der Kuhmagd zusammen zugewiesen, dort standen noch leere Betten. Nächsten Morgen mussten wir gleich zeitlich heraus, um in dem nassen Gras das Fallobst zu sammeln. – Ich fuhr später gleich nach Linz, um einen Ausweis zu bekommen, besser gesagt, um Ausweise für uns alle zu holen, bekam aber keine damals. Wir mussten erst polizeilich in Enns gemeldet sein. Das taten wir gleich am 3. Sept., doch so schnell konnte man uns keine Identitätskarten geben. Überhaupt mussten wir erst um eine Aufenthaltsbewilligung ansuchen, welche immer wieder verlängert werden musste. Wir bekamen später wohl auch einen Ausweis für Ausländer, der jedoch zu keiner Ausreise benützt werden konnte.

Ohne Arbeit gab es keine Lebensmittelkarten, der Bauer verlangte die sofort, also mussten wir uns Arbeit suchen. Dabei konnten wir damals nur beim Bauern, im Haushalt, vielleicht noch in einem Handwerk, falls Mangel an Arbeitskräften war, Arbeit bekommen. Ich hatte Glück und fand in Linz in einer Schneiderei Arbeit, doch Hilde als Lehrerin und Helli als Schülerin fanden nichts und mussten vorläufig beim Bauern bleiben, dabei nützte er sie so aus. Vater fand bei der Firma Eisenbeiss als Former Arbeit,

doch sahen wir bald, dass diese viel zu schwer für ihn war. Leider konnten wir kein Zimmer finden. Wir waren nun nach all den vorhergegangenen Aufregungen so fertig und da wir uns ein bisschen in Sicherheit wiegten, konnten wir uns nicht mehr aufraffen, um nochmals schwarz über die bayerische Grenze zu gehen. Wir hofften doch auch, Ausweise zu bekommen und regulär nach München zu kommen. Da hatten wir Bekannte, Rektor Lesch und Familie, die uns schon während des Krieges, als wir noch in Geras waren, Hilfe angetragen hatten. Da es aber mit einer regulären Ausreise nach Deutschland in den nächsten Jahren nichts wurde, blieben wir in Österreich.

Abschliessend berichtet die Vfn. noch kurz über das weitere Schicksal ihrer Familienangehörigen.

Nr. 34

Protokollierte Aussage des N. Q. aus Gross-Kikinda (Velika Kikinda) im Banat.
Original, 7. Juli 1946, 6 Seiten, mschr.

Die Bestrebungen der jugoslawischen Nachkriegsbehörden in Kroatien-Slawonien, Anfang Juli 1945 von der Evakuierung zurückkehrende Volksdeutsche sofort wieder über die Grenze nach Ungarn und Österreich abzuschieben.

Ich befand mich im Juli 1945 im Umsiedlungslager St. Michael bei Leoben (Österreich). Nach der Kapitulation der deutschen Wehrmacht wurde St. Michael von russischen Truppen besetzt. Auf Anordnung der Besatzungsbehörden wurde ein Transport von Deutschen und Kroaten zusammengestellt und nach Jugoslawien in Marsch gesetzt.

Am 7. Juli traf der Transport an der jugoslawischen Grenze bei Marburg (Maribor) ein. Von dort wurden wir nach Agram (Zagreb) weitergeleitet. Gleich nach unserer Ankunft in Maribor wurde der Transport unter Bewachung von Partisanen gestellt. Wir wurden mit gehässigen Schimpfworten gegen die «Schwabas» empfangen. In Agram wurden wir in einen grossen Raum des Agramer Messegebäudes gebracht. Hier wurden die Volksdeutschen von den Andersnationalen, getrennt. Die Andersnationalen wurden entlassen, während wir Volksdeutsche interniert wurden, und zwar am 9. Juli 1945.

Zunächst wurden wir in einen grossen Saal des Messegebäudes getrieben. Nachmittags um etwa 2 Uhr mussten wir den Saal verlassen und uns in einen anderen Raum begeben. Vorher war aber angeordnet worden, dass wir unser ganzes Gepäck in dem Saal zurücklassen müssen. Als wir den ersten Saal nach Hinterlassung unseres Gepäcks verlassen hatten, wurde dieser Raum abgeschlossen, und wir sahen nichts mehr von un-

seren dort zurückgelassenen Sachen. Wir befanden uns jetzt in einem anderen Saal, den wir abends um etwa 6 Uhr verlassen mussten, um auf der Strasse in fünfgliedrigen Reihen Aufstellung zu nehmen. Durch Lautsprecher wurde uns bekanntgegeben: Volksdeutsche, was ihr habt, Geld, Schmuck, Uhren, Fernstecher und andere Wertsachen, alles auf einen Tisch legen. Wer das nicht tut, der wird gefesselt und erschossen! Nachdem ein Teil der Internierten die Sachen abgegeben hatte, wurden diejenigen, die schon an der Reihe waren, kontrolliert. Man nahm eine Leibesvisitation vor. Es wurde dann bekanntgegeben, dass drei Personen erschossen wurden, weil man bei ihnen noch Sachen fand, die sie abliefern sollten.

Von dort wurden wir in Viehwaggons, in der grossen Hitze, zu 60 Personen in einen Waggon verladen und nach Varaždin abtransportiert. Ohne Essen und Verpflegung. In Varaždin wurden wir eingeladen und mussten zu Fuss über die Drau nach Djakovec¹ und dann über die Mur nach Ungarn. Drei Tage blieben wir ohne Nahrung. Bei Eintreten der Dunkelheit übernachteten wir am Strassenrand.

In Ungarn wurden wir in einem mir unbekanntem Ort vor eine russische Kommission geführt. Unser Transport bestand aus etwa 2500 Menschen, ausschliesslich Volksdeutschen, Männern, Frauen und auch kleinen Kindern. Die russische Kommission richtete an uns die Frage, wohin wir wollen. Die Mehrheit erklärte, dass sie nach Jugoslawien zurückwolle, da wir den bestimmten Eindruck gewonnen hatten, dass man uns keinersfalls nach Deutschland bringen werde. Im Gegenteil fürchteten wir, dass wir nach Russland kommen werden. Wir hatten von ungarischen Zivilisten unterwegs erfahren, dass vor uns schon ein Transport in östlicher Richtung (nach Russland) gebracht worden war². Die Kommission erklärte sich einverstanden, dass wir nach Jugoslawien zurückgebracht werden sollen, besonders mit Rücksicht darauf, dass sich sehr viele kleine Kinder bei uns befanden. Auch hier erhielten wir keine Lebensmittel und wurden wieder in

¹ Čakovec.

² Über den Weg dieses Transportes, der aus Oberösterreich am 8. Juli in Agram eintraf, zunächst in eine Kaserne geführt und dort registriert wurde, berichtet die M. F. aus Kula, Bezirk Slavonska Požega, Folgendes: «Als die Aufnahme der Namensliste fertig war, sind wir hineingetrieben worden und wurden Wachen aufgestellt. In Kürze kam ein Befehl, wir sollen uns etwas Essen einpacken und im Hof versammeln. Nach etwa zwei Stunden mussten wir wieder zum Bahnhof und wurden wieder in Waggons verladen und fuhren unter strenger Bewachung von Agram ab. Wir fuhren über Varaschn-Csakathum [Čakovec] gegen die ungarische Grenze zu. Vor der ungarischen Grenze mussten wir aussteigen und 25 km bis über die Grenze zu Fuss marschieren. Auf unsere Fragen: Wo gehen wir hin? wurde uns geantwortet: «Vicete vec videti, kud dodete» (Ihr werdet schon sehen, wo ihr hinkommt). «Docicete vec tamo, godje morate doci» (Ihr werdet schon dort hinkommen, wo ihr hin müsst).

In Ungarn wurden wir dann von den Russen übernommen und wurden wieder eingeladen. Es kam vor, dass wir während dieser Reise mehrmals entladen wurden, marschieren mussten und wieder eingeladen wurden. Auf der ganzen Reise von Agram bis Ödenburg, das ist vom 8.7.45 abends bis 13.7.45 vormittags 11 Uhr, haben wir nicht einmal etwas zu essen bekommen, weder konnten wir Essen kaufen, so dass jene, welche Kleinkinder hatten und das wenige aus Agram Mitgebrachte beim Marschieren noch wegschmeissen mussten, hatten auf der Reise überhaupt

Richtung Varaždin zu Fuss in Marsch gesetzt. Auf diesem Marsch wurden wir schärfer getrieben und erreichten nach zwei Tagen wieder Varaždin. – Nunmehr waren wir schon fünf Tage lang ohne Essen unterwegs. – In Varaždin erhielten wir auch erst nach weiteren 1½ Tagen das erste Essen, und zwar zwei Deziliter Bohnensuppe. Am zweiten Tage unseres Aufenthaltes in Varaždin erhielten wir dann das erste Brot, und zwar 2 Kilogramm für 10 bis 12 Personen.

In Varaždin blieben wir etwa 14 Tage lang. Die Verpflegung bestand täglich aus einer Einbrennsuppe, die wir morgens um 10 Uhr erhielten. Die Suppe war ohne Fett und ohne Salz. Mittags erhielten wir die erwähnte Menge Brot und am Abend eine Bohnensuppe, auch ohne Fett und ohne Salz. Desgleichen war das Brot ungesalzen. Etwa ein viertel Teil der unserem Transport angehörigen Menschen wurde in einem Magazin übergebracht. Die Übrigen mussten um das Magazin herum im Freien lagern. Bei Regenwetter mussten wir alle in das Magazin drängen. In diesem Magazin hatten überhaupt nur 700 bis 750 Personen Platz zum Schlafen. Als Lagerstätte bettelten diejenigen, die im Magazin Platz hatten, von der Zivilbevölkerung Stroh, das aber nur in beschränktem Ausmasse vorhanden war. Die Übrigen rupften sich Gras oder nahmen Laub von den Bäumen, damit sie nicht auf den Steinen liegen müssen. Nach etwa einer Woche wurden wir registriert. Es wurde eine Namensliste angefertigt, wobei wir angeben mussten, wer beim «Kulturbund» war oder ob jemand oder seine Angehörigen bei der deutschen Wehrmacht Dienst geleistet haben.

Vierzehn Tage nach unserer Ankunft in Varaždin wurden wir wieder alle einwaggoniert und bei verschlossenen Waggontüren nach Marburg (Maribor) abtransportiert. Wir sollten nach Österreich weitergeleitet werden und erfuhren, dass vor uns tatsächlich ein Transport nach Österreich gebracht worden war. Tatsächlich traf unser Transport auch in Maribor ein. Unser Transport erhielt aber nicht die Erlaubnis, nach Österreich einzureisen. Wir erfuhren, dass die britischen Militärbehörden es ablehnten, unseren Transport zu übernehmen. Einen Tag lang standen wir so in Maribor. An Verpflegung erhielten wir hier: ein Viertel Liter leere Suppe mit Erbsenmehl und fünf Dekagramm Brot je Person. Etwa am 1. August wurden wir von Maribor wieder nach Agram zurückgebracht und kamen wieder in den Raum der Agramer Messe. Dort sahen wir noch unsere leeren Koffer und die leeren Hüllen unserer Pakete herumliegen. Der Inhalt hatte inzwischen schon neue Herren gefunden. In Agram fassten wir ein Viertel Liter Maisbrei, und dann ging es nach Velika Pisanica bei Bjelovar. Dort wurden wir in der Nacht ausgeladen und mussten im Freien am Bahnhof übernachten. In der Früh wurden wir abgezählt und marschierten in ein Lager.

nichts zu essen. – Unser ganzes Gepäck mussten wir in Agram lassen und durften ausser den befohlenen etwas Esswaren gar nichts mitnehmen.

Am 13.7.45, vormittags 11 Uhr, entfloch ich in Odenburg (Sopron) von dem Transport und kam am 16.7.45 wieder, ganz ausgeraubt und ausgehungert, in Nussbach/Oberösterreich an. – In dem Transport befanden sich ca. 1*700 Personen. Es waren alle Volksdeutsche, Flüchtlinge aus Jugoslawien.» (Protokollierte Aussage; Original, 20. Juli 1945, 3 Seiten, hschr.)

Das Lager war schwer bewacht und mit Stacheldraht umgeben. Da es aber mit Verurteilten von der Ustascha, Tschetniken und anderen Formationen überfüllt war, wurden wir zwei Kilometer weiter auf einen Jahrmarktplatz gebracht. Auf diesem Markplatz verbrachten wir alle zunächst zwei Wochen, dann wurden die Arbeitsfähigen in der Umgebung von Pisanica zur Landarbeit und Bauarbeiten eingesetzt, und zwar Männer und Frauen. Ich war etwa drei Monate lang in Arbeit und wurde dann mit 350 arbeitsunfähigen Männern und Frauen nach Stara Gradiška gebracht. – Die anderen wurden, wie ich hörte, nach einiger Zeit nach Krndija bei Djakovo ins Lager gebracht³.

Im weiteren schildert der Berichtersteller seine Erlebnisse in verschiedenen Lagern in Stara Gradiška, Krndija (Slawonien), Sremska Mitrovica (Syrmien) und Podunavlje (Baranja)⁴, bis ihm nach zwei vergeblichen Versuchen die Flucht aus dem Internierungs- und Zwangsarbeitssystem, dem die Volksdeutschen durch das jugoslawische Nachkriegsregime unterworfen waren, Ende Mai 1946 mit dem Übertritt nach Ungarn gelang.

³ Es handelte sich um mehrere tausend Personen, die in Pisanica zusammengekommen waren; darunter befand sich auch eine grosse Anzahl Slawonien-Deutscher, die bei der Evakuierung in ihren Heimatorten zurückgeblieben waren, bei Kriegsende interniert wurden und ebenfalls nach Österreich abgeschoben werden sollten; ein Teil wurde auch in das Lager Valpovo geschafft (s. hierüber die Berichte Nr. 65–67).

⁴ Über die Verhältnisse in diesen Lagern s. die Berichte Nr. 58 u. 67.

III. Das Schicksal der deutschen Bevölkerung unter dem jugoslawischen Nachkriegsregime.

1. Zwangsmassnahmen und Gewaltakte nach dem Einmarsch der Roten Armee und unter der Militärverwaltung der Partisanen.

Nr. 35

**Erlebnisbericht des Johann Wann aus Startschowa (Starčevo),
Bezirk Pantschowa (Pančevo) im Banat.**

Original, 20. März 1958, 11 Seiten, hschr.

Die Ereignisse in Startschowa nach der Besetzung durch sowjetische Truppen und Partisanen; die Verhaftung und Massenerschiessung von deutschen Männern in der Nacht vom 21. zum 22. Oktober 1944; Entkommen des Vfs, seine erneute Festnahme, Überführung in ein Sammellager für die Deportation in die Sowjetunion und seine Flucht aus der Internierung.

Am 29.9.1944 ging die letzte Kompanie der deutschen Wehrmacht aus unserem Dorf fort. Mein Vater wurde aufgefordert von einem Offizier, er soll sich mit seiner Familie der Kompanie anschliessen. Er lehnte es ab, weil er Vertrauen hatte in die serbischen Dorfsleute, denen er während den vier Kriegsjahren immer geholfen hat. So sind wir halt alle geblieben, denn aus Startschowa ist keine deutsche Familie geflüchtet¹.

Schon am 30. 9. sah man die einheimischen Serben und Kroaten mit Waffen herumgehen. Die Angst der Deutschen war gross. Wenige hatten Lust, das Haus zu verlassen. Schon Nachmittag ging ein Zivilist mit der Trommel durchs Dorf und verlaublich die Befreiung des Dorfes durch die Partisanen. Der Befehl lautete: «Wo das Dorf von den Partisanen befreit ist und wo der Volksbefreiungs-Ausschuss das Dorf übernommen hat, ist jedes Haus verpflichtet, die Befreiungsfahne auszustecken. Den Deutschen ist das Ausstecken der Fahne verboten. Der Volksbefreiungs-Ausschuss verbietet jede Art eigenhändiger Abrechnung, Plündererei und dergleichen».

Für meinen Vater war der Befehl eine grosse Erleichterung. Leider dauerte die versprochene Sicherheit nicht lange. Noch am selben Tag musste mein Vater den Wagen einspannen und für die Partisanen von den Deutschen hinterlassene Ausrüstung wegfüh-

¹ Nach Schätzung des kath. Ortpfarrers Franz Werner waren von den Einwohnern Startschowas etwa 1'500 orthodoxe Serben, etwa 1'000 katholische Kroaten und etwa 1'000 Volksdeutsche. – Bei der amtlichen jugoslawischen Volkszählung im Jahre 1931 wurden von 3'645 Einwohnern 848 ihrer Muttersprache nach als Deutsche gezählt.

ren. Mit ihm waren viele Deutsche aus Startschowa. Als er zurückgekommen ist, sahen wir, dass er fremde Pferde vorgespannt hat. Da erzählte er uns, wie die Serben einfach die Kolonne aufgehalten haben, und wer bessere Pferde hatte, dem wurden sie einfach ausgespannt und er bekam schlechtere oder gar keine. Wer etwas dagegen hatte, wurde geschlagen und die Pferde doch weggenommen. Die Begleitung der Partisanen hat den Serben mitgeholfen.

Am 1. Oktober traf die erste russische Patrole in Startschowa ein. Ein Offizier der Patrole hat eine Rede gehalten. Alle Deutschen wurden fortgetrieben, damit sie nicht anhören können, was der Befreier spricht, wo die Serben und Kroaten doch auch nur ganz wenig davon verstanden haben.

Schon am 2. Oktober holten die einheimischen Serben, Kroaten und Zigeuner aus unserem Haus Heu, Stroh, Hafer, Mais und alles, was sie brauchten. Alles, was weggeholt wurde, wurde im Namen der Partisanen und des Volksbefreiungs-Ausschusses gefordert. Als mein Vater eine Bestätigung verlangte, sagten sie ihm, er soll seinen Mund halten, wenn er sein Leben liebhat. Tag für Tag, unter Drohungen, wurde das Haus leer gemacht und die Sicherheit schwieriger. Tag zu Tag – unter Vorgabe, man suche Waffen und Militärausrüstung – folgten Hausuntersuchungen. Wo so etwas nicht gefunden wurde, fragten sie halt, was ihnen lieb war. Auch Kinderschuhe wurden als Militärausrüstung behandelt und fortgetragen. Damit sie den Deutschen noch mehr Angst eintrieben, wurden auf den deutschen Häusern Parolen angeschrieben, so z.B. auf dem Hause der Brüder Müller: «Alle schwäbischen Schweine müssen aufgehängt werden!» – «Tod für den Schwaben!» Bei uns am Hause stand es: «Hier wohnt der Hitler, er muss totgeschlagen werden.» (Mein Vater wurde noch vor dem Krieg «Hitler» gespottet). Und: «Alle deutschen Huren müssen sterben.»²

² Ergänzende Angaben zu diesem Bericht über die Ereignisse in Startschowa nach dem Einmarsch der sowjetischen Truppen enthalten die Aussagen des kath. Orts Pfarrers Franz Werner. Darin heisst es u.a.: «Am 4. Oktober bin ich zu einem Kaufmann gegangen, da hat es dann überall geheissen: Eno, dolaze oslobodioci! [Siehe, die Befreier kommen!] Da bin ich auch schauen gegangen die ‚oslobodioci‘. Jetzt hab ich gesehn, was für ein Gsindel da kommt. Da sind von Homolitz alle Zigeuner gekommen und haben geschrien: Zivila Rusija, zivila sloboda, zivio Staljin, zivio Tito! [Es lebe Russland, es lebe die Freiheit, es lebe Stalin, es lebe Tito!]

Die Banater Zigeuner waren in den darauffolgenden Wochen die Scharfrichter der Deutschen. Sie haben geprügelt und gemordet. Zigeuner ist Zigeuner, der dient einem jeden. Wer ihn engagiert, dem tut's der Zigeuner. – Natürlich sind auch deutscherseits Fehler geschehen. Es war eine Grausamkeit während der deutschen Okkupation, dass einfach angeordnet wurde, dass die Deutschen die Zigeuner scheren. Es war eine Grausamkeit. Und zwar hat man da Zigeuner geschoren, die waren sauberer als viele Deutsche, Kroaten und Serben. Da waren zwei Familien, es waren Federhändler, auch die hat man ‚gschert‘ damals, obwohl die niemand etwas Leids getan haben. – Ich hab es nicht gesehen, aber es wurde immer wieder erzählt, dass die Zigeuner bei der Liquidierung der Deutschen eine entscheidende Rolle gespielt haben. Die Zigeuner können eben sehr grausam sein; ich hab es auch während der deutschen Zeit in Kikinda gesehen, dass die Zigeuner die erschossenen Serben an Stricke gebunden weggezogen haben.» (Zu diesen Bemerkungen über die Zigeuner vgl. den weiteren Bericht des Johann Wann und die Berichte Nr. 38, 39 und 40 mit Anm. 2.)

Damit die Parolen kein totes Wort bleiben sollen, holten tie die ersten Deutschen in der Nacht am 18. Oktober und treibten sie ins Gemeindehaus. Dort wurden sie geprügel, verstoehen, die Hände gebrochen und dann in den Ortspark geschleppt und erschossen. Mein Vater musste sie auf den Pferdefriedhof führen, wo er sie beerdigen musste. Die Partisanen drohten ihm, er Rolle ja nicht verraten, wo sie begraben sind! Unter den Opfern waren: Ulrich Hans, Jehl Josef. Bede Josef und noch vier Personen, denen ihre Namen ich vergessen habe. Unter den Mördern befand sich ein Angehöriger der russischen Armee und einer des ersten Volksbefreiungs-Ausschusses, ein gewisser Kljukalo (Spottname), der auch heute noch in Startschowa lebt³.

Am 21. Oktober traf eine Einheit der Sremer Brigade im Dorfe ein. Erst später haben wir es auf der eigenen Haut erfahren, dass es eine Liquidierungsabteilung war. Von denselben ist mein Vater aufgefordert worden, er soll nachmittags gegen 15 Uhr einige Par-

Weiterhin berichtet Pfarrer Werner: «Interessant war dann noch ein anderes Kapitel, die Verschleppung vom 10. Oktober 1944. Es waren das grösstenteils Serben und Kroaten, Deutsche waren weniger, damals hat man die Deutschen verschont... Von den Serben ist einer nicht zurückgekommen, der war früher ‚Radikaler‘, und einen haben sie misshandelt, der war monatelang im Krankenhaus nachher, ein pensionierter Lehrer, unser Schuldirektor, und einer war auch Gemeindebeamter. Ein Russe hat sie damals weggeholt. Auch den serbischen Pfarrer haben sie damals weggeholt gehabt. Die sind alle nach Panschowa gekommen, sind aber dann langsam entlassen worden. Neun Kroaten sind nicht mehr zurückgekommen – ich hab die Namen auf geschrieben gehabt – und ein Serbe. Diese Aktion vom 10. Oktober 1944 war gegen die ‚Dražnovci‘ [Anhänger von Draza Mihajlovic]. Es war ein Machtkampf zwischen Königstreuern und Partisanen... Zuerst waren die Königstreuern daran, die Gemeinde zu regieren. Dann sind die Kommunisten, die Titoisten aufgetaucht: ‚U ime naroda, predajte kljuceve!‘ [Im Namen des Volkes, übergebt die Schlüssel!] Und diese Tito-Regierung, die neue in Startschowa, waren einheimische Serben und Kroaten. Man hat ja gewusst, dass einzelne Kommunisten sind. – Da waren schon unter den Deutschen manche eingesperrt als solche. Bei uns sind auch Serben erschossen worden, in der deutschen Zeit, als Kommunisten. Es sind in Startschowa gegen 8-10 Personen gewesen, die von den Deutschen erschossen wurden. Sie gehörten offenbar zur illegalen Organisation. Zwei sind auch aus Banjica erschossen worden, der Kucan und der Barasevic. Einer war im deutschen KZ. – Na, und die haben die Macht ergriffen.» (Vom Berichterstatter bestätigte Niederschrift einer Tonbandaufnahme seiner Aussagen, Juni 1958; Teilabdruck unter Nr. 82.)

³ Nach den Aussagen von Pfarrer Werner wurden die genannten Personen in den Morgenstunden des 20. Oktober erschossen. Er berichtet über diesen Vorfall Folgendes: «Die Russen waren nur einmal beteiligt bei der Erschiessung von fünf Volksdeutschen am 20. Oktober 1944, am Wendelin-Tag. Da sind einfach am Abend Russen auf der Durchreise gewesen und haben gesoffen mit Einheimischen, und die haben da einige Männer im Arrest gehabt und haben sie in den Morgenstunden nackt ausgezogen, haben sie vor die Gemeinde herausgeführt, im Park mit einem Genickschuss erledigt. Alle fünf waren auf einem Haufen gelegen. Sie sind von der Früh bis in die Mittagsstunden zum Schrecken dort gelegen. Und in den Mittagsstunden hat sie dem Wann Johann sein Vater müssen auf den Schinderplatz führen. Der eine war ein Jehl, ein Wann, Ulrich, einer war ein Ungar, und Beck. (Der Beck war ein 17-18jähriger Bursch.) Die waren einfach besoffen, die Russen und die Einheimischen. Die haben halt gesoffen und in den Morgenstunden dann einen Ulk haben wollen, wie die Römer, die mit ihren Sklaven Fische fütterten.»

tisanen mit den Wagennach den Gütern Omoljica und Ban. Brestovac führen. Wo wir ohne Pferde geblieben sind, konnte er die Aufforderung nicht gut machen. So blieb er halt zu Hause. Die Angewohnheit der lärmenden Partisanen hat in unserer Familie schlechtes Gefühl geweckt. Doch die Nacht ist gekommen, und wir gingen schlafen.

Wir waren kaum eingeschlafen, und schon klopfte jemand an der Küchentür. (Das Haustor wurde nie gesperrt, weil der Volksbefreiungs-Ausschuss solchen Befehl ausgegeben hat.) Es war ungefähr 21 Uhr. Mein Vater fragte, wer so spät klopft. Die Antwort darauf war: «Im Namen des Volkes, macht die Tür auf!» Als mein Vater die Tür aufgeschlossen hat, traten drei bewaffnete Partisanen in die Küche. Sie fragten, ob er der Hausherr ist. Mein Vater sagte ja. Der eine Partisan fragte, ob wir Waffen oder militärische Sachen haben. Mein Vater soll nur richtige Antwort geben, weil wenn sie das Haus durchsuchen und etwas finden, so geht es der ganzen Familie schlecht. Mein Vater versicherte sie, dass wir nichts haben und dass in den letzten Tagen schon vielmal Untersuchung war. Da fragte der Partisan, ob noch ein Mann im Hause wäre. Ja, es war noch mein Bruder, der als Mann gerechnet werden kann, weil er 21 Jahre alt ist. Ob noch ein Mann im Hause ist, fragte derselbe Partisan. Meine Mutter, die auch aus dem Zimmer in die Küche kam, sagte nein, es wäre nur noch ein Kind von 15 Jahren. Also, auch er soll kommen! Als ich auch in die Küche gekommen bin, sagte der eine Partisan ganz froh: «Auch er ist gut für den Kopf!» Mutter, Grossmutter und Schwester fing an zu weinen. Einer der Partisanen beruhigte sie mit den Worten: «Sie brauchen ja nicht weinen, es geschieht ihnen nichts. Sie gehen nur ins Lager, wo sie arbeiten werden. Sie sollen sich nur gut anziehen, weil sie nicht die Möglichkeit haben werden, bald zurückzukommen.» Wir haben das Beste angezogen und alles doppelt. Als wir fertig waren, gingen wir in den Hof hinaus. Erst da sahen wir, dass das ganze Haus mit Partisanen und einheimischen Zivilisten ringsum bewacht war.

Mein Vater, Bruder und ich waren die ersten, die von den Partisanen in unserer Gasse ausgehoben wurden. Mit ungefähr zwanzig bewaffneten Partisanen und einigen Zivilisten gingen wir durch unsere Gasse. Als wir in die Nähe eines deutschen Hauses gekommen sind, mussten wir stehenbleiben. Einige Partisanen blieben bei uns, die anderen machten es ebenso wie bei uns. Unsere Kolonne wuchs langsam. Als wir schon sechs Personen waren, durften wir nicht mehr sprechen.

Als wir an das Ende unserer Gasse kamen, blieb noch ein Haus, wo Deutsche wohnen. Es war das Haus der Familie Grossecker. Als wir näherkamen, hörten wir Lärm im Hof. Im Hause wohnten nur Frauen und der Sohn Fritz. Er war erst 14 Jahre alt und ging noch in die Volksschule. Wie die Partisanen ihn zu uns gebracht haben, fragte der eine Partisan, warum sie so grossen Lärm machten, wenn der Befehl doch lautete: Alles in grösster Ruhe durchführen. Da sagte eine Partisanerin: «Ja, der Rotzkerl wollte davonlaufen, und erst im Stall haben wir ihn gefangen. Da hat er mich auch noch gebissen.» Ihn haben sie gleich gefesselt. Wie sie uns in der Kolonne zurechtgebracht haben, da

sagte einer der Partisanen: «Ich bin ein Offizier; hier habe ich meine Pistole und meinen Dolch, mit welchem ich schon viele deutsche Schweine geschlachtet habe. Wer nur ein Wort spricht, den schlachte ich; wenn nur einer aus der Kolonne tritt, der stirbt – und jetzt los!»

Sie haben uns der Gasse entlang getrieben. Auf vielen Plätzen hörten wir Parolen zurufen. Daraus wurde uns klar, dass der ganze Ort belegt war mit Partisanen.

Erst als wir vor das Gasthaus Stimac gekommen sind, fingen sie uns an zu schlagen mit Riemen, Gabeln, Stochen und Gewehrkolben. Als wir durch die Tür geschoben worden sind, sähen wir im Gasthaus unser Schicksal beendet. Bei einem gewöhnlichen Gastisch sassen drei Angehörige des Volksbefreiungs-Ausschusses. In der Mitte sass der Sekretär, Namens Zivulj Lazar, ein ewiger Student, der Sohn eines Bauern aus Startschowa. Er fragte nur nach den Namen, und schon schoben sie uns weiter von dem Tisch. Da warteten einige Partisanen, bewaffnet mit Stöcken, und befahlen uns ausziehen, aber die Unterhose können wir anlassen. Ja, deutlich gesagt, aber schwer ausführbar. Wie sich einer rührte, schlugen sie mit den Stöcken. Als ich mir die Schuhe ausziehen wollte, haute mir einer mit dem Stock über den Rücken, dass ich hingefallen bin. Mit Füßen haben sie mich getreten und fluchten. Meine Schuhe waren doch eine schöne Kriegsbeute –, da lasten sie mir zuletzt doch Zeit, dass ich sie ausziehen kann. Als ich nur in der Unterhose war, bekam ich von Neuem an Prügel. Als ich schon genug spürte von der Befreiung, schoben sie mich gegen die Wand. Dort waren schon einige Deutsche, manche auch ganz nackt, aufgestellt. Weh dem, der in der erste Reihe war! Mit Gewehrkolben oder Stöcken schlugen sie uns über Bauch und Gesicht. Auch mit Messern wurden einige gestochen, wie Franz Hirschi, der über 70 Jahre alt war. Der Hintermann war auch nicht in viel besserer Lage, weil die Partisanen den Reihen nach gegangen sind und mit Gewehren und Ketten über die Reihen schlugen. Einige wurden so hart geprügelt, dass sie bewusstlos zambrochen sind, dann aufgewaschen wurden⁴, nur damit sie nochmals geschlagen werden, wie z.B. Ellinger Paul, Sturm Franz und Wann Stefan. Der letzte hat Brillen getragen. Einer der Partisanen hat ihn so übers Gesicht geschlagen, dass er das Augenlicht verloren hat von den Glassplintern seiner Brille.

Als wir schon genug geprügelt, getreten und gestochen worden sind, musste jeder, wer hatte, den Ehering vor sich hinwerfen; dann zu zwei antreten. Jetzt wurden wir gefesselt. Die jüngeren mussten vor. Wo ich der kleinste war, musste ich mit Grossecker Fritz als erster antreten. An der Türe zählten sie uns. Wenn der Partisan gut gezählt hat, dann waren wir insgesamt 82 Personen. Darunter war auch ein Reichsdeutscher, Angehöriger der Wehrmacht. – Also, am 22. Oktober 1944 sind insgesamt 82 Deutsche von den Partisanen erschossen worden, von welchen der jüngste 14 Jahre alt war und der älteste über 70 Jahre⁵.

⁴ Gemeint ist: mit Wasser überschüttet wurden.

⁵ In einer von Pfarrer Werner für die Gemeinde Startschowa zusammengestellten Liste der Opfer des Terrors in den Monaten Oktober und November 1944 sind, ausser den reichsdeutschen Sol-

Als die Partisanen uns auf die Gasse getrieben haben, unter ständigem Prügeln und Fluchen, ist Wann Stefan bewusstlos zugebrochen. Zwei Martierer mussten ihn tragen. Der Schuster Blaznek Paul starb am Wege. Sie haben uns durch den Ortspark getrieben, hinunter in den Ried. Als wir in den Ried angekommen sind, mussten wir uns alle in das kalte Wasser eines Baches legen. Nur der brauchte es nicht tun, der laut «Es lebe der Tito!» schreit. Keiner machte es! Es war sehr finster, und ich sagte zu Grossecker: «Komm, wir laufen!» Er traute sich nicht, ich wieder konnte ihn nicht mitschleppen. So ging ich halt mit. Nicht weit vom Dorfe, am Bache Ponjavic mussten wir halten. Auf der einen Seite des Baches haben die Zigeuner schon einen knietiefen Graben ausgegraben und warteten auf uns mit einer Wetterlampe. Fritz Grossecker, ich, Josef Rupp und Franz Pichner wurden als erste an den Graben geschoben. Ohne ein Wort, ohne Urteil schoss ein Partisan mit der Maschinenpistole auf uns. Ich weiss heute noch nicht, ob ich vor Angst zugebrochen bin, oder hat mich Grossecker Fritz mitgerissen, nur ich fiel in den Graben. Erst als der Partisan schrie: «Wenn einer von euch deutsche Schweine noch lebt, so soll er aufstehen!» Erst dann dachte ich: «Wenn ich aufsteh’, so schießt er wieder. Also bleibst liegen.» Ich schaute, wie es die anderen machten, die getroffen worden sind, und machte es halt auch so. Auch ich streckte mich und zuckte mit den Gliedern. Wieder knallte es! Vier Deutsche sind auf mich gefallen. Der eine, namens Laban Stefan, drückte mir den Kopf so fest an die Wand des Grabens, dass ich meinte, er reisst mir den Kopf ab. Als der Graben voll war, treibten sie die überbliebenen Deutschen über den Bach, wo ein verlassener Ziegelofen war. In die Löcher des Ziegelofens schossen sie die anderen hinein.

Als es meinerseits des Baches still geworden ist, löste ich die Fessel und wollte davonlaufen. Da sah ich zwei Partisanen kommen. Ich kroch schnell nochmals unter die Toten und wartete. Wie sie in die Nähe des Grabens gekommen sind, schmeissten sie drei Granaten auf die Toten und gingen zurück. Erst als ich hörte, dass sie auf der anderen Seite des Baches wieder schiessen, kroch ich aus dem Graben und liefte davon. Es war ungefähr 3 Uhr, den 22. Oktober 1944.

Die Nacht war finster. Ich liefte ohne Ziel und traf wieder ins Dorf ein, sprang über Zäune und blieb bei Verwandten im Hof stehen. Das Haus war leer. Es ist mir nichts übriggeblieben, wie nach Kleiderstücken zu suchen. Leider war das ganze Haus leer. Ich frierte in der blutfeuchten Unterhose und fand nichts, was ich anziehen könnte. Mein Leib, mein Haar war von But überronnen, und da suchte ich Wasser. Als ich mir Leib und Haare ein wenig abwaschte, durchsuchte ich das Haus nochmals. Ein grosses Glück!

daten, die Namen von 79 deutschen Männern der Gemeinde angeführt, die in der Nacht vom 21. zum 22. Oktober umgebracht wurden. – Weiterhin enthält die Liste, neben den schon genannten Opfern des Vorfalles vom 20. Oktober, die Namen von 5 deutschen Männern, die am 18. Oktober in Pantschowa erschossen wurden; von 9 Deutschen und einem Serben, die zu einem späteren Zeitpunkt ebenfalls dort umgebracht wurden oder gestorben sind; von 10 Kroaten, die um den 8. November in Pantschowa erschossen wurden; von einem Deutschen, der am 12. November an den Folgen einer Misshandlung gestorben ist und von 3 deutschen Frauen, die am 13. November ebenfalls nach Pantschowa verschleppt wurden und seither verschollen sind.

Ich habe einen alten Frauenrock gefunden, der mir als Hemd diente und eine alte Hose, die ich später mit einer Schnur flickte und zurechtmachte. Wo die Hausuntersuchungen häufig waren und auch hier eintreffen können, blieb mir nichts übrig, als in den Misthaufen ein Loch zu graben. Ich kroch ins Loch und deckte es zu. Die Wärme des Mistes brachte es, dass ich eingeschlafen bin.

Spät nachts bin ich aufgewacht. Zur Mutter traute ich mich nicht. Ich ging wieder über Zäune und blieb bei einem Bekannten stehen. Ich wollte, dass er mich versteckt. Er traute sich nicht, aber geholfen hat er mir doch. Etwas Essen von ihm ist mir gut gekommen. Er führte mich auch ins Feld, wo ich ungefähr einen ganzen Monat geblieben bin. Ich kehrte wieder zu dem Bekannten zurück. Diesmal versteckte er mich in den Ziegelofen, wo ich tagelang auf 5 m Höhe auf zwei Latten saß, welche für das Trocknen der Dachziegel dienten. Erst am 24. Dezember ging ich nach Hause, weil ich nicht länger aushalten konnte. Der Hunger und der vereiterte Körper quälten mich⁶.

Weihnachten 1944. Wieder Hausuntersuchung! Die Partisanen haben mich in dem Zimmer überrascht und gefangen. Die Hausuntersuchung führte der Angehörige des Volksbefreiungs-Ausschusses, Zivulj Lazar. Als er mich erblickte, wollte er mich wieder erschießen. Dank einem fremden Partisan der es nicht zugelassen hat! Sie haben mich ins Gemeindehaus getrieben, wo sie mich ausfragten. Ich wollte es nicht eingestehen, dass ich auch bei der Erschießung war. Ich erzählte ihnen, dass ich schon unterwegs durchgegangen bin, und sie glaubten es mir. Einer der Ausfragenden versprach mir Freiheit. Sie dauerte leider nur 8 Stunden, und dann musste ich ins Arbeitslager, welches in Kloster Vojlovich eingerichtet war. Das ganze Klostergut mussten die deutsche Mädchen aus Startschowa bearbeiten. Ich war der einzige Junge unter ihnen.

Hier war ich bis am 2. Jänner 1945, an welchem Tag sie mich mobilisierten für nach Russland. Den Mördern meines Vaters, Bruders und aller Deutschen in Startschowa ging

⁶ Von weiteren Zwangsmassnahmen gegenüber der deutschen Bevölkerung während dieser Zeit im Orc berichtet Pfarrer Werner: «In die Zeit, da fällt auch die Bekanntgabe: die Deutschen dürfen nichts mehr verkaufen. Es wurde verlautbart, dass von jedem Haus einer zur Gemeinde kommen soll. Ich bin auch gegangen. Und da hat man verlautbart, in der Gemeinde, die Deutschen dürfen nichts mehr verkaufen. Und an einer sichtbaren Stelle im Hauseingang muss man genau aufschreiben, was an Inventar im Haus ist. – Das war aber noch vor der Bekanntgabe vom 24. November über die Enteignungsgesetze des deutschen Vermögens. – Wir durften schon damals nichts verkaufen. Jedenfalls ist uns das bekanntgegeben worden damals, und ich hab' es auch gemacht und hab alles aufgeschrieben, in deutlicher Sprache, was ich alles im Haus besitze. Na, und dann hat man bald danach, Allerheiligen, begonnen, den Leuten die Sachen zu enteignen. Man hat begonnen zuerst mit den Reserven, also Nahrungsmitteln, Obst usw. und bald danach hat man dann auch schon begonnen, die Wäsche, Federn aus den Häusern wegzuführen und hat es in einem bestimmten Raum gesammelt. – Im Dezember hat man die Männer gesammelt für Waldarbeit. Es war in der Roratezeit. Na, und da mussten auch viele ins Donauvorland, Holz machen. Von den Männern sind schon einige gestorben.»

es nicht in die Rechnung, mich einfach freizugeben. Immer wieder kam einer des Volksbefreiungs-Ausschusses, damit mich die Russen freilassen. Dem russischen Offizier, der die Mobilisierung führte, ist es aufgefallen, dass mit mir etwas nicht in Ordnung ist. Über einen Dolmetscher verhörte er mich. Ich erzählte ihm dasselbe, was ich den Partisanen erzählt habe über meine Flucht. Als er mich angehört hat, sagte er mir, dass es für mich besser ist, wenn ich nach Russland gehe. Er hat mir geraten, ich soll mich freiwillig melden nach Russland. Als meine Mörder wieder gekommen sind, musste ich zum Verhör. Bei diesem Verhör war auch der russische Offizier anwesend. Als sie mir sagten, ich muss nicht nach Russland, es sei nur ein Fehler, dass ich auch hier bin⁷, da sagte ich, dass ich freiwillig nach Russland gehe. – Noch am selben Tag führten die Russen uns nach Panschowa in das Sammellager. Ein ungarischer Bekannter meines Vaters (der Name ist nicht wichtig), der damals als mobilisierter Offizier bei einer Arbeitsbrigade diente, hörte, was ich erlebt habe, und hat sich entschlossen, mir zu helfen. Eines Tages brauchte er, Arbeiter für das Krankenhaus, wo die russischen verwundeten Soldaten untergebracht waren. Sein Versuch, aus dem Sammellager Arbeitskräfte zu bekommen, ist ihm gelungen. Natürlich führte er mich zur Arbeit. Er führte mich nicht zurück ins Lager, sondern versteckte mich in seiner Wohnung. Bei ihm war ich dann versteckt, bis ich die Gelegenheit fand weiterzugehen.

Mein weiteres Leben in Jugoslawien war eine lange Zeit nur ein Wandern, ein Versteckenspiel mit ständiger Angst, wieder gefangen zu werden. Wenn dann die schwersten Stunden gekommen sind, wenn mir Hunger und Verhaftungen drohten, fanden sich immer Leute, die ihre Freiheit, vielleicht auch ihr Leben einsetzten, nur damit sie mir helfen. Sogar falsche Ausweise habe ich bekommen, mit welchen ich dann mein Wandern wieder von Neuem anfangte⁸.

⁷ Die untere Altersgrenze der zur Deportation bestimmten Männer war 17 Jahre; s. die Berichte

⁸ In einem zweiten Bericht (abgedruckt unter Nr. 76) schildert der Vf. seine weiteren Erlebnisse in Jugoslawien bis zu seiner Ausreise nach Deutschland im Februar 1958.

Nr. 36

Erlebnisbericht des Landwirts H. B. aus Sartscha (Sarča), Bezirk Alibunar im Banat.
Original, 15. April 1958, 5 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Die Ereignisse in Sartscha nach dem Einmarsch der sowjetischen Truppen und der Partisanen im Oktober 1944 bis zur allgemeinen Internierung der deutschen Einwohner im März 1945.

Nach einigen allgemeinen Angaben über Ereignisse in seinem Heimatort bis zum Einmarsch der Roten Armee fährt der Vf, fort:

Obwohl meine Heimatgemeinde von russischen Truppen besetzt wurde, gab es jedoch keinerlei Kämpfe. Die Ortschaft fiel den Russen kampflos in die Hand. Bei der Zivilbevölkerung waren daher auch keine Opfer durch Kampfhandlungen zu beklagen.

Fast alle Ortsbewohner blieben in der Gemeinde, obwohl eine Evakuierung vorbereitet war. Alle Bewohner hatten sich zur Flucht mit Gespannen vorbereitet. Seitens der Volksgruppenführung wurde uns jedoch bedeutet, dass keinerlei unmittelbare Gefahr bestünde und wir daher ruhig abwarten sollten. Ganz kurze Zeit darauf wurden wir von den einmarschierenden Russen überrascht. Eine Flucht war dann nur mehr für Einzelne im Alleingang möglich. – Fast die ganze Ortsbevölkerung in Höhe von 900 Personen ist zurückgeblieben¹.

Einen Monat lang blieb die alte deutsche Gemeindeverwaltung. Dann wurde an Stelle des deutschen ein serbischer Gemeindevorstand eingesetzt, der bis dahin Gemeindevorstand war. Die Gemeindevertretung wurde aufgelöst. (Erst nach Ankunft der bosnischen Siedler wurde wieder ein Gemeinderat aus diesem Bevölkerungsteil gebildet).

Am 1. Oktober kamen die ersten Russen von Modosch nach Sartscha. Sie nahmen in der Gemeinde frische Wagen zum Weiterfahren. Es blieben nur einige Russen als Besatzung zurück. Das Haus neben dem Gemeindehaus wurde beschlagnahmt und als Lazarett und Küche für die Russen verwendet. Unmittelbar nach dem Einmarsch der Russen kamen auch die Partisanen aus Vidapuszta. Sie unterrichteten die Russen sofort darüber, wo schöne Frauen und Mädchen aufzufinden wären. In der darauffolgenden Nacht wurden viele Frauen und Mädchen des Ortes von den Russen vergewaltigt.

Am 2. Oktober früh wurde durch Trommelschlag verlautbart, dass alle Waffen und Uniformstücke sowie Radioapparate in deutschem Besitz abgeliefert werden müssen. Dieser Befehl wurde von den Deutschen bereitwillig befolgt. Wer den Russen bei der Ablieferung dieser Sachen missfiel, wurde eingesperrt.

¹ Bei der amtlichen jugoslawischen Volkszählung im Jahre 1931 sind von 1'129 Einwohnern 970 als Deutsche gezählt worden.

Der Dorflehrer Edmund Geist, der hätte flüchten können, blieb daheim, weil er sich sagte, dass ihm durch die Russen gewiss nichts geschehen werde, war er doch während des ersten Weltkrieges in russischer Kriegsgefangenschaft, woher er der russischen Sprache mächtig war. Geist wurde bereits am ersten Tag festgenommen, misshandelt und verhört über die Deutsche Mannschaft. Da er keinerlei Aussagen machte, wurde er gefoltert und eingekerkert.

Die Frau des Arztes Dr. Massong wurde über einen Tag lang gefoltert, da man von ihr die Kleiderbestände der Frauenschaft – die in Wirklichkeit gar nicht existierten – erfahren wollte. Ihr Sohn Richard begleitete Frau Massong ins Gefängnis und liess sich auch dort nicht von seiner Mutter trennen. Er musste daher alle Misshandlungen, die seiner Mutter widerfahren, mit ansehen.

Ein gewisser Dengel Johann wurde bei der Ablieferung seines Radioapparates ohne eine Ursache verprügelt und daraufhin eingekerkert. Die Frau des Johann Eck folterte man ebenfalls, um von ihr den Aufenthaltsort ihrer Tochter zu erfahren, die aber geflüchtet war, so dass sie keinerlei Angaben machen konnte. Auch sie wurde eingekerkert. Anna Neuhaus, 30 Jahre alt, wohnte allein im Hause, in dem zehn Russen einquartiert waren. Sie ging ins Gemeindehaus und bat, man möchte die Russen anderwärts einquartieren, da es unschicklich wäre, wenn die Russen bei ihr als alleinstehender Frau blieben. Sie wurde dafür verspottet, misshandelt und eingesperrt. Der Kaufmann Sotrell Matthias wurde mit seiner Frau festgenommen, gefoltert und eingesperrt, da man von ihm das Versteck seines Geldes erfahren wollte. Dem Molkereibesitzer Josef Wagner und seiner Frau wurde ein gleiches Los zuteil. – Bis zum Abend des zweiten Tages waren 19 Personen eingekerkert worden.

Am 3. Oktober, um 4 Uhr morgens hörte ich einen Trupp an meinem Hause vorübergehen. Später hörte ich viele Schüsse aus der Richtung des Bahnhofes. Ich konnte mir nicht vorstellen, was da geschehen ist. Später am Morgen kam der Gemeindediener zu mir und beauftragte mich, mit Schaufel und Hache in das Gemeindehaus zu kommen. Als ich dort ankam, fand ich bereits sieben andere Ortsbewohner mit gleichen Werkzeugen vor. Dann kamen noch vier Partisanen mit schussbereiten Waffen und sagten, wir sollten in der Richtung des Bahnhofes vorausgehen. Als wir auf unserem Wege zum Friedhofstor kamen, befahl ein Partisan: rechts auf den Friedhof schwenken. Als wir auf den Friedhof kamen, sahen wir gleich links einen Menschenhaufen, das heisst einen Haufen von Leichnamen, die aneinandergebunden waren. Sie waren erschossen worden. Da befahlen uns die Partisanen, die Leichen in das bereits vorbereitete Loch zu geben und sie dort zu verscharren. Ich wurde dazu bestimmt, die Opfer auseinanderzuschneiden. Die anderen begruben sie. Da sahen wir, dass es sich um die am Vortag eingekerkerten 19 Personen handelte: Wagner Josef und Wagner Magdalena, Sotrell Matthias und Sotrell Maria, Massong Anna und ihr Kind Massong Richard (15 Jahre), Metzger Georg, Geiser Josef, Neuhaus Anna, Kimmel Josef, Eck Elisabeth, Lehn Nikolaus, De-

kreon Michael, Lefrang Stefan, Dengel Johann, Hermann Peter, Geist Edmund, Kaip Wilhelm, Krieger Michael.

Als die russischen Soldaten nach 10tägiger Besetzung abzogen, blieb ein russischer Leutnant, namens Arthur, bei uns zurück. Diesem gaben die Partisanen und Rumänen schöne Frauen im Orte an. Jede Nacht wurden dann solche Frauen von ihm vergewaltigt. Oft führte er auch nächtliche Verhöre durch, wobei er seine Opfer eigenhändig durch Genickschuss ermordete. Folgende Ortsbewohner sind ihm auf diese Weise zum Opfer gefallen und erschossen worden: Weissmann Josef, Wiume Franz, Pfeiffer Matthias, Christmann Jakob, Mayer Nikolaus.

Eines Vormittags Ende Oktober kamen in das Haus des Nikolaus Silier einige Russen und wollten vor den Augen des Vaters die Tochter vergewaltigen. Der Vater liess das nicht zu und beschimpfte die Russen. Daraufhin erschossen sie den Vater und riefen zwei Nachbarn, Merle Adam und Schäffer Johann, um Silier in den Friedhof zu tragen. Dort war ein Knabe von 16 Jahren, namens Georg Engeldinger, der zu den Russen sagte, dass die beiden Mitglieder der Deutschen Mannschaft waren. Auf das hin erschossen sie auch Merle und Schäffer. Den Knaben Engeldinger erschossen sie ebenfalls.

Im Oktober gingen zwei Männer, Johann Christmann und Josef Schneider, gegen die Bahnstation, da kamen Russen und Partisanen des Weges. Ein Partisane sagte zu den Russen, dass die beiden Männer bei der Deutschen Mannschaft gewesen sind. Die beiden Deutschen begannen dann zu laufen, wurden von den Russen verfolgt, im Garten des Josef Steier eingeholt, erschossen und auch begraben².

Am 24. Dezember 1944 wurden von Sartscha ca. 30 junge Frauen und Mädchen nach Russland verschleppt. Es handelte sich dabei um arbeitsfähige und kinderlose weibliche Personen. – Damals glaubte man, dass von diesen niemand mehr zurückkehren würde. Glücklicherweise kamen alle bis auf eine nach Deutschland zurück. – Lediglich ein Mann wurde nach Russland deportiert.

Im März 1945 wurden abermals 25 Frauen und Mädchen nach Sremska Mitrovica geführt. Da sagten wir, die haben Glück, dass sie nicht so weit kommen; die werden gewiss am Leben bleiben. Es kam jedoch anders, denn 21 starben davon.

Die Sartscharer Einwohnerschaft wurde am 12. März 1945 am Kirchplatz zusammengetrieben, auf zehn Häuser der Hauptgasse aufgeteilt und dort untergebracht. Nach zehn Tagen durften alle wieder in ihre Häuser zurückkehren. Nach weiteren fünf Tagen

² In einem von N. D. aus Sartscha nach Aussagen seiner Verwandten zusammengestellten Bericht (Original, 27. März 1958) heisst es, dass insgesamt 33 Personen aus Sartscha ermordet wurden, und zwar ausser den oben genannten noch Peter Stumpf, Wilhelm Mayer und Nikolaus Pfeiffer (letzterer wird unter den Opfern des Massakers in Ernsthausen am 18./19. Dezember 1944 genannt, s. hierüber Bericht Nr. 51, S. 347 f.).

wurde befohlen, dass ein jeder mit dem, was er tragen könne, in die Hauptgasse kommen muss. Die besten Sachen wurden also mitgenommen. Dort wurden wir wieder auf andere Häuser aufgeteilt; nach weiteren fünf Tagen wurde angeordnet, wir sollten, ohne irgend etwas mitzunehmen, in den Hof des Johann Dengel kommen. Dort wurden wir einzeln in eine Baracke der OT getrieben, untersucht und jedes Wertgegenstandes beraubt. Lediglich eine Bekleidungsgarnitur durfte behalten werden. Diese Prozedur dauerte bis abends 10 Uhr. Wir bekamen während des ganzen Tages keinerlei Nahrung und nichts zu trinken. Die Kinder wurden dann in das Gasthaus des Johann Bickar, die Männer in die Häuser Michi und Schorsch, die Frauen und Mädchen in das Haus des Matthias Diwald getrieben. Von dort mussten die Arbeitsfähigen täglich auf Arbeit gehen.

Im Folgenden schildert der Vf, die Überführung der Arbeitsunfähigen und Kinder in das Sammellager Rudolfsnad Anfang Oktober 1945 und berichtet über seine dortigen Erlebnisse bis zur Auflösung des Lagers im März 1948 und der Entlassung aus der Internierung³.

Nr. 37

Erlebnisbericht des Landarbeiters Franz Unterreiner aus Deutsch-Elemer (Nemački Elemir), Bezirk Gross-Betschkerek (Veliki Beckerek) im Banat.

Original, 6. März 1958, 20 Seiten, hschr. Teilabdruck.

Die Ereignisse in Deutsch-Elemer nach dem Einmarsch der Roten Armee und die Zwangsmassnahmen des Partisanenregimes gegenüber der deutschen Bevölkerung bis zu ihrer allgemeinen Internierung im April 1945.

Dem Erlebnisbericht ist eine Darstellung der Ereignisse im Heimatort des Vfs, in der Zeit vom Ausbruch des deutsch-jugoslawischen Krieges bis zum Einmarsch der Roten Armee vorangestellt.

Mit der abziehenden [deutschen] Truppe, es war der letzte Panzerzug, der von Gross-Betschkerek abfuhr. Verliesen 6-7 erwachsene Mädchen den Ort. Sie fuhren mit diesem Zuge mit und kamen auch unversehrt ins Reich. Ausser diesen Mädchens flüchtete nur noch eine Frau mit Tochter auf dem Wagen des Komisars von Melence und seiner Familie. Alle anderen Bewohner blieben daheim. Die mehrheit in der festen Meinung, niemandem etwas zu Leide gethan zu haben, folglich kann Ihnen auch nichts passieren.

³ Nach den im Mai 1961 abgeschlossenen Erhebungen der «Heimatortskartei für die Deutschen aus Südosteuropas» sind aus Sartscha 32 Männer als Soldaten gefallen und 38 vermisst oder verschollen, insgesamt 40 deutsche Einwohner wurden nach der Besetzung durch sowjetische Truppen und Partisanen erschossen, eine Frau ist in der Sowjetunion, 129 Personen sind in den Internierungs- und Arbeitslagern gestorben, weitere 10 Zivilpersonen gelten als vermisst.

Andere aber verblieben daheim, weil von einer Planmässigen Evakuierung gar keine Rede war. Manche wieder Vertrauten der Parole, die noch kurze Zeit im «Banater Beobachter» mit grossen Buchstaben geschrieben stand: wir bleiben hier! Auch schrieb dieselbe Zeitung, die Russen wurden Entscheidend geschlagen und sind im Rückzug. Was man mit dieser Parole und solchen Zeitungsartikeln in dieser Kritischen Zeit (die Kanonen donnerten schon in Unmittelbarer Nähe) bezwecken wolte, ist mir bis zum heutigen Tag ein Rätsel.¹

Unser Ort zählte etwa Tausend Seelen. Wenn man daher die geringe Zahl der geflüchteten und die Militär Personen abrechnet, verblieben ungefähr 800, vielleicht auch einige mehr zurück².

In unseren Ort zogen als erste die Partizanen ein, den nächsten Tag von Gross-Betscherek kommend die Russen. Vorerst verblieb unser Notar, Richter und Gemeinde Räte für kurze Zeit noch auf Ihren Posten. Alsbald aber wurden Sie abgesetzt, und völlig Ungeschulte und zu einer Verwaltung unfähige Serb.-Elemerer jüngere Landwirte übernahmen die Verwaltung. Es ging alles Kopfüber, ein jeder handelte nach eigenem Ermessen und wie's Ihm paste. Die drei Gemeinde Diener verblieben auf Ihren Posten.

Eine kurze Zeit nach der Machtübernahme durch die Partizanen wurden die Männer der Deutschen Mannschaft ins Gemeinde Haus befohlen und festgenommen. Im Keller des Gemeinde Hauses wurden Sie einem Verhör unterzogen, den nächsten Tag führte man sie in den Serbischen Ort und sperrte Sie im Schuhgebäude ein.

Bevor Ich das Schicksal dieser Unglücklichen beschreibe, mus ich zurückgreifen auf den Monat August 1944. Es ereignete sich damals Folgendes: In ungefähr 1-1½ km Entfernung von unserem Ort, in der sogenannten zweiten Bara, war eine grosse Fläche sehr dichter Rohrbestand, darin hatte eine Bande Partizanen Ihr Versteck. Das Nest wurde von einem Ihrer Genossen an die Deutsche Polizei verrathen. Es wurde zur Vernichtung der Bande eine Aktion eingeleitet, an der ausser anderen Formationen auch mehrere Männer der Deutschen Mannschaft unseres Ortes teilnahmen. Das Nest wurde überrumpelt, und 23 Partizanen fielen, nur einer von der Bande konnte flüchten. Die Gefallenen wurden in der Nähe auf einer Anhöhe in einem Massengrab verscharrt. Nach der Aktion erzählten einige Männer, die daran teilgenommen hatten, es waren Druscharbeiter, dort im Hofe eines Serben, wo eben die Maschine stand – es waren viel Serben dabeigestanden und horten mit Gierigkeit und Verschmitzten Blicken zu –, welche Helden Tathen Sie bei diesem Angriff vollbrachten. Mancher von Ihnen Brüstete sich mit viel mehr, als Er in Wirklichkeit gethan hatte. Auch ich hörte zu und dachte dabei: O,

¹ Zu den Ereignissen im Zusammenhang mit der Evakuierung im Banat s. die Berichte Nr. 13-16, S. 91 ff.

² Bei der amtlichen jugoslawischen Volkszählung im Jahre 1931 wurden in Deutsch-Elemer von 1'070 Einwohnern 904 ihrer Muttersprache nach als Deutsche gezählt; in der Nachbargemeinde Serbisch-Elemer wurden 3'672 Einwohner und 35 Deutsche gezählt.

Ihr Zugeknöpfelten, was schwätzt ihr hier vor denen, seht Ihr denn nicht, wie die sich gegenseitig zuwinken!

Und für Ihre damals Unbedachten Worte sollten Sie jetzt in der Schuhle furchtbar Büssen. Sie wurden auf unvorstellbare Weise mit Ochsenziemern, Korbatschen, Stöcken, Gleditschen (dörnerne Ruten) und anderen Folterwerkzeugen gemartert. – Von einem Augenzeugen verfuhr Ich, dass man zweien der Unglücklichen mit glühenden Eisenstangen den Nacken Rücken Brandte. Er sagte, diese glichen keinem Menschen mehr. – Drei von Ihnen wurden dort in der Schuhle Tod geschlagen. Die an dieser Aktion nicht teilgenommen hatten und auch vorher sich nicht so Exponierten, wurden nicht geschlagen. Die überlebenden der Gefolterten und auch die übrigen der Deutschen Mannschaft wurden dann noch im Monat Oktober 1944 nach Betschkerek in das gefürchtete Lager I gebracht; dort wurde dann erst recht weitergemacht. (Über das dort Geschehene will Ich nichts berichten, weil Ich Gottseisgedankt nicht im Lager I war)³.

³ Darüber berichtet der Mittelschullehrer Michael Kristof aus Gross-Betschkerek Folgendes: «In der Stadt Betschkerek wurden am 5. Oktober erstmals Deutsche von den Partisanen ins Lager gesteckt. Zuerst kamen die Deutschen aus der Stadt Betschkerek an die Reihe, allmählich wurden auch Gruppen von den umliegenden deutschen Ortschaften verlangt. . . Die Männer im Lager wurden rücksichtslos behandelt, geprügelt, gequält, mussten täglich um 4 Uhr aufstehen, bekamen eine leere Suppe und mussten den ganzen Tag über schwer arbeiten bis abends um 6 Uhr, wo sie wiederum eine leere Suppe bekamen. Dadurch sind die Leute physisch ganz heruntergekommen. Diese Verpflegung, die von den Partisanen verabreicht wurde, hätte hingereicht, die Leute, die anfangs noch bei sehr guter Konstitution waren (es waren grösstenteils Bauern), innerhalb einiger Wochen zugrunde gehen zu lassen. Das ist ersichtlich auch aus der grossen Anzahl der Sterbefälle bei den deutschen Flüchtlingen aus Rumänien, die auch im Lager Betschkerek waren und bis auf eine geringe Anzahl restlos gestorben sind oder erschossen wurden, weil sie nicht mehr arbeiten konnten. Die einheimischen Deutschen, die vom Lager aus auf Arbeit gingen, hatten doch die Möglichkeit, von ihren Angehörigen, Bekannten oder auch sonst von der serbischen Bevölkerung Lebensmittel verstohlen zugesteckt zu bekommen. Wer dabei erwischt wurde, dass er Lebensmittel bei sich oder empfangen hatte, ist je nach der Laune des Partisanen, der ihn ertappte, geprügelt worden oder nicht. – Die serbischen Bauern und die serbische Intelligenz, mit denen die Schwaben immer gut gelebt hatten, missbilligten sogar uns gegenüber, wenn sich Gelegenheit zum unbemerkten Wechseln einiger Worte gab, das Vorgehen der Partisanen. Das habe ich selbst wiederholt erlebt, weil ich ausserhalb des Lagers arbeitete und mit Serben in Berührung kam.

In der Nacht begann dann im Lager das Schlimmste, das Verhör und die Auswahl zum Erschiessen. Erschossen wurden anfangs jene, die entweder gut gekleidet, körperlich besonders stark oder aber durch Krankheit und Schwäche arbeitsunfähig geworden waren. Auch wurde nicht ein Verschulden festgestellt, sondern man liess die Leute antreten und holte dann die entsprechende Zahl, die anscheinend planmässig vorher festgesetzt war, heraus. Die Ausgewählten wurden dann in einen separaten Raum geführt; dort mussten sie sich entkleiden und wurden dann, mit Draht gebunden zu je vierein, auf die Schiessstätte, den alten militärischen Schiessplatz von Betschkerek, geführt, wo sie dann erschossen wurden. Da die Partisanen ja keinen von Beruf oder sonstwie näher kannten, aber hauptsächlich die Intelligenz vernichten wollten, wendeten sie verschiedene Kniffe an. U.a. wurde gefragt: Wer ist Doktor, Arzt, Apotheker, Kaufmann, Lehrer usw.? Leute aus diesen Berufen sollten sich für leichte Arbeit melden, da sie sähen, dass die

Aus unserem Ort kamen die Männer, die nicht bei der Mannschaft waren, im Jahre 1944 noch nicht ins Lager, erst am 18.4.1945. Aber auch Wir daheimgebliebenen hatten keine ruhigen Stunden. Bei Tag mussten Wir bei fortwährendem Regen – unsere Armen Frauen hatten dabei viel zu Leiden – das Kukurutz Laub, weil keine Pferde dazu waren (die Russen hatten

schwere Arbeit für sie nichts wäre; sie bekämen dann leichte Arbeit. Diesem Trick fielen zum Opfer: Diplomlandwirt Josef Bohn jun., Rechtsanwalt Dr. Julius Elmer, Kaufmann Alois Dünner, Grundbesitzer und Bankbeamter Karl Krumenacker und viele andere aus den Ortschaften um Betschkerek. – Dass es sich um eine systematische Ausrottung der Deutschen handelte, ist dadurch erwiesen, dass viele von den deutschen Flüchtlingen aus Rumänien, die ja mit den Serben überhaupt nichts zu tun hatten, ebenso erschossen wurden, falls sie durch Krankheit arbeitsunfähig waren. So ist erschossen worden: Professor Peter Heinrich, ein gewesener Abgeordneter des rumänischen Parlaments aus Hatzfeld, Dr. Loran Böss, Rechtsanwalt aus Hatzfeld, und viele andere, deren Namen mir nicht bekannt sind ..

Die Zahl derer, die im Lager Betschkerek erschossen wurden, lässt sich nicht streng erfassen. Viele kannte man nicht; die Stuben waren ja getrennt, und man konnte auch nicht viel mit den Einzelnen sprechen. Dadurch ist kaum ein Überblick und eine Kontrolle über die Erschiessungen und Erschlagungen möglich. Festgehalten wurden die Erschiessungen aber in demselben Protokoll, in das alle Lagerinsassen bei ihrer Aufnahme eingetragen wurden und in das im Todesfälle der Vermerk ‚gestorben‘ hinter den Naden gesetzt wurde mit dem Datum. Die Lagerkanzlei wurde von deutschen Lagerinsassen unter Anweisung von Partisanen geführt, und diese Deutschen machten auch die Eintragungen in das Protokollbuch. Ich selbst war nur eine Woche, Mitte Februar 1945, in der Lagerkanzlei, dann hat mich der Polit-Kommissar, ein Partisane, wieder herausgesetzt. In dieser Woche habe ich die Protokolliste durchgeblättert, da ich feststellen wollte, wo der oder jener von meinen Bekannten ist, ob er noch lebte oder auf einen anderen Platz geschickt wurde oder erschossen oder gestorben war. Meine eigene Nummer in dieser Protokolliste war 3214. Bei diesem Einblick in das Protokollbuch konnte ich auch feststellen, dass diejenigen, die mir gut bekannt waren und von denen mir erzählt worden war, dass sie erschossen worden wären, tatsächlich als ‚gestorben am‘ in der Liste eingetragen waren.

Weiter konnte ich feststellen, dass unter den Erschossenen auch vier reichsdeutsche Soldaten waren. (Aus den eingetragenen Geburtsorten konnte ich entnehmen, dass es Reichsdeutsche waren.) Kanzleikollegen erzählten mir, dass die Partisanen, als sie erfuhren, dass reichsdeutsche Soldaten erschossen worden wären, unter sich sagten: ‚Die hätten wir nicht erschiessen dürfen!‘ Da beim Zusammenstellen der Liste der zu Erschiessenden nur die Namen aufgenommen worden waren, wurde erst beim Eintrag in der Kanzlei festgestellt, dass es sich um Reichsdeutsche gehandelt hatte. – Ebenso fand ich in der Liste den Namen des gewesenen Obmanns des Schwäbisch-Deutschen Kulturbundes, Johann Keks, der an den Folterungen und Schlägen zugrunde ging. (Er war herzleidend und ist nicht erschossen worden, sondern gestorben.) Ebenso fand ich den Namen des ehemaligen Richters in Betschkerek, Dr. Karl Lux.

Beim Einblick in die Protokolliste stellte ich fest, dass sehr viele Leute als ‚gestorben‘ eingetragen waren, da eben auch alle Erschossenen als ‚gestorben‘ eingetragen waren. Am 28. Oktober 1944 beispielsweise sind 150 Deutsche erschossen und in dem Hauptbuch als ‚gestorben‘ eingetragen worden. An anderen Tagen erfolgten Erschiessungen in kleineren Gruppen, beispielsweise 30 Personen.

Diese Erschiessungen wurden immer als Vergeltungen⁴ gerechtfertigt. Wir mussten täglich einmal, manchmal auch öfter auf dem Hof in Dreierreihen antreten. Den Grund wussten wir nie vorher. Manchmal handelte es sich um eine Verschickung in einen anderen Ort auf Arbeit oder sonst irgendeine Absicht der Partisanen. Bei solchem Antreten sind dann auch Leute zum Erschiessen ausgewählt worden, und dies wurde dann uns gegenüber als «Vergeltung⁴ erklärt. –

diese gnommen), aus den Feldern tragen. Bei Nacht kamen die Überfälle und Vergewaltigungen durch Partizanen und Russischen Nachzüglern. – Zur Ehre der geschlossenen Russ. Einheiten sei es gesagt, dass von Ihrer Seite solche Übergriffe nicht geschahen. – Es gab Fälle, wo der Mann zusehen musste, wie seine Frau, oder Eltern, wie Ihre Töchter Vergewaltigt wurden. Besonders alleinstehende Frauen hatten dabei viel zu Leiden. Kamen Partizanen ins Haus, nahmen Sie mit, was Ihnen paste. Besonders auf Schmuk und Uhren waren Sie stark verpicht. In der Nacht, wenn Sie kamen und sagten, Sie suchen die im Hause versteckten Deutschen Soldatten – die es aber nicht gab –, da forderten Sie Schnaps, Wein, und dies war auch in wenig zu finden; als Sie dann endlich das Haus Verliesen, nahmen Sie mit, was nicht Niet und Nagel fest war. Sie sorgten dafür, dass unsere Nerven immer aufgepeitscht blieben. Viele Leute glaubten sich so Schützen zu können, wenn Sie zum Schlafen zum Nachbarn oder zu Anverwandten gingen. Leider war man nirgends Sicher.

Durch Aussprache mit Leuten in anderen Lagern habe ich später feststellen können, dass diese Erschiessungen auch in anderen Lagern fast zur selben Zeit und auf dieselbe Art erfolgten, was auf eine zentrale Leitung des ganzen Vorgehens gegen die Deutschen schliessen lässt [s. hierzu die im Folgenden abgedruckten Berichte Nr. 38-41, insbesondere Nr. 39 Anm. 13], Erschiessungen erfolgten oft aus geringfügigem Anlass. Zur Illustration sei folgender Fall angeführt: Ein Handwerker aus Betschkerek, der in der Stadt privat arbeiten musste, kam gewöhnlich spät von seinem Arbeitsplatz zurück, wenn seine Kameraden bereits schliefen. Um diese im Schlaf nicht zu stören, benützte er einmal ein Zündholz, um seinen Platz auf der oberen Pritsche zu finden. Dies bemerkte ein Partisan auf der Gasse unten, kam herauf ins Zimmer und fragte, wer ein Zündholz angezündet habe. Als der Handwerker sich ahnungslos meldete, musste er herabsteigen, sich auf den Bauch legen und erhielt einen Genickschuss im Zimmer. Das habe ich selbst gesehen, weil ich in diesem Zimmer war. Im Lager Betschkerek wurden auch 15 Männer aus der Gemeinde Setschan erschossen, die namentlich aufgerufen wurden, das heisst, die schon mit dem Befehl, dort erledigt zu werden, ins Lager geschickt worden waren. Unter den Setschanern, die erschossen wurden, befanden sich der Apotheker Loch, der Industrielle Nikolaus Klopp, Lehrer Putz, Weizenhändler Grassi. Die Namen der anderen sind mir nicht bekannt, da ich sie nicht persönlich kannte. – In der Regel wurden die Leute zum Erschiessen ausgewählt, ihre Namen aber erst nachträglich aufgeschrieben, wodurch es häufig vorkam, dass der eine oder andere Partisan aus der Gruppe der zu Erschiessenden einen Bekannten herauszog, dessen Name schon aufgeschrieben war, und einen anderen hineinsteckte, damit die Zahl wieder voll wurde. Dieser von Partisanen Herausgeholt ist jedoch in das Lagerbuch als ‚gestorben‘ eingetragen worden. Das habe ich aus dem Hauptbuch festgestellt; und als ich einmal einen Verwandten, A. K. aus Lazarfeld, geboren 1896, fragte, wieso er noch da sei, da er doch schon erschossen sei, erzählte er mir, dass er, als er schon zusammengebunden war, herausgeholt wurde und ein anderer an seiner Stelle eingestellt wurde. – Einmal wurden auch 30 aus dem Lager erschossen, weil ein Junger, als die Gruppe abends von der Arbeit nachhause ging, bei der Grossen Brücke aus der Gruppe herauslief, sich in die Bega stürzte und ertrank. Die übrigen von der Gruppe mussten dann ‚Auf-Nieder‘ machen einige Male und dann mit erhobenen Armen bis ins Lager hinaus laufen, gute eineinhalb Kilometer. Zur Strafe wurden dann nachts noch 30 Männer erschossen. Diese Art des Lagerlebens dauerte ungefähr bis Anfang Dezember 1944. Zu dieser Zeit mussten auf russischen Einspruch die Erschiessungen eingestellt werden. Von dieser Zeit ab gingen wir nur noch auf Arbeit, Erschiessungen erfolgten nur noch bei Fluchtversuchen.» (Original, 6. März 1951, 28 Seiten, mschr.)

Im Folgenden beschreibt der Vf, an einem Beispiel, wie sich ein Überfall auf eine alleinstehende Frau zutrug, und fährt fort:

Wir Männer mussten öfter per Wagen weit in die Batschka hinein den vorrückenden Russen Proviant nachführen; so eine Fahrt währte manchmal 8-10 Tage, in den meisten Fällen kam man dann mit anderen und gänzlich Abgejakten Pferden zurück. Die Russen nahmen uns die besseren und gaben dann Abgemagerte, Matte Gäule dafür.

Eines Tages Trommelte es im Dorf, noch im Oktober 1944: Morgen um 10 Uhr hat die ganze Deutsche Bevölkerung vor dem R. K.-Pfarrhaus zu erscheinen (es war ein Sonntag⁴). Vor dem Pfarrhaus werden 10 Mann erschossen, wobei die ganze Bevölkerung Zusehen muss. Die Erschossenen waren keine Elemerer, man brachte Sie aus Betschkerek. Ein Elemerer Serbe war dabei. – Der Mann hatte in etwa 2 km Entfernung von unserem Ort einen Salasch, den Er aber nur im Sommer bewohnte. In dem Wohn- und Stallgebäude hielt sich eine Partizanen Bande auf, auch Frauen waren dabei. Der Mann meldete dies den Deutschen Behörden. Es wurde eine Aktion eingeleitet, die Bande wurde verjagt, einer fiel von Ihnen, die anderen entkamen. – Deshalb wurde der Mann erschossen. Zu seiner Erschiessung Meldete sich eine Frau aus Serb.-Elemer, und Sie vollbrachte es auch.

Eine andere Begebenheit: Es kannso gegen 20.10.1944 gewesen sein⁵, kam eine Kompanie Partizanen aus Betschkerek, blockierte das Dorf, und alle Männer, die Sie fanden – Wir konnten so 70-75 gewesen sein – trieben Sie auf den lehren Platz beim Dorfeingang, wurden mit Maschien Gewehren umstellt, den Oberkörper mussten Wir entblößen und solten Erschossen werden. In letzter Minute kam der Serb.-Elemerer Pravoslavische Pfarrer. Er sagte zu dem Partiz.-Kommandanten, Er möge diese Leute nicht erschiesen lassen, Er Bürge für die Leute, dass Sie unschuldig sind, stets Lojale Bürger waren, sich mit den Serben immer gut vertragen hatten. Für die Fehlpolitik Ihrer Führer darf man diese Leute nicht Verantwortlich machen. Wir wurden verhört, und die nicht unter Waffen gestanden sind und auch nicht im Kulturbund waren – natürlich verschwiegen ein jeder, dass Er dabei war –, die konnten nach einer kurzen Ansprache des Kommandanten Heim gehn. Nur fünf oder sechs Männer, die als Polizei in Serb.-Elemer während der Deutschen Zeit Dienst thaten, nahmen die Partizanen mit nach Betschkerek; die kehrten bis auf einen nie wieder zurück. Wir Übrigen verdanken unser Leben dem braven Popen. Mir und noch einigen Kameraden, die auch bei der HIPO waren⁶, gelang es, dies zu Leugnen. Bei diesem Anlas nahmen die Partizanen eine Menge Wehrtsachen

⁴ Nach dem Bericht des Matthias Franzen aus Deutsch-Elemer: am ersten Sonntag im November.

⁵ In einem späteren Bericht hierüber (vom 4.11.1958) nennt der Vf. als Datum den 14. Oktober.

⁶ Ein Bericht des Vf. über seine Einziehung zum Wehrdienst im Jahre 1942 ist abgedruckt unter Nr. 7.

von der Bevölkerung mit. Aber als Sie fortzogen, waren Wir froh, dass Wir mit Heiler Haut und mit Schrek davorkamen.

Ich beschrieb bereits die Aktion im Rohr vom Monat August 1944. Die unweit Ihres Verstecks Beerdigte gefallene Partizanen mussten unsere Männer im Monat Oktober, also kaum zwei Monate danach, enterdigen. Ihre Leichen waren in gröster Gährung und Verwesung. Die Leute mussten die Leichen, gezwungen durch Lebensgefährliche Drohungen und nicht wiederzugebende Beschimpfungen, mit freien Händen blosslegen und in die Bereitstehenden Säрге legen. Die Helden bekamen einen Ehren Platz im Pravoslawischen Kirchhof. Den einen, der die Bande seinerzeit verriet und doch auch gefallen war, belies man in der Grube liegen.

Die Deportierung nach Russland wurde bei uns am 27.12.1944 durchgeführt, Lebensalter bei Frauen bis 35, Männer bis 45 Jahre. Männer wurden 10, Frauen 63 Deportiert⁷. Die Deportierten wurden von Russischen Ärzten gemustert.

Im Folgenden berichtet der Vf. über die allgemeine Internierung im April 1945 und seine Erlebnisse in den Lagern bis zu deren Auflösung im Jahre 1948⁸.

⁷ Nach dem Bericht des Matthias Franzen waren es aus Deutsch- und Serbisch-Elementen zusammen 12 Männer und 73 Frauen, von denen 5 Männer und 9 Frauen während der Zwangsarbeit in der Sowjetunion gestorben sind.

⁸ abgedruckt unter Nr. 54.

Nr. 38

Protokollierte Aussage der Margarethe Themare aus Deutsch-Zerne (Nemacka Crnja), Bezirk Modosch (Jaša Tomić) im Banat.

Photokopie; 5. Juli 1946, 7 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Vorgänge bei der Besetzung durch sowjetische Truppen und Partisanen in Zerne, Zwangsmassnahmen und Gewaltakte gegenüber den deutschen Einwohnern, zahlreiche Selbstmorde, wiederholte Einzel- und Massenerschiessungen im Oktober/November 1944.

Am 3. Oktober 1944 kamen Partisanen in unsere Ortschaft. Russische Truppen erschienen am 5. Oktober¹. Am 4. Oktober kamen noch einmal deutsche Truppen gegen Zerne, aber nur bis zum Schwabenhof, dem Gute des damaligen Obergruppenführers Neuhausen, ansonsten auch Juliamajör genannt, und holten von dort Vieh und Lebensmittel, worauf sich die Partisanen wieder zurückzogen. Es waren keine regulären Partisanen, sondern die Ansiedler aus den umliegenden Kolonistendörfern, die teilweise in den letzten Tagen zu den Partisanen geflüchtet waren, teilweise aber bis zum Abzug der Deutschen ihrer ordentlichen Beschäftigung nachgegangen sind. Die Anführerin war eine Batschkaer Serbin namens Ljubica. – Sie hatte dann ihre Wohnung in der katholischen Pfarrwohnung, da der Pfarrer schon am 5. Oktober erschossen worden war, mit noch 6 anderen deutschen Männern. Der Pfarrer hiess Franz Brunet, gebürtig aus Modosch, die anderen waren: Nikolaus Neumayer, Maurer; Bela Köstner, Holzhändler; Josef Dekreon, Riemermeister; Michael Wurmmlinger, Schmied; Anton Kretzler, Windmühlenbesitzer und Matthias Schleimer, Bauer. Diese Männer wurden festgenommen, gleich nachdem die Russen eingezogen waren. Sie wurden im Gemeindehaus erschossen. Begraben wurden sie am Schinderplatz.

Bevor die Russen da waren, geschah nichts Auffallendes. Die Serben hatten sich aber gleich nach dem Abzug der Partisanen geeinigt mit den Deutschen und im Orte verlaublich, dass auf keinen Fall jemanden was geschehen darf. Kommt wieder die Wehrmacht, so soll keinem Serben was geschehen, wofür sich die Deutschen einzusetzen haben, kommen Partisanen oder Russen, so sollen die Serben dafür sorgen, dass keinem Deutschen was geschieht. Je ein Deutscher und ein Serbe gingen von Haus zu Haus und gaben dies zur Beruhigung bekannt. Bei uns ging Hans Jost mit einem mir unbekanntem Serben. Diese Vereinbarung wurde am 4. Oktober getroffen, da kein Militär im Orte war².

¹ Nach einem von Josef Kampf angefertigten Verzeichnis hatten die aus einer Ortschaft bestehenden Nachbargemeinden Deutsch-Zerne und Serbisch-Zerne im Jahre 1944 insgesamt 1929 deutsche Einwohner. – Als am 1. Oktober 1944 abends der Befehl zur Evakuierung kam, war der vorgesehene Treckweg über Gross-Betschkerek bereits abgeschnitten, nur einige wenige Personen flüchteten dann noch vor dem Einmarsch der sowjetischen Truppen über die nabe Grenze nach Rumänien.

² Von solchen Vereinbarungen zwischen den einheimischen Deutschen und Serben in gemischtnationalen Dörfern, die auch während des deutsch-jugoslawischen Krieges im April 1941 geschlossen worden waren und sich damals bewährt hatten, wird auch aus anderen Ortschaften berichtet; vgl. auch Bericht Nr. 55, S. 381 f.

Tags darauf wollten die Serben die Russen bei ihrem Einmarsch erwarten und waren dazu versammelt. Gegen 9 Uhr, da diese noch versammelt waren, kam deutsches Militär in den Ort und schoss in die auseinanderlaufenden Serben. Dabei kamen 11 Serben ums Leben. Die Deutschen kamen mit Autos, und da auch die Partisanen in den verschiedensten Uniformen herumliefen, dachten die Serben von den kommenden Autos, es seien Partisanen, liefen ihnen mit russischen Fahnen entgegen, worauf die Schiesserei begann³.

Um 11 Uhr kamen die Russen, und gleich nachher nahmen sie die sieben Mann fest, die dann gegen Abend erschossen wurden⁴. Ob die Männer vorher verhört wurden, weiss ich nicht, bezweifle es aber schon nach dem, was sich später alles zugetragen hat.

Am Tage sind Russen nur durchgezogen. In der Nacht fielen sie aber in deutsche Häuser ein und plünderten. Die Serben plünderten aber schon vorher. Es hat sich dabei aber niemand widersetzt. Die Russen haben schon in der ersten Nacht Frauen vergewaltigt. Die ortsansässigen Zigeuner haben am Anfang nicht geplündert, aber auch Frauen geschändet. Zu uns ins Haus kamen auch die erste Nacht Russen. Ich aber war bei der Nachbarin im Stroh versteckt. In der Wohnung war niemand, sondern in der Spenglerwerkstätte meines Mannes. Von dort nahmen sie die vorhandenen Lebensmittel und Bettwäsche von einem dort stehenden Bett. Die restlichen Sachen wurden alle durcheinandergeworfen. Dass es die Russen waren, sagte mir meine andere Nachbarin E. S., bei der sie auch waren, plünderten und die Frau vergewaltigten. Es waren zwei Russen, die beide die Frau missbrauchten, wozu sie sie mit vorgehaltenen Waffen zwangen⁵.

Nächsten Tag, Freitag, kamen mit den Russen die Einwohner der umliegenden Kolonistendörfer, welche 1921 auf dem ehemaligen Gute des Grafen Csekonich angesiedelt waren. Sie begannen unter russischer Assistenz zu plündern, wobei aus manchen Häusern buchstäblich alles weggeschleppt wurde. In den betreffenden Häusern haben sie die Pferde vor die Wagen eingespannt und damit alles weggeführt. Die orstansässigen Serben haben sich dabei nur sehr schwach beteiligt. Angeblich auf Intervention orstansässiger Serben wurden die Plünderungen noch am selben Tage eingestellt.

³ In anderen Berichten wird dieser Vorfall verschieden dargestellt. Danach wurden von dieser Abteilung deutscher Soldaten, die über die nahe rumänische Grenze von Hatzfeld gekommen war und bei der sich wohl auch einige dorthin geflüchtete Deutsche aus Zerne befanden, in der serbischen Gemeinde Zerstörungen angerichtet, 5 serbische Männer bereits an der Grenze und 6 im Ort selbst erschossen.

⁴ Nach anderen Berichten waren es ebenfalls 6 deutsche Männer, die erschossen wurden, darunter Pfarrer Brunet, dem man zur Last legte, dass bei dem Einfall der deutschen Militärabteilung am Vormittag auch vom Kirchturm geschossen wurde.

⁵ Hierzu liegt auch eine protokollierte Aussage der E. S. vor. Wegen der Vergewaltigungen – in verschiedenen Aussagen wird von einer Mehrzahl besonders barbarischer Vergewaltigungen, darunter der eines neunjährigen Mädchens, berichtet – haben in Zerne eine ungewöhnlich grosse Zahl Frauen und ganze Familien aus Scham und Verzweiflung Selbstmord begangen.

Am selben Tage wurden deutsche Männer weggeführt und im Gemeindehaus erschossen. – In der Nacht waren die Vergewaltigungen seitens der Russen wesentlich geringer.

Samstag nachmittag kamen zwei ortsansässige Serben, bewaffnet mit Gewehren, mit einer Frau aus der Nachbarschaft und nahmen uns drei Frauen, die wir im Hofe waren, mit in das Gemeindehaus. Als wir dort hinkamen, waren bereits 11 Frauen anwesend. Gerade als wir hinkamen, brachten sie den ersten Toten aus dem Keller heraus, welcher auf den Wagen geschmissen wurde. Ein etwa 17jähriger Serbe und ein Zigeuner forderten uns auf, zu singen, widrigenfalls werden wir erschossen. Daraufhin sangen wir ein Lied, dann sangen wir ein zweites, und das wiederholten wir, bis alle Toten auf dem Wagen verladen waren. Es waren 5 Mann. Wir durften aber nicht schauen, wer sie sind, und haben erst nachher gehört, beim Rückweg, von einem Begleitmann, dass sich darunter auch Josef Hoffmann, Schlosser, befand. Später, dass die anderen vier Heinrich Tides, Arbeiter (erschossen, weil er Geschworener war); Anton Schulz, Bauer; Heinrich Schulz, Bauer und Stefan Bischof, Bauer, waren.

Als die Toten aufgeladen waren und wir mit dem Gesang aufhörten, zwangen die beiden uns, hinter dem Wagen in die Hände zu klatschen; kam ein Serbe, schlug dem jungen Serben eine ins Gesicht und schob ihn weg, gegen den Ausgang, ohne ein Wort zu sagen. Ein anderer, in brauner Uniform, forderte uns auf, aufzuhören. Sieben Frauen mussten auf den Wagen klettern, die anderen mussten die Blutspuren im Hofe beseitigen. Ich war auf dem Wagen. Zwei Serben und ein Zigeuner gingen neben dem Wagen, am Wagen waren nur die Toten und wir Frauen. Wir fuhren auf den Schinderplatz, wo die Kadaver der Pferde früher eingegraben wurden, luden die Toten ab und fuhren zurück, wobei die Begleiter wieder neben dem Wagen gingen, bis in das Gemeindehaus. Draussen hatten wir gesehen, dass schon wahrscheinlich drei Vergrabungen stattgefunden haben müssen, was sich an der Erde deutlich zeigte. Als wir die Toten abluden, war eine ganze Meute Zigeuner draussen, mit Schaufeln, von welchen einer gleich einen Toten entkleiden wollte. Als ein Begleitmann ihn daran hinderte, bat er, nur für sich eine Hose nehmen zu dürfen, was dieser verweigerte. – Dass die Toten aber nackt eingegraben wurden, wird wohl niemand bezweifeln, da unsere Begleiter mit uns wieder weggingen. – Aus dem Gemeindehause wurden wir sofort entlassen, nachdem wir den Wagen nach Hause brachten. Der Wagen war das Eigentum eines der erschossenen Männer.

Bis wir nach Hause kamen, war schon fast dunkel. Kaum war ich fertig mit Füttern, kamen zwei Serben mit einem russischen Soldaten zu uns, fragten verschiedenes, wobei ich sofort sah, dass der Russe eigentlich zu meiner Tochter gebracht wurde, die aber geflüchtet war. Als sie diese aber nirgends sahen, jagte der Russe uns davon, und als wir noch liefen, rief uns ein Serbe nach, die jüngere soll bleiben. Dies hätte meine Nachbarin getroffen, jedoch weigerte sich diese und lief davon. Aus dem Hofe über die Gasse, in welchen ich lief, sah ich, dass sie in das Haus gingen und dort plünderten und alles durcheinanderwarfen⁶.

⁶ Im zweiten Teil ihrer Aussagen trägt die Berichterstatterin noch nach: «Ich vergass zu erwähnen,

Wegen des wüsten Treibens der Russen und Partisanen haben sich über 50 Personen erhängt. In einem Hause hängten sich auf: Kasper Rottenbach, ca. 70 Jahre alt, seine Frau Eva, Sohn Johann, dessen Frau Maria und deren Töchter Maria und Susanna⁷.

Sonntags gingen wieder Serben um, forderten uns alle auf, keine Selbstmorde mehr zu begehen, es werde nichts mehr geschehen. Die Russen zogen ab, und nachts ist nichts mehr geschehen. Einzelne Serben aber plünderten weiter. Acht Tage war dann Ruhe. Ich ging aus dem Hause nicht heraus.

Die Trauben aus dem Weingarten wurden alle geschnitten und nach Juliamajor geführt und dort verarbeitet. Es war verboten, dass sich die Eigentümer Trauben nahmen. Es wurde durch Trommelschlag bekannt gemacht, dass das Plündern verboten sei, jeder möge Plünderungsfälle anzeigen. Als aber Anzeigen erstattet wurden, wurden die Leute weggeschickt mit dem Bemerkten, dass die Plünderer die Sachen für das Militär nehmen, und es blieb dabei.

Durch Trommelschlag wurde aufgerufen, mal Kleider, mal Wäsche, mal Geflügel, mal Eier usw. abzuliefern. Oft trugen die Leute soviel hin, dass viele ihre Sachen wieder zurücktragen mussten, da der jeweilige Bedarf stets überboten wurde, so dass später die Aufforderung nur mehr an einzelne Teile des Dorfes gerichtet wurden.

Ab etwa 15. Oktober mussten alle Leute von 15 bis 60 Jahren auf Arbeit gehen. Es wurde so gemeinschaftlich Mais gebrochen, Maislaub geschnitten, Kartoffel gerodet. Auch über Winter mussten wir täglich, alle Männer wie Frauen, zur Gemeinde gehen, sich zur Arbeit melden. Die notwendige Arbeiterzahl wurde behalten, der Rest nach Hause geschickt.

dass Vergewaltigungen nur seitens der Russen und zum Teil seitens der Zigeuner verübt wurden. Ein Partisane versuchte am Anfang, eine Frau zu vergewaltigen, wurde aber daran gehindert und von der Anführerin Ljubica eingekerkert. Was weiter mit ihm geschah, weiss ich nicht.»

⁷ In der protokollierten Aussage des Bauern Josef Kampf (15. November 1946) und den später (1956) von ihm zusammengestellten Verzeichnissen werden die Namen von 48 Personen aus Deutsch-Zerne angeführt, die in einer einzigen Nacht Selbstmord begingen. – In den protokollierten Aussagen der E. W. und der K.B. aus Deutsch-Zerne (Januar u. März 1952) wird die Zahl der Selbstmorde unter dem Eindruck der Verhaftungen und Erschiessungen durch die Partisanen und der Vergewaltigungen durch sowjetische Soldaten und Zigeuner während der ersten Tage nach der Besetzung mit 54 angegeben; 46 Personen, Männer, Frauen und Kinder, sind hier namentlich genannt. – Der ehemalige Gemeindediener Jakob Nikels schreibt in seinem Erlebnisbericht (2. April 1958), dass in Deutsch-Zerne 57 Personen, darunter 6 Kinder im Alter von 2–10 Jahren, durch Selbstmord endeten.

Aus dem Vergleich der Namen, die in diesen und anderen Berichten angeführt sind, ergibt sich, dass die Gesamtzahl der Selbstmorde unter der deutschen Bevölkerung beider Ortsteile von Zerne noch beträchtlich höher sein muss. – Der Gutsbesitzer O. L. aus Deutsch-Zerne erklärt in seiner protokollierten Aussage (15. Oktober 1946), dass ihm insgesamt 82 Fälle bekannt geworden seien. Nach den Aussagen des P. B. (22. September 1946) mussten einige Wochen später über 70 der zunächst in den Hofgärten eingegrabenen Leichen in ein Massengrab auf dem kath. Friedhof umgebettet werden. – Genaue Ermittlungen liegen bisher nicht vor.

Am 22. Oktober sollen noch etwa dreimal 50 Männer aus Zerne und anderen Ortschaften, die im Gemeindekeller waren, erschossen worden sein, dies am Schinderplatz⁸...

Am 7. November wurde verlautbart, dass alles bis zu 60 Jahren zur Schule zu kommen hat, mit Lebensmitteln, was jeder tragen kann. Wo im Hause niemand über 60 Jahre blieb, sollten die Häuser abgesperrt werden, die Schlüssel mussten im Gemeindehaus abgegeben werden. Dort wurden wir alle aufgeschrieben, einige wurden ausgewählt als Arbeiter in die Hanffabrik, die Männer von 15 bis 60 wurden separiert und nach Juliama-jor gebracht, der Rest wurde gegen Heufeld, unter Partisanenbewachung, in Marsch gesetzt, wobei die Kranken, Kinder und das Gepäck auf den Wagen verladen wurden. Mit-tags gingen wir weg und kamen gegen Abend in Heufeld an. Die Heufelder waren eben-falls schon versammelt. Aus anderen deutschen Ortschaften waren auch schon Leute da.

⁸ Über diese Massenerschiessung liegen mehrere Berichte vor. Sie fand am 24. Oktober statt; zwei Tage vorher war das Massengrab ausgehoben worden. Die genaue Zahl der damals Erschossenen konnte bisher nicht ermittelt werden. – Bei der Schilderung seiner Erlebnisse in einer Folge von mehreren Briefen an seinen Bruder (Winter 1946/47; Fotokopie in der Dokumentensammlung) hat der Bauer Josef Kampf als Gesamtzahl 103 Personen angegeben; in anderen Berichten werden weit höhere Zahlen genannt. – Es waren Männer und Frauen aus Zerne, Tsehesterek und benachbarten Ortschaften, die vorher im Bezirkskommando der Partisanen in Serbisch-Zerne in-haftiert und in den Arrestkellern furchtbar gequält worden sind. – Während man diese zur Hin-richtung schleppte, wurden die am Vortage in Hetin, Stefansfeld und Pardau ausgehobenen Män-ner ebenfalls nach dorthin übergeführt (auch Verhaftete Serben und Madjaren, die der Kollabo-ration mit den Deutschen beschuldigt wurden); s. hierzu Bericht Nr. 39, S. 225 ff.

Der Hergang dieser Massenerschiessung ist in der protokollierten Aussage des Bauern Josef Kampf folgendermassen dargestellt: «An diesem Tag wurden in allen deutschen Dörfern der Umgebung Erschiessungen durchgeführt. In Nemačka Crnja führte man die zur Hinrichtung be-stimmten Personen mit Stricken aneinander gebunden zur Richtstätte. Die zur Hinrichtung mar-schierende Kolonne wurde rechts und links von Zigeunern eskortiert, die mit Knüppeln versehen waren. Während des Marsches konnten sich die Zigeuner nach Belieben austoben und taten es auch reichlich. Dabei legten die Zigeuner besonderes Gewicht darauf, die einzelnen Personen gerade dann zu quälen, wenn sie an ihrem eigenen Hause vorbeigingen. Fiel jemand ohnmächtig zusammen, so wurde er von den anderen am Strick mitgeschleppt. Die Zigeuner halfen dabei mit Knüppeln nach, bis der Betreffende wieder auf die Beine kam. Ab und zu, wenn einer der Nie-dergeknüppelten gar nicht mehr weiter konnte, wurde er mit einem Wagen zur Richtstätte ge-führt. Zum Hohn läuteten alle Kirchenglocken. Zur Seite der Todeskolonne ritten auch noch ser-bische Männer und Buben mit Kuhglocken, die ein wüstes Begleitgeläute abgaben.

Auf der Richtstätte mussten sich die Opfer entkleiden; wer es nicht mehr tun konnte, wurde von den Zigeunern entkleidet. Dann mussten sich die Todeskandidaten in Gruppen zu fünf bis sechs vor das Massengrab stellen, worauf sie mit Maschinenpistolen, aber auch mit Einzelschüssen von rückwärts erschossen wurden. – Auf der Wiese um den Schinderplatz hatten sich bei dieser Ge-legenheit Hunderte von Serben als Zuschauer versammelt. – Die nächste Gruppe musste zuerst die Leichen der vorherigen, soweit sie nicht nach der Erschiessung selbst ins Loch gefallen wa-ren, in die Grube stossen. Im Grabe selbst gab es aber noch viele, die nicht völlig tot waren. Manche erhoben sich noch und wanden sich im Todeskampfe, was bei den Zuschauern nur Ge-lächter hervorrief... Erde wurde keine auf die Leichen geworfen, da für die nächsten Opfer Raum bleiben musste.

– Nächsten Tag ging es weiter nach Nakodorf. Dort quartierte sich jeder nach Belieben ein. Am nächsten Tag wurden die Nakodorfer aufgefordert, dass jeder Menschen aufnehmen muss, soweit Platz ist, da schon auch Leute aus Kikinda und anderen Gemeinden da waren.

Jeden Tag wurden wir zur Arbeit eingesetzt, am Hotter, auf der Landstrasse usw. Dort blieben wir 12 Tage. Dann durfte jeder wieder nach Hause gehen, ohne Begleitung. Da aber nur fünf Wagen für die Zerneeer zur Verfügung standen, mussten viele Kinder laufen, viele mussten getragen werden. So kamen wir wieder am 15. November zu Hause an, jeder in sein Haus⁹. Die meisten Häuser waren aber schon gründlich ausgeplündert. – Beim Weggehen wurden an die Schlüssel Zettel mit Namen und Hausnummern ge-

Zu dem oben geschilderten Transport war während des Marsches zum Schinderplatz auch die nahezu 80jährige Frau Lina Tillschneider gestolpert. Die Partisanen hinderten sie nicht, sich dem Transport anzuschliessen. Willig ging sie mit, nicht ahnend, was da vorgehe. Draussen wehrte sie sich wohl, wurde aber mit den anderen erschossen. Von den in dieser Gruppe erschossenen Personen seien die Namen der 6 erschossenen Frauen aus Crnja angeführt: Lina Schillinger, etwa 40 Jahre alt; Anna Tabar, 36 Jahre alt; Sophie Hepp, 50 Jahre alt; Magdalena Stiehl, 38 Jahre; die Hebamme Koch, 60 Jahre alt und die schon genannte etwa 80jährige Lina Tillschneider, geborene Kern. – Die oben geschilderten Hinrichtungen am 24. Oktober habe ich aus einiger Entfernung selbst mitangesehen.» (Photokopie, 15. November 1946, 9 Seiten, mschr.)

In der protokollierten Aussage der A.W. aus Deutsch-Zerne heisst es: «Da ich in der Nähe wohnte, am Dorfausgange, ging ich mit noch anderen auf den Dachboden und schaute zum Schinderplatz hinaus. Dabei sah ich, dass die Leute von den Zigeunern entkleidet wurden, nachdem sie die Schuhe im Gemeindehaus ausziehen und barfuss zur Richtstätte laufen mussten. Waren sie entkleidet, so wurden sie zuerst von den Zigeunern mit Knüppeln verprügelt, mussten darauf gegen das ausgehobene Massengrab laufen und wurden, die meisten im Laufe, von einem Manne mit Regenmantel mit der Maschinenpistole erschossen. Ob die Leute tot waren oder nicht, wurde nicht überprüft, sondern alle wurden ins Grab geworfen. Viele Männer fielen aber schon, bevor sie angeschossen wurden, anscheinend wurden sie vor Angst ohnmächtig. Diese wurden dann von der Ortspartisanenführerin Ljubica am Boden erschossen. Dabei sah ich zum Beispiel, wie der etwa achtzehnjährige Matthias Grün die Hände bittend zusammenlegte und wohl, um sein Leben bat, was ihm aber nichts half. Er musste sich wieder umdrehen und wurde auch durch Genickschuss oder Rückenschuss erledigt. – Es wurden drei Transporte hingerichtet. Die Erschiessungen begannen um vier Uhr. Bei Einbruch der Dunkelheit war der zweite Transport noch nicht fertig, und der dritte [wurde] schon bei Mondschein abgefertigt. Ich verliess aber bei Einbruch der Dunkelheit meinen Lauscherposten am Boden, hörte die Schiesserei aber bis gegen 9 Uhr abends. Dann führen die Partisanen auf drei Wagen ins Dorf zurück, serbische Lieder singend.» (Photokopie, 24. Juli 1946, 6 Seiten, mschr.)

Nach den Angaben des Josef Kampf und der von ihm zusammengestellten Namensliste wurden an diesem 24. Oktober allein aus Zerne 61 Männer und die genannten 6 Frauen erschossen (bis dahin insgesamt 82 Personen); aus Tschesterek waren es wahrscheinlich 14 Männer und 5 Frauen (s. Bericht Nr. 39, S. 226 Anm. 4). – Am 23. und 25. November wurden auf dem Schinderplatz in Zerne weitere Massenerschiessungen von insgesamt 100 Männern aus Stefansfeld und Pardan durchgeführt (s. hierzu ebenfalls Bericht Nr. 39, S. 235 f.).

⁹ richtig: 19. November; so auch in anderen Berichten.

bunden, wahrscheinlich, damit sich die Plünderer leichter zurechtfinden können, denn Schlüssel waren nicht mehr zu finden, sie waren einfach verschwunden.

Nachdem wir zu Hause waren, mussten wir weiter, wie vorher, auf Arbeit gehen, immer noch abgeben, was abzugeben war, was sie früher vergessen hatten: Essbestecke, Teller usw. Mehl, Fleisch liessen sie zurück, da sie davon genügend hatten, aber Dunstobst, eingekochte Tomaten, Marmelade, eingesäuerte Gurken und dergleichen wurde gesucht.

Am 28. Dezember 1944 wurden die Frauen und Mädchen von 18 bis 30 und die noch verbliebenen Männer von 18 bis 40 Jahren weggeführt, angeblich auf Arbeit nach Syrmien; dabei sollten sie sich Lebensmittel für 14 Tage mitnehmen. Später verrieten uns aber die Serben selbst, dass diese Leute nach Russland kamen. Von Zerne sollen gegen 200 Personen verschleppt worden sein, der Grossteil Frauen und Mädchen¹⁰.

Am 5. Januar 1945 mussten alle Leute ihre Häuser verlassen und alle in eine Gasse sich in die Häuser zusammendrängen. Jeder durfte mitschleppen, was er noch hatte. Das Vieh blieb in den Häusern, und jeder musste das seine füttern, gehen. Aus vielen Häusern aber wurde das Vieh weggeführt nach Juliamajor auf das gewesene Gut Neuhausens (vor 1941 Besitz eines Juden), welches als Volksgut verwaltet wurde und einige tausende Joch Feld umfasste, da die angrenzenden Sallasche und umliegenden Felder gleich dem Gute angeschlossen wurden.

Am 15. Februar mussten wir bei Schnee und allem Wetter schon wieder auf dem Hotter arbeiten, da im Herbst wegen des Unwetters viel Mais ungeerntet blieb. So arbeiteten wir weiter bis zum 18. April, wobei in den wenigen Häusern, in denen wir zusammengepresst waren, immer Durchsuchungen nach Gott weiss was getätigt wurden und uns dabei immer noch was weggenommen wurde, so dass wir schon fast nichts mehr hatten.

Es folgen Aussagen über die Errichtung des allgemeinen Internierungslagers für die deutsche Bevölkerung in Zerne am 18. April 1945, die Überführung der Kinder und Arbeitsunfähigen in das Sammellager Molidorf (Molin) Ende Dezember 1945 und die dortigen Verhältnisse¹¹.

¹⁰ Nach den Angaben des Jakob Nikels und der von Josef Kampf zusammengestellten Namensliste wurden aus Deutsch-Zerne 70 Frauen und 9 Männer in die Sowjetunion zur Zwangsarbeit deportiert, wo 8 Frauen und 1 Mann gestorben sind. Aus den Nachbargemeinden Deutsch- und Serbisch-Zerne zusammen sind nach den Erhebungen der «Heimatortskartei für die Deutschen aus Südosteuropa» insgesamt 17 Personen in der Sowjetunion gestorben.

¹¹ abgedruckt unter Nr. 52.

**Erlebnisbericht des Kaufmanns Matthias Kaiser aus Helin,
Bezirk Modosch (Jaša Tomić) im Banat.**

Abschrift (vom Vf. bestätigt), 1946/47, 67 Seiten, mschr. Teilabdruck.

**Verhaftung von Mitgliedern der deutschen Gemeindeverwaltung, der
Ortsleitung der Volksgruppe und von ehemaligen Angehörigen bewaffneter
Einheiten in Hetin, Stefansfeld, Pardan und anderen Orten des Bezirks
Modosch, ihre Internierung in Deutsch-Zerne am 23./24. Oktober 1944;
Erschiessung von insgesamt 100 Männern aus Stefansfeld und Pardan
durch ein Partisanenkommando am 23. und 25. November; Vorfälle und
allgemeine Verhältnisse im Internierungs-Arbeitslager Deutsch-Zerne
bis Frühjahr 1946.**

Einleitend erklärt der Vf., dass er nach seiner Einberufung zum Wehrdienst im April 1942 dem Ersatz-Batallion der SS-Division «Prinz Eugen» als Fürsorge-Sachbearbeiter zugeteilt war, bis er im August 1943 auf Ansuchen seiner Heimatgemeinde entlassen wurde, um die Stelle des Ernährungs-Referenten zu übernehmen.

Am 3. Oktober 1944 kamen die ersten Russen in unseren Ort, die armselig ausgerüstet und in zerlumpte Uniformen gekleidet waren, die meisten ohne Waffen. Sie zogen weiter, den im Rückzug befindlichen deutschen Truppen nach. Unter der Bevölkerung herrschte innerliche Aufregung, aber vollkommene Ruhe im Ort¹. Die Russen plünderten nur Pferde und Vieh und verlangten von den Bauern Wein und Schnaps zum trinken. Einige Tage später kamen die ersten Tito-Partisanen in den Ort geritten, jedoch ohne Zwischenfall. Die Dorfbewohner wurden durch Trommelschlag eines Polizisten aufgefordert, gegenüber den sogenannten Befreierern sich ruhig zu verhalten. (Das waren wahrhaftige «Befreier», denn sie haben uns nachher von allem befreit – viele Tausende sogar vom Leben.) Ihre Schikanen begannen schon am selben Tage mit den deutschen Frauen und Mädels, welche dann täglich zu verschiedenen Zwangsarbeiten herangezogen wurden. Die Partisanen, welche in unserem Ort hausten, machten nichts anderes als gut fressen und saufen, und die Vorräte dazu mussten die deutschen Frauen aus ihren Häusern herbeischaffen.

Dies war ja noch alles halbwegs erträglich und ging derart so weiter bis zur Nacht am 23. Oktober 1944, als wir Männer verhaftet wurden. Damals begann unser Leidensweg. (Bemerke noch, dass wir während dieser «Befreiungszeit» völlig von der Aussenwelt abgeschlossen waren und niemand von uns Deutschen durfte den Ort verlassen.)

¹ Bei der amtlichen jugoslawischen Volkszählung im Jahre 1931 zählte Hetin 2'326 Einwohner, davon 1'400 mit ungarischer und 900 mit deutscher Muttersprache. Beim Einmarsch der Roten Armee befand sich die Masse der deutschen Einwohner, abgesehen von den zum Wehrdienst einberufenen Männern, in ihrem Heimatort.

Am 23. Oktober 1944 wurden ich und meine Frau in der Nacht um 11 Uhr durch Lärm einiger Gewehrkolben-Hiebe an unserer Vorzimmertür aus dem Schlafe geweckt, und zwar mit dem serbischen Kommando wort: *Ustani odmah i otvori vrata*», d.h. aufstehen und die Türe aufmachen. Ich sprang dann sofort aus dem Bett und öffnete die Vorzimmertür, und ich sah zwei junge Partisanen mit schussbereitem Gewehr vor mir stehen. Und dann sagten sie: «Im Namen des Gesetzes bist du verhaftet; und kleide dich raschest an, denn du musst mit uns gehen ins Gemeindehaus zum Verhör.» Während meines Ankleidens kam auch unser Gemeinde-Diener herein. Der eine Bandit fragte mich, ob dieses Geschäft mein Eigentum sei, und ich sagte ihm: Ja. Darauf schrie er mich fluchend an, dass dieses Geschäft nicht mehr mein Eigentum sei, sondern ihnen gehört. Ich musste dann diese Worte einigemal wiederholen, und während dieser Zeit war der andere Schurke ins Schlafzimmer gegangen (in dem meine Frau zitternd im Bett lag) und durchsuchte alle Schränke nach Waffen. Er fand aber keine. Inzwischen war ich mit meinem Ankleiden fertig und wollte nur noch aus dem Nebenzimmer meinen Winterrock nehmen, wofür ich durch das Geschäftslokal gehen musste. Die Schurken liessen mich nicht mehr aus ihren Augen, denn sie folgten mir Schritt für Schritt nach und suchten auch das Geschäftslokal und die Kassa durch und streiften sich in ihre Taschen, was ihnen nur passte. Als ich sah, dass der eine sich eine Schachtel Schuhcreme in die Tasche einstreifte, sagte ich zu ihm, er möge sich doch eine andere von der besseren Sorte nehmen, worauf er zornig wurde und gegen mich sprang, mir eine Ohrfeige abreichte und schrie mich an: «Oh, du siehst auch noch das!» und wollte mich noch weiter prügeln, wenn nicht meine Frau aus dem Schlafzimmer herbeigeeilt wäre, um ihn bittend davon abzuhalten. Er stiess aber meine Frau brutal zurück ins Zimmer und befahl mir hinauszugehen. Diese Verhaftungs-Zeremonie dauerte etwa eine viertel Stunde; und ich musste mein Heim verlassen, ohne Abschied zu nehmen von meiner Frau.

Als ich auf die Gasse kam, standen noch etliche deutsche Männer, zumeist aus meiner Nachbarschaft, mit einem Partisanen als Wache da, und dann wurden wir alle von den drei Schurken und dem Gemeinde-Diener ins Gemeindehaus zum Verhör eskortiert. Als wir in den grossen Saal eintraten, wurden wir von einem kaum 20 Jahre alten Partisanen-Kommandant mit den ordinärsten Schimpfworten empfangen und einer nach dem anderen von ihm ausgefragt, und unser guter Vice-Notar, Grahovec Jefta (ein Montenegriner), musste unsere Aussagen auf eine Liste mit der Schreibmaschine niederschreiben. Natürlich wurden unsere Aussagen durch das Diktat dieses Kommandanten verfälscht. Ein jeder von uns wurde nach seinen Geburtsdaten gefragt, ob er beim deutschen Militär eingerrückt war oder ob er beim deutschen Kulturbund Mitglied war, Vermögensbesitz und warum er freiwillig eingerrückt war usw. Umsonst sagten wir, dass wir nicht freiwillig eingerrückt waren, sondern dass wir dazu gezwungen wurden, weil wir Deutsche sind².

² s. die Berichte Nr. 5-12.

Als dann unser Verhör vorüber war, wurden wir, einer nach dem anderen, jämmerlich verprügelt, und zwar mit allen Gegenständen, die nur vorfindig waren. Während dieses traurigen Aktes ist der Vice-Notar aus dem Saale geschlichen, denn er konnte nicht zusehen, wie diese wilden Banditen uns prügelten und quälten. Aber der Kommandant bemerkte es bald, dass er entflohen ist, und forderte einen seiner Spiessgesellen auf, dass er den Vice-Notar sofort vorführen muss, denn dieser scheint ihm verdächtig zu sein, dass er Mitleid hat mit den verfluchten Schwaben. Nach kaum 10 Minuten war der Vice-Notar in Begleitung eines Partisanen in den mit Blut verspritzten Saal purrückgekommen und wurde durch den Kommandanten tüchtig zusammengeschimpft.. In diesem Augenblick war die Reihe an mir, denn ich wurde eben durch einen Partisanen derart geohrfeigt, dass mir zwei Zähne aus dem Mund fielen, und ich lag auch schon mit meinem Gesicht auf dem Fussboden, wobei ich durch einen anderen Banditen mit seinem Stiefel auf meinem Genick niedergehalten wurde, und etwa 5-6 Banditen hauten auf meinen Hinterkörper zu, mit Stuhl, Korbatsche³, Schafhirtstäben und Fusstritten. Da ich noch nicht ganz betäubt war, musste der Vice-Notar meine Oberhose herunterziehen, und von Neuem wurde ich auch durch ihn verprügelt, was er auf Befehl des Kommandanten tun musste.

Nach diesem Akt wurden wir aus dem Gemeindesaal hinausgetrieben und mit Fusstritten einer nach dem anderen in den Gemeindehaus-Keller über die Treppe hinuntergestossen. Der Keller war ohne Fenster und Beleuchtung. Wir alle waren jämmerlich verprügelt, und keiner wollte sich wider den anderen streiten, denn ein jeder hatte Wundschmerzen zu ertragen. Es ging aber nicht ohne Berührung, denn wir waren aufgestaut wie die Sardinen in den Büchsen, und so mussten wir stehend die Halbnacht bis zum Morgengrauen in dem von Ratten und Mäusen behausten Keller verbringen. Das war eine fürchterliche Nacht für uns, denn keiner konnte schlafen oder traute sich sprechen, denn oben, vor der Kellertüre, stand der Wachposten. Erst um 7 Uhr in der Früh wurde die Kellertür geöffnet, und einer nach dem anderen konnte mit Posten-Begleitung seine Not verrichten gehen.

Unsere daheim gebliebenen Frauen erhielten den Befehl, dass sie uns sofort Essware, Kleidung und Decken in das Gemeindehaus bringen müssen, was sie auch gerne taten, denn es waren vielleicht ihre letzten Liebesdienste, die sie uns noch für die Reise ins Ungewisse, leisten konnten. Keiner wusste, wohin wir geführt werden oder was mit uns geschehen wird. Bevor sie uns die Sachen übergeben konnten, wurde alles gründlichst untersucht, und dann durften sie es persönlich an uns übergeben.

Gleich danach hörten wir das Heranrollen der Fuhrwerke auf der Gasse. Es waren dies unsere Dorf-Ungarn, die uns 43 Häftlinge aus unserem Heimatort fortführen mussten. Sodann wurden wir aus dem Keller heraufbefohlen und zur Gasse getrieben, wo sieben Wagen für uns bereitstanden. Auf jeden Wagen wurden sechs Mann zugeteilt, und dann setzte sich unser Trauerzug in Bewegung, der Hauptgasse entlang, zum Dorf

³ geflochtene Lederpeitsche.

hinaus. Unsere Angehörigen durften sich während des Abzuges nicht auf der Gasse zeigen, nur der ungarischen Bevölkerung war es erlaubt, die bereits auf dem Fussweg entlang auf der Hauptstrasse stand. Viele von ihnen waren froh, aber auch etliche mit verweinten Augen, die ihr Mitleid uns gegenüber zeigten. Unsere Angehörigen schauten zumeist aus den Zimmerfenstern heraus, um uns vielleicht zum letztenmal sehen zu können. Meine Frau und Nachbarin Frau Elise Thierjung standen, trotz Verbot, vor meinem geschlossenen Geschäftslokal, und während dem Vorbeifahren konnte ich meiner Frau nur eine kaum bemerkbare Kopfneigung als Abschied zeigen.

Durch die erlittenen Hiebe auf meinem Gesäss konnte ich kaum auf dem Federsitz des Wagens sitzen. Als wir das Dorfende erreichten, ging unsere Wegrichtung nach Zerne zu. Als Begleitung hatten wir eine berittene Partisanen-Horde, und der eine bemerkte, dass ich meinen ledernen Winterroch anhatte, den er mir abverlangte, und zwar mit dem Bemerkten, dass er mir ihn wieder zurückgeben werde, wenn ich wieder heimkehre. Der Betreffende war mir sehr gut bekannt, denn er war während der deutschen Besatzungszeit in unserem Ort als jugoslawischer Finanzier angestellt und war sogar mein Kunde gewesen. Sein Name ist Kosutic Pero und ist schon während der Besatzungszeit als Spion der Tito-Partisanen tätig gewesen. In unserer Begleitung fuhr auch der neu ernannte Bürgermeister von Hetin mit uns. Er war vorher als Finanz-Respizient in Hetin und war ein grosser Deutschenfreund. Sein Name ist Nikolic (ein Kroat), und er hatte sich von Beginn an für uns eingesetzt und nahm auch Gegenstellung wegen der brutalen Behandlung, welche die Partisanen mit uns vollführten. Während wir am Vorabend durch diese Banditen verprügelt wurden, fiel er in Ohnmacht, wodurch er den Saal verlassen durfte. Umsonst verteidigte er uns auf das Äusserste, dass wir stets alle loyale Männer waren und keiner von uns wäre jemals gegen das serbische Volk schlecht gesinnt gewesen. Es nützte nichts, denn in dieser Beziehung war er machtlos.

Nach vierstündiger Fahrt erreichten wir Serbisch-Zerne. Der Weg war sehr schlecht. Als wir in dem Ort ankamen und durch die Gassen fuhren, da wurden wir von den serbischen Kindern mit Kot und Steinen beworfen, verspottet und verflucht. Ihre Häuser waren alle mit dem roten Sowjetstern dekoriert, und das Pöbelvolk begleitete uns bis zur Haltestelle, d.h. «Partisanen-Kommando», im gewesenen Dr. Steiner'schen Haus. Dort mussten wir von den Wagen absteigen und uns in Viererreihen aufstellen und auf der Gasse warten, bis wir durch unsere Begleitung diesem Kommando übergeben wurden. Während der Übergabe hatten wir gute Hoffnung, dass unser gut gesinnter Bürgermeister während seiner persönlichen Vorsprache beim Kommando vielleicht doch noch etwas zu unserer Rettung erreichen wird. – Ich glaube, dass wir 43 Hetiner ihm unser Leben verdanken und nicht hingerichtet wurden, wie es den deutschen Männern und Frauen (sogar 16jährige Burschen waren darunter) ergangen ist, die kaum eine halbe Stunde nach unserer Ankunft erschossen wurden. Als Stätte ihrer Verbrechen wählten sie die Zernee Schinderkaul, in der das verendete Vieh verscharrt wurde. Es waren zumeist Deutsch-Zernee, Schesterleker⁴ und von den umliegenden Ortschaften. Ihre

⁴ In Tschesterek (ungarisch: Csözstelek, serbisch: Čestereg), wo beim Einmarsch der Roten Ar-

Schuld war nur, dass sie als Deutsche geboren wurden, und nur einige waren dabei, welche während der deutschen Besatzungszeit die Stelle eines Ortsleiters, Bauernführers oder ähnliches bekleidet hatten, denn die höheren Führer der deutschen Volksgruppe waren ja noch rechtzeitig, mit der im Rückzug befindlichen deutschen Armee, geflüchtet. Somit blieb nur das unschuldige Volk daheim, in der guten Meinung: Warum soll ich mein Hab und Gut verlassen, wenn ich doch nichts verschuldet habe oder meine Hände nicht mit Blut eines anderen Volkes beschmiert sind? Leider kam es ganz anders, denn es wurde keines von diesen Opfern berücksichtigt oder von ihm Unschuldbeweise verlangt. Es genügte diesen Schurken, dass die Verhafteten als Deutsche geboren waren.

Als wir dann vor dem Hause der Kommandantur warteten, was mit uns weiter geschehen wird, wurden wir vom Pöbelvolk angespuckt und misshandelt. Umsonst hatten wir die Partisaner-Bewachung vor uns stehen, denn sie blinkte ihnen noch zu, dass sie ihre Schikanen gegen uns noch mehr ausüben sollen. Endlich wurden wir in Marsch befohlen und marschierten gegen das Serb.-Zerneer Gemeindehaus, wo wir etwa 20 Schritte vor dem grossen Einfahrtstor stehenbleiben mussten. Während dieser Zeit regnete es ständig, und das blutdürstige Pöbelvolk streifte längs uns hin und her und besichtigte unsere Bekleidung und Schuhe, die wir anhatten. Dabei hörten wir ihre serbischen Schimpfworte und Bemerkungen: «Dem seinen Anzug muss ich bekommen», und der andere sagte: «Dem seine Schuhe werde ich mir nehmen» usw.

Unterdessen sind einige Fuhrwerke herangerollt, beladen mit Grabschaufeln und Stricken. Als Fuhrmänner waren zumeist Zigeuner, die ja damals bei jedem barbarischen Akt und Hinrichtungen die Hauptrolle spielten. Die waren zumeist besoffen sowie auch die Partisanen, welche unser Schicksal in ihrer Gewalt hatten. Als wir 43 Hetiner etwa eine viertel Stunde diesen unheimlichen Bewegungen zugesehen und geduldig abwarteten, erfolgte nachher noch eine stärkere Bewegung vor dem Einfahrtstor des Gemeindehauses, als wir eine mit Strichen zusammengebundene Menschenchar aus dem Tor herausmarschieren sahen. Es waren deutsche Männer, Frauen und Burschen, welche anscheinend vorher noch jämmerlich barbarisch von den Schurken im Keller verprügelt wurden, denn die meisten konnten kaum gehen und waren kaum zu erkennen, derart waren ihre Gesichter geschwollen. Trotzdem ich etwas sechzig Prozent der deutschen Bevölkerung aus Deutsch-Zerne gekannt habe, konnte ich nur drei Männer erkennen, und zwar: Brumm Jakob, Maurusz (Spitz) Matz und Hönig Nikolaus. Diese Schar gehör-

mee ebenfalls die gesamte deutsche Bevölkerung in ihrem Heimatort verblieben war, wurden gleich in den ersten Tagen der Partisanenherrschaft die Mitglieder der deutschen Gemeindeverwaltung, der Ortsleitung, der Deutschen Mannschaft und der Frauenschaftsleitung verhaftet. Von diesen 50 Personen wurden dann einige Tage später 14 Männer und die 5 Frauen nach Zerne, die Übrigen in ein Internierungslager in Betschkerek geschafft, wo in der Folgezeit (nach den vorliegenden Berichten und Namensverzeichnissen) 41 bzw. 43 ermordet worden sind.

te zu den vorerwähnten Volksdeutschen, welche am 24. Oktober 1944 in der Zerneer Schinderkaul erschossen wurden. Ihr Massengrab mussten diese Unglücklichen zwei Tage vorher selbst graben, und zwar unter der Aufsicht der Zigeuner und Partisanen, wobei sie noch misshandelt und verprügelt wurden⁵.

Als diese Schar fortgeführt war, so mussten wir durch das grosse Tor in denselben Keller gehen, wo diese Unglücklichen vorher eingelagert waren. Vorher mussten wir uns während dem Hinuntergehen einer Leib visite unterziehen, und es wurde uns alles weggenommen, was wir noch bei uns hatten: das Essen, Decke, Uhr, Ringe, Hosenriemen, Seife, Kamm und sogar die Schuhschnüre aus den Schuhen. Während dieser Aktion ersuchte mich mein Nebensmann, Nikolaus Schneider (gewesener amerikanischer Staatsbürger), der der serbischen Sprache nicht mächtig war, dass ich diesen Kontrolleur bitten soll, er möge ihm wenigstens seinen Tiegel Salbe und Verbandzeug belassen, damit er doch seine Fusswunde weiter verbinden könne. Dieser antwortete wütend, er brauche diese Sachen nicht mehr, denn seine Wunde wird ihm bald ausgeheilt werden, und nahm ihm alles weg. Als wir dann von allem entledigt waren, wurden wir so ganz höflichst einzel-abfallend in den Keller bei der Stiege hinuntergestossen.

Der Keller war ganz dünn mit Stroh bestreut, welches vorher noch als Liegestätte den Unglücklichen diente. Sodann haben wir 43 Hetiner uns platziert und warteten nur noch geduldig auf den Tod, wonach wir uns sehnten, denn ein jeder wollte von seinen Schmerzen erlöst sein. Auf ein weiteres Fortleben dachte keiner von uns, denn ein jeder war darauf vorbereitet, dass diese Mordgesellen noch am selben Nachmittag kommen werden und uns 43 Hetiner auch derart erledigen, wie sie die vorher erledigten. – Diesen barbarischen Mordakt erfuhren wir durch das offene Gitterfenster des Kellers, wie das serbische Pöbelvolk einer dem anderen auf der Gassenfront erzählte. Sogar hörten wir, dass jetzt wir Hetiner an die Reihe kommen werden.

Es wurde langsam dunkel im Keller (Beleuchtung hatten wir nicht), und wir hörten mehrere Fuhrwerke in den Gemeindehaus-Hof hereinfahren, worauf wir uns leise sagten: na, die kommen, um uns zu holen; und die Kellertür wurde auch schon aufgesperrt. Es kam ein Partisan mit Taschenlampe herunter und schrie uns in deutscher Sprache an, dass beim öffnen der Türe ein jeder aufspringen muss und stillstehen und sich denken soll, der Hitler stehe vor ihm. Er suchte sich einige jüngere Männer aus, die ihm dann folgen mussten. Keiner von uns wusste, wohin oder was mit ihnen geschehen wird. Durch das Hof-Fenster hörten wir eine Menschenmenge Serbisch sprechen und fluchen über die Schwaben, denen diese guten Kleidungsstücke und Schuhe gehörten, und nun haben sie das grosse Glück erreicht, um sich diese Sachen auswählen und aneignen zu können. – Nach einer Stunde kamen unsere vorher abgeführten Kameraden wieder zu-

⁵ Zu diesen Massenerschiessungen in Zerne vgl. Bericht Nr. 38, Anm. 8, S. 219f.

rück in den Keller und erzählten uns, dass sie von den Wagen die Kleider abladen und sortieren mussten. Es waren Männer- und Frauenkleider. Darunter gab es viel blutige Unterwäsche, welche durch die erfolgten Hiebe der erledigten Opfer blutig geworden ist. Unsere Kameraden hörten auch, wie sich die Serben erzählten, dass die Schwaben sich eher ganz nackt ausziehen mussten und wurden dann, immer fünf auf einmal, mit einem Maschinengewehr erschossen und fielen gleich in das Massengrab der Schinderkauti. Nun wussten wir Bescheid, von wo diese herbeigeführten Kleidungsstücke herstammten. Einige Kleider waren sogar unseren sortierenden Kameraden kenntlich, und sie wussten, wem sie gehörten.

Inzwischen war es Nacht geworden, und auf der Gasse vor dem Keller war noch immer Grossbetrieb von besoffenen Partisanen und Zigeunern, die wie die blutdürstigen Hunde heulten und piffen und trieben die vor den Kellerfenstern stehenden uns gutgesinnte Serben mit den spöttischen Schimpfwörtern weg und schrien sie an: «Scheinbar tut es euch leid um diese verdammten Schwaben. Oder wollt ihr in den Keller gehen – dann lassen wir die Schwaben frei.»

Um circa 8 Uhr abends hörten wir eine Wagenkolonne auf der Gasse heranrollen, und zwar im grössten Regenwetter. Wir hörten Männer- und Frauenstimmen Deutsch sprechen und weinende Abschiedsworte einer zum anderen sagen. Kurz darauf hörten wir, dass 112 deutsche Männer und Burschen aus der Gemeinde Schuple (d.h. Stefansfeld)⁶ mit ihren eigenen Fuhrwerken angekommen sind. Als Kutscher waren zumeist die Frauen und minderjährige Söhne der verhafteten Männer eingeteilt. (Stefansfeld ist von Serb.-Zerne circa 40 km entfernt.) Erst am nächsten Tage konnten die Frauen mit ihren Wagen in ihren Heimatort zurückfahren⁷.

Als diese 112 Stefansfelder Männer auf dieselbe Art und Weise wie wir von allem entledigt waren, wurden sie ebenso, Kopf über Hals in denselben Keller hinuntergestossen. Und weil es schon dunkel war und sie nicht sehen konnten, so fielen einige neben der Treppe ins Kalkloch, welches für uns als Abort diente. Für uns Hetiner war es noch ein grosser Vorteil, dass wir uns noch während des Tageslichtes im Keller verplatzen konnten. Nicht lange darauf folgten noch 63 deutsche Männer und Burschen aus der Gemeinde Pardan (Serbisch: Ninčicevo), denen es ebenso erging als den vorher-

⁶ Serbisch: Šupljaja.

⁷ Nach Johann Awender: «Heimatgeschichte von Stephansfeld 1797–1947», Salzburg 1955, S. 204, und einem Erlebnisbericht des Schuldirektors i. R. Anton Schmidt handelte es sich bei den in der Nacht vom 22. zum 23. Oktober in Stefansfeld durch ein Partisanenkommando ausgehobenen 112 Männern neben dem Ortsleiter und dem Kreisleiter um diejenigen Volksdeutschen, die während der deutschen Besatzungszeit in bewaffneten Einheiten (Wehrmacht/Waffen-SS, Polizei, Grenzschutz usw.) gedient hatten. Stefansfeld hatte 1944 rd. 3'000 deutsche Einwohner. Da nur wenige dem Aufruf zur Flucht gefolgt waren, befand sich die Masse der Bevölkerung, abgesehen von den zum Wehrdienst einberufenen Männern, beim Einmarsch der Roten Armee in ihrem Heimatort.

rigen⁸. Es war für uns eine schreckliche Nacht, und ich glaube kaum, dass einer von uns (218 Personen) schlafen konnte, denn die zuletzt gekommenen mussten stehend, einer fest wider dem anderen, die Nacht verbringen. Erst am folgenden Tage, als es hell wurde, konnten wir uns von unserer Stelle bewegen. Sprechen war streng verboten. Es war auch keiner von uns aufgelegt dazu, denn die meisten waren jämmerlich verprügelt. Meine Gedanken waren nui; noch, dass wir heute von den Schurken erledigt werden und somit von allen Qualen befreit.

Bevor ich weiter fortsetze, will ich noch bemerken, dass wir Verhafteten nur mehr als freies Spielzeug der Partisanen gegolten haben. Ein jeder Serbe oder Zigeuner konnte mit uns machen, was er nur wollte. Zum Beispiel: der gewesene Hefe-Austräger «Ilija» aus Serb.-Zerne kam einmal zu uns in den Keller mit noch zwei jüngeren Banditen seinesgleichen und forderte unseren gewesenen Bürgermeister Balthasar Willing auf vorzutreten. Er musste dann vor ihnen stillstehen, und sie fragten ihn, ob er sie erkenne. Er sagte: nein – und schon erhielt er eine Ohrfeige nach der anderen. Dann befahl er ihm, er soll sich mal zurückerinnern, als er vor 7 Jahren seinen Hund während einer Jagd erschossen hatte. Der Bürgermeister Willing sagte ihm dann: «Ja, ich hatte ihn deshalb erschossen, weil ich damals nach dem jugoslawischen Jagd-Gesetz gehandelt habe, und das Recht stand mir dafür zu.» Nach seiner Aussage musste der alte Mann sich niederlegen, und der junge Schurke nahm seinen «Ochsenschlepp» hervor und prügelte ihn auf seinen Rücken und Gesäss und sagte dabei auf Serbisch: «Eto ti kukavicki krst» (das heisst ins Deutsche übersetzt: «Da hast Du nun das Hakenkreuz»)⁹. Dann wurde er noch mit Fusstritten bearbeitet, solange bis er nicht aufstehen konnte. Während diesem Akt mussten wir alle, stillstehend, zusehen. Nachher erfolgte ein zweiter Fall, welchen unser gewesener Gastwirt Heimann Toni erdulden musste, und zwar deshalb, weil er während der deutschen Besatzungszeit diesen Peiniger, ein Serbe, in seinem Gasthause geohrfeigt hatte. Der Serbe berauschte sich zuerst und dann zerschlug er dem Wirten bereits alle Flaschen und Trinkgläser, welche auf den Tischen standen. Umsonst machte der Wirt ihn damals aufmerksam, er soll dies nicht tun, denn niemand kann ihm diese Glasgeschirre ersetzen. Doch der Serbe setzte sein Vernichtungswerk weiter fort, bis der Wirt ihn tüchtig abwackelte und bei der Türe hinausjagte. Nun übte der Serbe an diesem Wirten seine Rache aus und prügelte ihn jämmerlich derart, dass er etwa eine viertel Stunde bewusstlos liegen blieb. – So ähnliche Fälle habe ich in meinem 19 Monat Lagerleben viele erlebt und gesehen.

⁸ Auch dies waren zumeist Männer, die zu irgendeiner Zeit Kriegsdienst in bewaffneten deutschen Einheiten geleistet hatten. Am 15. und 25. November wurden aus Pardan noch etwa 40 Männer und Jugendliche ins Internierungslager Betschkerek abgeführt. – Bei der Volkszählung im Jahre 1931 wurden in Pardan von 2'705 Einwohnern 1'514 als Deutsche gezählt; nur einzelne Personen sind beim Einmarsch der sowjetischen Truppen geflüchtet.

⁹ Das richtige serbische Wort für Hakenkreuz ist «kukasti krst», das vom Vf. wiedergegebene Wort würde «Feiglinskruz» heissen.

Von diesem Tage an mussten zumeist die jüngeren Männer zu den serbischen Bauern gehen und Zwangsarbeiten verrichten, und abends wurden sie wieder zurück in den Keller gebracht.

Nun folgte unsere zweite Nacht im Zerneer Gemeinde-Keller, und ein jeder von uns zitterte vor Angst, wenn die Nacht heranrückte, denn wir alle wussten es schon, dass die Partisanen ihre Quälereien uns gegenüber zumeist in der Nacht vollführten. Um circa 10 Uhr nachts öffnete der Posten die Kellertür und rief einen Hetiner per Namen, heraufzukommen zum Verhör. Kaum war er oben im Gemeindesaal, welcher ober dem Keller war, da hörten wir schon sein fürchterliches Schreien und das Strampeln mit seinen Füßen auf den Fussboden. Was sie mit ihm machten, das erlebte ich nach kurzer Zeit selbst am eigenen Leibe. Als sie ihn zurück in den Keller brachten, jammerte mein Landsmann erbärmlich vor Schmerzen. Bald darnach öffnete der Posten wieder die Kellertür und rief mich hinauf zum Verhör, und ich wusste schon im Vorhinein, wie mein Verhör ausfallen würde.

Der Posten begleitete mich durch den Hof in den Gemeindesaal, und an der Tür wurde ich durch den gewesenen Hefeausträger «Ilija» freundlichst empfangen und dann einer fünfköpfigen, mit Alkohol begossenen Schar durch ihn vorgestellt. Alle diese Schurken reichten mir ihre Hände zum Gruss und lobten mich, dass sie durch «Ilija» hörten, dass ich stets ein guter Mann war, und boten mir einen Stuhl an. Sie gaben mir ein Glas Wein zum trinken, welches ich dankend zurückwies, mit der Ausrede, dass ich kein Weintrinker sei. Währenddem war der «Ilija» aus dem Saal verschwunden. Unter den fünf Schurken kannte ich nur einen, und zwar war es ein Zerneer Serbe, welcher in der Nähe Hetin eine kleine Farm besass, der auch stets mein Kunde war. Sein Name ist Coic, und er sass mit seinem langen Hirtenstab im Kreise der anderen vier Betrunkenen an dem mit Wein und Schnaps bedeckten Tisch. Sie sprachen zu mir die schönsten Lobworte und sagten mir, dass sie über mein Benehmen während der deutschen Besatzungszeit nur Gutes gehört haben. Nach all diesen Erzählungen begann der eine Schurke (Mikic oder Nikic) mir vorzuwerfen, dass ich während dem Einmarsch der deutschen Truppen als erster die Hitler-Fahne getragen habe (was jedoch eine von ihm erdachte Lüge war, denn ich bin zu dieser Zeit gar nicht in Jugoslawien gewesen, sondern ich war nach Rumänien geflüchtet, was ich durch mehrere Zerneer und Klarier Serben bestätigen könnte, welche auch mit mir geflüchtet waren, damit sie nicht zum jugoslawischen Militär einrücken brauchten). Dann wurde mir noch vorgehalten, dass ich damals auch die Brücke bei uns am Bega-Kanal in die Luft sprengen wollte, was auch eine Lüge war. Weil ich dies alles leugnete, wurde er zornig und riss mich vom Stuhl herunter, warf mich auf den Fussboden, und die anderen sprangen auch auf mich los; der eine hielt mein Genick mit seinem Fuss nieder, und schon begannen sie auf mich loszu bauen mit Korbatsche, Hirtenstab und Ochseneschlepp. Dabei waren meine Hände unter meinem Körper, und einer stand mit seinen Füßen auf meinen Knien, damit ich mich nicht bewegen beziehungsweise wehren konnte. Es gelang mir aber doch, dass ich meinen rechten Arm unter meinem Körper herausziehen konnte, womit ich dann die weiteren

Hiebe abhalten konnte. Sodann wurde ich bewusstlos und blieb einige Minuten auf dem Fussboden liegen. Als ich dann halbwegs wieder bei Sinnen war, hoben sie mich auf und setzten mich auf den Stuhl nieder. Einer reichte mir ein Glas Wasser zum trinken, doch ich nahm es nicht an, sondern bat ihn, er soll mich doch lieber sofort erschiessen, bevor sie mich noch weiter quälen würden, denn ich könnte diese Schmerzen nicht mehr ertragen. Darauf schrie er mich spöttisch an und nahm Wasser in seinen Mund und spuckte mir damit ins Gesicht. Dies wiederholte er noch einigemal. Sie tranken dann alle Wein und Schnaps und spotteten mich ladiend aus dabei. Es war ihnen noch nicht genug gewesen, und sie rissen mich wieder auf den, Fussboden nieder und schlugen wieder auf meinen Rücken und Gesäss los, bis ich nicht mehr schreien konnte und wieder bewusstlos war. Als ich dann wieder zu Sinnen kam, da stand ich schon im Hofe des Gemeindehauses, gestützt von zwei Partisanen-Pösten, und der Beschiesser übernahm mich von ihnen und befahl mir, ich soll nicht jammern oder den Kameraden im Keller erzählen, was mit mir geschehen ist und dass ich sie auch nicht aus dem Schlafe wecken darf, und dann führte er mich in den Keller zu meinem Liegeplatz, wo ich mich dann auf den Bauch niederlegte.

In einer Weile wurde dann der dritte Hetiner zum Verhör gerufen, und so ging es die ganze Nacht hindurch. Keiner konnte schlafen, denn wir Verprügelten jammerten vor Schmerzen fürchterlich, und keiner konnte von uns auf dem Rücken liegen. Mein Rücken und Gesäss waren aufgeschwollen und wund. Zwei tiefe Wunden hatte ich am Gesäss. Erst am folgenden Tage spürte ich die Schmerzen, und von dieser Zeit an fasste ich mich nur mit Selbstmord-Gedanken.

Hier berichtet der Vf., wie er und sein Nebenmann im Keller den Selbstmord für den nächsten Tag beschlossen, aber dann, als die anderen Internierten zum Essen heraufgeholt wurden, doch nicht ausführen konnten, da sie kein geeignetes Mittel dafür fanden.

Um circa 3 Uhr nachmittags wurden wir abermals aus dem Keller herauf in den Hof befohlen, und keiner von uns wusste, was jetzt mit uns geschehen wird, denn etwa 20 Partisanen standen schon, mit Gewehren, Maschinenpistolen und Handgranaten ausgerüstet, im Hof und liessen uns in zwei Reihen antreten. Einer von ihnen zählte uns ab, während die anderen uns angrinsten und ihre spöttischen Bemerkungen über uns machten, wie zum Beispiel: «Jetzt führen wir euch zum Hitler, oder wollt ihr zum Verhör?» Während dieser Zeremonie war unser Gedankengang, dass wir unseren letzten Weg zur Schinderkaul machen werden, denn wir hörten schon den auf uns wartenden Pöbel auf der Gasse und auch Fuhrwerke heranfahren. Es war ein regnerischer Tag, und ich hatte keine Schuhe an, deshalb ersuchte ich den einen Halunken, er möge mir doch ein Paar Schuhe geben, denn meine wurden mir weggenommen und bekam keinen Ersatz dafür. Er schrie mich an und trieb mich in die Polizeistube und gab mir ein Paar zerissene Bakantschen¹⁰, wovon ich die Sohlen schon beim Abmarsch aus dem Hofe verloren ha-

¹⁰ Grobe Lederschuhe (Militärstiefel).

be. Als wir dann auf die Gasse kamen, da standen hunderte Serben als Zuschauer. Nur wenige zeigten frohe Gesichter, als sie uns sahen, denn besonders die serbischen Frauen schauten uns mit tränenden Augen mitleidig an, wobei diese von den bewaffneten Partisanen verflucht wurden, weil sie uns bedauerten.

Solange wir durch den Ort marschierten, war ich von zwei Kameraden unterstützt, in die ich mich eingehängt hatte, um mit dem Marschtempo Schritt halten zu können. Kaum waren wir draussen, da bemerkte mich ein Partisane, dass ich eingehängt bin, und er sprang zu mir und riss meine zwei Kameraden weg von mir und brüllte mich an: «Wenn du nicht alleine mitmarschieren kannst, dann falle um und krepriere!» Ich hatte aber schreckliche Schmerzen am Körper, doch traute ich es ihm nicht sagen, ansonsten wäre es noch schlimmer ausgefallen und er hätte mich vielleicht nochmals verprügelt und mich dann auf die nach uns folgenden Wagen geworfen, auf denen mehrere halbtote Männer und Frauen lagen. Ich verlor aber die Schuhe absichtlich und marschierte dann in den Socken mit. Als wir die Landstrasse erreicht hatten, wussten wir schon, dass wir Richtung Juliamajor getrieben werden. Und richtig, als wir diesen Meierhof erreichten, bogen wir nach rechts in den Hof hinein, und vor den grossen Ochsenställen wurde uns «Halt» befohlen. (Dieser Meierhof Juliamajor ist etwa 2 bis 2,5 km vom Serb.-Zerneer Gemeindehaus entfernt und war Eigentum des Grafen Csekonic gewesen.)

Dort mussten wir eine gute Weile warten, bis die beladenen Strohwagen ankamen, und wir mussten das Stroh abladen und in die Ställe tragen, dünn auseinanderstreuen, womit der betonierte Fussboden kaum bedeckt war; und nachher trieben sie uns in diese Ochsenställe hinein. Ein jeder von uns konnte einen Liegeplatz einnehmen, und dann wurden wir alle der dortigen Wache laut Namensliste übergeben.

Unsere ersten Wachposten waren sogenannte Flintenweiber oder Mädels, die mit Hand- und Eiergranaten ausgerüstet und in erbeutete deutsche Uniformen gekleidet waren. Eine davon brüstete sich, dass sie zwei Jahre hindurch unter Titos persönlichem Kommando gegen die deutschen, italienischen und kroatischen Truppen gekämpft habe und wurde auch als Heldin zweimal mit dem Sowjetstern ausgezeichnet. Bei uns machte sie einen Eindruck, als wäre sie eine Partisanen-Hure gewesen, denn gekämmt war sie nicht und hat uns reinem gerne zugeschaut, wenn er seine Not in das am Stalltor stehende Fass verrichtet hat. Sie sagte sogar ihre Bemerkungen aus ...

Nach einer Weile kamen dann drei Wagen an mit Schwerbeschädigten deutschen Männern, Frauen sowie auch Serben, Serbinnen, Kroaten und Ungaren, die nicht gehen konnten. Sie wurden aus anderen Folterkammern und Nachbarsdörfern herbeigeführt. Unter diesen erkannte ich meinen Landsmann Hans Konrad (gewesener Oberleutnant d. R. und Gutsbesitzer, aus Hatzfeld stammend) und seine Frau, die in einem kleineren Stall auf dieselbe Art und Weise verplatziert wurden als wir. Die beiden waren noch viel mehr verprügelt als ich, besonders er war zum Krüppel geschlagen und derart halb

erwürgt, dass er das Essen nicht mehr schlucken konnte. – Ich will nur kurz bemerken, was dieser Mann während der deutschen Besatzungszeit für das serbische Volk der Gemeinde Klarija getan und geholfen hat. Klarija ist eine serbische Gemeinde, in welcher mehrere Banditen und Waffen verborgen waren, wodurch die deutsche Besatzungsmacht diesen Ort blockieren und durchsuchen wollte. Doch dieser Konrad übernahm damals volle Garantie und Haftung für diesen Ort, wodurch alle derartige Massnahmen aufgehoben wurden. – Dieser gute Mann wurde am 9. November 1944 mit seiner Frau hinter dem Kastell von Juliamajor erschossen und in der dortigen Kaule begraben¹¹.

Ein Serbe, der während der Besatzungszeit in der Kolonisten-Gemeinde Karadjordjevo als Bürgermeister tätig war, ist auch unter den Gefolterten dabei gewesen. Diesen Mann war mit einem glühenden Eisenspiess ein Loch durch den Vorfuss gebrannt worden, wodurch sein Fuss dick aufgeschwollen und mit Eiter beladen war. Dieses Serben einzige «Sünde» war nur die, dass er während dieser Zeit das Amt als Bürgermeister anständig und unparteiisch verwaltete. Solche ähnlichen Fälle spielten sich zu Tausenden ab.

Nun will ich weiter über unser neues Lager berichten und will kurz das altbekannte Sprichwort benützen «Ein jeder Ochs – an seinen Pfahl», denn so erging es uns während der Verplatzierung im Ochsenstall.

Nachtmahl gab es an diesem ersten Abend keines. Vor dem Niederlegen auf unsere eingeholte Liegestätte mussten wir einzelabfallend hinaus in den Hof zum grossen Düngerhaufen gehen, um unsere Not verrichten zu können. Während der Nacht durfte keiner von uns hinaus, um seine Not zu verrichten, denn im Stall vor dem Tor standen zwei grosse Holzfässer für diesen Zweck bereit, und jeden Morgen zeitlich, als Tag wurde, mussten wir die Fässer zum Düngerhaufen tragen und ausleeren.

Während dieser ersten Nacht hatten wir mehrmals Besuch von vorbeimarschierenden Partisanen, und wir mussten aus dem Schlafe aufspringen und vor ihnen stillstehen,

¹¹ In verschiedenen Berichten heisst es, dass an diesem Tage noch weitere Personen erschossen wurden. So vermerkt z.B. die R. M. zu einem anderen Bericht: «Hans Konrad wurde am 9. November 1944 mit seiner Frau erschossen, das heisst mit noch 11 Leuten, darunter 5 Frauen, Serbinnen aus Aleksandrovo, denen ihre Männer als Nedic-Partei eingezogen waren [gemeint ist: sie waren Angehörige serbischer bewaffneter Verbände der Nedic-Regierung]. Ausserdem war jener Transport ein Krankentransport. All diejenigen, die sich zwei Tage vorher aufschreiben liessen für zur ärztlichen Visite, Spital oder leichte Arbeit wurden erschossen. – Man hielt uns eine Rede, dass es nun besser werden soll und keiner mehr Angst haben brauch, jeder wird in solche Arbeit kommen, die er leisten kann, und Kranke kommen ins Dorf, dort für sie gesorgt wird. Auf das hin meldeten sich 15 Leute, Kranke, Misshandelte wie auch Gesunde, nur etwas Körperbehindert, da ja jeder sich eine leichtere Arbeit wünschte. – So wurden sie dann mit H. Konrad und Frau, die man dazunahm, auf Wagen geladen und bei uns im Hofe erschossen. Wir selbst mussten Kalk darauf tragen und sie bedecken. – Ab dann gab es keine Kranken mehr, obwohl täglich davon starben an schweren Verletzungen.»

und dann übten sie ihre Heldentaten an uns Sündenböcken durch Spott, Spuck und Prügeln aus. – Derart ging es bereits zwei Wochen lang, jede Nacht, aber auch manchesmal tagsüber, denn wir galten ihnen doch nur als Spielzeug und mussten deshalb alles ertragen.

Am nächsten Tag mussten wir schon um 4 Uhr aufstehen, und sie suchten sich zum Kühmelken Männer aus. Die Übrigen wurden dann zu anderen Arbeiten eingeteilt, und zwar auf den Feldern Karotten, Futter- und Zuckerrüben ausmachen, in den Magazinen Weizen anbeizen und dann in Säcke einfassen und vom oberen Stockwerk hinuntertragen und auf die Wagen verladen.

Dann wurde auch ein Lagerführer aus unserem Lager bestimmt, und zwar der aus Stefansfeld stammende Kaufman Matthias Rauch und ich als sein Stellvertreter.

Einige Kameraden hatten das grosse Glück und waren als Helfer in der Schnapsbrennerei beschäftigt, wobei auch mein weitschichtiger Verwandter Ludwig Peter aus Stefansfeld eingeteilt war; und wenn er abends von seiner Arbeitsschicht abgelöst und ins Lager zu uns zurückgebracht wurde, dann brachte er mir jedesmal 2 deci Schnaps mit zum trinken und für meinen Rücken einreiben und Wunden reinigen.

Ich und noch zwei Leidensgenossen aus unserem Stall waren arbeitsunfähig und blieben auf unseren Liegeplätzen liegen, während die anderen alle auswärts in Arbeit waren, und die Stalltore waren dann abgeschlossen. Zur Mittagszeit kamen alle zum Essen und nachher wieder zurück auf ihre Arbeitsplätze; bis abends 6 Uhr mussten alle zurück im Lager sein, und dann folgte das Abendessen.

Das Essen war noch damals erträglich gut, denn es gab noch alles in voll und toll, weil sie doch von uns Schwaben alles ausgeplündert haben. Leider dauerte diese gute Verpflegung für uns nur einige Tage, und wir wurden dann von Tag zu Tag schlechter behandelt, und zwar in jeder Beziehung; und unser Menschenverstand konnte es wahrnehmen, dass wir von nun an wahre Sklaven geworden sind. Unsere daheim gebliebenen Frauen, konnten uns nichts mehr bringen, weder Lebensmittel oder Wäsche zum wechseln, und sie wussten gar nichts von uns, ob wir noch am Leben sind oder wo wir eigentlich noch schmachten.

Durch einige gutgesinnte Partisaner-Posten erfuhren wir, dass alle daheim gebliebenen deutschen Frauen, Kinder von 10 Jahren aufwärts und Männer bis zu 60 Jahren jeden Tag um 6 Uhr früh vor dem Gemeindehaus erscheinen mussten und wurden dann gruppenweise zur Zwangsarbeit eingeteilt. Sie mussten unter starker Partisaner-Begleitung täglich circa 8 km Fussmarsch machen, bis sie das gewesene Graf Csekonich'sche Herrschaftsgut Konstanziamajor erreicht hatten, und dort mussten sie dann Hanf und Maisstämme in Bündeln binden und nachher auf die Wagen verladen und dann im Meierhof wieder abladen. Diese Art Zwangsarbeiten dauerten bis zum 7. November 1944, denn an diesem Tage wurden alle Hetiner deutschen Männer und Frauen bis zu 60 Jahre alt, samt den Säuglingen, plötzlich aus dem Heimatort abtransportiert, bloss die Greise und Kinder blieben daheim zurück. Das Gerücht war, sie werden nach Russland ver-

schleppt. Am nächsten Tage erfuhren wir es, dass sie in den von Hetin circa 40 km entfernt liegenden Granzort Nakodorf eingelagert wurden und mussten dort täglich die Landstrassen reinigen. Am 19. November 1944 wurden sie freigelassen, und ein jeder konnte (ohne Bewachung oder Begleitung) zurückgehen in seinen Heimatsort. – Während dieser Verschleppungszeit plünderten die Partisanen alle Wohnungen aus. – Gleich am folgenden Tage, nach der Heimkehr, wurden sie wieder zur üblichen Zwangsarbeit herangezogen, und dies ging so weiter fort, ohne Einschaltung der Feiertage oder Weihnachten, bis zum 18. April 1945, als auch sie alle restlos eingelagert wurden¹²...

Nun will ich über mein Lagerleben im Ochsenstall weiterschreiben. Wie schon vorher erwähnt, war ich wegen meinen offenen Wunden am Gesäss und auf geschwollenen Rücken nicht arbeitsfähig, deshalb blieb ich mit einigen ähnlich verletzten Kameraden auf meinem Liegeplatz liegen. Während die anderen Kameraden fort in der Arbeit waren, rieb mir mein Landsmann Schneider Klos den Rücken und Wunden mit Schnaps ein, und ich fühlte mich dann von Tag zu Tag besser. Mit mir lag noch ein junger Ungar, dem ein Rippenknochen gebrochen war und auch nur am Bauch liegen konnte. Am dritten Tage brachten sie uns einen Arzt herbei, um uns Unglücklichen ärztliche Hilfe zu leisten. Er war der Gemeinde-Arzt aus Ungarisch-Zerne (Dr. Fabian). Er war in Begleitung eines Partisanen. Als er meinen Rücken besichtigte, sagte er, ich soll mir nur fleissig kalte Umschläge darauf legen, und dann wird es bald heilen. Er gab mir 10 Pillen, um die Schmerzen zu stillen, natürlich ohne dass der Partisan es bemerkt hatte. – Nach einigen Tagen konnte ich schon mit meinen Kameraden zur Arbeit gehen. Die ersten Tage war ich im Magazin Säcke ausbessern und später Steinsalz aus den Waggons ausladen, Handlanger bei den Maurern und Holz sägen.

Am 23. November 1944, nachmittags, mussten wir alle von den Arbeitsplätzen plötzlich zurück und ein jeder vor seinem Liegeplatz stillstehend warten auf ein ankommendes hohes Partisanen-Kommando, welches auch bald erschienen ist. An der Spitze war eine etwa 40-45jährige, kleine, dicke Frau, welche als allerhöchste Kommandantin fungierte. Ihr Rufname war «Nada», und sie trug eine umadjustierte deutsche Militär-Bluse und -Mütze, sie war ausgerüstet mit Hand- und Eiergranaten und einer Pistole. Als sie mit ihrem Begleitstab, welcher aus circa 10-12 jungen blutdürstigen Partisanen bestand, an uns vorbeiging, wurden wir angespuckt und gespottet, unter anderem: «Sehet Ihr, wie weit euch Hitler gebracht hat!» Nachher wurden 50 Namen vorgelesen, und deren Name vorgelesen wurden, mussten sofort aus dem Stall gehen und draussen, neben dem Stalltor, antreten. Alle diese 50 Männer und Burschen waren Stefansfelder (Schup-leer). Wir Zurückgebliebenen ahnten gleich, was mit diesen Kameraden geschehen wird, obzwar diese Mordgesellen uns in spöttischer Art sagten, sie werden nach Csoka zu Arbeit transportiert. Unter uns Zurückgebliebenen herrschte grosse innerliche Aufregung, und keiner konnte sein Nachtmahl verzehren, denn der Hunger war uns vergangen. – Am nächsten Tage haben wir es schon durch die ungarische Dienerschaft dieses Meier-

¹² s. auch Bericht Nr. 38, S. 219 ff.

hofes erfahren, dass diese 50 Personen am gestrigen Abend in der Zermeer Schinderkauti erschossen wurden und in das grosse Massengrab geworfen, wo schon hunderte Leidensgenossen begraben sind. – Zwei Tage darauf, am 25. November, wurden wieder 50 Männer und Burschen auf dieselbe Weise vorgelesen und auch in der Schinderkauti erledigt. Diesmal waren es 23 Pardaner, 16 Stefansfelder und ein geisteskranker Bursche aus Deutsch-Zerne, der nicht einmal wusste» dass er ein Deutscher ist¹³.

In dieser Zeit ist auch unser gewesener Bürgermeister Balthasar Willing spurlos verschwunden, und zwar wurde er eines Tages durch einen Partisanen zur Zwangsarbeit befohlen und alleine weggeführt und nicht mehr zurückgebracht, dass heisst, er ist spurlos verschwunden.

Am ersten Weihnachtstag mussten wir in grimmiger Kälte aus der gefrorenen Erde Futterrüben ausgraben, mit den Händen aufraffen und auf Haufen schobern. Wenn einer während dieser Arbeit nicht flink genug war, um die Rübe aus der Hand auf den Haufen zu werfen, dann fror ihm die Rübe an die Hand an.

Eines Abends in dieser Weihnachtswoche erlebten wir in unserem Lager abermals eine unerwartete Überraschung. Es erschien eine Partisanen-Kommission, welche unter uns alle gesunden Männer und Burschen von 16-45 Jahre auswählte und nach Russland zur Zwangsarbeit auslieferte. Auch Frauen und Mädels von 16-35 Jahre alt sind mitgegangen¹⁴.

In der Neujahrswoche 1945 wurden einige mit uns leidende Serben, Kroaten, Ungarn und sonstige Slawen, welche während der Besatzung auf Deutschlands Seite gekämpft hatten oder irgendeine Funktion innehatten, zum Partisaner-Kriegsgericht nach Novi Sad zur Aburteilung überführt.

¹³ In mehreren Berichten wird die offenbar richtige Zahl von 17 Stefansfeldern genannt; vgl. auch Johann Awender, a.a.O., S. 205 und die dort veröffentlichte vollständige Namensliste der insgesamt 67 Stefansfelder; Namenslisten der 33 Pardaner liegen ebenfalls vor. – Nach einem Bericht des Schuldirektors Anton Schmidt aus Stefansfeld (Teilabdruck bei J. Awender) wurde diese Massenerschiessung von serbischer Seite als Vergeltungsakt bezeichnet und damit zu rechtfertigen versucht, dass im Frühjahr 1943 in der benachbarten serbischen Siedlung ViSnicevo durch den deutschen SD eine Untergrundorganisation ausgehoben wurde und dass an der Razzia auf ihre Mitglieder, ihre Verhaftung und Überführung ins Internierungslager in Betschkerek, wo dann angeblich 68 Serben hingerichtet worden seien, die Deutsche Mannschaft aus Stefansfeld und Pardan beteiligt war. Weiterhin teilt der Berichterstatter mit (Brief vom 3.11.1960), dass ihm der inzwischen verstorbene Jakob Binjung erzählte, ihm habe im Gemeindeamt ein Partisanenführer aus Visnicevo auf seine Frage, warum in der Liste der im Kriegsdienst bei deutschen Militäreinheiten gewesen Männer aus Stefansfeld 68 Namen (darunter der seines Bruders) besonders markiert seien, geantwortet, diese Männer müssten sterben als Vergeltung für die Hinrichtung der Visnicevoer Serben. Ausserdem, so wusste der über seine serbischen Freunde bei der neuen Gemeindeleitung gut informierte J. Binjung zu berichten, habe die Frau Djukanov aus Stefansfeld für den Tod ihres Ehemannes, der im April 1941 durch die einmarschierenden deutschen Truppen erschossen wurde, Vergeltung gefordert, so dass das Partisanenkommando die Erschiessung von insgesamt 100 Deutschen aus Stefansfeld und Pardan verfügte.

¹⁴ Erlebnisberichte über die Deportation und die Zwangsarbeit in der Sowjetunion sind abgedruckt unter den Nrn. 44-50.

Am 16. Jänner 1945 wurden wir von Juliamajor nach Deutsch-Zerne, in das Schleimer'sche Gasthaus-Gebäude überführt und im grossen Tanzsaal und sonstige Räumlichkeiten untergebracht. Es waren auch etwa 20–25 deutsche weibliche Häftlinge mit uns, die in zwei kleine Zimmer auf den Fussboden verplaziert wurden und wir Männer im grossen Tanzsaal, einer fest neben dem anderen, wie die Heringe geschichtet. Es blieben etwa 100 Männer und einige Frauen noch zurück in Juliamajor, und 100 Mann wurden in den Konstanzer Wald zur Holzfällungsarbeit kommandiert. Ich war glücklicherweise im Deutsch-Zerneer Lager geblieben und als Küchenchef ernannt, und mein Landsmann Hans Hockl wurde mir als Lagerkoch zugeteilt.

Kaum hausten wir etliche Tage in diesem grossen Tanzsaal, waren wir alle voll mit Läusen, wodurch einige Kameraden derartig an ihrem Körper aufgefressen waren, dass sie von uns entfernt mussten werden, wovon die meisten auf niemehr Wiedersehen verschwunden sind¹⁵.

Zu dieser Zeit war unsere Verpflegung noch erträglich, denn wir hatten Weissbrot und dreimal Fleisch in der Woche. Auch unseren Frauen und Angehörigen war es wieder

¹⁵ In anderen Berichten wird erklärt, dass auch die Kranken und die nicht mehr arbeitsfähigen älteren Personen aus den Lagern Zerne und Juliamajor, die wiederholt ausgesondert und in ein Krankenlager übergeführt werden sollten, zumeist in Kathreinfeld oder auf dem Wege dorthin umgebracht wurden.

Eine Bestätigung dieser Behauptung gibt der Erlebnisbericht des Kaufmanns S. O. aus Klarija. Darin heisst es: «Ich wurde am 2. Februar 1945 mit noch 6 Mann, zusammen 7 Mann, mit Schlitten nach dem Lager Kathreinfeld gebracht, alles Leute von 60 und über 60 Jahre alt. Als wir um zirka 3 Uhr Nachmittag ankamen vor der Gemeinde, wurden wir von 10 Partisanen nach dem Schulgebäude geführt und in einen Lehrsaal an die Wand gestellt. Sie fragten, warum wir gekommen sind; und da ich als Kaufmann in der serbischen Sprache perfekt bin, so antwortete ich, dass uns der Lager-Arzt von Juliamajor hergeschickt hatte zur Erholung, da wir sehr schwach waren. Sie antworteten lachend, dass sie alle Ärzte wären und uns auskurieren werden. Dann befahl der Politische, wir sollen uns umdrehen mit dem Gesicht zur Wand. Dann kam hinter jeden von uns ein Partisan mit einem Gewehr, sie schlugen uns auf Kopf und Rücken und schrien immer: Wo tut es weh (dje poli)! Wir sind in 10 Minuten schon alle auf dem Boden gelegen. Dann sind sie von den Tischen und Bänken auf uns gesprungen und laut geschrien. Bemerkte ich noch, dass von den Partisanen einer mit der Harmonika gespielt und gesungen, ein anderer hat eine Flasche Slivovic gehabt. – Später, als wir Deutsche kein Zeichen vom Leben mehr gaben, kamen zwei Deutsche Männer und warfen uns auf einen Wagen; sie sollten uns in das Totenhaus auf den Friedhof führen und nächsten Tag eingraben, weil es schon finster war. Aber da der Weg gefroren war, so hat es stark gestossen und ich bin aus der Ohnmacht zu mir gekommen. Da hat sich einer von den Kutschern umgeschaut und sagte: Da lebt ja noch einer! Der andere hat sich umgedreht und hat mich dann erkannt und sagte dem anderen: Das ist der O. Und noch einer ist zu sich gekommen, mit Namen Franz Anton aus Deutsch-Zerne. Mich haben sie zu meiner Schwester, die ein Weingarten-Haus hat, gebracht. Meine Schwester Kati hat mich 29 Tage gepflegt, bis ich halbwegs aufstehen konnte.» (Original, 7. März 1958, 8 Seiten, hschr.) Im Folgenden berichtet der Vf. noch, dass die Schulter- und Rippenbrüche mit ärztlicher Hilfe, die ihm heimlich gebracht wurde, geheilt werden konnten, dass er aber an den inneren Verletzungen noch heute zu leiden habe. – Über das «Kranken-Lager» Kathreinfeld s. auch Bericht Nr. 51, S. 350 f.

erlaubt, uns besuchen zu kommen; aber sprechen mit uns durften sie nur in der Gegenwart eines Partisanen, und zwar nur in serbischer oder ungarischer Sprache.

Dieser Zustand dauerte bis Mitte Feber 1945, und wir wurden wieder übersiedelt, diesmal in ein Schulgebäude in die Ferencz-Gasse. Die weiblichen Häftlinge wurden uns gegenüber im Zanick Gärtners Kuhstall untergebracht. In dieser Gasse wohnten nur deutsche Familien, somit waren unsere Nachbarn Deutsche. – Gleich am folgenden Tage bekamen wir neue Nachbarn ins Nachbarshaus eingeliefert. Es waren etwa 40-50 junge ungarische Burschen aus den umliegenden Ortschaften Ungarisch-Zerne, Hetin, Toba und Rusko Selo, die sich weigerten, in die Armee der Tito-Partisanen einzurücken. Auch diese mussten dann Zwangsarbeiten verrichten und durften mit uns nicht in Berührung kommen oder sprechen, denn auch sie wurden misshandelt; und nach einem Monat kamen sie vor das Kriegsgericht, und dort wurden sie gezwungen zum Einrücken. – Während dieser Umsiedlung ist unser Lagerführer Rauch Matz schwer erkrankt und wurde zurück nach Juliamajor transportiert, und ich wurde dann als Lager führer und Küchenchef bestimmt.

Ende Feber 1945 bekamen wir einen neuen Lager-Kommandant: Rado Kuljic aus Rogendorf. Er hatte nur den rechten Arm, denn den linken Arm hatte er in einem Partisaner-Angriff gegen die deutschen Truppen verloren. Sein Gesicht war schwarz wie das eines Zigeuners, und er war höchstens 23 Jahre alt. An Rohheit fehlte es nicht bei ihm. Er hatte ja über uns unbeschränkte Rechte. Ausser ihm waren noch zwei Unterkommandanten: Stevo Savanovic aus Vojvoda Stepa und ein gewisser Pajo. Unter den Wachenposten war ein Itebejer Serbe, der sich nur als « Veliki Doktore », d.h. als grosser Doktor titulieren liess, und sein Benehmen uns gegenüber war das eines Irrsinnigen. Bereits jeden Tag zeitlich in der Früh um 5 Uhr stöberte er uns aus dem Schläfe auf und jagte uns halb angekleidet in den Schulhof hinaus und trieb Frühspor-Übungen, was für uns doch nur eine Quälerei gewesen war. Die meisten von uns hatten keine Schuhe, sondern nur Holzklumpen, mit denen wir im Schnee herumlaufen und Auf-und-Niedermachen mussten.

Der Zuwachs bei uns vermehrte sich täglich, und es war nur ein Glück, dass es gegens Frühjahr ging, denn wir hausten in den Schulzimmern auf dünn bedecktem Strohlager, ohne Heizung, und die Kleidung und Wäsche waren bei vielen zerlumpt.

Im März 1945 wurden wieder 40 Männer und Burschen bestimmt und aus dem Lager abtransportiert, ohne zu wissen wohin. – Erst nach einem Jahr, im Frühjahr 1946, als 13 Männer von diesen gewesenen 40 zu uns ins Lager zurückgebracht wurden, erfuhren wir von ihnen, dass sie damals auf die verwildete Donau-Insel «Ostrovo» bei Kubin transportiert wurden und mussten dort im Walde Holzfäller-Arbeiten verrichten. Sie waren von der Aussenwelt gänzlich abgeschlossen und von der Bewachungs-Mannschaft viehisch misshandelt. Die Verpflegung war schlecht und ungeniessbar. Als wir sie fragten, wo die anderen 27 Männer hingekommen sind, sagten sie uns, die meisten

sind an den Strapazen und Hunger elend zugrunde gegangen und nur einige sind von dort in andere Lager abgegangen, doch stellte es sich später heraus, dass diese auch irgendwo ins Jenseits befördert wurden.

Am 18. April 1945 geschah die Einlagerung aller noch daheim gebliebenen Deutschen im Banat, und zwar restlos; vom kleinsten Kinde bis zum ältesten Greis mussten sie ihr Haus, Hof und Habseligkeiten verlassen und wurden dann aus ihrem Heimatort in verschiedene Zivil-Lagers abtransportiert. In meinem Heimatort Hetin mussten sie alle an diesem Tag zeitlich in der Früh vor dem Gemeindehaus, mit Esswaren für zwei Tage ausreichend, erscheinen. Dabei war auch meine Frau gewesen. Es wurde ihnen gesagt, dass sie auf andere Ortschaften zur landwirtschaftlichen Arbeit, transportiert werden, und wenn sie dort fertig sind, dann kommen sie wieder zurück. Laut späterer Aussage meiner Frau wurden sie damals alle von Kopf bis zu Fuss gründlich untersucht und Schmuck, Geld und sonstige Wertsachen weggenommen. Denjenigen, welche bessere Kleider oder Schuhe anhaten, wurden diese auf schlechtere umgetauscht. Sodann wurden die Kinder von ihren Müttern erbarmungslos weggenommen, die Mannsbilder von ihren Frauen separiert und vorläufig in die schon vorher ausgeplünderten deutschen Häuser eingelagert. Dann erst begann die restlose Ausplünderung der verlassenen deutschen Häuser, wobei die eingelagerten Deutschen mithelfen mussten, und alles wurde in einigen grösseren Häusern, welche als Magazine dienten, zusammengeführt und eingelagert... Am folgenden Tage nach der Einlagerung in Hetin wurde ein Transport jüngerer Frauen und Mädels zusammengestellt und nach Deutsch-Zerne in unser Lager gebracht. Dort bekamen sie für drei Tage Reise-Verpflegung, und dann wurden sie nach Stem und Panschowaer Ried transportiert und dort zur landwirtschaftlichen Zwangsarbeit eingeteilt. Von diesen sind 40 Prozent dort verhungert und elend zugrunde gegangen.

In Deutsch-Zerne wurde die ganze Ferencz-Gasse ausgeplündert und geräumt, damit Platz wurde, um alle Deutschen aus Zerne in diesen leeren Häusern einlagern zu können. Dieses Lager wurde das sogenannte Zivil-Lager, und das unsere war das «Logora Zice» oder besser gesagt: das Schwerverbrecher-Lager, denn wir waren von dem Zivil-Lager ganz abgesondert und wurden auch strenger behandelt und bewacht. Beide Lager waren dem Lager-Kommandant Kuljic Rado unterstellt. (Nachher wurden auch die Lager Hetin, Konstanziamajor, Juliamajor, Heufeld, Čestereg und Molidorf ihm unterstellt.) Inzwischen wurde der vorher erkrankte Lagerführer Rauch Matz gesund und aus Juliamajor in unser Lager zurückgebracht. Ich und er mussten dann täglich ins Zivil-Lager gehen und von den neueingelagerten Menschen ein Namensverzeichnis in sechsfacher Ausführung verfertigen. Die Arbeitsunfähigen und Kleinkinder wurden dann später in das Molidorfer Lager überführt¹⁶. – Dieser Ort war ein rein-deutsches Dorf und wurde dann das berühmte Krepier-Lager der Schwaben genannt, ebenso wie Rudolfsnad, Gakovo und Kruševlje. – Die Knaben von 8 bis 12 Jahre mussten das geraubte Vieh hüten.¹⁶

¹⁶ s. Bericht Nr. 52, S. 368, vgl. auch Bericht Nr. 51, S. 351 ff., Nr. 54, S. 377 und Nr. 64.

Einige Tage später bekamen wir Zuwachs aus Ungarisch-Zerne, es waren zumeist Ehepaare gemischter Nation. Dabei war auch der Schuldirektor Josef Burok und Frau mit noch zwei Lehrerinnen, wovon eine kurz danach im Lager gestorben ist. An einem Sonntag brachten sie den röm. kath. Dechant aus Ungarisch-Zerne ins Lager. Während dieser Dechant mir durch den Kommandanten vorgestellt wurde, waren noch etliche Partisanen im Lager, die ihn spöttisch misshandelten, nahmen ihm sein Gebetbuch, Rosenkranz und Brille weg und befahlen mir, dass ich auf diesen Pfarrer gut achtgeben, muss, damit er nicht durchgeht. Dann haben sie ihm sein Gebetbuch und Rosenkranz zerrissen, vor seine Füße geschmissen und ausgelacht. Sogar fragten sie ihn, wieviele Weiber er hat und mit wievielen er geschlechtlichen Verkehr ausübte. Sie drohten ihm, dass er erschossen werde usw. Von seinem Hut haben sie den Rand rundherum abgeschnitten, und so musste er ihn längere Zeitlang auf dem Kopf tragen. Sofort nach seiner Verhaftung, hatten seine Gläubigen von Ungarisch-Zerne und Umgebung bei den höheren Partisanen-Kommandos Protest eingereicht und forderten sofortige Freilassung ihres Dechants, schon aus diesem Grunde, weil *et* doch gar kein Deutscher sei. Dieser Protest half aber nichts, und der Dechant musste ebenso zur täglichen Zwangsarbeit gehen als alle anderen Lagerleute. Seine Gläubigen scheuten aber keine Mühe, um ihn frei zu bekommen und fuhren bis Belgrad, um dort bei der allerhöchsten Stelle diesbezüglich zu intervenieren; und nach etwa drei Monate Haft erlangte er seine Freiheit zurück. Als er sich von mir verabschiedete, versprach er mir mit Trostworten, dass er für uns Unglücklichen beten wird. Nach kurzer Zeit nahm er sich die Courage und kam uns im Lager besuchen, natürlich war er vorher beim Lager-Kommandant dafür Erlaubnis einholen, und so erschien er in Begleitung des Kommandanten Kuljic Rado im Lager und sprach zu uns Trostworte, dass auch wir bald frei werden.

Am Tage der deutschen Kapitulation (im Mai 1945) wurden in Deutsch-Zerne bereits alle Häuser der Hauptgassen mit amerikanischen, englischen, französischen, russischen und den neuen kommunistisch-jugoslawischen Flaggen beflaggt, und es waren Manifestationen vom serbischen Pöbelvolk aufmarschiert mit «Hoch lebe Marschall Tito und Stalin». Auch waren viele Häuser bemalt mit den Gestalten Titos und Stalins. Dieser Siegesjubel dauerte über zwei Wochen, und wir hörten ihre Ausrufe: «Zivio Tito i drug Stalin!», wobei auch öfters gerufen wurde: «Dole kapitalisticka Amerika i Engleska!» (d.h. «Nieder mit dem kapitalistischen Amerika und England»). Nur einen Tag und eine Nacht flatterten die amerikanischen und englischen Flaggen an den Häusern, denn am folgenden Tage waren sie heruntergerissen, zerfetzt und einige sogar mit Menschenkot geschändet, und so flogen sie als Fetzen auf den Gassen herum...

Als die Druschzeit im Ort begonnen hatte, kamen die serbischen Bauern täglich schon um 5 Uhr morgens in die Lagerkommando-Kanzlei und verlangten Lagerleute für ihre Druscharbeiten. Natürlich mussten sie vorher dem Lagerkommandanten den Taglohn auszahlen und auch einen Garantieschein unterschreiben, dass sie abends noch vor Sonnenuntergang die Lagerleute ins Lager zurückbringen. Denjenigen, welche

mehr als vier Leute hatten, wurde ein Begleitposten zugeteilt. Das war ein wahrer Sklavenhandel, den sie mit uns trieben! Aber unsere Lagerleute gingen gerne zu den serbischen Bauern, denn sie gaben ihnen wenigstens gutes Essen und zum Trinken, und bevor sie den Bauernhof verliessen, gaben sie ihnen noch Essen mit für die im Lager gebliebenen hungrigen Lagerleute. – Dieser Sklavenhandel mit uns dauerte bis zum Frühjahr 1946.

An einem Juni-Tag 1945 geschah mit mir ein unerwartetes kleines Missgeschick wegen meiner Gutheit zu meinen Leidenskameraden. Es war mir nämlich angeordnet, dass ich jedesmal vor dem Essenausteilen dem Lagerkommandanten melden gehen musste, dass das Essen fertig ist und die Leute schon dafür angetreten sind. Dann kam immer einer der Kommandanten, um das Essen eher zu verkosten, und erst dann konnte es ausgeteilt werden. Die männlichen Lagerleute standen in einer Reihe und die weiblichen in der entgegengesetzten Reihe vor dem Kessel mit ihren Essgeschirren im Hof, und ich und die Köche teilten ihnen das Essen aus. Und gerade an diesem Tag befahl mir der Kommandant Kuljic, ich soll das Essen nur austeilten ohne ihn, denn er hätte heute keine Zeit, um das Essen verkosten zu kommen. Während aber das Austeilten schon im Gange war, kam der Kuljic unbemerkt in den Hof geschlichen und ertappte den Mühlenbesitzer-Sohn Otto Lenhardt (22 Jahre alt), als er laut zu einem Lager-Mädel redete, worauf der Kuljic erzürnte und kam vor den Kessel auf mich los und schrie mich fluchend an, weil ich diesem Burschen das Reden mit dem Mädel nicht verboten hatte. Und ohne mich verteidigen zu können, befahl er dem Unterkommandanten Stevo Savanovic, er soll mich sofort in den Keller schmeissen und einsperren. Der Unterkommandant war aber sehr höflich zu mir und sagte mir, der Rado ist ja verrückt, und er versprach mir, dass er mich sowieso um 1 Uhr aus dem Keller holen wird, weil ich doch dann die Leute wieder zur Arbeit einteilen und dem Begleitposten übergeben muss. Und wirklich, so war es auch, denn der Kuljic persönlich kam, um mich aus dem Keller zu holen; und so war ich halt eine Stunde im dunklen kühlen Keller eingesperrt.

Am 19. August 1945 wurde plötzlich unser Leidenskamerad Nikolaus Wechselberger (aus Schuple stammend) von seiner Stelle als Parade-Kutscher der OZNA¹⁷, d.h. der Bezirks-Kommandantur abgelöst und in denselben Keller eingesperrt, wo ich im Juni eingesperrt war. Dies geschah bei diesem Unglücklichen deshalb, weil die Partisanen-Obrigkeit irgendwie auf die Spur geraten ist, dass ein grosses Quantum geräucherte Schinken und Speck aus dem Hauptmagazin verschwunden war, wobei sie den Lagermann, d.h. Parade-Kutscher Nikolaus Wechselberger beschuldigten, dass er dieses fehlende Quantum gestohlen und verkauft hätte. – Dieser Schinken und Speck wurde von uns Volksdeutschen aus der ganzen Umgebung, noch bevor wir eingelagert wurden, weggeraubt und in die Magazine in Deutsch-Zerne eingelagert, um ihn späterhin den neuen serbischen Ansiedlern aus Bosnien zu verteilen. – Uns Lagerleuten war es zwar bekannt, dass die Partisanen-Obrigkeit, welche doch die Schlüssel von den Magazinen

¹⁷ Odelenje za zastitu naroda (Abteilung f. d. Schutz des Volkes), politische Polizei.

selbst in ihrem Besitze hatte, einen waren Schwarzhandel mit dem Schinken und Speck trieb; und am allerbesten wusste dies der arme Wechselberger, denn während seiner häufigen Fahrten mit Begleitung einiger Partisanen wurden jedesmal vor der Abfahrt in die Bezirksstadt Betschkerek etliche Schinken und Speck auf dem Wagen unter dem Sitz versteckt und mitgenommen. Als sie dann in der Stadt waren, dann verkauften die Partisanen den Schinken und Speck im Schwarzhandel oder haben sie ihn an ihre Angehörigen abgegeben. Aus diesem Grunde musste der Kutscher Wechselberger je eher von der Erdoberfläche verschwinden, was ja auch in der ersten Nacht, die er im Keller verbrachte, geschehen ist, um alle Schuld auf ihn überliefern zu können.

Der Vf. berichtet ausführlich, wie sich am nächsten Tage die Nachricht vom Verschwinden des Eingesperreten verbreitete, eine Evidenzkontrolle veranstaltet und er selbst schikaniert wurde, weil er nicht verriet, von wem die Nachricht ausging.

Am folgenden Tage hatten sie den vermissten Kutscher Wediselberger entdeckt, und zwar war er auf dem Speicher des Magazins geblieben. Natürlich prahlten sich die Kommandanten nachher bei uns, dass er aus Angst vor Strafe Selbstmord verübte, weil doch nur er den fehlenden Speck und Schinken gestohlen hatte. – In Wirklichkeit aber war der arme Wechselberger eher jämmerlich verprügelt und erwürgt worden, und erst dann hängten sie ihn auf, als hätte er Selbstmord verübt. – Und so wurde der Diebstahl ihm zugeschoben.

Eines Tages sind zwei Lastautos, beladen mit 30 Kriegsgefangenen in unserem Lagerhof eingefahren. Es waren deutsche Soldaten und kroatische „Ustaschis« gewesen. Sie wurden, von uns ganz separiert, in ein grösseres Haus eingelagert. Dieses Haus wurde noch am selben Tage der Einlagerung von unseren Lagerleuten mit Stacheldraht (etwa 3 m hoch) eingezäunt. Die Gefangenen wurden noch viel strenger bewacht als wir, und auch das Sprechen mit uns war ihnen streng verboten. Dafür war ihre Lebensmittel-Zuteilung bedeutend besser als unsere, denn sie bekamen täglich ausreichend Fleisch und Fett. Das Essen für sie wurde in unserer Lagerküche gekocht, aber in einem anderen Kessel. Ihre tägliche Arbeit war zumeist an der Bahnstation Getreide in die Waggons verladen und wurden während der Arbeit von den Partisanen-Soldaten getrieben, schikaniert und verspottet. Sie blieben aber nur kurze Zeit bei uns in Zerne und wurden dann nach Betschkerek ins Lager transportiert.

Nun war die Zeit der Mais-Ernte herangerückt, wozu wieder unsere Lagerleute durch die serbischen Bauern beansprucht wurden, und das Geschäft wurde ebenso abgewickelt wie während der Druschzeit – nämlich wie ein Sklavenhandel. Diesmal dauerte dieser Sklavenhandel nicht so lange, denn eines schönen Nachmittags geschah dieses grosse Wunder, dass der Begleitposten mit seinem Gewehr samt seinen zu bewachenden Arbeiterinnen, einer Frau und drei Mädels, während der Maisernte-Arbeit durch die dichtstehenden Maisfelder nach Rumänien durchgegangen sind. Das war damals in Zerne ein grosses «Hallo», aber auch unter uns Lagerleuten; denn die ganze Partisanen-Milicia wurde alarmiert und an die rumänische Grenze auf die Suche gejagt, jedoch ohne Erfolg. – Dass ihnen die Flucht gelungen ist, habe ich später erfahren.

Am 5. September 1945 bekamen wir den aus Čestereg stammenden Arzt Dr. Jenő Heger als Zuwachs ins Lager. Er wurde vom Kommandanten beauftragt, dass er die kranken Lagerinsassen behandeln soll. Er lehnte aber die Tätigkeit als Arzt ab, und zwar deshalb, weil ihm keine Medikamente oder ärztliche Instrumente zur Verfügung standen, und überhaupt wollte er kein Sklavenarzt sein, das war seine Antwort zum Kommandanten. Infolgedessen musste er den nächsten Tag auch zur Zwangsarbeit gehen und war auch ständig allerlei Schikanen ausgesetzt.

Am 8. Oktober 1945 wurde unser Lager abermals aus dem Schulgebäude in das gewesene Wilms'sche Gasthaus-Gebäude in der Nähe des katholischdeutschen Friedhofes übersiedelt. Durch diese Übersiedlung gelangten wir in eine weitere Entfernung vom Zivil-Lager, aber doch in derselben Gasse. In diesem Lager wurde dem Arzte Dr. Heger ein kleines Zimmer zugeteilt mit einem Bett, Tisch und zwei Stühle. Auch bekam er nachher vom Internationalen Roten Kreuz verschiedene Arzneien und Verbandzeug gesandt, und das Lager-Ambulant wurde eröffnet. Er musste auch die Kranken aus dem Zivil-Lager behandeln. Mit den Arzneien musste er sehr sparen und nur in alleräußersten Fällen an die Kranken verabreichen.

In einer Oktober-Nacht bekamen wir 24 weibliche und 6 männliche Lagerleute als Zuwachs aus dem Betschkerek Lager Nr. 2, die aber nur kurze Zeit in unserem Lager blieben, denn sie wurden in einer Nacht wieder nach Betschkerek transportiert. Mit diesem Transport wurde auch Dr. Heger nach Rudolfsgnad als Lagerarzt transportiert. Diese Versetzung erreichte er durch sein Ansuchen bei den Kommandanten, damit er doch wenigstens seinen dort befindlichen Eltern ärztliche Hilfe leisten kann. Doch kam er mit seiner ärztlichen Hilfe schon zu spät, denn seine Eltern starben dort im Lager den Hungertod. Nachher wurde Dr. Heger in das Molidorfer Lager versetzt, wo Flecktyphus unter den Lager-Insassen ausgebrochen war, viele starben daran und noch viel mehr starben den Hungertod¹⁸.

Als wir kurze Zeit in dem neuen Lager hausten, bekam ich vom Kommandanten Kuljic eine Pflugschar, welche ich im Hofe an einen Baum aufhängen musste und jedesmal vor dem Aufstehen, Mahlzeiten, Schlafengehen und Vergatterungen mit einem Hammer anschlagen. Während meines «Läutens» gebrauchten meine Leidenskameraden immer das Spasswort: «Der Kaiser rappelt schon wieder.» Der Ton dieser Pflugschar war so laut, als wäre es eine Glocke, und hörbar über das ganze Dorf hinaus, und meine Signale dienten auch den Lagerleuten im Zivil-Lager.

Wir konnten langsam wahrnehmen, dass unsere allgemeine Lage sich täglich verbesserte, denn der Lagerkommandant zeigte sich schon grosszügig mir gegenüber und teilte mir die gewesene kleine Sommerküche als Kanzlei zu und erlaubte mir sogar, dass ich mir ein Bett hineinstellen durfte, und dann gab er mir noch einen kleinen Schreibtisch mit zwei Sesseln, damit ich meine schriftlichen Arbeiten ungestört verrichten kann. Als es kälter wurde, erhielt ich einen kleinen Blechofen, wozu ich Sonnenblumen-Sten-

¹⁸ Ein Bericht des Dr. Jenő Heger ist abgedruckt unter Nr. 53, S. 374ff.

geln als Heizmaterial verwenden durfte. Wenn ich tagsüber keine schriftlichen Arbeiten zu verrichten hatte, dann war mein Aufenthaltsort in der Lagerküche. Dann fragte ich den Kommandanten, ob der Lagerkoch Hans Hockl bei mir schlafen dürfe, was er mir ohne weiteres bewilligte. Dies tat ich deshalb, weil ich stets Angst hatte, dass man mich vielleicht einmal in der Nacht fortschleppen würde und niemand würde davon etwas wissen.

Im November 1945 sind in einer regnerischen Nacht circa 30 Personen aus dem Zerneer Zivil-Lager über die Grenze nach Rumänien durchgegangen. Durch dieses Ereignis wurden dann die zurückgebliebenen Häftlinge im Zivil-Lager viel schlechter behandelt als wir im Konzentrations-Lager. Schon am nächsten Tag, zeitlich in der Früh, kam unser Lagerkommandant Kuljic zu uns ins Lager und gab mir den Befehl, alle Räumlichkeiten dieses Lager-Gebäudes sofort als Lagerstätte vorzubereiten und in jedem Raume 2- bis 3stöckige Pritschen aufstellen zu lassen und womöglichst bis zur Mittagszeit fertig zu sein. Die Männer aus beiden Lagern mussten alle bei dieser Arbeit mithelfen, und bis zur Mittagszeit war auch schon alles fertig. Dann wurden alle Häftlinge aus dem Zivil-Lager in unseren Lagerhof verlegt und mussten in Doppelreihe antreten. Sodann erfolgte eine Namen-Vorlesung, um ausfindig zu machen, wer und wieviele in der vergangenen Nacht durchgegangen waren. Während der Vorlesung funkelten dem Kuljic seine schwarze Zigeuneraugen, sein Mund schäumte vor Widrigkeit, und dann drohte er ihnen, dass er sie am liebsten alle erschiessen möchte, weil sie diese Massenflucht nicht rechtzeitig an ihn gemeldet haben. Dann musste ich ein neues Namenverzeichnis in zweifacher Ausführung schreiben, eines für mich und eines in der Lagerkommando-Kanzlei abgeben. Unterdessen haben die Leute ihre Liegeplätze eingenommen, und dann erwies es sich, dass viele ohne Liegeplatz blieben, wegen Platzmangel. Infolgedessen wurden noch einige Nachbarhäuser als Lager in Anspruch genommen, und diejenigen Männer und Burschen, welche als Kutscher zu den Pferden eingeteilt waren, mussten in den betreffenden Ställen schlafen, denn sie mussten auch die ihnen anvertrauten Pferde füttern und tränken. Die jüngeren Knaben wurden als Pferdetreiber, Kuhhirten und Schweinshalter eingeteilt und mussten tagsüber das Vieh zur Weide treiben. Zu den Melk-Kühen wurden etwa 30 Frauen als Melkerinnen eingeteilt und in das Eckhaus dem Lager gegenüber eingelagert¹⁹.

Als nun alle Einteilungen und Verplatzierungen fertig waren, mussten alle wieder antreten, um dem Lagerkommandant Kuljic seine zündende Ansprache in serbischer Sprache anzuhören. Als er damit fertig war, musste ich dieselbe in deutscher Sprache verdolmetschen. Seine Ansprache lautete ungefähr folgendermassen: Es lohnt sich nicht, dass einer durchgeht, denn der Stalin herrscht ja doch schon über ganz Europa, und übrigens erfolgt bald ein Verhör mit allen, und dann werden die Unschuldigen alle aus den Lagern freigelassen. Ich weiss es wohl, dass die meisten von euch unschuldig

¹⁹ Ende Dezember wurden dann die älteren Personen und die Kinder von den übrigen Lagerinsassen getrennt und in das Sammellager für Arbeitsunfähige nach Molidorf (Molin) transportiert; s. hierzu Bericht Nr. 52, S. 369ff.

sind, denn die wirklich hauptschuldigen Faschisten und Kriegsverbrecher sind schon längst erledigt und teilweise in Kriegsverbrecher-Lagern in Sicherheit gebracht. – Beim Ende seiner verdolmetschten Ansprache machte ich noch ein kräftiges Sätzlein dazu und sagte ihnen: Kameraden und Kameradinnen. Auch ich sporne euch dazu an, um auszuhalten, und zwar solange, als ihr mich in eurer Mitte als Lagerführer habt. Bedenkt mal, dass ich einer von den ersten Eingelagerten bin, und ich hoffe auch, dass unserem guten Lagerkommandanten seine heutige Ansprache an uns auf Wahrheit beruht und dass wir bald einem Verhör unterzogen werden usw. (Dabei dachte ich mir innerlich, ein jeder, der die Möglichkeit hat, der solle durchgehen, denn selbst ich habe schon längst die Absicht durchzugehen.)

Der Vf. erklärt, wie am nächsten Tage bekannt wurde, dass alle Geflüchteten die Grenze nach Rumänien glücklich überschritten hätten, und stellt fest, dass die Warnungen des Lagerkommandanten dem «Flucht-Fieber» kein Halt gebieten konnten. Er erzählt die Geschichte der Flucht von zwei ehemaligen deutschen Soldaten, die auf ihrem abenteuerlichen Wege von Griechenland her bei Zerne aufgegriffen und dann auch in dieses Lager gebracht worden waren. Im Anschluss daran erklärt der Vf. noch, es sei auch öfter vorgekommen, dass einzelne Internierte unter dem Vorwand, sie würden in ein anderes Lager versetzt, bei Nacht in Richtung Grenze geführt und dabei, als hätten sie flüchten wollen, von hinten erschossen wurden, wie z.B. auch sein Cousin Peter Kruch Ende Dezember 1945 und der ebenfalls aus Hetin stammende Franz Dippong am 7. Januar 1946, so dass er selbst die ihm durch einen gutgesinnten Wachposten angebotene Hilfe zur Flucht ablehnte, weil er eine Falle fürchtete.

Das Flüchten wurde trotz allen Drohungen bereits aus allen Lagern weiter fortgesetzt, denn die meisten von uns gaben alle guten Hoffnungen auf und waren bereit, lieber den Tod als unter den Krallen der Tito-Schurken weiter schmachten, und deshalb wählten sie sich den letzten Entscheidungsweg: entweder erreiche ich wieder die Freiheit, oder ich erreiche den Tod und bin dann erlöst von diesem Jammer. Derart war die Parole unter den Lagerleuten.

In einer Nacht anfangs Jänner 1946 ergriffen mehrere die Flucht aus unserem Lager und sogar aus dem Molidorfer Lager (welches 30 km entfernt der rumänischen Grenze liegt), wovon zwei Frauen und ein Mann durch die Partisanen-Patrouille nahe der Grenze geschnappt wurden und dann geprügelt und gepeinigt, in den Keller eingesperrt. Dort froren sie drei Tage und Nächte hindurch, ohne Essen oder Wasser. Jeden Abend wurden sie einzeln aus dem Keller in die Kommandanten-Kanzlei genommen und gepeinigt und dann wieder zurück in den Keller getrieben. An ihrem letzten Abend, als gerade die eine Frau in der Kanzlei vor dem Schreibtisch kniete, bin ich mit meinem Abends-Rapport in die Kanzlei hineingetappt und sah diese Frau schluchzen und weinen, während der eine Unterkommandant mit der Korbatsche in der Hand hinter ihr stand und fragte mich lachend, ob ich sie kenne. Ich sagte «nein», worauf diese Frau ihren Kopf gegen mich drehte, als wollte sie mir sagen, wer sie ist. Dann schaute ich sie genauer an und erkannte sie, dass sie die Frau Retzler, geborene Maria Frauenhoffer aus

Deutsch-Zerne ist (ihr Spitzname war «Gaiacker»). Sie kam mir vor, als hätte sie ihren Verstand verloren. Ihre Kleider, die sie anhatte, waren total zerfetzt und ihr Gesicht verkratzt und aufgeschwollen, woraus ich feststellen konnte, dass sie vorher schrecklich gemartert wurde. – In dieser Nacht ist diese Frau mit der anderen und dem Mann spurlos verschwunden. Gleich in der Früh erzählte es mir ein Wachtposten, dass alle drei in der vergangenen Nacht erschossen wurden und in der Schinderkaul eingescharrt.

In der folgenden Nacht sind die Familie Sterz Schlosser zu sieben und Frau Lenhardt mit ihrem Sohn geflüchtet und sind auch glücklich in Hatzfeld (Rumänien) gelandet. Infolgedessen erfolgte wieder eine Ansprache des Kommandanten an uns, so ähnlich wie schon vorher öfters, dass ich die Ansprache nachher ins Deutsche verdolmetschen musste. Diesmal hatte seine Ansprache gewirkt, denn von dieser Zeit an, das heisst vom 6. Jänner 1946 bis zum 15. Mai 1946, ist aus unserem Lager kein einziger durchgegangen, d.h. bis nicht ich selbst mit dem Lagerkoch Hans Hockl am 15. Mai 1946 den Anfang machte.

Im Folgenden berichtet der Vf. zunächst, wie im Winter 1945/46 die ersten von den jugoslawischen Behörden aus den bosnischen und montenegrinischen Bergen herangeführten Neusiedler ankamen und in die den Deutschen enteigneten Gehöfte eingewiesen wurden, dass die Internierten bei der Einrichtung der Häuser helfen und die Neusiedler in die ihnen unbekannt landwirtschaftliche Arbeit einführen musstenTM. Am 18. März 1946 wurde das Lager in Zerne aufgelöst; einen Teil der arbeitsfähigen Internierten übernahm die staatliche Gutsverwaltung als landwirtschaftliche Arbeitskräfte (darunter den Vf. als Evidenzführer), die übrigen wurden in die Lager Molidorf und Rudolfsnad überwiesen. Der Vf. beendet seinen Bericht, nachdem er die sich bessernden Verhältnisse unter der Aufsicht der Gutsverwaltung und den Verlauf eines Urlaubs von wenigen Stunden zum Besuch von Verwandten in seinem Heimatort beschrieben hat, mit einer ausführlichen Schilderung der Vorbereitung und Ausführung seiner Flucht am 15. Mai 1946 nach Rumänien, wo er einige Zeit bei Verwandten, zu denen sich schon drei Monate früher seine Frau geflüchtet hatte, Unterschlupf fand und von wo er sich dann auf den Weg zu seinem Sohn nach Österreich machte.

²⁰ abgedruckt in Anm. 3 zu Bericht Nr. 52, S. 369f.

**Erlebnisbericht des Schlossermeisters Mathias Wehner ans Heufeld (Hajfeld),
Bezirk Modosch (Jaša Tomić) im Banat.**

Original, 1. Mai 1958, 16 Seiten, hschr. Teilabdruck.

**Zwangsmassnahmen und Gewaltakte der Partisanenverwaltung in
Heufeld und den benachbarten deutschen Gemeinden nach dem Einmarsch
der Roten Armee; die Massenerschiessungen in Gross-Kikinda im
Oktober/November 1944.**

Beim Zusammenbruch im Herbst besetzten Anfang Oktober 44 die Partisanen (Befreiungsarmee) die Gemeinde Heufeld, zweimal kamen Deutsche Patrouillen beim Vorbeimarsch herein nach Heufeld, das zweitemal nahmen Sie 2 Gefangene Partisanen mit. Da kamen auch die Russen durch Heufeld¹. Und was man den Jugoslawischen Partisanen nicht nachsagen kann, thaten die Russen mit den Frauen.

Wier mussten nun alle Tage auf die Bahnstrecke hinaus arbeiten gehn².

Dann wurden die ersten 17 Mann verhaftet, darunter unser unfergeslicher Volksschullehrer und Kormeister Michael Retzler; die 17 Mann wurden am 17. Oktober 44 nach Kikinda abgeführt, mussten zu Fus laufen und wurden den ganzen Weg gehauen; und wie ich in Kikinda in meiner KZ-Zeit aus sicherer Quelle erfuhr, wurden die 17 Mann gleich noch am 17. Oktober 44 ans Loch geführt und hineingeschossen (unsere Mädchen sahen 14 Tage später den Anzug Michael Retzlers im KZ-Magazin in Kikinda)³.

¹ Das Gebiet südöstlich von Gross-Kikinda mit den deutschen Nachbargemeinden Heufeld (Hajfeld)-Massdorf (Mastort), St. Hubert (Sveti Hubert)-Seultour (Soltur)-Charleville (Sarlevil) und der Gemeinde Nakodorf (Nakovo) wurde in den Tagen zwischen dem 4. und 6. Oktober besetzt. Sofort beim Einmarsch der sowjetischen Truppen erschienen in den deutschen Gemeinden auch Partisanen, zumeist aus den serbischen Ortschaften der Umgebung, und übernahmen mit Hilfe der vormals bei den deutschen Bauern zur Landarbeit zwangsverpflichteten Serben und einiger Deutscher (sog. Madjaronen) die Gemeindeverwaltungen. – Die Masse der deutschen Bevölkerung ist in ihren Heimatorten geblieben, nur einzelne Personen waren dem Aufruf zur Flucht gefolgt.

² Die Eisenbahnlinie Temeschwar–Kikinda–Szeged war beim Abzug der deutschen Truppen zerstört worden. Sofort nach dem Einmarsch der Roten Armee wurde die männliche Bevölkerung der Umgebung zur Wiederherstellung dieser wichtigen Nachschublinie herangezogen.

³ Wie in Heufeld wurden auch in den benachbarten Gemeinden Mitte Oktober einige Männer, Frauen und Jugendliche von den Partisanen verhaftet, in die Kreisstadt Kikinda geschafft und schliesslich dort erschossen. Diese Aktion richtete sich zunächst nur gegen Personen, die als führende Mitglieder der Gemeindeverwaltungen und der Volksgruppenorganisationen politisch verdächtigt wurden, und gegen ehemalige Angehörige der Waffen-SS und anderer bewaffneter Verbände.

Nach den vorliegenden Berichten waren es aus Mastort 16 Personen (darunter 2 Frauen), aus Charleville 6 Männer und 2 Jugendliche, aus St. Hubert 10 Personen (darunter die Frauen des

In der Nacht vom 20. Oktober 1944 wurde ich mit noch 29 Mann von den Partisanen verhaftet, man sagte uns, wir gingen auf Arbeit und sollen uns auf zwei Tage zu essen mitnehmen; auch 7 Frauen und Mädchen waren unter uns. Über Nacht wurden wir im Gemeintheaus eingesperrt, in der Früh wurden wir mit noch zirka 30 Mann von der

geflüchteten Kreisleiters, Bürgermeisters und Ortsleiters), aus Nakovo ca. 70 Männer (Wehrmacht/Waffen-SS). – Peter Heidenfelder aus Nakovo, dem die Flucht gelang, berichtet darüber Folgendes:

«Am 12.10.1944 wurde in meiner Heimatgemeinde Nakovo durch Trommelschlag ausgerufen: Jeder, der bei dem Deutschen Militär Dienst geleistet hat, soll sich wegen Registrierung im Gemeintheaus melden. Zu denen gehörte auch ich. Am anderen Tag, Nachmittag 16 Uhr, wurden wir dann nach Velika Kikinda eskortiert und in das Gefängnis getrieben. Schon im Toreingang warteten auf uns Partisanen. Ein Häuptling von ihnen stellte sich vor uns und schimpfte, weil wir unsinnig für einen Hitler und Goebbels, statt für eine Idee gekämpft haben. Stefan Fischer, welcher nahe vor ihm stand, sagte ihm, dass wir gegen unseren Willen einer zwangsläufigen Einberufung Folge leisten mussten. Warum wir nicht durchgebrannt und zu ihnen übergelaufen sind, war seine Antwort, und dass wir wegen dem unsere Strafe bekommen werden, und er zeigte mit dem Arm hochgehalten seinen Revolver.

Unsere Brieftaschen und Taschenmesser wurden uns dann abgenommen; unsere Esssachen liess man uns. Dann wurden wir eingesperrt. Die erste Nacht verlief ruhig, auch der andere Tag. Gegen Abend wurden wir in den Gefängnishof befohlen und trafen sich unsere Ortsgenossen aus den verschiedenen Gefängniszimmern. Mit bitterer Bange fragten wir uns um die Meinung, was wohl mit uns geschehen wird ...

Am 14.10.1944, um ½ 4 Uhr wurden wir in den Arresthof hinausgetrieben, dann wurden unsere Namen verlesen: 68 aus Nakodorf, 58 aus Vel. Kikinda, zusammen 126. Dann die Hände mit Riemen gebunden und noch zu zweit mit einer starken Hanfschnur an den Händen aneinandergebunden. Ein Partisane sagte dann: Bis jetzt war es so, dass Serben für Deutsche gearbeitet, jetzt wird es umgekehrt sein. Wir gehen gegen die Grenze, wo viel Arbeit auf uns wartet. – Ich wusste, dass es Lüge ist; denn um einen Schwaben zum Arbeiten zu bringen, braucht man ihm nicht die Hände fesseln. – Der Todeszug setzte sich in Bewegung. Es ging in Richtung Bahnhof, in Begleitung vieler Partisanen. Plötzlich mussten wir in Richtung Friedhöfe umbiegen und im Laufschrift bis an das Ende des kath. Friedhofes laufen, dann wurde «Dole!» (Nieder!) gerufen. Wir lagen etwa 1-2 Minuten still. Mein Kopf hämmerte. Dann ein Ruf: sitzen! und: Zigeuner hierher! Und schon kamen die Schwarzen aus der Dunkelheit hervor, lösten uns einzeln die Riemen und banden die Füße zusammen, während ein mit Pistole bewaffneter Partisane den Delinquenten mit der gezückten im Schach hielt. Es ging alles sehr schnell: Die Hemdärmel wurden von den Zigeunern mit dem Messer aufgeschlitzt, der Oberkörper war schnell entkleidet; dann wurden die Füße von den Fesseln gelöst und man dem Partisanen übergeben. Während der Zigeuner das Letzte von meiner Kleidung herunterzog, sprang ich blitzschnell auf und über zwei meiner Kameraden, die bereits entkleidet und gebunden am Boden kauerten, und rannte davon. Erst als ich etwa 10 Meter gelaufen war, krachten zwei Schüsse, dann wieder zwei und so noch zwei-dreimal. Keiner traf mich, und wie ein Wunder konnte ich in der Nacht verschwinden und über die nahe Grenze nach Rumänien fliehen. – Über das Schicksal der Mitgefangenen kann ich weiter nichts mitteilen. Ich vermute, dass alle von den Partisanen ermordet oder erschossen wurden.» (Erlebnisbericht; Original, 27. April 1958, 4 Seiten, hschr.)

In der Dokumentensammlung befindet sich das Original-Plakat einer öffentlichen Kundmachung über die Erschiessung von 31 Angehörigen der Waffen-SS aus Kikinda. Sie hat folgenden Wortlaut (übersetzt aus dem Serbischen):

Schwestergemeinde Mastort über St. Hubert, wo noch zirka 30 Mann St. Huberter⁴ zu uns kahmen, mit Wagen nach Kikinda abgeführt (unter den St. Huberter waren schon Männer darunter, die Schwarz und Blau verhauen waren).

In Kikinda wüsten uns die Partisanen scheinbar nicht los zu griegen, fuhren uns von einem Blatz aufs antere (Lager war noch keines und die Erschiesser waren sicher nicht

KUNDMACHUNG

Für Verbrechen und Untaten, begangen an unserem Volk, wurden

ERSCHOSSEN

1. Hubert Nikolaus	Alter	55
2. Heinberger Matthias	"	27
3. Nehr Peter	"	50
4. Kelbert Josef	"	49
5. Heß Josef	"	51
6. Halaf Anton	"	35
7. Prifach Johann	"	20
8. Prifach Franz	"	45
9. Wechselberger Alois	"	17
10. " Christoph	"	46
11. Balog Josef	"	32
12. Euler Peter	"	45
13. Lichtenberg Daniel	"	48
14. Reder Josef	"	48
15. Hofmann Nikolaus	"	54
16. Düppong Johann	"	56
17. Komarek Josef	"	29
18. Michels Nikolaus	"	45
19. Bäcker Josef	"	21
20. Brousch Georg	"	45
21. Wagner Josef	"	30
22. Kroitschitsch Michael	"	44
23. Stein Josef	"	59
24. Letz Franz	"	49
25. Euler Nikolaus	"	50
26. Adam Franz	"	48
27. Leitner Martin	"	53
28. Voß Anton	"	54
29. Ellinger Johann	"	39
30. Spang Thomas	"	58
31. Mahler Josef	"	41

ALLE AUS KIKINDA

**Alle oben Angeführten haben in der durch ihre Verbrechen
berichtigten Division Prinz Eugen gedient.**

Tod dem Faschismus – Freiheit dem Volke!

13. Oktober 1944.

(Im Original sind die Familiennamen ebenfalls zyrillisch geschrieben. Für ihre im Einzelnen richtige Schreibung bietet das phonetische Schriftbild im Serbischen keinen Anhaltspunkt. Ihre Schreibung in der obigen Übertragung beruht auf der Annahme des Übersetzers und seiner beliebigen Namenskenntnis.)

⁴ d.h. Männer aus den drei Schwestergemeinden St. Hubert, Charleville und Seultour.

zur Stelle), bis wir am Abend in der Kuria⁵ lauteten; dort nahm man uns alles ab und wurden wir eingesperrt, 20-30 Mann in eine Zelle.

Dann ging's los: Die ersten Schläge bekamen wir, als Sie uns fragten, wer bei der SS-«Prinz Eugen» war. Ich meltete mich auch und bekam auch meine ersten Schläge. Da sah ich, das man sich zu nichts melten darf; die sich nicht melteten, bekamen keine Schläge. – Neben uns in einer Zelle waren uns bekante Kikindaer reiche Serben eingesperrt, bekamen auch Schläge und mussten krähen wie die Hähne. – Da kahmen Sie mal herein in unsre Zelle und suchten sich 15 Mann heraus (die nicht bei der SS oder Polizei waren) und führten sie ab, die gingen das zukünftige KZ (Lager) herrichten⁶ . . .

Nach drei Tage Qual (wir durften nicht mal hinaus aufs Gio) mussten wir Abends alle hinunter in den Hof; wir dachten, nun geht's zum erschießen, dort lagen auch die Manilla Schnür⁷ für uns hinten, wir wurden aber nicht gebunden, sondern unter schwerbewaffneter Eskorte in die Milchwalle (von uns Bluthalle getauft) abgeführt, wo wir als die ersten das Kikindaer Konzentrationslager eröffneten. (Dort trafen wir auch wieder unsere 15 Kameraden.) So lagen wir zum erstenmal am 23.10.44 im KZ Velika Kikinda auf wenig Stroh am Asphalt; und wir sahen am Stroh, das vor uns schon viele auf dem Stroh gelegen waren. – Das große neue Milchwalle-Gebäude war ganz unterkellert, und wir staunten uns anern Tags nur so, als am 24.10.44 nachmittags 220 Mann Reichsdeutsche Soldaten aus dem Keller heraufgeführt wurden, mit Hilfe von einem Dolmetscher (von uns) aufgeschrieben und abgeführt wurden; einige Italienische Gefangene lies man zurück in der Milchwalle. Was mit den Gefangenen geschah, wüsten wir nicht. Ob Sie noch leben?

Nun ging das große Elend für uns an. Am 25.10.44 kahmen die ersten Bestien in Menschengestalt an (4-5 Mann Licsaner⁸). Sie suchten sich (wollos) zirka 20 Mann von uns raus, nahmen Sie einen nach dem andern in die Mitte der Halle und hieben und stießen Sie mit Gewehrkolben, sogar mit Gewehrlauf sties man den Männern in den Leib. – Das keiner tot liegenblieb, wuntert mich Heute noch, und wenn die meisten nicht später erschossen worden wären, hätte sicher mancher ein Leiten davongetragen. – Nur wenige kahmen diesmal ohne Haue davon, unter den wenigen war ich, aber schon das zusehen war furchtbar. Und so ging die Qual nun alle Tage fort.

Anern Tags kahmen Einheimische Partisaner, diese kannten auch einige von uns und suchten sich Ihre Opfer unter uns heraus. Es waren mittlerweile auch Männer aus

⁵ Gerichtsgefängnis.

⁶ Als Lager wurde das Gebäude der noch nicht fertiggestellten neuen «Milchwalle» (Molkerei und Käsefabrik) am Stadtrand von Gross-Kikinda benutzt.

⁷ Hanfseile.

⁸ Serben aus der Lika; dies Bergland längs der kroatischen Adriaküste war eines der Zentren der Partisanenbewegung.

Selesch⁹ und Kikinda zu uns gekommen; da war Herr Weber ans Selesch, der Vater von Anton Weber (des Polizeiführers in Kikinda in der Hitlerzeit). Herr Weber wurde so geschlagen (mit Ochsenzentner¹⁰), das seine Rückenhaut total blau war; es war furchtbar, das zuzusehen (ich sas drei Meter davon), und fast unglaublich, dass die Haut eines Menschen 50 Hiebe mit Ochsenzentner aushelt, ohne aufzublatzen (Weber bekam zweimal 25 Hiebe). Dann war als zweiter (mir bekanter) Pitinger Franz aus Mastort, Er war Polizist (Wache) gewesen in der Hitlerzeit im Internierungslager Csoga¹¹, man hatte Ihn in Kikinda erkannt. Der wurde so geschlagen und mit Füssen getreten, bis Er wie Tot liegen blieb, dann warfen Sie Ihn eine Rübe hin und sagten: Da fress! Das sahen wir alles zu; es wurden auch noch mier unbekante geschlagen, es war furchtbar. – Pitinger erholte sich wieder, so dass er mit Krankentransport abgehen konnte. – Es waren in paar Tagen zirka 500 Mann ins KZ gekommen. Da suchte man die Alten, die Kranken und die sich noch melteten heraus. Man sagte Ihnen, Sie kommen auf ein leichten Blatz, so gingen zirka 80 Mann ab. Es waren viele Bekante darunter, so auch mein Bruder, auch Herr Weber und Pitinger waren dabei sowie auch mein 81jähriger, in Kikinda lebender Pensionierter Volksschullehrer Mathias Mayer (aus Heufeld). Man sah Sie alle niemals wieter; wir hörten aber gleich, dass sie erschossen worden waren.

Die wüstenste Schlägerei war nun vorüber, wir gingen alle Tage hinaus auf die Bahnstrecke arbeiten. Küche hatten wir die ersten 14 Tage keine, bekahmen als alle Tage einmal ein Stückchen Brot und Wurst; nach 14 Tage bekamen wir Abens eine lere Suppe und Brot.

In der Nacht vom 1. November kahn wieter ein grosser Transport zirka 100 Personen, Männer und Frauen, im KZ an aus Heufeld, Mastort und St. Hubert, darunter war auch meine 18jährige jüngste Tochter Lene Wehner¹².

⁹ Sellesch (Selleusch) ist der historische, bei den Deutschen noch gebräuchliche Name von Nakodorf, das bald nach der Ansiedlung Ende des 18. Jh. und unter ungarischer Herrschaft Nakofalva (nach dem ersten Grundherren Graf Nako) und dann von den Serben Nakovo genannt wurde.

¹⁰ Ochsenziemer.

¹¹ Coka, Bezirk Nova Kanjiža.

¹² Diese in den Nachbargemeinden Heufeld und Mastort ausgehobenen Männer und Frauen trafen in Kikinda erst am 2. November ein. Darüber berichtet die Lehrerin A. E. aus Mastort Folgendes: «Am Allerseelentag 1944 durfte kein Mensch seine Wohnung verlassen. Fremde Partisanen zogen durchs Dorf. Als sie bei uns eindrangten, war ihre Begrüssung: «Bas smo ubili vasu komšinicu!» [Eben haben wir Ihre Nachbarin ermordet!]

Es war Frau Schwarz, die im Hause ihrer Mutter von rückwärts erschossen wurde, weil sie sich den Zorn eines Arbeiters zugezogen hatte. – Ich musste mit ins Gemeindehaus ‚zum Verhör‘. Meine Tasche war schon gepackt, seitdem viele Männer, unter ihnen auch Lehrer Schneider und zwei Mädchen, nachts geholt und nach Kikinda ins Lager gebracht wurden. – Zum Gemeindehaus wurden ausser mir die angesehensten Mädchen, viel Männer, eine der reichsten Bäuerinnen, ihr 14jähriger Sohn und unser Arzt, Dr. Gerhardt, getrieben. (Dr. Gerhardt durfte wieder nach Hause. Er war der einzige Arzt in der Umgebung. Einige Dobrovoljci setzten sich für ihn ein.) Fräulein Jasper, die Kindergärtnerin, wurde auf der Strasse erschossen. Über die Schwester des Jungen

Die Milchhalle war umsäumt mit einem hohen Drahtzaun und Stacheldraht. Hinaus durfte in der Nacht niemand. Man kann sich vorstellen, über 500 Menschen in einem Gebäud, kein Klo und drinnen alle Ihre Not verrichten in Eimer; es war schrecklich –

fielen einige Partisanen her. Vom Gemeindehaus in Mastort trieb man uns, etwa 20-25 Personen, darunter zwei 14jährige (zwei schüchterne, stille Jungen, die in der Jugend überhaupt keine Rolle spielten) nach Heufeld ins Gemeindehaus. Unterwegs mussten wir laufen, ‚Živeo Tito!‘ und ‚Živeo Stalin!‘ rufen. Im Hofe des Gemeindeamtes in Heufeld wurden wir gezwungen, uns auf die Erde zu setzen, obzwar es regnete. Durch einen Mauervorsprung war mir die Sicht zum Eingang des Hofes versperrt; plötzlich hörten wir dumpfe Schläge und eine Stimme, die Hochdeutsch sprach: ‚Was hab’ ich denn getan?‘ Darauf einen Partisanen: ‚Pucaj, ubij ga!‘ [Feuer!, töte ihn!] Einige Schüsse, ein schwerer Fall, ein paar Seufzer. – Da schlugen die Glocken an, es läutete zu Mittag. – Vier starke Männer mussten vortreten und den Erschossenen wegschaffen. Es war unser Pfarrer Adam Steigerwald (über 70 Jahre alt).

Am Nachmittag brachte man uns, zusammen mit den Heufeldern, nach St. Hubert zur Bahnstation. Auf dem Wege stellten uns einige Partisanen mit hämischen Worten die grössten Erniedrigungen in Aussicht. Abends kamen wir erst in Kikinda an. Als Lager war die grosse Käsefabrik und Molkerei, in der Nähe des Bahnhofs, eingerichtet. Der ganze Bau war mit unseren Menschen überfüllt. In den Fabrikräumen lagen die Männer eingepfercht, die Mädchen und Frauen in den Wohnräumen.

In diesem Lager verbrachte ich die grauenvollste Zeit meines Lebens.» (Erlebnisbericht; Original, 8. Dezember 1957, 5 Seiten, hschr.)

Zwei Tage vorher war die Festnahme aller Männer im Alter von 16–60 Jahren, deren das Partisanenkommando bei dieser Aktion habhaft werden konnte, in den drei Schwestergemeinden St. Hubert, Charleville und Seultour durchgeführt worden. Dazu berichtet u.a. der Bauer Michael Hess aus St. Hubert Folgendes:

«Seit 9. Oktober mussten sämtliche Männer vom 17.-60. Lebensjahre jeden Tag in der Früh 7 Uhr an der Bahnstation stellig sein und warten für eingeteilt zu werden für den von den deutschen Truppen beim Rückzug aufgerissenen Schienenstrang wieder fahrbar zu machen für den Nachschub der russ. Truppen. Am 31.10. in der Früh wurden Landwirte, die noch Pferde zum Einspannen hatten, wieder zurückgeschickt in die Gemeinde hinaus in die Felder Weizen anbauen. Diejenigen, die keine Pferde mehr hatten, wurden zum Streckenbau eingeteilt, bei diesen ich auch war. . . . Nachmittags kam ein Eisenbahnangestellter, ein Ungar aus der Bahnstation, und hat zu uns gesagt: Männer nicht geht nach Arbeitsschluss vor Eintreten der Dunkelheit in die Gemeinde, da die Partisanen sämtliche Männer bis 60 Jahre, die sie antreffen, zusammenfangen! Um 4 Uhr war Arbeitsschluss, und wir sammelten uns und gingen zurück gegen die Station bis zum Wächterhaus, wo der grosse Wasserdurchlass war, und wollten dort hinunter in die Felder und Weingärten uns bis zum Eintreten der Dunkelheit verstecken. Kaum waren die ersten abgedreht, sprangen schon bewaffnete Partisanen aus der Brücke heraus und schrien über uns ‚Stoj!‘ (halt), und alle mussten wir hinauf, in drei Reihen aufstellen und unsre Arbeitswerkzeuge wie Schaufeln etc. auf einen Haufen werfen. Die Partisanen zählten uns ab, 125 an der Zahl aus allen drei Gemeinden, und sagten, wenn einer durchgeht, werden 10 Mann erschossen. Und schon hat es geheissen: rechts um, in die Station. Vor dem Arbeiter-Magazin mussten wir auf die Erde sitzen – unsre Namen wurden aufgeschrieben – und warten, bis aus Kikinda eine Lokomotive mit drei offenen Viehwaggon gekommen ist, und dort hinein auf Mund und Nase niederlegen. (Seit 14.10. war der Verkehr wieder im Gange.) In Kikinda angekommen, Kopf über herausspringen und wieder hinlegen, wurden wieder abgezählt, ob keiner fehlt. Dann ging es unter stärkster Bewachung in das zukünftige Quartier, in die von den deutschen noch nicht fertig gebaute Milchhalle. Dort angekommen, haben Sie uns sämtliche Sachen wie Brieftasche, Messer etc. abgenommen – und sofort

Die Frauen waren in einem Nebengebäude untergebracht und wurden menschlicher behandelt¹³.

In der Nacht vom 2. November schos ein Posten von ausen durchs Fenster herein; er sagte, es wollte einer durchgehn. Für das wurden am 3. November Abens 20 Mann herausgesucht und öffentlich drausen vor der Milhhalle erschossen; wir waren trinnen und hörten drausen die Schüsse, es war zwischen Tag und Nacht¹⁴.

Nach dem Erschiesen kahmen einige Partisanen herein, schauten herrüber und hinnüber in den Reihen; ich dachte gleich, die suchen welche heraus für die Toten fortschaffen. So war es auch. Sie suchten 4 junge Burschen aus, mier gegenüber, kahmen dann zu mier und nahmen auch mich, führten uns hinaus. Und da lagen die 20 Mann in zwei Reihen, nackt, erschossen durch Genickschuss; ein Bauernwagen stant hier, woh wir die Toten hinaufluten. Unter den Toten war ein bekanter Mastorter (Namens Deni), der wog zirka 250 Pfd, den zwangen wir nicht; da sagte ich zu den Burschen, verlangt

in den Keller hinunter. Unser Nachtlager waren Kieselsteine, gemischt mit Stroh, das schon zer-treten war wie Häcksel. Nächsten Tag in der Früh auf und hinauf in die Räume, dort trafen wir Männer aus allen drei Gemeinden, die am 31. in den Gemeinden zusammengefangen wurden (darunter Pfarrer Anton Adam) und zu Fuss den Weg nach Kikinda gehen mussten. Es waren auch zwischen 120 und 130 Mann. Alle wurden wir wieder aufgeschrieben – und das Drama hat begonnen.» (Erlebnisbericht; Original, April 1958, 8 Seiten, hschr.)

¹³ Die Frauen wurden zum Küchendienst, Wäschewaschen, Säubern von Unterkünften und Büroräumen und zu ähnlichen Arbeiten eingesetzt. – Über das Verhalten der Partisanen und sowjetischen Soldaten den Frauen gegenüber s. im folgenden Anm. 18.

¹⁴ Eine ausführliche Darstellung, wie es zu diesen ersten Erschiessungen im Lager Milhhalle kam, gibt u.a. die folgende protokollierte Aussage des Schmieds Michael Adam aus St. Hubert: «In der Nacht fielen auf einmal im Hofe zwei Schüsse. Die Posten rannten herum und sagten, es wollte einer beim Fenster durchgehen, sie sahen jemanden im lichten Anzug. Sie suchten denjenigen, es meldete sich aber niemand. Sie gingen davon. In der Früh, beim Antreten zur Arbeit, fragten sie wieder und machten uns aufmerksam, dass wir denjenigen doch angeben werden. Abends mussten wir angetreten bleiben und wurden aufgefordert, den Mann, der flüchten wollte, anzugeben, ansonsten werden aus unseren Reihen 10 Mann erschossen. Wir konnten freilich niemanden nennen, weil die ganze Sache erfunden war. Sie schritten die Front ab und haben dabei den katholischen Pfarrer aus St. Hubert, Anton Adam, verprügelt. Auf einmal griffen sie den mit einem lichten Pullover bekleideten Anton Muschong heraus, banden ihn an Händen und Füßen, legten ihn auf den Boden, verprügelten ihn vor uns allen, wobei sie ihn auch mit Seitengewehren stachen und ihn zum Eingeständnis seines Fluchtversuches bewegen wollten. Er aber beteuerte immer wieder seine Unschuld. Von einem Zettelchen lasen sie dann noch 9 Namen, welche Männer heraustreten mussten, gebunden, verprügelt, gestochen wurden bis zur Bewusstlosigkeit. Wir mussten nachher abtreten. Sofort darauf hörten wir Schüsse fallen. Dadurch waren wir alle sehr eingeschüchtert und verängstigt. Eine Viertelstunde später kam ein Partisane, welchen wir schon als den wütendsten kannten, in den Keller und sagte, dass von den 10 einer durchgegangen wäre und für den müssen weitere 10 erschossen werden. Er fragte, wer bei der Division Prinz Eugen gedient hat. Keiner meldete sich. Weil sich keiner meldete, nannte ein den Partisanen beigetretener Serbe, welcher bis zum Einmarsch der Russen bei uns im Orte als Knecht diente, die Personen, die erschossen werden sollten, dabei auch seinen bisherigen Arbeitsgeber Josef Stojanof nicht vergessend. Diese wurden dann auch erschossen.» (Original, 3. September 1946, 8 Seiten, mschr.)

noch einen starken Mann (ich konnte nicht Serbisch); nun brachten sie noch Peter Heidenfelder aus Selesch als sechsten Mann. Nun luten wir 10 Mann auf und fuhren sie hinaus auf ein leres Gelände neben dem röm. k. Friedhof, warfen die Toten in ein Zimmergroßes Massengrab und fuhren zurück. Wir gingen zwei und zwei (eingehengt) hinter dem Wagen her, neben uns und hinter uns Partisanen mit MP. Ich hatte meinen Neffen Hans Schneider aus Mastort (Stutend) im Arm hängen. Als wir gegen die Milchküche kamen, ging meinem Neffen die Schuhsohle los vom Schuh (es regnete fürchterlich, und man hatte uns auch das gute Fusszeug abgenommen und schlechtes gegeben). Hans Schneider blieb stehen, um den Schuh zu richten; ich wollte ihn nicht lassen, aber er riss sich aus meinem Arm los und blieb stehen. – Ich wusste, dass man hier keinen Fehltritt machen durfte. – Ich hatte sowieso wenig Hoffnung, dass wir bei dem Begräbnis mit dem Leben davonkommen. – Also, H. Schneider blieb stehen, der Partisaner machte Krach und trieb H. Schneider vor. Als wir an Ort und Stelle waren, fragte der Postenführer den Hinten Gewesenen Posten, was da hinten war. Der Posten sagte, H. Schneider wollte durchgehen. H. Schneider (mein Neffe) musste sich sofort auf den Bauch legen (ein Schritt von mir) und bekam von dem Postenführer mit Karabiner zwei Schüsse ins Genick. Nun luden wir die Toten, H. Schneider als elften, auf und fuhren sie hinaus. Auf dem Wege fragte mich Heidenfelder (leise), ob ich glaube, dass wir mit dem Leben davonkommen; ich sagte: Wenn nicht ein Wunder geschieht, nein. Ich dachte, nach dem Begräbnis werfen wir ins Loch geschossen. Als es so weit war, schaute ich: na? Sie schiessen nicht, sagten aber, alle hinunter ins Loch (war ein 2meter tiefes Loch). Als wir unten waren, schaute ich hinauf: na, schiessen noch immer nicht? Sie sagten, die Toten alle in eine Ecke schlichten; dann sagten Sie, alle wieder heraus. Ich war nun fertig, die Kameraten mussten mich an den Händen hinaufziehen. Zu Heidenfelder sagte ich am Heimweg: Siehst, es geschehen noch Wunder! – Nun blieb mir noch zu sagen meinem Schwager Anton Frauenhoffer, wohin sein Enkelbu H. Schneider geblieben ist (Anton Frauenhoffer war auch bei mir im KZ seit 1.11.44)¹⁵.

¹⁵ Nach dem vorliegenden Erlebnisbericht des A. Frauenhoffer aus Mastort war sein Enkel damals erst 15 Jahre alt; man hatte ihn bereits bei der Aktion am 20. Oktober festgenommen und nach Kikinda gebracht, während sein Vater wegen Krankheit wieder entlassen worden war. – In den folgenden Tagen wurden auch einige Jugendliche aus anderen Orten erschossen, so auch drei 15-Jährige aus St. Hubert. Wie es z.B. zur Erschiessung des 1928 geborenen Stefan Hollinger kam, beschreibt der Bauer Michael Hess folgendermaßen: «Am 5. November beim Ausschuchen der Opfer für diesen Tag sehe ich einen Partisaner vor dem jungen Hollinger stehen und fragte ihn, von wo er ist. Der Junge sagt, von St. Hubert. Der Partisaner fragt ihn, ob er sämtliche Männer von St. Hubert, die hier sind, persönlich kennt, was der Junge mit ja beantwortet hat. Also, sagt der Partisaner, er soll die Reihen auf und ab gehen und jeden Mann nennen, der eingerrückt war. Der junge Hollinger ging die Reihen einmal und zweimal durch und hat keinen genannt. Noch einmal forderte der Partisaner den Jungen auf, er soll die Namen der Männer nennen, wenn nicht, wird er erfahren, was kommt. Noch einmal rennt der Junge, schon aufgeregt, die Reihen auf und ab, nannte aber Niemanden. Der Partisaner ging auf ihn zu, haute ihm über den Kopf, und schon musste er laufen hinten in den Hof zu den Männern, die schon als Opfer ausgesucht waren.»

Am enteren Tag, 4.11.44, ging's – so blutbeschmiert, wie wir waren – auf Arbeit auf der Bahnstrecke. Als wir am Abend heimkamen, ankamen in der Bluthalle, mussten wir uns aufstellen; und Sie fragten: Wer hat bei der «Prinz-Eugen» getient, austreten! Ich trat nicht aus, mein Kamerat Peter Wehner neben mir trat aus, es traten zirka 100 Mann aus. Sie zählten vom End an 50 Mann ab, die übrigen konnten zurücktreten, mein Kamerat auch. Die 50 Mann von der «Prinz Eugen» wurden am Abend erschossen, wir sahen durchs Fenster zu, 12 Heufelder Kameraten waren dabei. Um nicht weiter helfen zu müssen begraben die Toten, versteckte ich mich im Keller bei Kameraten. Da kahl wieder ein Partisaner in Keller und suchte was; ich sah neben einem Heufelder Kameraten, Peter Stüber, der kante gut Serbisch, glaubte gut zu machen, indem er zu dem Partisanen sagte: Hier sind lauter Alte Leute! Na, dann komm! sagte der Partisane, und Stüber wurde gleich noch erschossen. – Die 50 Toten fortschaffen und begraben thaten Ungarn, die sich auch bei uns im KZ befanden; die sagten mir auch, dass das Loch, woh wir am Abend vorher die 21 Mann hineinwarfen, noch in jener Nacht voll gemacht wurde und Sie für die 50 Mann ein frisches Loch gruben.

Am antern Tag, Sonntag, den 5.11.44, mussten wir von früh bis Abend im Hof am Aspfalt sitzen; gegen Abend kahl die Mörterbande angefahren und schrien: wer bei der Polizei war, austreten! Es traten viele aus und gingen in die Reihe der Totgeweiten. Neben mir sah ein junger St. Huberter Mann, er stant auf. Ich frage ihn: Was thust du? Er sagte: Ich war doch bei der Polizei. Ich sagte: Setz dich doch, es ruft dich doch niemand. Er setzte sich wieter, in einer Weile hob er sich wieter und trat in die Reihe der Zuerschiesenten. Es wurden auch viele ausgesucht, aber in meiner Nähe keiner (und der junge Mann lebte vielleicht Heute noch, wenn er gute Nerven gehabt hätte und nicht aufgestantan währe). An dem Abend wurden 110 Mann erschossen, Sie wurden aneinander gebunten und mussten selbst hinausmarschieren ans Grab¹⁶.

Wier gingen nun alle Tage auf Arbeit. Am 6.11.44 waren wir 20 Mann eingetheilt für auf dem Bahnhof den Treck der Durchziehenten Russen wekputzen, ein noch junger St. Huberter Mann war auch bei uns 20 Mann, ich hörte an seiner Rede, dass er lebensmüde war, ich wollte ihm's ausreten. Er sagte, wir werten doch alle erschossen. Er warf sich unter einen herankommenten Zug, 4 leere Wagons gingen über ihn. Der uns beigegebene Posten lief hinzu und schoss ihm noch eine Kugel in den Kopf. – wir waren immer aufmerksam gemacht: wenn einer durchgeht, werten die antern alle erschossen. Man wollte uns auch gleich alle so ins Lager führen, aber der Russische Unterofizier, dem wir unterstellt waren, lies es nicht zu, sonst wahren wir 19 Mann erschossen Worten. – Der Tote wurde von uns neben den Bahngeleise eingeschart.

Am nächsten Freitag, 10.11.44., wurden wieder 100 Mann ausgesucht und erschossen. –Am 11.11.44 wurden wieter 160 Mann ausgesucht, unter denen war auch ich.

¹⁶ Unter diesen befand sich auch Pfarrer Anton Adam, der letzte Seelsorger der Gemeinden St. Hubert, Cbarleville und Seultour.

So ging es zu: wir waren gegenseitig in zwei Vierer-Reihen aufgestellt, in der Mitte der beiten Reihen liefen die Mörter hin und her und suchten sich Ihre Opfer (Wahllos) heraus, mit Vorliebe die besser angezogenen. Diejenigen, welche Sie herausuchten, wurden von Partisanen ans End der beiten Reihen geführt, woh die zum Tot verurheilten aufgestellt waren; auf dem Wege in die Totesreihe wurden alle gleich durchgehauen. So ging das schon eine ganze Weile, da rief man auch Mich heraus; ich sagte zu meinem neben mier stehenten Schwager (Anton Frauenhoffer) Gute Nacht und ging, bekam auch gleich zwei Hiebe mit Ochsenzentner über den Kopf, hatte aber eine gute Pelzkappe auf. Ich marschierte auf die Totesreihe zu, als ich am Ende der Vierer-Reihen ankam, schaute ich mich mal um, weil alle bisher bis in die Totesreihe gehauen wurden und ich nur zwei über den Kopf bekam, da sah ich, das kein Partisaner hinter mier ist. Kurz entschlossen sprank ich am End wieter in die Viererreihe hinein. Ich dachte: So bin ich Tot, und wenn Sie mich sehen, bin ich auch nur Tot. Ich zog meine Kappe tief in Kopf, schlug mein Rockgragen um und wurde nicht erkannt, obwohl man auch noch einen hier neben mier herausrief. Nachtem sie 160 Mann hatten, durften wir wieter hinein in Bluthalle. – Mein Schwager hatte den Kameraten schon gesagt, dass ich nicht mehr sei (auch meiner Tochter); als ich später unter die Kameraten trat (denn ich hielt mich eine Weile versteckt), frugen Sie: Woh körnst du her – was war – wie war's? Als ich Ihnen sagte, wie es war, sagte ein Kamerath: Gott hatt Matz den guten Gedanken gegeben. – Nein, sagte Michael Wehner (Heufeld), Matz hatte den richtigen Gedanken im richtigen Moment. Beim Nachtmahl sagte meine Tochter durchs Küchenfenster: Na Vater, bist du noch da!

Antern Tags, am 12.11.44, Sontags, sasen wir wieter den ganzen Tag im kalten Hof. Am Abend kahmen die Mörter angerast (mit Motorrath). wir dachten, nun gehts wieter los, und ich wunterte mich, als man uns hineintrieb in Bluthalle. Man hatte 112 Mann gebracht aus Baschahit¹⁷, und diese wurden an dem Abend erschossen. Darunter waren zwei mier bekannte, Mathias Beierle (geb. in Heufeld) und Jakob Konrad aus Topola. Diese wurden drausen neben der Milchhalle erschossen und auch auf dem Geläute der Milchhalle bekraben. Die Männer wurden zuerst durchgehauen, wir hörten die Schreie der Männer, dann fiel in kleinen Abständen immer ein Schuss, ich zählte bis 72 Schüsse, dann schlief ich ein. – Andern Tags in der Früh kahm ein (12jähriger) Bub unter uns und frug ängstlich: Darf man mit Euch reden? 0 ja, sagte ich, woh kommst denn du her? Ei, sagte er, ich bin von den Baschahitern Gestern Abend allein übriggeblieben.

Diejenigen, welche kräng waren oder Arbeitsunfähig, wurden unter Tags, wenn wir Andern auf Arbeit waren, Zuhause erschossen; so wurde am 7.11.44 Nachmittag ein Transport erschossen, darunter waren 4 Heufelder: Johann Wehner, Nik. Blocher, Josef Hari und Franz Leutner. Sie wurden auf dem Bluthallengelänte erschossen und auch be-

¹⁷ Bašaid (ungarisch: Basahid), Bezirk Kikinda; darunter befanden sich auch die bereits im Oktober verhafteten Deutschen aus Bikač und Banatska Topola.

graben (meine Tochter, die an dem Tage gerate nicht auf Arbeit war, schaute dem erschiesenen durchs Fenster zu).

Das waren so die grossen Erschiesungen im KZ Kikinda, aber auserhalb waren auch noch welche... Hier im Lager wurden nur noch die Krangen alle paar Abende hinausgetragen und erschossen. Und eines Abens wurden aus einem gemischt-sprachigen Dorf (Sanad) 28 Frauen erschossen, wir sahen die Frauen und hörten die Schüsse¹⁸.

An Weihnachten 1944 waren wir nicht auf Arbeit, aber da suchten sie heraus die Männer von 18-45 Jahre und die Frauen von 18-30 Jahre, darunter war auch meine

¹⁸ In dem Erlebnisbericht der Lehrerin A. E. (s. Anm. 12) heisst es hierzu: «Im Dezember kamen eines Tages alte Frauen mit ihren Enkelkindern aus Bikač und Sanad zu uns ins Lager. In den nächsten Tagen sollten sich alle Arbeitsunfähigen melden. Viele Frauen meldeten sich, in der Hoffnung, im Lager bei den Kindern bleiben zu dürfen. Schon am Abend mussten sie ihren Todesweg antreten: 23 alte Frauen wurden an jenem Abend erschossen. Die zurückgebliebenen Kinder wurden uns zugeteilt. Wir hatten sie zu betreuen. – Später kamen dann alle Kinder nach Nakodorf ins Lager. Wir aber, alle Frauen bis 30, die Männer bis 45, wurden am dritten Weihnachtstag (1944) in Viehwagen verladen und nach Russland in den Donbas gebracht. So widersinnig es klingt, für uns war es eine Erlösung aus der Hölle: Keine Erschiesungen mehr, und von den Russen hatten wir auch nichts mehr zu fürchten! Wir hatten zuerst nur das Bedürfnis – schlafen, ruhig schlafen!¹ Über das Verhalten der Partisanen den Frauen gegenüber schreibt die Vf.n.: «Immer wieder wurde uns versichert: ‚Wir wissen, dass ihr unschuldig seid, doch ihr müsst büssen, weil ihr Deutsche seid!‘ – Eines bleibt uns allen unverständlich: Dieselben Partisanen, die unsere Männer auf die grauenvollste Weise ums Leben brachten, schützten uns vor den durchziehenden Russen, wie und wo sie konnten. Die Russen kamen meistens nachts und versuchten unter irgendeinem Vorwand, einige von uns mitzunehmen.»

In dem Erlebnisbericht der A. N. aus Heufeld, die seit dem 21. November im Lager Kikinda war, heisst es: «Als ich einmal die Treppen putzte und der Lappen immer angefahren ist, hat ein Partisan, der mir zuschaute, im Zorn dem Eimer einen Fusstritt gegeben, dass er bis mitten in Hof flog, und sagte, ich soll sofort aufhören, das wäre ja schrecklich, was man hier mit uns treibt. Aber leider hatte ein so kleiner Mann auch nichts zu sagen. Es haben es ja manche von ihnen gut mit uns gemeint. Die Russen haben in der Nacht oft Frauen verlangt, da haben einige Partisanen auf eigene Gefahr uns beschützt und versteckt; das war aber selten.» – Über die Russen schreibt die Vf.n.: «Bei Tage arbeiteten wir gerne bei ihnen, sie waren sehr gut zu uns, und wir bekamen satt zu essen. Sie waren es auch, die die erste Zeit ins Lager kamen und über die Partisanen geschrieben haben; auch haben sie öfter unseren Männern Reden gehalten und immer beteuert: Das wird nicht so weitergehen, die Schiessereien müssen aufhören! Als die Russen schon abgezogen waren und nur noch die Kommandantur da war, wurden dorthin öfter aus dem Lager Leute verlangt. Als wir dorthin kamen, fragten sie uns, ob noch im Lager sind, die noch nicht zur Arbeit geholt wurden; da wurden die anderen auch noch geholt, auch Männer. Zuerst bekamen wir ein gutes Frühstück, dann stellte sich heraus, dass sie gar keine Arbeit für uns hatten; man sagte uns, wir sollen uns einmal ausruhen. Den ganzen Tag bekamen wir gut zu essen, sogar Wein. Dann hat man uns gesagt: Dass wir noch leben, können wir nur den Russen verdanken, denn die Partisanen wollten die Deutschen buchstäblich ausrotten; aber sie haben es eingestellt. Am Abend hat man uns zurückgeführt in das Lager. – Jetzt sehe ich, dass da auch viel Propaganda dahinter war.» (Original, 2. April 1958, 9 Seiten, hschr.)

Tochter Lene Wehner. – Die aus den KZ Jugoslawiens kommen wurden in Rusland für schweren Dienst verwendet, meine Tochter war 5 Jahre in Rusland in Kohlengrube 800 m tief unten¹⁹.

So ging das Leben im KZ Kikinda weiter. Ich kam nun als Schlosser in die Eisenbahn-Werkstätte, wurden jeden Abend abgeholt und morgens hingeführt, das rettete mich vor den Strabazen des Winters. Es kam auch die Ruhr ins Lager, viele starben daran, die ganze Nacht wurde Reihe gestanden für auf die grose Noth, das ist unvorstellbar wie das war; erst im Frühling kam eine Latrine im Hof, woh man dann hingehen konnte.

Zu essen hatten wir Suppe und Brot; Hunger litten wir keinen, so lang wie noch das Schwabenbrot reichte. – Der Hunger ging erst an im Sommer 1945, da wurden viele kräng von Hunger, hatten als Monatlang kein Salz im Essen.

Im Mai 1945 gingen alle Mann aus Lager Kikinda ab nach Pančevo zum Brückenbau²⁰. Nur wir 8 Mann in der Eisenbahnwerkstätte und noch einige (zirka 25 Mann) blieben zurück, aber in kurzer Zeit waren wieder paar Hunter Mann (auch Frauen) hier, lauter solche, die im Glauben, in Jugoslawien ist ja wieder Ordnung, zurückkamen aus Österreich, Csechei und Ungarn²¹.

¹⁹ Erlebnisberichte über die Deportation in die Sowjetunion sind abgedruckt unter Nr. 44 ff.

²⁰ Darüber berichtet der Bauer Michael Hess aus St. Hubert, der mit einer Arbeitsgruppe vom Lager Kikinda aus weiterhin beim Streckenbau an der Eisenbahnlinie eingesetzt war, Folgendes: «Am 8.2.1945 wurde unsere Partie mit 30 Mann durch den russischen Unteroffizier, der mit drei Mann in der Huberter Station stationiert war, auf Zusprechen der serbischen Eisenbahnbeamten bis zum 18. April gänzlich nach St. Hubert geholt und konnten jeden Abend ein jeder zuhause schlafen. – Am 18. April kamen sämtliche Einwohner (deutsche) der drei Gemeinden in ein Lager nach Charleville; und wir 30 Mann kamen am 19. April wieder nach Kikinda in die Milchhalle und wurden noch dieselbe Nacht mit noch 100 deutschen Männern aus Kikinda und Umgebung zur Eisenbahn gebracht und verladen in Viehwaggons nach Pantschowa ins Hauptlager. Dort wurden fast alle 130 (einige wurden auf Salaschen gebracht) zur Temeschbrücke gebracht für die aufgerissenen Schienen so auch die gesprengte Temeschbrücke wieder in Stand zu setzen. Dort trafen wir Männer aus fast allen Banater deutschen Gemeinden, und auch aus der Batschka viele. Bei sehr schwacher Kost mussten wir jeden Tag 11-12 Stunden die schwerste Arbeit verrichten. Viele wurden krank von Unterernährung, kamen zurück ins Hauptlager nach Pantschowa, wo die meisten gestorben sind. – Auch hier soll an die guten Rumänen gedacht werden von der Gemeinde Ovča, zwischen Pantschowa und Belgrad, die jeden Tag, wenn sie ins Feld zur Arbeit gefahren sind, Lebensmittel wie Brot, Speck, Grammeln etc. bei uns auf der Strecke abgegeben haben.» – In seinem weiteren Bericht betont der Vf., dass an anderen Arbeitsplätzen auch die einheimische madjarische und serbische Bevölkerung grosse Hilfe mit Lebensmitteln und Kleiderspenden leistete.

²¹ Ein Teil der evakuierten und geflüchteten Deutschen wurde nach Kriegsende durch die Besatzungsmächte aus den Evakuierungsgebieten nach¹ Jugoslawien zurücktransportiert oder versuchte auch die Rückkehr auf eigene Faust. Die meisten wurden bereits an den jugoslawischen Grenzen zurückgewiesen oder ihrer letzten Habe beraubt und gleich wieder abgeschoben. Zu dieser Zeit waren die Deutschen in Jugoslawien bereits allgemein interniert. Die Rückkehrer, denen der Grenzübergang gelang, wurden festgenommen und ebenso interniert, (s. hierzu auch die Berichte Nr. 31-34.)

Ich war aus der Eisenbahnwerkstätte herausgekommen und ging nun alle Tage auf einen antern Blatz arbeiten. – Die Lage im KZ hatte sich mit der Zeit gebessert, wir waren noch unsere zwei Heufelder im Lager Kikinda. Die meisten meiner Kameraten waren Tot, auch in Pančevo starben viele²².

²² Genaue Ermittlungen über alle Personen, die aus den einzelnen Gemeinden in Gross-Kikinda erschossen wurden, liegen bisher nicht vor.

In einer zusammenfassenden Darstellung über die Gemeinde Charleville wird festgestellt, dass ca. 90 Personen nach Kikinda geschafft und 65 im Oktober/November erschossen wurden.

Nach den Angaben des Stefan Bahnweg und der von ihm zusammengestellten Namensliste aller Einwohner von Seultour wurden dort am 30. Oktober 1944 insgesamt 71 Männer verhaftet und 59 davon in Kikinda erschossen (ausserdem: ein Mann im Gemeindehaus umgebracht, zwei in Zerze und zwei in Werschetz erschossen; ein Mann gilt als vermisst, wahrscheinlich ebenfalls in Kikinda erschossen).

Aus der Gemeinde St. Hubert kamen im Oktober/November 1944 ums Leben: 3 Jugendliche, 72 Männer und 4 Frauen. – Für St. Hubert liegt auch eine Gesamtbilanz der Verluste in der Zeit vom Einmarsch der Roten Armee bis zur Auflösung der Internierungslager im Jahre 1948 vor. (Zusammengestellt von Dr. R. Laub, Dr. Ch. Stein und Dr. P. Witt auf Grund von Erhebungen zweier unabhängig voneinander arbeitender Gruppen und weiterer Überprüfung der Ergebnisse, veröffentlicht in: Mitteilungen des Südostdeutschen Studenrings München, Nr. 4, Februar 1957, S. 20ff.).

Die Bevölkerungsverluste der am 6. Oktober 1944 in St. Hubert anwesenden Deutschen:

Altersgruppen	anwesend 6.10.1944	ermordet Okt./Nov. 1944	im Lager gestorben Jugosla- wien Dez. 1944 bis Juni 1948	gestorben Sowjet- union 1945-1950	Verluste insgesamt	
					Zahl	Prozent
bis 6 Jahre	89	–	37	–	37	41,6
7–16 Jahre	178	3	20	–	23	12,9
17–60 Jahre						
Männer	138	67	26	5	98	71,0
Frauen über 60	380	4	62	5	71	18,7
Jahre						
Männer	81	5	62	–	67	82,7
Frauen	142	–	122	–	122	85,9
zusammen	1 008	79	329	10*	418	41,5

* In die Sowjetunion deportiert wurden insgesamt 64 Personen.

Die Gesamtzahl der deutschen Einwohner am 6. Okt. 1944 betrug 1276 Personen, abwesend waren 15 Zivilpersonen und 253 Militärpersonen (einschliesslich der gefallenen und vermissten); von den 253 zum Wehrdienst einberufenen Männern (nicht eingerechnet die am 6. Oktober im Heimatort anwesenden 45 Militärpersonen, von denen 39 ums Leben kamen, die bei den Zivilverlusten mitgezählt wurden) sind gefallen 19, gestorben 9, vermisst 27. – Im Wehrdienst und

unter den Zwangsmassnahmen des jugoslawischen Nachkriegsregimes fanden demnach insgesamt 37,1 Prozent der deutschen Einwohner von St. Hubert den Tod.

Für die Gemeinde Heufeld liess sich auf Grund der von Hans Klein vorgelegten Namenslisten und Erhebungen, die auf verschiedentlich gesammelten und mehrfach überprüften Angaben beruhen, folgende Tabelle über die am 6. Oktober 1944 in ihrem Heimatort anwesenden 818 deutschen Einwohner zusammenstellen:

Altersgruppen	ermordet Okt./Nov. 1944	im Lager gestorben		nach der Flucht. a. d. Lager 1946/47		Verluste insgesamt
		Jugosla- wien Dez. 1944 bis Juni 1948	Sowjet- union 1945-1950	erschossen a. d. Grenze	gestorben in- Rumänien oder Ungarn	
bis 6 Jahre	–	15	–	1	–	16
7–16 Jahre	1	10	–	–	–	11
17–60 Jahre Männer	45	18	4	1	2	70
Frauen	–	62	2	2	3	69
über 60 Jahre Män- ner	6	45	–	–	1	52
Frauen	–	85	–	–	–	85
von 818 insges.	52	235	6*	4	6	303

Prozent 37,0

* In die Sowjetunion deportiert wurden 6 Männer und 55 Frauen.

Die Gesamtzahl der deutschen Einwohner am 6. Okt. 1944 betrug 991 Personen, abwesend waren 4 Zivilpersonen und 169 Militärpersonen (einschliesslich der gefallenen und vermissten); von den 169 zum Wehrdienst einberufenen Männern (nicht eingerechnet die am 6. Oktober im Heimatort anwesenden 2 Militärpersonen, die bei den Zivilverlusten mitgezählt wurden) sind gefallen 36, als Soldaten gestorben 4, vermisst 23. – Im Wehrdienst und unter den Zwangsmassnahmen des jugoslawischen Nachkriegsregimes fanden demnach insgesamt 36,9 Prozent der deutschen Einwohner von Heufeld den Tod.

Da die deutschen Einwohner von Charleville, Seultour und Mastort den gleichen Massnahmen und allgemeinen Verhältnissen unterworfen waren, können die Verluste von St. Hubert und Heufeld analog auch für ihre Nachbargemeinden angenommen werden.

Nr. 41

Bericht des Kaplan Paul Pfuhl aus Filipovo, Bezirk Hodschag (Odžaci) in der Batschka.
Original, 19. Oktober 1956, 56 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Die Ereignisse in Filipovo nach dem Einmarsch der Roten Armee unter dem Partisanenregime bis Ende März 1945; die Ermordung von ca. 240 Männern am 25. November 1944 durch ein Partisanenkommando.

Gebeten von einem belgischen Passionistenpater, P. Trudo Goorts, meine Erlebnisse in Jugoslawien vom Einbruch der Tito-Partisanen bis zu meiner Flucht aus dem Lager Gakovo, am 4. Dezember 1947, niederzuschreiben, entschloss ich mich nach längerem Zögern, in chronologischer Reihenfolge das zu schildern, was mir immer noch in lebendiger Erinnerung haftet, ohne dass ich damit beabsichtigte, alles festzuhalten, was sich in dieser Zeitspanne an Schrecklichem in den Gebieten der Batschka und des Banats zutrug oder mir glaubwürdig zu Ohren kam.

Der letzte Krieg, in menschlicher Unverantwortlichkeit und anmassendem Hochmut vom Zaune gebrochen, brachte unsägliches Leid über die Menschheit. Kaum ein Volk Europas blieb von ihm verschont. Überall flossen Tränen, brachen Herzen, und allzu viele mussten das Leben lassen, die nach menschlicher Voraussicht noch lange hätten leben und wirken können. Nach den grausamen Verbrechen an den Juden in den Konzentrationslagern Hitlers musste wohl die deutsche Volksgruppe in Jugoslawien am meisten leiden und die grössten Opfer bringen. Und was am schrecklichsten und verabscheuungswürdigsten ist: diese Opfer forderten nicht Kampfhandlungen oder Bombenteppiche, sie wurden auch nicht während des Krieges gebracht, sondern viel später, als angeblich der Krieg zu Ende war und es wieder Frieden wurde. Sie sind die furchtbarsten Auswirkungen menschlicher Rachsucht.

Im April 1941 wurde Jugoslawien von den Truppen Hitlers in wenigen Tagen überannt. Der Staat zerfiel. Die Kroaten, die unter Jugoslawien vieles zu leiden hatten und vielfach unterdrückt wurden, lösten sich von den Serben und bildeten einen eigenen Staat von Hitlers Gnaden. Serbien mit dem früher zu Ungarn gehörenden Teil des Banats wurde von den Deutschen besetzt. Die Batschka und die Baranja, die bis 1918 ebenfalls zu Ungarn gehörten, wurden zu Ostern 1941 wieder dem ungarischen Staate einverleibt.

So blieb es bis in den Herbst 1944, als die Russen, aus Rumänien kommend, in diesen Raum vordrangen und sich ihnen Titos Partisanen anschlossen, nachdem sich die deutschen und ungarischen Truppen ohne nennenswerte Kämpfe zurückgezogen hatten.

In dieser Zeit, also im Oktober 1944, begann der Leidensweg jener deutschen Menschen, die in diesem Raum ihre Heimat hatten und hier schon nahezu 200 Jahre lebten. Sehr viele, vielleicht ein Drittel von ihnen, waren vor den eindringenden Russen und

Serben, nichts Gutes ahnend, geflohen und kamen mit wenig Hab und Gut nach dem Westen, nach Österreich und Deutschland. Es war ein trauriger Anblick, diese Menschenkolonnen auf den Strassen zu sehen. Mit Pferdewagen, worauf das Wenige verstaут war, was eben auf einen Pferdewagen geht, zogen sie dem Winter entgegen in eine ungewisse Zukunft. Wer solch einen Zug jemals sah, wird ihn sicherlich schwer vergessen können. Und doch stellte es sich später heraus, dass jene, die wegzogen, das bessere Los gewählt hatten¹.

Die meisten aber blieben in der Heimat. Nahezu 200 Jahre lebten sie in guter Nachbarschaft mit Serben, Kroaten, Ungarn, Ruthenen, Slowaken, mit Juden und Zigeunern. Alle diese Völkerschaften waren vertreten in den Gebieten, in welchen die Deutschen siedelten, eine Völkergemeinschaft wie nirgends sonst in der Welt. Es gab einzelne Dörfer, wo gleichzeitig Angehörige von vier und fünf Völkern nebeneinander friedlich mit-sammen lebten. Aber nicht nur viele Nationen lebten beisammen, es gab den Unterschied auch in den Glaubensbekenntnissen. Und in vielen Dörfern war nicht nur eine Kirche, sondern gleich mehrere. Nur ein Beispiel: In einer Grossgemeinde dieses Gebietes (Werbass) lebten Deutsche, Serben, Ungarn, Slowaken beisammen. Es gab dort sieben Kirchen: eine lutherische, eine kalvinische, eine katholische, eine griechisch-orthodoxe, eine griechisch-katholische, eine methodistische und einen Judentempel; ausserdem noch ein Sektenbethaus. Die katholischen Priester mussten vielfach in zwei oder gar drei Sprachen an Sonn- und Feiertagen predigen.

Im Bewusstsein, nichts Unrechtes getan zu haben, blieben die Deutschen zumeist in ihren Dörfern zurück. Wohl in banger Sorge, wie es sein werde, wenn die Russen und die Partisanen kämen. Allgemein aber hoffte man, dass wahrscheinlich nur die ersten Tage ungewiss und schwer sein würden, dass es aber dann wieder zu geordneten Verhältnissen kommen würde.

Zuerst kamen die Russen. Wenn sie nüchtern waren, taten sie kaum jemandem ein Leid an. Leider gab es in unseren Gebieten sehr viel Wein und Schnaps, so waren auch die Soldaten selten nüchtern. Dann war kaum eine Frau oder ein Mädchen vor ihnen sicher, und ziemlich viele, die sich ihrer Gier nicht hingeben wollten, bezahlten es mit dem Leben. Von meinen gewesenen Schülerinnen in einem deutschen Dorf, wo die Russen durchzogen, wurden zwei erschossen, ausserdem noch eine junge Frau und ihre Mutter. Wieviele es waren, die in ihrer Ehre verletzt wurden, wer könnte dies ermitteln? Manche Frau und manches Mädchen wurde unmittelbar nacheinander das Opfer gleich mehrerer dieser Rohlinge (5-10). Es sind mir mehrere Fälle bekannt, wo die armen Opfer daran starben.

Die Russen aber zogen bald wieder ab. Ihnen folgten die Partisanen Titos, und mit ihnen fing die Vernichtung der Deutschen an. Ihr Hass galt aber nicht nur den Deutschen, sondern im Anfang wenigstens im gleichen Masse auch den katholischen Priestern. Während die Russen den Priestern kaum ein Leid antaten, sondern sich geradezu

¹ Über die Evakuierung und Flucht vor dem Anmarsch der Roten Armee s. die Berichte Nr. 18 ff.

einer korrekten Haltung befehligten, machten die Partisanen in den ersten Umbruchstagen in unserer Diözese (Batschka) 12 Priester, zumeist Ungarn, an der Theiss auf bestialischste Weise nieder. Nur wieder ein Beispiel: Einen älteren Abtpfarrer warfen junge Burschen und Mädchen auf die Erde und tanzten so lange auf seinem Bauch herum, bis er eines qualvollen Todes starb (Abtpfarrer Petrányi in Stari Bečej).

Im Folgenden möchte ich schildern, was ich selbst in diesen Tagen als Augenzeuge erlebte bis zu meiner Flucht aus dem Lager Gakovo. Was ich hier von einer Gemeinde und später vom Vernichtungslager Gakovo niederschreibe, trug sich ähnlich oder vielleicht hie und da noch schrecklicher in den meisten Dörfern zu, wo Deutsche lebten.

Ich war in dieser Zeit Kaplan in einer rein deutschen, katholischen Gemeinde der Batschka, dem Gebiet also zwischen der Donau und d'er Theiss. Es war zweifellos die beste katholische Gemeinde des ganzen Siedlungsgebietes. Aus dieser Gemeinde von ungefähr 5'000 Einwohnern gingen 40 Priester, über 100 Schwestern und eine grosse Zahl katholischer Lehrer und Organisten hervor. Es war gleichzeitig die kinderreichste Gemeinde mit über fünf Kindern pro Familie (mehrere Familien mit zehn und noch mehr lebenden Kindern)². – Zur Zeit, als sich das ungarische und deutsche Heer zurückzog, waren weit mehr als die Hälfte der Männer und Burschen zwischen 18 und 45 Jahren bei der Waffën-SS eingerrückt³.

Die Gemeinde, wo ich als Kaplan tätig war – Filipovo hiess sie –, wurde vom Durchzug der Russen verschont, weil sie nicht an der Hauptstrasse lag. Somit blieben wir auch verschont von Vergewaltigungen der Frauen und Mädchen. Von der Zeit an,

² Bei der amtlichen jugoslawischen Volkszählung im Jahre 1931 wurden in Filipovo 4'356 Einwohner, davon 4'244 Deutsche gezählt. – In der Darstellung der Gemeindegeschichte von Anton Zollitsch: Filipowa – Entstehen, Wachsen und Vergehen einer donauschwäbischen Gemeinde in der Batschka, Donauschwäbische Beiträge – Heft 19, Freilassung 1957, S. 89, wird die Gesamtzahl der Einwohner im Jahre 1944 mit 5'300 angegeben; weiterhin befinden sich dort tabellarische Zusammenstellungen auf Grund der Daten in den Pfarrbüchern über Geburten, Trauungen und Todesfälle von 1800-1944 und über die Anzahl der Familien und Kinder im Jahre 1936; demnach betrug der Geburtenüberschuss in den Jahren 1930-39 insgesamt 827 und in den Jahren 1940-44 insgesamt 310 (im Jahre 1936 waren bei 1'088 Familien insgesamt 4'964 Geburten registriert, und zwar bei 457 Ehepaaren 1-3, bei 557 Ehepaaren 4-9 und bei 74 Ehepaaren 10 und mehr Geburten).

³ Anmerkung des Vfs.: Für Nichtkenner der Verhältnisse möchte ich hinzufügen, dass nur ein verhältnismässig kleiner Teil freiwillig bei der SS war. Alle anderen wurden dazu, oft nach schweren Misshandlungen, gezwungen, galten aber dann doch als «Freiwillige». Wieder ein Fall zur Illustration. Mein eigener Bruder widersetzte sich bis zuletzt dem Ansinnen, zum deutschen Militär «freiwillig» einzurücken. In den letzten Tagen des September 1944 kamen unter Führung von SS-Offizieren muselmanische Bosniaken ins Dorf und trieben alle Burschen und Männer, die sich bisher dem Ansinnen, zur SS einzurücken, entziehen konnten, zusammen und führten sie fort. Meine Mutter erlitt dabei einen Herzschlag und starb nach zwei Tagen. Und obwohl mein Bruder in der Nachbargemeinde gefangen war, durfte er nicht zum Begräbnis, da man es verhüten wollte, dass er sich daheim zeige, weil er von SS-Soldaten halbtot geschlagen wurde (s. hierzu auch im Folgenden des Berichtes Anm. 10, S. 270 und die Berichte Nr. 5 ff.).

als das ungarische Militär abzog und die ersten Partisanen kamen, vergingen ungefähr zehn Tage. In dieser Zeit waren wir ohne irgendwelche Behörde. Alles war in grösster Spannung, und voll banger Sorge erwartete die Bevölkerung das Kommen der Partisanen. Als am 20. Oktober die ersten zehn Partisanen, halb in Zivil, halb in Uniform jeder Art, die Maschinenpistole oder das Gewehr in der Hand, mitten auf der Strasse gehend ins Dorf zogen, zeigte sich kaum jemand. Alle hatten Angst, irgendwie aufzufallen. Da sprang unvermittelt ein kleines Mädchen mit Blumen in der Hand auf die vorbeigehenden Soldaten zu und übergab seine Blumen dem ersten Partisanen. Der nahm das Kind auf den Arm und küsste es. Alles atmete erleichtert auf, als dies bekannt wurde, und schöpfte neue Hoffnung. Es wurden einzelne Männer auf das Gemeindeamt berufen und aus ihnen ein vorläufiger Gemeindevorstand gebildet. Es hatte also den Anschein, als ob alle Befürchtungen grundlos gewesen wären⁴.

Doch diese Ruhe sollte nicht allzu lange dauern. Schon in ein paar Tagen ging der Ausrufer mit der Trommel durchs Dorf: Alle jungen Männer und Frauen wurden aufgebeten für Arbeiten auf den zwei in der Nähe liegenden Flugplätzen. Wenn die Angehörigen auch aus der Familie gerissen waren und es ihnen nicht gerade gut ging unter der Aufsicht von russischen Soldaten, so wusste man doch, wo sie waren, und die einen kamen abends gar nach Hause zum Schlafen.

Dann kamen neue Verordnungen: Alle Radioapparate, Fahrräder, Motorräder, Schreibmaschinen mussten abgegeben werden. Auch dies ging noch ziemlich schmerzlos vonstatten, wenn man auch so von der Aussenwelt abgeschnitten wurde und nicht mehr hören konnte, wo die Eigenen waren.

Schmerzvoller war es schon, als einzelne Partisanen bald da, bald dort in die Häuser eindringen und mitnahmen, was ihnen an Kleidern und Bettzeug gefiel, ohne dass man sich irgendwo hätte beschweren können. Dann gingen bald einzelne Gruppen der Partisanen von Haus zu Haus und requirierten an Kleidern und Gebrauchsgegenständen, was sie wollten. Viele Familien wurden so ihrer Sonntagskleider und eines Grossteils ihrer Betten und Bettwäsche beraubt. Aber auch das nahm man noch ziemlich gelassen mit in Kauf, denn dies konnte man sich ja später wieder anschaffen, und ausserdem konnte man vorsorgen und so manches gute Stück in den geräumigen Häusern in guten Verstecken verschwinden lassen.

Der erste lähmende Schock kam über das Dorf, als Anfang November eine junge Frau vor dem Pfarrhaus «standrechtlich» erschossen wurde. Ihr Mann war bei der SS eiagerückt, und ein junger Partisanenoffizier war bei ihr über Nacht einquartiert. Des

⁴ Nach den Tagebuchaufzeichnungen der Katharina Binder geb. Jöhler aus Filipovo trafen die ersten Partisanen am 21. Oktober ein. Die Eintragung lautet: «21. X. – Heute kommen die Partisanen zu uns. Alles ist in grosser Erwartung. Richtig, am Nachmittag marschieren 12 Mann, mit Gewehr und den Stern auf der Kappe, sonst aber Zivil, von der Station in Sz. [Szentfülöp, ungar. Ortsname] ein. Gleich danach wird getrommelt: Waffen und Munition abgeben, und niemand braucht Angst zu haben. Zufällig wurden ihnen droben an der Ecke Blumen überreicht. Also, die Partisanen sind auch in Sz.» (Original, Aufzeichnungen vom 27. September 1943 bis 14. Dezember 1947, 3 Hefte, 216 Seiten DIN A 6.)

anderen Tages wurde bei der Frau eine Hausdurchsuchung vorgenommen, und angeblich wurden dabei irgendwo im Hinterhaus einige Patronen gefunden. – Wie leicht war es doch, einige Patronen irgendwo hinzulegen und sie dann wieder zu finden! – Die Frau wurde daraufhin zum Gemeindeamt gerufen, dort wurde ihr mitgeteilt, dass sie zum Tod verurteilt sei. Das Urteil wurde sogleich vollstreckt. Ich sass gerade in meinem Zimmer, als die Schüsse fielen und die Frau niedergestreckt wurde. Da ich keinen Schrei hörte, nahm ich die Schiesserei nicht einmal in acht, denn oft war es schon vorgefallen, dass die Partisanen auf herumlaufende Schweine ihre Schiesskunst ausprobierten. Erst eine Stunde später wurde ich inne, was sich zugetragen hatte. Als bekannt wurde, was geschehen war, breitete sich Furcht aus, denn plötzlich wurden wir inne, dass wir schutzlos ausgeliefert waren der Willkür rachelüsterner Rohlinge. Denn alle waren überzeugt, dass es ein Racheakt des Partisanen war, weil sich wahrscheinlich die Frau nicht den Lüsten dieses Menschen hingegeben hatte.

Dann kam der 25. November, der schwärzeste Tag, der je über diese friedliche Gemeinde hereingebrochen ist. Es war ein bedeckter, nasskalter Herbsttag. In der Früh wollten einige Bauern auf ihre Felder fahren, um die Herbstsaat auszustreuen. Sie wurden aber von Partisanen und Partisaninnen, die das ganze Dorf umzingelt hatten, daran gehindert und ins Dorf zurückgetrieben. Nach der hl. Messe ging der Ausrufer mit der Trommel wieder durch das Dorf und verkündete: Alle Männer und Burschen von 16-60 Jahre haben sich unverzüglich vor dem Gemeindehaus einzufinden. Wer nicht kommt und von den Partisanen erwischt wird, werde an Ort und Stelle erschossen. Vor dem Pfarrhause musste der Trommler kundgeben, dass sich auch die Priester zu melden hätten. Wir waren damals vier Priester im Ort: der Pfarrer Peter Müller, ich selbst als sein Kaplan, und ausserdem waren noch zwei Priestersöhne der Gemeinde (Pater Friedrich Gillich und Anton Zollitsch) vor den anrückenden Partisanen zu ihren Eltern gekommen, um hier abzuwarten, bis sich der Sturm gelegt haben würde. Bisher waren wir Priester von den üblichen Meldungen verschont geblieben.

So sammelten sich bis gegen 9 Uhr ungefähr 350 Männer und Burschen vor dem Gemeindehause. Mehr Männer waren nicht im Dorf: entweder waren sie als Soldaten weit weg von der Heimat, oder sie waren ausserhalb der Heimatgemeinde zur Arbeit aufgeboten, zumeist auf dem Flugplatz der Kreisstadt.

Wir sahen Partisanen und Partisaninnen mit hasserfüllten Gesichtern oder auch teilnahmslos hin- und hergehen, schlecht angezogen, halb in Zivil, halb in Uniform, Maschinenpistolen auf der Brust hängend oder Gewehre auf dem Rücken. Niemand sprach uns an. In kleineren Gruppen standen wir umher und mutmassten, was es wohl wieder Neues geben werde. Die meisten nahmen an, dass es sich um eine Zwangsrekrutierung handle, nur dass es jetzt vielleicht für längere Zeit und in weiterer Entfernung sein werde. Gegen 10 Uhr wurden wir in den umzäunten Hof um die Kirche beordert und mussten uns dort in Vierreihen aufstellen. Es wurde ein längerer Tisch herbeigebracht, und daran setzten sich einige serbische Schreiber. Zwei Partisanenoffiziere (einer von

ihnen wurde Slavko genannt, und der andere war ein Ungar) gingen mit dem Polizeikommandanten der Gemeinde, Djoko, vor uns hin und her. Auf einmal kam der Polizeikommandant zu uns und sagte, wir sollten uns hintenanstellen. (Bisher waren wir ziemlich an der Spitze der Viererreihen gestanden.) Dies mussten ausser uns drei Priestern (der Pfarrer war nicht gekommen, da ihm nur einige Tage bis zum sechzigsten Geburtsjahr fehlten) auch die beiden Ärzte Dr. Dickmann und Dr. Johann Engert, der Apotheker Ludwig Vogl und Professor Becker tun. Von vorne beginnend mussten jetzt die einzelnen Männer und Burschen an den Tisch treten, dort wurden sie aufgeschrieben und wurden dann, in zwei Gruppen getrennt, auf der anderen Seite aufgestellt. Wir von hinten schauten dem zu und versuchten herauszubringen, nach welchem Gesichtspunkt die Einteilung vorgenommen wurde. Wir konnten aber nicht klug daraus werden. Nur sahen wir, dass die Gruppe entlang der Kirche immer grösser wurde, während die Gruppe gegen die Strasse zu nur mässig anwuchs. In der kleineren Gruppe waren auch die zwei männlichen Lehrer des Dorfes, Kovacs und Jakob Szentfülöpi, die aber später zur anderen Gruppe hinüberwechseln mussten. Auch glaubten wir feststellen zu können, dass jene, die besser angezogen waren, zumeist zur grösseren Gruppe kamen.

So kam der Mittag heran. Da trat der Mesner Martin Meixner zum Polizeikommandanten und fragte, ob es erlaubt sei, in die Kirche zu gehen, um die Mittagsglocke zu läuten. Er bekam die Erlaubnis und ging in Begleitung eines Partisanen auf den Kirchturm. Als die Glocke ertönte, entblössen die Männer die Häupter, überall wurde das Kreuz geschlagen, und die Männer beteten still für sich den Engel des Herrn, während die Partisanen hämisch grinsten.

Jetzt schien es aber den Offizieren zu langsam zu gehen. Sie traten vor die Reihen jener hin, die noch nicht aufgeschrieben waren, fragten die Einzelnen, welchen Beruf sie haben, und schickten dann Einzelne an den Tisch, sich aufschreiben zu lassen. Von diesen kamen alle zur grossen Gruppe an der Kirchenmauer. So fragte der Offizier auch einen jungen Burschen, welchen Beruf er hätte, und als er hörte, dass er Friseur sei, musste er nicht an den Tisch und konnte bleiben.

So kamen sie auch zu uns. Einer von uns Priestern, Hw. Anton Zollitsch, der früher in Paracin in Serbien als Seelsorger tätig war, hat den Partisanenoffizier schon vorher, als wir noch nicht im Hofe waren, erkannt und mit ihm ein par Worte gesprochen. Er erzählte uns, dass dieser jetzige Offizier früher in der gleichen serbischen Stadt Friseurgehilfe war und ihm öfter die Haare geschnitten und ihn rasiert hätte. Er heisse Slavko. Und dieser Slavko rief nun den Priester auf die Seite und sagte ihm, er möge nach Hause gehen. Unterwegs zum Ausgang bat nun dieser Priester seinen früheren Friseur, einen jungen Menschen von ungefähr 23–25 Jahren, er möge wenigstens noch uns zwei Priester Weggehen lassen, was dann auch etwas später geschah, während die beiden Ärzte, der Apotheker und der Professor sich melden mussten und auch der grossen Gruppe eingliedert wurden. – Inzwischen war auf dem Hofe ein Maschinengewehr aufgestellt worden, immer mehr Partisanen und Partisaninnen kamen hinzu, sie brachten eine Tragbahre und Spaten. Jetzt ahnten alle, dass Schlimmes bevorstand, und es wurde kaum

noch einige Worte gesprochen. Beim Maschinengewehr hantierten einige Partisanen, als plötzlich eine Salve losging und über den Köpfen der Männer in die Kirchenmauer eindrang. Es löste einen ziemlichen Schreck aus, aber auch die Offiziere waren aufgeschreckt.

Von einem Fenster des Pfarrhauses konnte ich verfolgen, was sich einige Schritte von mir weiter zugetragen hat. Es waren nun drei Gruppen: die grösste, ungefähr 240 Männer und Burschen, entlang der Kirche; eine kleinere von ungefähr 30–40 gegen die Strasse; und der Rest waren jene, die sich noch nicht zum Tisch begeben mussten und sich entlang dem Pfarrhaus befanden. Endlich schien es, dass sie genug hatten. Die rund 240 Männer und Burschen, die entlang der Kirchenmauer standen, mussten sich in Vierreihen aufstellen. Ungefähr acht Partisanen gingen an die Spitze des Zuges, andere postierten sich an den Flanken, der Rest montierte das Maschinengewehr ab, nahm die Tragbahre und die Spaten und stellte sich am Ende des Zuges auf. Dann zogen sie gegen V44 Uhr ab. – Die anderen zwei Gruppen wurden in die Kirche getrieben und verbrachten dort die Nacht⁵.

⁵ Einige ergänzende Angaben über diese Aktion eines am Vorabend eingetroffenen Partisanenkommandos enthält der Erlebnisbericht des Paul Wildmann aus Filipovo. Der damals 16jährige Vf. berichtet zunächst, dass er und sein damals 19jähriger Bruder am Morgen des 25. November zu ihrem Meierhof gehen wollten, am Ortsrand aber von Partisanen aufgehalten und angewiesen wurden, sich zuerst am Gemeindehaus zu melden, wohin sie dann auch mit ihrem 44jährigen Vater gingen und in den umzäunten Hof an der Kirche gewiesen wurden, wo sie zusammen mit den weiterhin eingetroffenen Männern bis gegen Mittag warten mussten:

«Inzwischen wurde ein Tisch mit paar Stühle mitten vor dem Tor am Pfarrer «einem eingang aufgestellt. Wir mussten uns in verdoppelter Reihe am Pfarrhaus-Heim-Kantorschulhaus entlang stellen; hatten dann inzwischen ein Tolmetscher gefunden, der musste neben dem Tisch, wo jeder hin musste, fragen: Name, wie alt er sei un[d] ob er Haus un Vermögen hat. So kam ein jeder an die reihe un wurde aufgeschrieben, mussten dann sich wieder in eine viertopelte reihe neben die Kirche stellen; das ging ja zienlich schnell. Als ich dann mit meinen Schulkameraden an die reihe kam, wo wir doch noch klein waren, rufte mich der Tolmetscher (Bale Valti), wo ja wüste, dass ich a soviet Racis [Serbisch] kann, weil ich mit ihm a Johr in Travnik war. ‚Paul, kum du her, ich will mir a Zigarettn gehen; wenn er was fragt am Tisch, no sagst es ihm halt, du verstehst ihn ja?‘ Ging an Tisch, Valti ging bisl auf die seit, machte dort seine Zigarette; un da fragte mich der eine vom Tisch, ohne umzuschauen: ‚Ime i brezime‘ [Vor- und Zuname]. Ich sagte dann mein Name; da er aber eine andere Stimme hörte un nett am Valti seine, wo er ja schon gewöhnt war, schaute er um un sagte: ‚Cegaj malo‘ [Warte ein bisschen], fing dann auf der Liste an zu zählen, zählt paarmal, einmal 198 und einmal 202, un sagte: ‚Mnogo nama vise netreba‘ [Wir brauchen nicht mehr viel], stand dann auf und kam zu mir, fragte, wie alt ich sei, ich sagte 16, er sagte dann zu mir: ‚Jeli to ozbiljno?‘ [Stimmt das?], ich sagte ‚je‘ [ja], da nahm er mich un sagte: ‚Ti si jos mlad, ti moras da jos ides kuci kod mame‘ [Du bist noch jung, Du sollst nach Hause zur Mutter gehen], führte dann mich vor Pfarrer sein Fenster, wo ja noch nihmant stand, ging dann zurück, sagte dann zu meinen Kameraden: ‚Mars tamo‘ [Marsch, dorthin], gab jedem einen Stoss dabei. Inzwischen standen dann auch die andern zwei vom Tisch auf un rufen noch paar Partisanen zu sich, sagten zu denen, sie sollen alle, wo noch dort stehen, wo noch nett aufgeschrieben waren, in das Eck dreiben, wo ich mit meinen paar Schulkameraden war, kamen auch alle zu uns in das Eck. Un dann kamen Partisanen und Partisaninen zwischen uns un fasten einen und sagten:

Von den weggeführten 240 Männern und Burschen hörte man nie mehr wieder. Erst lange Tage nachher sickerten Stimmen durch, dass sie alle, ungefähr 5 km vom Dorf entfernt, auf grausamste Weise niedergemetzelt wurden⁶. Da niemand von den Deut-

„Eit samnon“ [Komm mit mir], führten dann den an Tisch, der wurde dann auch aufgeschrieben und auf die andere Seite geführt, vor die Kirche. So hatten sie noch so 40 Mann rausgesucht, dabei war auch mein Vater und Bruder. Da kam unser Polizeichef, a Lalić Rac [ein Serbe aus Lalić], der kannte doch viel Swobn [Schwaben, Deutsche], ging an die Kirch, wo die anderen standen, rufte paar raus, darunter mein Vater un noch paar andere, führte sie wieder zurück in das Ede, wo wir standen; aber die Partisanen nahmen immer wieder welche un führten sie wieder zurück auf die Seite zur Kirche. So ging das paarmal, mein Vater wurde so auch zweimal zurückgeführt, bis das die Partisanen zu einem Ende machten, der Polizeichef musste weg vom Kirchhof, obwohl er nett wolte. Als dann die Partisanen ihre Zahl voll hatten, 242 Mann, dann mussten die sich laut Kommando in der Reihe strammstehen und eine Reihe von der anderen 1 m abstand nehmen, un da ist dann inzwischen eine reihe Partisaner und Partisaninen gegangen, so waren es dann 8 reihen. Da kam auch schon vom Gemeindehaus ein Partisaner auf dem Ross geritten, stellte sich vor die 8 reihen, gab Kommando, und so ging es dann vom Kirchhof; am Schluss war noch eine gleine Gruppe Partisaner, wo hinterher ging, sahen dann noch, wie die dem Grüppel, wo nett so laufen konnte, Fusstritte gaben. Zu uns kamen dann die Dorfpolizei, un mussten dann in die Kirche; da schlug die Kirchuhr 3 Uhr.» Im Folgenden berichtet der Vf. zunächst, dass ihnen in der Kirche zwei sowjetische Offiziere schimpfend befahlen, die beim Betreten der Kirche abgenommene Kopfbedeckung wieder aufzusetzen, dann eine Ansprache hielten, von der aber niemand etwas verstand, und wieder davongingen, worauf die Kirche durch die Wachmannschaft der Dorfpolizei geschlossen wurde; dass man sie dann aufforderte, zu sagen bzw. auf einen Zettel zu schreiben, wo sich noch im Dorf ein Gewehr oder sonstige Waffen befinden, was einige taten. Weiterhin erwähnt der Vf., dass während der Nacht der Pretsetnik (Bürgermeister), der von den Partisanen provisorisch mit der Leitung der Gemeinde betraute Dobrovoljac Josef Held, die Kirche betrat, sich aber jede Frage verbat und bald wieder wortlos davonging, und fährt fort: «Um 3 Uhr früh kam dann der Polizeichef, lief paarmal in der Kirch mit hengentem Kopf zwischen den Bänk hin und her, befahl dann uns, wir sollen alle um die Bänke gehen; als wir alle platz hatten, ging er langsam an uns vorbei un schaute uns gut an, dabei rufte er zwei raus, die führte er vor, zwischen die Bänk, einer rechts un einer lings, trehte sie um; und er sagte dann auf Deutsch: das die 242 vort mussten, ist der Joco schuld (der Pretsetnik), un warum?, nur wegen solche – zeigte dann auf die zwei, wo er vorn hatte, das waren grosse Sportmänner [Angehörige der Deutschen Mannschaft]; er sagte: ‚Da eure Buntaschi‘ [Kulturbündler], dann sagte er zu den zwei: ‚Klecati, di santar‘ [Knien, Du Hinkender] un zum andern: ‚Sepp .. .‘ Er ging dann wieder raus; die zwei zogen vor Schande die Kapl ins Gesicht, das man es kaum sah; durften dann wieder weiter rumlaufen. Un um 5 Uhr ging hinten Tür auf, da kam wieder der Polizeichef, machte die Tür ganz auf, rufte, alle sollen hinten kommen, auch die wo knieten, rief er wieder: ‚Eite di santar i Sepa eit eit!‘ [Komm, Du Hinkender und Sepp, komm, komm!] ‚sagte dann: Geht ruhig heim und sagt, es war nichts. – So gingen wir dann heim.» (Original, ohne Datum [1958], 13 Seiten, hschr.)

⁸ Der G. R. aus Filipovo (s. Bericht Nr. 84), der vormals wegen seiner Gegnerschaft zur deutschen Volksbundpolitik eine Zeitlang in deutscher Haft war und deshalb später von den allgemeinen Zwangsmassnahmen gegenüber den Volksdeutschen in Jugoslawien zum Teil verschont blieb, aus dessen Familie aber an diesem 25. November zwei Söhne, ein Schwiegersohn, ein Bruder, zwei Schwäger und zwei Brüder seiner Frau ebenfalls von den Partisanen weggeführt wurden, berichtet hierzu Folgendes, nachdem er erwähnt hat, dass in anderen Ortschaften, wie z.B. Kara-

schen sein Dorf ohne Erlaubnis verlassen durfte (und eine Erlaubnis wurde kaum mal gegeben), so wusste niemand, dass ähnliches sich auch einige Tage vorher in anderen deutschen Dörfern zugetragen hatte⁷. – Eine drückende Niedergeschlagenheit herrschte überall. Verschiedenes konnte man hören, aber man wehrte sich, es zu glauben.

Gewissheit darüber, was sich draussen vor dem Dorfe ereignet hatte, bekam ich, als eine Frau, deren Mann auch dabei war, eines Tages ganz verstört zu mir kam und mir stockend erzählte, was ihr Schwiegersohn ihr zu berichten wusste: In der Früh des 26. November musste er, der im Nachbardorf als Kutscher Zwangsarbeit verrichtete, seine Pferde einspannen, mit ihm noch ein anderer Mann mit seinem Wagen. Partisanen stiegen auf den Wagen, und so fuhren sie gegen ihr Heimatdorf. Bald jedoch bogen sie etwas von der Strasse ab auf eine Wiese, und dort mussten sie beide Wagen mit Kleidern, an denen vielfach Blut klebte, beladen und sie wegführen. Auch sahen sie neu aufgeworfene Erde. Es wurde ihnen aber strengstens geboten, davon kein Wort verlauten zu lassen, sonst würde man sie sofort erschossen.

Wie es bei der Ermordung zugegangen ist, erzählte später ein Bursche aus dem Bezirksort Hodschag, ein gewisser May vulgo Nieli (er soll heute in Deutschland leben). Dort war einige Tage vorher das gleiche vorgefallen. Dort waren 180 Männer zusammengefangen und in ein Haus eingesperrt worden⁸. In der Nacht mussten sie sich splitternaakt ausziehen und wurden unter starker Bewachung aus dem Dorfe getrieben. Dort mussten sie eine Grube schaufeln. Als diese fertig war, fielen die Partisanen über sie her mit Spaten, Gewehrkolben und schlugen sie in die Grube. Als der Bursche dies sah, entschloss er sich zu fliehen. Splitternacht rannte er davon und hatte Glück: die Schüsse, die auf ihn abgefeuert wurden, verfehlten das Ziel, und die bergende Nacht verschluckte ihn vor seinen Verfolgern. Erst lange nachher, nach acht Monaten, kam er wieder zum Vorschein, solange hielt er sich in seinem Elternhaus verborgen. Gefunden wurde er

vukovo, durch die strikte Weigerung einer Mithilfe der damaligen Gemeinderichter und Ortsbehörden solche Vdrgeltungsaktionen der Partisanen verhindert werden konnten (s. auch Bericht Nr. 55, Anm. 2): «Leiter aber ist uns allen bekannt, dass der damalige Filipovoe Richter Josef Held [genannt Schuster Joschi] niemand kein Wort gesagt hat, um was oder für was das man die 240 Mann vort geschleppt hat. Ich habe mich in der Früh am 25.11.44 kleich in der Gemeinde Intresiert, was heite denn vor geht, da so fiel Militer in der Gemeinde ist. Aber nimant hat kein Wort erwent. Ich habe dann die nächsten Tage energisch verlangt vom Schuster Joschi, Er mus doch wissen, wo die 240 Mann am 25. 11. hingekommen sind. Keine Antwort. Dann bin ich ins Bezirk nach Hodschag. Dort wurde mir gesagt, ich soi nicht so fiel fragen, die kannman nicht mer Lebendig machen, aber mich kannman leicht aus dem wege räumen, wenn ich immer suche, wo die 240 Mann hm gekommen sind.»

Weiterhin berichtet der Vf., er habe trotz dieser Warnung später noch Nachforschungen versucht und durch einen Bekannten in Neusatz erfahren, dass sich die Liste dieser Männer aus Filipovo in den Akten des dortigen Kriegsggerichts (Vojni Sud) befinde, wo sie als Kriegsverbrecher geführt würden.

⁷ vgl. die folgende Mitteilung über das Massaker im Bezirksort Hodschag, die Aussagen in den anderen Berichten dieses Kapitels (Nr. 35 ff.) und Bericht Nr. 55 Anm. 1.

⁸ Nach den vorliegenden Berichten aus Hodschag: am 23. November.

erst, als man seine Eltern von zu Hause forttrieb. Viel später dann erzählte er, was sich zugetragen hatte.

Als allmählich doch manches laut wurde, als einige später auf diese Wiese hinauskamen und dort angeblich mal ein Bein, dann einen Kopf aus dem gefrorenen Erdreich herauslugen sahen, so wollte man es nicht recht glauben. Immer wieder tauchten Stimmen auf, dass dieser oder jener Serbe aus den Nachbardörfern Lalić und Kerestur den einen oder den anderen von den Verschleppten gesehen hätte. Ging man aber der Sache nach, so stellte es sich bald heraus, dass es nicht stimmte oder dass es ein unglücklicher Versuch war, Tröstung zu spenden. Einer der Partisanen, der dabei war, als die 240 liquidiert wurden, hat ungefähr zwei Jahre später einer Frau, deren Mann auch dabei war, erzählt, dass die Filipovoeer fromme Menschen gewesen sein müssten. Als die Frau ihn fragte, warum er dies sage, erzählte er ihr, wie es in der damaligen Nacht zugegangen ist. Als man die Männer niederschlug (er selbst habe sich daran nicht beteiligt), da haben sie gebetet und sich gegenseitig Trostworte zugerufen. – Pfarrer Wagner war bis 1947 Kaplan in Stanischtsch. Er wurde eines Tages in Stanischtsch mit einem dortigen Serben bekannt, der bei der Liquidierung der Filipovoeer Männer dabei war. Pfarrer Wagner versuchte, Näheres von ihm herauszubekommen, doch ging er darauf nicht ein, sondern bemerkte nur: «Strasno je bilo!» (Es war schrecklich!)

Es waren unsere Besten, die so den Tod fanden: Familienväter mit zehn und mehr Kindern, unsere strammsten Jungmänner, die sich bis zuletzt erfolgreich der Rekrutierung zur SS widersetzen, ein Theologe, drei Priesterstudenten⁹.

Lähmender Schreck lag über dem ganzen Dorf, und man pries jene glücklich, die im Oktober 1944 vor der Roten Armee und den Partisanen geflüchtet waren¹⁰.

⁹ Die Zahl der Opfer dieser Vergeltungsaktion der Partisanen vom 25. November 1944 in Filipovo wird in den verschiedenen Berichten zwischen 238 und 242 angegeben. In der Darstellung der Gemeindegeschichte von A. Zollitsch, a.a.O., S. 181 f sind Name und Geburtsjahr von 236 Männern veröffentlicht (es fehlen die Namen der oben angeführten ungarischen Lehrer); demnach waren darunter allein 35 Jugendliche im Alter von 16-19 Jahren und 52 Männer im Alter von 50-60 Jahren.

¹⁰ Anmerkung des Vfs.: Hier taucht vielleicht die Frage auf, warum gerade aus Filipovo und einigen anderen deutschen Gemeinden verhältnismässig wenig Menschen vor den heranziehenden Russen und Partisanen die Flucht ergriffen.

In den katholischen Gemeinden war der Widerstand gegen die Zwangsrekrutierung zur SS am stärksten. Viele widersetzten sich bis zuletzt. Dies war besonders der Fall in Filipovo. Man braucht nur an den 26. September 1944 zu denken. An diesem Tag kam eine Abteilung slawischer SS-Soldaten, Muselmanen aus Bosnien, nach Filipovo. Sie fingen an, alte Männer, Frauen und Mütter, deren Söhne und Männer sich versteckt hielten, um nicht zur SS einrücken zu müssen, zusammenzufangen und ins Gemeindehaus zu treiben. Es war ein unwürdiges Bild, wie Frauen und halbwüchsige Jugendliche, Burschen und Mädchen, diese ehrbaren, ergrauten Männer und Mütter von vielen Kindern beschimpften, vor ihnen ausspuckten und höhnisch über sie lachten. So manche, die damals dabei waren, mögen sich wohl heute noch dieser unrühmlichen

Aber noch war des Schreckens kein Ende. Die Plünderungen in den Häusern gingen weiter; und bald da, bald dort wurde ein Mann von den Zurückgebliebenen weggeführt, von dem man später nichts mehr hörte¹¹.

So kam das Weihnachtsfest heran. Was nur konnte, war in der Kirche und empfing die hl. Sakramente. Welch lebendiger Glaube, welche Sehnsucht nach dem Erlöser offenbarte sich darin, dass trotz allem die hoffnungsfrohen Lieder ertönten, von Menschen mit tränengefüllten Augen und verwundeten Herzen gesungen! Kaum aber war das Hochamt aus, da ging wieder die Trommel, und diesmal hiess es, dass sich alle Burschen und Männer von 18-45 Jahren und alle Mädchen und Frauen von 18-30 Jahren am Nachmittag vor dem Gemeindehause einzufinden hätten, versorgt mit Kleidern und Decken und Essen für mehrere Tage. Wieder drohte man mit dem Tode allen, die nicht kommen sollten. Es meldeten sich aber lange nicht alle, und einige wurden als für die Arbeit im Dorf unentbehrlich entlassen, darunter mehrere Mütter mit Kindern unter zwei Jahren. Aber immerhin waren es gegen 110-120, die zusammenkamen und abends, in die Nacht

Tat schämen. Als die Schule aus war, hat man selbst die Schulkinder aufgehetzt, in das unwürdige Gröhlen mit einzustimmen.

Es dauerte nachher nur zwei, drei Wochen, und man trat an eben diese Menschen mit dem Ansinnen heran, die Heimat zu verlassen, um in das Reich Hitlers zu ziehen, dessen Ende man voraussah. Was hätte man erst dort erwarten sollen, wenn man schon von den eigenen Landsleuten solche Unbilden zu ertragen hatte? Auch ging es dem Winter entgegen. Wie sollte man da mit dem Wenigen, was man auf einen Pferdewagen aufladen konnte, und mit den vielen Kleinkindern auskommen? War doch Filipovo die kinderreichste Gemeinde der Batschka. Verständlich, dass da die meisten zurückschreckten, sich auf einen so unsicheren Weg zu begeben.

Der Hauptgrund mag wohl der gewesen sein, dass man sich keiner Schuld bewusst war. Man lebte auch früher mit den slawischen Völkern der angrenzenden Dörfer in Frieden; dieser Friede blieb aufrecht auch während des Krieges. So glaubten wohl die meisten, den kommenden Ereignissen zuversichtlich entgegensehen zu dürfen. Selbst jene, die in der Ortsgruppe aktiv mitgewirkt und leitende Stellungen innehatten, waren nur schwer zu bewegen, sich auf den Weg zu machen. Ist es doch bezeichnend, dass man ihnen vormachte, dass sie nur für 14 Tage Weggehen würden, um dann mit den siegreichen deutschen Truppen wieder zurückzukommen. Wer aber glaubte schon daran?

In den turbulenten Tagen der Auswanderung wurden auch wir Priester öfter gefragt, was man tun solle. Wir konnten nur sagen, dass hier ein jeder selbst entscheiden müsse, denn niemand könne voraussehen, wie es sein werde. Wir selbst wären entschlossen, auf alle Fälle zu bleiben. Es mag dies vielleicht mit ein Grund gewesen sein, dass manche sich entschlossen, daheim zu bleiben; zugeredet, zu bleiben oder zu ziehen, haben wir niemand. –

Nach A. Zollitsch, a.a.O., S. 178, schlossen sich aus Filipovo nur 139 Familien mit etwa 660 Angehörigen der Fluchtbewegung vor dem Anmarsch der Roten Armee an, nach Bekanntwerden des Kapitulationsangebotes des ungarischen Reichsyerwesers Admiral v. Horthy am 15. Oktober 1944 machte sich niemand mehr auf den Weg zur Flucht. – Über die Zwangsaushebung der bisher noch nicht zum Wehrdienst eingerückten Volksdeutschen in der Batschka Ende September 1944 s. Bericht Nr. 8 und 10, über die Evakuierung und Flucht die Berichte Nr. 18-24.

¹¹ Nach A. Zollitsch, a.a.O., S. 253 (Personenstatistik), wurden zu dieser Zeit 26 Personen einzeln verschleppt.

hineingehend, von Partisanen fortgeführt wurden. Ziel des Weges wieder unbekannt. Es müssen aber zu wenige gewesen sein, darum wurde am dritten Weihnachtstag wieder eine Aktion durchgeführt, und wieder waren es an die 100, die weggeführt wurden.

Zuerst suchte man sich damit zu trösten, dass man annahm, diese Menschen – es waren zum grössten Teil Mädchen und Frauen, da ja nur mehr wenige Männer im Dorf waren – würden zum Schützengrabenausheben nach Ungarn gebracht und dass sie doch in absehbarer Zeit nach Hause kommen werden. Erst allmählich sickerte es durch, dass sie nach Russland gebracht wurden, wo sie Zwangsarbeit verrichten mussten ...¹².

Und doch war der Gipfel des Leidens noch nicht erklommen. Bis Ostern 1945 war keiner von den Zurückgebliebenen sicher. Man war von der Welt abgeschnitten. Nur mit Erlaubnis, die an Deutsche kaum mal gegeben wurde, durfte man das Dorf verlassen. Man wusste nichts vom Kriege und nichts von den Angehörigen, die als Soldaten beim deutschen und ungarischen Heer waren, nichts von denen, die in Russland waren. Und immer wieder wurden noch Menschen auf die Arbeit in andere Dörfer weggeführt, ohne dass man wusste, ob und wann sie wiederkämen. Keine Post brachte ein Lebenszeichen, niemand konnte voraussehen, was noch alles kommen sollte. Aber es herrschte noch kein Hunger, war doch das ganze Vieh noch im Dorf. – Nur die Pferde waren zum grössten Teil schon weggenommen worden. Aber was sollte man auch mit ihnen anfangen? – In den reichen Bauernhöfen gab es noch genug Geflügel, auf den Dachböden lag die Ernte von zwei Jahren. Während des ganzen Krieges hatten wir an nichts Mangel.

Es war Mitte März, zwei Wochen vor Ostern, als eines Tages eine Kolonne von über 900 Personen, die noch Zurückgebliebenen des deutschen Nachbardorfes Karavukovo, mit Bündeln auf dem Rücken ins Dorf gebracht wurden¹³. Innerhalb kürzester Zeit, in einer Zeitspanne von nur ein bis zwei Stunden, mussten sie Haus und Hof verlassen, mit den wenigen Habseligkeiten, die sie in so kurzer Zeit zusammenraffen konnten, wurden zusammengetrieben und mussten unter Bewachung der Partisanen ihr Dorf verlassen. Bei uns wurden sie in die einzelnen Häuser verteilt, und es war in aller Not erhebend zu sehen, mit welcher Bereitwilligkeit sie aufgenommen wurden. Mit ihnen kam auch der Ortspfarrer Alexander Thiel.

Zwei Tage darauf kam ein anderer Zug, diesmal so gegen 1500 Menschen, zumeist ältere Männer und Frauen mit ihren Kindern, die aus Prigrevica Sveti Ivan vertrieben wurden. Und wieder einen Tag später kam der Rest aus der gleichen Gemeinde, wieder über 1'000 Menschen¹⁴. Auch sie konnten untergebracht werden, und es gab Häuser, in

¹² Ein Erlebnisbericht einer in die Sowjetunion deportierten Frau aus Filipovo ist abgedruckt unter Nr. 49; dort befinden sich auch genaue Angaben über die Zahl der aus Filipovo Deportierten.

¹³ Am 14. März 1945 (nach den Tagebuchaufzeichnungen der Katharina Binder geb. Johler).

¹⁴ s. hierzu die Tagebuchaufzeichnungen (Erinnerungsbericht unter dem Datum des 15.-17.3. 1946) von Kaplan Matthias Johler, abgedruckt unter Nr. 60.

denen jetzt 20 bis 30 Menschen aus verschiedenen Familien beisammen lebten. Es hiess damals, diese Menschen hätten darum ihr Dorf verlassen müssen, weil sie nahe an der Donau lagen und dort die Front zu nahe war¹⁵. Im allgemeinen glaubte man, dass sie aber bald wieder nach Hause entlassen würden. In diesen Tagen war die Kirche immer voll von Menschen. Eine Frage war immer wieder zu hören: Wann gehen wir wieder nach Hause? – Es sollte aber ganz anders kommen.

Im Folgenden berichtet der Vf. über die Internierung der deutschen Bevölkerung in Filipovo am 31. März 1945, über die Verhältnisse im Lager Gakovo und seine dortige Tätigkeit als Seelsorger von Ende Dezember 1945 bis zu seiner Flucht nach Ungarn am 4. Dezember 1947¹⁶.

Nr. 42

Erlebnisbericht des Buchhalters M. S. aus Belgrad.

Original, 19. April 1958, 11 Seiten, mschr.

Erlebnisse und Beobachtungen des Vfs. im Internierungslager für Deutsche und während seiner Tätigkeit bei der jugoslawischen Lazarettverwaltung in Sombor von Anfang November 1944 bis zu seiner Flucht Ende Oktober 1945.

Vor der Front habe ich im letzten Augenblick versucht, nach dem Westen zu entkommen, da Belgrad ein heisser Boden zu werden versprach. Da aber meine Frau und beide Kinder beim Schwiegervater in K. waren, machte ich dort halt, um die Familie mitzunehmen. Bei der Reise von K. in einem mit Weizen beladenen Frachtkahn wollte es das Schicksal, dass wir in der Nacht in Bezdán auf Schlamm auffuhren und einfach abgehängt wurden. Nachdem alle Versuche, irgendwie weiterzukommen, scheiterten und die Theiss von Russen bereits überschritten war, kehrte ich mit der Familie nach Sombor zurück, wo meine Frau eine an einen Ungarn verheiratete Schwester hatte. Kaum dort angelangt, waren auch schon die Russen am 21.10.1944 mit den Partisanen einmarschiert.

Nach der Konstituierung der Ortsbehörde (NOO – Narodno Oslobodilacki Odbor – Volksbefreiungsausschuss) wurde verlautbart, dass die gesamte Bevölkerung die polizeiliche Anmeldung zu erneuern hat. Auf Anraten von slawischen Bekannten und um meiner Schwägerin keine Schwierigkeiten zu bereiten, meldete ich mich als Kroat an,

¹⁵ Auf der damaligen Linie, längs der Dran und Donau zwischen Esseg und Vukovar, stand die Front bereits seit Dezember 1944; gegen diese Front begann die Partisanenarmee Anfang April 1945 die Offensive.

¹⁶ Teilabdruck unter Nr. 59.

was mir mit Rücksicht auf die perfekte Sprachkenntnis nicht schwerfiel. Meine Frau meldete ich als Deutsche an. Nach damaligen Begriffen lag also Mischehe vor¹. Ausser zwei Handkoffern besaßen wir in Sombor nichts, und dies war vielleicht mit einer der Gründe, dass meiner Familie bis zur Flucht im Dezember 1946 das Lagerleben erspart blieb.

Anfang November 1944 erliess die Militärbehörde einen Aufruf an die Bevölkerung, dass sich alle Personen mit Sanitätsausbildung oder ehemalige Sanitäter der jugoslawischen Armee im Sanitätsbezirk 2 zu melden haben². Da ich selbst im aktiven Dienst beim Sanität diente – wohl nur im Büro –, meldete ich mich an. Zugeteilt wurde ich der chirurgischen Abteilung mit Knochenbrüchen, wo ich Hilfsdienste zu leisten hatte. Leiter der Dienststelle war ein russischer Major. Schon am nächsten Tag nach Dienstantritt wurde am «Schwarzen Brett» angeschlagen, dass sich das gemeldete Sanitätspersonal ab sofort als mobilisiert zu betrachten hat und der Militärdisziplin unterworfen sei. So wurde ich über Nacht Angehöriger der Volksbefreiungsarmee. Unter den so Mobilisierten befanden sich auch die Ärzte Dr. H., Dr. R. sen. und jun., ein Medizinstudent aus Čonoplja, welcher im Jänner 1945 nach Russland verschleppt wurde, dann Dipl.-Kfm. Fri. Dr. G. – Fri. Dr. G. ging später ein intimes Verhältnis mit einem serbischen Arzt aus dem Banat (Nähe der rumänischen Grenze) ein. Der Arzt war aktiver Partisan aus der Besatzungszeit und von allen Partisanen sehr beliebt. Er versuchte später Fri. Dr. G. zu schützen und verschwand eines Tages. Der Versuch, einer Deutschen zu helfen, soll ihm den Kopf gekostet haben (Dr. D. hiess er). – Der Dienst im Lazarett war sehr anstrengend, mit sehr viel Nachtdienst. Da ich wegen zahlreicher Russeneinquartierungen Befürchtungen für meine Frau und Schwägerin hegte, begehrte und erhielt ich vom Major eine Bescheinigung, dass ich als Angehöriger der Befreiungsarmee von der Einquartierungspflicht befreit bin.

In der Nacht vom 30./31.12.1944, ich hatte dienstfrei, wurde an mein Fenster geklopft. Vor dem Fenster standen drei Bewaffnete und fragten nach meinem Namen. Als sie ihn hörten, forderten sie mich auf, sofort mitzukommen, sie seien Organe der OZNA (Geheimpolizei). Der Hinweis auf meine Zugehörigkeit zur Befreiungsarmee half mir nichts. Zum ersten Mal nahm ich von meiner Familie Abschied in der Gewissheit, dass wir uns nicht wiedersehen. Zum ersten, aber nicht zum letzten Mal. Bald merkte ich, worum es ging: um Einsammlung von Männern mit deutsch klingenden Namen, welche den bisherigen Aufrufen und Razzien entschlüpft waren. In stattlicher Anzahl wurden

¹ Volksdeutsche Ehepartner in sog. Mischehen blieben in der Regel von den Zwangsmassnahmen gegenüber den Deutschen in Jugoslawien, insbesondere von der Internierung verschont.

² Anmerkung des VfS.: Bolnicki centar broj 2, Sombor (Lazarettzentrum Nr. 2) war eine Gebietsinstitution, welcher folgende Kriegslazarette unterstellt waren: Lazarett 1 und 2 in den neuen Wohnblocks hinter dem Komitatskomplex; Lazarett 3 im Somborer Allgemeinen Krankenhaus; Lazarett 4, zuerst im Komitatsgebäude, dann im Krankenkassengebäude in Sombor; Lazarett 5 war in Sivac untergebracht.

wir in der Morgengraue in die Räume der Lehrerbildungsanstalt eingeliefert. Das Gebäude war bereits belegt, und kurz nach uns traf eine Gruppe Mädchen und junger Frauen aus Bezdán ein. Nach einigen Stunden erschien eine Kommission aus Somborer Bürgern, Anführer war S. S. (selbst mit einer Deutschen verheiratet), der Kaufmannsgehilfe M. und der Abiturient der Lehrerbildungsanstalt B. Wir wurden alle nach unserer Volkszugehörigkeit gefragt. Die meisten gaben sich als Ungarn aus. Wen die Bürger als Ungarn anerkannten, der konnte sofort heimkehren. Mich kannte keiner. Meine Behauptung, ein Kroat zu sein, half mir nicht, ich musste mit noch etwa 20 Mann bleiben. Darunter befanden sich auch zwei Angehörige der Petöfi-Brigade, einer aus ungarischen Freiwilligen zusammengesetzten Partisaneneinheit.

Wir lagen im strassenseitigen Klassenzimmer auf Stroh. An den Wänden krochen Läuse. Die Wachmannschaft, Milizangehörige aus dem Banat, schlief mit uns. Lediglich ein Mann stand jeweils vor dem Gebäude Wache. Frauen konnten uns ungehindert das Essen bringen. In den ersten Nächten erschienen immer wieder Angehörige des NKWD und der OZNA, weckten uns durch Fustsstöße und fragten nach dem Grund unserer Inhaftierung. In den ersten Jännertagen erschien die Kommission nochmals und sonderte einige von uns aus. Diese wurden zusammen mit den Insassen der anderen Räume abgeführt und, wie ich später hörte, nach Russland abtransportiert³. Ich beteuerte, in einigen Tagen den einwandfreien Beweis über mein Kroaentum erbringen zu können. Die Dreistigkeit und Sprachkenntnis machten Eindruck, und ich wurde nochmals beiseitegestellt.

In der Schule blieben nur wir 7 Häftlinge und 3 Wachmänner. Die Welt schien uns vergessen zu haben. Wir hatten kein Heizmaterial. Gemeinsam mit der Wache verheizten wir sämtliche Lehrbehelfe (geometrische Körper aus Holz, Globus, Rahmen der Bildtafeln, auch eine Reihe von Schulbänken, welche vom obersten Stockwerk hinuntergeworfen und zwischen den Betonpfeilern im Keller eingeklemmt mit gemeinsamer Kraft zerkleinert wurden). Auch ein Klavier musste dran glauben. Aus Zeitvertreib veranstalteten wir Wettschiessen im Hof aus russischen MP und Karabinern auf Bierflaschen. Es gelang uns, die Wache zu überreden, dass sie uns einzeln in unsere Wohnungen begleiteten, wo wir uns waschen und umziehen konnten. Sie kamen dabei auch nicht zu kurz. Mitte Jänner wurden wir dann in den Hof des Magistrates gebracht, und es wurde uns befohlen, dort einen Berg von Brennholz zu sägen und zu hacken. Die Arbeit dauerte 2-3 Tage, dann wurden wir freigelassen.

In das Lazarett zurückgekehrt, hörte ich, dass sich die Leitung, auch der russische Major und insbesondere Dr. D. für mich eingesetzt haben, aber ohne Erfolg. – Unter den 7 Leidensgenossen in der Schule befand sich auch ein Herr H., Händler mit Südfrüchten aus Sombor. Dieser zeigte mir an den Unterschenkeln mehrere etwa zwei Finger breite, tiefe und schon verkrustete Wunden, welche ihm in einer Ziegelei zugefügt wurden, als

³ Über die Deportation von Deutschen in die Sowjetunion s. die unter Nr. 44 ff. abgedruckten Berichte.

eine Gruppe mit Prügeln bewaffneter Partisanen über eine Gruppe Deutscher fiel. Die Prügelei dürfte Ende November stattgefunden haben.

Inzwischen hatten die Russen das Gebäude der Komitatsverwaltung, welches sie als Kriegslazarett benützt hatten, geräumt. Dort sollte das Partisanenlazarett Nr. 4 formiert werden. Der für dort designierte Verwaltungschef P. aus Sivac ersuchte mich, dort die Bücher anzulegen. Von meinen Entwürfen war er begeistert. Doch kaum hatte ich begonnen, erhielt ich vom Magistrat (NOO) die Aufforderung, mich mit Schaufel und Kaltverpflegung für drei Tage zu melden. P. nahm mir die Aufforderung ab und liess mich nicht gehen. Einige Tage darauf kam die zweite Aufforderung, welche weit strenger abgefasst war. P. begab sich damit zum zuständigen Referenten und sagte mir dann resigniert, ich möge gehen, er aber werde alles daransetzen, um mich wieder freizubekommen. Beim Magistrat traf ich alle meine Leidensgenossen aus der Schule, und wir wurden in das Barackenlager an der Bezdáner Strasse verbracht. In gebührender Entfernung hinter uns folgten die weinenden Frauen.

Im Lager eingetroffen, wurden wir in das Lagerbuch eingetragen. Ich erhielt die laufende Nummer um 2100 herum. Sodann wurden wir in eine Baracke eingewiesen, in der sich mit Ausnahme gebündelter Habseligkeiten entlang der Wände weder Menschen noch Möbel befanden. Die Belegschaft war auswärts im Arbeitseinsatz. Der Lagerkommandant R. sonderte mich ab und teilte mir mit, dass das Lazarett 4 meine Befreiung beantragt habe, ich hätte lediglich bis zur Erledigung des Aktes im Lager zu verbleiben.

Im Lager verbrachte ich etwa eine Woche. Im Laufe des ersten und der folgenden Tage kamen immer neue Gruppen an. Nachts war die Baracke so überfüllt, dass sich die wenigsten beim Schlaf am nackten Fussboden ausstrecken konnten. Die Luft war unerträglich, aber die Ausdunstung der vielen Körper erzeugte wenigstens Wärme. Ein Ausreten in der Nacht war ein Problem, da man in der Finsternis nur weiche Körperteile unter die Füsse bekam, was Stöhnen und Flüche zur Folge hatte. Im Lager waren Männer und Frauen in gesonderten Baracken untergebracht. Untereinander durften sie nicht reden, selbst wenn sich dies- oder jenseits der unsichtbaren Barriere Eheleute befanden. Lediglich in der Latrine konnte durch die Wand gesprochen werden. In der Früh wurde schon vor 4 Uhr geweckt (es war Jänner). Waschmöglichkeit war am einzigen artesischen Brunnen im Hof, man war froh, jeden zweiten bis dritten Tag zu einer Handvoll Wasser zu gelangen. Bald wurde die dünne Morgensuppe mit einer für den ganzen Tag vorgesehenen Brotscheibe ausgeteilt, und dann hiess es antreten. Zwei bis drei Stunden dauerte es dann, bis die Arbeitskommandos eingeteilt wurden. Diverse Dienststellen und Einheiten erhielten die erwünschten Arbeitskräfte nach Stückzahl auf Revers. Private konnten auch Arbeiter anfordern, mussten aber an der Kasse der modernen Sklavenhalter den vorgeschriebenen Betrag erlegen und sich dann die Arbeiter aussuchen. Diese Szene konnte ich die ganze Woche hindurch genau beobachten, da ich vom Beginn an dabei war und selbst nicht mitzugehen brauchte. – Dank dieser Methode wurde mein 72-jähriger Schwiegervater als Knecht von einem Serben «gepachtet», auf dessen Sal-

lasch (Wirtschaftsgebäude ausserhalb der Dörfer) verbracht und so vorm Hungertode gerettet. Der Serbe erklärte ihm dabei ausdrücklich, dass er nichts zu arbeiten brauche, tun und lassen könne, was er wolle, nur flüchten solle er nicht, weil sonst sein Wohltäter mit Schwierigkeiten rechnen müsse. Der brave Serbe zahlte über zwei Jahre hindurch die Gebühr. Meine Schwiegermutter, welche gleich in das Lager für Arbeitsunfähige nach Jarek gebracht wurde, starb dort im Spätherbst 1945 den Hungertod. – Die Verrechnung der Arbeitskräfte erfolgte immer nur nach Stück, nicht namentlich. So wusste die Lagerverwaltung nie, wer wo eingesetzt ist. Die Evidenz wurde durch Versetzungen von Lager zu Lager vollkommen verloren.

Eines Tages kam in unsere Baracke ein kräftiger junger Mensch und erzählte, dass ihm vorhin bei der Einlieferung ein Partisan die Goisererschuhe⁴ abgenommen hat. Am frühen Abend kam der Kommandant R. mit noch einigen Partisanen und fragte scheinheilig, ob es war sei, dass einem von uns mit Gewalt Schuhe abgenommen wurden. Eine freudige Ja-Stimme antwortete, und der Beschwerdeführer wurde geheissen, vorzukommen. Wir standen im Halbkreis und sahen zu. Plötzlich zog R. eine Kurbatsch hervor, fing an auf den jungen Mann einzuschlagen, die anderen Partisanen hielten mit. R. hüllte dabei aus Leibeskräften: «Du faschistische Ausgeburt, du glaubst noch ein Beschwerderecht zu haben! Merke dir, die Faschisten haben gar keine Rechte mehr und werden sie auch nie haben!»

An einem Nachmittag kam eine neue Gruppe an. Darunter befand sich ein Mann um 60 herum. Vermutlich durch Erfrierung hatte er eine nussgrosse Blase am Ohr. Als die Gruppe noch einmal angetreten war, liess ein Partisan den Mann vortreten, machte sich über sein Ohr lustig und versetzte ihm plötzlich eine kräftige Ohrfeige auf das wunde Ohr. Der Mann schrie vor Schmerzen auf, die Partisanenmeute lachte aus Leibeskräften.

Ein Essigfabrikant aus Szentiván erzählte mir, er habe R. angeboten, in seiner eigenen Fabrik als Arbeiter zu arbeiten, bevor seine Bakterienkulturen aussterben. Er wäre in der Lage, ganz Batschka mit Essig zu versorgen (damals Mangelware)⁵. R. soll ihm geantwortet haben: «Im Wald hatten wir auch keinen Essig und siegten dennoch über die Faschisten, bleibe du nur hier!»

Auch ein Arzt und eine Ärztin, vermutlich aus Apatin, waren damals im Lager. Man hatte ihnen die Rot-Kreuz-Binde zugestanden. Dennoch mussten sie täglich am Kanal Kohlenschlepper entladen.

Eines Tages befahl mir R., mit den nötigen Arbeitskräften einen im Strassengraben vor dem Lager liegenden Wehrmachts-Werkstätten-Anhänger zu heben und in das Lager zu verbringen. Die Operation gelang. Dieser Anhänger wurde später als Lagergefängnis verwendet und erhielt den später berüchtigten Namen «weisses Haus».

⁴ Schuhe aus Goisern; genagelte Alpenschuhe.

⁵ Einzelne Volksdeutsche, die als unentbehrliche Fachkräfte benötigt wurden, sind verschiedentlich zur Ausführung qualifizierter Arbeiten oder zum Anlernen nichtdeutscher Nachfolger herangezogen worden und blieben in dieser Zeit oder auch später von der sonst allgemeinen Internierung der Deutschen verschont.

Der Vf. berichtet weiter, 1946 sei ein Wagnermeister aus Filipovo, der wegen Verlassen des Arbeitsplatzes in diesem Lagergefängnis eingesperrt war, von dem damaligen Lagerkommandanten und einigen OZNA-Angehörigen nach einer Zecherei auf sadistische Weise gefoltert worden.

Während dieser Woche im Lager war es meiner Frau ausnahmsweise gestattet, mir über den Lagerzaun (Drahtverhau) Lebensmittel zu reichen. Ich durfte sogar beim Tor die Strasse betreten und unterhielt mich mit der Wache. Eine Flucht aus dem Lager wäre damals kein Problem gewesen, da der Zaun nur aus Stacheldraht im Abstand von etwa 40 cm bestand. Der psychologisch durch Misshandlungen errichtete Zaun war jedoch so stark, dass die Flucht von dort kaum jemand unternommen hat. Dazu kommt, dass eine Flucht vom Arbeitsplatz aus wesentlich leichter war.

Nach einer Woche erschien der Kurier des Lazarettes 4, ein Bauernbursche aus Bački Breg, und holte mich mit Gewehr und aufgepflanztem Bajonett ab. Logoraši⁶ durften sich nicht am Gehsteig, sondern nur auf der Fahrbahn bewegen. So wurde ich wie ein Verbrecher aus dem Lager eskortiert, lediglich Handschellen hatte ich nicht. Kaum um die Ecke gebogen, schaute sich der Kurier um, nahm das Bajonett ab, trat neben mich und führte mich auf den Gehsteig. Wir gingen nebeneinander wie Freunde. Er geleitete mich zu meiner Wohnung und setzte allein den Weg fort. Nach erfolgter Toilette kam ich zum Lazarett zurück, wo mich P. freudig begrüßte. P. hat verschiedentlich Deutschen geholfen und wurde deshalb schon Ende Feber oder Anfang März 1945 strafweise an die Front versetzt.

Ich wurde in das Magazin als Buchhalter eingeteilt. Das ganze Gebäude des Komitates war mit Möbeln aus deutschen Häusern ausgestattet. Die Anlieferung war so gross, dass ein Berg von Möbeln im freien Hof aufgestapelt werden musste, wo diese durch Witterungseinflüsse zugrunde gingen. Eine Unzahl von überzähligen Tuchtenen, Polstern und Steppdecken wurde am Dachboden des Franziskanerklosters eingelagert. Wäsche, Geschirr, Bestecke und Haushaltsartikel wurden im Magazin eingelagert. Meine Aufgabe war es, alle diese Güter karteimässig zu erfassen. Alles konnte natürlich nur nach Stückzahl aufgenommen werden. Bald setzte eine «Tauschaktion» ein. an der sich anfänglich die «drugarice» (Genossinnen Pflegerinnen), dann auch anderes Personal und selbst Ärzte beteiligten. Schädigste Betttücher, Handtücher, Bettüberzüge, Leibwäsche wurden gegen kostbares Damast, Blechbestecke gegen Alpaca und zerschlissene Fleckerlteppiche gegen Prachtstücke getauscht. Aber die Stückzahl stimmte, und darauf kam es an. Später wurden ähnliche Schiebungen auch mit Möbeln veranstaltet, bis die Sache aufflog. Mehrere Beteiligte, darunter auch ein Kollege aus dem Magazin, wurden verhaftet. – Noch im Jahre 1947 habe ich mich bei einem Bekannten brieflich erkundigt, wie die Sache ausgegangen ist. Er schrieb mir lakonisch: «Nikome se nije dogodio nista, svima je ostalo sve» (keinem geschah etwas, allen blieb alles). – Ich selbst hörte

⁶ Internierte, Lagerinsassen. Ich gebrauche den serbischen Ausdruck «Logoraši», da er treffend die soziale und rechtliche Stellung, Odium, Recht- und Hilflosigkeit umschreibt, welchen die Menschen deutscher Volkszugehörigkeit ausgesetzt waren. (Anmerkung des Vfs.)

einmal durch geschlossene Tür, wie die Gattin des Chefarztes mit ihrem Gatten in heftigen Streit verwickelt war, weil sich der Arzt geweigert hat, an der Teppichtauschaktion mitzutun. Die meisten Güter stammten aus Tschervenka. Im Magazin hatten wir auch die Lebensmittelvorräte, darunter viele Fässer Wein.

Ein im Kronits-Palast, wo sich das Zentralgefängnis der OZNA befand, bediensteter Milizionär kam Feber-März 1945 fast täglich zu mir auf ein Gläschen Wein. Er wurde dabei redselig und erzählte wiederholt, dass er am Vorabend einen oder mehrere Häftlinge durch Genickschuss liquidiert hatte. Hier ein Schema seiner Schilderung? «Gestern kam der Porucnik (Oberleutnant) und sagte mir: ‚M., heute Zimmer Nr. ...‘ ‚Razumem‘ (verstehe). Wie es dunkel wird, komme ich und sage dem Armen: ‚Genosse, mache dich fertig, du gehst nach Hause‘ (druze, spremi se, ides kuci). Da freut er sich. Wir gehen aber nicht auf die Strasse, sondern auf den Hof. Ich lasse ihn in Richtung auf eine Mauer vorgehen, ich hinterher mit meiner Maschinka (russ. MP). Ich entsichere leise meine Waffe, und nach dem Knacks liegt der gute Mann, zappelt dann noch mit den Füßen und wird ruhig.»

Die Maschinka trug M. immer bei sich. Ohnmachtsnahe betrachtete ich die Mordwaffe und die Bestie, welche morgen vielleicht auch hinter mir leise entsichern wird, durch Händezittern darf ich aber nicht verraten, was in mir vorgeht, sondern muss das Glas mit ihm anstossen. Ich brachte nie den Mut auf, zu fragen, aus welchen Kreisen die Opfer stammten. In der Stadt munkelt man aber, dass es sich vorwiegend um deutsche und ungarische Intelligenzler oder exponierte Personen handelt. Für Verhaftungen ohne Gericht und Wiederkehr pflögte man zu sagen: «Er wurde nach Neusatz verbracht.»

Anfang März 1945 wurden plötzlich alle im Lazarett eingesetzten Logoraši zusammengezogen und in das Lager zurückgeführt. Es ging so eilig, dass ich nach einigem absichtlichen Zögern zu spät kam und zurückbleiben musste. Unter den Logoraschen befand sich auch ein junger Kroat I., ehemaliger Angehöriger der Waffen-SS. Aus der ganzen Garnitur der Logoraschen kam er allein nach etwa 10 Tagen zum Arbeitseinsatz in das Lazarett zurück, abgemagert und sonnenverbrannt. Er erzählte mir, dass das komplette Lager Sombor damals noch am gleichen Abend Richtung Bezdán abmarschiert war. Sie mussten in der Baranja Schanzarbeiten verrichten. Er kam bis vor Esseg. Dabei erhielten sie wiederholt Artillerie- und Fliegerbeschuss, es gab Tote und Verwundete. Arbeiten mussten sie sehr viel, Unterkunft und Verpflegung waren miserabel. Der alte Burghardt Stefan-Vetter aus Szentiván, welcher mit mir im Magazin war, hat die Strapazen wohl überlebt, konnte sich aber davon nicht mehr erholen und soll nicht lange später gestorben sein. Der arme, immer lächelnde Stefan-Vetter! Als ehemaliger k. u. k. Kriegsgefangener in Sibirien diente er uns oft als Dolmetscher⁷.

⁷ Zu den Schanzarbeiten in der Baranja sind zwischen dem 10. und 12. März 1945 mehrere Tausend Deutsche aus den Arbeitslagern der Bezirke Sombor, Apatin und Hodschag zusammengezogen worden. Diese Aktion hatte folgenden Grund:

Als Verwaltungschef (Sef administrativno-ekonomskog otseka) kam nach P. B., ein baumlangler, im Grunde gutmütiger Serbe aus Pašičevo. Über die 3. Klasse Handelsakademie hatte er es nicht gebracht. Das Lazarett 4 übersiedelte Ende März 1945 in das Krankenkassengebäude, da das Komitatsgebäude für die Zivilverwaltung freigemacht werden musste. Nicht unerwähnt möchte ich lassen, dass im Hofgebäude des Komitats, in einem Raum mit Direktausgang zum Hof, das ganze Amtsarchiv des Komitats verbracht war. Es war dies ein Papierwust, als hätte man alles mit Mistgabeln hineingeworfen. Da sich hinter diesem Gebäude die Feldlatrine befand und alle dort vorbeigingen, nahm sich jeder den Papierbedarf von dort. Die Knappheit an Zigarettenpapier war auch der Grund, dass der Berg immer wieder umgewühlt wurde, um brauchbares dünnes Papier zu finden. Ich glaube nicht, dass es jemals gelang oder gelingen! wird, in dieses Archiv Ordnung zu bringen. Der Haufen betrug mindestens 50-60 Kubikmeter.

Am 9. März begannen die deutschen Truppen aus dem Raum zwischen Plattensee und Drau eine Offensive, die sich aber bald festlief, in Richtung Südungarn. Bei dem gleichzeitig befohlenen Angriff an der südlichen Draufont gelang den schwachen deutschen Kräften in Slawonien die vorübergehende Bildung eines kleinen Brückenkopfes am linken Draufer zwischen Esseg und Valpovo. – Die hier unter sowjetischem Befehl zum Stellungsbau im rückwärtigen Frontgebiet der Baranja eingesetzten Arbeitskolonnen wurden nach 10 Tagen wieder entlassen.

Über diese Aktion und die grossen Strapazen während der Schanzarbeiten berichtet der Dachdeckermeister Josef Haltmayer aus Hodschag, der sich seit Anfang März 1945 im Arbeitslager seines Heimatortes befand, Folgendes: «Am 12. März, Abend 8 Uhr, wir haben schon geschlafen: Auf, zusambacken, alles hinaus in Hof! Niemand wüste wohien, auf der Gasse herumstehen bis in der Frü 3 Uhr; die Gutser [Kutscher] mussten einspannen, wir fasten ein jeder 2 kilo Brod, unser Gebäk kam auf die Wagen und wir auch: Abmarsch gegen Ratz Milititsch, so dann bis Sombor; dann herunter fon den Wagen, fergaterung [Antreten] mit dem Gebäk, was da war. Hier sind viele Menschen gewesen, 1'400 von merere Lager. Ruisches Militär hat uns Übernommen. Es ging weider bis Bezdán hinaus, auf einem Salasch blieben wir über nacht. In der Frü ser frü auf, war noch dunkel: über die Donau auf Batina und weiter, bis abends kamen wir in Belmonostor [Beli Manastir] an. Viele warfen ihre Tuchend oder Teke, Pelz weg, den es war schon zu schwer zu tragen; es war so 50 Kilometer Marsch in einem Tag. Hier sind wir in der Zukerfabrik eingewatiert, waren alle 1'400 in ein Magazin. In der Frü zeitig auf und Laufgräben graben; und so jeden Tag um 3 Uhr auf, um 10 Uhr schlafen; in der Frü 10 bis 15 Kilometer weit und abends wieder zurück 10 bis 15 Kilometer: so 10 Tage. Zu essen haben wir 3 oder 4 mahl die ganze Zeiht bekommen: Erbsensube, fileicht 5 bis 10 erbsen in der Supe, beser gesagt in Wasser, abends 10 Uhr; sonst nichts. Laufgräben haben wir gegraben, ein jeder Man hat müssen Täglich 10 Meter lang graben; weil wir nicks zu essen hatten, gingen wir betteln, wenn wir in einer Gemeinde in der Nähe gearbeitet haben.

Nach 10 Tagen sagten die Russen: Ihr könt zuhaus gehen, wir brauchen euch nicht mehr. – Da kamen wieder die Partisanen, Übernamen uns, fürten uns zurück zufus bis Bezdán; weil wir nicht mehr gehen konnten, dann haben sie uns in Bezdán einwagonirt bis Sombor; aber die ganze Zeit kein Brot oder essen bekommen. In Sombor ins Lager; das war aber überfüllt, so hatten wir 2 nächte im Hof geschlafen; dann der gute Schuhe oder ein guten Winterrock oder hose gehabt hat, ist wegeholt worden in ein Zimmer, ist ihm wegenommen worden; wenn er etwas gesprochen hat, hat er tüchtige Schläge bekommen.

Nach 3 Tage sind wir 1'400 auseinandergelkomen in alle richtungen ...» (Erlebnisbericht; Original, 18. Mai 1947, 4 Seiten, hschr.)

Anlässlich des Falles von Wien und Berlin wurden im Krankenkassengebäude wilde Freudenschessereien veranstaltet. Auch mir drückte man einen Karabiner und Munition in die Hand. Ich hatte das Gefühl, auf meine Zukunft zu schiessen.

Mit der hochgehenden Frühlingssonne erwachte auch in mir das Bauernblut. Ich nahm einen Spaten, stach den rückwärtigen Hof um und legte eine kleine Parkanlage an. Der Szackige Stern in roten Gartenliebchen durfte natürlich nicht fehlen. Der Politikommissar F., ein junger Kroat, war von meiner Leistung begeistert. Er gab mir sein Ehrenwort, dass er binnen einer Woche meine Entlassung aus dem Lager durchsetzen und mich am 1. Mai zum «Udarnik» (Stachanowist) ernennen werde. Schwer betrübt und hängenden Kopfes gestand er mir nach einigen Tagen, dass man ihn gewarnt hätte, er spiele mit dem eigenen Kopfe. Er bat mich, ich möge ihn von seinem Ehrenwort entbinden, was ich auch tat. F. hielt auch allwöchentlich politischen Unterricht, an welchem Belegschaft und gefähige Patienten teilnehmen mussten. Von Beruf war er Kaufmannsgehilfe. Vor jedem Unterricht trank er bei mir bis zu 2 Liter Wein, um Mut zu fassen. Die Vorträge sahen dementsprechend aus.

In den ersten Apriltagen kamen auch einige freiwillige Deutsche in unser Lazarett. Es waren dies ein Friseur und einige Frauen und Mädchen aus Tschervenka. Gleich beim Einmarsch der Partisanen hatten sie sich freiwillig gemeldet, und man wusste nun nicht, was man mit ihnen anfangen sollte. Bei uns wurde der Mann Aufseher im Brausebad, die Frauen kamen in die Küche. Sie wurden nicht als LogaraSi behandelt, es wurde ihnen aber empfohlen, sich nicht viel auf der Strasse blicken zu lassen. Als Anfang August das Lazarett 4 aufgelöst wurde, kamen sie auf das Landgut des Lazarettes in Kernei, ihre Freiheit wurde weiter eingeschränkt, bis sie auch ins Lager gerieten. Als ständiger Koch war L. T. aus Apatin eingesetzt. Er war Logoras und Koch von Beruf. Auch er hat später den Tod gefunden, als er vom Lazarett wegkam und schwer arbeiten musste.

Es war etwa um den 10. April, da kam ein Befehl, dass sich alle Logoraši mit Gepäck im Hof einzufinden haben. Auch ich musste es tun. Da ich immer mit der Möglichkeit eines Abtransportes aus Sombor gerechnet hatte, befand sich in meinem Gepäck, welches nach üblicher Art in einem Sack untergebracht war, an welchem zwei Gurte zum Tragen am Rücken angenäht waren, eine «eiserne Ration», bestehend aus etwas Würfelzucker, Schnaps, Chinin, Aspirin, Verbandszeug und Jodtinktur. Wir wurden in das Lager eskortiert und, obwohl es erst Spätnachmittag war, geheissen, uns niederzulegen und zu schlafen. Mir muteten die ganzen Umstände eigenartig an. Ein Posten sorgte dafür, dass auch wirklich «geschlafen» wurde. Gegen 20 Uhr wurden wir «geweckt» und mussten vor der Baracke antreten. Man sagte uns, wir gehen «nach Hause». Es war noch Krieg, mit Nachtperrstunden, und ausgerechnet wir Deutsche sollten zu dieser Stunde nach Hause gehen! Mir fielen die Schilderungen von M. ein, und ich war überzeugt, dass unsere letzte Nacht angebrochen war. Der Zug setzte sich endlich in Bewegung, am La-

gertor vorbei. Wir wurden in eine mit vielen Männern dicht besetzte Baracke gepfercht, wo wir nur noch stehen konnten. Neben mir stand L. T. Jedes Gespräch war streng verboten. An der Tür standen einige bewaffnete Posten. Stunden vergingen. Bisweilen hörte man Motorenlärm und einzelne Schüsse, dazwischen Grabesstille. Leise flüsternd oder durch Händedruck nahmen wir voneinander Abschied. Aus den lispelnden Lauten hörte man hie und da Bruchstücke von Gebeten.

Es dürfte nach Mitternacht gewesen sein, da erschien eine Gruppe Partisanen, zählte 25 Mann ab, welche abgeführt wurden. In Zeitabständen von ca. ¼ Stunde wurden immer weitere 25 Mann abgeführt, zurück kamen keine. In der festen Überzeugung, dass es um Massenvergasung geht, benetzte ich das Taschentuch mit eigenem Urin, um es gegebenenfalls als Gasmasken zu benützen. Was sich meiner bemächtigte, war eher eine geistige Lähmung, welche in mir sogar das Angstgefühl paralyisierte. So kamen auch L. T. und ich an die Reihe. Selten im Leben überkam mich ein so intensives Glücksgefühl wie damals, als ich in eine hellerleuchtete Baracke geschoben wurde. An einem langen Tisch sassen mehrere Partisanen, der Tisch wies Berge von Uhren, Ringen, Banknoten und sonstigen Wertgegenständen auf. Das war es also, die «Entlausung», wie man diese Besitzsäuberung nannte, welche auch früher, aber nur einzeln, veranstaltet worden waren. Wir wurden aufgefordert, alle Wertgegenstände freiwillig abzuliefern. Jeder Einzelne werde anschließend leiblich untersucht, und wer etwas verheimlicht, werde erschossen. Man zeigte uns einige Jammergestalten in einer Ecke als bereits abgeurteilte Todeskandidaten. Ob sie auch wirklich erschossen wurden, weiss ich nicht.

Ich erklärte, nichts zu besitzen; im gleichen Augenblick streifte man mir schon den Ehering vom Finger. Masslose Wut ergriff mich, ich erinnerte mich, in einem Rocksaum eine 20-Pengö-Note zu besitzen, ich brachte es nicht fertig, diese abzuliefern. Die leibliche Visite blieb erfolglos, nicht zuletzt, weil ich meinen «Beichtvater» durch eifriges Zureden zum Lachen brachte. Rings um mich klatschten Ohrfeigen und Hiebe, dazu Stöhnen, mir selbst geschah nichts. Lediglich wurden mir die «eiserne Ration» und der Hosenriemen (Pfadfinderriemen mit Koppel) abgenommen. Mit einer Hand die Hose haltend, konnte ich mich der Gruppe der «Fertigen» anschliessen. In der Morgendämmerung marschierten wir wieder geschlossen ins Lazarett zurück; es bemächtigte sich uns eine eigenartige Sonntagstimmung, wir waren glücklich, fast übermütig.

Im Lazarett angekommen, lief ich sofort zu meiner immer noch auf freiem Fuss befindlichen Gattin, um sie zu beruhigen, denn am Vortage hatte ich wieder einmal Abschied von ihr genommen. Trotz früher Morgenstunde begegnete ich ihr unterwegs. Sie forderte mich sofort auf, die Finger zu strecken und merkte den blassen Kreis am leeren Ringfinger. Noch im Laufe der Nacht war wie ein Lauffeuer die Nachricht über die Vorgänge im Lager durch die Stadt geeilt, und sie wusste bereits Bescheid.

Etwa im Mai 1945 suchten mich B. und der Kommissar F. auf. Eine Überprüfung des Inventars war angekündigt. Die Bestandaufnahme zeigte allein bei Herrenhemden ein Manko von ca. 2'000 Stück. Beide beschworen mich, irgendeinen Ausweg zu finden,

da es ihnen an den Kragen gehen könnte. Ich erinnerte mich, dass aus dem liquidierten Lazarett 5 aus Sivac eine Reihe Tuchten mit Überzug angeliefert waren; die Überzüge waren im Lieferschein nicht gesondert angeführt, und so habe ich sie auch nicht aufgenommen. Sofort wurden die Tuchten abgezogen. Die AFZ (Antifaschistische Front der Frauen) wurde angewiesen, alle verfügbaren Schneiderinnen samt Nähmaschinen zu mobilisieren. In einigen Tagen waren Hunderte von Hemden in unmöglichsten Farben genäht. Die «Berichtigung» von früheren Verschleissprotokollen und Karteikarten ergab den Rest. Grössere Handtücher wurden halbiert und eingesäumt. Die Überraschung der Prüfungskommission war nicht gering, dass unser Lazarett als einziges im Divisionsbereich keinen Anlass zur Beanstandung gab. Dieser Umstand wurde in einem Rundschreiben lobend hervorgehoben.

Als dann im August 1945 auch das Lazarett 4 liquidiert wurde, rückte B. zum Chef des Lazarettzentrums vor. Nach dem Vorgefallenen rückte ich selbstverständlich mit. Dort wusste die Belegschaft nicht, dass ich Logoras war und sollte es auch nicht erfahren. Täglich musste ich mit der übrigen Belegschaft Morgeuexerzier mitmachen, fasste die Mannschaftsration an Zigaretten und erhielt die Verpflegung aus der Stabsküche. Ich bekam auch ein eigenes Mansardenzimmer zugewiesen und konnte mir die Möbel hierzu aussuchen. Ich erhielt auch einen Dauerpassierschein, so dass ich jederzeit das Lazarett verlassen konnte. B. teilte mir eines Tages mit, dass im Laufe des Austausches von Logoraschen-Gruppen ein Rechenfehler unterlaufen sei. Er habe bei der letzten Rückführung das Soll zurückgeschickt, ich sei als Rechenfehler zurückgeblieben. Praktisch zählte ich als Logorasch nicht mehr. Ich fasste Mut und begab mich zum Meldamt, um eine Zivillegitimation anzufordern. Drei Partisanen gingen mit. Noch einmal siegte die Dreistigkeit. Man staunte über meinen Namen, man «überprüfte» den Fall sorgfältig (indem man lediglich meinen Anmeldebogen ansah) und händigte mir die Legitimation aus. – Diese besitze ich noch immer. Bei der Flucht war sie mir später sehr wertvoll, so habe ich z.B. einen Bahnhofsvorstand im Burgenland mit diesem Ausweis gezwungen, mir und weiteren sechs Schicksalsgenossen einen Sammel-Dienstfahrchein nach Wien ohne Bezahlung auszufolgen.

Der Maturant D. K. war seit der Gründung des Lazarettes 4 als Chef der Wäscherei immer dabei und hatte für mich immer viel übrig. Er war ein Kommunist-Idealist. Er erzählte zu Hause auch von mir. Sein Bruder, ein Lehrer, war Chef des Rayon-Komitees der KP. Als nun die Angelegenheit so weit gediehen war, trug er sich mit dem Gedanken, mich als Leiter der «Zadruga» in Sivac einzusetzen. Mit den Brüdern K. war ich sogar einige Male am Kanal angeln. Inwieweit die Brüder und B. ihre Finger mit im Spiel bei dem Rechenfehler, durch welchen ich dem Lager entkam, hatten, weiss ich nicht. Jedenfalls wussten sie davon und freuten sich mit mir. Offiziell konnten sie mir nicht helfen, vielleicht ging es auf diese Tour.

Jeden Morgen um 7.30 Uhr fand bei B. eine Stabsbesprechung statt, an welcher etwa 15 Personen teilnahmen (Chef, Ökonom, Küchenchef, Wachkommandant, Abteilungsleiter, Magazineure und leitendes Büropersonal). Bei einer solchen Besprechung erhob eine Partisanin die Anklage, dass sich Verräter unter uns befinden, denn immer wieder

seien die Logoraši mit Weissbrot, mit einem Stück Fleisch oder mit Zigaretten anzutreffen. Alle taten entrüstet und schimpften über den reaktionären Geist, welcher noch immer nicht ausgemerzt sei. Ich persönlich habe aber jeden Einzelnen aus der Runde, Klägerin nicht ausgenommen, gesehen, wie er den Logoraschen für irgendeine Leistung Lebensmittel oder Zigaretten zusteckte! Jeder schimpfte jetzt, weil aus Misstrauen mit Wölfen geheult werden musste. Virtus heroica wäre erforderlich, um sich dieser Umklammerung der Angst und des Misstrauens zu entziehen. Heroen sind aber selten, und ich schreibe einen Grossteil der an uns begangenen Grausamkeiten eher der Schwäche als dem Hass zu. Die Rangierung der Wertbegriffe war auf den Kopf gestellt. Wie viele werden es sein, die nach der neuen Ordnung Butter am Kopf hatten und durch Miss-handlung der Deutschen den Verdacht von sich ablenken wollten! – Ein besonders grober Wächter im Lager, ein Slowake aus Selenča, hat sich als ehemaliger SS-Wächter in einem deutschen KZ entpuppt! – Umso grösser ist die Verantwortung jenes kleinen Kreises, welcher den Hass gegen unsere Menschen auf rein rassischer Basis nicht nur befohlen, sondern mit so zynisch ausgeklügelten Mitteln forciert hat!

Anfang September 1945 erhielten wir vom Armeekommando Neusatz, Verpflegungsabteilung, den Vorwurf, dass an einzelnen Lebensmitteln ein Überkonsum stattgefunden hat. Ich wurde angewiesen, diesen Vorwurf zu entkräften, was mir auch gelang. Kurz darauf erschien ein Hauptmann, ein ehemaliger Gemeindesekretär, um unsere Behauptungen zu überprüfen. Bei detaillierter Kontrolle fand er meine Kalorienumrechnungen richtig und stellte mir unvermittelt die Frage, warum ich nicht zum Verwaltungschef ernannt werde. Kleinlaut gab ich zu, dass ich ein Logoras bin. Er betrachtete mich eine Weile aufmerksam und nickte dann «razumen» (ich verstehe). B. sagte mir dann später, der Hauptmann habe den Wunsch geäussert, dass künftighin die Küchenkalkulation nur von mir gemacht wird. Einige Tage darauf erhielt unsere Anstalt die Aufforderung, mit Rücksicht auf die mustergültige Wirtschaftsführung einen Einwinterungsplan für die Wirtschaftseinheiten des Armeegebietes auszuarbeiten. Um diese Zeit war es so weit, dass ich sogar versiegelte Briefe des Armeekommandos mit drei roten Strichen (streng vertraulich) ungeöffnet zur Erledigung bekam. Ich zeichnete die Akten ab, fertigte die Kuriere mit Marschbefehlen ab und hatte zu diesem Zwecke sämtliche Dienststempel in meiner Schreibtischlade.

Im Lazarett waren je nach Bedarf bis zu 50 Logoraschen beschäftigt. Sie wurden in gewissen Zeitabständen gewechselt, manche wurden sogar auch über den Austausch hinaus zurückgefordert, namentlich Handwerker. Für die Logoraši war eine eigene Küche eingerichtet. Monate hindurch erhielten sie als Verpflegung salz- und fettlose Bohnensuppe mit steinhartem Maisbrot, allerdings in ausreichender Menge. Als mir nun die Kalkulationstabellen überreicht wurden, fand ich dort auch die gesetzlichen Kalkulationstabellen für Kriegsgefangene und die Tabelle für die Zivilinternierten. Letzteren stand zwar kein Fleisch zu, aber die Umrechnungstabelle gestattete doch eine abwechslungsreichere Kost, sogar Gewürze und Zucker waren vorgesehen. Es gelang mir, die Zustimmung B.'s zur Anwendung dieser Tabelle zu erwirken, und nun gab es sogar Griesnudeln.

Untergebracht waren die Logoraši im Keller. Dort befand sich eine Unzahl von Polstermöbeln, und es wäre nicht schlecht im Vergleich zum nackten Fussboden im Lager gewesen, aber die Räume waren so voll mit Flöhen, dass es die Leute vorzogen, am Dachboden, in Werkstätten oder in sonstigen Winkeln zu schlafen.

Von meinem Mansardenfenster hatte ich Ausblick auf den Hof des OZNA-Gefängnisses im Hinterteil des Komitats-Gebäudekomplexes. Der Anblick dieser Ärmsten bei ihrem Morgenspaziergang im Kreise, im Gänsemarsch, Hände am Rücken, unter der Aufsicht von schwer bewaffneter Wache, war für mich ein tägliches Memento.

Im September 1945 forderte das Armeekommando die Stärke der Mannschaft an, da für alle, insbesondere für Offiziere und Unteroffiziere, Uniformen angefertigt werden sollten. Ich befand mich gerade bei B., als ein Patient, ohne anzuklopfen, eintrat. Es war ein Oberleutnant der OZNA. Er grüsste normal und erkundigte sich, ob auch er eine neue Uniform bekomme. B. erklärte ihm, dass es vorerst nur um das Personal gehe. In der Haltung des Oberleutnants vollzog sich ein eigenartiges Strecken, während hinter den halb zusammengekniffenen Augenlidern der Blick eines Wahnsinnigen auf B. fiel. Mit fast ruhiger Stimme skandierte der Oberleutnant: «Tausende von Faschisten habe ich mit diesen Händen ausgemerzt, einer mehr oder weniger spielt keine Rolle. Ich will die Uniform, merke dir das!» Es gelang B., ihm ein nichtssagendes Versprechen zu geben und ihn an der Tür hinauszukomplimentieren. Wir waren beide entsetzt.

Wie bereits erwähnt, hatte das Lazarett eine Gartenwirtschaft in Kernei. Mit dem Wachkommandanten fuhr ich oft in einem einachsigen Gig mit Pferdebespannung hin, um die Reihenfolge der Ernte zu veranlassen. Der Wachkommandant M. war aus Rača in Syrmien. Er war der direkte Vorgesetzte der Logoraši und für diese verantwortlich. Grob und ungerecht war er aber nie. Als wir wieder einmal nach Kernei fuhren, es war Ende September/Anfang Oktober 1945, es war ziemlich heiss, überholten wir eine endlose Kolonne von Logoraschen. Es waren durchwegs Greise beiderlei Geschlechtes. Mühsam schleppten sie sich und ihre Rückensäcke dahin, häufig stützte der Grossvater die Grossmutter oder umgekehrt, mancher wurde von zwei ebenso Erschöpften eingehakt und mitgeschleift. Sie torkelten mehr dahin als sie gingen. Die Kolonne war durch die unregelmässigen Abstände über 1 km lang. An der schon zerschlissenen Kleidung sah man, dass es keine Bettler waren. Der Anblick der verbitterten, erschöpften Gesichter war fürchterlich. Die Begleitmannschaft ritt auf Pferden. M. hielt das Gig an und fragte einen Reiter, was los sei. Dieser erklärte, dass das Lager Kruševlje nach Sivac zur Zuckerrübenerte abkommandiert sei. M., ein alter Partisan, startete wortlos vor sich hin, und als wir die Kolonne hinter uns hatten, entrang sich seiner Brust ein tiefer Seufzer. Wortlos winkte er ab, schaute zum mir entgegengesetzten Kukuruzfeld und schlug mit der Peitsche auf das Pferd ein.

Am Abend kehrten wir in Kernei in ein Gasthaus ein. An einzelnen Häusern fehlten bereits die Fensterstöcke. Die gähnenden Öffnungen stachen gespenstisch von den

weissgetünchten Wänden ab und erinnerten an Totenschädel. Durch ein vorhangloses beleuchtetes Fenster sah ich eine Frau, der Tracht nach aus Lika. Sie hielt den Kopf eines Kindes im Schoss und zerteilte aufmerksam mit den Fingern die Haare. Dieses Bild und der elegante Kasten im Hintergrund riefen mir im Bruchteil einer Sekunde die Tragik der Zeit ins Bewusstsein⁸.

Am 20.10.1945 fuhr der Kassier, Oberleutnant N., mit einem LKW nach Belgrad um Äpfel. Die Rückkehr war für Samstag, den 21. 10. vorgesehen. Er kam zu Fuss, als es schon dunkel war, weil er vor Kernei eine Panne hatte. Den Fahrer und das Fahrzeug hatte er zurückgelassen und ist über 10 km zu Fuss gegangen, um mir raschest die Nachricht zu überbringen, dass die OZNA in Belgrad erfahren habe, wo ich bin, und mich wahrscheinlich festnehmen würde. Bei dieser Nachricht lief es mir kalt über den Rücken. Nach deutscher Art schrieb ich Weisungen an alle Angestellten, was unerledigt und wie es zu erledigen ist, steckte dieses Testament in eine Lade, welche vor Montag nicht geöffnet werden würde, begab mich zur Frau, um nochmals von ihr Abschied zu nehmen, und flüchtete davon, während flammende Zungen des Feuerwerks aus Anlass des Jahrestages der Befreiung den nächtlichen Himmel leckten. Frau und Kinder konnte ich nicht mitnehmen, da nach spärlichen Berichten in Ungarn die Eisenbahn wegen Kohlenmangel ruhte und für mich persönlich Eile geboten war.

Als ich dann Wiedersehen mit der Familie erlebte, erzählte mir die Frau, dass alle meine Partisanenfreunde gekommen waren, um sie zu trösten, und billigten meinen Schritt. Lediglich Oberleutnant N. soll getobt haben und meine Verfolgung verlangt haben. Wie ich später erfuhr, hat N. den Ertrinkungstod gefunden, Gott segne ihn aber!

Über Ungarn und Niederösterreich erreichte ich am 31.10.1945 Linz.

Meinen Erlebnisbericht habe ich nicht zugeschnitten, um irgendeine These damit zu beweisen. Erst beim wiederholten Durchlesen des Manuskriptes konnte ich feststellen, dass folgende Punkte als Synthese meiner Erlebnisse und meiner Erfahrungen aus dem Verkehr mit zahlreichen Internierten herausgezogen werden können:

1. Ich genoss entschieden eine Sonderstellung, und aus meinen Erlebnissen können keine Schlüsse auf die Wahrhaftigkeit anderer Erlebnisberichte gezogen werden.
2. Der Hass gegen die Deutschen in Jugoslawien war nicht ein empfundener, sondern ein befohlener Hass.
3. Die Tatsache, dass sowohl die Foltermethoden als auch der Zeitpunkt verschiedener Schikanen überall gleich waren, lässt auf eine straffe Lenkung dieser Massnahmen schliessen. – Hierzu ein Detail, welches in der Zeitperspektive an Bedeutung verloren hat und deshalb wahrscheinlich in den meisten Berichten fehlen wird: In allen Lagern

⁸ In den Dörfern der vertriebenen und internierten Deutschen wurden seit Herbst 1945 Serben aus der Lika, Bosnien und Montenegro angesiedelt.

und bei allen Arbeitskommandos wurden periodisch fixe Termine verlautbart, wann die Lager aufgelöst werden und die «Logoraši» heimkehren dürfen. Das war eine masslose Nervenmühle, dazu angetan, die physisch Erschöpften auch seelisch zugrunde zu richten.

Nr. 43

**Erlebnisbericht des Landwirts J. S. ans Neu-Palanka (Nova Palanka),
Bezirk Palanka in der Batschka.**

Original, April 1958, 12 Seiten, hschr. Teilabdruck.

Verhaftung, Ermordung von volksdeutschen und madjarischen Männern aus Palanka nach der Besetzung des Ortes durch die Partisanen und ihre Verschleppung zur Zwangsarbeit; Erlebnisse des Vfs. auf dem Fussmarsch nach Vrđnik (Fruška Gora) Anfang November 1944 und als Zwangsarbeiter in der dortigen Kohlengrube bis Ende 1945.

Am 8. November 1944 morgens kam zu mir ins Haus ein bewaffneter Partisan und sagte, ich muss mit ihm gehen. Auf meine Frage: «Wohin?» sagte er mir, ich kann mir für vier Tage Essen mitnehmen, es geht auf ein Staatsgut, Mais brechen. Doch als ich auf die Gasse kam, wusste ich schon alles. Aus mehreren Gassen sah ich Männer kommen, von Partisanen zusammengetrieben. So ging es dann anschliessend in die Schwestergemeinde Batschka-Palanka in die Bürgerschule, wo schon bei 100 Mann am Tage vorher hingetrieben wurden¹. Wir waren ungefähr 170 Schwaben und 20 Ungarn. Einige, vielleicht 8 ärmere von den Ungarn wurden, da sie zuerst zum Tito schwören mussten, entlassen. Die anderen, vielleicht 12, Intellektuelle und Beamte, wurden zu uns eingeteilt. Wir waren alle unter 60 Jahren, auch einige Jugendliche waren dabei mit 13-14 Jahre. So fing dann die Gerichtbarkeit an. Alle mussten aus den Zimmern heraus, auf dem breiten Gang im ersten Stock in zwei Reihen antreten; da fing die Schlägerei an. Einer fragte, was man sei der Nation nach, der andere fragte, ob man im Kulturbund war. Und was immer man auch war und sagte, es gab Prügel und Backenstrieche. Ein anderer kam mit einer Hitlerfahne, die mussten wir küssen, hernach gab's mit der Fah-

¹ Von den ca. 7'000 deutschen Einwohnern der drei Schwestergemeinden Batschka (Deutsch)-, Neu- und Alt-Palanka war der überwiegende Teil bis Mitte Oktober dem Aufruf zur Flucht gefolgt und im Treck, Eisenbahn- und Schiffstransport evakuiert worden. Am 20. Oktober trafen die ersten Partisanen, eine Woche darauf die ersten sowjetischen bzw. bulgarischen Truppen ein. Bereits während dieser Zeit sind von den Partisanen über hundert deutsche und einige madjarische Männer, zumeist Beamte, Kaufleute und Gewerbetreibende, auch eine grössere Anzahl Jugendlicher, verhaftet, in der Bürgerschule und im Gerichtsgebäude des Bezirksortes Batschka-Palanka schwer misshandelt und wahrscheinlich im nördlich der Gemeinde gelegenen Akazienwald erschossen und auch dort verscharrt worden. (Eine Ermittlung der genauen Zahl der Ermordeten ist nach den vorliegenden Berichten nicht möglich.)

nenstange. So ging's bis Mittag. Nachmittag im grossen Hof antreten, von vier Reihen je zwei Reihen mit dem Rücken zusammen. Wir waren sehr streng bewacht. In allen Winkel und rings um die Schule war Wache. Rings um uns waren Maschinengewehre und knatterten, natürlich blind, um uns die Todesangst einzutreiben. Während der Schiesserei wurden wir ausgeplündert. Geld, Essbesteck, wie Messer, Gabel und Löffel, wie auch Schreibsachen mussten vor sich hingelegt werden. Sprechen durften wir nicht. Das dauerte bis 4 Uhr Nachmittag.

Dann ging's zum Abmarsch ins Ungewisse; Donau abwärts durchs Ried, ungefähr 6 km. Dort wurden wir mit einem kleinen Motorschiff und zwei daran gebundenen Fischerbooten zu je 60-70 Mann über die Donau geführt. Dort am Ufer mussten wir uns in zwei Reihen aufstellen und auf die anderen warten, während dieser Wartezeit von unseren Wachen ausgeplündert. Ich war beim ersten Transport. Beim zweiten war es schon etwas finster. Die uns begleitenden Partisanen waren im Motorschiff, wo sie auch ihre ausersehenen Opfer hineinnahmen. Als erster wurde der Neu-Palankaer Polizeiführer, ein Ungar, über Bord geschmissen, der noch aus dem Wasser schrie: «Pozdravite mene moj zena²!» Als zweiter wurde der wohlhabene Ökonomie und Mühlenbesitzer Karl Cserveny, der mittlere der drei Brüder, hinausgeschmissen. Dieser konnte sich durch Schwimmen noch am einem der anhängenden Booten festhalten und erreichte glücklich das jenseitige Ufer. Es war aber schon stockfinster. Dann suchten ihn auch schon die Partisanen und fragten einander: «Die tej debela³?». In unmittelbarer Nähe von uns, neben einem Weidenstrauch, fing die Folterung an. Eine Partisanin machte ihm den Garaus. Er bat dann: «Al nemoj, gospodjice⁴!» Einige Kameraden, die näher waren, sagten, sip hätte ihn mit einem Messer am Leibe traktiert. Seine letzten Worte waren: «Schwager hilf!». Dann warfen sie ihn ins Wasser. Sein Schwager Holiga stand neben mir. Da kam ein Partisan und erkundigte sich nach ihm und befahl ihm strengstens zu schweigen. Dieser sagte: «Imam dosta za mene⁵».

Dann ging es ungeordnet, mehr im Laufschrift, durch Schlucht und Berg auf ungebahren Wegen. Keiner wollte der letzte sein, denn der zurückblieb, wurde erschossen. Als dritter wurde Oppermann Jakob, Gastgeber von Neu-Palanka, erschossen. Als wir hinauf auf die Steinstrasse kamen, bogen wir rechts um, also zurück Donau aufwärts bis in den nächsten Ort, Neštín. Hier alle in ein Haus in zwei Zimmer. Dort warteten schon Zivilisten auf unsere Kleider. Da wurde uns, was man für überflüssig an Kleidern [hielt], so auch Unterwäsche und Schuhe, weggenommen.

Während wir in den Zimmern ausgeplündert wurden, wurde im Vorzimmer des Hauses Gerichtbarkeit abgehalten. Ich stand im ersten Zimmer neben der Tür. – Die Tür ging ständig auf und zu, wo die Partisanen die Beute hinaustrugen; auch unsere Leute

² «Pozdravite mi moju zenu» (serb.-kroat.) = «Grüsst mir meine Frau».

³ «Gde je taj debeli?» = Wo ist dieser Dicke?»

⁴ «Aber nicht doch, Fräulein!»

⁵ «Ich hab' genug für mich.»

mussten helfen hinaustragen. – Als erster wurde, das sah ich alles, ein Ungar, Stuhlrichter oder Bezirksrichter, [geholt]. (Er war der Schwiegersohn des gewesenen Notars Schimandi, der später im Elektrizitätswerk Beamter war.) Und dieser Stuhlrichter musste sich bis auf die Unterwäsche ausziehen und musste ständig Knie tief beugen, inzwischen bekam er Ohrfeigen. Der vor ihm stehende Partisan sagte: «Jetzt bin ich Richter!» Dann antwortete der Richter: «Utalom a Hitler, szerb ember jó ember⁶!» Aber das nützte alles nichts. Schliesslich nahm der Partisan das Gewehr von der Schulter, mit den Worten: «Ich werde mir nicht die Hände verschlagen», und gab ihm Kolbenstosse, bis er ohnmächtig war. Dann blickte der Partisan ins Zimmer nach einem anderen. Der zweite war der angesehene Ökonomie und Weingartenbesitzer Brucker Béla. Er winkte ihm mit dem Finger. Dieser kam auf die Richtstätte des ersteren. Die erste Frage war, wieviel Joch Grund er besitze. Das konnte ich aber nicht hören, wieviel er sagte, weil er es leise sagte. Darauf sagte zu ihm der Partisan: «Poznam ja tebe. Ja sam vec vezao vinograd kod tebe⁷». – Und so ging es noch eine Weile.

Es kann 1 Uhr bei der Nacht gewesen sein, es war regnerische Zeit, da ging's in Viererreihen zurück, Donau abwärts bis in den Ort Susek. Denen man die Schuhe weggenommen hatte, banden sich Fetzen um die Füße. Doch von der rauhen Steinstrasse hatten diese sich bald durchgelaufen. So auch bei jenen, welche auf Socken liefen. Die Füße an der Sohle hatten Wunden und bluteten schon bei einigen Kilometern.

In Susek angekommen ca. 4 Uhr morgens. Dort trieben sie uns in ein Haus des Müllermeisters Schäffer. Dort wurden wir nochmals nach überflüssigen Kleidern durchsucht. Hauptsächlich nach Schuhen. Der es unbemerkt machen konnte, nahm Glasscherben, deren es genug gab, denn es gab kein ganzes Fenster mehr, und zerschnitt sich seine Schuhe, schmierte sie ein mit Kot, so auch die besseren Kleider.

Um 5 Uhr ging's weiter, Donau abwärts bei zwei Kilometer. Dort Rast auf einer Brücke, unter der eine tiefe Schlucht, vielleicht auch ein Wasserkanal in die Donau führt. (Es war sehr finster, ich konnte es nicht feststellen.) Dort glaubten wir, wir werden alle in den Abgrund erschossen. Einige, auch ich, beteten still in uns. Nach einigen Minuten trieben sie uns wieder zurück nach Susek in dasselbe Haus. Dort wieder eine kurze Zeit, dann ging's wieder zurück über die Brücke. Dann wurde es Tag, dann ging's weiter in Richtung Banoštar. Doch einige km vorher gab's Rast. Wir durften Wasser trinken und Not verrichten. Bei dieser Gelegenheit sprang der Müllermeister Link Johann ins Wasser. Im Augenblick ratterten die Maschinenpistolen auf ihn. Dann wurde schnell Vergatterung [veranstaltet]: Wer ging neben ihm? Der musste von seinen Absichten gewusst haben! Keiner wollte neben ihm gegangen sein, es gewusst haben. – Es war auch schwer zu wissen, da wir den ganzen Weg geprügelt und durcheinandergetrieben wurden. – Nach einigen Schikanereien ging's dann weiter.

⁶ Ungarisch: «Ich verabscheue Hitler, der serbische Mensch ist ein guter Mensch.»

⁷ «Ich kenne dich. Ich habe schon Reben bei dir gebunden.»

Es kann 10 Uhr gewesen sein, da kamen wir in dem Ort Banoštar an. Einige Minuten Rast, knapp am Ufer der Donau. Da kamen Tote geschwommen. Da sagte ein Partisan zu uns: «Gledi, tvoj brat⁸». Ein anderer wieder kam, schlug auf uns drein und sagte: Wegschauen! Sodann ging's weiter, etwas entfernt von der Donau nach Scherewitz. Es kann 12 Uhr mittags gewesen sein. Dort liess uns unsere Wache ein wenig in Ruhe. Unsere Partisanen trafen dort viele andere ihresgleichen, da bekundeten sie die Bekanntheit. Dort ging's zu wie bei einem Faschingszug. Alle Schichten der Befreier waren vertreten. Da wurde getanzt, gesungen – Schnaps- und Weinflaschen in der Hand –, der Dudelsack spielte Kolo und dergleichen. Es sah aus wie auf einem Zigeunerjahrmarkt. Wir hatten eine Stunde von unserer Eskorte Ruhe. Wer wollte, konnte mittagessen, doch viele hatten keinen Hunger, so auch ich nicht. Wieder andere aber hatten ihr Essen während der Strapazen weggeschmissen oder verloren. (Bemerkungen: Scherewitz ist scheinbar ein kroatischer Ort, denn hier sah man uns nicht so verbrecherisch und verachtend an, auch unsere Eskorte schlug uns nicht⁹; der Tag war regnerisch.)

Um 13 Uhr ging's weiter nach Beočin; dort vor der Zementfabrik machten wir eine halbe Stunde Rast. Während dieser Zeit hatten uns die Partisanen noch das Letzte weggenommen: Hosenträger, Hosenträger; wenn schön war: Taschenspiegel, Kamm. Mir hatten sie meinen Brotsack aus Kalbshaut weggenommen, so musste ich dann mein Brot in der Hand tragen. Dann ging's ins Gebirge. Es ging gegen Abend. Ein Partisan hatte von seinem Gewehr nur mehr den Riemen und den Lauf, mit welchem er dreinschlug. Dann fing auch schon das Erschiessen an. Der erste war der ungarische Richter; Brucker Béla, Weinhändler; Johann Frei, Hilfsarbeiter; Schmidt, Schuhmachermeister, Feuerwehrturmwächter; Michael Schuhmacher, Eisenbahnlokführer und noch einige, deren Namen ich nicht weiss; diese alle waren aus Deutsch- und Neu-Palanka. In der Regel taten sie es so: Den sie sich ausersahen hatten, schlugen sie mit dem Gewehrkolben, bis die Menge vorüber war; hatten sie ihn erschossen, da musste ein Mann zurücklaufen und ihn von der Strasse in den Graben ziehen, dann wiederum nachlaufen. Zurückschauen durften wir nicht, sonst zielten sie auf uns.

Wir kamen an den Wald, der Tag ging zur Neige. Ein Zivilist, mit einem Stock, daran ein kleines Haki, scheinbar ein Waldhüter, wies den Partisanen den Weg durch eine Schlucht im Wald, den wir gingen. Doch dort konnte man nicht mehr geordnet zu viert gehen, so mussten wir oft einzeln gehen. Die Partisanen standen auf beiden Seiten und schlugen mit Gerten (Sträucher) auf uns drein während des Vorbeimarsches. Und so liefen sie immer vor, solange es ihnen gefiel. Dort wurden auch einige erschossen oder erschlagen.

Es war schon Abend, finster, als wir in der alten Kolonie der Kohlengrube angekommen sind. Dann ging's weiter bis ins Tal vors serbische Priesterseminar, von dort noch einige km bis vors Schulhaus Vrdnik. Es regnete noch immer, es war stockfinster,

⁸ «Schau da, dein Bruder.»

⁹ In Scherewitz (Cerević), Bezirk Ilok, lebten nach den Ergebnissen der jugoslawischen Volkszählung im Jahre 1931 ca. 1'600 Serben, 600 Kroaten und 230 Deutsche.

die Steinstrasse sehr schlecht, oft Löcher his 20 cm, Morast fast bis an die Knie. Ein mancher, der noch einen Sade mit Lebensmitteln hatte, verlor es dort oder hat es weggeworfen; man fiel darüber, wusste nicht, war es ein Sade oder ein Mensch. Vor dem Schulhaus übergaben uns unsere Marter [Peiniger] anderen. Diese haben russisch gesprochen. Da mussten wir zu acht gehen; diese meinten, es müsse aufs Komando gehn. Da gab's wieder Hiebe, bis es soweit war. Da mussten wir wieder zurück ins Priesterseminar. Dort, aus dem Ablaufrohr der Dachrinne, stillte ich unerlaubt meinen Durst. Dann wurden wir in ein grosses Zimmer getrieben. Einige wurden verstandlos, schrien und fantasierten. So auch der Seilermeister Johann Blum von Neu-Palanka; er schickte seine Tochter Wein holen zum Nachtmahl, schimpfte sie – und sie war doch gar nicht dort. Andere wieder jammerten vor Schmerzen der Wunden an den Fusssohlen (von der rauhen Steinstrasse), die barfuss waren. So ging es bis Mitternacht. Von Essen war keine Rede; wir brauchten auch nichts, wir bekamen auch keinen Hunger. Jetzt wurde es etwas still. Wir lagen dicht nebeneinander in den nassen Kleidern und schliefen. Scheiben waren keine in den Fenstern; wir brauchten auch keine, denn wir dunsteten wie in einem Dampfbad.

10. November 1944: Morgens kam ein Partisan und rief einige junge Burschen, wohin wusste niemand. Die Maschinenpistolen ratterten ununterbrochen. Wir glaubten, die Burschen wären erschossen. Doch nach getaner Arbeit kamen sie alle wieder zurück, das war unser erster Hoffnungsstrahl.

Am nächsten Morgen, 11. November, kam ein Intellektueller, Zivilist, mit einem Jagdgewehr, und fragte: «Wer möchte freiwillig auf Arbeit?» Es wollten fast alle, die noch konnten. Doch er nahm nur 20, ich war auch dabei. Er war aber höflich, schulterte das Gewehr und ging voraus. Am Wege begegnete uns ein Serbe und fragte: «Wohin mit denen?» «Wein abziehen», sagte unser Begleiter; doch wir wussten, dass wir nur gefoppt seien. Es ging in die Kohlengrube. – Ein grosses Stück Weissbrot bekam ein jeder, bevor wir in den Schacht gingen. Die Beamten, so auch die Grubenarbeiter, ausser den Serben, waren uns nicht schlecht gesinnt.

Den nächsten Tag, 12. November, sind fast alle in die Grube, die nicht krank waren. – So wurden wir dann auch in das Kasino der alten Kolonie übersiedelt. Dies Gebäude wurde unser Lager. Wir wurden dann in drei 8-Stunden-Schichten eingeteilt. – Wir gingen gern in die Grube; denn es ist inzwischen Winter geworden, und die Kleider, welche wir noch hatten, waren schon abgetragen und zerrissen: In der Grube war es warm, und wir hatten Ruhe vor den Partisanen; und die Bergarbeiter, zu denen wir zugeteilt wurden, gaben uns öfters ein Stückl Brot. (Es waren zumeist Slowenen, Kroaten, einige Ungarn und einige Polen.)

An Weihnachten 1944 wurden von uns bei 100 Mann abtransportiert, in die Batschka nach Neusatz. Die Jüngeren kamen nach Russland¹⁰; einige wieder zurück zum

¹⁰ Über die Deportation von Volksdeutschen zum Arbeitseinsatz in der Sowjetunion s. die unter Nr. 44 ff. abgedruckten Erlebnisberichte.

Streckenbau, welche dort alle gestorben seien¹¹. Die Arbeitsunfähigen wieder kamen ins Vernichtungslager Jarek¹². Einige blieben in Neusatz. Bei 60 Palankaer blieben wir in Vrdnik in der Kohlengrube. Zu essen gab's dreimal täglich Bohnensuppe, Gerstensuppe, Erbsen-, Krautsuppe und dergleichen, welches ich nicht zu benennen weiss»– doch Fleisch oder Mehlspeise bekamen wir nie – und Maisbrot. Mehrere sind an den Folgen der Schläge gestorben. Diese durften wir im katholischen Friedhof neben der Kohlengrube begraben; sie bekamen auch einen notdürftigen Sarg von der Bergwerksdirektion. – Weihnachten gab's hier nicht.

öfter des Nachts kamen, zumeist fremde, Partisanen-Patrouillen in das Lager und prügelten uns nach Belieben blutig und geschwollen, dass wir uns kaum mehr erkannten.

Zwei internierte Kameraden sind im Frühling 1945 von der Kohlengrube und Lager Vrdnik desertiert. Man hatte sie in der Batschka in Pašičevo erwischt, dort ins Lager gebracht, von dort wieder zurück in die Kohlengrube. Hier wurden sie mit Draht gefesselt, in den Keller gesperrt. Nach einigen Wochen hat man sie herausgeholt, dann wurden sie von unserem Häuptling erschossen, im serbischen Priesterseminar. Da mussten wir alle an treten. Die zwei mussten sich neben die Kirche knien, die Hände vorne zusammengebunden; von rückwärts schoss der Häuptling ihnen in den Kopf. Der eine fiel auf die geschnürten Hände, da gab der Partisanenhäuptling einem jeden noch einen Schuss. Dann feuerte er nochmal in die Luft und sprang in die Höh. – Dem zweiten hatte ein Auge schon beim ersten Schuss an einem Faden herausgegangen. – Ringsum waren wir stark von Partisanen mit Maschinengewehren bewacht. Da sagte zu uns der Häuptling, so wird es uns allen gehen, wenn wir durchgehen.

Bei allen Leiden und Qualen hatten wir dann noch erfahren, dass unsere Familien und Angehörigen daheim aus Haus und Hof vertrieben, das bewegliche Vermögen so auch das Vieh geraubt wurden, wir keine Heimat mehr hatten¹³. – Unerträglich war der Schmerz. Denn wer hatte keine Kinder und alte Eltern! Verbindung mit den Seinigen gab es nicht. Leben sie noch? Wo sind sie?

Inzwischen waren wir schon alle krank. In den Speisen kein Vitamin, im Brot kein Kleber; an Salz fehlte es auch. Dazu hatte die Läuseplage überhandgenommen. Wir hatten uns einen Läusedämpfer gemacht von einem Eisenfass. Im Feber 1945 hatten ich und ein junger Bursch, Franz Josef aus Palanka, unsere Kleider bei der Nacht in das Dampffass [gegeben].

¹¹ Auch aus mehreren Erlebnisberichten geht' hervor, dass die Zahl der Todesopfer unter den Volksdeutschen Zwangsarbeitern an den Eisenbahnlagen in Syrmien wegen brutaler Übergriffe der Wachmannschaften und wegen der harten Arbeitsbedingungen im Winter 1944/45 ungewöhnlich hoch war.

¹² Über die Verhältnisse im Lager Jarek s. die Erlebnisberichte Nr. 55–57.

¹³ Aus Palanka ist die Masse der zurückgebliebenen deutschen Frauen, Kinder und alten Leute bereits am 29. November 1944 ausgetrieben und zunächst nach Alt-Ker (Pašičevo), Bezirk Neusatz, übergeführt worden. Von dort wurden die Arbeitsfähigen auf verschiedene Arbeitslager verteilt, die übrigen in das Internierungslager Jarek geschafft (s. hierzu Bericht Nr. 55, S. 384ff.).

Ein reichsdeutscher Kriegsgefangener hatte auch seine Decke darin; er sass dabei und heizte. Als ich nach einer Weile nachsehen wollte, hob ich den Deckel hoch, da gerieten die Kleider in Flammen; es war kein Wasser mehr im Fass, man konnte nichts mehr retten, alles verbrannte. Jetzt hatten wir nichts mehr als ein Hemd und Unterhosen, die wir anhatten. Der Kleine fing an zu weinen, ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Am nächsten Tag hatten wir die Decken umgehängt, so ging's zur Arbeit. Ich und der Junge mussten nicht mehr in die Grube, weil wir zu schwach waren; wir hatten herausen in der Bergwerksmeisterei Einteilung bekommen. So hatten wir unsere Decken umgehängt und sind an die Arbeitsstelle. Dort hatten wir noch eine halbe Stunde zu warten; wir waren nicht bewacht. Da bemerkte ich in der Nähe am Berg in den Weingärten ein Haus, habe mich erkundigt, dass Ungarn darin wohnen. Rasch entschlossen ging ich mit dem Jungen hin, Kleider zu betteln. Die Leute waren zu Tränen gerührt, als sie uns sahen und alles erfuhren. Sie gaben uns sofort Kleider, wollten sie noch ausbessern, doch wir hatten keine Zeit; da bekamen wir Zwirn und Nadel, und Speck und Brot; so eilten wir zu unserer Arbeitsstelle, wo schon die Einteilung begann. So glücklich habe ich den Bursch nie gesehen wie damals! – Er war mein Nachbarskind von daheim. An Pfingsten 1945 kam er ins Vernichtungslager Mitrowitz, wo er auch kurze Zeit nachher, wie ich erfahren habe, gestorben ist.

Die Krankheiten waren hauptsächlich Flecktyphus, Durchfall, Ruhr (von der Latrine kamen wir nicht mehr weg).

öfters bekamen wir Ersatzmannschaft, auch hatten wir Abgang ins Hungerlager nach Mitrowitz; so kam auch an mich die Reihe.

Im Folgenden berichtet der Vf. über seine Erlebnisse von Ende 1945 bis April 1946 im Zentrallager in Mitrowitz (Sremska Mitrovica) und auf seiner Flucht von einem Arbeitslager in Syrmien durch die Batschka nach Ungarn Ende März 1947.¹⁴

¹⁴ abgedruckt unter Nr. 58

2. Die Deportation von Volksdeutschen zur Zwangsarbeit in der Sowjetunion.

Nr. 44

**Erlebnisbericht der Hilda Kautzner aus Karlsdorf (Banatski Karlovac),
Bezirk Weisskirchen (Bela Crkva) im Banat.**

Original, 17. März 1958, 5 Seiten, mschr¹.

Verschleppungstransport mit Volksdeutschen aus Karlsdorf und dem Bezirk Werschetz; die Verhältnisse im Arbeitslager Tschassow Jar im Donezbecken bis Ende 1949.

Am 28.12.1944 begann die Internierung für Russland. Im Laufe des Tages wurden Frauen zwischen 17-35 und Männer zwischen 17-45 Jahren im Werschetzer Lager zusammengetrieben. Kranke mit Tbc, schweren Unterleibsleiden und Schwangere wurden nach ärztlicher Untersuchung zurückgestellt. Der Abschied von den Angehörigen war grauenerregend. Viele mussten kleine Kinder oder alte Mütter im Lager bei Fremden zurücklassen. Drei Mütter, die erst etwa 40 Jahre alt und gesund waren, gingen mit ihren Töchtern freiwillig mit². Erst in Werschetz erfuhren wir, dass wir nach Russland verschleppt werden, als wir dort den russischen Besatzungsbehörden übergeben wurden.

Am 29.12.1944 wurden wir in Viehwaggons einwaggoniert, bekamen vom freien Feld nasses Stroh und alte Eisenöfen, die bei der kleinsten Erschütterung umfielen. Heizmaterial gab es nur wenig, und wir mussten es schon unterwegs stehlen. Platz hatten wir so wenig, dass wir liegend die Füße nicht ausstrecken konnten. In Rumänien fassten wir noch täglich Brot und Speck, auch etwas Tee. In Russland wurde es ganz schlecht,

¹ Inzwischen auch abgedruckt in: Hans Volk, 150 Jahre Karlsdorf, Geschichte der Gemeinde Karlsdorf im Banat, Donaueschwäbische Beiträge – Heft 26, Freilassing 1958, S. 198 ff.

² Dass Mütter mit ihren zur Deportation bestimmten Töchtern freiwillig mitgingen, ist u.a. auch für den 2. Transport vom 6. Januar 1945 bezeugt. Die damals bereits 41jährige M. H. aus Werschetz erklärt in ihrem Bericht: «Nachdem schon Ende Dezember ein erster Transport mit Männern und Frauen nach Russland abgegangen war, wurden im Jänner auch meine beiden Kinder einberufen. Ich ging freiwillig mit meinen Kindern mit. Über 1'000 Personen wurden aus den verschiedenen Lagern Banats nach Werschetz gebracht, in Viehwaggons gesperrt und am 6. 1. 1945 weggeschickt.» Während ihre beiden Töchter, im Alter von 18 und 20 Jahren, im Lager Almasna (Donezbecken) erkrankten und innerhalb weniger Tage starben, wurde die Berichterstatterin im September 1947 mit einem Kran-, kentransport nach Deutschland entlassen. (Protokollierte Aussage; Original, 29. April 1947, 4 Seiten, hschr.)

wir bekamen nur noch trockenes Brot, auch einmal rohes Fleisch, aber da keine Kochgelegenheit da war, mussten wir es wieder wegschmeissen. Der grösste Teil bekam davon Durchfall, und da nur selten Gelegenheit zur Notverrichtung war, wurden alte Konservendosen – ein Waggon hatte sich einen Stahlhelm organisiert – benützt und zum vergitterten Fenster hinausgeschüttet. In Jassy sind wir in russische Waggons umwaggoniert worden; tagsüber standen wir meistens und sind nachts mit rasendem Tempo durchgefahren. In Rumänien hofften wir immer noch auf Befreiung. Irgend jemand hat die Nachricht verbreitet, dass uns die «Eiserne Garde³» befreien würde. Tatsächlich wurde einmal gegen Mitternacht sehr viel geschossen, und mit Herzklopfen warteten wir auf die Befreiung. Aber leider –, es waren nur Böllerschüsse in der Neujahrsnacht.

Am 17.1.1945 kamen wir am Bestimmungsort (Tschassow Jar) an, sahen schon die vielen Fabriken und Essen und hofften, dass wir da auch arbeiten würden. Die Enttäuschung war gross, als wir in Bergwerke eingeteilt wurden und bei jedem Wetter (bis über -45°) in unserer leichten Kleidung im Freien arbeiten mussten. Wir wurden in Baracken untergebracht, 30-40 Personen in einer Stube von etwa 15-20 qm. Die Fenster waren fest zugenagelt und hatten nur eine kleine Lüftung (etwa 20x30 cm). Die Einrichtung bestand aus einem gemauerten Herd und verwanzten und verlausten Holzpritschen. (Erst 1947 bekamen wir teilweise Eisenbetten).

Es dauerte fast drei Jahre, bis wir von Ungeziefer rein waren. Wir bekamen weder Seife noch Waschbecken, die Männer zimmerten uns aus Holz für jede Stube ein Becken. Alle 10 Tage gingen wir in die Banja, sie war etwa 100 m vom Lager entfernt. Es wurde die ganze Nacht durch gebadet, die jeweiligen Gruppen geweckt, so dass an Schlaf in dieser Nacht nicht zu denken war. Bei dieser Gelegenheit wurden dann auch unsere Kleider entlaust. Die Entlausung war aber entweder zu heiss, dass alles verbrannte, oder nur lauwarm, dass diejenigen, die zufällig kein Ungeziefer hatten, es hierbei bekamen.

Ende Januar 1945 bekamen wir Zuwachs aus Siebenbürgen⁴.

Wir arbeiteten täglich in zwei Schichten zu 12 Stunden und jeden Sonntag bei Schichtwechsel 18 Stunden, erst 1947 wurden drei Schichten zu je 8 Stunden eingeführt. Jeden siebenten Tag sollten wir freihaben, wurden dann aber zu Reinigungsarbeiten im Lager, am Kolchos oder zu Privatarbeiten bei den Offizieren herangezogen. Über Freizeit verfügten wir überhaupt nicht. In den wenigen Ruhestunden mussten wir uns doch entlausen, unsere Lumpen flicken und nach Möglichkeit sauberhalten. Auch hatte die Lagerleitung immer für die heimkehrenden Brigaden, sowie auch für die Kranken, verschiedene Arbeiten vorrätig, wie Schneeschaufeln, Kohlenabladen, Ziegeltragen (besonders abends nach den Appellen).

³ Rechtsextremistische, mit dem Nationalsozialismus in Deutschland und dem italienischen Faschismus sympathisierende politische Bewegung in Rumänien.

⁴ In Rumänien begann die Aushebung von Volksdeutschen zur Zwangsarbeit in der Sowjetunion erst Mitte Januar 1945; s. hierüber Dokumentation der Vertreibung, Bd. HI, S. 76Eff.

Das Heimweh packte uns besonders an den Feiertagen, Weihnachten und Ostern, wenn wir wie jeden anderen Tag schwer arbeiten und hungern mussten. Einmal machten wir uns einen Christbaum aus Besenreiser und behängten ihn mit Sternchen aus gelben und roten Rüben.

Die Verpflegung war sehr schlecht. Dreimal täglich Borscht, das bekannte Krautwasser ohne Fett, nur selten einen Löffel Hirsebrei. Je nach Arbeitseinteilung bekamen wir täglich 500 bis 1'000 g saures Brot, das aber so schwer und nass war, dass ein 200-g-Stück etwa 4 cm hoch und breit und 10 cm lang war. Am 1. Mai aber und am Fest der Oktober-Revolution gab es sogar Weissbrot. Im Frühjahr 1947 war auch kein Kraut mehr da, und es begann für uns die «Graszeit». Diejenigen, die ihren freien Tag hatten (die sogenannten *Vihodnoi*⁵), und die Kranken wurden hinausgetrieben zum Graspflücken. Davon wurde uns dann dreimal täglich eine Suppe gekocht, die wir noch teuer bezahlen mussten.

Durch diese schlechte Ernährung wurden wir vollkommen geschwächt, und viele Epidemien, Flecktyphus, Ruhr, rafften unsere Leute dahin. Täglich lauerte der Tod, oft fanden wir morgens Tote zwischen uns liegen und warteten nur, dass er auch uns erlösen würde. – Unsere Starschinas⁶, die aus unseren eigenen Leuten herangezogen wurden, haben durch ihre Misshandlungen und Grausamkeiten viele von unseren Menschen am Gewissen.

Der Friedhof, nur durch einen Stacheldraht gekennzeichnet, hatte einen so öden und lehmigen Boden, dass nicht mal ein Grashalm auf den Gräbern wächst.

Was wir noch an guten Kleidern mithatten, hat man uns bei den allabendlichen Appellen weggenommen, oder sie wurden in einem Magazin aufbewahrt (von uns durfte keiner was herausholen) und sind dort nach und nach verschwunden. – Besonders scharf waren die Russen auf Uhren und Füllhalter. – Als Ersatz bekamen wir zerlumpte und verlauste Militärkleidung. Zum grössten Teil mussten wir in Gummigaloschen gehen, Grösse 42-45. Obwohl diese, soweit vorhanden, mit Stricken oder Draht festgebunden wurden, blieben sie doch im Lehm stecken. Um die Füsse wickelten wir uns alte Lumpen, die, wie auch die andere Kleidung, von einer Schicht zur anderen nie trockneten.

Zur Arbeit wurden wir in verschiedenen Gruppen herangezogen, teilweise in Tongruben, die tief unten, aber unter freiem Himmel waren und jedem Wetter ausgesetzt, oft standen wir bis an den Knien in Lehm. Aus dieser Tonerde wurde Aluminium gewonnen, ausserdem wurde sie zur Herstellung von Ziegeln für Hochöfen und auch Geschirr verwendet. Andere kamen zum Transport, die diese Erde in Waggonen, darunter viele Pullman zu 60 Tonnen, verladen mussten. Die Norm war ca. 18 Tonnen, gleich ob Mann oder Frau, in 8 Stunden. Weitere wurden zu Bauarbeiten eingeteilt, die auch nicht minderes leisten mussten. Es wurden übermenschliche Leistungen und die letzte Kraft

⁵ Wychodnoj (russ.) – Ausgehtag.

⁶ Lager-, Block-, Gruppen-Ältesten usw.

aus uns herausgeholt. Die Elitetruppe war das Küchenpersonal, die aber immer, wenn sie sich einigermassen erholt hatte, mit körperlich Schwachen ausgewechselt wurde. Das schwerste war wohl die Transport-Sturmbrigade, die zu jeder Zeit einsatzbereit sein musste, oft von einer Schicht zur anderen durcharbeitete und besonders bei schlechtem Wetter und hohem Schnee einen stundenlangen Weg von und zur Arbeitsstätte hatte.

Je nach vermeintlicher Leistung wurde unsere Arbeit bezahlt. Abgezogen wurden die Spesen für das Lager (Miete, Licht, Heizung, letztere mussten wir aber immer wieder stehlen, da nur selten und dann schlechte Kohlen da waren), so auch die Verpflegung für die jeweils Kranken. – Diese bekamen aber nur das wenige schlechte Essen aus der Küche, so dass wenn einer mal krank wurde sich nicht mehr erholen konnte. – Mit dem Rest bezahlten wir das Essen in der Küche. Wer nicht gerade die schwerste Arbeit verrichten konnte, verdiente so wenig, dass er noch sein Stückchen Brot verkaufen musste, um die Suppe bezahlen zu können.

Das Lager war mit doppeltem Stacheldraht umgeben. Wir waren sehr streng bewacht, es gab immer mehrere Wächter, die das Lager umkreisten und vom Wachturm aus bewachten. Die Pforte wurde auch von einem bewaffneten Wachposten besetzt. Kein Heraus oder Hinein ohne besondere Bewilligung. Zur Arbeit wurden wir nur die erste Zeit mit einem Posten mit aufgepflanztem Gewehr geführt. Später löcherte sich die Bewachung, und wir wurden von einer Zivilperson, einem Beauftragten der Bergwerksverwaltung, in geschlossenen Gruppen abgeholt und wieder zurückgebracht.

Die erste Zeit wurden wir auch von Kindern und Halbwüchsigen mit Steinen beschmissen und beschimpft. Die russischen Arbeiter aber, mit denen wir gemeinsam arbeiteten, waren uns gutgesinnt und teilten oft ihr Essen (wenn sie was hatten) mit uns.

Menschenunwürdig waren die Latrinen im Lager, am Arbeitsplatz gab es überhaupt keine. Wer Strafarbeit machen musste, musste Latrinen reinigen und den Kot mit einem Handwagen wegfahren.

Vollkommen versagte die Postverbindung mit der Heimat. Es wurden zwar Karten ausgeteilt, die auch von uns geschrieben wurden, aber nur ganz wenige erreichten ihr Ziel. Die Antwort wurde nur teilweise ausgehändigt, und dies erst seit Sommer 1947, vorher nur einige nicht nennenswerte Einzelfälle. Oft fand unsere Putzfrau im Stab im Papierkorb die zerrissene Post, die sie mit viel Mühe zusammensetzte und uns aushändigte.

Ein Menschenleben hatte für die Russen keinen Wert. Ihre Wahlsprüche: «Es gibt nur Gesunde und Tote»; «Wer nicht arbeitet, braucht nicht essen». Krank war man nur bei Fieber über 38°. Medikamente waren keine da, nur ein Universalpulverchen, gleich gut für Kopfschmerzen, Krätze, Schweissfuss usw.

Unser Essen fassten wir in alten verrosteten Blechbüchsen oder aber in der Küche im «Speiseraum» aus rostigen Blechschüsseln, die unsere Männer aus Konservendosen anfertigten.

Zu kulturellen Zwecken wurde uns ein Rundfunkgerät zur Verfügung gestellt und in den Baracken überall Lautsprecher angebracht, die alles übertönten. Die Einstellung hatte der diensthabende Wachposten über sich. Auch wurde uns Ende 1948 ein Klub eingerichtet. Hier lagen verschiedene Illustrierte aus Moskau auf, herausgegeben vom Antifaschistischen Komitee unter der Leitung von General Paulus⁷, sowie Bücher von verschiedenen russischen Schriftstellern. Ausserdem ein Klavier, einige Balalaikas und Ziehharmonika. Um nach aussen hin den Schein zu bewahren und zu beweisen, wie gut es uns ging, arrangierte die ausgeruhte Lagerleitung immer wieder abends Kino-, Musik- und Tanzveranstaltungen. Ob wir noch so müde waren und um uns die wenigen Ruhestunden zu kürzen, trieben sie uns mit Gewalt dazu. Wer sich weigerte, musste Strafarbeiten verrichten.

Die Verhältnisse besserten sich erst 1948 nach einer Währungsreform⁸. Die Lebensmittel wurden frei, und soweit wir über Geld verfügten, konnten wir uns wenigstens in unserer Freizeit um ein Brot – Reihe an Reihe mit den Russen – anstellen, aber auch oft wieder ohne abziehen. Jedenfalls war nun die grösste Hungerzeit überstanden, und nach und nach erholten sich die Übriggebliebenen.

Die schwere Arbeit, Hunger und Kälte hatten unsere Leute so sehr geschwächt, dass die Russen gezwungen waren, die nicht mehr Arbeitsfähigen, Dystrophiker und mit unheilbaren organischen Krankheiten, zu entlassen. Der erste Transport wurde im Sommer 1946 zusammengestellt und nach Jugoslawien entlassen. Der zweite, ein kleiner Transport, ging schon in die Ostzone⁹. Der dritte Krankentransport, im März 1947, war der grösste, mit über 300 Kranken. Unterwegs starben 17 Personen, und diese mussten in den Waggons mitgeführt werden und wurden erst in Brest-Litowsk abgeladen. Aus diesem grauenhaften Transport sind noch viele an den Folgen ihrer Krankheit in Deutschland gestorben. Ende 1948 ging wieder ein Transport nach Deutschland, diesmal aber zum grössten Teil Frauen über 35 Jahre. Die endgültige Entlassung begann am 15.10. 1949, und zwar mit Deutschen aus Rumänien, die in die Heimat zurückgebracht wurden¹⁰. Als letzte folgten die Jugoslawien-Deutsche am 9. 11. 1949, die nun auf ca. 180 Personen zusammenschmolzen waren. Wer Angehörige in Westen hatte, wurde ohne Schwierigkeiten dorthin entlassen¹¹.

⁷ Gemeint ist das «Nationalkomitee Freies Deutschland», eine im Juli 1943 in Moskau gegründete Organisation deutscher kommunistischer Emigranten, Überläufer und Kriegsgefangener. Das «Nationalkomitee» ist 1945 aufgelöst worden, die Organisation der sog. «Antifaschistischen Komitees» bestand in den Kriegsgefangenenlagern weiter.

⁸ Ab 16. Dezember 1947 wurde in der Sowjetunion eine Währungsreform durchgeführt und das Kartensystem der Rationierung von Lebensmitteln abgeschafft.

⁹ Sowjetische Besatzungszone Deutschlands.

¹⁰ s. hierzu auch Dokumentation der Vertreibung, Bd. III, S. 80 E.

¹¹ Nach Hans Volk, a.a.O., S. 51, 73 und 163, wurden aus Karlsdorf insgesamt 192 Deutsche in die Sowjetunion deportiert, und zwar 113 Frauen und 79 Männer, von denen während der Zwangsarbeit, auf dem Transport und kurz nach der Entlassung insgesamt 34, und zwar 20 Männer und 14 Frauen, gestorben sind.

Gegen Ende wurde auch in unserem Lager ein Antifaschistisches Komitee gegründet unter der Leitung des politischen Offiziers, dessen Aufgabe es war, uns über die Lehren von Marx und Engels sowie Leninismus und damals noch populären Stalinismus zu unterrichten. Besonders in der Quarantäne wurde uns eingeprägt, ja alles weiterzubreiten über die gute Lebensweise des Arbeiters im kommunistischen Staate, das Aufblühen der Sowjetunion, über die wunderbaren Einrichtungen des Kolchos und Solfos¹², so auch über ihre landwirtschaftlichen Fortschritte, betont mit Iwan Mitschurins grossen Erfolgen in der Fortpflanzung und Doppelernte. Diese Schulungen waren auch «unbedingt» notwendig, denn sonst hätten wir Russland nach 5 Jahren verlassen, ohne zu wissen, wie gut es uns gegangen ist unter diesem einmaligen Regime und wie dankbar wir sein müssen, dass wir es kennenlernen durften.

Nr. 45

Erlebnisbericht der Katharina Takatsch aus Kubin (Kovin), Bezirk Kubin im Banat.
Original, 15. Juli 1959, 2 Seiten, mschr.

Ausbeutung zur Deportation in Kubin, Abtransport am 1. Januar 1945 von Pantschowa nach Makejewka im Donezbecken; die allgemeinen Verhältnisse im Arbeitslager bis 1949, Behandlung der im Lager schwanger gewordenen Frauen.

Am 6. Oktober 1944 wurden wir von den Russen besetzt. Die einheimischen Partisanen hatten von den Russen die Erlaubnis, die Deutschen so zu behandeln, wie es ihnen beliebt, und das taten sie auch. Wir lebten in ständiger Angst, durften für uns nichts mehr arbeiten, mussten uns täglich melden und wurden täglich auf Arbeit getrieben. Es sind jeden Tag von diesen Leuten, die sich melden mussten, einige verschwunden. Später hat man von den Serben selber erfahren, dass diese Leute totgeschlagen wurden oder zu Tode gequält. Dies sind einige Namen davon: Anton März, Frau Miletitsch, Frau Kucht mit Mann. Die Partisanen haben überall und alles geplündert, auch haben sie die russischen Soldaten zu deutschen Mädchen gebracht. Wir wurden immer von den Grosseltern (die Eltern waren nicht mehr zu Hause) im Hause versteckt, um nicht denen Russen in die Hände zu fallen und missbraucht zu werden.

Am 30. Dezember 1944 kam ein Aufruf, alle Mädchen und Frauen zwischen 18 und 30 Jahren müssen sich melden. Die, die nicht kamen, wurden von bewaffneten Partisanen abgeholt.

¹² Sowchos.

Am 30. Dezember 1944 bin ich mit noch 45 Mädchen und Frauen aus Kovin nach Russland verschleppt worden. Am 1.1.1945 wurden wir in Pantschowa in Viehwaggons verladen. Es war ein grosser Transport, denn es wurden vom ganzen Banater Kreis die Leute zusammengebracht. Die Fahrt von dort nach Russland dauerte 16 Tage. Während dieser 16 Tage bekamen wir ein einziges Mal etwas zu essen, einen Sade Knäckebrötchen und einen Schinken pro Waggon. In einem Waggon waren 40 Leute. Wir waren Tag und Nacht unterwegs. Der Transport wurde auf drei Teile verteilt, ich war bei denen dabei, die nach Makejewka, Kreis Stalino kamen.

Dort angekommen, wurden wir in einem Hallenbad untergebracht, denn sämtliche Lager waren zerstört. Die Männer, die auch bei diesem Transport dabei waren, mussten die Lager alle aufräumen und in Ordnung bringen. Die ersten acht Tage waren ärztliche Untersuchungen und allgemeine Reinigung, auch wurden wir ausgefragt über unsere politische und religiöse Meinung. Nach diesen acht Tagen wurden wir zur Arbeit eingeteilt. Ich kam in eine Eisengiesserei und musste dort Erde schaufeln, um daraus Formen zu stampfen, in welchen die Rohre gegossen wurden. Es war eine schwere Arbeit, wir mussten 12 Stunden am Tage arbeiten, Tag- und Nachtschicht. Andere Gruppen wurden für Strassenarbeiten, Aufbauarbeiten, Eisenbahnstrecken und Landwirtschaftsarbeiten eingeteilt. Nach Kriegsende wurde die Arbeitszeit auf 8 Stunden am Tage eingeteilt und in 3 Schichten.

Wir bekamen nur sehr wenig zu essen, zweimal am Tage ein viertel Liter Krautsuppe und einen Esslöffel Hirsenbrei und etwas Brot, je nach Schwere der Arbeit von 500-1'000 g.

Wir wurden zur Arbeit und auch zum Essen von bewaffneten Russen begleitet. – Schmuck und Armbanduhren, wurde uns alles von einem russischen Offizier abgenommen. – Ab 1948 wurden wir nicht mehr bewacht und durften frei herumgehen. In Russland wurde uns gesagt, dass wir von den Serben an Russland auf 5 Jahre Arbeit verpflichtet wurden, dies traf auch zu, denn wir wurden erst nach 5 Jahren Arbeit von Russland entlassen. Bis auf einige Krankentransporte, die zwischendurch entlassen wurden.

Es war im Lager verboten, mit Männern in Verbindung zu treten. Wenn eine Frau mit einem Mann im Lager gesehen wurde, wurde sie einige Tage eingesperrt und bekam weniger Brot. Dem Manne dagegen passierte gar nichts. In unserem Lager waren 350 Frauen und 150 Männer. Es kam eines Tages doch soweit, dass einige Frauen schwanger wurden, diese durften dann mit einem Krankentransport nach Deutschland fahren. Daraufhin wollten mehrere Mädchen ein Kind, um auf diese Weise aus dem Lager entlassen zu werden. Denen Russen fiel dies auf, dass man diese Situation ausnützen möchte, und um dies zu verhindern, taten die Russen Folgendes: Wenn sie erfuhren oder merkten, dass ein Mädchen schwanger ist, wollte man sie zwingen, zu einem Arzt zu gehen, um das zu beseitigen. Tat sie das nicht, dann wollte man von dem betreffenden Vater des werdenden Kindes die Unterschrift mit der Erlaubnis, einen ärztlichen Eingriff zu machen. Gab der Vater die Erlaubnis nicht, dann wurden beide eingesperrt. Einige waren dabei, die die Erlaubnis gaben, auch wo die Frauen damit einverstanden waren. Bis 1948 wurden die schwangeren Frauen entlassen, nach 1948 nicht mehr; da kamen die Kinder

in Russland zur Welt, und die Frauen mussten wieder zur Arbeit gehen. Eine dieser Frauen blieb immer daheim und betreute die Kinder.

Ich lernte meinen Mann im Lager in Russland kennen, er ist auch aus meiner Heimat. Ich brachte auch in Russland ein Kind zur Welt und wurde dann mit meinem Mann und Kind im Jahre 1949 aus Russland entlassen und kam im November 1949 nach Deutschland.

Nr. 46

Protokollierte Aussagen des Stellmachers J. S. und seiner Ehefrau aus Pantschowa und der A. R. aus Ivanovo, Bezirk Pantschowa (Pančevo) im Banat.

Original, 1. August 1946, 8 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Verschleppungstransport vom 7. Januar 1945 aus Pantschowa in den Industriebezirk von Woroschilowgrad, die Verhältnisse im Zwangsarbeitslager bis Ende Dezember 1945, Rücktransport nach Focșani in Rumänien; wochenlange Irrfahrt der entlassenen Rückkehrer zwischen Ungarn-Jugoslawien-Osterreich-Deutschland wegen Verweigerung der Aufnahme von Volksdeutschen aus Jugoslawien.

Der Bericht beginnt mit Aussagen über die Behandlung der deutschen Bevölkerung in Pantschowa nach der Besetzung durch die Rote Armee und Partisanen, insbesondere über Massenerschietssungen ehemaliger Angehöriger der Wehrmacht, Waffen-SS, Polizei und Deutschen Mannschaft, die Vergewaltigung von Frauen durch sowjetische Soldaten und sonstige Gewaltakte und Zwangsmassnahmen, wie die Einführung der allgemeinen Arbeitspflicht für Deutsche,

J. St. sagt aus: Am 5. Januar 1945 wurden wir gesammelt, am Tag darauf einwagoniert und am 7. Januar ging unser Transport, etwa 1'600 Menschen, Frauen und Männer, wobei die Frauen in der Mehrzahl waren, nach Russland ab¹. In einem Waggon befanden sich 3640 Deportierte. Nur zwei Frauen, darunter auch meine, gingen freiwillig mit nach Russland. Die zweite hiess H. K., die Frau des J. K. aus Werschetz, mit ihr ging

¹ Die deutschen Einwohner von Pantschowa waren bereits seit Anfang November 1944 in Arbeits- und Internierungslagern, in der Stadt selbst oder in verschiedenen Ortschaften des Bezirks, zusammengezogen worden. Aus den Internierten und der deutschen Bevölkerung benachbarter Ortschaften wurde schon Ende Dezember in Pantschowa ein erster Verschleppungstransport zusammengestellt. Darüber berichtet u.a. auch die damals 25jährige A. Z., die am 12. November mit einer Gruppe Frauen und Kinder aus Pantschowa ins Lager geschafft worden war: «Kurz vor Weihnachten 1944 kam eine russische Kommission in das Lager und hat alle jungen Frauen und

ausserdem noch ihr 6jähriges Kind. Lebensmittelvorräte durfte man mitnehmen. Viele unserer Leute hatten aber keine Lebensmittel mehr, weil ihnen die Partisanen schon alles weggenommen hatten.

Während der Reise war es furchtbar kalt. Geheizt wurden die Waggons nicht. Am sechsten Tage der Fahrt wurden wir zum ersten Male aus den Waggons gelassen, damit wir etwas frische Luft atmen können. Das war in Ploesti. In unseren Güterwagen hatten wir Stroh und Pritschen zum Schlafen. An der russischen Grenze wurden wir in russische Waggons umgeladen, wo wir kein Stroh mehr hatten, sondern nur auf Holzpritschen schlafen mussten. Wer bei der strengen Kälte eine Decke hatte, der hatte es besser. Die Fahrt dauerte 21 Tage lang; während dieser Zeit erhielten wir nur zweimal warmes Essen.

Am 24. Januar² 1945 trafen wir in Briljanka im Donbas-Gebiet, etwa 40-50 Kilometer von Woroschilowgrad, ein, wo wir 6 Monate lang blieben³. Wir arbeiteten hier in Kohlengruben, ich arbeitete im Schacht 6-6. Die Männer arbeiteten im Schacht, während die Frauen zu Bauarbeiten, zum Steineklopfen und Maurerarbeit verwendet wurden. Nach unserer Ankunft hatten wir eine Rast von 8 Tagen. Hierauf wurden wir in Arbeitsgruppen, sogenannte Brigaden, eingeteilt. Die Arbeitszeit betrug in der Grube 8 Stunden, ausserhalb der Grube 10 Stunden. Gearbeitet wurde in mehreren Schichten. Es kam vor, dass Frauen und Kinder in der Nacht bei einer Kälte von 32–36, ja manchmal bis 40 Grad im Freien Steine klopfen mussten. Viele von ihnen wurden vor Kälte halbtot nach Hause gebracht. Die halberfrorenen Menschen mussten wir so lange abreiben, bis sie wieder auflebten. Dann aber wurden sie sofort wieder zur Arbeit gebracht, bis sie ganz kaputt waren.

Im selben Orte befanden sich auch 1'600 Personen aus Oberschlesien; von ihnen starben sehr viele, so dass nach sechs Monaten nur mehr 600 Menschen von diesem

Mädchen herausgesucht, um sie nach Russland zu verschleppen. Ich sollte ebenfalls verschleppt werden. Trotzdem ich noch eine Eingabe gemacht habe, da ich doch zwei Kinder hatte (das jüngste Kind war 2 Jahre), wurde ich am 1.1.45 mit mehreren volksdeutschen Frauen in Pantschowa verladen. Wir trafen am 18.1.45 in Karakubstroj bei Stalino (Lg. 1112) ein. Auf der Fahrt nach Stalino wurden wir gut behandelt. Es gab sogar genügend zu essen. In Russland habe ich im Steinbruch gearbeitet. Als ich dann aber nicht mehr konnte, wurde ich von den Wachmannschaften geschlagen. Ich war völlig entkräftet. Im August 1947 wurde ich entlassen. Ich konnte nicht einmal laufen. Musste getragen werden. Mein Gewicht war 90 Pfund.» (Protokollierte Aussage; Original, 10. Mai 1951, 1 Seite, mschr.)

² Muss wohl richtig heissen: 27. Januar.

³ Die Transporte sind auf mehrere Lager im Bezirk von Woroschilowgrad aufgeteilt worden. So berichten F. Z. und J. B. aus Mramorak, die nach der Besetzung ihres Heimatortes durch die Partisanen in ein Arbeitslager nach Pantschowa geschafft und von dort ebenfalls am 7. Januar deportiert worden waren, dass sie in das Lager Beschanowka bei Woroschilowgrad kamen, wo sie in Erdhütten untergebracht waren. In diesem Lager befanden sich ungefähr 950–1'000 Verschleppte – darunter 23 Kinder im Alter von 2–10 Jahren, von denen fünf bis Ende 1945 starben – aus folgenden Ortschaften: Franzfeld, Jabuka, Glogon, Werschetz, Karlsdorf, Weisskirchen, Etschka, Mokrin, Kikinda (Banat); Bajmok, Palanka und Apatin (Batschka).

Transport übrig waren. Sie fielen oft zusammen, täglich starben 8-10 und mehr Menschen⁴.

Die Frauen mussten sehr schwere Arbeiten verrichten, viele arbeiteten in einem Sägewerk, mussten Holzladungen auf den Waggons entladen, schwere Holzstämme tragen, so dass die Frauen unter der schweren Last oft zusammenbrachen. Die Männer wurden während der Arbeit durch Schläge angetrieben, auch sonst wurden sie unter den wichtigsten Vorwänden geschlagen. In unserem Lager schlug man die Frauen im allgemeinen nicht.

In Briljanka waren wir in Baracken untergebracht, 20–30 Personen wohnten in einem Zimmer. In der Nacht lagen wir auf Holzpritschen, Stroh hatten wir nicht, über Decken verfügten auch nur diejenigen, die welche mitgebracht haben. Die Zimmer wurden nicht geheizt, bloss in den Barackengängen standen zwei Öfen, die unsere Frauen selbst für Kleider eingetauscht hatten. Sonstige Heizmöglichkeiten gab es nicht, die Kälte war furchtbar.

Mitten im Winter wurden wir alle acht Tage in die Badeanstalt geschickt, wegen der grossen Anzahl von Läusen und Insekten war diese Reinigung nötig. Leider hatten wir nach dem Baden aber keine Möglichkeit, uns richtig abzukühlen. In der Kälte mussten wir dann die drei Kilometer vom Bade zurück in die Baracke gehen. Die Kleider froren uns am Körper an. Während wir im Bade waren, mussten unsere Kleider und unser Bettzeug, da die Baracken von Ungeziefer gereinigt werden mussten, draussen im Schnee liegen. Nach dem Bade zogen sich sehr viele Menschen schwere Erkältungen zu, erkrankten schwer und starben nach kurzer Zeit. Sehr häufig waren Erkrankungen an Ruhr. Sehr viele starben auch infolge Unterernährung, sie magerten ab, hatten angeschwollene Füsse, bekamen die Wassersucht und starben.

Gleich in der ersten Zeit unseres Aufenthaltes in Briljanka war das Essen sehr schlecht, fast ungeniessbar. Wir mussten uns, um leben zu können, zuzüglich Lebensmittel verschaffen. Wir verkauften unsere letzten guten Kleider, um uns Lebensmittel dafür einzukaufen. Auf diese Weise war es uns möglich, uns auf den selbstgekauften Öfen zu kochen.

Vom Lager erhielten wir morgens eine Krautsuppe, und zwar wurden 40 Liter Sauerkraut in 800 Liter Wasser aufgekocht. Mittags bekamen wir wieder Krautsuppe und einen Esslöffel Gerstel, in Wasser und Salz abgekocht, abends bekamen wir Kaffee oder Tee ohne Zucker. In der ersten Zeit bekamen wir: die Frauen 600 Gramm, die Männer 700 Gramm und die Kinder 400 Gramm Brot täglich. Es war schwarzes Roggenbrot, das aber innen nicht durchgebacken, sondern ganz teigig war, so dass wir es immer noch auf unseren selbstgemachten Kochherden nachbacken mussten. Das Brot schmeckte sowohl sauer als auch bitter, wenn wir es noch am selben Tage verbrauchten. Am nächsten Tage war es überhaupt schon völlig ungeniessbar. Es kam selten vor, dass Brot übrig blieb, da wir wegen grossen Hungers fast immer das ganze Brot aufassen. Wenn aber

⁴ vgl. Dokumentation der Vertreibung, Bd. 1/1, S. 79 E und Bd. 1/2, Bericht Nr. 151, S.45.

einer fehlte oder sein Brot nicht am selben Tage essen konnte, dann war es am zweiten Tag nicht mehr geniessbar. – Mandimal erschienen auch Kommissionen, die das Essen kosteten. An solchen Tagen gab man rasch einige Löffel Öl in die Speisen.

Es kam sehr oft vor, dass Männer bei der Arbeit zusammenbrachen, sie wurden dann von den Aufsehern schwer geschlagen. Männer, die wegen Krankheit morgens liegenbleiben mussten, wurden vom Offizier von der Pritsche gestossen und in Arrest geworfen. Unser Lager wurde militärisch bewacht und stand unter militärischer Befehlsgewalt. Das Wachpersonal bestand aus Frauen und aus alten Männern und Jugendlichen.

Der Lagerarrest wurde «Kaca⁵» genannt; er war in einem Keller. Im «Kaca» musste man auf dem Boden sitzen oder liegen. Im Arrest gab es nur jeden zweiten Tag warmes Essen und ein Stück Brot und Wasser. Den Kameraden, die im Arrest waren, mussten wir heimlich etwas Essen zustecken.

In der Nähe unserer Baracken befand sich ein Kriegsgefangenenlager, in dem deutsche und ungarische Soldaten untergebracht waren. Im Kriegsgefangenenlager brach eine Flecktyphus-Epidemie aus. Nach anderthalb Monaten lebten von den 3'000 im Kriegsgefangenenlager untergebrachten Personen nur noch 800 Mann. Wir erfuhren diese Tatsachen auf dem Friedhof, denn die toten Soldaten wurden auf demselben Friedhof beerdigt, auf dem auch die Toten aus unserem Lager bestattet wurden. 20 Leichen wurden in ein Grab gelegt. Der Friedhof erstreckte sich auf ein Ackerfeld von 10 Joch.

In unserem Barackenlager starben täglich 5-6 Personen. Im Frühjahr war die Zahl der Todesfälle grösser. Im Kohlenschacht und im Sägewerk ereigneten sich unverhältnismässig viele Unfälle. Es gab in den Betrieben, in denen wir arbeiteten, keine besonderen Schutzvorrichtungen. Im Sägewerk verlor zum Beispiel eine deutsche Frau aus Kudritz eine Hand ... Die Frau starb nach einigen Wochen infolge Blutvergiftung.

Im August 1945 wurden wir aus Briljanka in ein etwa 20 Kilometer entferntes anderes Lager überführt. Ich arbeitete jetzt im Schacht Nummer 10.

Mit der russischen Bevölkerung der umliegenden Ortschaften konnten wir nur heimlich in Berührung kommen, um Kleider zu verkaufen und um uns Lebensmittel zu beschaffen.

Das neue Lager, in dem wir jetzt untergebracht waren, war ein Zeltlager, 200 bis 300 Personen lagen unter einem Riesenzelt. Als Liegestätten waren ein- und zweistöckige Pritschen eingerichtet. Stroh hatten wir nicht. Männer und Frauen waren gesondert untergebracht. Die Männer arbeiteten hauptsächlich in Kohlengruben, die Frauen wieder in einem Sägewerk.

Das Essen war hier etwas besser. Wir erhielten 800 Gramm Brot täglich, die Schwerarbeiter im Schacht erhielten 1'000 Gramm täglich. Es war ein hartes schweres Brot, so dass ein Kilogramm kein grosses Stück ausmachte, man konnte es auf einen Sitz aufessen. Das Verteilen des Abendessens dauerte oft bis 11 Uhr abends; es gab

⁵ Karzer.

keine Kessel, und auch an Gefässen mangelte es. Morgens erhielten wir Krautsuppe, mittags Krautsuppe und zwei Esslöffel voll Gerstel, abends Tee oder Kaffee und. manchmal etwas Trockenei, gelegentlich auch einige Würfel Fleisch in der Krautsuppe, etwa zweimal wöchentlich. – In Briljanka arbeiteten wir auch sonntags, während wir an unserer jetzigen Arbeitsstätte jeden zweiten Sonntag freihatten.

Am 23. Dezember 1945 wurden wir, ein Transport von 1'600 Menschen, darunter Volksdeutsche aus Jugoslawien, Rumänien und Ungarn und viele Kriegsgefangene, einwaggoniert und nach Rumänien abtransportiert. Nach einer Reise von 14 Tagen kamen wir in Focșani in Rumänien an. Dort befanden sich auch viele Volksdeutsche Kriegsgefangene, mit denen wir aber nicht in Berührung kommen konnten. In Focșani blieben wir 30 Tage lang in einem Erholungslager. Der ganze Transport bestand aus Kranken, die hier behandelt wurden. Hier erhielten wir eine gute Kost; es bestand in Focșani ein von kriegsgefangenen deutschen Ärzten geleitetes Krankenhaus. Die Krätzigen wurden mit Salben behandelt, und die übrigen Kranken erhielten Arzneien. Im Vergleich zu den Lebensmittelverhältnissen in Russland fühlten wir uns hier wie zu Hause. In 14 Tagen erholten wir uns zusehends. Auf dem Körper hatten wir soviele Ausschläge, dass sich auf der Haut kaum eine Fingerbreite befand, wo kein Ausschlag oder Spuren von Ausschlägen gewesen wären. Die Hautausschläge gingen zurück und vernarbt.

Am 9. Februar 1946 wurden wir in einem Transport nach Budapest gebracht, wo wir am 14. Februar eintrafen. Nach 6tägigem Aufenthalt in Budapest fuhren wir mit entlassenen Österreicherischen und deutschen Kriegsgefangenen nach Wien. In Budapest erhielten wir keine Verpflegung mehr und mussten uns Essen beschaffen, wo wir gerade konnten. Wir waren gezwungen, uns aus den Waggonen am Bahnhof Kartoffeln zu nehmen. Am 20. Februar trafen wir in Wien ein. Von hier wurde unser Transport in Richtung Graz in Bewegung gesetzt. Wir gelangten aber nach St. Gotthard, wo wir zwei Tage lang ohne Essen standen. Dort meldeten wir uns bei einer russischen militärischen Dienststelle, die uns eine Lokomotive verschaffte, aber unseren Transportzug nach Wiener Neustadt zurückschickte. Hier erhielten wir gutes Essen und ein Kilogramm Brot je Person. Aus Wiener Neustadt wurde unser Transportzug nach Budapest zurückgeführt und von dort an die ungarisch-jugoslawische Grenze bei Fünfkirchen. Die jugoslawischen Behörden lehnten es aber ab, den Transport zu übernehmen, so dass wir nochmals nach Budapest zurückdirigiert wurden. Von Budapest ging unser Transport dann nach Kelebia, wo wir auf eine jugoslawische Lokomotive aus Subotica warteten. Inzwischen war es 26. Februar geworden. In grosser Kälte standen wir nach unserer Irrfahrt jetzt da.

Ich stieg hier mit meiner Familie aus den Zug aus. –

A. W. berichtet: Ich fuhr mit dem Transport nach Jugoslawien hinüber. Wir wollten nach Hause, weil unsere Angehörigen zu Hause waren. Nach all dem, was wir mitgemacht haben, wollten wir nach Hause, was auch immer mit uns geschieht. Wenn unsere Angehörigen sterben müssen, sagten wir uns, dann wollen auch wir mit ihnen sterben. Als wir über die Grenze in Jugoslawien waren, kamen gleich die Partisanen an unseren Transportzug.

Sie fragten, woher wir kommen. Wir antworteten ihnen wahrheitsgemäß: aus Russland. Sie fragten, ob wir Deutsche seien. Als wir dies bejahten, fragten sie uns spöttisch: «Glaubt ihr denn, dass wir ohne euch nicht leben können?» Die Partisanen nahmen uns die Ausweispapiere weg und trieben uns in ein Lager in Subotica, Jugoslawien. Die Papiere werden sie wegschicken, sagten die Partisanen, damit wir nach Hause ins Banat können. Sie sagten uns noch, wir sollten unsere Habseligkeiten zusammenpacken, dann werden wir ins Banat reisen. Sie brachten uns tatsächlich wieder an den Bahnhof, waggonierten uns ein, schoben uns aber nach Kelebia in Ungarn. Die ungarischen Behörden nahmen uns aber nicht an, sondern schoben uns wieder nach Jugoslawien zurück. Es war 11 Uhr nachts und eisig kalt, als wir in Subotica ausgeladen wurden. Auf Anordnung der Partisanen mussten wir unsere Pakete auf den Rücken nehmen, dann wurden wir zu Fuss in Marsch gesetzt. So brachten sie uns nochmals an die ungarische Grenze und trieben uns nach Ungarn. An der Grenze sagten uns die Partisanen, man könne nicht ins Banat, weil die Brücken zerstört seien. Darum sollten wir zu Fuss zum Bahnhof Kelebia, und von dort könnten wir über Rumänien ins Banat fahren. An der Grenze drohten uns die Partisanen noch mit den Worten: «Wagt es nicht mehr zurückzukommen, sonst schiessen wir euch nieder wie die Hunde!»

In Kelebia trafen wir auch die Schicksalsgenossen unseres Transportes, die seinerzeit zurückgeblieben waren. Hier wurden wir zusammengetrieben und zu Fuss in die Gemeinde Tompa geführt, wo wir warmes Essen erhielten. In Tompa übernachteten wir und blieben auch bis nächsten Tag nachmittags, dann trieb man uns zu Fuss mit Gepäck bis Csikeria, an die ungarisch-jugoslawische Grenze. Wir machten einen Marsch von etwa 14 bis 15 Kilometer. Bei Csikeria wurden wir wieder nach Jugoslawien getrieben, aber nicht geschlossen, sondern in Gruppen zu je 5 Personen. Auf der jugoslawischen Seite der Grenze stiessen wir wieder auf Partisanen. Wir erzählten ihnen, dass wir aus Russland kommen und wie es uns bisher ergangen sei. Sie jagten uns sofort wieder über die Grenze nach Ungarn zurück und sagten: «Für die Deutschen gibt es in Jugoslawien kein Brot mehr.» Die Partisanen begleiteten uns bis auf ungarisches Gebiet und drohten uns, fast mit denselben Worten, dass sie uns wie die Hunde erschossen werden, wenn wir wieder nach Jugoslawien zurückkommen.

Als wir so mitten im Winter, in Ungewissheit und obdachlos, ohne Rat und Hilfe dastanden, begannen wir uns zu zerstreuen. Von Ende Februar bis Juni 1946 hielten wir uns dann auf den Dörfern, in Ungarn auf und fuhren dann am 4. Juni mit einem Transport von Volksdeutschen aus Ungarn nach Bayern⁶.

⁶ Es handelt sich hierbei um einen der Transporte mit vertriebenen Ungarn-Deutschen, die im Zuge der von den Grossmächten in ihrer Potsdamer Erklärung vom 2. August 1945 sanktionierten Ausweisung von Deutschen aus Ungarn – die Durchführung der Ausweisungsaktion begann im Januar 1946 – in die amerikanische Besatzungszone Deutschlands gebracht wurden (s. hierüber Dokumentation der Vertreibung, Bd. II, S. 59E ff).

Wir Volksdeutschen aus Jugoslawien wurden aber auch in Bayern nicht aufgenommen. Neun Tage lang standen wir mit unseren Waggons auf dem kleinen Bahnhof Piding in Bayern, in der Nähe der bayrisch-österreichischen Grenze. Dann wurden wir durch Bayern nach Österreich zurückgeschoben. In Regensburg erfuhren wir von einem Eisenbahner, der zum Personal des Transportzuges gehörte, dass der Transportzug «nach Russland» gebracht werden soll. Wir stiegen dann in Linz, also an der ersten Stelle in Österreich, wo wir anhielten, aus dem Zug. Die ungarische Polizei, die den Zug von Ungarn nach Bayern und auch jetzt zurückbegleitete, drohte uns mit gezückten Pistolen und wollte uns zwingen, wieder einzusteigen. Wir aber widersetzten uns trotz dieser Drohung, weil wir fest entschlossen waren, dieser Fahrt ein Ende zu machen⁷.

⁷ Ähnlich erging es auch den in die Sowjetunion deportierten Volksdeutschen aus Jugoslawien, die mit Krankentransporten im Frühjahr und im Herbst 1946 in das Sammellager für Rückkehrer in Focçani (Rumänien) gebracht wurden.

So berichten z.B. die G. W. und S. K. aus Bulkes, die mit einem Transport arbeitsunfähig gewordener Frauen aus einem Lager im Bezirk Stalino am 24. März 1946 in Focçani eintrafen: «Bis 25. April verblieben wir in Focçani, von wo wir mit einem Transport, 430 an der Zahl, nach Budapest gebracht wurden. – Mehrere Frauen, die sich in Focçani noch nicht erholten hatten, darunter auch Frauen mit dicken geschwollenen Füßen, so z.B. E. W., geboren 1922 in Bulkes, blieben in Focçani zurück. Man will nicht, dass es bekanntwerde, wie sehr die Menschen während der Deportierung in Russland gesundheitlich herabgekommen sind. – Mit einem Transport volksdeutscher Zwangsaussiedler aus Ungarn führen wir von Budapest bis Linz, wo wir am 11. Mai 1946 eintrafen.» (Protokollierte Aussage; Original, 31. Mai 1946, 4 Seiten, mschr.)

In den protokollierten Aussagen des A. D. aus Bukin, Bezirk Palanka in der Batschka, der Ende 1944 aus einem Internierungslager in Gross-Betschkerek mit einem Verschleppungstransport nach Toschkowka im Donez-Gebiet zur Zwangsarbeit im Bergwerk deportiert worden war, ein Jahr darauf nach einem Fluchtversuch in ein Straflager nach Dnjeprpetrowsk kam, von dort Mitte September 1946 wegen Erkrankung und Arbeitsunfähigkeit entlassen und mit einem Rückkehrertransport nach Focçani gebracht wurde, heisst es: «Aus Russland kommend, wurden wir zunächst in Focçani in einem Sammellager untergebracht. Hier erhielten wir bessere und reichlichere Verpflegung, so dass wir uns einigermassen erholen konnten. In Focçani trafen täglich Transporte erkrankter Volksdeutscher aus Russland ein, aus Sibirien, Ural und anderen Gegenden von Russland. Unter anderem kamen auch Kameraden, die auch in Toschkowka arbeiteten und gleichfalls wegen Erkrankung entlassen wurden. Es kamen auch andere Bekannte aus Kula, Subotica und Obrovac.

Ende Oktober 1946 wurde ich dann nach Jugoslawien abtransportiert, wo ich zunächst in Subotica eintraf. Von den Verhältnissen in Jugoslawien und von der Enteignung und Ausbürgerung der Jugoslawiendeutschen hatte ich keine Ahnung. In Subotica erklärte man uns, weil wir doch einen deutschen Namen hätten, nicht in Jugoslawien bleiben könnten, sondern nach Österreich oder Deutschland auswandern müssten. Wir wurden registriert und dann nach Ungarn abgeschoben. Die ungarischen Behörden transportierten uns sofort nach Österreich ab. Die österreichischen Stellen verweigerten uns jedoch die Aufnahme. Wir haben den Transport verlassen und wollten fliehen. Mit noch 85 Mann überschritten wir die ungarisch-österreichische Grenze.» (Original, 9. Juli 1947, 3 Seiten, mschr. – Sammlung der Protokolle und Berichte des Christlichen Hilfswerks für heimatlose Flüchtlinge in Salzburg, Bd. I, S. 192 ff.)

Nr. 47

Protokollierte Aussage der Fabrikarbeiterin Karolina Greifenstein aus Bulkes (Buljkes), Bezirk Palanka (Backa Palanka) in der Batschka.

Original, 21. April 1947, 8 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Die Aushebung der 18- bis 30jährigen Frauen in Bulkes am 27. Dezember 1944 und der 30- bis 40jährigen am 29. Dezember zur Deportation in die Sowjetunion; die Verhältnisse in einem Lager bei Antrazit im Bezirk Woroschilowgrad bis zur Entlassung der über 35 Jahre alten Frauen im November 1946.

Eingangs führt die Berichterstatlerin an, dass ihr Ehemann noch Anfang Herbst zur deutschen Wehrmacht eingezogen wurde und dass sie selbst keine Möglichkeit zur Flucht hatte, als Mitte Oktober Bulkes ohne Widerstand von Partisanen und sowjetischen Truppen besetzt wurde¹. Sie berichtet dann über einige ihr namentlich bekannte Fälle von besonders brutaler Vergewaltigung durch Rotarmisten und erwähnt, dass wiederholt mehrere Männer von Partisanen festgenommen und weggeführt, schliesslich Ende November alle im Ort zurückgebliebenen Männer bis zum Alter von 70 Jahren zusammengetrieben und nach Palanka geschafft wurden.

Zu Weihnachten 1944 wurden aus Buljkes etwa 80 arbeitsfähige Frauen und Mädchen zwischen 18 und 30 Jahren zu Zwangsarbeiten nach Russland verschleppt².

¹ Über die Evakuierung von Bulkes s. Bericht Nr. 20.

² Die Gruppe dieser Frauen wurde in Fussmärschen bis nach Baja, einem Sammellager für die Verschleppungsaktionen in Südungarn (s. Dokumentation der Vertreibung, Bd. II, S. 43 E), gebracht und am 11. Januar 1945 in die dort zusammengestellten Transporte eingereiht. Hierüber gibt die E. H. aus Bulkes in einer protokollierten Aussage folgende Darstellung: «Am 27.12. 1944, abends gegen 17 Uhr, wurden sämtliche zurückgebliebenen Mädchen und Frauen im Alter von 17-30 Jahren durch Trommelschlag aufgefordert, sich sofort im Gemeindehaus zu melden. Es wurde uns gesagt, dass wir Kleider, Wäsche und Lebensmittel für 14 Tage mitzubringen hätten. Am nächsten Morgen waren 79 Frauen und Mädchen versammelt. Die Partisanen sagten uns, wir kämen in ein Nachbardorf zur Arbeit und trieben uns nach Pašićevo. Von Pašićevo trieb man uns weiter nach Novi Vrbas, von hier nach Sekić und dann nach Backa Topola. Auf dem 72 km langen Fussmarsch, den wir bei grosser Kälte und im Schnee zurücklegen mussten, haben wir unser Gepäck selbst getragen und wurden von den Partisanen dauernd angetrieben. In Backa Topola wurden wir auf Pferdewagen verladen und über Kula nach Sombor gebracht. Vorher wurde unser Gepäck von Partisanen und russischen Soldaten durchsichtet, wobei uns die wertvollsten Sachen, hauptsächlich Schmuck und Uhren, abgenommen wurden. Ringe, Trauringe wurden uns von den Fingern gerissen. Von Sombor, wo wir zwei Tage in einer Kaserne eingesperrt waren, wurden wir am 7.1.1945 über 60 km zu Fuss nach Baja getrieben. In Baja wurden wir am 11.1.1945 in Güterwagen verladen. Mit uns wurden noch zahlreiche Volksdeutsche aus Ungarn, aus dem Tolnauer Gebiet, insgesamt etwa 800 Personen, einwaggoniert.» (Original, 16. April 1947, 3 Seiten, mschr.) In diesem Transport, der nach Rostow geleitet wurde, befanden sich nur 9 Frauen aus Bulkes, die übrigen Frauen kamen mit einem anderen Transport vom 11. Januar 1945 in ein Arbeitslager im Bezirk Stalino, wo bis März nächsten Jahres 8 von ihnen starben (nach Angaben der G. W. und S. K. aus Bulkes; s. Bericht Nr. 46, Anm. 7).

Am 29.12.1944 wurde durch Trommelschlag bekanntgegeben, dass sich alle Frauen von 30 bis 40 Jahren sofort im Gemeindeamt zu melden hätten. Ich musste auch auf die Gemeinde, wo uns gesagt wurde, dass wir in zehn Minuten mit Lebensmitteln für fünfzehn Tage und mit zwei Garnituren Wäsche wieder zurück sein müssen, wir kämen in die Umgebung auf Arbeit. Als ich zurückkam, waren inzwischen auch die noch zurückgebliebenen jüngeren Frauen zusammengetrieben worden; wir waren insgesamt genau 120 Frauen. Wir wurden gleich festgehalten und in der Nacht des 30.12.1944, um 2 Uhr unter Bewachung zu Fuss nach Backa Palanka getrieben; von dort wieder zu Fuss nach Tovarisevo und dann nach Odžaci, wo wir zu Neujahr, völlig erschöpft, russischen Offizieren übergeben wurden. Kurz darauf wurden wir in Güterwagen zu je 30 Personen verladen. Insgesamt wurden mit uns am Neujahrstag 1'400 Volksdeutsche aus den Ortschaften Gajdobra, Stanišić, Bački Brestovac, Prigrevica Sv. Ivan, Kolut, Bački Breg und Krnjaja verladen³.

Die Waggons wurden verschlossen und nur jeden zweiten oder dritten Tag auf zehn Minuten geöffnet, so dass wir auch die Not in den Wagen verrichten mussten. Der Transport wurde von russischen Soldaten begleitet und bewacht, er ging nach Russland. Während der neunzehntägigen Fahrt erhielten wir nichts Warmes zu essen oder zu trinken. Erst am siebzehnten Tag erhielten wir in Russland die erste und einzige Verpflegung: eineinhalb Kilo Brot, ein kleines Stückchen Fleisch, einen Esslöffel Zucker und etwas Tee, den wir aber nicht kochen konnten, weil wir nichts zum Heizen hatten. In den Wagen hatten wir kein Stroh, wir sind buchstäblich an den Brettern angefroren. Man gab uns auch kein Wasser. Wir haben das Eis, das sich von der Ausdünstung an der Innenseite der Waggons niedergeschlagen hatte, von den Wänden heruntergekratzt und gegessen. Viele sind auf diesem Transport erkrankt und gestorben, zahlreiche hatten Durchfall. Völlig erschöpft, kamen wir am 19.1.1945 in Antrazit bei Woroschilowgrad im Donezbecken an.

Wir wurden in ein acht Kilometer entferntes Lager angewiesen. Die ersten acht Tage lagen wir auf dem gefrorenen Fussboden. Die Fenster waren kaputt, so dass es hereinschneite. Die Männer aus unserem Transport hatten gleich die Fenster ausgebessert und drei übereinanderliegende Pritschen aufgebaut, so dass wir wenigstens liegen konnten. Ich lag mit 30 Frauen in einer Stube, die etwa 16 qm gross war, über ein Jahr lang auf den Brettern. Stroh, Tische oder Stühle gab es nicht, wir hatten kaum Platz zum Liegen. Rings um das Lager war dreifacher Stacheldraht gezogen, es war dauernd von Soldaten und zum Teil auch von bewaffneten Frauen bewacht. In diesem Lager war nur unser Transport mit 1'400 Volksdeutschen aus Jugoslawien untergebracht.

Der grösste Teil der Lagerinsassen – man bezeichnete uns als Zivilinternierte – wurde zur Arbeit in die Kohlengruben verpflichtet. Ich und noch 50 Frauen wurden in

.....
³ In anderen Berichten werden dazu noch die Orte Bačko Novo Selo, Bukin, Čib, Obrovac, Odžaci. und Parabuć angeführt.

die Stadt Antrazit zu Aufräumungsarbeiten geführt. Täglich musste ich acht Stunden lang schwerste Arbeit (Ziegel- und Maltertragen) verrichten. Sechs Tage arbeitete ich in der Stadt, am siebenten Tag, den wir eigentlich freihaben sollten, musste ich auf dem Feld, auf dem für das Lager Gemüse gebaut wurde, von morgens bis zur Dunkelheit oft zehn und mehr Stunden arbeiten (umgraben und hacken). – Wenn auf den Arbeitsplätzen in den Gruben die vorgeschriebene Arbeit nicht verrichtet und von dort eine Meldung an die Lagerleitung erstattet wurde (und das war oft der Fall), würden die betreffenden Personen im Lager schwer misshandelt, geschlagen und während der Nacht in den Keller gesperrt. – An Lohn erhielt ich monatlich 140 bis 200 Rubel. Dieses Geld musste ich für die Lagerverpflegung aber wieder ausgeben. Es blieben mir monatlich höchstens 20 Rubel übrig, manchmal reichte der Monatslohn nicht einmal für die Lagerverpflegung aus. Kleider und Schuhe hatten wir keine bekommen.

Die Verpflegung war sehr schlecht und sehr eintönig. Wir bekamen Tag für Tag das gleiche Essen: morgens einen halben Liter Wassersuppe mit Tomaten, zwei Deziliter Tee und 500 g Schwarzbrot, das unausgebacken und kaum geniessbar war, und abends wieder eine Wassersuppe mit etwas Gurken und zwei Esslöffel Maisschrotbrei. Sonst erhielten wir nichts zu essen. Wer Geld hatte, konnte sich auf dem sogenannten «freien Markt», auf dem alles sehr teuer war, zusätzlich Bohnen, Maisschrot, Gurken oder Tomaten kaufen. Wir haben alle mitgebrachten Kleidungsstücke und Sachen, soweit wir sie nur entbehren konnten, an Russen verkauft, um zu etwas Geld zu kommen. Zahlreiche Lagerinsassen sind infolge dieser Ernährung und der schweren Arbeit erkrankt und gestorben. In den Wintermonaten 1945/46 sind in unserem Lager täglich 6–7 Personen gestorben. Von den mit mir verschleppten 120 Frauen aus Buljkes sind bis zu meiner Entlassung⁴ 49 gestorben. Ich habe mir die Namen und zum Teil auch den Sterbetag von 39 von ihnen notiert und kann sie wie folgt anführen: *Vor- und Zunamen von 39 Frauen, zumeist mit Todesdatum*⁵.

Die Toten hatten wir in den Keller getragen, nachdem ihnen die Kleider von den Russen abgenommen wurden. Dort blieben sie ein paar Tage liegen, bis mehrere Lei-

⁴ Mitte November 1946.

⁵ Eine vollständige Namensliste von 61 Frauen und Mädchen aus Bulkes, die in der Sowjetunion oder auf dem Transport gestorben sind, befindet sich in der Darstellung der Ortsgeschichte Karl Elicker und Karl Brunner: *Bulkes, Werden und Vergehen einer deutschen Gemeinde, Kirchheim-Teck (1958)*, S. 127 f.

Von den 26 Frauen im Alter zwischen 30 und 40 Jahren aus Bačko Novo Selo sind, nach einem Bericht der Th. S., 8 in der Zeit bis September 1946 gestorben. Weiterhin waren aus derselben Gemeinde noch 60 Frauen im Alter von 18-30 Jahren und 68 Männer deportiert worden, von denen 6 Frauen und 17 Männer bei der Zwangsarbeit in der Sowjetunion oder auf dem Transport gestorben sind (nach einer von P. Guth auf Grund mehrerer Zeugenaussagen zusammengestellten Namensliste).

chen beisammen waren, dann begruben wir sie auf einem freien Platz, der einen Kilometer vom Lager entfernt war⁶.

Die hygienischen Verhältnisse im Lager waren fast unerträglich. Wir waren verlaust und konnten vor Wanzen im Sommer nicht schlafen. Im Winter 1945/46 brach Kopftypus und Fleckfieber aus. – Im Lager befand sich auch eine Krankenstube; wir hatten auch einen russischen Arzt und eine russische Krankenhelferin, die sich aber wenig um die Kranken kümmerten. Ausser zwei Sorten Tabletten gab es keine Medikamente. Ins Krankenrevier wurden nur diejenigen aufgenommen, die morgens über 38° C Temperatur hatten. Alle anderen mussten, zur Arbeit. Es ist oft vorgekommen, dass mehrere bei der Arbeit zusammenbrachen.

Gottesdienst gab es keinen. Einige von uns hatten Bibel und Gesangbücher mitgenommen, diese wurden ihnen aber von den Soldaten, während wir auf der Arbeit waren, mit anderen Sachen aus der Unterkunft gestohlen und als Zigarettenpapier verwendet.

Wir konnten uns über die Behandlung und über die unzureichende Verpflegung nirgends beschweren. Als wir dem Lagerkommandanten durch einen Landsmann aus Prigrevica Sv. Ivan die Bitte vorbrachten, uns mehr zu essen zu geben, da wir nicht mehr arbeiten könnten, wurde uns mit Prügelstrafen gedroht und gesagt, dass wir bei 200 g Brot und Wasser in den Keller gesperrt würden, wenn wir nicht arbeiten wollten.

Während meiner 22-monatigen Internierung erhielt ich im ganzen zwei Rote-Kreuz-Karten. Ich glaube nicht, dass sie weiterbefördert wurden, denn ich erhielt kein einziges Mal Post.

In der Zeit, in der ich dort war, wurde das Lager lediglich einmal, und zwar im Sommer 1946, mit etwa 300 Deutschen aus den polnischen Gebieten aufgefüllt. Diese waren aber nicht so widerstandsfähig wie wir und sind in kürzester Zeit zugrunde gegangen. Als ich entlassen wurde, waren von diesen 300 nur noch etwa 50–60 Personen am Leben.

Am 12.9.1946 wurden die ersten Kranken und Arbeitsunfähigen, aus unserem Lager etwa 200 Personen, fortgebracht. Sie wurden, wie ich später erfuhr, in die russische Zone Deutschlands entlassen.

Am 13.11.1946 wurden in unserem Lager die Frauen, die über 35 Jahre alt waren, insgesamt etwa 180 an der Zahl, darunter auch ich, in Güterwagen verladen, an einen Krankentransport angeschlossen und nach zwanzigtägiger Fahrt nach Frankfurt (Oder)

⁶ Hierzu ergänzende Angaben enthält die protokollierte Aussage der A. L. aus Obrovac, Bezirk Palanka, die sich im selben Arbeitslager befand: «Im Oktober/ November 1945 ist im Lager Typhus ausgebrochen. Es war ein Monat hindurch gesperrt. Täglich starben 8 bis 10 Personen. Von den 1604 Personen unseres Lagers sind bis Oktober 1946 537 gestorben, also mehr als ein Drittel. Die Toten wurden neben dem Lager von einem Szentiváner Totengräber (Martin) und von den nächsten Bekannten begraben. Die Kleider nahm man ihnen gewöhnlich ab, sie wurden gegen Lebensmittel eingetauscht.» (Original, 24. September 1947, 2 Seiten, mschr.)

gebracht. Während der Reise erhielten wir täglich 500 g Schwarzbrot, eine bis zwei Kartoffeln, für sechs Tage einen Hering und einmal sieben kleine Bonbons. Viele haben die deutsche Grenze nicht mehr erreicht, sie sind auf dem Transport gestorben.

In Frankfurt wurde ich auf der russischen Militärkommandantur gefragt, wohin ich entlassen werden wolle; ich sagte, in meine Heimat nach Jugoslawien. Von einer deutschen Schwester erfuhr ich dort zum erstenmal, dass wir Volksdeutsche nicht mehr in unsere Heimat zurückkönnen. Ich erhielt auch einen russischen Entlassungsschein, der auf Brandenburg lautete, und kam zunächst – das erstmal ohne Bewachung – nach Neuwiese, Kreis Hoyerswerda/Sachsen in ein Durchgangslager. Nach drei Wochen wurde ich in ein Lager nach Riesa in Sachsen verlegt, in dem ich zwei Monate lang blieb und keine Beschäftigung hatte. Inzwischen erfuhr ich, dass auch mein Bruder in Karlsruhe/Baden sich befindet, und kam dann am 5.3.1947 zu ihm. – Von meinem Ehemann habe ich seit 1944 keine Nachricht. Mein sechszehnjähriger Sohn wurde noch am 18. 11.1944 von den Partisanen verschleppt und ist seither vermisst.

Nr. 48

Protokollierte Aussage des Landwirts S. L. aus Čonoplja, Bezirk Sombor in der Batschka.

Original, 2. April 1958, 10 Seiten, hschr. Teilabdruck.

Das Verfahren der Aushebung zur Deportation in Čonoplja und Sombor; Transport in die Sowjetunion; die allgemeinen Verhältnisse im Zwangsarbeitslager bei einer Kohlengrube im Revier von Stalino bis zur Entlassung nach Deutschland im Dezember 1949.

Der Berichtersteller erklärt eingangs, dass in seinem gemischtvölkischen Heimatort Čonoplja, in dem ungefähr die Hälfte der deutschen Bevölkerung der Aufforderung zur Evakuierung Folge geleistet hat, durchziehende sowjetische Truppen nur einige Hausdurchsuchungen vornahmen, während auswärtige Partisanen am 30. Oktober fünf oder sechs Deutsche und drei Madjaren weg führten, die seither nicht mehr gesehen wurden. Er berichtet dann, dass am folgenden Tage Partisanen alle deutschen und madjarischen Männer vom 17. bis 60. Lebensjahr nach Krnjaja trieben, dort vier Tage unter Bewachung festhielten, aber dann wieder, bis auf 20 Deutsche und Madjaren, nach Hause entliessen, wo die Gemeindeverwaltung die Bevölkerung in den folgenden Wochen zu verschiedenen Arbeiten einsetzte.

Am 26. Dezember, am zweiten Weihnachtstag, wurde durch Trommelschlag verkündet, dass alle deutschen Männer vom 17. bis 45. Lebensjahr, die Frauen vom 18. bis 30. Lebensjahr sich in der Gemeinde melden müssen. Als wir jeder einzeln vor die zwei

russischen Offiziere kamen, wurden unsere Geburtsdaten im Geburtsregister der Gemeinde nachgeprüft. Bei diesen Arbeiten stand ihnen ein Dolmetscher bei. Wenn eine Gruppe von 10 Leuten, deren Daten schon geprüft waren, beisammen war, hat der Dolmetscher uns erklärt, was mit uns geschehen wird. Er sagte zu uns, wir werden in Jugoslawien zu Arbeiten herangezogen. Ein jeder solle sich mit warmen Kleidern versorgen, zum Schlafen Decken oder Federbett mitnehmen, Essbesteck, Teller und Lebensmittel bis zu 220 kg an Gewicht bereithalten. Frauen, die Kinder bis zum 7. Lebensjahr hatten, wurden von diesem Arbeitseinsatz befreit.

Darauf wurden wir nach Hause entlassen, und man teilte uns mit, wir sollten uns am 28. Dezember, in der Früh 6 Uhr mit unserem Gepäck von 220 kg im Gemeindehaus melden. Diese Aussage wurde rückgängig gemacht, weil uns die Partisanen schon am 27. Dezember vormittags geholt haben. Zu mir kamen zwei bewaffnete Partisanen und nahmen mich mit in die Schule, wohin sie alle Frauen und Männer, die zum Arbeitseinsatz ausgesucht waren, brachten.

Am 28. nachmittags haben uns die Partisanen in die 12 km entfernte Stadt Sombor zu Fuss getrieben. Wir waren unsere 116 Männer und 30 Frauen. Das Gepäck wurde uns mit Wagen in die Stadt nachgebracht. In der Stadt am Abend angekommen, wurden wir in die Militärkaserne gebracht, wo schon aus anderen umliegenden Ortschaften deutsche Männer und Frauen zusammengetrieben waren. Dort wurden wir von den Russen übernommen und in einem Raum der Kaserne untergebracht. Russische Soldaten versorgten uns mit Brennmaterial, indem sie Tische, Bänke, Kleiderrechen zerschlugen und zu Brennholz machten.

Am 29. in der Früh kam ein russischer Arzt und fragte, wer krank sei. Kranke oder Fehlerhafte sind zurückgeblieben. Von unserem Ort waren es 3 Mann. Am Abend desselben Tages wurden wir zur Bahnstation getrieben, dort in Viehwaggons verladen. In einem Waggon waren wir so von 20-30 Leute, das war ganz verschieden. Frauen und Männer wurden gemischt in den Waggons untergebracht.

In unserem Zug (Transportzug) waren 1'200-1'300 Personen¹. Als er sich am Abend um 21 Uhr langsam in Bewegung setzte, waren wir schon ganz überzeugt, dass es nach Russland geht. Im Waggon selbst hatten wir einen Ofen, Brennmaterial war ein wenig dabei. Aber an Haltestellen wurde immer neues Brennmaterial organisiert; es wurden Zäune abgebrochen, Holz aus den Waggons genommen, die am Bahnhof standen. Schlafmöglichkeit gab es ausser dem nackten Bretterboden des Waggons keine. Am 30. in der Früh, als wir an einem kleinen Bahnhof hielten, konnten wir uns Maislaub in unseren Waggon holen. Dieses haben wir auf den Bretterboden ausgebreitet, und es gab uns mehr Wärme, auch konnten wir darauf liegen. Als wir zur rumänischen Grenze kamen, am 1. Jänner 1945, blieb der Transportzug zwei Tage stehen. Wir hofften alle,

¹ Wie aus anderen Berichten über diesen Transport hervorgeht, waren es Volksdeutsche aus der Stadt Sombor und den Dörfern des Bezirks, und zwar aus: Bezdán, Breg, Čonoplja, Gakovo, Kolut, Krnjaja, Ridjica, Sivic, Stanišić und Telečka.

es geht nun nicht nach Russland, sondern wieder zurück, nach Hause. An dieser Station gab es viel Stroh, noch vom Militär, wir haben uns davon viel in den Waggon getragen und richteten uns gute Schlafstellen her.

Am 2. Jänner sind wir dann nach Russland weitergefahren. Während der ganzen Fahrt haben wir wenig zu sehen gehabt. Unsere Waggons hatten nur die kleinen Fenster, die Türen waren immer von aussen verschlossen, sie wurden nur auf einzelnen kleinen Stationen geöffnet. Unsere Verpflegung bestand in der Hauptsache aus den Lebensmitteln, die wir mitgenommen hatten von zu Hause. Von den Russen bekamen wir Fleisch, Fischkonserven, Zucker und trockenes Brot (Suharina). Warmes Essen hat es auf dem ganzen Transport nicht gegeben. Einmal nur bekamen wir an einer Station Schwarzen Kaffee.

Einmal im Tag durften wir Wasser fassen und die Bahnschienen entlang alles als W.C. benutzen. Es sah die Stelle an den Stationen so aus, als liefe ein zweites Geleise nebenher. Unsere Beleuchtung war sehr primitiv. Wir hatten eine Schuhcremeschachtel mit Fett gefüllt (das Fett war noch von zu Hause mitgebracht), einen Lappen hineingesteckt und angezündet.

In den ersten Tagen waren wir sehr niedergeschlagen und traurig. Langsam und langsam besserte sich die Stimmung, es wurden Betstunden abgehalten, Kirchenlieder gesungen. Späterhin wurden dann auch weltliche Lieder gesungen, die Männer griffen zu einem Kartenspiel, und so hat das Leben schon eine kleine Abwechslung erfahren.

Ara 17. Januar kamen wir an unserem Bestimmungsort an. Der Ort hiess Budenowka. «Schachta deveti Kapitalna²» hiess unsere Kohlengrube. In Steinblockhäusern wurden wir untergebracht. Die Betten waren aus grünen, nassen Brettern, u. zw. stockhoch angebracht. Stroh oder Strohsäcke hatten wir keine, wir mussten auf den Brettern liegen. Erst später, nach einigen Wochen, bekamen wir Stroh in die Betten. In meinem Zimmer waren 40 Personen. – Die Frauen hatten ihre eigenen Unterkünfte in einem anderem Blockhaus. – Im Zimmer war auch ein Ofen, den wir gelegentlich anheizten. Wir in unserem Zimmer haben nie gefroren³.

Von unserem Transportzug konnten wir nicht alle in den vorhandenen Blockhäusern untergebracht werden, so dass bei 500 Personen in andere Lager

² Schacht 9, Kapitalnaja.

³ Eine diese Angaben ergänzende Mitteilung enthält der Bericht des Landwirts und Hanffabrikbesitzers Ph. K. aus Sivic, der mit demselben Transport am 17. Januar 1945 in diesem Lager kam: «Am 18. Januar wurden wir von der russischen Lagerleitung registriert, wir wurden nach den Personalien gefragt, wir mussten angeben, wieviel Vermögen wir daheim besaßen und wieviel Einkommen, wieviel Arbeiter wir angestellt hatten und bei welchem Militär wir gedient haben. Es wurde uns ein Schriftstück in russischer Sprache, die wir nicht verstanden, vorgelegt, dass wir unterschreiben mussten. Was ich unterschrieben habe, weiss ich nicht, es wurde mir weder vorgelesen, noch übersetzt. Die dort anwesenden russischen Offiziere sagten uns, dass wir nach drei Monaten wieder nach Hause gehen dürften.» (Protokollierte Aussage; Original, 23. April 1947, 6 Seiten, mschr.)

kamen⁴. Das Terrain um die Blockhäuser wurde mit Draht eingefasst und wurde auch immer bewacht. Lagernummer hatten wir 1045.

Die Küche war 2 km vom Lager entfernt. Bei der Küche war auch ein Speiseraum eingerichtet. Es gab täglich 2-3 mal warmes Essen. Zum Frühstück gab es Krautsuppe und auch gedünstetes Kraut oder Gurkensuppe. Zum Mittag gab es auch die übrigen Suppen, manchmal Kascha, gekochte rote Rüben, Hirse. Abends wieder dasselbe, 700 g nasses, klotziges, schweres Brot. Manchesmal gab es auch Fische. Sie haben mir sehr unappetitlich ausgesehen, aber gegessen wurden sie doch. In der ersten Zeit hatten wir noch Kleider von zu Hause, die verkauften wir. Um das Geld kauften wir uns Maisschrot und Sonnenblumenkuchen. Die Zuckerrüben wurden gekocht und als «Nachspeise» sehr gewertet. In jedem Blockhaus gab es Herde zum Kochen. In den alten Konservendosen haben wir uns unsere eingetauschten Lebensmittel gekocht.

In den Jahren 1945 und 46 sind nicht so viele Leute an Hunger gestorben als im Jahre 1947. Bis zum Herbst 47, bis zur neuen Ernte, war bei uns überall Hungersnot. Von den Lagerinsassen sind sehr viele betteln gegangen. Der Grossteil der russischen Zivilbevölkerung hat gerne und willig gegeben, wenn sie etwas hatten. Von unseren Frauen hatte fast jede eine «Mamka» bei der russischen Zivilbevölkerung. Unsere Lagerwache war nicht so streng, so dass wir uns schon als «Bettler» betätigen konnten. Nur vor den Offizieren mussten wir uns in acht nehmen und nicht erwischen lassen.

Nach unserer Ankunft in acht Tagen sind wir auf Arbeit gegangen. Zuerst machten wir Aufräumungsarbeiten ausserhalb der Kohlengrube. Die Kohlengruben waren durch

⁴ Nach den Aussagen des Ph. K. kamen «etwa 300 Facharbeiter und einige Frauen» in ein 30 km von dort entferntes Lager Nr. 15. Weiterhin heisst es in seinem Bericht: «Ich wurde längere Zeit auch als Kraftfahrer benützt und bin viel herumgekommen. Ich habe zahlreiche Internierungslager mit Volksdeutschen gesehen. Viele dieser Lager befanden sich in und um Stalino. Im Lager Nr. 15 waren etwa 800 Personen aus Gakovo, Stanišić, Krmjaja, Sivac, Čonoplja und aus der Umgebung von Budapest. Im Lager Nr. 5 Bis [Zweites Lager Nr. 5 oder Lager Nr. 5 a] waren etwa 500 Batschka- und Ungarn-Deutsche. Das Lager Nr. 10 Bis hatte ebenfalls etwa 500 Batschka- und Ungarn-Deutsche. Im Lager ‚Marjan‘ waren 600-700 Personen, ebensoviele waren im Lager ‚Kalinow‘. Alle diese Lager befanden sich in unmittelbarer Umgebung von Stalino. In Stalino selbst, im ‚Sawod‘ waren etwa 1500 Volksdeutsche aus der Batschka und aus Ungarn. In der Umgebung von Stalino befanden sich aber noch zahlreiche Lager mit deutschen Kriegsgefangenen und Zivilinternierten. Ich war in Makejewka im Schacht ‚sest krasna‘, wo ich etwa 800-1‘000 Volksdeutsche, hauptsächlich aus dem Banat traf. In und um Makejewka sind viele Lager mit Volksdeutschen aus Jugoslawien und Ungarn, die in den Kohlengruben arbeiten. Ich war auch in Rostow, wo ich ebenfalls Landsleute bei Aufräumungsarbeiten sah. In Kramatorsk, etwa 200 km nördlich von Stalino [gemeint ist wohl Kramatorskaja, etwa 100 km nördlich Stalino], sah ich ebenfalls Landsleute aus der Batschka, ich sprach mit einem Mann aus Apatin, der in einer Asbestfabrik arbeitete. Weitere Landsleute traf ich in Gorlowka und auf den Kolchosen bei Woinowacha.»

Ausserdem befanden sich im Industrieviertel des Donezbeckens auch zahlreiche Lager mit deportierten Deutschen aus Rumänien (vgl. Dokumentation der Vertreibung, Bd. III, S. 79 E) und aus den von sowjetischen Truppen besetzten Reichsgebieten östlich der Oder und Neisse (vgl. Bd. I/1, S. 79Eff.).

die Kriegseignisse sehr zerstört. Die Männer hatten die leichteren Aufräumungsarbeiten, wie Schlacken wegführen, Fundament ausgraben. Die Frauen mussten dagegen die schweren Holzstämme wegräumen. Die Frauen weinten oft bei ihrer schweren Arbeit, dabei wurden sie ständig von den russischen Frauen getrieben.

Im Mai 1945 wurden wir auf Arbeitsplätze eingeteilt. Ein Teil kam zur Aufbauarbeit, die anderen kamen in die Kohlengrube. Die bei der Aufbauarbeit mussten beim Schacht helfen, konnten ihre Norm nie erfüllen, verdienten dabei nichts, bekamen 700 g Brot täglich, mussten davon noch verkaufen, um ihr warmes Essen in der Küche auszulösen. Dadurch sind die Leute sehr abgemagert, und es gab viele Unterernährte unter ihnen. Der andere Teil, die in der Kohlengrube, verdienten soviel, dass sie ihr Essen bezahlen konnten, bekamen 1'200 g Brot täglich, und ab und zu gab es auch Scheine für Speck und Zucker. In der Kohlengrube mussten wir 8 Stunden arbeiten, in 3 Schichten. Und jeden siebenten Tag hatten wir frei. Bei dem Aufbau war 10 Stunden Arbeitszeit und oft auch mehr. – In dieser Zeit machten wir auch die Bekanntschaft mit Läusen und Wanzen, die hatten wir vorher nicht gekannt.

Schon während unseres Transportes hatten wir unseren eigenen Arzt⁵. Im Lager hatten wir unsere eigene Ambulanz. Die gesundheitliche Behandlung war ausreichend. Wir bekamen Schutzimpfung gegen Typhus und Diphtherie. Hatte einer Krankenhausbehandlung nötig, so kam er in das russische Krankenhaus. Es wurde ihm dieselbe Behandlung zuteil wie der russischen Bevölkerung. Den Frauen wurden die Haare abgeschnitten, aber den Russinnen genauso⁶.

⁵ s. hierzu die Erklärung des Berichterstatters in der folgenden Anmerkung.

⁶ Aus einer hierzu ergänzenden Erklärung des Berichterstatters (Brief vom 20.9.1959) geht hervor, dass die in seiner protokollierten Aussage zusammengefasste Feststellung über die gesundheitliche Behandlung sich allein auf die von ihm selbst erfahrene Krankenhausbehandlung bei den epidemischen Infektionskrankheiten Diphtherie und Ruhr (Dysenterie) bezieht und nicht dahin zu verstehen ist, als sei die hygienische, sanitäre und ärztliche Versorgung der Deportierten in diesem Lager allgemein und insgesamt auch ausreichend gewesen. Dazu schreibt der Berichterstatter noch Folgendes: «Im März 1945 ist bei uns im Lager die Diphtherie ausgebrochen, der ja manche zum Opfer fielen. Soweit ich mich erinnere, starb als erste an dieser Krankheit Fräulein Rauth aus Telečka, sie wurde in den Waschraum gelegt. Ob in einem Sarg oder Brettern? – Ich sah ihren weinenden Vater, der wegen seiner Tochter mitkam nach Russland, da er wegen seines Alters nicht mehr hätte mitmüssen, so wurde erzählt. – Am 8. März in der Früh merkte auch ich, dass bei mir das Schlucken nicht gut geht; ich meldete mich zur Untersuchung, musste in das Ambulant. – Wir hatten keinen Arzt, sondern der Apotheker Jakob Kegler aus Stanišić wurde schon bei dem Transport als Arzt bestimmt, er gab sich auch grösste Mühe, massgebend war ja die Russische Krankenschwester (Mina). – Als sie in meinen Hals schauten, sagten sie, ich soll im Lager bleiben; ob ich Medikamente bekam, weiss ich heute nicht mehr. Es waren schon einige ins Krankenhaus gebracht, auch ich musste den 11. März in das Krankenhaus. Dort angekommen, hat die Oberärztin mir in den Hals geschaut und den Kopf geschüttelt, weil ich ja fast keine Luft bekam. Ich wurde einer Krankenwärterin übergeben, die mir ein Hemd und Mantel gab (meine Kleider musste ich abgeben), die hat mich in ein kleines Zimmer geführt, wo nur für zwei Betten Platz war. Am Abend bekam ich eine Spritze in den Oberschenkel von einer Schwester

1947, am 13. Dezember, wurden in Russland die Lebensmittelkarten abgeschafft und die Lebensmittel freigegeben⁷. Von dieser Zeit an gab es für uns keinen Hunger mehr. Nach der russischen Währungsreform wurden wir unserer Arbeit entsprechend auch entlohnt. In dieser Zeit hatten wir nicht nur satt zu essen, wir konnten uns auch einige Kleidungsstücke zulegen.

Am 28. November 1949 abends kam der russische Leutnant und teilte uns mit, dass ab morgen keiner mehr zur Arbeit gehen braucht, ein jeder seine Wäsche, Kleider, Koffer in Ordnung bringen soll, bis 10. Dezember fährt der Transport von Stalino ab, wodurch auch wir das Glück hatten, nach 5 Jahren Russland zu unseren Angehörigen zurückkehren zu können.

Der Transport ging am 12. Dezember 12.30 Uhr von Stalino ab, und am 19. in der Früh kamen wir in Frankfurt/Oder an. Auch jetzt kamen wir in Viehwaggone zum Transport, aber sie waren ganz anders ausgestattet: es war viel Stroh und Liegestatt vorhanden.

In Frankfurt/Oder wurden die Aufnahmen gemacht; am selben Abend kam ich nach Kronenfeld, dort erhielten wir für zwei Tage Verpflegung und 50 Ostmark. Nächsten Morgen ging es nach Hof-Moschendorf. In Hof-Moschendorf bekamen wir einen Anzug, einen Wintermantel, 1 Paar Schuhe, 2 Paar Unterwäsche, 2 Paar Socken und 150 DM Taschengeld. Von hier fuhr ich zu meinen Angehörigen.

und bin nachher eingeschlafen; als ich den nächsten Morgen erwachte, ging das Atem leichter und wurde auch Tag zu Tag besser. Jeden Tag hatten wir Visite und Temperatur zweimal gemessen. Die Kost war besser wie im Lager. Wir waren so 15–20 Frauen und Männer aus meinem Lager. Da sind gestorben: ein Mädchen Maria Weber aus Ridjica (Legin), eines aus Sivac und ein Mann Stefan Schmidt aus Stanišić. Ob die einzel oder in ein Massengrab kamen, ist mir nicht bekannt; es gab Einzel- und Massengräber.

In dem Krankenhaus waren die Schwestern gut zu uns, manche konnten paar Worte Deutsch und wir schon soviel russisch, haben uns Kleiderstücke abgekauft, das wir uns um dies Geld was kaufen konnten (Milch). Im 46 war ich wieder in einem anderen Krankenhaus, da hatte ich Durchfall (Desinteria), da waren wir vier von unserem Lager unter den Russen; da hab' ich gesehen, dass damals auch die russischen Frauen geschoren wurden, wenn sie in ein Krankenhaus kamen, das musste sein wegen der Läuse. – Wir gingen ja öfter zum Baden und Kleider-Dämpfen und wurden auch die Läuse im 48 los, aber die Wanzen aus den Betten konnten wir nicht ganz loswerden und haben sie ihnen dort gelassen.»

⁷ Das Kartensystem der Rationierung von Lebensmitteln wurde am 16. Dezember 1947 in der Sowjetunion abgeschafft, gleichzeitig eine Währungsreform durchgeführt.

Nr. 49

Erlebnisbericht der Anna Wildmann ans Filipovo, Bezirk Hodschag (Odžaci) in der Batschka.

Original, April 1958, 20 Seiten, mschr.

Aushebung zur Zwangsarbeit in Filipovo, Deportation in die Sowjetunion Ende Dezember 1944; die allgemeinen Verhältnisse, Arbeits- und Lebensbedingungen in verschiedenen Lagern im Gebiet von Charkow bis zur Rückführung der Vfn. mit einem Krankentransport nach Deutschland Ende Oktober 1947.

Zunächst berichtet die Vfn. über einige Willkürakte der Partisanenbesetzung und Zwangsmassnahmen gegenüber der deutschen Bevölkerung von Filipovo¹.

Unmittelbar nach dem Hochamt am Weihnachtsfest 1944 bestieg der Kleinrichter² seinen Verkündstock und verkündete, dass sich alle Männer vom 18. bis 40. und die Frauen vom 18. bis 35. Lebensjahr im Gemeindehaus melden müssen. In unserer Familie war ich allein davon betroffen. Noch am Heiligen Tag trieb man uns um 7 Uhr abends nach Hodschag, wo wir im grossen Saal eines Gasthauses auf blosser Erde übernachteten. Nächsten Morgen wurden wir schon um 4 Uhr von russischen Offizieren und Ärzten geweckt, die uns untersuchten und genaue Personalien aufnehmen wollten. Als das erledigt war, sagte man uns, wir möchten uns auf eine Arbeit von etwa fünfzehn Tagen auf dem Flugplatz von Sombor gefasst machen. Jeder könne bis zu zwei Doppelzentner an Lebensmittel und Kleidung mitnehmen. Am 27. Dezember 1944 war um etwa 8 Uhr abends der Abmarsch. Insgesamt waren wir unsere 23 Männer, davon vier Burschen, und 92 Frauen. Acht von uns waren bereits Mütter, die anderen waren meist noch ledig³. Unser Gepäck wurde auf fünf Pferdewagen geladen und abgefahren. Der Weg führte uns über die gefrorenen Felder nach Apatin und nicht nach Sombor, wie uns gesagt wurde. Nach Mitternacht sind wir endlich in Apatin an der Bahnhofsgastwirtschaft angekommen. Hier wimmelte es nur so von Leuten. Manche flüsterten sogar, es ginge nach Russland.

¹ Eine ausführliche Darstellung der Ereignisse unter dem Partisanenregime ist abgedruckt unter Nr. 41.

² Gemeindediener

³ Die in derselben Gruppe aus Filipovo zusammen mit ihrem Ehemann in die Sowjetunion deportierte Frau K. K., damals 27 Jahre alt und Mutter von zwei Kindern, hat in ihren Tagebuchnotizen die Zahl von 82 Frauen vermerkt; eine Gesamtzahl von 105 Personen gibt auch die ebenfalls aus Filipovo verschleppte M. U. in ihrer protokollierten Aussage vom 22.11.1946 an. In der Mehrzahl der Berichte aus Filipovo und anderen Orten des Bezirks Hodschag wird als obere Altersgrenze der zur Deportation bestimmten Männer das 45. Lebensjahr, der Frauen das 30. Lebensjahr angegeben. Der älteste Deportierte aus Filipovo, der bei der 2. Aushebungsaktion am 28. Dezember zusammen mit weiteren 26 Männern und 77 Frauen erfasst wurde, war zu dieser Zeit bereits 45 Jahre alt (Kaufmann A. T.; s. auch Anm. 4). Bei der 2. Aktion wurden dann auch Frauen im Alter von 30–40 Jahren ausgehoben (s. Bericht Nr. 47).

Im Laufe des Tages fuhr ein Transport mit Volksdeutschen in unbekannter Richtung ab. Inzwischen war unser Gepäck angekokümt und wurde gleich von den Partisanen in der Gastwirtschaft nach Alkohol untersucht. Die Flaschen wurden dann einfach in den Hof hinausgeworfen. Am nächsten Tag mussten die Männer Öfen und Stroh in Viehwaggons bringen. Der Ofen wurde in der Mitte des Waggons aufgestellt. Rechts und links von der Tür war etwa in halber Höhe ein zweiter Boden eingezogen. Etwa 30 Männer und Frauen wurden in jeden Waggon eingewiesen und dann die Tür von aussen zugemacht. Wie es sich später herausstellte, hatte unser Transport rund 1'500 Personen. Zur Bewachung des Transportes war ein Offizier mit seinen Soldaten in einem Waggon hinter der Lokomotive untergebracht. Um 11 Uhr nachts ertönte dann ein schriller Pfiff, und der Zug fing an zu rollen. Die einen sagten, wir mögen uns die Heimat nur gut anschauen, denn so schnell kämen wir nicht mehr zurück. Andere dagegen meinten, es könne doch nicht so weit gehen, weil doch die Mütter zu ihren Kindern müssten. Das war am 29. Dezember 1944.

Die Fahrt führte uns über Subotica nach Rumänien, wo der Zug dann am nächsten Tag auf einer kleineren Station stehenblieb. Wir fassten zum ersten Mal Wasser und Verpflegung. Dazu wurden von jedem Waggon drei Personen abgeschickt. Jeden Tag ging das so weiter, aber zu ganz verschiedenen Tageszeiten. Für Brennmaterial mussten wir selber sorgen. Anfangs kümmerten wir uns wenig um die Verpflegung, denn wir hatten ja noch besseres. Die ersten zwei Wochen kam es sogar vor, dass Speck und Teile von Schinken am Fenster hinausgeworfen wurden. Langsam wurden wir aber vorsichtiger und hoben uns diese Sachen auf. In Russland waren wir dann froh, als wir einige Wochen lang unser Essen damit ergänzen konnten. Während der langen Reise fassten wir kein einziges Mal etwas Warmes zu essen. Auf unserem kleinen Ofen konnten wir nicht viel kochen. Sooft die Lokomotive anzog oder plötzlich bremste, flog alles herunter. Als die schneebedeckten Karpaten am Horizont auftauchten, waren alle Fenster besetzt. Die meisten von uns hatten nämlich noch nie im Leben Berge gesehen. So staunten wir stundenlang bei Tag und bei Nacht die herrliche Bergwelt an.

Am 12. Jänner 1945 kam ein sehr merkwürdiger Besuch in unseren Waggon. Als der Zug an diesem Tag hielt, erschienen zwei Posten bei unserem Waggonführer und verhandelten mit ihm. Sie wollten unbedingt das Mädchen haben, das kurz vorher unsere Verpflegung geholt hatte. Der Waggonführer behauptete hartnäckig, es wären da nur verheiratete Frauen und keine ledigen Mädchen. Das stimmte aber nicht. Nach einer Weile zog einer der Posten den Revolver. Der andere leuchtet mit einem Zündholz jedem Frauenzimmer ins Gesicht, bis sie endlich das betreffende Mädchen gefunden hatten. Zum Glück waren einige Verwandte der Armen unter uns und wollten dieser helfen. Es entstand ein lebhaftes Handgemenge, wobei einer von uns in die Ecke flog, dass es nur so krachte. Wir schlugen einen fürchterlichen Lärm. Der Zug war inzwischen schon weitergefahren und blieb in der nächsten Station stehen. Der Transportführer kam sofort zu unserem Waggon, um nachzusehen, was da eigentlich los sei. Die Posten mussten hinaus, und das arme Mädchen war gerettet. Am nächsten Tag kehrten diese zwei Lumpen zurück und nahmen uns den Ofen samt dem so mühsam zusammengeklaubten

Brennmaterial mit. Jetzt konnten wir frieren. Draussen war eine Kälte von – 30 Grad Celsius. Nach zwei Tagen und einer Nacht kamen wir endlich an einem grossen Bahnhof an, wo wir in die breiten russischen Waggons eingewiesen wurden. Wir waren schon ganz durchgefroren und hätten diese grimmige Kälte nicht mehr lange ausgehalten. – Das war der einzige Fall dieser Art auf der ganzen Fahrt.

Während bisher nur 30 Personen in einem Waggon eingesperrt waren, so wurden es jetzt 60. Bald rollte der Zug wieder weiter. Am 20. Januar 1945 standen wir endlich in Charkow. Auf der Reise gab es einen Toten. Den armen Mann lieferte man bereits krank ein, und kein Wunder, dass er es nicht aushielt. Während wir so einen Tag in Charkow standen, starb in unserem Waggon ein 22 Jahre altes Mädchen aus meinem Heimatort. Beide haben wir schön beerdigen können, aber ohne Geistlichen. So 10 wurden ins Krankenhaus gebracht. Von den übrigen hatten viele einen schweren Durchfall.

Unser Transport wurde jetzt geteilt. Zwei Drittel (etwa 1'000 Personen) blieben in Charkow. Für die anderen war die Reise noch immer nicht beendet. In der Nacht vom 21. zum 22. Januar 1945 fuhren wir in südlicher Richtung weiter.

Nun waren wir schon vier Wochen unterwegs, und noch immer war unsere Reise nicht beendet. In der Nacht vom 23. zum 24. Januar 1945 traf unser Transport in Isjum ein⁴. Unsere Fahrt war jetzt endlich beendet. Wir mussten aussteigen. Die Russen sagten, wir könnten unser Gepäck mit dem Auto nachbringen lassen. Wer dazu nicht gezwungen war, schleppte lieber seine Sachen selber. Der Weg führte uns bei grosser Kälte über weite Schneefelder. Nur mühsam kamen wir vorwärts. Gegen 4 Uhr morgens kam die erste Gruppe ans Ziel. Es war eine kleine Kirche ausserhalb des Dorfes Iwanowka. Er-

⁴ Nach den Tagebuchnotizen der K. K. und den Angaben der M. U. war die Ankunft in Isjum in der Nacht vom 21. zum 22. Januar, entsprechend variieren auch die anderen Daten des Transportweges; über den Transport bis Charkow s. auch den nachfolgend abgedruckten Erlebnisbericht Nr. 50.

Die bei der zweiten Aktion in Filipovo am 28. Dezember ausgehobenen 104 Personen wurden ebenfalls in Apatin zur Deportation einwaggoniert. Über diesen Transport berichtet der Kaufmann A. T. aus Filipovo: «Am 2.1.45 wurden wir per Güterzug (ca. 45 Waggons) 1'500 Personen nach Russland – über Szöreg, Temesvár, Sighisoara, Ploesti, (in russ. Waggons, breitspurig) Jassy, Kriwoi Rog, Kremenschuk, Poltawa, Krasnograd, Alexandrowa, Antrazit – abtransportiert. Am 19.1.45 am Bestimmungsort eingetroffen, wurden wir auswaggoniert und in ungeheizte Steinbaracken untergebracht. – In Apatin wurden die Waggontüren abgeschlossen, wir durften alle 2-3 Tage lang nicht heraus. Im Waggon war Holz und ein Ofen, welcher öfter umgefallen ist. In meinem Waggon (ein deutscher Spezialwagen) waren wir unser 70 Personen untergebracht. Das Brennholz ist unterwegs alle geworden. Als wir schon in Russland waren, war es sehr kalt, so wurden die Pritschen (Bretter) verheizt. Jakob Krewenka ist am 19.1.45 und Kath. Lepold geb. Keller ist am 25.1.45 gestorben.» (Erlebnisbericht; Original, 12. Januar 1957, 2 Seiten, mschr.) – Die Deportierten kamen in das Lager Bokowa-Antrazit, Nr. 1201, im Gebiet Woroschilowgrad und wurden zu Arbeiten in Kohlengruben und auf Kolchosen eingesetzt.

schöpft von dem anstrengenden Weg liessen sich alle auf den Schnee fallen. Bis Mittag kamen immer wieder welche an. Die zwei Lastwagen mit unserem Gepäck folgten zwei Tage später. Fast alles war erbrochen, und die Hälfte fehlte.

Wir waren sehr überrascht, als wir feststellten, dass alle in dieser kleinen Kirche untergebracht werden sollten. Die Kapelle war etwa 10 Meter lang, vielleicht war es auch etwas mehr. In der Mitte der einen Seite war nur eine einzige Tür, die in das entheiligte Gotteshaus führte. Die Fenster waren erst alle frisch zugemauert. Nur im Altarraum war hoch oben eines mit etwa einem halben Meter im Quadrat. Die Kapelle sah innen aus wie ein grosser Hasenstall. Im Altarraum waren acht Pritschen und im Schiff der Kapelle zehn in einem halben Meter Abstand übereinander. Das Holz war noch gefroren und roh zusammengenagelt. In der Mitte wäre nun ein Gang von etwa 2,5 Metern gewesen, doch auch da musste eine Reihe Pritschen hinein. Der Gang war jetzt so eng, dass eine Person kaum zwischen den Reihen gehen konnte. Jede Seite hatte nur eine einzige Leiter, an der man hinaufklettern konnte. Nur beim Eingang war ein Gang frei bis hinüber zur anderen Seite. Zwei Öfen sollten etwas Wärme in den Raum bringen. Das waren aber nur Benzinfässer, in die man zwei Löcher gehauen hatte. Mit dieser Heizung hatten wir viel Ärger. Den untersten war es zu kalt und den obersten viel zu viel Rauch. Mit dem nassen Holz, das man verheizte, war es auch kein Wunder! Da sollten wir nun auf dem blanken Holz schlafen. Buchstäblich wie Ferkel lagen wir da nebeneinander. Wer Bettzeug hatte, konnte sich damit zudecken. Wer nichts hatte, musste halt schauen, dass er bei Verwandten oder Bekannten einen Unterschlupf fand. Oft waren die neben der Tür am Morgen ganz eingeschneit. Nachts taute das Holz auf und tropfte auf uns herab. Das störte einen sehr im Schlaf. Musste jemand in der Nacht hinaus, so gab es viel Verdruss. Überall schauten die Füsse heraus, und da stolperte man über manchen Fuss hinweg oder trat darauf, bis man endlich die Leiter erreichte. Nur eine einzige Petroleumlampe brannte die ganze Nacht hindurch.

Am 26. Januar 1945 wurden genaue Personalien aufgenommen. Von unserem ohnehin schon ausgeplünderten Gepäck musste so manches dran glauben. Das Essgeschirr und das Besteck wurde allen weggenommen. Auf die Schott-Messbücher hatten sie es ganz besonders abgesehen. Das feine Papier war ihnen ein begehrtes Zigarettenpapier. Was ihnen sonst noch gefiel, wurde alles weggenommen. Nur wenig, das man uns enteignet hatte, wurde aufgeschrieben (Bücher, Flaschen, Photos usw.). Beim Auflösen dieses Lagers gab man uns davon nur einen Bruchteil zurück.

Der 30. Januar 1945 war für mich ein besonders schmerzlicher Tag. Bereits auf der langen Reise habe ich einige Geschwüre auf dem Kopf bekommen. Als hier noch die Läuse dazukamen, sah es bald sehr schlimm aus. An dem genannten Tag schnitt man mir die Haare ganz einfach kurz ab. Ich weinte Tag und Nacht und dachte, ich müsse vor Schmerz darum sterben. Das schlimmste dabei war mir der Gedanke, was wohl die Mutter dazu sagen wird, wenn ich heimkomme. Mit der Zeit ging es noch mehreren so, und so war es mir dann doch etwas leichter ums Herz.

Um die Kirche herum war ein grösserer Platz, in dem wir uns frei bewegen konnten. Ringsherum war ein starker Zaun. Am Eingang zu unserem Lager stand eine Frau als Posten. Etwa 200 Meter von der Kirche entfernt war die Volksschule, in der die Lagerverwaltung, das Wachpersonal und unsere Küche untergebracht war. Dreimal täglich mussten wir in Reih und Glied dorthin marschieren, unser Essen abholen. Man hatte uns ganz einfache? Aluminiumgeschirr gegeben, das wir bei uns behalten durften. Das fast ungeniessbare Schwarzbrot flog auf dem Rückweg oft in den Schnee hinein. Die Schulkinder hatten sich nachher darum gestritten und es eifrig zusammengesucht. Nach drei Wochen baute man bei der Kirche aus Brettern und Schilfrohr eine Notküche. Diese bot wenig Schutz vor der Kälte, und so froren die Köchinnen sogar am Herd. Für die Küchenarbeit hatten sich meist Apatiner Mädchen gemeldet.

Acht Tage lang gab es keinen Abort. Die Zustände waren unhaltbar und unbeschreiblich. Schliesslich wurde es den Russen doch zu dumm, und so mussten dann die Männer in einem Winkel unseres Hofes einen primitiven Abort bauen, für Männer und Frauen getrennt.

In der Kirche war es enger als in einem Ameisenhaufen. Auch da mussten die Russen eingreifen. Die mittlere Reihe der Pritschen wurde herausgeworfen, und nur die an den Kirchenwänden blieben. So war in der Mitte ein etwa 2,5 Meter breiter Gang frei. Alle Männer und etwa 50 Frauen wurden in der Volksschule untergebracht. Trotzdem reichte in der Kirche der Platz nicht für alle. Einige mussten auf den Koffern schlafen.

Am 2. Februar 1945 musste sämtliches Bettzeug und das ganze Gepäck hinaus in die frische Luft, auf den einen Meter hohen Schnee. Es sollte alles gut auslüften.

Am 7. Februar wurden wir in den Wald geführt, unsere Arbeitsplätze wurden uns gezeigt. Über drei volle Stunden waren wir in dem weglosen weiten Schnee unterwegs. Vom nächsten Tag an sollten wir nun arbeiten. Wir hatten jetzt folgende Tagesordnung: Um 4 Uhr wurden wir geweckt. Waschgelegenheit gab es keine, dafür umso mehr Schnee, in dem wir uns waschen konnten. Jetzt folgte der Appell mit der Einteilung der Tagesarbeit und der Zählung der vorhandenen Arbeitskräfte. Dann wurde uns $\frac{1}{2}$ Liter Suppe und 500 Gramm fast ungeniessbaren schwarzen Brotes verabreicht, das war alles bis zum Abend. Um 5 Uhr war Abmarsch in den Wald. Je nach der Witterung wurde es 8.30 bis 10 Uhr, bis wir im Wald ankamen. Manche mussten jetzt noch einmal eine Stunde weit laufen, bis sie auf ihrem Arbeitsplatz standen. Von 12 bis 1 Uhr war Mittagspause. Wenn jemand noch etwas zu essen hatte, so konnte er es jetzt verzehren. Um 4 Uhr nachmittags ertönte der heissersehnte Schuss für Feierabend. Es wurde 5 Uhr, bis alle beisammen waren und wir den Rückweg antreten konnten. Gegen 8 Uhr sahen wir endlich wieder unser Kirchlein. Bei schlechtem Wetter wurde es 10, bei einem Schneesturm sogar $\frac{3}{4}$ 11 Uhr. Jetzt gab es einen halben Liter dünner Suppe, nach der wir uns auf unser Nachtlager zurückziehen konnten. Die Suppe wurde meist von Kraut, Gur-

ken, ganz grob gemahlenem Mais und Haferkernen usw., aber ohne Fett gekocht. Fleisch war nur soviel drinnen, dass man es gerade noch feststellen konnte. Ein einziges Mal gab es fünf Hühner für 500 Personen. Wir fanden aber davon in der Suppe nur die Knochen.

Der Appell war morgens immer kurz. Wenn unsere Arbeitsleistung dem Wunsch der Lagerleitung nicht entsprach, so hatten wir auch abends einen. Da wurden wir meistens nur beschimpft, von dem wir anfangs das Wenigste verstanden. Länger als eine halbe Stunde dauerte er selten. Auch das genügte nach der schweren Arbeit und in der grossen Kälte vor der Kapelle. Als drei aus der Schule die Flucht versuchten, die übrigen gar nicht gelang, mussten wir alle drei volle Stunden bei -30 Grad Celsius auf dem Appell stehen. In der Schule und in der Kirche war ein Thermometer, und daher wussten wir, wie kalt es war.

Auf dem Weg in den Wald und zurück wurden wir von einem Offizier und fünf kaum 18jährigen Posten bewacht. Solange niemand aus der Reihe trat, taten sie einem nichts. Musste man doch einmal aus der Reihe heraus, dann konnte man sich auf Hiebe mit Gewehrkolben gefasst machen. Bei den Männern waren sie damit besonders freigebig. War die Kälte nicht zu gross, so beteten wir gemeinsam den Rosenkranz, sangen auswendig die Lauretani'sche Litanei und viele unserer Kirchenlieder. Der Weg wurde dadurch viel kürzer. Besonders die jungen Posten haben uns dabei gerne verspottet und ausgelacht. Wir machten uns aber nicht viel daraus und beteten trotzdem weiter. Auf dem Rückweg trug jeder von uns noch ein Stück Holz für die Küche und die zwei Öfen in der Kirche.

Im Wald mussten die Männer mit einfachen Handsägen grosse Bäume absägen. Als die Männer schon dazu zu schwach waren, kamen Frauen an ihre Stelle. Sonst mussten die Frauen die Äste abhacken und auf einen Haufen schleppen, wo sie dann verbrannt wurden. Die schweren Stämme mussten an verschiedenen Plätzen aufgestapelt werden. Das mussten die Frauen besorgen. Von dieser Arbeit hatte aber niemand von uns auch nur eine Ahnung, und so haben wir uns mehr geplagt, als notwendig war. Anfangs trugen wir sogar die Stämme auf den Schultern zum Sammelplatz. Bald waren wir aber dazu nicht mehr in der Lage. Im Wald trafen wir auch russische Arbeiter, mit denen es streng verboten war zu sprechen. Sie zeigten uns, wie man mit den Stämmen umgeht, und schimpften uns aus, weil wir uns so plagten. Von jetzt ab wurde die Tagesleistung minimal. Gearbeitet wurde nur noch, wenn ein Posten daneben stand. Kaum hatte er den Rücken gekehrt, so fingen wir an, in Konservendosen oder Stahlhelmen Schnee zu kochen und unsere Wäsche zu waschen, die wir gleich am offenen Feuer trocknen konnten. Langsam bekamen wir noch eine zusätzliche Arbeit, nämlich das Lausen. In Russland kann anscheinend niemand Staatsbürger werden, wenn er nicht Flöhe oder Läuse hat.

Brauchte jemand Kleidung oder Schuhe, dann bekam man in der Regel nur altes, schmutziges und verlaustes Zeug, das mehr oder weniger unbrauchbar war. An Stelle unserer weiten Röcke trugen wir hier Hosen und anstatt der Wintermäntel warme Joppen. Mit den Schuhen war es besonders schlimm, denn nur selten bekam man etwas Passendes.

Jeden Monat gab es einmal eine Badegelegenheit. – Nach der Arbeit mussten wir dann einen anderen Weg einschlagen. Die erste Gruppe ging im Wald schon um 4 Uhr weg. – Der Baderaum war etwa 5 mal 4 Meter gross und wurde von einer Petroleumlampe beleuchtet. An den zwei längeren Seiten standen zwei Bänke mit je 25 Waschsüsseln, so dass 50 auf einmal drankamen. Die Männer und die Frauen badeten da völlig entkleidet. Die Kleider mussten nämlich in der Zwischenzeit zur Entlausung abgegeben werden. Meist hatten sie aber nachher mehr Ungeziefer als vorher. Diese Waschgelegenheit wurde von vielen kaum benützt. – Einzelne Gruppen verirrten sich öfters auf dem Weg zu unserer Kirche. Eine Gruppe kam einmal um $\frac{1}{2}$ 4 Uhr und eine andere erst um 10 Uhr morgens an.

Durch die schwache Verpflegung waren wir bald entkräftet. Im April ging nur mehr die Hälfte zur Arbeit. Und im Mai waren es nur mehr 10 Männer und 100 Frauen, das sind etwas mehr als 20 Prozent. Hatte jemand hohe Temperatur, so brachte man ihn auf etwas Stroh mit dem Pferdewagen ins Krankenhaus nach Isjum. In unserem Lager hatten wir nämlich keinen Arzt und auch keine ausgebildete Krankenschwester. Bei uns wurden nur die vielen grossen Blutblasen behandelt und die erforenen Glieder, für die wir täglich dreimal warme Fussbäder bekamen. Das waren die weitaus meisten Krankenfälle. Alles andere musste ins Krankenhaus. In Iwanowka sind nur drei Männer und eine Frau gestorben. Jeder der Toten bekam ein eigenes Grab mit einem hölzernen Kreuz drauf. Alle waren so geschwächt, dass im nächsten Lager umso mehr gestorben sind.

Ich ging nur drei Wochen auf die Waldarbeit. Bei der grossen Kälte erfroren mir bald die Füsse, und so konnte ich daheim bleiben. Einige Dutzend von uns waren in der gleichen Lage wie ich. Soweit wir nicht geschlafen haben, reinigten und flickten wir die Wäsche von den anderen. Als meine Füsse fast geheilt waren, bekam ich über Nacht auf einmal 32 Geschwüre, die mir die grössten Schmerzen verursachten. Die anderen konnten nur drei Tage daheim bleiben. Es war nämlich eine Kälte von -40 Grad. Bei dieser Kälte blieb den Autos einfach der Motor stehen.

Am 24. Februar 1945 wurden wir vom Küchenpersonal um $\frac{3}{4}$ 5 Uhr früh geweckt. Wir sollten schnell hinausgehen, denn es gäbe was ganz Besonderes zu sehen. Wir wollten es ihnen nicht glauben und gingen nur zögernd und mit Widerwillen hinaus. Dann brachten wir aber den Mund nicht weit genug auf. Mitten am wolkenlosen Himmel sahen wir ein riesengrosses helles Kreuz, das fast bis zur Erde reichte. Es war so hell wie der Vollmond. Gleich einer Dornenkrone stand der Vollmond mitten im Kreuz drinnen. Ungefähr $\frac{1}{4}$ Stunde lang konnten wir dieses seltsame Himmelswunder bestaunen.

Am Karsamstag 1945 wurde die Auferstehungsfeier auf dem Heimweg zur Kirche nicht vergessen. Zuerst beteten wir gemeinsam den Kreuzweg, dann sangen wir verschiedene Fastenlieder. Beim Eintritt in die Kirche stimmten alle das «Grosser Gott, wir loben Dich. an. Kein Auge blieb trocken, eine halbe Stunde lang haben alle geweint. Der Gedanke an die Heimat machte uns dieses hohe Fest besonders schwer. Wir glaub-

ten, es sei daheim alles halbwegs in bester Ordnung. Dabei wussten wir gar nicht, was die Angehörigen gerade in diesen Tagen alles mitmachen mussten.

Am Ostersonntag feierten wir die erste Gemeinschaftsmesse in der Verbannung und ohne Geistlichen. Wir hatten noch zwei Schott und mehrere andere Gebetbücher. Diese nahmen wir jetzt hervor. Die eine betete die gleichbleibenden Teile vor, die andere die Teile der Ostermesse, genau wie einst daheim in der Kirche. An jedem freien Sonntag feierten wir auf diese Weise unseren Gottesdienst. Die Zahl der Teilnehmer war sehr gross. Nicht selten kamen auch solche, die schon jahrelang in keiner Kirche waren.

An diesem Ostersonntag gab es auch den ersten Tanz. Einer hatte irgendwoher eine Gitarre verschafft und machte Musik. Ausser dem Küchenpersonal tanzte aber fast niemand. Wir konnten uns ja kaum rühren. Jeden freien Sonntag ging das jetzt so weiter. Die meisten benützten die wenigen freien Sonntage, um ihre Wäsche zu waschen und auszubessern, da sonst dafür keine Zeit war. Im Durchschnitt war nur jeder zweite Sonntag frei. An den übrigen Sonntagen musste die Arbeit nachgeholt werden, die während der Woche versäumt wurde.

Den 1. Mai 1945 hatten wir den ganzen Tag frei. Es gab gutes Essen, und nachmittags war Tanz, an dem sich nur wenige beteiligten. Bei Kriegsschluss am 8. Mai 1945 mussten wir ebenfalls nicht auf die Arbeit. Dreimal wurde uns gutes Essen gegeben, und den ganzen Tag war Tanz.

Die zwei folgenden Tage wurde alles, was sich noch bewegen konnte, in den Wald getrieben. Nur etwa 40 der ganz Schwachen blieben zurück. Als wir am 9. Mai abends ins Lager kamen, sagte man uns, wir dürfen zusammenpacken, denn es geht endlich heim. Am nächsten Morgen gingen wir etwa um 8 Uhr zu Fuss nach Isjum. Alle nahmen jetzt ihre letzten Kräfte zusammen. Die Hälfte von uns war ja völlig entkräftet, besonders die Männer. In Isjum selbst wurden wir gleich einwaggoniert. Schon am gleichen Abend fuhr der Zug ab. Wie glücklich sind da alle eingeschlummert. Die vergangenen Monate kamen uns wie ein böser Traum vor. Am nächsten Morgen blieb der Zug stehen, und wir fassten die Verpflegung für den ganzen Tag: fünf kleine Kartoffeln, etwa 20–30 Gramm Fleisch und 500 Gramm Brot. Die fünfzehn ganz Schwachen, zu denen auch ich gehörte, bekamen etwas mehr.

In den ersten Wochen unserer Lagerzeit hatte ein einfaches Mädchen aus unserem Dorf ein Lied gedichtet, das bald von allen gesungen wurde. Jeden Tag haben wir es gesungen und jetzt natürlich mit besonderer Freude.

Hier gibt die Vfn. den fünfstrophigen Liedtext wieder.

Wer könnte die Enttäuschung beschreiben, als wir nach zwei Tagen in der Nähe von Charkow aussteigen mussten. Dass man uns so für Narren hält, haben wir nicht gedacht. Die eine Hälfte von uns, die nicht mehr laufen konnte, wurde mit Lastautos ins neue Lager [Osnowo bei Charkow] gebracht. Männer und Frauen mussten getrennt gleich ins Duschbad. Wir wurden in zwei grossen Baracken, die weiss getüncht waren, untergebracht. Die Männer kamen in die eine, die Frauen in die andere. Wir fanden hier Deut-

sche aus Polen, die sich uns gegenüber ziemlich feindlich benommen haben. Wieviel es gewesen sein mögen, weiss ich nicht mehr genau. Mehrere hundert waren es aber ganz bestimmt.

Zwei Wochen brauchten wir nicht auf die Arbeit und bekamen dreimal täglich gutes Essen, wie Bohnensuppe mit Kartoffeln usw. Für die Männer kam aber das schon zu spät, denn schon im ersten Monat starb die Hälfte von ihnen. Als diese zwei Wochen herum waren, mussten wir zur ärztlichen Untersuchung. Die ganz Schwachen brachte man in ein anderes Lager – wir sagten «Kurort» –, wo zwei Drittel von ihnen gestorben sind. Die übrigen teilte man in zwei Gruppen: die Stärkeren kamen zur Bauarbeit am Flugplatz, die Schwächeren – die «Ziegelkratzer» – mussten im Schutt Backsteine herausuchen und abkratzen. Zur leichteren Arbeitseinteilung bekam jeweils eine Gruppe von 15 Mann einen russischen Posten. Jede der Gruppen hatte auch ihren besonderen Namen. Von der Lagerleitung wurde in jeder Gruppe noch ein «Vorarbeiter» aus unseren Reihen ernannt, der die Arbeit leiten musste und für seine Leute verantwortlich war. Diese wurden oft abgesetzt.

Aufgestanden sind wir in diesem Lager erst um 7 Uhr. Zum Frühstück gab es einen halben Liter Suppe und 200 Gramm Brot. Von 8 bis 12 Uhr mussten wir arbeiten. Mittags erhielt jedes $\frac{3}{4}$ Liter Suppe, 200 Gramm Brot und etwa 4 Esslöffel voll Hirse- oder Kartoffelbrei oder was ähnliches. Von 1 bis 4 Uhr mussten wir wieder auf den Arbeitsplatz. Der Appell war erst vor oder nach dem Abendessen. Er dauerte normalerweise eine halbe Stunde, oft sogar bis zu zwei Stunden. Wir wurden da gezählt, was immer sehr lange dauerte, für den nächsten Tag wurde die Arbeit an die einzelnen Gruppen verteilt. Die Vorarbeiter wurden ernannt, schlechte Arbeiter eingesperrt oder zur Strafarbeit nach dem Appell verurteilt, wie zum Beispiel Abort reinigen usw.

Die Unterkunft war in diesem Lager wesentlich besser als in Iwanowka. Hier hatte jeder sein eigenes Bett. Zwei der eisernen Betten standen übereinander. Es gab sogar Leintücher und zwei Decken pro Kopf.

Die vielen Wanzen haben uns das Leben sehr schwer gemacht. Soweit es das Wetter zuließ, nahm jeder sein Bett und legte sich ins Freie. Bei Regen im Sommer warteten wir nur, bis es aufhörte, und gingen dann gleich wieder hinaus. Einmal durften wir zur Strafe nicht draussen schlafen. Jeder hängte sich sein Leintuch um und spazierte so die ganze Nacht in der Baracke herum.

Zur Arbeitsstelle brauchten wir hier kaum einige Minuten weit zu laufen. Unmittelbar neben dem Lager war ein riesiger Flugplatz mit einer Fliegerschule. Tag und Nacht flogen die Flugzeuge über uns herum. Die Kräftigeren von uns mussten helfen, die von den Deutschen gesprengten Gebäude wieder aufzubauen. Sie mussten die Backsteine, den Malter und das sonstige Baumaterial bis in das dritte Stockwerk hinaufschleppen. Im Winter wurde nur bei grösster Kälte mit der Arbeit ausgesetzt. Oft kam es vor, dass der Malter unterwegs eingefroren ist. Mit dem Bauen wurde es nicht so genau genom-

men. Einzelne Wände waren alles andere als gerade. Kein Wunder, dass manches einstürzte, wie z.B. eine im Bau befindliche Gerage während einer Mittagspause.

Um unsere Arbeitslust zu steigern, hat man hier Prämien eingeführt, die in Sonderzuteilung von Lebensmitteln uns gegeben wurden. Hatte jemand seine Arbeitsnorm erfüllt, so bekam er zusätzlich 100 Gramm Brot, 20 Gramm Zucker oder Marmelade und etwa 4 Esslöffel Hirsebrei. Das hat gereicht, um aus uns noch das Letzte herauszuholen. Der Leiter einer Arbeitsstelle hatte die Pflicht, die Leistung jedes Einzelnen genau aufzuschreiben. Die Lagerleitung musste dann ohne weiteres die Prämie geben. Meist wurden aber die Prämien zwischen der Bauleitung und der Lagerleitung geteilt. Damit wir aber den Glauben an die Prämien nicht ganz verlieren, wurden sie Anfang jeden Monats ein wenig eingehalten und es gab dann auch ein etwas besseres Essen. Gegen Ende des Monats wurden aber die Prämien kleiner und das Essen schlechter. Die Prämien wurden meist ganz willkürlich verteilt. Wenn man sich den ganzen Tag so geplagt hatte, empfand man es besonders schmerzlich.

Bei uns Frauen hat eine «Propaganda-Arbeitsgruppe» besonders viel Unheil angerichtet. Diese 15 konnten arbeiten oder schlafen, hatten aber bei jedem Appel bis zu 150% ihrer vorgeschriebenen Arbeitsnormen erfüllt. Sie bekamen gutes Essen mit Weissbrot, Kleider und Wäsche. Viele plagten sich deshalb sehr und strengten sich an, sahen aber sehr wenig von ihren verdienten Prämien. Mehrere haben sich sogar überanstrengt und sind gestorben. Plötzlich aber hörte die Geschichte auf. Man hörte dann, dass die Vorarbeiterin der «Propagandagruppe» in den Leiter der betreffenden Arbeitsstelle verliebt war. Unmittelbar vor ihrer Entbindung ist der zu seiner Familie gefahren. Das Kind starb nach einigen Wochen, seine Mutter kam in ein Lager nach Charkow.

Die «Ziegelkratzer» – die Schwächeren von uns – plagten sich nur wenig. Gearbeitet wurde meistens nur, wenn der Posten daneben stand. Die Steine wurden einfach auf einen anderen Platz gesetzt. Auch wurden nur aussen herum gute und innen schlechte Ziegel gelegt. Die Tagesnorm war so schnell erfüllt. Als der Leiter der Arbeitsstelle auf den Trick draufkam, hatte er auf dem Papier Tausende von Ziegeln mehr als in Wirklichkeit dort waren.

Im Sommer 1945 schichte man uns auf Kolchosen zu landwirtschaftlicher Arbeit. Ein Offizier und zwei Posten gingen als Wache mit. Wir erhielten im Lager unsere volle Verpflegung und mittags draussen noch ein gutes Essen. Auf dem Felde fanden wir immer noch etwas Essbares. Abends nahmen wir für die Daheimgebliebenen immer wieder was mit, meist waren es Kartoffeln. Das war zwar verboten, und man untersuchte uns auch beim Eingang ins Lager, aber wir fanden immer wieder Mittel, um den Leidensgenossen zu helfen. Bei der Arbeit war uns verboten, mit den Zivilisten zu sprechen. Das hielten wir aber nur ein, wenn der Aufseher der Kolchose in der Nähe war. Der fing deshalb schon immer von der Weiten zu schreien an. Dass wir in seiner Abwesenheit wenig arbeiteten, war klar. Die Traktoren und sonstigen Maschinen wurden

meist von Frauen bedient. Die Maschinen waren zum grössten Teil verrostet und kaum noch zu gebrauchen. Die Garben lagen wochenlang auf den Feldern. Manchmal musste man sie im Gras suchen. Waren die Garben abgekreuzt, so dauerte es wieder Wochen, bis sie eingeführt wurden. Mit dem Dreschen wurde erst im Oktober begonnen. Wenn die Kolchosen ihre Produkte (Getreide, Zuckerrüben, Kraut usw.) abliefern, so blieben sie sehr oft vor den Magazinen liegen. Das ausgewachsene Getreide wurde zwei- oder dreimal weggeschaufelt, bis es endlich in die Magazine kam.

Im August 1945⁵ wurden etwa 200 Deutsche aus Polen entlassen. Die ehemaligen Nazis mussten bleiben. Tagelang haben die geweint. Einer von ihnen wurde sogar schwachsinnig.

In unserem Lager waren zwei russische und ein deutscher Arzt, dazu noch vier Krankenpflegerinnen aus unseren Reihen. Einmal vrar Typhus ausgebrochen. Abends wurde dann jedem die Temperatur gemessen. Bei 37 Grad mussten die Haare herunter, und anschliessend brachte man die Betroffenen ins Krankenhaus nach Charkow. Obwohl viele an Typhus erkrankten, so starben doch nur zwei Frauen daran. Viel Mühe hat es uns gekostet, die genesenen Typhuskranken wieder auf die Höhe zu bringen. Als man sie ins Lager zurückbrachte, sahen alle fast wie Knochenmänner aus. Im Krankenhaus gab es zwar viele Injektionen, aber nur wenig zu essen. Im Lager betreute einmal eine besonders gute Ärztin drei Monate lang unsere Kranken. Da sahen wir erst, was die Kranken alles bekommen sollten. Während dieser Zeit bekamen sie fünfmal täglich gutes Essen, z.B. Fleisch, Eier usw. In Osnowo wurden wir sonst nur dreimal untersucht, und auch da nur, ob jemand geschlechtskrank ist. Injektionen gab man uns öfters, doch weiss ich nicht gegen welche Krankheiten. Bei einer solchen Gelegenheit konnten alle Frauen einmal zwei Tage lang ihren Arm nicht bewegen und hatten 40 Grad Fieber.

Die Toten wurden anfangs in Einzelgräbern begraben. Die Männer haben dazu die Kreuze und Särge besorgt. Die Kranken mussten die Gräber ausheben. Als in letzter Zeit ein neuer Lagerchef kam, legte man die Leichen in einen Keller und wartete, bis eine entsprechende Zahl zusammenkam. Erst dann brachte man sie mit einem Auto auf den Friedhof in Massengräber. Aus Charkow holte man nur jeden Monat die verstorbenen Lagerinsassen und beerdigte sie auf dem Friedhof ebenfalls in Massengräbern. Diese waren nur einen Metr tief. Oft mussten wir zusehen, wie die Hunde aus der Umgebung Tote ausgegraben und zum Teil aufgefressen haben. Da der Friedhof nur einige hundert Meter vom Lager entfernt war, so hat es oft fuchtbar gestunken.

Im Lager gab es keinen Brunnen und keine Wasserleitung. Das Wasser musste stets von draussen, etwa hundert Meter vom Haupteingang des Lagers geholt werden. Dazwischen lag der Wochenmarkt. – Die ganze Woche hindurch konnte man sich dort etwas kaufen. Meist waren es nur Lebensmittel. Die Preise waren sehr hoch. Ein halber Liter

⁵ Nach den Tagebuchnotizen der K. K. am 5. Juli.

Bohnen kostete z.B.30 Rubel. Nur die Handwerker und die Vorarbeiter der einzelnen Gruppen haben Lohn bekommen. Die übrigen bekamen keinen einzigen Rubel. – Der Wasserverbrauch war wegen diesem Markt sehr gross. Das war zugleich auch die einzige Möglichkeit, für eine Weile aus dem Lager zu kommen. Wenn wir uns auch nichts kaufen konnten, so haben wir uns doch die Sachen angesehen.

Die Handwerker (Schuster, Schneider, Tischler usw.) und unsere Vorarbeiter bekamen monatlich bis zu 200 Rubel. Unseren Lohn verteilte die Lagerleitung unter sich, genauso wie sie es auch mit der Verpflegung tat. Schokolade, Kekes, Bohnenkaffee wurden zwar für uns gefasst, davon haben wir aber nie eine Spur entdeckt. Dafür röstete man uns Schwarzbrot und gab es uns aufgeköcht als Kaffee.

Das Küchenpersonal hatte nie einen guten Ruf. Der Chef war ein Russe, das übrige Personal bestand meist aus Apatiner Mädchen. Diese haben sich oft mit den Offizieren eingelassen. Wenn dann etwas von diesen Beziehungen ans Tageslicht kam, so wurde das Mädchen zur schwersten Arbeit eingeteilt und der Offizier sofort versetzt. Wir sagten dann einfach: «Die Küchenkrankheit ist wieder ausgebrochen.»

Viele Kommissionen besuchten unser Lager. Nicht selten wurden Besucher aus Amerika von Stalins Freunden begleitet. An solchen Tagen gab es immer ein gutes Essen. Bei solcher Gelegenheit wurden wir von den Besuchern oft ausgefragt; aber wehe, wenn einer klagte! Dem ging es bestimmt nicht gut. Nach einem solchen Besuch mussten wir immer fasten, bis der Sonderverbrauch wieder eingespart war. Als ich eines Tages mit einigen Frauen am Flugplatz arbeitete, landete ein grosses Flugzeug mit einigen Amerikanern. Einer von ihnen kam auf uns zu und fragte uns aus. Das wurde gesehen und gemeldet. Wir hatten Glück und wurden nicht bestraft.

Jeden freien Sonntag wurde getanzt. Meist waren es nur die Posten und das Küchenpersonal, die anderen hatten dazu keine Lust. Sie legten sich lieber in die Sonne zum Schlafen. Der eine Lagerchef hatte seinen grössten Spass, uns mit einem Kübel Wasser zu wecken und uns zum Tanz zu treiben. Bei schlechtem Wetter und im Winter richtete man den etwa 10 Meter langen Speiseraum, in dem wir sonst das Essen fassten, dazu her. Bis tief in die Nacht hinein wurde da herumgetobt, so dass die nebenan nicht schlafen konnten.

Der eine Lagerchef kaufte einmal eine grosse Harmonika. Mehrere Wochen wurden wir mit Musik zum Tor hinausbegleitet und dort wieder mit Musik empfangen. Auch beim Tanz wurde diese Harmonika verwendet. Viele sagten, er hätte uns dafür lieber mehr zu essen geben sollen. Als er das hörte, wurde einer 10 Tage lang eingespart.

Am 1. Mai 1946 hatten wir einen schweren Tag. Bei den Männern sollte angeblich ein Kompass versteckt sein. Den wollten die Russen unbedingt haben. Alle mussten mit ihrem Gepäck im Hof bei Schnee und Kälte stehen. Einige gingen gleich in die Nachbarbaracke abzulauschen, was sie bei den Männern mitnehmen. Sofort wurde vieles ver-

steckt. Mein Gebetbuch wanderte mit vielem anderen in das Sägemehl neben der Baracke. Die Baracke stand etwa einen halben Meter über der Erde. Damit sich nun niemand darunter verstecken kann, war der Boden mit Sägemehl aufgeschüttet. An diesem Tag wurde alles durcheinandergeworfen, so dass wir bis zum Abend nicht mehr alles in Ordnung bringen konnten.

Im Sommer 1946 waren nur mehr wenige von uns so bei Kräften, dass sie heim Bau arbeiten konnten. Trotzdem wurden alle, bis auf 20 bis 30 besonders Schwache, zum Bau eingeteilt. Die Lagerleitung machte offenbar hier mit uns bessere Geschäfte. Von der Kolchose her waren wir mit den Lebensmitteln versorgt. Hier war ein sehr komischer führender Maurermeister, wenn der seinen Tag hatte, dann konnten ihm 100 Leute nicht genügend Material zur Hand bringen. An solchen Tagen wurden alle schwer geplagt. Zwei bis drei Wochen hatten wir unsere Not mit diesem Mann.

Diesen Sommer wurden wir nicht mehr so streng bewacht. Auch wurde uns erlaubt, mit den Russen und den anderen Arbeitern zu sprechen. Die Vorarbeiter liessen es zu, dass von jeder Gruppe zwei betteln gehen durften. Wenn die zurückkamen, wurde alles mit der ganzen Gruppe geteilt. Jeden Tag gingen andere zum Betteln. Eine Kontrolle an der Baustelle konnte nicht dagegen aufkommen, weil wir so zerstreut waren, dass es nicht entdeckt werden konnte. Die Russen gaben uns oft das letzte Stück Brot. Manchmal hetzte man uns die Hunde nach, und diese waren sehr bissig.

In Osnowo lernten wir bei zwei Gelegenheiten die sogenannten «Internierten» kennen. Es waren angeblich nur solche, die sich gegen Stalin und gegen seine Partei geäußert haben. Von 15jährigen angefangen waren alle Altersklassen unter ihnen vertreten. 30 Internierte hatten 50 Posten; 20 Schritt weit musste alles aus dem Weg. Mit niemand durften sie in Berührung kommen. Sie mussten schwer arbeiten. Dabei waren diese Lager gar nicht so selten.

Im August 1946 mussten wir eines Tages gleich nach der Arbeit ins Krankenrevier zur Untersuchung. Ein fremder Offizier und zwei Ärztinnen stufte uns in zwei Gruppen ein: die ganz Schwachen und die «Arbeitsfähigen». Die ganz Schwachen brauchten drei Wochen lang zu keiner Arbeit gehen. Alles mögliche wurde deswegen erzählt. Die Lagerleitung sagte uns, dass die ganz Schwachen irgendwohin auf Erholung kämen. Wir waren dagegen überzeugt, dass sie nach Hause gehen dürfen. Ganz im geheimen schrieb ich ein Brieflein an meine Angehörigen. Ich gab es meiner Nachbarin von daheim, die es in ihren Rockbund eingenäht hat. Schreiben war nämlich strengstens verboten. Wer dabei erwischt wurde, der wurde drei Tage eingesperrt. Anfang September kamen die ganz Schwachen fort. Unter ihnen befanden sich die beiden Töchter unseres Nachbarn von daheim. Der Abschied war herzerreissend. Wie konnte es auch anders sein, wo doch alle überzeugt waren, dass sie nach Hause durften⁶.

Diese arbeitsunfähig gewordenen Volksdeutschen aus Jugoslawien wurden tatsächlich entlassen, jedoch in die sowjetische Besatzungszone Deutschland gebracht. Darunter befand sich auch die M. U. aus Filipovo, sie berichtet in ihrer protokollierten Aussage vom 22.11.1946:

Auch in diesem Lager hatten wir jeden Sonntag regelmässig unsere Gottesdienste. Häufig war nachmittags noch eine Andacht. Die Maiandacht wurde ebenfalls gehalten, und zwar jeden Tag. Leider waren die Maiandachten nicht so gut besucht wie die Gemeinschaftsmesse. Diese Gottesdienste gaben uns die Kraft, unser so schweres Kreuz leichter zu tragen.

Eines Sonntags kam in der Früh der Befehl, dass 300 Frauen auf die Arbeit gehen müssen. Darüber ärgerten wir uns natürlich sehr. Wir mussten den ganzen Tag Kartoffeln zusammenklauben. Dafür erhielten wir zweimal gutes Essen mit je 400 Gramm Weissbrot. Abends stopften wir noch unsere Hosen und Joppen mit Kartoffeln voll. Am nächsten Tag wurde gekocht wie noch nie. Zwei Steine wurden aufgestellt, und unsere Herde waren fertig. Jetzt konnte es losgehen!

Zwei Gruppen von uns arbeiteten im Sommer 1946 im Wald draussen bei einem kleinen Dorf und hatten es gut. Zur Aufsicht war nur ein Posten und eine Vorarbeiterin unter uns. Jede Woche holten beide aus unserem Lager die notwendige Verpflegung für die kommende Woche. Jedermal aber landete die Hälfte davon auf dem schwarzen Markt oder wurde in Schnaps umgetauscht. Eines Tages packten beide ihre Sachen und wollten mit unserer Verpflegung für eine Woche sich aus dem Staub machen. Es wurde noch rechtzeitig im Lager gemeldet. Das Fräulein musste am nächsten Tag auf die schwerste Arbeitsstelle und ihr Geliebter ebenfalls. Im Lager trafen sich noch beide am Drahtzaun, mit dem die Männerbaracke von der der Frauen getrennt war. Nach einigen Wochen hörte auch das auf.

Ein Schneidermeister, der daheim im Nachbardorf ein Haus und eine Familie mit vier Kindern hatte, brachte es fertig, dass er sich im Lager ein Dienstmädchen halten durfte. Es sollte ihm bei der Arbeit helfen und kochen. Sein Gehalt (etwa 200 Rubel im

«Am 8.10.45 erkrankte ich. Ich wurde mit 40° ins Spital nach Charkow eingeliefert. Hier lag ich zwar in einem Bett, hatte aber eine schlechtere Verpflegung als im Lager. Es gab täglich nur 500 g Brot, zweimal je ½ l ein und dieselbe Krautsuppe. Läuse gab es auch hier wie im Lager. Ich blieb im Spital bis 4.1.46. Anschliessend kam ich zurück ins Lager Charkow. Hier musste ich zunächst 4 Monate nichts arbeiten. Ich konnte auch nicht einmal gehen. Am 1.6.46 wurde ich zur Kolchosenarbeit (Kartoffel- und Gemüsebau) eingeteilt. Hier ging es mir schon bedeutend besser. Ich bekam vor allem ausreichend zu essen. Am 1.9.46 wurde uns gesagt, dass Kranke und Schwache – Arbeitsunfähige – entlassen werden. Ich wurde auch tatsächlich zusammen mit mehreren Leidensgenossen vom Arbeitsplatz entlassen und am 11.9. in Charkow unter Bewachung zur Bahn gebracht und in Viehwaggons ohne Stroh nach Frankfurt/Oder abtransportiert. Während dieses Transportes, der bis 1.10.46 dauerte, erhielten wir täglich 600 g Brot und nur einmal am Tage ½ l Krautsuppe.

In Frankfurt/Oder übergaben uns die russischen Behörden unsere Entlassungsscheine. Wir wurden anschliessend ohne Bewachung nach Hoheswalde [gemeint ist: Hoyerswerda] in das Lager Elsterhorst in Sachsen abtransportiert.

Während meines Aufenthaltes in Russland hatte ich und auch meine Landsleute keine Verbindung mit meinen Angehörigen. Es war uns strengstens verboten, sowohl Post zu empfangen als auch zu schreiben. In Hoheswerda befinden sich zahlreiche seinerzeit nach Russland verschleppte Deutsche aus Jugoslawien in grosser Not. Sie wissen grösstenteils nichts von ihren Angehörigen und erfahren hier zuerst etwas über das Schicksal der in der Heimat Verbliebenen.»

Monat) und noch mehr seine Arbeit für den schwarzen Markt erlaubten ihm diesen Luxus. Es ging ihm fast wie zu Hause. Das Mädchen kam in die Hoffnung und wurde von einem Knäblein entbunden. Nach acht Tagen starb sie. Auf dem Kraftwagen brachte man die Leichte vor seine Baracke, damit er sein Dienstmädchen noch einmal sehen könne. Zwei volle Stunden stand das Auto dort. Er fand es nicht der Mühe wert, die Tote noch einmal anzuschauen und das Kind zu sich zu nehmen. Nach acht Tagen hatte er schon ein zweites Dienstmädchen.

Eine Frau war lange Monate hindurch in der Küche. Sie erhielt sogar Nachricht von ihrem Mann, was ein seltenes Glück war. Sie sagte uns aber, er könne ihr jetzt doch nicht helfen, und sie verliebte sich in den Küchenchef. Nach einiger Zeit kam sie in die Hoffnung. Inzwischen sind wir nach Charkow ins Lager gekommen, wo sie auch weiterhin in der Küche blieb. Als der Lagerchef das hörte, schickte er sie auf den schwersten Arbeitsplatz in der Fabrik zur Arbeit. Das war zwei Wochen vor ihrer Entbindung. Als das Kind da war, verkaufte sie die Hälfte von ihrem Brot, um für das Kind ein bisschen Milch zu bekommen. Nach sieben Wochen war das Kind tot.

Zwei Mädels aus unserem Lager gingen eines Sonntags über den Flugplatz spazieren, was streng verboten war. Ein Posten hielt sie an, nahm eine mit in den Bunker und vergewaltigte sie. Als das Mädchen im fünften Monat war, raubte sie mit ärztlicher Hilfe dem Kinde das Leben. Von einem Russen wollte sie kein Kind haben.

An Fluchtversuchen fehlte es auch hier nicht. Ein Vorarbeiter, ein Uhrmacher und ein Arzt – daheim war er nur Tierarzt – schlossen sich zu diesem Zweck zusammen. Der Vorarbeiter zauberte irgendwoher das notwendige Geld, der Uhrmacher verkaufte sämtliche Uhren, die bei ihm in Reparatur waren, und der Arzt verschaffte den Piloten mit dem Flugzeug. Eines Nachmittags fuhren sie um vier Uhr los. Schon nach fünf Minuten suchte man sie, aber vergebens. Das geschah im Sommer 1945. Nach einem Jahr meldete sich der Vorarbeiter aus einem Lager aus unserer Heimat.

Ein Jahr darauf versuchte ein Mädchen auf demselben Weg ihr Glück. Sie verliebte sich in einen Piloten. Eines Tages kam sie ganz schön angezogen zu der Arbeitsstelle und verschwand. Wir staunten nur, wo sie nur die schönen Kleider herhatte. Zwei Monate lang wurde sie mit Autos gesucht. Jeden Abend versprach uns der Lagerchef, dass er sie beim nächsten Appell völlig entkleidet uns vorstellen werde. Es gelang ihm aber nicht, sein Versprechen einzulösen. Ob ihr die Flucht gelungen ist, weiss ich nicht.

Im Dezember 1946 wurde das Lager in Osnowo aufgelöst. Die einen kamen nach Charkow zum grösseren Teil unseres Lagers, wo es ihnen besser ging als uns in ganz Russland. Andere, meist Männer und etwa 30 Frauen, mussten in ein Sträflingslager. Am 8. Dezember 1946 wurde ich mit etwa 100 Personen aus unserem Lager nach Krasnazora gebracht. Abends 8 Uhr sind wir dort angekommen. Es gab da kein Licht, kein Wasser, und überall war es eiskalt.

Zum Frühstück gab es morgens $\frac{3}{4}$ Liter gekochtes Wasser mit geschnittenen Krautblättern. Abends nochmals diese dünne Suppe, 400 Gramm Brot und 20 bis 30 Gramm Zucker. Das wurde oft erst spät in der Nacht oder nach Mitternacht ausgeteilt. Mittags sollten wir in der Fliegerfabrik etwas bekommen, meist waren es gehackte Rüben in Wasser gekocht. Bei dieser Verpflegung konnten wir natürlich nicht arbeiten, und deshalb gingen fast alle betteln.

In einer Fliegerfabrik sollten wir arbeiten. Ausser uns waren dort noch russische Arbeiter und ungarische Kriegsgefangene. In der Fabrik sagte man uns, die Verpflegung wäre an unser Lager abgeliefert worden. Den Lagerchef sahen wir kein einziges Mal nüchtern. Mit leerem Magen konnten uns die Posten nicht arbeiten lassen. Schliesslich kam es soweit, dass die Posten uns sagten, wir mögen uns das Essen selbst suchen. Das brauchte man uns nicht zweimal zu erlauben. Wir schlupften durch den Drahtzaun durch und gingen in die umliegenden Dörfer betteln. Auch da hatten wir immer guten Erfolg, obwohl es viele Bettler gab. Oft sahen wir im Herrgottwinkel eine Öllampe brennen.

So klopfen wir eines Tages – wir gingen immer zu zweit – an einem Haus an und bekamen keine Antwort, obwohl wir hörten, dass jemand drinnen sei. Leise Öffneten wir die Tür. Zu unserer grössten Überraschung wurde da gerade eine hl. Messe gefeiert. Wir blieben bis zum Ende und stellten uns dem Geistlichen vor. Eine jede von uns beiden bekam ein Stück Milchbrot. Mit grösster Freude gingen wir in die Fabrik zurück. Dieser Tage wurden alle nach dem Arbeitsschluss streng untersucht. Alles, was sie nur bei uns fanden, wurde auf einen Haufen geworfen: Lebensmittel, Holz, Lumpen usw. Tags vorher war nämlich ein acht Meter langer Strick aus Baumwolle verschwunden. Der wurde aufgedreht und zu Pullover verstrickt.

Die Aufseher zeigten uns immer mehr Vertrauen als ihren eigenen Landsleuten, und zwar deshalb, weil wir nicht soviel mitnahmen. Wir kamen oft in ein riesengrosses Warenlager, wo manches mitging. Wenn wir die Sachen nicht gebrauchen konnten, so wurden sie auf dem schwarzen Markt abgesetzt. Damit haben wir unsere schlechte Kost und die Kleidung ergänzt.

Zu unserer grössten Überraschung wurde das Lager in Krasnazora schon nach sechs Wochen aufgelöst. Es wurde am 25. Januar 1947 geschlossen nach Charkow gebracht. Die Kranken – von 500 waren 300 arbeitsunfähig und krank – holte man direkt vom Lager aus mit Autos ab. Die anderen gingen etwa 2 km zu Fuss, weil dieser Weg im hohen Schnee schwer zu befahren war, und durften erst dann aufsteigen. Wir kamen in ein Sträflingslager nach Charkow, das in einem Fabriksgebäude untergebracht war. Hier fand sich ein buntes Völkergemisch: Engländer, Italiener, Ungarn, Serben, Juden usw. Im ganzen waren es über 1'000 Mann. Die Frauen wurden im Erdgeschoss, die Männer im ersten Stockwerk untergebracht. Die Räume waren sehr hoch und hatten viele hohe Fenster. In unserem Raum standen 6 eiserne Öfen und brachten kaum eine Wärme hervor. Es wurde auch wenig Heizmaterial zur Verfügung gestellt. Nur ein kleiner Teil von

der Fabrik stand in Betrieb. Sechs Schlosser aus unserem Lager wurden hier beschäftigt. Alle anderen mussten $\frac{3}{4}$ Stunde zu Fuss in die Panzerfabrik, die in Friedenszeit 32'000 Arbeitskräfte hatte, laufen.

Um 6 Uhr standen wir auf. Jedem wurde gleich $\frac{8}{10}$ Liter Suppe ausgeteilt. Um 7 Uhr war Abmarsch in die Fabrik. Nach einer Stunde sollte jeder auf seinem Arbeitsplatz sein. Mittags war eine Stunde Pause. Jeder bekam einen halben Liter Suppe mit vier Esslöffel Kartoffel- oder Hirsebrei usw. Da im Spreiseraum unserer Abteilung nur etwa 30 auf einmal ihre Mahlzeit einnehmen konnten, sorgten wir schon, dass wir nicht so schnell an die Reihe kamen. Wir warteten oft über zwei Stunden. Um 4 Uhr war Arbeitsschluss. Am Fabriktor wurden alle untersucht, weil man nichts mehr mitnehmen durfte. Auf dem Rückweg begegneten wir der Nachtschicht. Die erste Frage war immer, ob das Brot schon gekommen sei, war das der Fall, so stieg gleich die Stimmung, und wir unterhielten uns lustig. Im gegenteiligen Fall sagten wir auf dem ganzen Heimweg kein Wort und liessen die Köpfe hängen. Das Abendessen bestand aus 700 Gramm Brot für den nächsten Tag und einem Kaffeelöffel Zucker oder Marmelade. Nur die letzten zwei Monate bekamen wir abends eine Suppe. Jede Woche war einmal Appell. Die Arbeit wurde neu eingeteilt, die Vorarbeiter wurden ernannt für die einzelnen Gruppen, faule Arbeiter bestraft usw.

Beim Eintritt in das Fabrikgelände wurden wir gezählt. Gleich nachher fing ein tolles Rennen zum Abfallhaufen der Fabriksküche an, wo wir nach mehr oder weniger Essbarem suchten. Ich selbst habe da nur einmal mitgemacht. Dass man dann um 8 Uhr nicht an seinem Arbeitsplatz war, wundert einen gar nicht. Es wurde oft 9-10 Uhr, bis alle verschwunden waren. Man konnte dabei auch Pech haben und von der Fabrikpolizei erwischt werden. Beim nächsten Appell musste man dann mit einer öffentlichen Beschimpfung rechnen, der stets eine Strafarbeit wie Abortreinigen usw. folgte.

Die schwerste Arbeit, zu der ich in dieser Fabrik herangezogen wurde, war im Kesselhaus bei der Feuerung. Den ganzen Tag musste man Loren mit Schlacke, aus denen noch dauernd die Gase herausströmten, hinausschieben und Kohlen wieder hereinbringen. 14 Frauen plagten sich mit einer Lore ab. Im Winter sind oft die Räder an die Schienen angefroren. Da man drinnen nicht gut ausruhen konnte, legten wir uns bei kaltem Wetter draussen auf die warme Kohlenschlache. – Nach drei Wochen war ich krank. Mein Magen wollte einfach nichts mehr vertragen. – Viele mussten da ihr Leben lassen.

Besonders gefürchtet war die Abteilung 110, wo Panzerräder geschliffen wurden. Eine einzige Person musste die Räder auf die ein Meter hohe Drehbank heben. In vierzehn Tagen war auch der stärkste Mann von uns erledigt. Nicht viel besser war es auf der Abteilung 196. Drei russische Eisenbahnwaggons mussten in einer Schicht ausgeladen oder verladen werden. Die 15 Personen mussten ganz schwere Eisenklötze herumschleppen. Oft kamen die Armen erst um 9 Uhr abends ins Lager, weil sie immer die Waggons fertig machen mussten. Ähnlich war es an der Steinpresse. Einer musste immer die 20 Kilo schweren Stücke allein von der Maschine wegtragen. Da diese drei Ab-

teilungen unter ständiger Aufsicht standen, brachten sie auch die meisten Toten, besonders bei den Männern.

Eine ganz verhasste Arbeit war im Winter das Schneekehren. Den ganzen Tag war man im Winter dem Unwetter ausgesetzt und konnte sich nirgends aufwärmen. Schlimm genug war es schon, wenn man nur vorübergehend dazu eingeteilt war. Manche hatten den ganzen Winter hindurch das Pech und waren nicht zu beneiden.

Am 15. August 1947 ging von unserem Lager ein Transport nach Sibirien, der 240 der kräftigeren Personen mitnahm. Die Folge war, dass auch solche, die bisher krank im Lager bleiben konnten, wieder in die Fabrik mussten. So kam ich drei Wochen in eine leichte Abteilung, wo ich mit Aluminiumtöpfen zu tun hatte. Obwohl ich fast jeden Tag einen mitnahm und mir darum Lebensmittel kaufte, half es nichts. Ich musste wieder im Lager bleiben und strickte. Sah ein Posten etwas davon, so nahm er einfach das mit, was ihm gefiel, und dachte nicht daran, mir etwas dafür zu geben.

Unsere Kranken wurden von vier Sanitätern gepflegt. Dazu hatten wir noch einen deutschen Arzt und zwei russische Ärztinnen im Lager. Sehr viele Kranke sind gestorben, in den letzten Wochen waren es täglich 8–10. Die Leichen wurden jeden Tag von einem Auto abgeholt.

Jeden Monat durften wir ein Duschbad benutzen, leider aber Männer und Frauen zusammen. Der Lagerchef hatte sein grösstes Vergnügen daran, wenn er uns das antun konnte.

Die Arbeitsleiterin, der die Vorarbeiter und die Arbeitseinteilung unterstanden, – eine von uns – hatte es immer gut und fand auch immer einen Freund. Hier war es der Lagerarzt. Er war verheiratet und hatte daheim eine Familie mit zwei Kindern. Im Lager war es hier schon seine dritte Liebe. Die Arbeitsleiterin war ebenfalls verheiratet und hatte daheim ein Kind. Sie meinte, es gäbe keinen schöneren Mann auf der Welt. Als sie im 6. Monat war, nahm sie mit ärztlicher Hilfe ihrem Kinde das Leben. Der Arzt sagte, sie hätte über Nacht Blutsturz gehabt und wäre fast verblutet. Nachdem sie wieder gesund geworden war, sagte sie, der Hergott möge ihr es nicht für Sünde anrechnen, da sie das Kind doch nicht hätte ernähren können. Der Arzt wurde nach Sibirien verschleppt, und damit war es auch mit der Liebe aus.

Im Sommer 1947 wollte man in unserem Lager eine antifaschistische Partei gründen. Eines Sonntags kam eine Gruppe von 34 Mann und machten uns zwei Stunden lang Musik und Theater. Alle waren sehr gut genährt und schön angezogen. Einer sprach zu uns und sagte, wie schlecht es im Reich wäre und wie gut wir es hier hätten. Er hatte aber immer weniger Zuhörer, immer mehr sind hinausgegangen, denn wir gingen lieber schlafen. Der Redner kam in Abständen von zwei Wochen wieder, fand aber keinen Anklang und liess uns endlich in Ruhe. Das war von deutscher Seite. Die Russen hielten uns jährlich zwei bis drei Vorträge, die stets aufs Gleiche hinaus kamen: Unsere Brüder und Väter hätten in Russland alles in Trümmer geschlagen, wir müssten jetzt das alles aufbauen und dürften nicht eher wieder nach Hause. Sonst wurde uns einmal in Iwanowka vor der Kirche ein Film gezeigt. Dann sahen wir noch drei französische

Liebesfilme. Gottesdienste hatten wir hier selten, denn wir waren nur noch wenige von der Batschka. Zum Tanzen hatte auch niemand mehr Lust.

Im September 1947 hörte man wieder, dass ein Krankentransport zusammengestellt werden soll. Die Küche war schon eingebaut, als ungefähr zwei Wochen vor der angeblichen Abfahrt ein Posten zu mir kam und sagte, ich solle ihm zwei Pullover stricken, dann dürfe ich auch mit. Ich war 90% arbeitsunfähig und ging seit Monaten schon zu keiner Arbeit mehr. Wie mir zu Mute war, lässt sich nicht leicht beschreiben. Doch Gottes Wege sind unerforschlich. Da nun viele, die mit dem Krankentransport fahren sollten, für die lange Reise zu schwach waren, übernahm der Transportführer niemand. Die Kost wurde jetzt besser. Es gab täglich dreimal gute Suppe, 700 Gramm Brot, zu jeder Mahlzeit etwas Kartoffelbrei oder etwas ähnliches. Dazu jeden Tag einen Kaffeelöffel Sonnenblumenöl und einmal sogar Margarine und Fische. – In diesem Lager hatten wir auch schon eine Sterbekur überstanden: Zwei Wochen lang nichts als Brennesselsuppe und dann wieder zwei Wochen lang nur Hefesuppe. Die Männer sind da nur so umgefallen und wie die Fliegen gestorben.

Am 18. Oktober 1947 war der Transport endlich soweit. Die Pullover waren auch fertig, und so kam ich doch noch auf die Liste. Die Posten untersuchten unser Gepäck sehr genau. Einigen schlitzten sie sogar die Bettfedern auf, um nachzusehen, ob sie nicht darin etwas versteckt hätten. Am 21. Oktober begann dann endlich die Reise. Wie mir zu Mute war, brauche ich nicht weiter zu erzählen. In Brest-Litowsk mussten wir drei Trage und zwei Nächte im Freien verbringen. Der Gegenzug, mit dem wir auf normalem Geleise unsere Fahrt fortsetzen sollten, war noch nicht ausgeladen. Grosse und schwere Maschinen standen da drinnen, mit denen die russischen Arbeiter ihre liebe Not hatten.

Am 10. November traf spät abends unser Transport in Fraankfurt/Oder ein. Zum Schlaf kamen wir die ganze Nacht nicht. Zuerst wurden wir registriert, und dann mussten wir ins Bad. Von dort aus weiter zur ärztlichen Untersuchung. Ganz entkleidet wog ich nur noch 42 kg. Endlich gab man uns ordentliche Kleidung. Russische und deutsche Ärzte untersuchten uns noch einmal. Die ganz Schwachen von unserem Transport, darunter auch ich, brachte man noch in der gleichen Nacht gegen 4 Uhr morgens ins Krankenhaus. Da konnte ich mich in ein schönes weisses Bett legen. Die Verpflegung war ausgezeichnet. Nach zwei Wochen wurden wir entlassen. Andere Heimkehrer warteten schon auf unser Bett. Zum Abschied teilte man jedem von uns zwei Bonbons aus, damit wir nicht vergessen, dass wir im Roten Paradies waren⁷.

⁷ Die letzten Verschleppten aus Filipovo kehrten erst nach Auflösung der Lager im November 1949 aus der Sowjetunion zurück. Auch von den ins Gebiet Woroschilowgrad Deportierten wurden einige bereits mit Krankentransporten im September 1946, November 1946 und 1948 entlassen. Nach den einzelnen Angaben in mehreren Erlebnisberichten und verschiedenen Namenslisten sind von den aus Filipovo in den zwei Transporten verschleppten 209 Personen (50 Männer und 159 Frauen) in der Sowjetunion 52 gestorben (28 Männer und 24 Frauen). – Die Namen der Verstorbenen mit Alters- und Berufsangaben sind auch abgedruckt in: Anton Zollitsch, Filipowa, Donauschwäbische Beiträge – Heft 19, Freilassing 1957, S. 184.

Nr. 50

Erlebnisbericht der Schülerin E. K. aus Milititsch (Srpski Miletič), Bezirk Hodschag (Odžaci) in der Batschka.

Original, Oktober 1957, 9 Seiten, mschr.

Die Lebensverhältnisse der deportierten Volksdeutschen im Arbeitslager Nr. 1551 in Charkow von Januar 1945 bis zur Auflösung des Lagers Ende Oktober 1949.

Es war Weihnachten. Da schreckten uns am Morgen des 25. Dezember 1944 die Trommeln hoch. Es wurde verkündet, dass sich alle Volksdeutschen, Frauen von 18 bis 32 Jahren und Männer von 18 bis 45 Jahren, sofort in dem Bezirksort Odžaci zu melden haben. In Odžaci wurden wir zum erstenmal von Partisanen und Russen registriert und auf Tauglichkeit gemustert. Es wurde sehr streng und gnadenlos vorgegangen. Nur Mütter mit Säuglingen sowie Schwerstkranke und Krüppel wurden zurückgestellt. Hier wurden wir aufgefordert, uns am Abend des 27.12.1944 mit Handgepäck und Lebensmittel, reichend für drei Wochen, auf dem Marktplatz unseres Heimatdorfes Milititsch einzufinden. Da es offiziell hiess, dass wir für drei Wochen irgendwo arbeiten sollten, aber im Volk bereits Gerüchte umgingen, es gehe nach Russland, wurden von einem Teil der Betroffenen warme Sachen und mehr Lebensmittel mitgenommen. – So wurden wir am 27.12.1944 gegen 24 Uhr in Richtung Apatin unter Bewachung von Partisanen in Marsch gesetzt. Es war eine frostklare, eiskalte Nacht, als unsere Kolonne (ca. 130¹) zu Fuss, frierend und mit bangem Herzen den Weg in das düsterste Kapitel ihres Lebens antrat.

In Apatin angekommen, wurden wir im Eisenbahnmagazin untergebracht und wiederum registriert, aber nicht nur registriert sondern auch gefilzt. Hauptsächlich Schuhe und Mäntel mussten daran glauben. Hier trafen wir auf unsere Landsleute aus Sv. Ivan, Karavukovo, Odžaci, Apatin, die dem gleichen Schicksal entgegengingen. Nach ca. drei Tagen wurden wir alle in Viehwaggons verladen, und somit war unser Schicksal besiegelt. Die Waggons waren von aussen total verschlossen, und im Innern befanden sich 40 Frauen und Männer, dicht zusammengepfercht. Von nun an bestand die Bewachung nur aus russischen Soldaten.

Die Fahrt nach Charkow dauerte 17 Tage. Sie war ausserordentlich schwer. Verpflegung erhielten wir überhaupt nicht. Den menschlichen Bedürfnissen wurde in keiner Hinsicht Rechnung getragen. Die Notdurft mussten wir, da wir aus den Waggons nicht herausdurften, daselbst verrichten. Um den Wagen nicht zu verpestern, wurde der Kot in Tüten verpackt und durch das vergitterte Fenster hinausgeworfen. Später bohrten wir mit unseren Messern Löcher in die Waggonböden, damit diesem Übel zum Teil abgeholfen werden konnte.

¹ Nach den Aufzeichnungen des J. W. aus Milititsch (s. Bericht Nr. 59, Anm. 6) waren es 75 Frauen und 53 Männer; von diesen sind nach den im Mai 1961 abgeschlossenen Ermittlungen der «Heimatortskartei für die Deutschen aus Südosteuropa» insgesamt 24 Personen in der Sowjetunion gestorben.

Den ersten Toten hatten wir in Alba Julia (Rumänien). Diesem schwer zuckerkranken Manne nahm man bereits in Apatin die Insulinspritzen weg, was seinen schnellen Tod herbeiführte (Kaufmann Franz, Milititsch).

Am Bahnhof in Ujszeged wurden wir von einem Luftalarm überrascht. Der Zug blieb sofort stehen, und die gesamte Bewachung ging in sicherer Entfernung vom Zug in Deckung. Es fielen jedoch keine Bomben.

Das schwierigste Problem der Fahrt war der Durst. Manchmal waren wir zwei bis drei Tage ohne einen Tropfen Wasser. Und gab es mal welches, so musste ein Eimer Wasser auf 40 Personen aufgeteilt werden.

Kurz vor Charkow wurden einige Waggons, und zwar die hinteren 7-8 abgehängt. – Wir waren wie erlöst, als wir am 17. Januar 1945 in Charkow ausgeladen wurden. Da der Transport auf einem Güterbahnhof abgestellt wurde, mussten wir noch 15 km bis zum Lager mit dem ganzen Gepäck laufen. Beim Marsch durch die Strassen von Charkow erregten wir erhebliches Aufsehen, die Frauen durch ihre vielen Röcke, die Männer aber durch ihre Holzklumpen. Durch die vielen Zuschauer war der Verkehr völlig blockiert, und hier hörten wir zum erstenmal das Wort «dawaj, dawaj!».

Das Lager Nr. 1551 in Charkow war die Ruine einer ehemaligen Technischen Hochschule. Das Gebäude war – ein Seitenflügel ausgenommen – bis auf die Kellerwohnungen völlig zerstört. Es war nicht etwa durch Bomben vernichtet, sondern von den Russen beim Einzug der Deutschen in Brand gesteckt. In diesen Kellerräumen wurden wir, 1030 an der Zahl, untergebracht. Genaue Angaben der Männer und Frauen kann ich nicht machen, jedoch waren die Frauen in der Mehrzahl. – Vorher hatten in dieser Ruine rumänische Kriegsgefangene und Internierte gehaust. – Wir hatten Holzpritschen, die dreistöckig waren, und obwohl auf jeder Pritsche nur für drei Platz war, mussten wir mit vier Personen darauf schlafen.

Die ersten acht Tage hat man sich um uns sehr wenig gekümmert. Wir brauchten nicht zu arbeiten, erhielten aber auch keinerlei Nahrung. Wir waren auf unsere mitgebrachten Lebensmittel angewiesen, und bei so manchen hielt der Hunger seinen Einzug. Das einzige, was wir von den Russen sahen, war die Bewachung rund um den Stacheldraht in den Postenständen. Nun fing die berühmte russische Organisation, Arbeitseinteilung, Unterkunftseinteilung usw. an. Die russische Organisation erwies sich als so chaotisch, dass sich endlich einige Männer aus unserer Mitte (es waren grösstenteils Apatiner) fanden, die die Einteilung in die Hände nahmen. Nun klappte es einigermaßen.

Wir wurden in zwei Frauen- und zwei Männerrotten eingeteilt. Diese wurden wiederum in Brigaden aufgliedert. Jeder einzelnen Brigade wurde nun der Arbeitsplatz zugewiesen. Nach dieser Einteilung fand eine grosse Lagerversammlung statt. Unser russischer Lagerkommandant hielt eine grosse Ansprache. In dieser hiess es, unsere Hauptaufgabe sei, die Technische Hochschule wieder aufzubauen, die ja unsere Väter und Brüder vernichtet hätten. Nach Wiederherstellung dieses Projektes würden wir wieder in die Heimat zurückkehren. Die Losung war nun, je schneller gearbeitet wird, je

eher kommen wir nach Hause. Und beim Russen hiess es immer: «Dawaj, dawaj – skoro domoj².»

Gemeinsam arbeiteten wir tatsächlich 14 Tage an dieser Hochschule. Nachher blieben nur noch zwei bis drei Brigaden (Brigade à ca. 30 Mann) für den Aufbau zurück; die restlichen, also fast alle, wurden auf anderen Arbeitsplätzen eingesetzt, so z.B. auf einem Sägewerk, 15 km vom Lager entfernt. Das bedeutete neben der Arbeit noch einen zusätzlichen täglichen Marsch von 30 km. Andere arbeiteten an verschiedenen Staatsgebäuden in der Stadt oder waren zum Verladekommando abgestellt. (Die Staatsgebäude betitelten sich wie: Gigant, Metschnik.) Zum Verlade- oder Transportkommando kamen hauptsächlich Frauen, obwohl es schwerste Männerarbeit war. Die LKW mit Balken, Baumstämmen, Eisen, Steinen, Sand oder Zement zu beladen. Die Spezialisten, wie Tischler, Schlosser, Maurer oder Maler, waren in Sonderbrigaden eingeteilt und je nach Bedarf an verschiedenen Objekten eingesetzt. Am schlimmsten waren die Nichtfachleute oder Akademiker dran. Diese mussten die schwersten Hilfsarbeiterdienste leisten. Dazu gehörte unter anderem die Bedienung der Maurer mit Steinen, Speis usw. Diese Materialien mussten im Anfang bis zum 5. Stoch hinaufgetragen werden, da es zu diesem Zeitpunkt einen Aufzug nicht gab. Da der grösste Teil unserer Frauen ohne Beruf war, wurden sie zu diesen schwersten Arbeiten herangezogen.

Gearbeitet wurde nach Norm, die sehr hoch war. Im allgemeinen 8 Stunden. Wurde die Norm aber nicht erreicht, so mussten «Überstunden» gemacht werden. Hilfsarbeiter haben trotz Überstunden ihre Norm nie erreichen können. Der Schwabe mit seinem traditionellen Fleiss versuchte immer wieder, die ihm gesetzte Norm zu erreichen, zumal er auch die Heimkehr von der Erfüllung der Norm abhängig glaubte. Dies war unser grösster Fehler, was die Russen grossartig auszunutzen wussten. Die Norm wurde dementsprechend immer höhergeschraubt. Als sich dadurch eine gewisse Gleichgültigkeit bei unseren Leuten einstellte, kamen die Russen mit ihren Strafmassnahmen. Es gab vor allem Brotkürzung und Karzer (Arrest). Im Arrest selbst gab es nur 200 g Brot und eine leere Krautsuppe pro Tag.

Die Ernährung in den ersten Jahren war katastrophal. Die uns zustehenden Mengen erhielten wir nie. Pro Tag sollten wir 800 g Brot fassen, erhielten aber höchstens 600 g und manchmal tagelang überhaupt keine. Das Brot selbst war sehr nass, klebrig und dadurch sehr schwer. Dazu gab es dreimal am Tag eine leere Suppe. In der Hauptsache Kraut-, Hirse- oder Mehlsuppen. Zu Mittag gab es dann zusätzlich 100 g Kascha (ein Brei, bestehend aus Kartoffeln, Graupen, Hirse oder Sojabohnen). An Fett oder Fleisch standen uns täglich 30 g zu. Beim Empfang dieser Produkte nahm sich das russische Lagerpersonal den grössten Teil weg. Daher gab es fast immer fleischlose und fettarme Wochen.

Dies führte in aller kürzester Zeit zu einer Unterernährung. Dazu kam die nicht gewöhnliche Kälte von -40° und die ausserordentlich schwere Arbeit. Gegen die Kälte waren

² Vorwärts, vorwärts – dann kommst du schnell nach Hause.

wir nicht gewappnet, da uns die nötigen Wintersachen fehlten. Von den Russen gab es im ersten Jahr überhaupt keine Bekleidung.

Die Dystrophie, die bis dahin uns Schwaben unbekannte Krankheit, griff blitzschnell um sich (dicke Köpfe, aufgeschwemmte Bäuche sowie dicke Füße). Es waren grauenhafte Anblicke. Diese Dystrophie (Unterernährung) war nicht nur ein körperliches Gebrechen, sondern es zeigten sich auch ganz scheussliche Rückwirkungen auf das seelische Leben und auf die charakterlichen Eigenschaften des Einzelnen (Streitsucht, Nörgeln, Neid usw.).

Die meisten Toten hatten wir in den Jahren 1945, 1946 und 1947. Leider kann ich darüber keine genauen Angaben machen. – Pfarrer Halter (Toronto, Canada) könnte darüber präzise Auskunft geben, da er nachts heimlich die Einsegnung der Toten vornahm.

Durch die Überfüllung der einzelnen Räume sowie fehlenden hygienischen Anlagen kamen die Läuse und somit Krankheiten. Die böseste davon war der Flecktyphus. Binnen einer einzigen Woche erkrankten beispielsweise in einer Rotta 80 Personen, grösstenteils Frauen daran. Gegen diese Epidemie konnte nichts unternommen werden, da es überhaupt keine Medikamente gab. Wir hatten zwar eine Ambulanz sowie eine russische Ärztin, der auch zwei internierte Mädchen zugeteilt waren, die jedoch an Mangel der erwähnten Medikamente nicht helfen konnten. Oft kam es vor, dass nicht einmal Verbandzeug zur Verfügung stand. Krankgeschrieben wurde man nur bei 38° Fieber, oder es mussten schon schwere Verletzungen vorhanden sein. – Eine grosse Plage, jedoch weniger gefährlich waren die Wanzen, die wir bis zuletzt nicht loswurden. – Der Mangel an Präparaten, Medizin, Instrumenten, Verbandstoff sowie die dürftigen hygienischen Anlagen dauerten bis zum Schluss an.

Der Hoffnungslosigkeit, allgemeinen Depression und beginnendem Stumpfsinn zu begegnen sowie die Arbeitsfreudigkeit anzuregen, wurde auf Initiative der Russen im Jahre 1946 eine Kulturgruppe gegründet. Diese bestand aus einem Gesangschor, einer Tanzgruppe, Theatergruppe und Musikkapelle. Der Anfang war sehr bescheiden, jedoch brachten wir es im Jahre 1948 schon zu Theatervorstellungen, Tanzrevuen und guter Musik. So hatten wir ausserdem jeden Samstag einen Tanzabend.

Nach den grössten Hungerjahren, nach 1947, nahm allmählich das Interesse unserer Leute an den kulturellen Veranstaltungen mehr zu. So dienten die verschiedenen Darbietungen an den Nachmittagen und Abenden zur allgemeinen Entspannung, Erholung und Überwindung unserer verzweifelten Lage. Zeitweise hatten wir auch Gastspiele aus den Kriegsgefangenenlagern mit ausgezeichnetem Programm.

Die religiösen Veranstaltungen (Gottesdienste usw.) waren von russischer Seite nicht gern gesehen, jedoch toleriert. So konnten jährlich viermal, zu Weihnachten, Ostern, Pfingsten und am 15. August (Apatiner Kirchweih), hl. Messen abgehalten werden. Es war natürlich nur dadurch möglich, da wir zwei kath. Priester im Lager hatten (Herrn Halter und Herrn Wasmer, Apatin). Hierbei muss jedoch erwähnt werden, dass wir in all den Jahren an beiden Weihnachtsfeiertagen arbeiten mussten. Das hinderte uns jedoch nicht, die hl. Messen nach getaner Arbeit am späten Abend zu feiern, natürlich

«sehr zum Verdruss der Russen. Die Beteiligung an den Gottesdiensten war immer hundertprozentig.

Das sittliche Leben – da wir ja Frauen und Männer in einem Lager waren – blieb dank unserer Priester im Rahmen. In unserem Lager wurden heimlich durch Kaplan Halter drei Ehen geschlossen, die nach der Rückkehr in die Bundesrepublik ohne weiteres gesetzlich anerkannt wurden. Aus diesen Ehen stammen drei Kinder, die gleichfalls heimlich getauft wurden. Da unsere Priester immer bemüht waren, die Moral aufrechtzuerhalten, waren sie den Russen stets ein Dorn im Auge. Man versuchte, sie immer wieder sittlich zu kompromittieren. So schickte man zum Beispiel einen Priester mit einer Frau allein für etliche Tage in einen entlegenen Wald, um das Haus eines «Natschalniks³» zu renovieren. (Der Priester war als Maurer im Lager tätig.) Bei ihrer Rückkehr antwortete die Frau dem fragenden diensthabenden Offizier, wie es ihr erging, mit folgenden Worten: «Das nächste Mal möge eine andere Frau mitgeschickt werden, denn ich habe keine Lust, allabendlich Rosenkranz zu beten.»

Erwähnt muss werden, dass die Frauen im Lager von den Russen nicht belästigt wurden.

Nach den schlimmsten ersten zwei Jahren kamen die Russen mit ihren politischen Schulungen. Da das Interesse der Leute gleich Null war, wurden wir zu diesen Vorträgen einfach gezwungen. Diese Schulung wurde von einem russischen Politoffizier geleitet, von den Antifa-Funktionären aus den Kriegsgefangenen-Lägern wurde er unterstützt. Da das Interesse der Leute an solchen Schulungen absolut fehlte, wurden diese Vorträge mit kulturellen Darbietungen gekoppelt. Die Themen der einzelnen Vorträge fussten alle auf marxistisch-leninistischer Grundlage. Die politischen Abhandlungen waren von hohem Niveau, so dass sie für politisch ungeschulte Menschen unzugänglich waren und daher fürchterlich langweilig. Manche konnten ihren Schlaf dabei nachholen. Für die Interessenlosigkeit ein Beispiel. Bei einer politischen Inspektion wurde eine Frau gefragt: «Wer ist Karl Marx?» Darauf die prompte Antwort: «Ich kenne nicht alle Männer im Lager.» Trotz der grossen Anstrengungen der politischen Funktionäre konnten sie bei keinem einen Erfolg buchen.

Noch ein Wort zum grössten Schrecken unseres Lagers, zum politischen Kommissar. Dieser hatte die Aufgabe, die politische Vergangenheit (alte Sünden) aufzudecken. Wir hatten in diesen fünf Jahren sieben verschiedene Kommissare im Lager gehabt, die alle Juden waren. In den zermürbenden nächtlichen Verhören (diese wurden ausschliesslich spät abends bzw. nacht? durchgeführt) suchte man nach den SS-Leuten, Angehörigen der Gestapo sowie ehemaligen Parteimitgliedern und Funktionären. Weiterhin forschte er nach Einstellung der einzelnen Lagerinsassen zur Antifa. Fluchtversuche sollten rechtzeitig durch Bespitzelung aufgedeckt werden. Sogar das Verhältnis des russischen Lagerpersonals zu uns Internierten liess er bespitzeln. Diese Spitzel köderte man mit einer Scheibe Brot, Krautsuppe und evtl, paar Zigaretten. Für das Auf-

³ Leiter, Aufseher.

spüren dieser charakterlich schwachen Typen zeigte der Kommissar besondere Begabung. Da der Kommissar entscheidenden Einfluss auf die Heimattransporte hatte, waren diese Verhöre doppelt gefürchtet und schrecklich deprimierend. So wurden schon im ersten Transport, im September 1945, etliche Personen auf Grund der Verhöre bzw. Denunziationen zurückgestellt. So war dieser politische Kommissar von den Russen und uns Internierten gleichermaßen gefürchtet. Er hatte auch die Aufgabe, die ankommende und abgehende Post zu zensieren.

Der offizielle Briefwechsel mit der Heimat begann im Jahre 1947, durch das Rote Kreuz-SSSR Lg. Nr. 1551. Allerdings konnten wir trotz strenger Kontrolle Ende Oktober 1945 durch unseren ersten Transport, der nur aus Kranken und völlig Unterernährten bestand, die ersten Lebenszeichen an unsere Angehörigen senden. Durch unsere Tischler (grösstenteils Apatiner), die in der Schreinerei der Technischen Hochschule mit russischen Spezialisten zusammenarbeiteten, ergab sich eine günstige Gelegenheit zum illegalen Briefwechsel. Folgende Anschrift ermöglichte uns, zwei Jahre lang in aller Heimlichkeit Post aus der Heimat zu empfangen: ... Es war jedoch immer mit grosser Gefahr und Angst für beide Teile verbunden.

Der Bazar hatte für uns grosse Bedeutung. Da er nicht weit von unserem Lager entfernt war, konnten wir durch Bestechung der Posten schnell mal zum Markt gehen. Die verbliebenen Kleidungsstücke sowie all die Sachen, die irgendwie zu entbehren waren, wurden verschleisst und für Lebensmittel eingetauscht. Für ein Paar Seidenstrümpfe gab es beispielsweise in den Jahren 1945-1946 bis zu 80 Rubel (ungefähr 3 Brote à 1 kg). In den späteren Jahren durften wir dann monatlich, aber nur bei «Normerfüllung», in Begleitung eines Wachpostens Bazareinkäufe machen.

In unserem Lager gab es keine körperliche Züchtigung. Die Strafen, die verhängt wurden, waren: Karzer (Arrest), verminderte Brotrationen, Strafversetzung in andere Brigaden mit schwerer Arbeit sowie, was seltener der Fall war, Versetzung in ein Straf-lager.

Im Jahre 1948 wurden plötzlich über 100 Personen aus unserem Lager nach Sibirien kommandiert. Dies war jedoch keine Strafversetzung, sondern eine rein arbeitstechnische Aktion. Um diese Lücke zu schliessen, kamen zu uns jene Landsleute, die bereits auf dem Transport nach Russland kurz vor Charkow abgehängt worden waren. Sie waren unweit von Charkow in einem anderen Lager untergebracht.

Der erste Rücktransport, wie schon erwähnt, fand Ende Oktober 1945 statt. Er betrug ca. 300 Personen. Dieser war auch der einzige, der nach Jugoslawien fuhr. Es war jedoch keine Heimkehr in die Freiheit, sondern die meisten gingen in Gakovo, Kruševlje und Jarek in den Lagern zugrunde⁴.

Alljährlich folgten dann Heimtransporte, die zahlenmässig bedeutend kleiner waren. So gab es Transporte von 30 bis 40 Personen, die dann den Kriegsgefangenen-

4 Nach vorliegenden Berichten wurden zu dieser Zeit auch aus anderen Arbeitslagern kleinere Krankentransporte nach Jugoslawien zurückgeführt. Da hier die gesamte deutsche Bevölkerung inzwischen interniert worden war (s. die Berichte Nr. 51 ff.), wurden die Heimkehrer in die Sammellager für Kranke und Arbeitsunfähige ihres Heimatbezirks überwiesen.

Transporten angeschlossen wurden und mit denen entweder nach der Bundesrepublik oder Österreich fuhren. (Der grösste Teil, fast 90% kam nach Deutschland.)

In den einzelnen Transporten wurden nur Schwerstkranke bzw. Arbeitsunfähige erfasst. Diese Richtschnur galt bis zum Schluss. Dazu muss noch bemerkt werden, dass die Heimkehrer vor ihrer Abfahrt in die Quarantäne kamen, wo sie durch die Wachposten von uns hermetisch abgeschlossen waren. Hier verbrachten sie 14 Tage ohne zu arbeiten und bekamen verhältnismässig gute Verpflegung. Damit wollten die Russen nach dem Motto: «Ende gut, alles gut» den Internierten bzw. Heimkehrenden im letzten Moment die Bitterkeit nehmen. (Als ob man drei Hungerjahre und all das Unrecht in 14 Tagen wettmachen könnte!) Auch sollte die humane Behandlung und die gute Lage der Internierten vor der Aussenwelt demonstriert werden⁶.

In den letzten zwei Jahren besserte sich unsere Lage. Die Verpflegung war ausreichend, und das Tagesgespräch war (da es keinen Hunger mehr gab) nur noch die Heimkehr. Die Russen lancierten selbst diese erdachten Heimkehrtermine, um die schon sehr sinkende Arbeitsfreudigkeit der Lagerinsassen zu heben. Auf diesem Gebiete (also auf dem Lügen) erwiesen sich die Russen als grossartige Manager.

Im letzten Abschnitt unserer Internierung wurden wir buchstäblich von einem auf den anderen Monat mit der Heimkehr vertröstet. Im Monat September 1949 schien dann die Sache ernst zu werden. Es fand eine Lagerversammlung statt, auf der uns der russische Kommandant offiziell mitteilte, dass das Lager Ende Oktober aufgelöst wird und wir spätestens am 1. November die Heimreise antreten werden. Diese Mitteilung wurde nun endlich Wahrheit. Es wurde nun in aller Eile mit der Organisation des Transportes begonnen. Wir Internierten mussten alle einen Nachweis erbringen, aus dem ersichtlich war, dass wir in Deutschland bzw. Österreich Verwandte haben. Wir wurden fast alle neu eingekleidet und drei Tage vor der Abfahrt aus dem Arbeitsprozess gezogen. Was wir besaßen, konnten wir mitnehmen. Strengstens untersagt war jedoch das Mitnehmen von Anschriften, Fotografien sowie jeglicher Art von Lektüren (auch keine marxistische oder leninistische Bücher), mit einem Wort alles, was in Bild oder Schrift aufgezeichnet war.

Es gab eine Abschiedsfeier, in der unsere führenden russischen Persönlichkeiten grosse Reden schwangen und von uns aus ein improvisiertes Programm geboten wurde. Leider wurde am nächsten Morgen ein Wermutstropfen in unsere Heimkehrfreude gegossen. Man riss plötzlich 11 Mann aus unserer Mitte und brachte sie in das berüchtigte Straflager Nr. 3 in Charkow. Nur die Götter wissen warum. Zum Glück fand auch diese Episode ein gutes Ende, da diese Menschen in vier Wochen ebenfalls heimkehrten.

Und so verliessen wir – 400 Personen an der Zahl – nach fünf entbehrungsvollen und bitteren Jahren das sowjetische Arbeiterparadies.

⁸ vgl. Bericht Nr. 49, S. 331, Anm. 6 und S. 337.

3. Die Enteignung und allgemeine Internierung der deutschen Bevölkerung; Abschub und Flucht der Internierten nach Rumänien, Ungarn und Österreich; die Verhältnisse in den Lagern bis 1948.

a. Banat, Batschka und Syrmien.

Nr. 51

**Erlebnisbericht der Elisabeth Flassak aus Ernsthausen (Banatski Despovac),
Bezirk Gross-Betschkerek (Veliki Beckerek) im Banat.**

Original, 5. Mai 1958, 16 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Vorfälle in Ernsthausen nach Übernahme der Gemeindeverwaltung durch die Partisanen; die Aushebung zur Deportation in die Sowjetunion; Erlebnisse der Vfn. im Lager Kathreinfeld und als Sekretärin der Lagerkommandantur in Ernsthausen bis zu ihrer Flucht nach Rumänien im August 1946 und auf dem weiteren Fluchtweg durch Ungarn nach Österreich.

Eingangs stellt die Vfn. fest, dass die Bevölkerung ihres Heimatortes Ernsthausen ivenge der verbreiteten Parole «Wir bleiben!», der Versicherung der Volksgruppenführung, dass rechtzeitig zur Evakuierung aufgerufen werde, und den beruhigenden Meldungen über die Frontlage noch, keinerlei Anstalten zur Flucht getroffen hatte und völlig überrascht wurde, als am 1. Oktober 1944 eine Vorhut der sowjetischen Truppen in den Ort einzog.

Am 1. November trommelte es, dass das serbische Militär die Regierung übernommen habe und zur Feier des Tages alle jungen Mädchen und Frauen zu einer Festansprache mit anschliessendem Tanz kommen müssten, andernfalls sie von den Partisanen in der Nacht abgeholt würden. Es blieb uns nichts anderes übrig, als zu gehen. Wir zogen uns zerlumpt an, banden uns Kopftücher um und setzten uns in die hinterste Reihe. Zuerst kam eine donnernde Ansprache in Serbisch, die ausser mir und noch einigen niemand verstand. Es hiess da: Nun habt ihr es, ihr auserwählte Nation, nun seht ihr, dass ihr auch nichts Besseres seid als wir. Wenn wir euch die Adern aufschneiden, fliesst dasselbe rote Blut, wie es bei uns fliesst. Und ihr habt euch eingebildet, ihr seid die auserwählte Rasse! – Nach der Ansprache kam der Tanz. Die Partisanen hatten die Anzüge unserer Burschen an und das Koppel darüber. Es sah zum Weinen traurig aus, und doch mussten wir heimlich lachen. Obzwar wir jungen Mädchen in den hintersten Reihen sasssen, wurden doch wir und nicht unsere Mütter in der ersten Reihe aufgefördert. Der Abend verlief ohne Zwischenfälle, und es wurde immer wieder beteuert, wir hätten

von den Partisanen nichts zu befürchten. Es waren dann zwei- bis dreimal wöchentlich Tanzveranstaltungen, zu denen wir klopfenden Herzens gingen. Unser Nachbar begleitete uns und blieb immer in unserer Nähe. Ein sehr hübsches Mädchen verschwand nach einer solchen Veranstaltung und wurde nie wieder gesehen. Sie soll von einem Partisanen umgebracht und in die Latrine der Volksschule geworfen worden sein.

Tagüber mussten wir Feldarbeiten verrichten. Wir wurden dazu von den Partisanen eingesagt. Während wir ausser Haus oder auch zu Hause waren, kamen die Partisanen in die Häuser und holten sich aus den Schränken, was ihnen beliebte. Eines Tages trommelte es, dass alle Bücher abgeführt werden müssten. Dann sollten wir alle Bettwäsche in der Schule abliefern. Die Partisanen räumten selbst die Schränke aus, banden die Bettwäsche in Leintücher, und wir mussten sie auf dem Rücken in die Schule tragen. Ein Partisan blieb dabei, damit wir uns ja nicht etwa noch ein Stück herausholen könnten.

Es war an einem Vormittag – meine Mutter war zur Feldarbeit eingeteilt, meinen Vater hatte man verschleppt¹ –, ich war allein zu Hause und röstete gerade Zwiebeln, als ich sechs Partisanen kommen sah. Ich erschrak, lief ins Zimmer nebenan und schob den Riegel vor. Draussen begannen meine Zwiebeln zu brennen, und so wussten die Partisanen, dass jemand im Haus ist. Als ich hörte, dass sie die Tür aufbrechen wollten, machte ich sie schnell auf und lief ins Freie. Nun glaubten die, ich hätte jemanden versteckt, und durchsuchten das Haus. Einer von den Partisanen blieb bei mir draussen und versuchte mich davon zu überzeugen, dass ich mich vor den Partisanen nicht zu fürchten brauche. Ich sagte ihm aber gleich, dass dies nur leere Redereien wären und ich nichts davon glaube. Nun wollte er mich just davon überzeugen, rief sofort seine Freunde heraus und lud mich abends zum Tanz ein. Ich ging hin und hatte von damals an einen Kavalier und Beschützer. Er wurde nie zudringlich und war ehrlich bestrebt, sich nur von der besten Seite zu zeigen. Nach einiger Zeit wurde er versetzt, und ich hörte erst viel später wieder von ihm.

Durch unseren Nachbarn bekam ich abends eine Schreibmaschine nach Hause, und so übte ich mich fleissig im Maschinenschreiben. Als ich es ein wenig begriffen hatte, nahm er mich mit ins Amt, und ich wurde Sekretärin im Gemeindebüro. Auch meine Freundin durfte dort arbeiten. So waren wir den ganzen Tag unter Obhut des Herrn N.; abends brachte er uns nach Hause, und die aufdringlichen Partisanen hatten das Nachsehen.

Eines Tages kam in unsere Gemeinde ein Trupp Partisanen, das sogenannte «Suchkommando». Ihr Führer war ein sehr verdächtig aussehender älterer Partisane, der hink-

¹ Nach dem Bericht des Vaters wurden zwischen dem 14. Oktober und 3. November 1944 in drei Gruppen insgesamt 35 Männer aus Ernsthäusern festgenommen und in das Internierungslager nach Gross-Betschkerék geschafft, von denen in der Folgezeit 24 im Lager ums Leben gekommen sind; in den Tagen nach der Besetzung des Ortes fanden sechs Deutsche durch Raubmord und Racheakte den Tod, einer nahm sich selbst das Leben; bis Ende des Jahres seien dann noch zwei Männer und drei Frauen aus ungeklärten Gründen im Ort ermordet worden.

te und im Gesicht schon deutlich Spuren von Syphilis trug. Er durchsuchte die Häuser mit seinem Trupp nach versteckten Sachen, und wo er etwas fand, nahm er sich die Nacht darauf die Frau des Hauses, die ja mit ihren Kindern allein war, da man die Männer, die beim Einmarsch der Truppen zufällig zu Hause gewesen waren, sogleich in die Konzentrationslager verschleppt hatte. Vor diesem Pero fürchteten sich alle Frauen unseres Dorfes wie vor der Pest. Wenn er angefahren kam, wussten es binnen 20 Minuten die ganzen Frauen des Dorfes. Sie räumten ihre letzten Verstecke aus, um ihm ja nicht in die Hände zu geraten. Doch die Hübschesten nahm er sich, ob er etwas fand oder nicht.

Die Vfn. berichtet, wie dieser Partisan auch ihr nachstellte, wie sie sich seiner Zudringlichkeit entziehen konnte und dass er wegen dieses Vorfalls dann den Ort verlassen musste.

Von meinem Vater, der am 3. November verschleppt worden war, bekamen wir seither nichts mehr zu hören. Am 17. Dezember, es war ein Nachmittag, an dem ich nichts im Büro zu tun hatte, kam plötzlich ein Mädchen angelaufen und sagte mir, ich solle schnell zum Gemeindeamt kommen, man habe meinen Vater gebracht. Ich lief gleich mit ihr und bekam Schreckliches zu sehen. Es standen drei oder vier Wagen vor dem Gemeindeamt, von denen die Partisanen Menschen abluden, als ob es Lumpen wären. Die Menschen waren so herabgekommen, dass die meisten im Schnee liegenblieben. Ich war gut angezogen, doch überfiel mich plötzlich solches Zähneklappern und Zittern, als wenn ich am Frieren wäre. Ich fing an, ein Menschenbündel nach dem anderen aufzuheben, und erkannte endlich, am Innenfutter seines Überrocks, meinen Vater. Er war furchtbar mager, dreckig, zerlumpt und blutig geschlagen, zum Stehen allein zu schwach, dass ich ihn dabei stützen musste. Nach einiger Zeit kam der Befehl, alle müssten aufstehen und sich in das Gasthaus Schlüter begeben. Das war nun ein Anblick! Einige Partisanen halfen den Leuten aufstehen, und nun musste sich der jämmerliche Zug in Bewegung setzen. Auf dem Wege brach ein junger deutscher Soldat zusammen. Ein Partisan hiess ihn aufstehen, doch er konnte nicht mehr. Da stiess ihm der Partisan das Gewehr in den Bauch und erschoss ihn dort mitten auf der Strasse. Unser Zug musste weiter bis ins Gasthaus. Dort angekommen, fielen die Leute sofort völlig erschöpft zu Boden. Es waren 38 Deutsche, zumeist aus den umliegenden Ortschaften, nur mein Vater war aus unserer Gemeinde². Ausser den Deutschen waren auch noch russische Emigranten bei dem Transport, diese aber wurden gleich in Häuser verteilt. Der ganze Transport kam von einem Konzentrationslager aus Gross-Betschkerek.

Ich durfte am Abend meinem Vater eine Matratze hinübertragen, damit er nicht wie alle anderen auf dem Fussboden schlafen muss. Als ich meinem Vater am nächsten Mor-

² Nach dem Bericht des Vaters befanden sich darunter auch zwei Frauen. Bei diesen Personen handelte es sich um Kranke und Arbeitsunfähige aus dem Internierungslager I in Gross-Betschkerek, die angeblich zur ärztlichen Betreuung nach Kiek übergeführt werden sollten, auf dem Wege dorthin aber dann nach Ernsthausen umdirigiert wurden. – Über das Lager I in Gross-Betschkerek s. Bericht Nr. 37, Anm. 3, S. 210 ff.

gen Essen brachte, sagte er mir kurz, dass die Partisanen die ganze Nacht aus grossen Weingläsern Schnaps gesoffen und in diesem Zustand wild herumgeschossen hätten. Er bat mich, alles daranzusetzen, damit er hier herauskomme. Der damalige Kommandant, ausnahmsweise mal ein gebildeter und dazu noch ein guter Mensch, war nicht hier, und so musste ich zu seinem Stellvertreter, dem Doca. Ich bat ihn, er möge doch meinen Vater nach Hause lassen, da wir doch gleich über den Weg vom Gasthaus wohnen. Er sagte mir, er liesse darüber mit sich reden, ich solle nur nebenan im Saale warten, er werde sofort kommen. Er kam bald und sagte mir, ich könne meinen Vater freihaben, aber er wünsche eine kleine Gegenleistung von mir. Ich fragte ihn, Schlimmes ahnend, was dies wohl sein könne, und bekam das zu hören, was ich befürchtete. Er meinte, was es schon für mich sei, ihm einige schöne Stunden zu bereiten, wenn ich dafür meinen Vater am Leben erhalten kann. Mir begannen wieder die Zähne zu klappern wie den Tag vorher, und ich brachte keine Silbe heraus. Ich bat den lieben Gott, dass er mich das Richtige tun lässt, und in dem Augenblick hörte ich mich «nein» sagen. Er packte mich, höhnisch lachend, beim Mantel und sagte: «Du wirst es noch bereuen, wenn Du keinen Vater mehr hast!» Ich riss mich los, lief hinaus und torkelte auf die Strasse. Mir war so übel, dass ich nur mit allergrösster Mühe das Gemeindeamt erreichte. Ich war noch allein und sass völlig zusammengebrochen da, als der Kommandant ins Zimmer kam. Er sah mir sofort an, dass mich etwas bedrückt, und fragte mich, was ich wohl hätte. Ich sagte ihm, dass mein Vater hier im Gasthaus sei und dass der Stellvertreter ihn nicht nach Hause lässt. Er ging mit mir ins Gasthaus, und mein Vater wurde frei. – Daheim erst sahen wir, wie er ausah. Sein Rücken war voller Striemen und Krusten von den Peitschenhieben, die er im Lager gekriegt hatte. – Der Stellvertreter machte dem Kommandanten schwere Vorwürfe wegen meinem Vater, und ich wusste, dass ich nun nichts mehr zu lachen hatte. Der Blick, mit dem er mich immer ansah, sagte mir genug.

In der darauffolgenden Nacht gab es sehr viel Lärm im Gasthaus Schlüter, und als meine Freundin und ich am Morgen ins Büro gingen, sahen wir Blutspuren und Fleischstücke auf der Strasse liegen. Im Büro sagte mir dann der Kommandant, dass die Partisanen in der Nacht, auf Docas Befehl, alle umgebracht haben. – Viel später erzählte mir ein junger Partisan, dass er in jener Nacht Wache gestanden habe und so alles mitangesehen habe. Er führte mich ins Gasthaus, das nun leer war, da in jener Nacht auch der Gastwirt ums Leben kam, und zeigte mir in der Kegelbahn die versteckten, noch blutigen Messer und Holzhacken. Auch meine Matratze lag noch da und war mit getrocknetem Blut und Haaren verpackt. Der Partisan erzählte mir damals, dass sie die Leute einzeln in die Kegelbahn nahmen, sie Bockspringstellung macken liessen und ihnen dann die Holzhacken ins Kreuz hauten. Danach hackten sie sie in kleine Stücke zusamm. – Der Kommandant meldete an jenem Tag, dass alle 39 Deutsche am Typhus gestorben wären. Mein Vater war offiziell mitgestorben.

Weihnachten konnte der Stellvertreter sich nun an mir rächen. Wir hatten gerade Schweineschlacht, als gegen Abend zwei bewaffnete Soldaten mich und meine Freundin ins Gemeindeamt holten. Dort waren noch einige Mädchen, die Serbisch konnten, und

die Partisanen schossen aufgeregt hin und her. Ich sah sofort, dass hier was Grosses im Gange war, doch wusste mir niemand zu sagen, worum es geht. Je zwei Partisanen bekamen ein Mädchen zugeteilt, und wir gingen in alle Richtungen des Dorfes. Beim ersten Hans wurde geklopft, und wir gingen hinein. Drinnen sagte der Partisan dann auf Serbisch, das Mädchen solle sofort aufstehen, sich Essen und Kleider für zwei Wochen einpacken und um 5 Uhr früh im Gemeindeamt sein. Ich musste alles übersetzen. Das Mädchen wollte dann wissen, wohin sie denn müsse, darauf sagte ihr der Partisan, dass er es selbst nicht genau wisse, aber glaube, es müssen alle jungen Mädchen und Frauen vom Ort in die serbischen Dörfer Kukuruz brechen gehen. Es wiederholte sich das gleiche in jedem Hause, und kurz vor 5 Uhr kamen wir ins Gemeindeamt zurück. Dort erwartete mich der Stellvertreter. Er sagte mir, nun solle auch ich gehen und meine Sachen packen. Ein Partisan begleitete mich, und ich musste, ohne geschlafen zu haben, wieder zum Gemeindeamt. Dort angekommen, hörte ich, wie Herr N. sich bemühte, dem Stellvertreter zu erklären, dass er ohne mich nicht arbeiten könne. Der Stellvertreter aber beharrte auf seinem Standpunkt, und ich musste mit.

Wir gingen zu Fuss nach Gross-Betschkerek und mussten unser Gepäck auf dem Rücken schleppen. Zum Austreten wurde auf offener Strasse haltgemacht, und die Partisanen ergötzten sich sichtlich an dem ihnen nun gebotenen Anblick. In Betschkerek angekommen, rasteten wir vor der gewesenen Bürgerschule, in der jetzt ein Lazarett untergebracht war. Eine Partisanin rief unserem Begleitpartisanen durchs Fenster zu: «Den Schwabos ist es nicht gelungen, nach Moskau zu kommen, dafür gelingt es jetzt den Schwabicas sicher!»¹⁴ Mir setzte der Atem aus, als ich dies hörte. Nun wusste ich plötzlich, warum Herr N. sich so bemühte, mich hierzubehalten. Wir mussten nach Russland! Es war zum Verzweifeln, aber es war nichts zu ändern.

Wir wurden von den Russen übernommen, und nur die Tochter des Herrn H., der den Partisanen den Judas abgab, und dessen Nichte durften aus der Reihe treten. Wir waren eine gute halbe Stunde dagestanden, als der Kurier aus unserer Gemeinde angeritten kam. Nach einer Weile wurde ich zu den Russen gerufen. Ich wurde gefragt, ob ich Serbisch könne und Maschine schreiben; und als ich dies bejahte, wurde mir gesagt, dass ich in Jugoslawien mehr benötigt werde als in Russland und hierbleiben könne. Ich bat noch für meine Freundin, und da auch sie schon gut Serbisch sprach, durften wir wieder nach Hause. – Der Zufall wollte es, dass gerade an diesem Tage der Stellvertreter in Urlaub ging, und da er in der Nähe der Kreisstadt wohnte, begleitete er unseren Transport noch bis zur Stadt und fuhr dann heim. Dies nützte Herr N. aus. Als er dachte, dass der Stellvertreter nun schon weg sei, rief er die Kommandantur an und verlangte seine Versetzung. Es gelang ihm so, mich aus dem Russentransport herauszukriegen.

Am anderen Morgen, als ich wieder ins Büro ging, begegnete ich den Blicken der Mütter, deren Töchter weg waren. Es war schrecklich! Sie kamen zu mir und baten verzweifelt, ich solle für ihre Töchter sprechen. Ich tat, was ich konnte, doch war dies ver-

gebliche Mühe. Für eine Schulkollegin von mir, die auch öfters im Gemeindeamt aushalf, bat ich auch. Als der Partisan hörte, welche dies sei, sagte er, die solle nur nach Russland, dort wird man ihr die Feinheiten alle holen, weil sie, wenn sie nach den Partisanen trinken musste, die Flasche mit der Hand abwischte.

Den nächsten Tag kamen noch einige kranke Frauen und Mädchen und werdende Mütter zurück. Am Tag darauf ging der Transport ab. – Und erst nach zwei Jahren drangen die ersten Nachrichten über ihren Verbleib in unsere Heimat. Sie kamen alle in die Kohlengruben und mussten unter den schlechtesten Bedingungen sehr schwer arbeiten. Einige starben an den Folgen zu schwerer Arbeit und Unterernährung, einige kamen bei einer Überschwemmung um, doch der grösste Teil kam nach 4-5 Jahren wieder zurück, vielmehr wurden sie, nun arbeitsunfähig geworden, nach Deutschland ausgeliefert³.

Ich arbeitete den ganzen Winter über im Büro, die anderen Leute wurden zu den verschiedenen Arbeiten eingesagt. Eines Tages kam eine Verordnung, dass keine Deutschen mehr in den Büros arbeiten dürfen, und ich wurde zur Gartenarbeit eingeteilt. Ich sollte in der ganzen Gasse die Gärten umstechen. Diese mir ungewohnte Arbeit war mir sehr schwer, und nach einigen Tagen bekam ich Fieber, das jeden Abend wiederkam. Ich ging zu unserem Arzt (er war ein russischer Emigrant), obzwar dies nicht erlaubt war; und der sagte mir, dass es den Anschein hat, als ob ich was an der Lunge hätte. Ich musste ins Bett. Als ich einige Tage nicht bei meiner Arbeit erschien, besuchte mich der Kommandant, der damals ein sehr junger Kerl war. Er schickte meinen Vater an meine Gartenarbeit, und als er sich mit mir allein wusste, stürzte er sich über mich her. Ich versetzte ihm aber einen Stoss, dass er genug hatte.

Am nächsten Morgen kamen zwei bewaffnete Partisanen und begleiteten mich ins Gemeindeamt. Dort stand schon ein Wagen bereit, und mir wurde gesagt, ich werde zur Durchleuchtung in die Stadt gefahren. Ich wurde nicht zur Durchleuchtung, sondern ins Zwangslager nach Kathreinfeld gebracht⁴. In meinem Begleitschreiben hiess es, ich hätte die Arbeit verweigert. Ich wurde dort von einem deutschen Herrn namens Topka in Empfang genommen und für den nächsten Morgen auf die Arbeit kommandiert. Dass ich krank sei, wollte man mir einfach nicht glauben, und nur als ein Fräulein Wein, das dort arbeitete, sagte, man solle mich doch zum Arzt führen, wurde mir dies erlaubt. Ich

³ s. die unter Nr. 44-50 abgedruckten Erlebnisberichte. – Von den 80 deportierten Personen aus Ernsthäusen sind 12 in der Sowjetunion gestorben.

⁴ Nachdem schon bei der allgemeinen Internierung der in Betschkerek zurückgebliebenen Deutschen im November 1944 die Masse der Arbeitsunfähigen (alte Leute, Kranke und Kinder) nach Kathreinfeld verbracht und dort in den Häusern der deutschen Einwohner einquartiert worden war, wurden nach dorthin auch die Kranken aus den damaligen Internierungs-Arbeitslagern in Betschkerek, Etschka, Zerne usw. zur «Erholung» geschickt (vgl. Bericht Nr. 39, S. 237, Anm. 15), so dass der Ort als eine Art Kranken-Internierungslager für den Bereich des mittleren Banat galt. Wie aus zahlreichen Berichten hervorgeht, wurden diese Kranken hier aber keineswegs besonders versorgt, noch blieben sie von dem allgemeinen Arbeitszwang verschont.

durfte bei meiner Patin wohnen und wurde am nächsten Morgen von Herrn Topka zum Arzt geführt. Als wir dort sassen, kam ein Transport mit Geisteskranken an, zu denen Herr T. gerufen wurde. Dies war nun noch interessanter als ich, und das war mein Glück.

Die Nacht, bevor ich nach Kathreinfeld gebracht wurde, wurden hier die Leute ihres Geldes und Schmuckes beraubt, und so war mir mein Schmuck und noch etwas Geld geblieben. Der Arzt, zu dem ich nun kam, war auch ausgeraubt (er war ebenfalls ein russischer Emigrant), und es fiel ihm daher sofort mein Schmuck auf. Ich sagte ihm, er solle mich als Privatpatienten behandeln, und bezahlte das Fünffache, was er verlangte. Das war meine Rettung. Er stellte mir danach eine Bescheinigung aus, dass ich wegen Erkrankung meiner Lunge arbeitsunfähig sei.

Diese Bescheinigung aber musste noch vom Kommandanten unterschrieben werden, der ein sehr grosser Wüstling war und schon viele Leute im Orte umgebracht hatte. Es blieb mir jedoch nichts anders übrig, als hinzugehen. Ich malte mich mit Kreide und abgebrannten Streichhölzern an und ging klopfenden Herzens in die Kaserne. Als ich in den Hof kam, stand mein Kavalier und Tänzer aus Ernsthäusen vor mir. Ich war sehr erfreut, ihn hier zu sehen, und bat ihn, mit mir zum Kommandanten zu gehen, da ich mich vor diesem fürchte. Als er mich fragte, warum ich mich denn schon wieder fürchte, sagte ich ihm, dass ich erfahren habe, dass der Kommandant ein Totschläger sei. Darauf sagte er mir, es sei nicht mehr notwendig, dass ich zum Kommandanten gehe, denn der Kommandant sei er selbst. Wie ich mich von meinem ersten Schreck erholt hatte, fragte ich ihn, warum er denn Leute umbringe, wo er mir doch immer sagte, dass die Partisanen gut wären und niemandem was zuleide täten. Er sagte mir, so etwas könne ich nicht verstehen und mir würde er nie etwas machen. Er unterschrieb mir meine Bescheinigung, nachdem er festgestellt hatte, dass ich tatsächlich sehr schlecht aussehe, und ich war von der Arbeit enthoben.

Ich war erst einige Tage in Kathreinfeld, als wir durch Trommelruf alle in den Park bei der Kirche zu einer Ansprache beordert wurden⁵. Es mussten auch die Schwerverkranken hergebracht werden. Und als wir alle drinnen waren, kamen Partisanenposten zu den Toren, und wir waren gefangen. Wir hatten nichts bei uns und konnten uns so nicht einmal kämmen. Die Bevölkerung des ganzen Ortes wurde dann in der darauffolgenden Nacht in der Schule untergebracht. Es war so voll, dass wir nur stehen konnten. In dem Zimmer neben uns war der Überrest der Geisteskranken untergebracht, mit denen die Partisanen ihr unmenschliches Spiel trieben. Sie reizten sie so lange, bis diese sie dann beschimpften, woraufhin die Partisanen sie dann peitschten. Das Zuhören allein konnte einen beinahe in den Wahnsinn treiben.

Nach zwei oder drei Tagen wurden wir dann aufgelockert und in den Gasthäusern des Ortes untergebracht. Dort konnte man schon sitzend schlafen. Die Leute mussten tagsüber arbeiten gehen, und zwar wurden alle Häuser ausgeräumt und verschiedene Ma-

⁵ Am 18. April 1945.

gazine errichtet. In einem Haus waren sämtliche Stühle des Ortes, im anderen sämtliche Tische usw. – Ich wurde auf Grund meiner Bescheinigung zu keiner Arbeit herangezogen, ich hätte es auch nicht können, denn ich hatte immer Fieber, und es ging mir sehr schlecht. Eines Nachts wurden wir aus dem Schlaf geweckt, und es wurde wieder ein Transport mit jungen Mädchen und Frauen zusammengestellt, ich glaube er ging nach Mitrovica. Ich durfte nach vielen Bitten, und nachdem ich zum Arzt gebracht worden war, zurückbleiben.

Wieder nach einigen Tagen wurden wir noch mehr aufgelockert und wurden in einer ganzen Gasse untergebracht. Wir mussten uns Stroh in die Zimmer tragen und waren so ungefähr 20 Frauen in einem Zimmer. Wir wurden nach Geschlecht und Alter in die Häuser gruppiert. Bevor wir aber unseren endgültigen Einzug hielten, wurden wir noch durchsucht. Wir mussten in Hemd und Höschen vor den Partisanen erscheinen, und diese schauten uns frech in die Hosen. Wer mehr anhatte als ein Paar Wäsche, wurde beraubt.

Das Essen bestand nur aus Suppe. Es wurden da zwei Suppen gekocht, und zwar Kukuruzsuppe und Erbsensuppe. – Da ich an der Lunge krank war, wurde ich von den anderen nicht im Zimmer geduldet und schlug so mein Lager in einem Stall auf. Oft kamen Partisanen, trieben mich auf, ich musste vor ihnen herumpromenieren, wurde von ihnen verspottet und ausgelacht und konnte mich dann wieder hinlegen. Oft wurde ich auch, da ich mich weigerte, auf Arbeit zu gehen, von den Partisanen zum Arzt geschleppt. Dieser aber sagte immer, ich sei lungenkrank, und davor hatten sie grosse Angst.

In dieser Zeit war es auch, dass wir Mädchen alle kahl abgeschoren wurden.

Eines Tages im Mai begannen die Glocken zu läuten und hörten drei Tage nicht mehr auf. Wir wussten zuerst nicht, was los sei, doch ich erfuhr es bald. Ein Partisan kam und holte mich in die Kaserne. Dort musste ich bis spät abends aufwaschen. Die Partisanen waren alle betrunken und fragten mich, ob ich mir den Sieg so vorgestellt hatte, und somit wusste ich, was gefeiert wurde. Am nächsten Tag, wurde mir gesagt, dürfe ich, da ich ja gut ausgeruht sei, die Siegesglocken läuten. Ich fürchtete mich schrecklich davor, aber ich wurde nicht dazu geholt.

Als wieder einmal der Kommandant gewechselt wurde, holte mich dieser und ging mit mir zum Arzt. Als ihm dieser sagte, dass ich arbeitsunfähig sei, kam ich ins Krankenrevier. Dort lagen sehr schwer kranke Menschen, die keinerlei Hilfe hatten. Wenn man sah, dass sie bald sterben würden, wurden sie auf die «letzte Station», das war die Scheune in der Schule, gebracht. Dort mussten sie elend zugrunde gehen. Ich lag dem Herrn Topka viel zu lange im Bett, und als eine ärztliche Kommission kam, beabsichtigte er, mich nun von diesem Arzt gesundschreiben zu lassen. Er hatte Pech dabei, denn der Arzt, der nun der Kreisarzt war, war der Arzt aus meiner Heimatgemeinde. Er untersuchte mich und sagte mir, dass meine Lunge sich verschlechtert hätte. Es konnte auch nicht anders sein, da ich die ganze Zeit nur von der kargen Suppe lebte und keiner-

lei Medikamente bekam. Ich durfte also weiter liegen bleiben und sollte von nun ab behandelt werden.

Eines Tages ging die Tür in unserem Krankenzimmer auf und der Kommandant, der mich nach Kathreinfeld geschickt hatte, kam herein. Er freute sich diebisch, als er mich sah, und binnen zwei Tagen war ich nur noch allein im Krankenzimmer. Ich ahnte, was er im Schilde führte, doch kam etwas dazwischen, dass ihm seinen Plan durchkreuzte. Es kam wieder eine Kommission. Diesmal war es ein sehr grosser und schwarzer Offizier. Er fragte mich, wie lange ich schon krank sei, und als ich ihm sagte, dass es nun schon einige Wochen her ist, brüllte er mich an, dass es nun aus wäre mit meiner Krankheit und ich nun auf Arbeit müsse. Er fragte mich, wie ich heisse, woher ich käme, und wo ich so gut Serbisch lernte. Ich beantwortet ihm seine Fragen, und da sagte er mir, ich müsse mich morgen in meiner Heimatgemeinde beim Kommandanten melden und müsse dort die anfallenden Schreibarbeiten verrichten. Ich glaubte nicht gut zu hören, doch es stimmte. Ich wurde am nächsten Morgen in Begleitung eines Partisanen nach Ernsthausen geführt. Dort erfuhr ich von Herrn N., dass diese Kommission auch in Ernsthausen war und beim Kommandanten ein heilloses Durcheinander antraf. Als er gefragt wurde, ob denn hier keine Schwabica sei, die hier arbeiten könnte, sagte Herr N., dass ich krankheitshalber nach Kathreinfeld gebracht worden sei und inzwischen sicher schon gesund und wieder arbeitsfähig wäre. So kam ich Ende Juli wieder zurück in meine Heimatgemeinde, wo die deutschen Einwohner inzwischen auf ähnliche Weise, wie ich es in Kathreinfeld erlebt hatte, ihrer Freiheit und ihres Besitzes beraubt und in einem Lager interniert worden waren⁶.

Ich wurde die unbezahlte Sekretärin des Kommandanten. Er hiess Moza und sah sehr verschroben aus. Sämtliche Post trug er bei meiner Ankunft in den diversen Taschen herum, und die Geheimpost wurde unter dem Teppich, hinter dem Spiegel usw. versteckt. Er wusste nicht, wieviele Logoraschen (Lagerinsassen) er hatte, und es gab sehr viel zu tun, bis wir alles einigermaßen in Ordnung hatten. Er war unermüdlich hinter den Lagerinsassen her und konnte, wenn er jemanden bei verbotenen Taten erwischte, erbarmungslos misshandeln. Er schlief meistens nur einige Stunden, und dies am Tag. Seine Stiefel zog er höchstens alle acht Tage einmal aus, besser gesagt, ich musste sie ausziehen. Als ich das erstemal dann schnell das Fenster öffnete, weil ich einfach nicht mehr atmen konnte, schimpfte er mich eine verwöhnte Faschistin, und ich musste das Fenster wieder schliessen. Ich musste oft bis spät in die Nacht arbeiten, da wir stundenlang brauchten, bis wir einen Brief, der immer aus einem Satz bestand, beantwortet hatten. Wenn wir so lange arbeiteten, brachte er mich immer ins Lager zurück. Er nahm die Maschinenpistole und eilte mit Siebenmeilenschritten voraus, und ich zotelte hinterdrein.

Ich war damals im Hause meiner Grossmutter untergebracht, wo auch meine Tante als Köchin tätig war. In unserem Haus wurde für noch vier andere Häuser gekocht. Meine Tante kroch nachts immer in die Gärten und besorgte etwas für eine zusätzliche

⁶ Ebenfalls am 18. April 1945.

Mahlzeit. Ich holte mir aus dem Schmalzmagazin, das neben dem Kommando war, jeden Tag, wenn der Kommandant die Runde um das Lager machte, eine Portion Schmalz, gab es unter den linken Arm, arbeitete den ganzen Vormittag neben meinem strengen Kommandanten und brachte es mittags meiner Tante ins Lager. Der Kommandant meinte einmal, dass ich viel zu gut aussehe und er solle uns ja nicht einmal erwischen, dass wir uns was stehlen oder was Gestohlenes kochen. Er erwischte uns nie, denn der Hunger machte uns erfinderisch. Wenn wir uns verstohlen etwas kochten, hatten wir immer einen Eimer bereit und einen Deckel, der hineinpasste, und oben auf dem Deckel lag eingeweichte Schmutzwäsche. War Gefahr, so kam das Essen in den Eimer, der Deckel, der etwas kleiner als der Eimer war, kam hinein; und dahinter kam uns nicht einmal unser kluger Kommandant, der Tag und Nacht auf der Lauer lag, damit solche Dinge nicht geschehen können. Gelang es ihm, jemanden zu erwischen, der hatte nichts zu lachen. Es gab da einen Bunker, der Keller in der Kaserne, und dort kamen die Leute, nachdem sie ihre Prügel hatten, hinein. Einmal wäre es auch bei mir beinahe schiefgegangen, doch hatte ich wieder einmal Glück.

Meine Grossmutter, wo ich untergebracht war, hatte ihren Gang mit Reben zugespinnen. In diesem Jahr waren wunderschöne grosse Trauben daran. Der Kommandant hatte sie gezählt und uns aufmerksam gemacht, dass, wenn nur eine Traube fehlen sollte, die ganze Besatzung des Hauses in den Bunker müsse. Es getraute sich also niemand an die Trauben, und so hingen sie in voller Reife vor unseren Augen, bis ich eines Tages aus einem Schreiben erfuhr, dass der Kommandant versetzt sei und er sich am nächsten Tag in der Kreisstadt zu melden hätte. Ich verriet mein Wissen den anderen, und wir beschlossen, die Trauben aus dem Weg zu räumen, noch bevor der Neue sie zu sehen bekommt. Die Trauben schmeckten königlich, doch für mich bekamen sie noch einen Nachgeschmack. Der Kommandant war weg, und ich sass im Kommando und wartete auf den Neuen. Da ging die Tür auf, und der alte und der neue Kommandant traten ein! Mir fielen sofort die Trauben ein, und ich erwartete das Schlimmste. Mit Rücksicht darauf, dass der alte Kommandant schon Abschiedsstimmung hatte, kam ich glücklich davon.

Der neue Kommandant war sehr gut und wurde deshalb auch bald wieder versetzt. Nach diesem kam einer, der am liebsten alle Deutschen aufgefressen hätte. Zuerst beabsichtigte er, mich hinauszuerwerfen. Er sah sich die Bücher durch und fand, dass nicht alle Lagerinsassen auf Arbeit gehen. Dies war aber in Wirklichkeit nicht so, denn alle mussten arbeiten, auch wenn sie schon den nächsten Tag starben; dafür sorgten schon unsere Beitreiber, Herr H. und A. Es war aber so, dass die verschiedenen Betriebe die Arbeiter schriftlich anfordern mussten, dabei aber viel weniger anforderten, als sie in Wirklichkeit hatten. Ich erklärte dem Kommandanten dies und musste dann mit ihm in die verschiedenen Betriebe und dort dasselbe sagen. Ich zog mir dadurch die Feindschaft sämtlicher Betriebe zu. Am nächsten Morgen musste alles, was lebte, an die Ecke, und der Kommandant überzeugte sich von der Richtigkeit meiner Behauptung. Daraufhin durfte ich weiter in der Kommandantur arbeiten.

In der Zwischenzeit, Anfang September, waren die neuen Dorfbewohner eingetroffen. Sie kamen aus Bosnien mit den Wagen angefahren und besaßen nichts mehr, als sie auf den Wagen mitbrachten. Ihr Ankommen hatte sich schon vor ihrem wirklichen Eintreffen bemerkbar gemacht, denn es begann am dem Nachmittag, als sie erwartet wurden, merkwürdig an zu stinken, und der Gestank kam immer näher und näher und mit ihm auch die Bosniaken; dieser Gestank verbreitete sich über den ganzen Ort und liess sich nicht wieder wegbringen. Nach ihrem Eintreffen wurde dann jeder Familie eines der ausgeräumten Schwabenhäuser zugeteilt. Sie bekreuzigten sich, als sie die schönen grossen Häuser sahen, und hatten richtig Respekt davor. Aus den verschiedenen Magazinen, in die bei unserer Internierung alles zusammengeführt worden war, bekamen sie dann auch Möbel und Hausrat zugeteilt. Aber sie wussten bei manchen Dingen gar nicht, wozu sie diese gebrauchen sollten; so legte z.B. eine Frau den Schrank auf den Fussboden, gab Stroh hinein und setzte die Ziege darauf. In der Mitte des Zimmers hauten sie einen Haken in die Decke, hängten den mitgebrachten Kochkessel daran, zündeten darunter auf dem Parkettböden ein Feuer an und kochten so auf gewohnte Weise ihre kargen Mahlzeiten. Sie waren sehr primitiv, und die Läuse waren ihre ständigen Begleiter. (So bekamen bald darauf auch wir im Lager die Läuse.) Wie wir mussten sich diese Bosniaken jeden Morgen an den Gassenecken versammeln und wurden genau wie wir Lagerinsassen auf die Arbeit getrieben. In dieser Hinsicht machte man damals zwischen ihnen und uns keinen Unterschied, nur dass sie nicht im Lager waren und für ihre Arbeitsleistung bezahlt wurden. Zu uns Lagerleuten waren sie nicht böse, sie haben sich gerne mit uns angefreundet und uns auch zu essen angeboten (wenn es nur nicht so schmutzig gewesen wäre). Als die Leute erfuhren, dass wir die Eigentümer der Häuser und hier interniert sind, wollten sie nicht mehr bleiben. Und wenn man sie gelassen hätte, wäre sicher die Hälfte wieder zurück nach Bosnien gegangen.

Bei der Internierung waren die Lagerinsassen nach Alter und Geschlecht in verschiedene Gruppen aufgeteilt, dabei auch die Kinder von ihren Müttern getrennt worden. Anfang Oktober wurden die Kinder aus dem Lager weggeschleppt. Die Frauen waren auf der Arbeit, und als sie abends ins Lager zurückkamen, waren ihre Kinder weg. Einige, die in der Nähe des Bahnhofes arbeiteten, mussten von den Partisanen mit den Gewehren von den Kindern getrennt werden. Später gingen dann auch Transporte mit Wagen, mit welchen Alte und Arbeitsunfähige weggeführt wurden. Als die Wagen zurückkamen, erfuhren wir von den Kutschern, dass die Leute nach Rudolfsnad gebracht wurden und auch die Kinder dort seien. Einige Mütter gingen daraufhin durch und schlichen sich unter Einsatz ihres Lebens in dieses dicht bewachte Vernichtungslager. Dort wurden sie zuerst in den Bunker gesteckt, bekamen Schläge, durften aber dort bleiben⁷.

Als wieder ein Transport nach Rudolfsnad ging, liess der Kommandant ihn auf offener Strasse halten und durchsuchte die Leute. Er fand einen ganzen Sack voll Briefe. Vier davon brachte er in die Kanzlei, und ich musste sie sofort übersetzen. Ich übersetz-

⁷ Über das Lager Rudolfsnad s. Bericht Nr. 62.

te keinen richtig, hätte ich dies getan, hätte der Kommandant die Leute sicher jämmerlich verprügelt. Ich riskierte es zu schwindeln, und es gelang mir. Die übrigen Briefe lagen in einem Sack in unserer Kanzlei. Eines Tages, es war schon sehr spät, kam der Kommandant nicht zurück, und ich ging ihn suchen, da ich ihm die Kanzleischlüssel übergeben musste. Er kam mir besoffen entgegen und sagte, ich könne nicht heimgehen, da wir noch die Briefe übersetzen müssten. Ich wusste sofort, wo er hinauswollte, und sagte, ich käme lieber morgen zeitig in der Früh, nur solle er mich jetzt weglassen. Er fragte mich dann noch, ob ich noch zu keinem Kommandanten gegangen sei, und als ich es verneinte, liess er mich gehen. Am nächsten Morgen weckte er mich um 5 Uhr und sagte, ich soll nun mein Versprechen halten und in die Kanzlei kommen. Ich bekam wieder grosse Angst, kleidete mich an und ging hin. Schon auf dem Wege wurde mir sehr übel, und ich holte mir etwas in der Apotheke. Da ich keinen Löffel hatte, trank ich aus dem Glas, bekam gleich darauf einen Schlaf und wachte erst nach einigen Stunden wieder auf. Der Kommandant, der mich tief schlafend antraf und das Fläschchen sah, holte den Apotheker herbei in der Angst, ich könnte mich vergiftet haben. Als der Apotheker gegangen war, entschuldigte er sich und versprach, dass so was nicht mehr vorkommen werde. Er hielt sein Wort. Ich hatte es von dann an sehr gut bei ihm und bekam von ihm auch öfters etwas zu essen.

Zu den anderen Lagerinsassen war er aber sehr grob. Er misshandelte die Leute fürchterlich. Einmal ging draussen ein Verwandter von mir vorbei, der auf einem neuen Winterrock grosse Flecken aufgenäht hatte. Einer der Partisanen sagte: «Wetten, dass der Rodt des Alten unter den Flecken nicht zerrissen ist.» Der Kommandant zog den Mann daraufhin herein, und als er sich überzeugt hatte, dass es stimmte, was der Partisane gesagt hatte, prügelte er den Mann im Nebenzimmer schandlos. Er stieg mit den Füssen auf den alten Mann; es war fürchterlich, dies mit anhören zu müssen. Als er wieder herauskam, sagte ich ihm, dass er den alten Mann nun doch wirklich grundlos so misshandelt hat, und da schämte er sich. Auch eine Frau schlug er einmal halb tot, weil sie nicht verraten wollte, woher sie das Schmalz hatte, das er bei ihr fand. Die Frau konnte sich wochenlang nicht rühren und war blau wie eine Zwetschke.

In dieser Zeit begannen die ersten Leute, nach Rumänien durchzugehen. Hinter diesen war er scharf her, und wehe, wenn es ihm gelang, sie wieder zurückzubringen! Die ersten, die er zurückbrachte, mussten eine Woche lang in den Bunker. Sie bekamen nur sehr wenig zu essen und waren ganz herabgekommen, als sie wieder aus dem Bunker durften.

Zum Geburtstag des Kommandanten sangen ihm die Mädchen sein Lieblingslied, als er die Runde durch das Lager machte; er war darüber sehr erfreut, liess die Mädchen zu sich kommen und bereitete ihnen eine gute Jause. Von diesem Tage an hatten die Mädchen in dem bösen Kommandanten einen Freund gefunden. Sie kamen mit ihren Sorgen zu ihm, und er setzte sich immer für sie ein. Auch mit den Buben freundete er sich etwas später an, und wenn der Herr H. sie brachte, um sie in den Bunker zu werfen, schickte er sie wieder ins Lager zurück. Einmal bot er sich bei den Buben sogar an, ihnen

zu helfen, wenn sie den H. verprügeln wollten. Sie verprügelten ihn dann auch, und der Kommandant hatte eine riesige Freude daran. H. spielte sich immer mehr auf, und zuletzt fürchteten die Leute mehr ihn als den Kommandanten. Er weckte die Frauen morgens mit: «Auf ihr Huren, hebt euren faulen A . . ., der Hitler kommt euch nicht mehr, aber der Jakob noch oft!» Auch ging er in die Küchen die Suppen kontrollieren und ordnete an, dass die Köchinnen sie wässriger kochen müssen, da es den Leuten schon zu gut gehe. Der Kommandant staunte nur, als er dies erfuhr. Er ging sofort in die Küchen und ordnete an, dass die Suppen weiter so gekocht werden wie bisher.

Als das Lager sich auflöste und wir an die Uprava (Feldverwaltung) ausverkauft wurden, nahm unser Kommandant nur sehr schwer von seinen Schützlingen Abschied, und wir fühlten uns nach seinem Weggehen richtig verlassen. Wir hatten nun mehr Freiheit, doch schliefen wir immer noch im Saale des Gasthauses auf Stroh und holten uns unsere Suppe vom Kessel. Wir waren nun gekaufte Arbeiter der Uprava, die aber für die Arbeitsleistung nie auch nur einen Dinar bekamen.

Seit jenem Tage, als ich ihnen ihren Betrug mit den Arbeitern nachwies, hatten die Herren der Uprava eine Wut auf mich. Ich war nun von ihnen gekauft, und sie konnten machen mit mir, was sie wollten. Zuerst musste ich aufs Feld ackern und Kukuruz säen. Nach 14 Tagen wurde ich wieder sehr krank, ich bekam hohes Fieber und hustete schrecklich. Im Auswurf hatte ich öfters Blut. Als ich mich wieder erholte, brauchte ich keine Feldarbeit mehr machen, ich kam wieder ins Büro. Ich arbeitete für den Blagajnik⁸, der ein ganz gemeiner Mensch war. Morgens mussten alle Leute an die Ecke, um ihre Arbeitsbefehle entgegenzunehmen. Ich aber musste zu ihm in die Kanzlei. Dort wusste er sich um diese Zeit allein und versuchte nun sein wüstes Spiel mit mir. Ich liess mir aber nichts gefallen, und als er mich einmal küssen wollte, gab ich ihm einen Stoss, dass er einige Schritte zurücktorkelte. Die Tür ins Nebenzimmer hatte einen erhöhten Türstock, dort blieb er hängen und schlug auf den Boden. Als er wieder aufstand, schrie er, nun wäre mein Mass voll, ich solle sofort gehen meine Sachen packen, er werde mich in die OZNA schicken. Ich wollte nicht gehen, da ich das Vorgefallene noch dem Upravnik melden wollte, wurde aber dann von den beiden Dienern hinausgeführt. Ich sass ungefähr eine Stunde bei meinen Sachen und wartete, aber es kam mich niemand holen zum Wegführen. Der gute Mann hatte es sich überlegt, mich wegzuschicken, wusste er doch, was er auf dem Kerbholz hatte und dass ich dies alles erzählen werde. Ich hatte eine Freundin, die Krankenschwester war, die liess er zu sich ans Bett kommen, war aber gar nicht krank, und wollte von ihr seelisch betreut sein. Da sie sich dazu nicht einwilligte, verschickte er sie strafhalber ins grosse Lager. Sie musste einem reitenden Partisanen, mit dem Gepäck am Rücken, die 23 km bis zur Stadt nachlaufen. Auch die jüngere Krankenschwester liess er kommen, sie war noch ein halbes Kind, und da auch diese sich nicht mit ihm einliess, musste auch sie weg. Junge Frauen, die sich nicht mit

⁸ Kassierer, Finanzverwalter.

ihm abgaben, machte er tagelang schwere Fruchtsäcke tragen, damit sie es sich überlegen sollten; doch keine änderte ihre Gesinnung, und alle wurden strafversetzt. Bei mir überlegte er es sich, mich wegzuschicken, denn ich konnte Serbisch reden, was die anderen nicht konnten.

Als sich jedoch die erste unauffällige Gelegenheit bot, als der erste Transport ging, musste ich mit. Ich schrieb den Transport tags zuvor selbst zusammen und war nicht dabei. Am Tag darauf waren zwei andere Personen aus der Liste gestrichen, und meine Mutter und ich waren dazugeschrieben. Wir mussten unsere Sachen holen und in den Park zum Transport kommen. Unser Gepäck hatten wir jedoch schon auf eine Pussta geschafft, von der aus wir bereits die Woche vorher fliehen wollten. Inzwischen war aber mein Vater krank geworden und musste in ambulante Behandlung nach Gross-Betschkerek. So hatten wir zum beabsichtigten Zeitpunkt nicht fliehen können und standen nun da ohne jegliches Gepäck. Ich raffte daher schnell einige herumliegende Lumpen zusammen, machte ein kleines Bündel und ging zu den anderen.

Wir mussten bis Mittag warten, dann kam der Blagajnik, trieb uns in den Saal des Gasthauses Mangi, wo er uns unserer letzten Habe beraubte. Als ich drankam, sagte er laut, bei mir werde er bestimmt lauter schöne Sachen Anden, da ich vom Kommandanten bestimmt beschenkt worden bin. Und ich hatte nur Lumpen in meinem Bündel; ich hätte am liebsten gelacht, so lustig kam mir die Sache vor. Wie er mein Bündel aufmachte, sagte er laut, dass alle Umstehenden es hören sollten: «Da seht, lauter neue Sachen!» Ich büchte mich nach den Sachen, es waren meistens zerissene Höschen, die die anderen liegenliessen, machte sie auseinander, hielt ihm sie vor die Nase und sagte: «Alles ist neu, nagelneu!» Er kochte vor Wut über meine Frechheit und seine Blamage und nahm mir dann die Jacke meines Bruders weg, das einzige Stück, das von meinen Sachen lange Ärmel hatte. Ich sagte ihm, er solle mir sie sofort wiedergeben, denn ein Stück mit langen Ärmeln darf jeder von uns haben. Er schmiess sie jedoch auf seinen Haufen. Im selben Augenblick sprang ich hin und holte mir sie wieder zurück. Er riss sie mir aber wieder aus der Hand und gab mir dafür einen anderen alten Lumpen, den ich nicht nahm. Beim Herausgehen, sagte ich ihm, dass ich dies alles im Lager melden werde, da er als Zivilperson überhaupt kein Recht hat, uns auch nur ein Stück wegzunehmen.

Wir warteten noch einige Stunden, bis wir, von bewaffneten Partisanen begleitet, in Richtung Betschkerek aufbrachen. Bevor wir weggingen, brachte ein Partisan mir meinen Rock wieder. Wir gingen zu Fuss nach Betschkerek und machten bei der grossen Brücke Rast. Wir setzten uns ganz erschöpft auf den Gehsteig; und dort erkannte mich eine ehemalige Schulkameradin und sagte mir, dass seit einigen Tagen alle jungen Mädchen und Buben nach Mitrovica verschickt werden. Mitrovica war das schreckliste aller Lager⁹; und ich sagte meiner Mutter, dass ich mich dorthin nicht verschicken lasse, ich werde versuchen zu fliehen. Meine Mutter wollte davon nichts hören, doch mich liess der Gedanke nicht mehr los. Als wir nur noch eine Ecke vor demgrossen Stacheldraht

⁹ s. Bericht Nr. 58.

waren, kam ein Partisan zu mir und sagte: «Na, Liso, jetzt kommst hinter Draht.» Dann zog er einen Brief aus der Tasche, lachte und sagte, der ist vom Blagajnik. Ich wusste genug. Der Partisan ging wieder nach vorne, ich schaute mich schnell nach dem rückwärtigen um und sah, dass dieser sich gerade dem nachfahrenden Wagen zugewendet hatte. Ich überlegte blitzartig. Ich drückte meiner Mutter mein Paket in die Hand, riss meine Zöpfe auf, schlüpfte in die Jacke meines Bruders und sprang auf den Gehsteig. Ich musste noch einige Schritte an der Kolonne vorbei, bog dann um die Ecke und lief dann die ganze Nacht wie ein gehetztes Wild durch die Stadt. – Im Lager wurde die Kolonne durchgezählt, und zufälligerweise stimmte es diesmal. Mein Fehlen wurde erst am nächsten Morgen bemerkt, als ich schon längst aus der Stadt war.

Ich verliess die Stadt erst im Morgengrauen, da ich annahm, dass die Ausgangsstrassen von den Partisanen bewacht sind. Ich kam gut heraus, doch hatte ich gleich dannach ein Pech. Es begegnete mir ein serbisches Mädchen, und als es hörte, wohin ich gehe, sagte es, dass es auch in diese Richtung gehe und wir so gemeinsam gehen können. Es blieb mir nichts anderes übrig, als mit ihr zu gehen. Wir gingen gerade auf der Strasse, auf der unsere Wagen fahren, wenn sie in die Stadt wollten. Immer wenn ein Wagen kam, fürchtete ich, er könnte von unserem Ort sein und ich würde erkannt werden. Dreimal waren es Wagen aus Lazarfeld. Kurz bevor ich mich von dem Mädchen trennen wollte, kam wieder ein Wagen daher, und ich fühlte es, dass er von unserem Ort ist. Mein Gefühl hatte mich nicht getäuscht, es waren unsere Zigeuner. Ich konnte nichts anderes machen, als mich auf offener Strasse hinzusetzen, die Hose runterzumachen und eine dringende Notwendigkeit vorzutauschen. Ich dachte mir, lieber sollen sie mein Gesicht sehen, das kennen sie nicht, als mein Gesicht, das ihnen nur zu gut bekannt war. Ich verbarg mein Gesicht in meinen Schoss und schaute mir beim Arm durch. Die Zigeuner ergötzen sich an dem ihnen nun auf offener Strasse gebotenen Anblick, sie pfffen und schrien, aber sie erkannten mich nicht. Als sie weg waren, sagte ich dem Mädchen, ich hätte plötzlich so heftiges Bauchweh gehabt, doch sei es nun wieder vorüber. Sie glaubte mir, und nach kurzer Zeit trennten wir uns.

Ich ging auf eine Pussta, wo eine Verwandte von mir arbeitete. Diese versteckte mich, und ich konnte ein wenig schlafen.

Bald darauf weckte sie mich und sagte mir, dass soeben der Kutscher unseres Bekannten angekommen sei und gesagt habe, er hätte meinen Vater, der heute nacht aus dem Lager durchgegangen war, wieder ins Lager zurückgeführt, da er erfahren hatte, dass meine Mutter und ich den Tag vorher ins Lager gebracht wurden. – Mein Vater meldete sich tatsächlich im grossen Lager, und die Partisanen schüttelten sich vor Lachen und sagten, so etwas Dummes hätten sie noch nicht erlebt. Es geschah meinem Vater nichts, und einige Tage später wurden beide, Vater und Mutter, nach Rudolfsgrad ins Vernichtungslager gebracht. Dort ging es ihnen nicht zu schlecht, da Vater in der Lagerküche des Blocks Erpsthausem beschäftigt war und sie auch von Freunden ausserhalb des Lagers mit Lebensmittel versorgt wurden. – Ich fuhr am gleichen Tage mit dem Kutscher unseres Bekannten auf dessen Pussta. Dort hielt ich mich zwei Tage versteckt,

bis er kam und sagte, ich könne hier nicht bleiben, da ich bereits vom Blagajnik gesucht würde.

Ich ging dann auf die Pussta, wo wir unsere Kleider hatten, doch konnte ich auch dort nicht bleiben und ging in den Kukuruz in der Nähe dieser Pussta. Als ich jedoch in den Kukuruz ging, sah ich in derselben Reihe jemanden heraufkommen. Im ersten Augenblick dachte ich, es seien schon die Partisanen, die mich suchten, doch sah ich, dass auch diese wegsprangen. Ich ging näher und traf zwei junge Burschen aus unserer Gemeinde, die aus dem Rudolfsnader Lager durchgegangen waren, da sie auch nach Mitrovica verschleppt werden sollten. Ich erfuhr von ihnen, dass sie nach Rumänien flüchten wollten, und bat sie, mich mitzunehmen. Sie wollten nichts davon wissen, doch als ich dem einen Jungen vorhielt, ob er vergessen habe, was ich für ihn im Lager getan hatte, willigte er sich ein, mich mitkommen zu lassen. – Der Junge hatte mit noch 27 anderen Lagerinsassen Typhus, und diese sollten mit den Wagen im Winter nach Rudolfsnad gebracht werden. Sie waren alle sehr schwach und hätten diesen Transport und anschliessend die schlechte Behandlung und Verpflegung in Rudolfsnad sicher nicht überlebt. Ich bat für sie mit zusammengefalteten Händen beim Kommandanten, und so durften sie im Orte bleiben, bis sie gesund waren. – Ich durfte also mit in Richtung Rumänien, aber wir wussten nur die Richtung und keinen Weg. Gepäck hatten wir fast keines, nur ich hatte etwas Geld. Der Zufall wollte es, dass wir in demselben Kukuruzstück eine Familie aus unserem Orte trafen, die auch flüchten wollten, aber nicht weiterkonnten, da die Frau an Ruhr erkrankt war. Der Herr Bauer, so hiess er, konnte uns den Weg sagen, und so gingen wir los. Es war an einem Sonntagmorgen im August 1946. Wir kamen an unserem Ort vorbei, liessen Stefansfeld links liegen und gingen in Richtung Modosch. Dort sollten zwei grosse Bäume sein, und bei diesen durch wäre die Grenze.

An diesem Abend verliefen wir uns und fanden keine grossen Bäume. Wir kamen vor einen Ort und sahen, dass es Stefansfeld war. Wir waren in die entgegengesetzte Richtung gegangen und mussten nun den gleichen Weg wieder zurück. Ich hatte in dieser Nacht solchen Durst, dass ich aus einer Pfütze schon stinkendes Wasser getrunken hätte, wenn die Buben mich nicht mit ihrer letzten Kraft weggezogen hätten. – Durst haben ist viel schlimmer als hungrig sein, und wir sollten auf dieser Flucht noch sehr oft schrecklichen Durst haben. – Wir mussten die ganze Nacht gehen, bis wir im Morgengrauen die grossen Bäume bei Modosch sahen. Tagsüber schliefen wir im Kukuruz, bis uns die Hitze weckte, und dann warteten wir die Nacht ab, wo wir über die Grenze gehen wollten. Wir assen die ganze Zeit nur rohen Kukuruz, da wir uns nie heraustraute, um etwas anderes zu holen.

Gegen Abend kamen wir ganz nahe an die Grenze heran; die Buben schlichen sich zum Kukuruz hinaus und wollten gerade den Weg besichtigen, als einige Partisanen das Gelände abgingen. Wir konnten sie noch rechtzeitig bemerken und rutschten auf dem Bauch wieder tiefer in den Kukuruz zurück. In dieser Nacht getrauten wir uns nicht hinüber. Im Morgengrauen schlichen sich die Buben wieder hinaus, besahen sich das Gelände und warteten voller Angst auf den Abend, der uns vielleicht die Freiheit bringen sollte. Es war ein schrecklich heisser Tag, und wir bekamen in dem hohen Kukuruz

fast keine Luft. Die Nächte waren damals mondhell, und ganz dunkel wurde es nur für eine halbe Stunde. Wir wussten also, wann wir aufbrechen mussten. Kurz vorher trieb nun, uns das Mass an Angst vollmachend, ein Schafhirte seine Herde ganz in die Nähe, wo wir vorüber mussten. Es war zum Verzweifeln. Ich hatte solche Angst, dass ich es nicht beschreiben kann. In meiner Aufregung liess ich unsere Wasserflasche liegen, das wichtigste Utensil auf unserer Wanderschaft.

Wir mussten über zwei Stoppelfelder, dahinter lief die Grenze, und gleich anschliessend war ein Kukuruzstück. Wir rutschten auf dem Bauch, bis wir an den Schafen vorbei waren, dann warteten wir ein wenig und gingen gebückt bis einige Meter vor die Grenze. Um uns war Totenstille, nur ab und zu hörte man einen Esel schreien. Als alles um uns stillblieb, liefen wir, was uns unsere Füsse trugen, über die Grenze und gleich in den Kukuruz. In dem Augenblick schrie jemand hinter uns «Stoj!», und einige Schüsse verfolgten uns; doch der grosse Kukuruz bot uns einen guten Schutz, und wir konnten entkommen.

Wir waren in Rumänien, und alle unsere Sorgen liessen wir in Jugoslawien zurück. Zufrieden, es geschafft zu haben, schliefen wir sofort ein. Wir wachten erst auf, als wir vor Hitze schon fast zu braten begannen. An diesem Abend mussten wir bei Fehn¹⁰, in dem Russen stationiert waren, vorbei, um in die deutsche Ortschaft Johannisfeld zu kommen. Wir waren ungefähr zwei Stunden unterwegs, als ein heftiges Gewitter kam und wir keinen Schritt mehr weiterkonnten. Wir setzten uns auf den Boden und steckten wie die Schafe die Köpfe zusammen. Nachdem das Gewitter vorbei war, gingen wir weiter. Wir dachten schon bald in Fehn zu sein, als wir an einen weissen Stein kamen, der wie ein Grenzstein aussah. Wir beratschlagten, was der Stein wohl zu bedeuten hätte, und da wir uns nicht darüber klar wurden, gingen wir weiter. Wir gingen die ganze Nacht und kamen nicht nach Fehn. Als die ersten Arbeiter aufs Feld fuhren, mussten wir wieder in den Kukuruz und den Abend abwarten. Dieser Tag war der heisseste. Wir konnten es Nachmittag nicht mehr vor Hitze aushalten und gingen auf offener Strasse auf das Dorf zu, von dem wir glaubten, dass es schon Johannisfeld sei. Wir kamen zuerst an einen Fluss und wussten doch, dass es in Johannisfeld keinen Fluss gab. Wir waren ratlos, und so gingen die Buben in den Fluss und fragten einen Mann, wie der Ort hier heisse. Der Ort hiess Serbisch-Itebej und war in Jugoslawien. Keiner von uns war jemals dort, und somit war unsere Ratlosigkeit ohne Grenzen. Ich hatte gute Lust, ins Wasser zu springen, um dem ganzen Theater ein Ende zu bereiten. Ich tat es aber doch nicht. Solange nur ein Fünkchen Hoffnung besteht, gibt man das Leben nicht auf. Wir mussten unsere letzte Kraft zusammennehmen und vom Fluss, in dem viele Serben badeten, verschwinden. Wir gingen wieder in den Kukuruz zurück und weinten uns unseren Jammer vom Herzen. Wir haben sehr lange geweint, und als es uns wieder leichter war, begannen wir zu beratschlagen, wie es nun weitergehen sollte. Wir mussten den gleichen Weg

¹⁰ Foieni.

wieder zurückgehen bis zu jenem Grenzstein. Wir waren aber vollkommen erschöpft, haben wir doch schon eine Woche nur von Kukuruz gelebt.

Einer der Buben konnte ungarisch sprechen, und da wir wussten, dass neben Serbisch-Itebej Madjarisch-Itebej ist, hatte er sich bereit erklärt, in den Ort zu gehen und etwas für mein Geld einzukaufen. Wir verabschiedeten uns weinend von ihm, da wir ja annehmen mussten, dass er gefangen wird. Er wurde nicht gefangen und kam nach zwei Stunden mit einem Laib Brot und einem grossen Stück Schinken zurück. Das Leben war mit einem Male wieder lebenswert. Wir assen, es sah aus, als ob wir in ein hohles Fass assen. Wir konnten einfach nicht aufhören, bis wir alles aufgegessen hatten. Gleich danach aber kam erbarmungslos der Durst. Wir hätten an jenem Tag für ein Glas Wasser ein paar Jahre unseres Lebens eingetauscht, wenn sich uns die Gelegenheit dazu geboten hätte. Endlich kam der Abend, und ganz in unserer Nähe fanden wir einen Brunnen. Es war ein Ziehbrunnen mit einem sehr grossen Eimer. Wir stürzten uns wie die Bestien darauf und sofften den ganzen Eimer leer. Wir konnten uns nur sehr schwer entschliessen, den Brunnen zu verlassen, doch wir mussten weiter. Wir überschritten in dieser Nacht zum dritten Male die serbisch-rumänische Grenze an demselben Grenzstein, wo wir die Nacht vorher darübergewandert waren. Wir kamen glücklich hinüber, und da wir in der Nähe einen Brunnen sahen, hielten wir uns in dem danebenliegenden Kukuruzstück tagsüber auf. Wir warfen uns vollkommen erschöpft nieder und schliefen auch gleich ein. Gegen Mittag weckte uns wieder eine unerträgliche Hitze, und die Buben gingen zum Brunnen, um Wasser zu trinken. Ich konnte nicht mehr mitgehen, da ich vor Erschöpfung nicht mehr laufen konnte. Am Brunnen banden die Buben eine Schnur an ihren Hut und wollten gerade Wasser holen, als sie von zwei rumänischen Grenzern angesprochen wurden. Die Grenzer kamen mit ihnen zu unserem Lager und fanden dort auch mich. Ich hatte sie kommen gehört und hätte fliehen können, doch war ich zu schwach dazu. Sie sprachen etwas Deutsch und Ungarisch, und so konnten wir uns ein wenig mit ihnen verständigen. Sie nahmen uns mein restliches Geld und den Buben noch einige Kleinigkeiten ab und versprachen, uns dafür am Abend nach Johannisfeld zu führen.

Gegen Abend kamen jedoch zwei andere Grenzer, diese jagten die Buben auf und gingen mit ihnen davon. Mich liessen sie zurück. Ich wollte ihnen nach, da kam ein Grenzer höheren Ranges auf mich zu und sagte, ich solle keinen Lärm machen und ihm folgen. Es blieb mir nichts anderes übrig als mitzugehen, denn die Buben waren schon weg. Er brachte mich in die Karaule (Grenzhaus), zog mich aufs Bett und versuchte mir Gewalt anzutun. Ich wehrte mich mit meiner letzten Kraft, die plötzlich wieder da war. Ich spuckte, kratzte, biss ihn wie eine Wildkatze, und vor Ekel erbrach ich mich und spuckte alles auf ihn. Er schmiss mich hinaus, und daraufhin ging ein anderer Grenzer hinein, und sie hatten einen heftigen Wortwechsel. Dieser war ein Ungar, und als er wieder herauskam, sagte er mir, dass er mich nach Johannisfeld führen werde, wenn ich ihm meinen Rock gebe. Ich willigte ein, und er brachte mich nach Johannisfeld.

Dort klopfte ich am ersten Haus an und bat um Einlass. Ich hatte der Frau gesagt, woher ich komme und dass ich schrecklich müde sei; sie aber sagte mir, sie halte keine

fremden Leute über Nacht. Ich sagte ihr, dass ich wirklich nicht mehr weiterkönnen; und so liess sie mich für paar Stunden in der Scheune auf einem Wagen mit geschnittenem jungem Kukuruz schlafen. Sie weckte mich aber bald und schickte mich in die andere Gasse, in der, wie sie sagte, keine Rumänen wohnten. Ich kam dort zu einer sehr netten jungen Frau, die mir gleich Wasser zum Waschen gab und mir ein gutes Bett herrichtete. Nach fast 2 Jahren schlief ich zu ersten Male wieder in einem Bett. Ich schlief sehr lange, und als ich wieder aufwachte, standen meine Reisegefährten bei meinem Bett. Die Grenzer hatten sie tatsächlich nach Johannsfeld gebracht, und ich musste als Pfand zurückbleiben. Als sie hörten, dass ich glücklich davongekommen bin, atmeten sie erleichtert auf. Sie hatten das Schlimmste befürchtet.

Wir bekamen von den Leuten im Ort Geld und konnten so zu unseren Verwandten fahren, die in Rumänien wohnten. Ich fuhr nach Hatzfeld und die Buben nach Orzydorf. Ich blieb fast ein halbes Jahr bei meinen Verwandten und verdiente mir durch Stricken etwas Geld.

Anfang Dezember suchte ich mir einen Schmuggler, der mich über die Grenze bringen sollte. Wir waren eine ganze Gruppe und fuhren mit dem Zug in Richtung rumänisch-ungarische Grenze. Als wir ausstiegen, regnete es leicht, und wir waren kaum einige hundert Meter gegangen, als wir von einem Grenzer gefangen wurden. Der Grenzer wollte zuerst mich legitimieren, und in der Zeit wollte der Schmuggler abhauen. Der Grenzer bemerkte dies, liess mich stehen und legitimierte den Schmuggler. Nun tat ich, was dieser vorher tun wollte. Ich schlich mich einige Schritte nach rückwärts und fing dann zu laufen an, was mich meine Füsse trugen. Ich kam an eine Mauer, sprang dort drüber und sass bis zum Kopf im Wasser. Es war Dezember, und da wurde mir plötzlich bewusst, welche Dummheit ich begangen hatte. Ich sass nun nass wie eine gebadete Katze im Grenzgebiet. Als ich dies eben dachte, platschte es neben mir, und ich hatte einen Gefährten. Wir mussten bei einer ganzen Häuserreihe klopfen, bis uns endlich eine alte Frau hineinliess. Ihr Enkelsohn steckte den Ofen an, wir trockneten unsere Kleider; und am nächsten Morgen fuhren wir wieder nach Hatzfeld zurück.

Ich strickte wieder ein halbes Jahr, nahm mir dann den besten Schmuggler des Ortes, es war der Vater des Kommunistenführers, der brachte mich mit noch einigen Frauen in einem Strohwagen versteckt auf eine Pussta. Dort kamen wir in eine grosse Scheune, und da uns niemand etwas sagte, wusste gar niemand, wie es nun weitergehen sollte. Gegen Mitternacht kam ein Mann herein und sagte uns, dass wir sehr nahe der ungarischen Grenze seien und alles so machen sollten, wie er es tut. Wir schlichen uns zuerst bis zur Grenze heran, legten uns in eine Furche und liessen den Posten erst vorübergehen. Er war vielleicht fünf Minuten weg, als der Mann aufsprang und lief, was er konnte. Wir taten das gleiche und kamen nach paar Minuten auf eine Pussta, die schon in Ungarn war.

Dort wurden wir gleich unter die Betten gesteckt; und kaum waren wir darunter, als auch schon der Grenzer draussen klopfte. Er sagte, er hätte ein Geräusch gehört und wolle mal nachsehen. Er fand uns nicht, aber ich kroch schweissgebadet aus meinem Ver-

steck heraus. Diesem Ungarn mussten wir, um wieder dort herauszukommen, fast unsere ganzen Sachen geben. Am nächsten Morgen gingen wir hinter dem Milchwagen her nach Kiszombor. Da wir kein Geld zum Weiterfahren hatten, mussten wir uns dort auf den Markt stellen und mit unserem spärlichen Ungarisch unser Schmalz und unseren Speck verkaufen. Wenn ich heute daran denke, kommt mir immer noch das Weinen; so schrecklich war für mich diese Sache. Mein Speck war dreckig, das Schmalz zerronnen, und das sollte mir jemand abkaufen. Ich wusste nicht, was ich dafür verlangen sollte, und musste noch dazu befürchten, erkannt zu werden, da ich nur sehr schlecht ungarisch sprach. Es ging aber alles gut aus. Ich hatte meine Ware verkauft und hatte nun Geld zum Weiterfahren. Wir fuhren bis Szeged. Dort angekommen, wusste niemand, wie es weitergehen sollte. Ich hatte die Adresse eines Cousins meines Vaters, den er seit 50 Jahren nicht mehr gesehen hatte. Klopfenden Herzens ging ich dort hin und wurde sehr freundlich aufgenommen. Auch meine Reisegefährten durften hinaufkommen, und wir konnten uns mal wieder eine Nacht ausschlafen. Den Tag zuvor hatten wir noch unsere Schuhe verkauft und hatten nun Geld bis Budapest.

Als wir zum Bahnhof kamen, wurde ich in ein Zimmer gerufen und gefragt, was ich in meinem Päckchen habe. (Ich bekam einiges von meinen Verwandten.) Ich sagte auf ungarisch, was drinnen sei. Der Herr fragte mich, ob ich eine Deutsche sei und aus dem Tito-Lager komme. Ich bejahte seine Fragen und konnte gehen. Dieser Herr sprach dann mit dem Schaffner, dieser sperrte unseren Waggon zu und liess niemand hinein bis Budapest. Als wir ausstiegen, reichte er uns allen die Hand und wünschte uns weiter viel Glück. Wir kamen zu Mittag in Budapest an. Meine Reisegefährten wussten wieder nicht wohin; und ich hatte nur die Anschrift eines Bekannten, irgendwo in diesem Häusermeer. Meine Reisegenossen meldeten sich beim Roten Kreuz am Bahnhof, und ich fuhr in Gottes Namen los. Ich fuhr den ganzen Nachmittag in Budapest herum, da ich die Leute nicht verstand, wenn sie mir erklärten, wohin ich fahren sollte. Ich war schon einige Stunden gefahren, als ich wieder eine alte Frau nach der Strasse frug. Sie sagte mir auf ungarisch, dass sie auch dorthin fahre, und so kam ich an mein Ziel.

Mein Bekannter konnte mich nicht bei sich halten, da er selbst bespitzelt wurde; er führte mich zu seiner Tante, und dort konnte ich mich wieder baden. Nach drei Jahren das erste Bad. Ich fühlte mich wie im siebenten Himmel. Am nächsten Tag traf ich mich wieder mit meinen Reisegefährten, und da sie immer noch kein Geld zum Weiterfahren hatten, steckte uns mein Bekannter in einen Russenzug, der, wenn er in Budapest wegfährt, erst wieder in Wien stehenbleibt. Mein Bekannter hatte so schon eine Familie nach Wien geschickt, und sie kamen gut dort an. Nun sollten auch wir so nach Wien kommen. Wir kamen aber nicht weit. Noch bevor der Zug losfuhr, entdeckten uns die Russen und schoben uns zum Zug hinaus. Uns allen fiel ein Stein vom Herzen, aber wir waren immer noch in Budapest.

Ich hatte von meinem Bekannten ein schönes Päckchen mit Lebensmitteln mitbekommen, für welches ich mir in Österreich Geld machen sollte. Das Päckchen war ziemlich gross, und ich wollte damit nicht wieder zurück.

Ich wollte die Nacht am Bahnhof verbringen. Meine Gefährten aber baten mich, ich möge doch hineinfahren und meinen Bekannten bitten, er solle versuchen, ihre Uhr zu verkaufen, die von der Reise sehr beschädigt war. Ich liess mich überreden und kam um Mitternacht bei meinem Bekannten an. Am nächsten Morgen fuhr er zum Bahnhof und wollte den Leuten das Geld für die Reise vorstrecken. Als er zurückkam, fragte er mich, ob ich noch gute Nerven hätte. Er sagte mir dann, er habe erfahren, dass meine Gefährten mein Paket verkauften und mit dem Erlös davonfuhr. Nun war ich doch allein.

Es blieb mir nichts anderes übrig, als allein weiterzufahren. Mein Bekannter gab mir viel Geld, und so fuhr ich schweren Herzens los. Bis Gyor ging alles gut. Dort musste ich übernachten, und dort wurde man von den Russen legitimiert. Ich vertraute mich einer Frau an, die drei Kinder hatte, und bat sie, mir eines ihrer Kinder auf den Schoß zu geben. Sie gab mir das Kleinste, und ich tat, als ob ich mit dem Kinde schlief. Ich wurde nicht geweckt, obzwar fast alle Leute um mich herum legitimiert wurden.

Am Morgen ging es weiter in Richtung österreichische Grenze. Auf dieser Strecke wurde mir ein Schaffner noch gefährlich. Ich war sehr schlecht gekleidet und fuhr in Richtung Grenze. Er wollte ein Gespräch mit mir anknüpfen, ich sagte aber nur, er solle mich in Ruhe lassen, da ich Zahnweh hätte. (Dies auf ungarisch zu sagen, lehrte mich mein Bekannter.) Es musste ihm aber doch aufgefallen sein, dass ich schlecht spreche, und er liess mich nicht mehr aus dem Auge. Nach jeder Station kam er herein und wurde immer zudringlicher. Ich betete und flehte den lieben Gott an, er solle mir doch noch dieses kleine Stückchen helfen, und er hat mich offenbar erhört.

Bei der nächsten Station ging die Tür auf, und eine Frau sagte zu ihrer Mutter auf Deutsch: «Schau Mama, dort neben dem Mädél ist noch ein Platz.» Ich sagte der Frau sofort, dass ich eine Deutsche bin und dass sie dem Schaffner sagen solle, ich sei ihre Enkelin und fahre zu ihr. Die Frau verstand sofort, und wir waren den Schaffner los. In Sopron angekommen, nahm mich die Frau mit in ihr armseliges Zuhause. Sie war eine Deutsche, aber an einen Ungarn verheiratet und so nicht interniert. Sie ging mit mir zum Ortspfarrer und zu ihrem Schwiegersohn, der der Kommunistenführer in Sopron war; doch keiner konnte mir raten, wie ich weiterkommen könnte.

Da fiel der Frau nun doch noch etwas ein. Sie hatte dicht an der ungarischen Grenze eine Schwester, die sie mehr als zehn Jahre nicht gesehen hatte, da sie sich die Reise dorthin nicht leisten konnte. Ich sagte ihr, dass ich Geld genug und noch mehr habe; so fuhren wir dorthin. Nun wusste sie aber die jetzige Gesinnung ihrer Schwester und deren Kinder nicht, und um ganz sicherzugehen, sagte sie dort, ich sei von der Wiener Schwester die Tochter. Ich wurde sehr herzlich begrüsst, und es tat mir schrecklich leid, dass ich dieses Schauspiel hatte über mich ergehen lassen müssen. Der Verlobte meiner angeblichen Cousine arbeitete nur zehn Minuten von der österreichischen Grenze entfernt in einem Bergwerk. Er nahm mich bis zum Bergwerk mit und zeigte mir den Weg bis

zur Grenze. Es war ein sehr steiler Weg, aber er war der sicherste. Ich kam gut über die Grenze und war endlich in der Freiheit¹¹.

Ich fuhr nach Wien und meldete mich in einem Flüchtlingslager. Dort wurde mir gesagt, dass gerade Aufnahmeperrre sei und man mich nicht aufnehmen könne. Ich sag-

¹¹ Aus den grenznahen Lagern hatte die Flucht nach Rumänien schon im Winter 1945/46 begonnen (s. z.B. die Berichte Nr. 39, S. 244ff.; Nr. 52, S.373; Nr. 53, S. 376). Seit Sommer 1946 wagten Einzelne, dann auch Gruppen von mehreren Personen sogar den langen Fluchtweg aus dem Lager Rudolfsgrad, wobei sie vielfach von der einheimischen Bevölkerung unterstützt wurden. Darüber berichtet z.B. der Mittelschullehrer Michael Kristof aus Gross-Betschkerek (s. auch Bericht Nr. 37, S. 210 Anm.) Folgendes: «Zur Flucht entschloss ich mich erst, als man mich nach Serbien zum Strassenbau verschicken wollte. Weshalb ich früher nicht ging, hatte seinen Grund darin, dass meine Geschwister auch mit mir in demselben Lager waren und ich sie nicht verlassen wollte und immer glaubte, dass eine Auswanderung ins Reich für uns erfolgen müsste. Als ich mich jedoch innerhalb 12 Stunden beim Lagerkommando zu melden hatte mit meinem Gepäck und auf Umwegen erfuhr, dass es zum Strassenbau nach Serbien gehen sollte, bin ich noch am Abend des 17. Juli 1947 aus dem Lager hinaus geflüchtet, mit wenig Lebensmitteln und Geld, das mir Bekannte heimlich ins Lager geschickt hatten. Auf der Flucht habe ich mich dann bei serbischen Bauern aufgehalten, wo ich Wasser trank, denn es waren ja die heissesten Tage des Jahres; und die haben mir auch Lebensmittel gegeben, sobald sie erkannten, was ich bin, nämlich ein Deutscher aus dem Lager. Uns Lagerleute hat man ja an unseren eigentümlichen Kleidungsstücken grossenteils erkannt, besonders auf der Flucht, da ja noch jeder seine paar Fetzen, die er hatte, als Gepäck mitnahm. In der Nacht überschritt ich die rumänische Grenze, doch verirrete ich mich dann und stand am Morgen wiederum in einem jugoslawisch-serbischen Grenzort. Als ich einen alten Serben fragte, wo ich denn eigentlich wäre, da sagte er mir, der Ort sei Pardan und Johannsfeld liege dort drüben. So habe ich mich schleunigst umgedreht und . . . bin vor Mitternacht über die Grenze; und dann haben mich in der Früh rumänische Grenzer erwischt, da mich ein Zivilist verraten hatte. Diese beraubten mich meiner Habseligkeiten und liessen mich dann gehen. So habe ich Ehering, Brille, die ich mir mittlerweile ins Lager hatte schicken lassen, wiederum abgeben müssen, und meine Kleider und Wäsche, den ganzen Rucksack. Am Rückweg haben mich dann wiederum Rumänen später erwischt, haben mich drei Tage an ihrem Piquet (Grenzposten) festgehalten. Diese verlangten meine Schuhe für die Erhaltung und gaben mir ihr schlechtes Fusszeug. Da ich Bekannte in Johannsfeld hatte, ging ein rumänischer Posten mit mir zu den Bekannten, wo ich zu essen bekam und Fusszeug (Hauspatschen). Mit diesen bin ich dann nach drei Tagen nach Foieni in das Grenzkommando gekommen, wo auch andere deutsche Flüchtlinge aus Jugoslawien, hauptsächlich Frauen, waren. Dort übernachteten wir in Gang und Zimmern, und da geschah es, dass die rumänischen Posten in der Nacht den Frauen die Kopf tücher vom Kopf gezogen haben und verschwunden sind. Meinen Hut habe ich nur so retten können – auf den ein rumänischer Grenzer besonderes Interesse hatte –, dass ich ihn nicht aus der Hand gab. Dann sind wir nach Temeschburg in das Militärgericht gekommen, wo wir überprüft wurden, und dann wiederum wurde die ganze Gruppe zur rumänischen Gendarmerie und von dort zu Fuss in Richtung der jugoslawischen Grenze von etwa vier bewaffneten rumänischen Gendarmen geführt; wir waren etwa 160 Kinder, Frauen und Männer. Bei Sackelhausen, unweit Temeschburg in Richtung Hatzfeld gegen die jugoslawische Grenze, gelang es mir wiederum durchzugehen; da ich ja kein Gepäck hatte, fiel meine Loslösung von der Gruppe nicht besonders auf. – Wie ich später in Tschanad hörte, hat man erst bei der nächsten Ortschaft, in Gertjanosch', festgestellt, dass ich fehlte. Die Übrigen, wie mir diese Landsleute in Tschanad erzählten, sind dann bei Hatzfeld an die jugoslawische Grenze getrieben worden. Die jugoslawischen Grenzer weigerten sich, die Leute zu übernehmen, und die Rumänen liessen sie nicht zurück.

te, dass mir dies sehr, sehr leid tate, dass ich aber keinesfalls daran dachte, die Rückreise wieder anzutreten. Ich legte mein Gepäck ab und machte es-mir gemütlich; als der gute Mann mich fragte, was ich denn da vorhätte, sagte ich ihm, ich beabsichtige hier mein Lager aufzuschlagen, ich sei diese seit Jahren so gewöhnt. Als er sah, dass er mich nicht wieder loswird, wurde ich trotz der Aufnahmesperre aufgenommen.

Ich blieb nicht lange in Wien, denn ich erfuhr dort, dass mein Onkel in Oberrösterreich ist, und dort wollte ich mein vor dem Examen abgebrochenes Studium vollenden. Ich fuhr mit einem Schmugglerauto bis Urfahr, bekam dort einen Ausweis ausgeborgt und ging damit klopfenden Herzens am russischen und amerikanischen Posten vorbei – in die Freiheit.

So irrten die Leute in der Zwischenzone hin und her. Einigen gelang es, wiederum nach Rumänien zurückzuffüchten, andere gingen wiederum nach Jugoslawien. – In Tschanad war ich eine Woche. (Tschanad ist ein rumänischer Grenzort.) In dieser Woche sind täglich neue Landsleute aus Jugoslawien gekommen, und am Sonntagabend wurden wir in geschlossener Gruppe, das Gepäck verladen, an die ungarische Grenze geführt und konnten ungehindert gegen abends 7 Uhr nach Ungarn hineingehen. Grenzposten habe ich nicht gesehen. Ich mit einigen Bekannten löste mich von der Gruppe und fuhr über Makó nach Budapest mit der Bahn. Eine kleine Gruppe hat sich mir angeschlossen, weil ich Ungarisch konnte und kein Gepäck zu tragen hatte, ihnen folglich helfen konnte; dafür zahlten sie mir die Fahrkarte. In Budapest habe ich von Verwandten Geld verschafft und fuhr so bis Körömend an der österreichisch-ungarischen Grenze, wo es auf einmal hiess: Schwaben heraus! (in ungarischer Sprache). Als wir ausstiegen, waren wiederum hoch über 100 deutsche Flüchtlinge in diesem Zug. Von meinen Bekannten aus Tschanad habe ich nur wenige getroffen dabei. Die Ungarn haben uns überprüft, unsere Daten wissen wollen. Wir mussten Angaben machen und wurden besonders nach ungarischem Geld gefragt, das sie uns nicht erlaubten, mit über die Grenze zu nehmen. Die Ungarn haben uns dann abends wiederum geschlossen an die österreichische Grenze geführt und uns dort den österreichischen Grenzern übergeben, die uns in den nächsten Ort führten, wo wir uns aber dann schon frei bewegen konnten.»

**Protokollierte Aussage der Margarethe Themare aus Deutsch-Zorne (Nemacka Crnja),
Bezirk Modosch (Jaša Tomić) im Banat.**

Photokopie, 5. Juli 1946, 7 Seiten, mschr. Teilabdruck.

**Die Errichtung eines allgemeinen Internierungslagers für die deutsche
Bevölkerung in Zerne am 18. April 1945; die Überführung der Arbeits-
unfähigen, der alten und kranken Personen, Kinder und Mütter mit
mehreren Kindern in das Sammellager Molidorf (Molin)
Ende Dezember 1945 und die dortigen Verhältnisse.**

*Der erste Teil des Berichtes enthält Aussagen über die Vorgänge bei der Besetzung durch so-
wjetische Truppen und Partisanen in Zerne und über die Gewaltakte und Zwangsmassnahmen ge-
genüber der deutschen Bevölkerung bis April 1945¹.*

Am 18. April [1945] sollte jeder mit Lebensmitteln für einen Tag zum Schlei-
mer'schen Gasthaus kommen, dort nahmen sie uns alles weg bis auf die Kleider, die wir
anhatten. Dabei musste jeder ausziehen, wer mehr als ein Kleid anhatte. Geld, Schmuck,
Ohrgehänge und alles Gepäck wurde uns dabei weggenommen, sogar die Lebensmittel
bis auf ein Stück Brot. Mir hat man sogar Zwirn und Nadel weggenommen. Wir über-
nachteten dann in dem Gasthaus, in der Schule und noch an einigen Plätzen. Am näch-
sten Morgen marschierte alles zur Wiese hinaus, alles war umstellt mit Maschinenge-
wehren. Die Kinder bis zu zwei Jahren verblieben bei den Müttern, die von 2 bis 15
wurden separiert und in drei Altersklassen geteilt. Diese wurden dann Leuten über 50
Jahren zugeteilt, um die Kinder zu bedienen. Die Leute bis zu 50 Jahren kamen in die
Klasse der Arbeitskräfte, Männer und Frauen getrennt².

Als wir so getrennt waren, kamen wir in vorbereitete Lager bzw. dazu bestimmte
Häuser. Ich kam in ein Haus mit noch 100 Frauen zusammen als 101 Frau. Auf den
Höfen nahmen wir uns Stroh als Liegestatt. Bettwäsche bekam niemand. Nur den Klein-
kindern wurde die Wäsche in den Kinderwagen gelassen. Später bekamen wir zum Zu-
decken von uns früher im Dorfe angefertigte Teppiche, die aus Fetzenresten gemacht
waren. So hausten wir 8 Monate bis am 26. Dezember 1945.

¹ abgedruckt unter Nr. 38.

² Ebenfalls separiert wurde gleich eine Gruppe von 30 jüngeren Frauen und am folgenden Tage
nach Semlin (Zemun), Lager Kalvarienberg, abtransportiert, wo zu dieser Zeit mehrere solcher
Transporte aus verschiedenen Ortschaften des Banats eintrafen. Von dort wurden sie dann nach
einigen Wochen auf Arbeitslager in Syrmien verteilt. – Die Mehrzahl dieser Frauen und Mäd-
chen ist gestorben, vor allem im Zentrallager Sremska Mitrovica im Winter 1945/46 (vgl. Bericht
Nr. 58).

In mehreren Aussagen über die allgemeine Internierung in Deutsch-Zerne wird noch berichtet,
dass einige Tage später ältere Frauen und Männer ins Krankenlager nach Kathreinfeld abtrans-
portiert wurden; eine Gruppe von über 20 älteren Männern, die sich krank gemeldet hatten, sei
wahrscheinlich auf dem Wege ins Krankenlager ermordet worden (s. auch Bericht Nr. 39,
S. 237, Anm. 15).

Von diesem Lager aus mussten wir weiter unter Bewachung auf Feldarbeit gehen. Das verbliebene Vieh wurde in einer Gasse in die Ställe zusammengezogen, und Leute über 50 Jahre wurden zum Futtern bestimmt. Das Füttern erfolgte ohne Bewachung. Morgens um 4 Uhr bekamen wir Einbrennsuppe mit Salz und Schmalz. Mittags Suppe mit Nudeln oder Nudeln allein oder Erbsen oder Bohnenzuspeis und dergleichen. Fleisch gab es keines. Das Essen war aber nicht schlecht, da es von unseren Frauen zubereitet wurde. Abends gab es gewöhnlich Gemüse oder was ähnliches. Das Essen wurde langsam und langsam stets weniger, so dass wir zuletzt nur noch 30 Gramm Mehl pro Kopf fassten. Brot gab es anfangs 60 Dekagramm, wurde weniger und zuletzt war es nur 10 Dekagramm. Das Brot war aus Mischmehl mit etwa 75% Mais, zuletzt nur aus Maismehl.

Am 26. Dezember 1945 wurden die Kinder und die Arbeitsunfähigen in das Lager nach Molidorf gebracht, darunter auch ich³. Acht Tage lang bekamen wir kein gekochtes

³ Bald darauf trafen in Zerze die ersten Transporte mit Serben aus Bosnien und Montenegro ein, die als Neusiedler in die den Deutschen enteigneten Gehöfte eingewiesen wurden. Darüber berichtet der Kaufmann Matthias Kaiser (s. Bericht Nr. 39) Folgendes: «In diesem Winter 1945/46 kamen die neuen Kolonisten (aus Bosnien) in Zerze an, um in die verlassenen deutschen Häuser einzuziehen und das ihnen zustehende Vieh, Feld und landwirtschaftliche Geräte zu übernehmen. Bevor diese Kolonisten gekommen sind, wurden die einheimischen Serben durch die Partisanen-Behörde und von der neu entstandenen ‚Narodna Dobara‘ (d.h. Volksgutverwaltung) aufgefordert, dass sie zum Empfang ihrer neuen Brüder und Schwestern verschiedene Lebensmittel, wie zum Beispiel Eier, Hühner, Fett und sonstiges spenden sollen und beim Kochen und Backen mit-helfen, damit die Neu-Ankömmlinge sich in ihrem neuen Heimatsort heimlich fühlen können. Als aber der erste Transport gemeldet wurde, dass der Zug innerhalb 2-3 Stunden in Zerze eintreffen wird, entstand unter der führenden Obrigkeit eine unbeschreibliche Kopfflosigkeit. Sie mussten mit grossen Erstaunen wahrnehmen, dass nur wenige einheimischen Serben ihrem Aufruf zur Spende von Lebensmitteln beigetragen haben und kaum 10-12 Frauen als Helferinnen im Empfangs-Gasthause persönlich erschienen waren. Auch waren etliche serbische Männer und Frauen zum Einheizen der Öfen in den verlassenen Häusern bestimmt, wozu keiner von ihnen erschienen war. Alle diese geplanten Vorbereitungen sind fehlgeschlagen. Und weshalb diese einheimischen Serben an all diesen Empfangs-Zeremonien nicht teilgenommen haben, ist sehr leicht zu verstehen. Erstens: die meisten von der ärmeren Klasse hofften doch selbst, dass sie die Erben des geraubten Vermögens der Schwaben werden; und zweitens: die serbischen Bauern und Intelligenz wollten doch gar nichts wissen vom ‚Titoismus‘, denn sie ahnten es doch schon, dass auch sie späterhin, wenn auch nicht gänzlich, aber teilweise von ihrem Feldbesitz und sonstigem enteignet werden.

Noch abends spät, nach unserer Nachtmahlzeit, ist der Kuljic mit einigen Partisanen zu uns ins Lager gekommen und trieb etwa 40 Lagerleute in die zu beziehenden Häuser, um dort die Öfen anzubeizen. Etwa 15 Frauen mussten sofort ins Empfangs-Gasthaus gehen, um zu kochen und das Essen den Ankömmlingen zu servieren, und nachher mussten sie die sogar in die zugewiesenen Häuser begleiten.

Es sind dann noch mehrere Transporte nachgekommen, und täglich gab es dann Hochbetrieb mit den Kolonisten, wenn sie dann aus den Magazinen Möbeln, Bettwäsche, Kleidung und Lebensmitteln erhielten. Nachher wurden ihnen Kühe, Pferde und Schweine zugeteilt. – All das obengenannte stammte von uns Schwaben, und die Lagerleute mussten diese gefassten Sachen aus den Magazinen in die Häuser der Kolonisten transportieren und ihre Zimmer damit einrichten.

Essen, auch die Kinder nicht. In dieser Zeit wurde zweimal je etwa 10 Dekagramm Brot ausgefolgt und sonst nichts. Dann wurde gekocht, aber ohne Salz und ohne Schmalz. Morgens gab es eine Einbrennsuppe mit Maismehl, mittags Erbsen- oder Bohnensuppe ohne Salz und ohne Schmalz, worin aber mehr schwarze Käfer als Erbsen oder Bohnen waren. – Alles war freilich wieder separiert wie in Zerze.

In Molidorf waren noch die Deutschen aus den Gemeinden: Modosch, ein Teil der Werschetzer, Heufeld, Mastort, Rusko Selo, St. Hubert, Charleville, Soltur, Stefansfeld (Šupljaja), Nintschitschewo⁴, Molidorf selbst, Setschan, weiters waren noch kleinere Gruppen aus vielen anderen Ortschaften. Nach meiner Schätzung dürften es etwa 7'000 gewesen sein, wobei früher schon viele gestorben sein sollen, besonders von den Werschetzern an Typhus⁵. Wir Zerzeer wurden in Molidorf zumeist in Ställen untergebracht. Im Dorfe selbst durften wir uns frei bewegen. Die Leute, die schon früher da waren, waren alle unterernährt, ausgemergelt, die Kinder gelb, blutarm; allen «ah man den Hunger aus den Augen schauen. Der grösste Teil der dort verstorbenen Menschen starb den Hunger- bzw. Auszehrungstod. – Die Wachposten waren nicht einmal so bösrartig gegen die Leute als der Kommandant selbst, welcher ein Serbe aus Banat, Banatski Dvor, war. Dieser prügelte alles, was er erwischte, oft auf gröbste Art und Weise.

Jeden Morgen um 4 Uhr läuteten die Glocken als Zeichen für die Viehfütterer, später wurde für die anderen geläutet, doch war nie bestimmt wann. Wenn aber geläutet wurde, so musste jeder schon dort sein. Dort wurden wir dann jeweils zu den verschiedensten, auch unsinnigsten Arbeiten eingeteilt.

Am 15. Februar 1946 hatte es geregnet und deshalb sind viele Leute nicht zur Arbeit angetreten. Deshalb wurde mehrere Male geläutet. Sowie die Nachzügler aber gekommen sind, wurden sie geschlagen, vom Kommandanten höchst persönlich mit Ohrfeigen, Fusstritte usw. bedacht. Davon wurden 12 Frauen ausgeschieden, um in dem benachbarten Orte Nova Crnja Lebensmittel auszuladen. Als sie zurückkamen, liess ihr

Es waren Fälle, wo Lagerleute ihre einstmal eigenen Möbelstücke selbst transportieren mussten. – Durch diese Kolonisten waren wir ständig mit ihnen beschäftigt. Täglich wurden Lagerleute zu ihnen eingeteilt, um dieses dumme Volk in allem einzulernen, denn sie hatten keine blasse Ahnung von der Landwirtschaft oder wie man das Vieh füttert, wie man eine Kuh melkt und wie man die Pferde an den Wagen oder vor den Pflug einspannt, was ihnen gar nicht zu verübeln war, denn sie kamen doch aus den bosnischen und montenegrinischen Bergen her.»

Das Internierungslager in Zerze wurde am 18. März 1946 aufgelöst. Insgesamt 167 Personen, darunter etwa 30 jüngere Frauen und fünf Jungen im Alter von 12 Jahren, wurden von der staatlichen Gutsverwaltung als landwirtschaftliche Arbeiter übernommen; die übrigen Internierten, darunter alle über 50jährigen, wurden in die Lager Molidorf, St. Georgen und Rudolfsgrad überwiesen (ebenfalls nach dem Bericht des M. Kaiser).

⁴ Pardan (Ninčičevo).

⁵ Die M. M. aus Werschetz hat hier in der Zeit vom 18. November 1945 bis 28. Februar 1946 insgesamt 68 Sterbefälle (darunter von 54 weiblichen Personen) aus der Gruppe der Werschetzer notiert; nach dieser Namensliste (zu der die Berichterstatterin vermerkt, dass sie nicht vollständig sei) starben in den letzten Novembertagen 9, im Dezember 23, im Januar 27, im Februar 9 Personen; 11 waren Kinder im Alter bis 14 Jahre, 22 Personen im Alter von über 50 Jahren.

Begleiter sie im Stiche und ging ins Wirtshaus in Nova Crnja. Dabei gingen die Frauen allein nach Hause. Ein Partisane traf sie und wies sie an, sich beim Kommandant zu melden. Als sie sich dort meldeten, bestrafte sie der Kommandant damit, dass sie im Kot und Wasser «Auf-und-Nieder» machen mussten, bis sie ganz durchnässt und vollkommen verschmutzt waren. Zum Umkleiden hat freilich keine etwas gehabt.

Dies hat dem Kommandanten scheinbar besonders Spass gemacht, und am nächsten Tag liess er etwa 30 Frauen antreten, die sich tags vorher nicht gemeldet hatten. Er führte sie in Pfützen, bis ihnen das Wasser bis zu den Knien reichte, und hiess sie dann, sich in das Wasser zu legen. So mussten sie etwa eine halbe Stunde liegen, ohne Aufstehen zu dürfen. Dies geschah am 16. Februar 1946, wobei auch Frost war. Von diesen Frauen mussten dann in dieser Verfassung zehn Frauen nach Nova Crnja auf Arbeit gehen. Beim Rückweg konnten zwei der Frauen nicht mehr in das Lager gehen und blieben dort liegen. Am nächsten Morgen fand man sie tot. Ihre Angehörigen durften sie suchen gehen und brachten sie nach Molidorf, wo sie beerdigt wurden⁶. – Hierbei muss ich zugeben, dass es in Molidorf keine Massengräber gab, sondern Tote einzeln begraben wurden. Es gab keine Särge, sondern sie wurden in einen Sack oder in eine alte Decke eingenäht und eingegraben, wobei die Grabstätte der Erde gleichgemacht wurde.

Am 27. Januar war ich mit meiner Nachbarin Katharina Köstner auf dem Wege nach Nova Crnja. Wir wollten schwarz dorthin betteln gehen, was strenge verboten war und mit Arrest usw. bestraft wurde, doch trieb der Hunger die Leute immer wieder dazu . . . Wir gingen also abends aus dem Lager raus, um in der Früh wieder zur Arbeit zurück zu sein. Auf dem Wege aber verliessen die Köstner ihre Kräfte, und wir kehrten auf halbem Wege um. Dabei hatten wir aber Pech, dass uns kurz vor dem Dorfe ein Schlitten erreichte, in welchem unser Lagerkommandant war. Dieser liess den Schlitten sofort anhalten und fragte, wo wir hinwollten. Wir gaben sofort zu, dass wir Brot betteln gehen wollten, wobei meine Gefährtin in etwas gehässigem Ton zu ihm sagte, dass nur die Hungrigen betteln gehen, die Satten haben es nicht notwendig. Er liess den Schlitten abfahren und forschte an uns herum, ob wir durchgehen wollten usw. Ich ging einige Schritte vor, die Köstnerin schleppte sich müde nach, der Kommandant nebenher. Auf einmal hörte ich einen Schlag, schaute um und sah, wie der Kommandant ihr wiederholt mit der Faust an den Kopf stiess. Ich ging meinen Weg weiter, hörte auf einmal einen Schuss, schaute wieder um und sah, dass Frau Köstner taumelte, da sie angeschossen war. Der Kommandant schrie mich an, ich möge weitergehen; er hiess die Frau aufstellen und ins Lager kommen. Sofort schrie er mir wieder nach, ich möge stehenbleiben. Er kam zu mir, hielt mir den Revolver ins Gesicht und fragte wieder, ob ich durchgehen wollte; ich bestritt dies und meinte, wenn wir hätten durchgehen wollen, so hätten

⁶ s. auch den Bericht des damaligen Lagerarztes Dr. Heger, abgedruckt unter Nr. 53, S. 375 f.

wir das von Zerne viel leichter tun können. Dies leuchtete ihm anscheinend ein, und er ging zur Köstnerin und wollten sie antreiben, mit ins Lager zu kommen, was sie aber nicht mehr konnte. Darauf ging er mit mir ins Lager und liess mich zur Strafe vier Tage und vier Nächte einsperren.

Zum Essen gab es da amtlich nichts, Wasser wurde uns vorgesetzt. Der Wachposten aber hatte Mitleid mit mir, brachte mir am Ofen gewärmtes Wasser und gab mir ein schönes Stück Brot, machte mich aber aufmerksam, wenn mich jemand fragt, ob ich schon gegessen habe, so soll ich das verneinen, dass er mir das Brot gegen den bestehenden Befehl gab. – Von einem «Slrazar» (Wachposten) erfuhr ich, dass die Frau Köstner die ganze Nacht hindurch jammerte und gegen Morgen an der Stelle, auf welcher der Kommandant sie anschoss, gestorben ist.

Es gab unter den Wachposten auch gute Männer, die Mitgefühl hatten, aber sie mussten sich vor den anderen hüten. Ein ausgesprochener Rohling war aber unser Kommandant. Seinen Namen habe ich nie gehört. Sein linker Fuss war etwas kürzer, und diesen körperlichen Fehler schien er an uns rächen zu wollen. Man sah direkt, dass er Lust daran hatte, Menschen zu quälen.

Am 16. Februar 1946 wurden gegen 80 Frauen und Kinder erwischt, da sie gebettelt haben. Dabei waren Frauen aus Heufeld, Mastort, Werschetz, Molidorf usw. Die Wache, die um das Dorf steht, war scheinbar informiert, dass an diesem Tage viele Frauen schwarz weggelaufen waren, denn sie lauerten auf die Rückkehrer und schossen ohne vorherigen Anruf. Dabei wurde eine etwa 65jährige Frau aus St. Hubert erschossen. Der Rest bis zum nächsten Abend eingesperrt. Gegen Abend liess der Kommandant sie alle antreten und übte volle zwei Stunden sein beliebtes «Auf-Nieder», dazu den tiefsten Morast und die grössten Wasserpfützen suchend. Nach diesen zwei Stunden wurden sie in ihre Häuser entlassen. Gehorsamsverweigerung hat es auch bei dieser Gelegenheit nicht gegeben, wie auch sonst nicht, da die Wache immer mit schussbereiten Waffen jede solche Regung sofort im Keime erstickt hätte.

Am Anfänge, als ich ins Lager kam, war auf den meisten Böden der Häuser noch Weizen gelagert. Es war zwar sehr strenge verboten, Weizen zu nehmen, in jedem Lager im Dorfe Molidorf fand man aber bestimmt Weizen, mit dem wir unsere dürftige Verpflegung gestreckt haben. Solange Weizen war, ging es halbwegs, als dieser aber im Laufe des Januar und Februar weggeführt, der vorhandene Mais ebenfalls gerebelt und weggeführt wurde, da wurde das Elend unbeschreiblich. Der Hunger trieb die Leute soweit, dass sie begannen, alle Katzen in der Ortschaft zu fangen und zu essen. Als ich einmal erwähnte, dass bei uns eine Katze herumläuft, bot man mir sofort 30 Dinar dafür an. (Es gab manche Leute, denen von aussen, von andersnationalen Bekannten, schwarz Geld zugesteckt wurde.) Es kam soweit, dass man in Molidorf keine Katzen mehr finden konnte.

Diese «Auf-und-Nieder»-Geschichten unter unbeschreiblichem Hunger liessen im mir Gedanken [an Flucht] aufkommen. Die Androhung des Kommandanten, dass er uns

alle in ein zwei Meter tiefes Wasser führen wird, gab mir den letzten Anstoss. Dies umso mehr, da ich auf Umwegen noch in Zerne im November erfahren hatte, dass mein Mann und meine Tochter in Linz⁷ sein sollen.

Ich hatte mich mit einem Bekannten verabredet, und wir weihen niemanden anderen ein. Freilich wären viele mit uns gegangen, alles möchte aus der Hölle raus, wir schwiegen aber, um unsere Flucht nicht in Frage zu stellen.

Am 23. Februar 1946 abends machten wir uns auf den Weg, nachdem wir den Augenblick benutzten, als die Wachen eben beim Nachtmahl waren, und kamen am 24. Februar auf rumänischem Boden an. Dort arbeitete ich bei Verwandten bis anfangs Juni und kam dann schwarz bis nach Linz⁸.

⁷ Österreich.

⁸ Weiteres über die Verhältnisse im Lager Molidorf berichtet die A. I. aus Deutsch-Zerne, die zunächst noch im Internierungslager ihres Heimatortes geblieben war: «Am 28. März 1946 wurden die Kranken und Arbeitsunfähigen aus den Lagern ausgesondert, um nach Molidorf ins Lager gebracht zu werden. Wegen meines Gallenleidens meldete ich mich auch krank und kam auch nach Molidorf. – Die alten Leute und die Kinder waren schon zu Weihnachten dorthin marschiert . . . Als wir in Molidorf eintrafen, kamen uns die Lagerinsassen entgegengelaufen und fragten wie auf Kommando, ob wir Salz mitgebracht hätten, da sie alle Speisen, soweit sie welche bekamen, ohne Salz erhielten. Etwas Salz hatten wir zwar mit, weil wir wussten, dass es daran besonders mangelt, aber das hatten wir doch für unsere Angehörigen mitgebracht und mussten daher verneinen, um es für die Unseren zu haben. Wir erschrakten aber sehr, als wir unsere Angehörigen kaum noch erkennen konnten, so mager und ausgehungert waren sie. Meinen Vater erkannte ich erst, nachdem er mich anredete. – Die paar zerfetzten Kleider, die wir am Rücken noch mitgebracht hatten von dem vielen Vermögen, das unsere Deutschen vorher hatten, hatten wir in Kürze bei den Serben und wenigen Ungarn, die in Molidorf lebten, gegen Lebensmittel eingetauscht. So bekam ich zum Beispiel für ein Herrenhemd ein halbes Kilogramm Fett, zwei Kilogramm Kartoffel und zwei Kilogramm Mehl, für ein neues Handtuch drei Kilogramm Mehl. Am 1. April wurde ich dem dortigen Krankenrevier als Krankenwärterin zugeteilt. Ich bediente die Kranken in einem Zimmer, in dem sieben Betten waren, die immer alle belegt waren. Ihre Krankheit bestand meistens nur aus Auszehrung, und durchschnittlich starb von den sieben Kranken täglich einer. Als ich ins Lager kam, waren im Lager angeblich 6'000 Menschen. Die Zahl der Toten betrug täglich durchschnittlich 25 bis 30. Dabei herrschte keine Seuche wie vorher, da Typhus gewütet hatte. – Als der Typhus herrschte, sollen die Werschetzer die meisten Todesopfer gehabt haben, da diese zuerst ins Lager gekommen und auch am meisten ausgehungert waren. Die Krankenwärterinnen hatten zwar den Auftrag, jede das ihr zugewiesene Rayon zu besichtigen, doch was half das?! In jedem Zimmer sah man Menschen im Sterben liegen, das Revier war aber stets überfüllt, und wir konnten nicht mehr aufnehmen. Im Lager war auch ein Lagerarzt, Dr. Steiner, ein Jude aus Zerne. Man muss zugeben, dass er versuchte, etwas für die Kranken zu tun, doch waren seine Möglichkeiten auch beschränkt, da wir nur etwas Aspirin, Chinin, Kohlenstaub gegen Durchfall und eine Hautsalbe gegen die Hautkrankheiten hatten. Das allgemeine Mittel waren kalte Umschläge. Heute noch weiss ich nicht, ob ich weinen oder lachen soll, da wir gegen fast jede Krankheit mit kalten Umschlägen ankämpfen mussten. – Hier möchte ich noch erwähnen, dass Dr. Steiner, obwohl er Jude ist, auch alles enteignet wurde, ja sogar die Möbel hat man ihm weggenommen, die er nach seiner Rückkehr bekommen hatte. Massengräber hat es in Molidorf keine gegeben. Die vierundzwanzig als Totengräber eingesetzten alten Männer mussten jeden Abend ausser dem Bedarf noch mindestens 20 Grablöcher für

Nr. 53

Bericht des Arztes Dr. Jenö Heger aus Tschesterek (Čestereg), Bezirk Modosch (Jaša Tomić) im Banat.

Original, 10. September 1946, 3 Seiten, mschr.

Die allgemeinen Verhältnisse im Arbeitslager Zerne (Crnja) im Herbst 1945 und in den Sammellagern für Arbeitsunfähige Rudolfsgnad (Knićanin) und Molidorf (Molin) im Winter 1945/46.

Ich war vom 5.9.45 bis 23.11.45 in Srp. Crnja, vom 23.11. bis 31.12. in Knićanin, vom 1.1. bis zu meiner Flucht am 22.2.46 in Molin Lagerarzt. Crnja war allgemeines Arbeitslager, die beiden anderen Sammellager für Kranke, Alte über 60 Jahre und Kinder unter 12 Jahre, d.h. Arbeitsunfähige.

In den Lagern waren vorwiegend Deutsche, aber auch welche anderer Nationen, die als Deutsche betrachtet wurden. Sie besaßen ausser ihrer notdürftigsten Bekleidung kaum etwas. Die Verpflegung bekamen sie vom Lager. Von ausserhalb durften sie keine Lebensmittel erhalten. Dies war aber vom Oktober bis 15. Januar doch erlaubt. Sonst bestand die Verpflegung aus dreimal täglich Suppe und Maisbrot, das aber in den Sammellagern kaum ausgegeben wurde. Die Arbeitsunfähigen litten grossen Hunger und sind massenweise infolge Hungers gestorben. Sie bekamen die bekannten Hungerödeme, Anschwellung der Füsse und Hände. Ich entsinne mich, dass in diesen Lagern manchmal drei-vier Tage keine Lebensmittel verteilt wurden. Im Monat Dezember gab man in Knićanin pro Kopf ungefähr kg Maismehl, 1 Krautkopf und 4 dkg Salz insgesamt. – Die Lageleute waren in den Häusern verteilt. Es kamen so viele in ein Zimmer

den nächsten Tag in Reserve haben, und wenn sie bis spät in die Nacht arbeiten mussten. Jeder Tote wurde in alte Decken eingenäht und ohne Zeremonie eingegraben. Dabei hat es Formalitäten oder ähnliches wie Totenbeschau nicht gegeben. Allgemein musste jeder Tote schon innerhalb zwei Stunden nach dem tatsächlichen oder vermeintlichen Tode beerdigt werden.

Als ich nichts mehr zum Verschachern hatte und sah, dass ich körperlich immer mehr herabkomme, da auch im Revier nur Erbsen, Gerste und stickiger Schrot zum Essen ausgefolgt werden konnten, entschloss ich mich zur Flucht. Meinen Eltern, die im Sterben lagen, teilte ich mit, dass ich ihren Tod nicht abwarten kann, aus Angst, dass ich später zur Flucht körperlich nicht mehr fähig sein werde, nahm die beiden Kinder meines Bruders und ging am 23. Juni 1946 von Molidorf weg und ging nach Hatzfeld in Rumänien. Am 12. Juli kam ich mit den beiden Kindern in Linz an.» (Protokollierte Aussage; Photokopie, 24. Juli 1946, 6 Seiten, mschr.) – Weiteres über die Verhältnisse im Lager Molidorf s. in Bericht Nr. 55, S. 393.

Die Mehrzahl der im Sammellager Molidorf Internierten wurde Ende April 1947 in das Lager Gakovo abtransportiert (s. Bericht Nr. 59, S. 437 mit Anm. 21).

Nach dem vorliegenden Verzeichnis (Name, Vorname und Todesdatum) sind aus Zerne im Lager Molidorf gestorben: insgesamt 206 Personen, und zwar 153 (weibl. 106, männl. 47) im Jahre 1946 und 53 (weibl. 33, männl. 20) bis Ende April 1947 (Höchstzahl der Sterbefälle in den Monaten Juli mit 21 und Dezember 1946 mit 26 Personen); im Lager Gakovo sind dann bis Januar 1948 noch weitere 28 Personen (weibl. 19, männl. 9) gestorben.

wie nur möglich war. Sie lagen auf Stroh auf der Erde. – Möbel waren überhaupt keine. Sie heizten mit dem, was sie eben fanden.

In Crnja waren ungefähr 1'200 Personen; die beiden anderen Ortschaften waren allgemein als Lagerorte benutzt, obwohl die kleine Zahl der dort wohnhaften Ungarn und Serben weiter in ihren Häusern wohnte. In Knićanin, das sonst 3'500 Einwohner hatte, waren ausser den sonst dort wohnenden freien Leuten 21'000 Lagerleute, in Molin, das sonst 1'200 Einwohner hatte, 5'000 Lagerleute gesammelt.

Der Gesundheitszustand war überall sehr schlecht. Die Leute bekamen keine Seife, und da auch keine Wäsche vorhanden war, waren sie ziemlich schmutzig, konnten sich nicht reinigen. Krätze war allgemein, auch sonstige Hautkrankheiten. In Crnja untersuchte ich in einem Fall generell das ganze Lager auf Krätze und fand von 1'200 [Personen] 350 Krätzige. An sonstigen Infektionskrankheiten ist der Flecktyphus zu erwähnen, der sich ohne Widerstand verbreitete. Es wurde quarantenisiert, die Infektionskranken sollten von den noch nicht Erkrankten abgesondert werden, was aber wegen Mangel an entsprechenden Räumlichkeiten und Verständnislosigkeit der massgebenden Kommandanten, die ausnahmslos primitive Personen waren, scheiterte.

Die Sterblichkeitsziffer war hoch. In Knićanin starben Ende November [1945] täglich durchschnittlich 15, Ende Dezember 40, und die Zahl soll Anfang Februar bei 80 gewesen sein¹. In Molin starben täglich durchschnittlich 6–7 Personen. In Knićanin wurden sie pro zwanzig in Massengräber beerdigt, nackt; geistliches Begräbnis war nicht geduldet.

Wegen Misshandlung der Lagerleute wurden keine Repressalien von den höheren Behörden gegenüber den misshandelnden Lagerleitern eingeleitet. Als ein Beispiel: In Knićanin wurde eine junge Krankenschwester von drei Lagerführern zwecks Erpressung eines Geständnisses in einem fernliegenden Zimmer verprügelt. Von der Mitte des Rückens bis zum Knie konnte man Spuren der Hiebe feststellen, fast die ganze Partie war blau unterlaufen. Ihr seelischer Zustand war nahe zur Raserei, da es sich um eine völlig unschuldige und anständige Frau handelte, die noch nie geschlagen wurde. Sie war zwei Wochen bettlägerig. Der Lagerkommandant, Oberleutnant Gecman, sonst ein gerechter Mensch, zeigte die drei Täter an. Das Resultat war: einer wurde in ein anderes Lager als Kommandant versetzt, der andere wurde an Stelle Gecmans Kommandant in Knićanin und der abgesetzte Gecman wurde sein Stellvertreter. – Ein weiteres Beispiel: In Molin wurden am 18. 2. 46 dreissig Frauen wegen nichtssagenden Schulden strafweise in einen Wassergraben gelegt, wo sie in eiskaltem Wasser und Schlamm dreissig Minuten bleiben mussten. Das war morgens um 5 Uhr. Sie mussten in den von Wasser triefenden Kleidern in die Arbeit ziehen, davon manche in das 7 km weit liegende Nachbardsdorf Nova Crnja. Nach der Arbeit, wobei sie nichts zu essen bekamen, wurden sie

¹ s. die statistischen Übersichten der Todesfälle in Bericht Nr. 62.

zurückgetrieben; sie gingen um ½ 6 Uhr los. Drei von den Frauen konnten nicht mitkommen. Die eine fiel in der Mitte des Weges, die andere gelangte bis 500 m vor das Dorf, ihre Hilfeschreie hat man noch lange gehört. Die dritte schleppte sich mit Mühe um 9 Uhr ins Dorf. Die beiden ersten sind bis früh gestorben; die eine war 25, die andere 27 Jahre alt. Sie liessen drei Kinder zurück. Von den übrigen Frauen wurden sieben sehr schwer krank. Der Kommandant Danilo Kesic wurde meines Wissens nach nicht bestraft².

Die meisten Leute können sich trotz der unmenschlichen Quälungen nicht entschliessen, eine Flucht zu unternehmen. Es handelt sich ja meistens um alte, einfache Bauersleute ohne Unternehmungsgeist. Trotzdem gehen viele durch. Ich hatte den Eindruck, dass die Flucht der Lagerleute von den Behörden – nur scheinweise allerdings schwach verfolgt und bestraft – ja gerade erwünscht wurde. Die während der Flucht Gefangenen wurden meistens nur mit 1-2 Tagen Kellerarrest bestraft. Von einem Fall weiss ich, dass eine junge Frau zu Beginn ihrer Flucht erschossen wurde, ebenfalls vom Moliner Lagerkommandanten Kesic.

² Dieser Vorfall ist auch in Bericht Nr. 52, S. 370 f. beschrieben.

Nr. 54

Erlebnisbericht des Landarbeiters Franz Unterreiner aus Deutsch-Elemer (Nemački Elemir), Bezirk Gross-Betschkerek (Veliki Beckerek) im Banat.

Original, 6. März 1958, 20 Seiten, hschr. Teilabdruck.

Die allgemeine Internierung der deutschen Einwohner in Deutsch-Elemer am 18. April 1945; die Erlebnisse des Vf. in verschiedenen Arbeitslagern bis zur Entlassung aus der Internierung im Jahre 1948.

Im ersten Teil seines Erlebnisberichtes beschreibt der Vf. die Ereignisse in seinem Heimatort unter dem Partisanenregime seit Oktober 1944¹.

Die erste Zusammendrängung in bestimmte Häuser erfolgte am 30.1.1945. Wir verblieben aber nur drei Tage, bis zum 2.2.1945 in den Lager Häusern. Auf Vorsprache eines Serbens Namens Vaso Klukavok beim Russischen Befehlshabers in Betschkerek wurden wir auf dessen Anordnung freigelassen und kehrten in unsere Häuser zurück.

Am 18.4.1945 kamen wir dann in die zum Lager bestimmten Häuser. Wir lagen auf Stroh in den Zimmern und Stallungen. Die Männer wurden von Ihren Frauen getrennt, in einem Haus Zusammengedrängt, ebenso auch die Frauen. Auch die Kinder kamen Separat, die Kranken und Alten ebenfalls. – Starb jemand, wurde die Leiche in eine Deke genäht und am Kath. Friedhof beerdigt, ohne dass die Angehörigen dabei sein durften. – Am zweiten Tage unserer Internierung wurden den Frauen die Zöpfe abgeschnitten, den Mädchen bis zu 16 Jahren ganz kahl. – Die Gräber unserer Totden wurden geschändet, die Grabsteine umgeworfen und zerschlagen. Die Grüften geöffnet, die Skelette der Totden aus den Särgen geschmiessen. Die Einrichtung unserer schönen Kirche vollständig zertrümmert, mit dem Kopfe der Marien-Statue spielte man Fotbal. Selbst die Steinplatten des Fussbodens wurden aufgerissen und weggeraubt. Die Orgel vollkommen Demoliert, mit einem Wort, ein wahrer Vandalismus getrieben.

Unser Hornvieh wurde in einigen Stallungen zusammengepfercht, davon gingen viele Zugrunde. Die Schweine, etwa 600 Stück, wurden in einen grossen Bauernhof getrieben, dort lagen die Tiere bei Regen und Kälte, Tag und Nacht im Freien. Die Seuche erfasste sie, die Verendeten wurden von den Lebenden angefressen, es verendeten immer mehr, in kurzer Zeit war fast der ganze Bestand Zugrunde gerichtet. Ebenso war es mit dem Geflügel. Hunden und Katzen wurden niedergeschossen, die Hunden mussten wir Männer unter Aufsicht der Zigeuner die Haut abziehen. Viele waren schon Tage vorher erschossen und stanken schon.

Der Hausrat kam in Magazine, vieles davon wurde Muthwilligerweise Zerbrochen. Getreide, Weizen wurde in einem grossen und feuchten Wirtshaus Saal bis hoch zum Plafon aufgeschüttet, an den feuchten Wänden klebte Handdik der ausgewachsene Weizen. Wo man hinsah, überall Vernichtung in höchstem Grad.

¹ abgedruckt unter Nr. 37.

Die Hausgärten und Weingärten verarbeiteten Wir gemeinsam. Den Hotter bekamen die Serbischen Sindikats Mitglieder. Der beträchtliche Gemeinde Heuwuchs wurde auch von den Lager Leuten gemäht und eingebracht.

Am 4. und 5. Juni 1945 wurden 10 Männer und 90 Frauen als Arbeitskraft nach Rudolf² gebracht, darunter auch meine Frau. Ich und die Tochter verblieben in Elemer. Im Okt. 1945 wurde dann der grösste Teil der Bevölkerung nach Rudolf abtransportiert. Es verblieben nur etwa 100 Personen zurück. Wir wurden auf drei grössere Güter zu deren Bearbeitung Verteilt. – Im Dorfe selbst verblieb nur ein kleiner Teil, diese wurden in der Schuhle untergebracht. Die Häuser mussten Geräumt werden für die Bosnischen Kolonisten.

Am 7.1.1946 ging meine Frau durch von Rudolf und kam zu Mir und Tochter nach Elemer. Sie durfte bei uns verbleiben und mit Mir und Tochter auf einem Salasch Arbeiten. Am 28.7.1946 wurden diese Salaschen, wo die Zurückgebliebenen Arbeiteten, den Kolonisten übergeben. Und am selben Tag kamen Wir als letzte Elemer ins Silos-Lager nach Betschkerek. – Noch einiges über die Verpflegung auf dem Salasch: Die Fassungen waren zwar nicht sehr Reichlich, Wir erhielten für Brott Maismehl, weiter Kartoffeln und Bohnen, Fleisch keines. Denoch Hungerten Wir nicht. Die Kühe unseres Ortes wurden auf diesen Salasch gebracht, die hatten Wir zu betreuen, gemolken von unseren Frauen und Mädchens. Die stahlen soviel Milch, wie Wir benötigten. Unser Komisar, ein Serbe aus Elemer, wüste und sah dies ganz gut, sagte aber nichts, Er liess uns gewähren.

Wie schon berichtet, kamen Wir am 28.7.1946 ins Betschkereker Lager. Am 1.8. 1946 wurde ein Transport Männer, 200 an Zahl, nach Sremska Mitrovitz gebracht. Dabei waren Wir unser 21 Elemerer³. – Die Übrigen verblieben bis zum 6.8.1946 dort in Betschkerek, der grösste Teil von Ihnen wurde an dem genannten Termin nach Rudolf geliefert, ein kleiner Teil verblieb in Betschkerek, darunter meine Frau und Tochter. – In Srem wurden Wir zum Aufbau der im Kriege Demolierten Dörfer eingesetzt. Wir Elemerer kamen in den Ort Grgurevci. Dort Arbeiteten Wir bis zum 13.4.1947, dann wurden die meisten in die Heimat-Lager im Banat zurückgebracht, ein jeder in das Lager, wo seine noch Lebenden Angehörigen waren. Ich kam zu den meinen nach Betschkerek, dort erfuhr Ich von der Tochter, dass meine Frau am 26.3.1947 gestorben ist.

Möchte das Schicksal meines Schwagers nicht unerwähnt lassen. Auch Er war mit in Srem, weil Er Rasierer war, musste Er noch auf weiteres dort verbleiben. Da er ja

² Rudolfsgnad (Knićanin).

³ In Sremska Mitrovica war das Zentrallager für den Gebietsbereich Syrmien. Zur Deckung des Bedarfs an Zwangsarbeiten (von den einheimischen Deutschen waren bei der Evakuierung und Flucht im Oktober 1944 nur wenige zurückgeblieben) und zur Ergänzung und Auffrischung der Belegschaft in den syrmischen Arbeitslagern wurden nach dorthin wiederholt Arbeitskräfte aus den Lagern des Banats und der Batschka übergeführt. Die Verschickung nach Sremska Mitrovica war wegen der berüchtigten katastrophalen Verhältnisse im Lager, den harten Arbeitsbedingungen und der hohen Sterblichkeit im Winter 1945/46 sehr gefürchtet; 8. die Berichte Nr. 43 und 58, weiter Nr. 36, S. 207, Nr. 51, S. 358, Nr. 52, S. 368, Anm. 2.

doch auch gerne zu seiner Familie wolte, entschloss Er sich zur Flucht; es gelang Ihm, sich bis Rudolf, wo seine Frau und Enkelin war, durchzuschlagen. Am 6.8.1947 kam Er glücklich dort an. Gleich beim Eingang des Dorfes begegnete Er einem Partizanen. Der führte den Armen in den Wald beim Theiss Fluss, schlug so lange auf Ihn ein, bis Er Tod zu Boden fiel. Dann schoss der Unmensch noch zwei Revolver Schüsse auf Ihn ab. Sein Gesicht war Ihm bis zur Unkentlichkeit zugerichtet.

Nach einigen allgemeinen Feststellungen über die Verhältnisse im Konzentrationslager Rudolfsgrad⁴ berichtet der Vf. weiter:

Bei uns blieben ungefähr 20 Familien von der Enteignung und Internierung verschont. Darunter 5-6 Familien mit Rein Deutschem Namen, die übrigen mit Ungarisch oder Slavisch klingendem. Die alle hielten sich immer für Deutsche, in Ihren Familien wurde immer nur Deutsch gesprochen, ja es gab darunter welche, [die] garnicht Ungarisch kanten. Aber als Wir von den Partizanen verhört wurden, welcher Nationalität Wir angehören, erkiährten sie sich Ihres Namens nach als Ungarn, auch die mit Deutsch klingendem Namen, und so blieben sie verschont. Einige Tage nach unserer Internierung wurde eine Liste mit 35 Familien rausgeschrieben, die wolte man freilassen; aber die Antifaschistische Frauenschaft von Serb.-Elemer war dagegen, so verblieben auch die 35 Familien im Lager. – Von den sich als Ungarn bekanten Familien sind jetzt auch schon 5-6 Familien im Reich. – Möchte hier erwähnen, dass die Erhaltung und das Bestehen unserer schönen Kirche (sie wurde nicht abgetragen) eben dem Verdienste der sich als Ungarn Bekenenten und den im Ort Wohnenden zugeschrieben werden mus. Sie bewiesen vor der jetzigen Behörde, dass die Kirche von dem im Jahre 1849 in Arad hiengerichteten Ungarischen Freiheits Kämpfers General Kiss erbaut wurde, also mit Ungarischen Vermögen. So wurde das Gebäude der Kirche vor der Niederreissung bewahrt. Die kleine R. K. Religions Gemeinde liess die im Innern der Kirche angerichteten Schäden Renovieren. Die Kirche wurde neu eingeweiht, und all Sontäglich findet Gottesdienst Stadt.

Am 1.3.1948 kam endlich der Tag der Erlösung, an diesem Tag wurden die Lager aufgelöst. Aber Tausende und abermals Tausende haben diesen Tag nicht erlebt. Sie starben den Marter- und Hungertod. Die überlebenden Arbeitskräftigen kamen in die verschiedenen Staatlichen Betrieben zu Arbeit und Verdienst. Einem jeden wurde sein Arbeitsplatz angewiesen. Dort musste Er sich zu dreijähriger Zwangsarbeit verpflichten, nach Ablauf dieser Zeit konnte Er frei seinen Arbeitsplatz wählen. In der Zahlung waren Wir den Andersnationalen vom 1.3.1948 an mit derselben Arbeit gleichgestellt. Nach unserer Freilassung durfte uns niemand mehr mit der Bezeichnung «du Logorasch⁵ belästigen. Der Deutsche war wieder eine gesuchte und Verlässliche Arbeitskraft. Gab es im Betrieb eine genaue und Wichtigere Arbeit zu verrichten, stellte man uns Deutsche dazu an. Er war unter allen derjenige, auf den man sich verlassen konnte, deshalb waren

⁴ s. den ausführlichen Bericht des Lagerarztes Dr. K. F., abgedruckt unter Nr. 62.

⁵ Lagerinsasse, Internierter (serb. logoras).

Wir auch oft und in vielen Fällen den anders Nationalen gegenüber vorgezogen. Der Deutsche war wieder der Strebsamste und Sparsamste von allen. Wir wurden mit Lumpen am Leibe aus den Lagern entlassen. In einigen Monaten hatten Wir schon wieder mehr und schönere Kleider als die anders Nationalen Arbeitskameraden. Darum sagten auch die Serben zu uns: Ihr Svabos seid wie die Gänse; rupft man sie, wachsen Ihnen die Federn wieder. So seid Ihr auch, man rupfte Euch Total, und wieder habt Ihr mehr als Wir. – Die Alten und Gebrechlichen, die niemanden hatten, kamen in Altersheime, wo Sie nach Ihren Aussagen gute Verpflegung bekamen. Die Elternlosen Kinder wurden in Heimen untergebracht; viele von Ihnen verlernten dort die Deutsche Sprache. – Noch Ende 1948 und anfangs 49 erhielten Wir die Jugoslawische Staatsbürgerschaft zurück, gleichzeitig auch das Wahlrecht, nur das geraubte Vermögen nicht, aber die Pflicht, beim Jugosl. Heer Dienst zu leisten⁶.

Als die Umsiedlung ins Reich begann, trachtete ein jeder, sobald er die hierzu nötigen recht beträchtlichen Mittel aufbringen konnte, diese Gelegenheit auszunützen und herüber in die freie Welt zu kommen. Von meinen Landsleuten ist nur mehr eine geringe Zahl zur Zeit in Jugoslawien⁷.

⁶ Ausführliche Berichte über das Verfahren der Entlassung aus den Lagern im Jahre 1948 und über die weiteren Lebensverhältnisse der Deutschen bis zu ihrer Ausreise aus Jugoslawien sind abgedruckt unter Nr. 77ff.; über die Kinderheime s. die Berichte Nr. 63 und 64.

⁷ Nach der vom Vf. im Nachtrag zu seinem Bericht zusammengestellten Verlustliste sind aus Deutsch-Elmer 18 deutsche Einwohner durch Gewaltakte unter dem Partisanenregime ums Leben gekommen, 2 Personen vermisst, 11 Personen bei der Zwangsarbeit in der Sowjetunion und 201 in den Lagern in Jugoslawien gestorben. – Nach den im Mai 1961 abgeschlossenen Erhebungen der «Heimatortskartei für die Deutschen aus Südosteuropa» erhöht sich die Zahl der vermissten Zivilpersonen auf 17 und die Zahl der in den Lagern gestorbenen auf 254. Demnach betragen die Verluste der Anfang Oktober 1944 in ihrem Heimatort anwesenden Deutschen etwa 38 Prozent.

**Erlebnisbericht des Pfarrers Kornelius Weimann aus Neu-Schowe (Nove Šove),
Bezirk Neusatz (Novi Sad) in der Batschka.**

Original, 18. Februar 1958, 10 Seiten, mschr. Teilabdruck.

**Das Verhältnis zwischen der deutschen und serbischen Bevölkerung
von Schowe in den Tagen der Besetzung durch Partisanen und
sowjetische Truppen; die Internierung der Deutschen im Lager Jarek
im Dezember 1944 und die dortigen Zustände; die Behandlung
internierter deutscher Priester durch das jugoslawische
Nachkriegsregime bis zur allgemeinen Auflösung der Lager.**

Es war in den Dreissiger Jahren. Unsere deutschen Gemeinden der Batschka feierten ihre grossangelegten Jubelfeiern. Auch Schowe durfte im Jahre 1936 auf 150 Jahre seines Bestehens zurückblicken. Es waren damals Gäste aus dem deutschen Mutterlande gekommen; die deutsche Verbrüderung wurde gefeiert. Aber ich erinnere mich auch noch recht lebhaft daran, dass an diesen Festestagen auch immer wieder betont wurde, in welch schöner, rühmlicher Eintracht wir diese anderthalb Jahrhunderte mit unseren Andersnationalen verlebt haben. – Und dass dies damals nicht nur leere Worte waren, das sollte sich in dem Schicksalsjahr 1944 erweisen, als der 2. Weltkrieg seinem katastrophalen Ende zugeht und auch bei uns alles ins Wanken geriet.

Noch höre ich unseren Alt-Schoweer Partisanenführer am Tage der «Machtergreifung» (es war in den ersten Tagen des Oktober 1944) im Neu-Schoweer Gemeindehaus die Worte sprechen: «Herr Pfarrer, es soll das Zusammenleben zwischen unseren Völkern in Hinkunft noch besser werden!» Und ich glaube auch, dass dieser junge serbische Bruder es ernst meinte, was er sagte. Unsere Alt-Schoweer Serben haben all die anderthalb Jahrhunderte hindurch immer in Frieden und Freundschaft mit uns Schwaben gelebt. Als der 2. Weltkrieg seinem Ende zugeht und die ungarischen und deutschen Truppen die Batschka räumen, haben Neu-Schoweer Schwaben und Alt-Schoweer Serben einen Pakt geschlossen, dass sie sich gegenseitig schützen werden. Und man stand treulich zu diesem Pakte. Als die sich zurückziehenden deutschen Truppen einige der angesehensten serbischen Bürger als Geiseln mit sich führten, fuhr eine Abordnung unserer Neu-Schoweer Schwaben allsogleich nach Gajdobra ins «deutsche Hauptquartier» und holte die serbischen Brüder wieder zurück. Sie verbürgten sich für die serbische Bevölkerung. Und dasselbe taten unsere Alt-Schoweer Serben. Wenn in allen umliegenden Ortschaften während des «ex-lex-Zustandes» Hunderte führender deutscher Männer erschossen, ja sogar auch bestialisch hingemordet wurden (in Werbass über 300, in Kleinker über 100 usf.)¹, so geschah bei uns in Schowe dergleichen nichts. Auch mir als Pfar-

¹ s. auch die Berichte Nr. 41 u. 43. – Für die wiederholt genannte Zahl der in Werbass ermordeten Deutschen liegen bisher keine genauen Erhebungen vor. Aus der rein deutschen Gemeinde Kleinker (serb. Pribičevićevo, ung. Kiskér) wurden nach den in: Unvergessenes Kischker, hg.

rer wurde damals kein Haar gekrümmt. Wohl wurden auch bei uns drei deutsche Männer geholt (Tischlermeister Filip Febel, der Landwirt Johann Klein und der Autobusunternehmer Viktor Nossal) und wahrscheinlich hingemordet, aber es waren dies rein persönliche Racheakte. – Unsere Alt-Schoweer Serben standen zu uns, wie wir zu ihnen standen. Erst als die Partisanen von Srem her zu uns heraufkamen, schlug die Stimmung um, d.h. diese Waldmenschen suchten unseren Untergang².

von J. Lorenz, Donauschwäbische Beiträge – 38, Freilassing 1960, S. 215 ff. veröffentlichten Namensverzeichnissen im November 1945 von Partisanen verhaftet und wahrscheinlich am 10., 12., 14. und 20. November insgesamt 142 erschossen, darunter 78 Frauen! (Aus den angegebenen Geburtsjahren ergibt sich, dass die Frauen im Alter zwischen 20 und 70 Jahren, die Männer zwischen 34 und 72, insgesamt 66 im Alter von über 50 Jahren waren.) Von den 1'239 Personen, die nicht geflüchtet und bei der Machtübernahme durch die Partisanen in ihrem Heimatort anwesend waren, etwa ein Drittel der Einwohner, sind dann im Ortslager 21 Personen, in den Lagern Jarek 183, Werbass 31, Gakovo 66, Kruševlje, Rudolfsgnad, Mitrowitz, Subotica, Neusatz, Sombor und Karlsdorf 40, bei der Deportation zur Zwangsarbeit in der Sowjetunion 18 Personen gestorben, insgesamt also 501 (40 Prozent) ums Leben gekommen.

Hierzu berichtet der Landwirt Heinrich Bolz, vor dem Kriege und nach der Besetzung durch die Partisanen Gemeinderichter (Bürgermeister) in Neu-Schowe, Folgendes: «Von meiner Gemeinde waren 333 geflüchtet; von Alt-Schowe weiss Ich die genaue Zahl nicht, aber Ich nehme an 70 Personen. Neu-Schowe hatte 2'150 Seelenzahl, dann die Soldaten, die alle eingerückt waren, rechne 500-600, so dass in Neu-Schowe 1'200 Personen noch zuhaus waren. – Alt-Schowe hatte 350 Seelen, da waren auch noch über 200 Personen zuhaus, Soldaten abgerechnet.

Nach dem Abzug der Deutschen Truppen war alles ruhig bei uns; vereinzelt sind so Partisanen aufgetaucht, aber die Serben haben sie nicht lassen, uns etwas anzutun, und das kam so: Bevor die Deutschen weggingen, haben sie wieder 6 Mann Serben von Alt-Schowe als Geisel genommen. Wir haben uns eingesetzt, sie solen das doch nicht machen, den unsere Leute sind über 60 Prozent zuhaus, wenn was pasiert, die werden eine grosse Rache nehmen. Der Leitnant sagte: Fahren sie mit nach Szentiván, dort ist der Batalionskomandant, bringen sie ihre Bitte dort vor. wir haben es gemacht. Ich und Notar Böhm sind mitgefahren, haben unsere Wünsche forgebracht, und der Herr Hauptmann hat uns diese Leute wieder mit nach haus gehenlassen; das war für uns ein großer Tag. Als die Deutschen dann abgezogen waren, haben die Serben uns zwei Mann, einen Komisar und den Postenführer, Wachtmeister von der Polizei, in unsere Gemeinde gegeben und sagten: Es darf nichts pasieren, kome was da wolle. Sie haben uns geschützt, und wir werden daselbe tun . . . Erschiesungen waren bei uns keine, wir haben nur vier Mann zu beklagen, und das waren: Johann Klein, evgl. Kirchenvater und Landwirt; Filip Febel, Tischler; Viktor Nosal, Autobusbesitzer und Andreas Haller (Brunpeter), Alt-Schoweer Hotterhüter. Diese vier Mann wurden in die Gemeinde Alt-Schowe gerufen, sind auch gegangen und waren abends noch nicht zurückgekert; am nechsten Tag bin Ich nach Alt-Schowe gegangen, habe den Partisanen-Oberleitnant gefragt, was mit unseren Leuten ist, die gestern gerufen wurden. Er sagte: Ich weiss alles, was Sie und ihre Gemeinde für Alt-Schowe getan haben; aber diese vier Mann haben Persönliche Angelegenheiten, und das wird hier verhandelt; – und Ich brauch nicht mehr können, wenn ich nicht auch da hinein will. – Was weiter geschehen ist, wissen wir nicht; diese vier Mann sind verloren, den bis heite hat sich noch keiner gemeldet.

Am 15.11.44 kam ein anderer Partisanen-Oberleitnant in unsere Gemeinde und fragte den Komisar, er fragte, wieviel Tote sie da haben in def Schwaben-Gemeinde, und sagte, sie solen sich eilen, denn es ist nur noch wenige Tage Zeit. Ich bin hinausgegangen in das andere Zimmer, wo

Die russischen Truppen, die seit den ersten Oktobertagen 1944 durch unsere Gemeinde zogen, hatten sich – bis auf kleinere Plünderungen – diszipliniert benommen. Auch das Pfarrhaus hatte wiederholt russische Einquartierung, aber diese Offiziere benahmen sich korrekt, und noch am Morgen jenes 2. Dezember 1944, da man den zurückgebliebenen Rest der Gemeinde ins Lager nach Jarek trieb, hatte mir beim Abschied ein junger russischer Offizier die Hand zum Abschiede gedrückt und gesagt: «Der Bog möge Dich behüten und Dir noch so manches schöne Glück in diesem Hause schenken!» Und wenige Stunden darnach schon wurden wir von (slowakischen) Partisanen fortgetrieben.

Am Tage vorher hatte die Totenglocke zweimal geläutet; ein Neu-Schoweer (Stephan Geyer) und ein Alt-Schoweer (Philipp Seil) waren gestorben, und die Beerdigungen sollten am 2. Dezember 1944, nachmittags stattfinden. Ich sass am Vormittag desselben Tages in meinem Amtszimmer und bereitete mich auf die zwei Begräbnisse vor. Da hörte ich plötzlich vom Gemeindehaus her gröhrenden Gesang. Ich ging zum Fenster und sah nun einen Trupp von ca. 20 Partisanen, das Lied: «U boj, u boj, napred u boj,

ich alles hören konnte; unsere sagten: Da werdet ihr, so lang wir leben, keinem Menschen was tun, denn die Schwaben haben sich auch zu jeder Zeit für uns eingesetzt. – Am 17.11.44 kamen sie und verlangten die Matrikel-Bücher, am 18.11.44 kam unser Komisar und sagte: Sie können nichts mehr machen, die Leite von 17 bis 60 müssen auf Arbeit nach Neusatz. Es war schon alles aufgeschrieben. Na, sagte Ich, jezt wirt es ja angehen. – Ich wurde aber von ihnen halb zufriedengestellt. Sie sagten, sie geben von ihren Leiten Bekleitmanschaft mit. Wir haben die Leite gerufen, haben auch alle folge geleistet – es waren 134 Mann – und sind am 19.11.44 von uns weggetrieben worden. Wie gesagt, mit Bekleidung, es ist auch auf der Strasse nichts passiert; aber dann wurden Sie aufgeteilt und sind fiele nach Sremska Mitrovica gekommen, von denen sind meines Wissens nach nur noch zwei Mann am Leben: Ludwig Brücker u. Heinrich Martin.

Zuhause ging ales so arm und geschlagen weiter. Die Dobrowolzen von Stepanovicevo, wo von den Ungarn vertrieben wurden, kamen zurück. Diese Dobrowolzen haben von den Partisanen Einrichtungen verlangt von den Neu-Schoweern, die geflüchtet waren; die Partisanen haben denen es auch zugesagt; so hat dann die Plinderung angefangen. Denen, die Zuhause geblieben waren, ist aber noch imer nichts geschehen. Und so ging es bis zum 2. Dezember. Am 2. Dezember 1944 sind noch einmal die besten 34 Mann in diesen Jahren von 17-60 weggeschickt worden. Mier hatte man gesagt, die ersten werden abgelöst und können zurück; es kam aber anderst. Diese Leite sind auch wieder mit Bekleidung weggegangen. Und dann kam das unerwartette, der Partisanen-Oberleitnant kam zu mier und sagte: Richter, du last sofort Austrommeln, um 2 Uhr nachmitags alles, die ganze Befölgung aus der Gemeinde gesteh, die Gemeinde Neu-Schowe wirt Ewaguiert. Ich hatte mich geweigert, aber es hatte nichts geholfen; dann habe Ich am 2. Dezember, Mitag 12 Uhr, den letzten Befehl zum Austrommeln gegeben (Diener war Ludwig Bolz). Und nachmitag wurde alles weggetrieben. Ich und noch 10 Famielien konnten zurückbleiben bis am 6.12. 44, mit den Alt-Schoweer sind auch wir gegangen. – Geblieben sind einer, der nicht eingertückt war, Josef Welker, Landwirt, mit Familie; Dr. Sohl Georg und Familie, der war in Torschau in einem Russischen Krankenhaus als Arzt tetig (ist auch beite noch zuhaus – und somit keiner meines Wissens nach); Notar Böhm mit Familie; Tierarzt Petri Johann und Frau und Peter Sehne und Frau, die war Geburtshelferin. Diese wurden aber alle später, als Ersatz da war, auch ausgewiesen und in die Lager geschmissen.» (Original, April 1958, 16 Seiten, hschr.)

u boj. . .»³ singend, in den Hof des Gemeindehauses marschieren. Nichts Gutes ahnend, ging ich zu meiner Frau und sagte ihr: «Soeben sind unsere Henker gekommen, uns abzuholen». Und leider sollte ich recht behalten.

Alsbald ging die Trommel, und der Kleinrichter verkündete: «Alles, was deutsch ist, hat sich innerhalb von zwei Stunden, spätestens aber bis nachmittags 2 Uhr vor dem Gemeindehaus einzufinden. Jeder darf soviel mitnehmen, als er tragen kann, und Lebensmittel für 2-3 Tage. Alle Häuser müssen unverschlossen bleiben; die Schlüssel der Schränke dürfen nicht abgezogen werden!» Es verlautete (d.h. so lancierte man es unter die Leute, genauso wie man einige Wochen früher, als die meisten Leute flüchten wollten, das Gerücht verbreiten liess: Ihr Schwaben, bleibt da; König Peter übernimmt wieder das Regiment!), man sei einem Geheimsender auf die Spur gekommen, und nun müsse das ganze Dorf «durchgekämmt» werden. Darum müssten wir alle auf kurze Zeit weg. Sollten wir unschuldig sein und die Untersuchung negativ verlaufen, so dürften wir nach paar Tagen wieder in unsere Häuser zurückkehren. Kein Kind glaubte mehr diesen Mären; wir wussten: es ist alles Lug und Trug! – Bereits am 21. Nov. 1944 hatte man uns in der «AVNOJ-Sitzung», die unter dem Vorsitze Titos stattfand, enteignet und als vogelfrei erklärt⁴. Wir sollten nunmehr als Sklaven fortgetrieben und aufs Stroh geworfen werden.

Sogleich die ersten Stunden waren recht bitter. Um 14 Uhr war alles gestellt, und um 17 Uhr standen wir noch immer vor dem Gemeindehaus. (Es sickerte so allerhand durch. Man sagte auch: die Alt-Schoweer Serben wehren sich und wollen uns nicht ziehen lassen. – Es mag sicherlich solche gegeben haben! Aber es drehte sich wohl hauptsächlich darum, dass man nicht recht wusste, wohin mit uns.)

Da darf ich vielleicht noch einfügen, dass unser Partisanen-Ortskommandant mir versprochen hatte, dass ich und meine Familie nicht fortgetrieben werde. Ich sollte mich nur ruhig und getrost auf meine pfarramtlichen Funktionen vorbereiten. Wahrscheinlich, so sagte er, brauche ich überhaupt nicht fortzugehen und wenn doch, so nach einigen Tagen mit den Alt-Schoweer Deutschen. Wohl glaubte ich dieser Zusage nicht so ganz; aber ich liess die Zeit ungenützt verstreichen, und als dann kurz vor 14 Uhr einige Partisanen in unser Pfarrhaus eindrangten und uns hinaustrieben, hatten wir kaum das Nötigste gepackt. Ich sagte dem polternden und randalierenden Eindringling: «Der Kommandant hat mir persönlich gesagt, dass ich nicht fort muss.» Er aber schrie mich an: «Ja sam komandant⁵!» – und schon bedrohte er mich und meine Frau mit dem Gewehrkolben. So blieb uns denn nichts anderes übrig, als das Pfarrhaus zu verlassen und uns dem Elendszuge anzuschliessen. Zum Glück hatte meine Frau in den letzten Wochen sogenannte «Luftschutzkoffer» gepackt. Diese luden wir nun auf unseren alten Kinderwagen, jedes nahm noch irgendetwas in die Hände und auf den Rücken, und schon standen wir draussen.

³ In den Kampf, in den Kampf, vorwärts in den Kampf, in den Kampf----- .

⁴ s. hierzu Einleitende Darstellung, Anlage 9.

⁵ Ich bin Kommandant.

Noch während wir auf der Strasse zwischen Kirche und Gemeindehaus standen, ging ein Partisan ins Pfarrhaus und kam kurz darnach in meinem alten Lodenmantel heraus. Er hat diesen aber, bald nachdem sich der Elendszug in Bewegung gesetzt hatte, für meinen neuesten Mantel vertauscht. Diesen hatte unsere Hausgehilfin Elisabetha Krieger angezogen; wir hofften ihn so retten zu können. Diese unsere letzte Hausgehilfin – sie ist übrigens zu Weihnachten 1944 mit so vielen anderen deutschen Frauen und Mädchen aus dem Jareker Lager nach Russland verschleppt worden und dort gestorben – schob auf einem Karren ihre schwerkranke Grossmutter vor sich her. Plötzlich nahte sich ihr dieser «menschenfreundliche» Partisan und sagte ihr, sie solle doch den Mantel ablegen, dann ginge das Schieben leichter. Das Mädchen befolgte seinen Rat, zog den Mantel aus, und schon ergriff der «brave Mann» denselben und gab dafür den alten Lodenmantel zurück. – Welch unsägliche Leiden und Qualen wir gleich auf der ersten Etappe unseres Elendsmarsches zu erdulden hatten, lässt sich kaum beschreiben. Die Partisanen schossen in ihrer Freude und in ihrem Übermute wild herum. Bald schrie hier, bald dort einer auf. Der Frau Dorothea Klein wurde dabei der Arm durchschossen und hernach in Neusatz amputiert.

Zuerst wurden wir in die 5 km weit entfernte Gemeinde Alt-Ker getrieben. Dort bestand bereits ein Lager. Aber dasselbe war schon mit Palankaern überfüllt, und so mussten wir denn nach stundenlangem Warten weiterziehen⁶. So gegen Mitternacht kamen wir dann in Stepanovicevo an. Das war eine frühere Dobrowoljzen-Siedlung und besass eine neue stockhohe Schule. In diese Schule wurden wir alle, der Rest der Deutschen von Neu-Schowe, hineingepfercht. Kaum standen wir mit unserer wenigen Habe auf dem eiskalten Flur beisammen, kamen auch schon Gruppen von Partisanen (auch «partisanskas» – weibl. Partisanen) und betrachteten uns von allen Seiten. Was ihnen gefiel, nahmen sie uns einfach weg. Die Frauen waren noch schlimmer als die Männer! Da hiess es: «Skinite cipele⁷!» und dgl. mehr. Für gute Schuhe bekam man hernach «solche ohne Sohlen», der Hut wurde einem vom Kopfe, der Mantel vom Leibe gerissen; ja, so mancher musste sogar seinen guten Anzug ausziehen und mit einem Partisa-

⁶ Aus Alt-Ker (Pašičevo) war die Masse der deutschen Bevölkerung vor dem Anmarsch der Roten Armee geflüchtet; nur ca. 300 Personen blieben zurück (bei der amtlichen jugoslawischen Volkszählung im Jahre 1931 wurden 2692 Einwohner mit deutscher Muttersprache gezählt), und die meisten von ihnen wurden am 7. Dezember 1944 ins Internierungslager Jarek geschafft.

Von der deutschen Bevölkerung Palankas (in den drei Schwestergemeinden Deutsch-, Neu- und Alt-Palanka lebten ca. 7'000 Deutsche) war der überwiegende Teil beim Abzug der deutschen Truppen evakuiert worden. Nachdem schon in den ersten Tagen der Partisanenherrschaft die zurückgebliebenen deutschen Männer im Alter von 16-60 Jahren verhaftet und verschleppt worden waren (s. hierzu Bericht Nr. 43), wurde die Masse der übrigen Deutschen am 29. November zusammengetrieben und am folgenden Tage im Fussmarsch in die Gemeinde Alt-Ker gebracht; von dort wurden dann nach einigen Tagen die noch Arbeitsfähigen auf verschiedene Ortschaften verteilt (Futok, Neusatz, Titel, Schowe u.a.), die übrigen in das Internierungslager Jarek geschafft (vgl. auch: Erinnerungen an Palanka, hrsg. von A. K. Gauss, Donaueschwäbische Beiträge – Heft 23, Freilassing 1958, S. 166 u. 201 ff.).

⁷ Zieht aus die Schuhe!

nen «tauschen». Ohrgehänge, Eheringe – überhaupt alles, was glänzte! – war in Gefahr und wurde den Leuten weggenommen. Ein besonderes Kapitel waren die Taschenuhren. Das hatten sich die Partisanen wohl schon von den Russen abgesehen. Meine schöne neue Aktentasche musste auch daran glauben, aber den Inhalt liess man mir. Es war ein Predigtband von Bischof Ravasz und meine Dokumente. – Es dünkt mir auch heute noch, wie ein Wunder zu sein, dass meine Frau diese meine Zeugnisse und sonstigen Dokumente durchs ganze Lagerleben hindurchgerettet hat. – So geplündert, konnten wir uns in den frühen Morgenstunden dann aufs Stroh werfen und versuchen, unsere Glieder atiszuhalten.

Viel Schweres stand uns ja noch bevor. Nächsten Tag wurden einige sprach- und schreibkundige Sklaven (von der sog. «inteligencia») herausgesucht und ins dortige Gemeindehaus geführt. Dort «durften» wir die ersten Listen von diesen nunmehr versklavten Menschen anlegen. Es stellte sich heraus, dass wir 1'138 Personen waren. So ca. 16 Neu-Schoweer Familien waren noch daheim zurückgeblieben; hauptsächlich solche, die unter den Alt-Schoweer Serben besonders gute und damals noch einflussreiche Freunde hatten. (Aber auch diese wurden später in die Lager geworfen, und so mancher von ihnen ist in Jarek verhungert.)⁸

In der Schule zu Stepanovicevo blieben wir nur 2-3 Tage, dann mussten wir weiter über Puszta-Kamendin, Sireg und Temerin nach dem Hungerlager Jarek ziehen. (Vorerst aber noch mussten wir unser «Bett» verbrennen. Alles Stroh wurde auf den Schulhof getragen und hernach angezündet. – Wie oft haben wir doch dies später in den verschiedenen Lagern noch tun müssen, und doch waren Läuse über Läuse!) Was unsere armen Leute auf diesem Wege an Strapazen und Folterungen hinnehmen mussten, spottet jeder Beschreibung! Alle, die mit dabei waren und hernach das schwere Lagerleben glücklich überstanden haben und heute irgendwo in der Welt ihr Dasein fristen, werden mir sicherlich recht geben, wenn ich sage: das war die reinste Hölle! Unsere Treiber sassen hoch zu Ross und flankierten uns von beiden Seiten. Man trieb uns auf dem Eisenbahndamm, der Rübenbahn gen Kamendin und hernach auch über frisch geackerte Felder. So mancher wurde da vorzeitig müde und matt; vielen ward ihre Bürde allzu schwer,

⁸ Nach den von Peter Brücker vorgelegten Namenslisten der im Kriege und unter dem jugoslawischen Nachkriegsregime ums Leben gekommenen deutschen Einwohner aus Alt- und Neu-Schowe sind von Dezember 1944 bis zum Frühjahr 1948 insgesamt 562 Personen in den jugoslawischen Lagern gestorben (weiblich 356, männlich 206; darunter 37 im Alter bis zu 15 Jahren und 360 im Alter von über 60 Jahren), und zwar 507 Personen im Lager Jarek, 31 im Lager Kruševlje, 8 im Lager Alt-Ker, 7 im Lager Sremska Mitrovica, 3 im Lager Neusatz, 2 im Lager Gakovo und je eine Person in den Lagern Schowe, Alt-Futok, Ruma, Srbobran; 5 Personen (darunter zwei Kinder) gelten seit der Internierung als vermisst; 4 Männer wurden wahrscheinlich im Oktober 1944 ermordet; 3 Frauen sind in der Sowjetunion gestorben; 112 Männer sind als Soldaten gefallen, vermisst oder in Kriegsgefangenschaft gestorben.

In den Internierungs- und Arbeitslagern sind demnach von den ca. 1'500 deutschen Einwohnern, die in Alt- und Neu-Schowe bei der Machtübernahme durch die Partisanen im Oktober 1944 anwesend waren (s. Anm. 2), ca. 38 Prozent gestorben.

und so wurde denn dies und das fortgeworfen. Die meisten aber bissen die Zähne zusammen und hielten durch; sie konnten und wollten von dem Wenigen, das sie gerettet hatten, nichts abgeben. Da kamen aber die Dobrowoljzen von rechts und links von den «Salläschen» (d. s. Meierhöfe) und rissen hier einem das Bündel vom Rücken und nahmen dort dem anderen einen Koffer oder einen Kinderwagen weg. Das war ein Schreien, Jammern und Klagen und dazwischen ein Fluchen und Schiessen der Partisanen. Mit Korbatschen (langen Lederpeitschen) trieben sie den Elendszug weiter. – Ich wundere mich noch heute, dass wir nicht alle zusammen» gebrochen sind. Auch meine Frau, die Kinder und ich haben diesen Gewaltmarsch überstanden. Und dabei waren unsere Kinder damals erst 12 und 6 Jahre alt.

In Sireg übernachteten wir, auch in den Schulen, auf halb verfaultem Stroh. Russen hatten vor uns hier ihr Lager und liessen uns etwas von ihrer «Kultur» zurück: die Läuse! – Die meisten von uns haben die Läuse hier erstmalig kennengelernt und sind dieselben hernach – während der ganzen Lagerzeit! – wohl niemehr losgeworden. So mancher in Ehren ergraute, brave deutsche Bauersmann ist ein Opfer dieser früher nie gekannten «Tierchen» geworden; Hunger und Flecktyphus haben die meisten dahingerafft.

In Sireg hatten wir unsere erste Tote. Es war eine Tante meiner Frau, Ww. Elisabetha Brückler geb. Krieger. Wir mussten sie zurücklassen und weiterziehen.

Die letzte Etappe auf unserem Elendszuge ging dann über Temerin nach dem ehemals reindeutschen Ort Jarek⁹. Auf dieser letzten Strecke unseres «Anmarsches» ins Lager, stiessen wir auf die siegreich vordringende «Rote Armee». Unser Elendszug musste anhalten und die russischen Panzer vorbeilassen; und plötzlich war's geschehen: eine junge Schoweerin, Frau Helene Haller, geb. Häuser, warf sich in momentaner Geistesverwirrung vor einen daherrollenden Panzerkraftwagen. Der Fahrer war geistesgegenwärtig genug, den Wagen abzubremsen; derselbe kam ins Schleudern und lag augenblicklich im Strassengraben. Ein Fluchen und Johlen erhob sich, und alle deutschen Männer und Jünglinge mussten herbei und den Militärwagen wieder in Schuss bringen. (Dieses Erlebnis ging mir noch recht lange nach.)

In Jarek angekommen, fanden wir dort bereits die Budisavaer, die Kätyer und überhaupt alle Deutschen aus dem Schajkascher Gebiet¹⁰ vor. Wir wurden in die leerstehenden Häuser einquartiert; in eine Stube, ca. 4x5 m, kamen 25-30 Leute. In allen Höfen war Stroh zur Genüge. Wir schleppten nun Stroh in die Stuben und richteten uns «häuslich» ein; Männer und Frauen, Kinder und Greise, alles schön nebeneinander. Jeder hatte gerade soviel Platz, dass er sich so leidlich ausstrecken konnte.

Das Lager musste erst noch organisiert und ausgehaut werden. Vor allem kamen die Küchen dran. In den ersten Tagen mussten wir noch von dem «Mitgebrachten» le-

⁹ Die gesamte Bevölkerung von Jarek war vor dem Anmarsch der Roten Armee evakuiert worden (s. Bericht Nr. 19, S. 114, Anm. 2).

¹⁰ Das Landschaftsdreieck zwischen Donau und Theiss mit den Bezirken Titel, Zabalj und Neusatz. – Hier und im Bezirk Palanka begann die allgemeine Internierung der deutschen Bevölkerung bereits Anfang Dezember 1944 (s. auch Bericht Nr. 56).

ben; da war bei vielen schon «Schmalhans» der Küchenmeister. Aber es sollte noch schlimmer kommen! Die Küchen wurden so langsam eingerichtet; in jedem Rayon war eine Küche mit so und so vielen Kesseln. Aber was kam nun in diese Kessel? Erbsen «mit Käferchen» (ich zählte oft bis 150 solche Dingerchen), dann deutsches Dörrgemüse, das uns die fliehenden Truppen reichlichst zurückgelassen hatten, und schliesslich noch gerollte Gerste. Unser Speisezettel wies 3mal täglich «corba» (Suppe) auf. Diese Suppen wurden in viel Wasser mit wenig Öl gekocht. Gab's hin und wieder einmal «weisse Bohnen», so war das ein Festessen. Zum Frühstück bekamen wir zumeist eine recht dünne Einbrennsuppe oder eine Maisschrotsuppe. Dazu ein Stückchen Kukuruzbrot (Maisbrot) aus oftmals stickigem (verdorbenem) Maismehl oder Maisschrot (ganz grob gemahlen)¹¹.

Und bei dieser mageren Kost mussten wir auch noch Arbeit leisten, ja oft recht schwere Arbeit! Der ganze Mais stand im Dezember noch draussen auf den Feldern; diesen hiess es nun zu brechen (einzuernten). Die Menschen wurden wie das «liebe Vieh» an jedem Morgen vors Kommando geführt. Dort wurden die Hundertschaften eingeteilt und hernach auf die Felder getrieben. Mit jeder Hundertschaft gingen einige Partisanen. Draussen hiess es dann schuften. Manche Kolonne kam auch mittags nach Hause und musste dann nachmittags nochmals hinaus; andere wieder blieben bis abends, und man brachte ihnen ihre «Suppe» aufs Feld.

Das ganze Lager war in Kreise eingeteilt; jeder Kreis hatte seinen «Komesar». Derselbe war dafür verantwortlich, dass aus seinem Kreise recht viel «Arbeitsklaven» vor das Kommando geführt wurden. In den ersten Wochen unseres Lagerlebens hatte auch ich die «grosse Ehre» ein solcher Komesar zu sein. (Ein Schoweer, Michael Teschner, war nämlich «Oberkomesar», und da hatte ich denn «Protektion».) Nun hatte ich aber

¹¹ Hierzu trägt der Vf. in den letzten Abschnitten seines Berichtes noch Folgendes nach: «Ich hatte unter unseren Serben daheim keine persönlichen Freunde, so erhielt ich denn auch von dieser Seite aus keine Liebesgaben. Aber unsere deutschen Bauern, die früher serbische und ungarische Knechte und Sallaschleute hatten, erhielten auch vielfach von diesen nach Auflockerung der Lagermoral' ihre Pakete. – In den ersten Jahren des Lagerlebens war es strengstens verboten, uns verhassten Lagerleuten etwas zu schenken. So mancher brave Serbe und Ungar wanderte damals selbst in den Bunker ob seines guten Herzens! – Dann gab es aber auch solche, die mit uns armen Lagerleuten ihre guten Geschäfte machten. In den ersten Monaten unseres Lagerlebens galt ja noch unser altes ungarisches Geld, und trotz der mancherlei Leibesvisitationen hatten wir noch immer Pengös zur Verfügung. Nun brachten die Temerner Ungarn und sonstige mutige und geldgierige Leute verschiedene Esswaren ins Lager (auch Salz ‚um teures Geld‘) und verkauften diese Waren um den mehrfachen Preis. Dem wurde aber alsbald ein Riegel vorgeschoben, als das Geld abgestempelt wurde. Auch im Lager fand diese Abstempelung statt, aber wir bekamen nichts mehr zurück. (Wir hatten uns aber noch schöne Tausender ‚abgestempelt‘ zurückbehalten; ich schief noch bis zur Lagerauflösung auf meinen ungarischen Pengös.) Wie armselig das Leben in Jarek auch gleich in den ersten Monaten war, dafür nur ein Beispiel: Ein Ei teilten wir uns auf acht, sage und schreibe: acht Teile. Ja, acht Menschen mussten sich mit einem einzigen Ei begnügen! Ich glaube dieses eine Beispiel spricht Bände. – Später sahen wir derlei Dinge überhaupt nicht mehr.»

das Unglück, dass gerade in meinen Kreis viele bereits ausgemergelte Männer aus den verschiedenen Arbeitslagern kamen. Denen hatte man gesagt: «Nachdem Ihr nicht mehr arbeitsfähig seid, kommt Ihr nach Jarek, dort könnt Ihr feiern und ausruhen.» (Sollte heissen: dort könnt ihr sterben.)¹² In Jarek angekommen, wurden ihnen die besseren Kleidungsstücke und die guten Schuhe, falls sie solche hatten, abgenommen. Und hernach forderte man doch Arbeitsleistungen von ihnen. Ich hatte nun nicht das Herz, diese armen Menschen vors Kommando zu zwingen, und so wurde ich denn als «untauglich» kurzer Hand abgesetzt.

Inzwischen hatte man aus der sogenannten «inteligencia» eine besondere «ceta» (Abteilung) gemacht; in diese wurde nun auch ich – der «bivsi pop» (gewesener Pfarrer) – gesteckt. Wir waren in unseren «besten Tagen» so 15-20 Mann: zwei Pfarrer, ein Professor, einige Kaufleute und Beamte. Zu unserer Bewachung hatte man besonders rauhe Gesellen bestellt. Der grausamste unter ihnen war wohl der Katyer Mita Bekvalac. (Dies der einzige Name, den ich mir aus diesen Tagen so gut gemerkt habe!) Unser «Freund» Mita sann immer darnach, wie er uns quälen könnte, besonders auch hatte er es auf uns Pfarrer abgesehen, und nur zu gern trieb er seinen Spott mit uns. Einmal musste unsere Abteilung den Dünger aus dem Kommandohof in den Hof eines benachbarten Hauses führen. Wir Pfarrer mussten die «Pferdchen» abgeben; es hiess immer: «Pfarrer an die Deichsel!» Und dann schlug Mita uns mit einer Peitsche um die Ohren. Er hatte seine helle Freude daran, uns also zu quälen. Als wir auch die letzte Fuhre abgeladen hatten, sagte er: «So, Popovi, nun wieder aufladen und zurückführen!» Und wir mussten tatsächlich wieder unsere ganze Arbeit zunichte machen. Ich war zuletzt so müde, dass ich beim besten Willen nicht mehr konnte; so stand ich dann auf dem vollbeladenen Wagen und stützte mich auf den Stiel meiner Mistgabel. Da rief unser Mita: «Pfarrer, arbeite!» Ich gab zur Antwort: «Ich kann nicht mehr!» Hierauf er: «Dann erschiess ich Dich!» – und schon legte er sein Gewehr auf mich an. Da kehrte ich mich in meiner Verbitterung ihm zu und rief: «Erschiess mich!» Nun, er schoss nicht, aber ich machte Bekanntschaft mit seinem Gewehrkolben. – Den Maisrebler mussten wir Pfarrer oft bis zu unserer völligen Erschöpfung drehen. Besonders auf meinen Schwager, Pfarrer Franz Klein, der in Katy beamtet war, hatte er es abgesehen; an ihm liess er oft seine blinde Wut aus.

Einmal aber waren gerade wir seine «Lieblinge». Wir hatten unsere schwere Arbeit draussen auf den Feldern wieder einmal getan und waren auf dem Heimweg ins Lager. Hier muss ich bemerken, dass die Kirchenglocke dazu benützt wurde, uns Sklaven zur Arbeit zu rufen, und die Glocke läutete uns auch den Feierabend ein. Nun durfte abends keine Gruppe vor dem Läuten ins Lager einziehen. Wir waren aber an jenem Tage etwas zu früh am Dorfrand angelangt. Mita befahl uns, auf der Erde «Platz zu nehmen». Er selbst setzte sich auf eine in der Nähe befindliche Bank und trank weiter seinen Wodka.

¹² Jarek war Konzentrationslager (Sammellager) für die Arbeitsunfähigen (in der Masse ältere und kranke Personen, Kinder, Mütter mit kleinen Kindern usw.) der im Bereich der Süd- und Südwest-Batschka internierten deutschen Bevölkerung.

Er war schon ziemlich beschwipst. Da fiel ihm plötzlich etwas ein. Er kam zu uns und hiess den einen Sklaven, seine Hand flach auf den festen Boden hinlegen. Der tat es, und Mita hob sein Gewehr und liess es mit seiner ganzen Schwere auf dessen Hand fallen, so dass die Finger aufsprangen und das Blut spritzte. Andere zwei folgten. Dann kam mein Schwager dran. Mita sah ihn an, stutzte, nahm seine Branntweinflasche aus der Tasche, reichte sie ihm und sagte: «Na zdravlje!» (Zur Gesundheit), und mein armer Schwager musste trinken. Dann fragte Mita: «Pfarrer, rauchst Du?» Mein Schwager verneinte. Da fluchte sich Mita eins, dann drehte er ihm eine Zigarette und steckte sie ihm in den Mund. Jetzt kam ich dran, mit mir geschah dasselbe. Zu unserem Glück begann es inzwischen zu läuten. Nun hiess der Befehl Mitas: «Pfarrer an die Spitze!» Wir marschierten vor das Kommando. Mein Schwager und ich mit der kalten Zigarette im Munde. Vor dem Kommando hiess es: «Stillgestanden!» und Mita kam zu uns an die Spitze und reichte uns höchst eigenhändig Feuer, und dann ging's «mit brennender Zigarette» in den Kommandohof. Dort waren alle «Hohen» versammelt. Mita erstattete Bericht, und alle machten sich über uns lustig. Das dauerte immerhin so einige Minuten. (Mich däuchten sie eine Ewigkeit.) Zum Schluss entliess man uns, aber nicht ohne uns vorher eingeschrärf zu haben, dass wir die Zigarette bis zu Ende rauchen müssten. – So hatten wir diesmal nur Spott und Hohn zu ertragen, im Gegensatz zu unserem Landsmann aus Torža, dem Mita mit seinem Gewehrschaft die Finger zerschlagen hatte und der sicherlich heute eine verkrüppelte Hand hat, falls er noch leben sollte. Der Name des Toržaer Bruders ist mir leider entfallen; aber wenn ich mich gut erinnere, so war er Kassier der Bauernhilfe. (Mita sah in ihm einen Grosskapitalisten und verfolgte ihn mit seinem Hass. Einmal prügelte er ihn, so aus «purem Wohlgefallen», windelweich.)

Die Behandlung seitens der Wachmannschaften war im allgemeinen unmenschlich. Ich hätte es früher nie für möglich gehalten, dass Menschen so grausam sein können. Hätte ich es nicht selbst erlebt und auch am eigenen Leibe verspürt, führwahr, ich würde es für ein greuliches Märchen halten. Leider aber war es grausame Wirklichkeit! In der ersten Zeit konnte ich die Sache ja noch verstehen. Ich sagte mir: es ist eben Krieg, und der Krieg macht hart und roh. Aber diese unmenschliche Behandlung ging dann auch noch in den Jahren 1947-48 weiter. Es ist unbeschreiblich, was diese armen Menschen an Entbehrungen und Peinigungen all die Jahre über zu erdulden hatten! Ich und meine Pfarrkollegen haben vieles, sehr vieles durchgemacht, aber ich sage noch heute: Schlimmer als all das, was ich selbst durchlitten habe, war dies, dass, man mit ansehen musste des eigenen Volkes Sterben; wie insonderheit die Kinder und die Alten langsam, aber sicher, zu Tode gequält wurden. – Es klingt wie Hohn und Spott, dass wir in Rudolfs-gnad ein «Theiss-Spital», ja sogar ein «Erholungsheim» hatten. (Ich habe viele Menschen kennengelernt, die sich dort «zu Tode erholt» haben! Leider sind mir all die Namen entfallen.) Wer diese Not gesehen, kann sie nie und nimmer vergessen! Im Winter 1946/47 starben in Rudolfs-gnad oft täglich 100 Menschen. Man war von alledem, was

man durchgemacht hatte, so abgestumpft, dass man keine Träne mehr bekam, vielmehr wurden die benedict, die in den Massengräbern ihre Ruhe hatten¹³.

In diesen Lagern r Titos (besonders in den Hunger- und Sterbelagern Jarek und Rudolfsnad) hatte man ja das Bestreben, uns deutsche Menschen körperlich und seelisch zugrunde zu richten; ständig ritt man auf unseren Nerven herum: Die Eltern trennte man von ihren Kindern; letztere kamen in sog. Kinderheime (auch aufs Stroh!) und gingen dort massenhaft zugrunde. Bald nach Aufstellung der Lager hat man auch die Männer von den Frauen getrennt. (Erst in den Jahren 1947/48 gab es mancherorts eine Art «Familienzusammenführung»; aber dies wurde auch des Öfteren hintertrieben und bezog sich vor allem nicht auf die Pfarrer.)

Ich selbst war nur die ersten Monate in Jarek mit meiner Familie beisammen. Dann wurde ich «abkommandiert» und sah die Meinen erst am 21. März 1949 in Neusatz wieder¹⁴. Ich erlebte die verschiedensten Lager der Batschka und deff Banats, wie Novi Sad (Neusatz), Rudolfsnad, Gross-Betschkerek, Gross-Kikinda, Molin (Molidorf) u.a. mehr. Seit November 1945 war ich ständig mit mehr als einem Dutzend röm. kath. Priester beisammen. – Ich führe hier ihre Namen an: Michael Hein, N. Gabriel, Jakob Schwerer, Wilhelm Hummel, Wilhelm Keip, Köpping Gaspar, Pater Alois, Pater Maurus, Neumann Imre, Nuspl Ivan, Johann Hoffmann, Pater Titus (Thiel Stefan), Pater David (Pohl David) und Stefan Schwarz. – In Rudolfsnad war ich einige Monate hindurch mit Senior Wilhelm Kund aus Pančevo beisammen (wir kamen dann in ein anderes Lager, und er verstarb dortselbst.) – Wir Pfarrer genossen in allen Lagern eine «Sonderbehandlung», d.h. man griff uns noch härter an als die andern. Wir durften in den Städten das Lager nicht verlassen, sondern wurden innerhalb derselben beschäftigt. In den meisten Fällen mussten wir für die Feuerung sorgen: das Holz sägen und spalten, für alle Küchen und Kanzleien. (In Novi Sad/Neusatz schichte man uns auch wiederholt auf den Friedhof, Tote exhumieren. Als wir, Kollege Nuspl und ich, uns eines Tages weigerten, dorthin mitzugehen, wurden wir in den Bunker geworfen und von dem Lagerkommandanten verwarnt; aber hinfort schichte man uns nie wieder auf den Friedhof. So hatten wir denn dies eine Mal: gesiegt!) Wurden wir in diesem Lager schon ein bisschen heimisch, so wurden wir oft «Knall und Fall» in ein anderes verschleppt. In dem Neusatzer Lager war ich kurze Zeit gleichzeitig mit meiner Frau. Dort konnten wir nur insgeheim über den Stacheldraht hinweg dann und wann einige Worte wechseln. Und eines Abends kam meine Frau aus der Stadt von ihrem Arbeitsplatz nach Hause und suchte mich beim Stacheldraht, und da musste sie denn vernehmen: «Die Pfarrer hat man heute nach dem Mittagessen verschleppt!» Wohin? Das konnte ihr kein Mensch sagen! – Wir kamen damals nach Rudolfsnad a. d. Theiss und wurden dort lange Zeit hindurch wie wahre

¹³ Über die Verhältnisse im Lager Rudolfsnad s. Bericht Nr. 62.

¹⁴ Weitere Berichte über die Zustände im Lager Jarek bis zu seiner Auflösung Mitte April 1946 sind abgedruckt unter Nr. 56 f.

Strafgefangene gehalten. Niemand durfte mit uns verkehren, und wir durften unser Gefängnis nicht verlassen. – Später wurde die Behandlung dann wieder aufgelockert.

Was uns besonders schwer bedrückte, war der Umstand, dass man mit den Seinen nicht brieflich verkehren durfte. Ich erhielt einmal wegen des Schreibens an meine Frau eine Ohrfeige, dass meine Brille einige Meter weit in den Sand flog, und wurde hernach auch noch in den Bunker gesteckt. Ja, auf jede kleine Verfehlung stand «Bunker-Strafe». Oft war dies ein Keller, und dazu noch unter Wasser! Dort in dem eiskalten Kellerwasser mussten die Armen Tage und Nächte lang stehen, und so mancher hat sich in diesen Kellern den Tod geholt. Meine Frau kam in Jarek in den Bunker, weil sie ein Kinderspielzeug aus Holz verbrannte. Es war nämlich streng untersagt, Holz zu verheizen. Die Partisanen gingen im Lager umher und untersuchten die Feuerstellen, und wo sie in der Glut Holz feststellen konnten, gab's Strafe. Meine Schwiegermutter war schwer krank, und meine Frau wollte ihrer Mutter einen Kräutertee kochen, und da benützte sie denn ausser Stroh und Spreu als Heizmaterial auch dies Kinderspielzeug. Es war eiskalter Winter, der Schnee lag $\frac{1}{2}$ m hoch. Meine Frau wurde nun von dem Partisanen mitgenommen. Unterwegs zum Kommando ging er dann noch in andere Häuser hinein, um deren Feuer zu kontrollieren. Meine Frau liess er draussen auf der Strasse zurück und befahl ihr, sich in den Schnee zu setzen. Meine Frau tat es nicht. Auf seine Frage: «Warum setzt Du Dich nicht in den Schnee?» gab meine Frau zur Antwort: «Weil ich nicht krank werden will!» Er sagte hierauf: «Du kannst auch krank werden und verrecken!» Im Bunker blieb sie hernach nur einige Stunden, denn sie hatte damals im Jareker Lager ein «wichtiges Amt», die Toten zusammenzuschreiben; und als die Lagerkanzlei an jenem Tage bis in die Abendstunden vergeblich auf die Totenliste warten musste, intervenierte sie beim Kommando, und der Erfolg war: meine Frau wurde herausgelassen. Der betreffende Partisane mied hinfort das Haus, wo meine Frau wohnte; sie hatten nunmehr Ruhe.

Manchmal ist man auch bei den Partisanen auf solche gestossen, die eines gewissen menschlichen Gefühles nicht ganz abhold waren. Aber in jedem Lager war zumindest einer da, der dafür sorgte, dass man auch seines armseligsten Sklavenlebens nie froh werden konnte. In Gross-Kikinda war kurz vor unserem Eintreffen der Lagerkommandant abgelöst worden und an seine Stelle der «zamenik» (Stellvertreter) getreten. Dieser stellvertretende Kommandant hat auch uns Pfarrer (wir waren damals nur drei in Kikinda, Pfr. Nuspl aus Tscheb und Pater Titus waren dort meine Leidensgefährten; die Lagerleitungen wussten scheinbar nicht recht, wie sie uns behandeln sollten; einmal zogen sie alle «popovi» an einer Stelle zusammen, und dann hielten sie es wieder für gut, uns auseinanderzureissen; aber immer wieder fanden wir uns aufs Neue in einem der Lager) als Menschen behandelt und es uns sogar ermöglicht, dass wir Weihnachten 1947 im Lager regelrecht feiern konnten.

Aber auf die schöne Weihnachtsfeier kam dann die «kalte Dusche»! Am 3. Weihnachtstage wurde das Kikindaer Arbeitslager aufgelöst, und wir mussten bei Schnee und

Eis in das 17 km entfernt liegende Molin (Molidorf) laufen¹⁵. Unsere Begleitmannschaften wollten dann den Weg abkürzen und verliefen sich dabei. Sie verliessen mit uns die feste Strasse und irrten dann den ganzen Tag mit uns bis in die Nacht hinein auf den Feldern herum. Dieser Gewaltmarsch von Kikinda nach Molin ist nur noch mit dem Kalvarienweg auf der Rübenbahn nach dem Kamendin zu vergleichen. Ja, er war fast noch schlimmer als jener! Die drei Jahre Lagerzeit waren an uns allen ja nicht spurlos vorübergegangen; wir waren ja alle nur mehr halbe Menschen. Viele von uns sind auf dem Wege zusammengebrochen; unter Schimpfen und Fluchen wurden sie weitergetrieben. Zwei sind liegengeblieben und erfroren. – Niemand hat je nach ihnen gefragt.

Vielleicht 120–150 der Karawane konnten eine halbe Stunde vor dem Ziele nicht mehr weiter; da half auch alles Fluchen und Drohen nichts mehr. Wir waren ganz erschöpft. Da hiess es denn, die Bündel auf freiem Felde ablegen und hernach «mit leichtem Gepäck» weitermarschieren. Uns aber ward das Herz schwer: unsere ganze Habe sollten wir zurücklassen?! Wir wollten doch wenigstens unsere Decken mitnehmen. Aber es hiess: das ganze oder nichts! Es wurde uns dann versprochen, sämtliches Gepäck würde gleich nach unserem Eintreffen in Molin von Pferdefuhren abgeholt werden. Aber welche Enttäuschung! Die Fuhren waren nicht greifbar und konnten erst nächsten Tags hinausfahren. Wir mussten dann die ganze Nacht in der eiskalten Kirche zu Molin sitzen, und dabei beschlich uns immer wieder die Angst: ja, werden wir denn unsere «arme Habe» (unser alles!) jemals wiedersehen? Gott hat uns auch in Molin beigestanden. Der dortige Komesar, ein ehemaliger Werbasser, der Zoll-Vetter, der meinen gottseligen Vater gut kannte, sorgte nächsten Tag dafür, dass wir unsere «Armut» wiederfanden. Selten im Leben empfand ich eine grössere Freude als damals, als ich meine armseligen «Klamotten» wieder hatte!

Molin aber hatte auch noch eine andere freudige Überraschung für mich. Mein einstiger Schulkamerad Dr. Hans Müller war hier Lagerarzt. Durch ihn hatte ich dort so manche Erleichterung; es sei ihm auch hier dafür gedankt! – Aber gerade in Molin haben unsere Leute Unsägliches durchgemacht. Molin lag (es ist ja inzwischen vom Erdboden verschwunden¹⁶) 7 und 12 km von der nächsten Bahnstation. Nun mussten die deutschen Sklaven das ganze Holz, das Maismehl für unser Brot und überhaupt den ganzen Proviant fürs Lager auf diesen endlosen, zur Winterszeit oft lange Wochen verschneiten und vereisten Strassen herbeischleppen. In oft mangelhafter Kleidung, mit schlechtem Fusswerk haben diese Armen an einem Tage oft 20 und mehr Kilometer zurückgelegt. Das waren wahrhafte Sklaven-Karawanen! – Molidorf und Rudolfsgrad, die zwei Gemeinden, die soviel Not und Elend gesehen haben, bestehen heute nicht mehr. Man hat sie abgerissen, untergehen, unterfallen lassen, wohl in der Meinung, dass damit die Tatsache der Unmenschlichkeit verwischt werden könnte. Aber solange auch nur einer von uns

¹⁵ Molin war vormals Sammellager für Arbeitsunfähige im Bereich des nördlichen Banat; s. auch die Berichte Nr. 52 f.

¹⁶ Der Ort wurde 1955/56 durch eine Überschwemmung von aufgestiegenem Grundwasser zerstört.

lebt, die wir dort gelitten und gerungen, bleiben diese beiden, einst blühenden deutschen Gemeinden im Banate unvergessen! Sie sagen uns von grosser Not, in die uns Gott geführt hat; aber auch von so mancher gnädigen Durchhilfe. Ihm sei Ehre in Ewigkeit!

Als die Tito-Lager (wohl auf ausländischen Druck hin) im Feber 1948 aufgelöst wurden, hat man diejenigen unserer Volksgenossen, die aller Lagertorturen zum Trotz noch voll einsatzfähig waren, in den staatlichen Arbeitsprozess eingebaut. Die meisten von ihnen kamen auf Staatsgüter und mussten hier hinfort als bezahlte Arbeitssklaven ihr schweres Los weiter tragen. (So manchem erging es hier schlechter, als einst im Lager!¹⁷) Viele Tausende aber waren alt geworden, müde und matt und konnten hinfort ihr Brot nicht mehr verdienen. Diese tat man in sogenannte Altersheime.

Wir Pfarrer befanden uns zur Zeit der Lagerauflösung wieder einmal in Knićanin (Rudolfsgnad). Als auch dieses Lager aufgelöst wurde, schob man uns ins Zentrallager nach Neusatz ab. Wir hofften, dass man nun auch uns freiliesse. Aber weit gefehlt, es kam ganz anders! Als auch die letzten Menschen aus dem Zentrallager entlassen und auch die gewesenen österreichischen Staatsbürger nach Österreich abgeschoben waren, blieben wir Pfarrer noch allein zurück. Da geschah nochmals etwas Ungewöhnliches. Der stellvertretende Lagerkommandant, Vlado, ein Bürschlein von 20 Jahren, kam am 10. Mai, abends ins Lager, liess uns zusammenrufen und hielt an uns eine hasserfüllte Ansprache. Er beschimpfte uns in allen Tonarten und drohte mit Tod und Verderben. Er sagte, es habe sich herausgestellt, dass wir Pfarrer unverbesserlich seien. Wir haben euch lange Zeit gelassen zur «Besserung», aber ihr habt nicht gewollt! Wohlan denn! Wenn wir bei ihnen nicht mitarbeiten wollten, so werden sie uns nunmehr nach Russland abschieben. «Ihr habt es also gewollt», schrie er uns an, «so müssen wir uns denn trennen!» Er schärfte uns dann noch ein, dass er nicht umsonst die Bewachung und Beleuchtung um das ganze Lager herum verdoppelt, ja verdreifacht habe. Die Wache habe Schiessbefehl, und wer sich auch nur weiter als drei Schritt weit von der Baracke entfernt, wird erschossen. – Nächsten Tag wurden wir dann in verschlossenen Viehwagen abtransportiert. Aber unser Eisenbahnwagen war ein alter Kasten, und so konnten wir denn gut durch die Ritzen schauen. Alsbald stellten wir fest, dass es dem Banat zugehe, aber nicht gegen Osten (d.h. nach Russland), sondern nach Süden. Na, und schliesslich wurden wir in Rankovićevo (Karlsdorf) auswaggoniert und dem dortigen «Altersheim» zugewiesen.

Im Folgenden berichtet der Vf. über die allgemeinen Verhältnisse in den Altersheimen Karlsdorf und St. Georgen und über seine weiteren Erlebnisse bis zu seiner Ausreise nach Deutschland im August 1952¹⁸.

¹⁷ s. die Berichte Nr. 77 ff.

¹⁸ Ein ausführlicher Bericht des Vfs. über die Altersheime und über seine weiteren Erlebnisse ist abgedruckt unter Nr. 80.

**Protokollierte Aussagen des Landwirts Jakob Pleesz aus Šajkaški Sveti Ivan,
Bezirk Titel in der Batschka.**

Original, 19. August 1947, 4 Seiten, mschr.

**Die Verhältnisse im Konzentrationslager Jarek von seiner
Errichtung im Dezember 1944 bis zu seiner Auflösung im April 1946;
Zahlen der Sterbefälle.**

Der überwiegende Teil der 1'213 Seelen zählenden deutschstämmigen Bevölkerung von Šajkaški Sveti Ivan ist im Herbst 1944 infolge der Kriegereignisse nach Deutschland evakuiert worden, darunter auch meine Kinder und meine Geschwister. Ich blieb mit meiner Ehefrau und mit meiner Schwiegermutter mit noch insgesamt 72 Deutschstämmigen zurück¹.

In den ersten Tagen nach der Machtübernahme durch Titos Partisanen wurden alle deutschstämmigen Männer eingesperrt und misshandelt. Der aus Sajak. Sv. Ivan stammende Partisane Beric Mile nahm mir gleich meine Brieftasche mit Geld und meine goldene Uhr weg. Meine Dorfgenossen Daniel Kiehner, Tischlermeister, und Michael Sutter, Landarbeiter, wurden von den ortsansässigen Partisanen erschossen². Aus der Haft wurden wir jedoch bald entlassen, nachdem man uns alles Geld und Wertsachen weggenommen hatte. Am 3.12.1944 musste ich binnen fünf Minuten für immer meine Wohnung verlassen; ich hatte nur das bei mir, was ich am Leibe trug. Ähnlich, zum Teil noch schlimmer, erging es allen übrigen Deutschstämmigen aus meinem Dorf. Wir wurden alle zusammengetrieben und von dort nach Bački Jarak geführt.

Bački Jarak war früher eine deutschsprachige und rein evangelische Gemeinde mit rund 2'000 Seelen. Sie wurde in ein grosses Vernichtungslager für Deutschstämmige aus der Batschka umgewandelt. – Ich war mit meinen Dorfgenossen aus Sajak. Sv. Ivan

¹ Bei der vom Berichterstatter angeführten Gesamtzahl der deutschen Einwohner (bei der amtlichen jugoslawischen Volkszählung im Jahre 1931 wurden von 3'178 Einwohnern 1'421 mit deutscher Muttersprache gezählt) dürfte es sich nur um die z. Zt. der Evakuierung anwesenden Personen, ohne die zum Wehrdienst einberufenen Männer, handeln. – In einem Befragungsbericht nach Aussagen des Mühlenbesitzers W. H. (s. Anm. 2) heisst es, dass von den ca. 1'500 deutschen Einwohnern etwa 15 Familien bei der Evakuierung im Ort zurückblieben.

² Mit diesen wurden auch zwei Madjaren im Gemeindehof erschossen. – In den Aussagen des W. H., der ebenfalls verhaftet, aber nach zwei Tagen ohne Vernehmung wieder freigelassen wurde (1945 dann wegen «wirtschaftlicher Zusammenarbeit mit der Besatzungsmacht» zu 7 Monaten Zwangsarbeit verurteilt), heisst es hierzu: «Ihr Todesurteil fällt ein Volksgerichtshof, bestehend aus den Serben der Gemeinde. Der öffentliche Kläger hiess Rada Tuzakov, ein Taugenichts und Kartenspieler. Er warf Heinrich Sutter und Jakob Kiener vor, dass sie nach dem Mord an der Familie Plavsic 1941 [der serbische Landwirt P., seine zwei Söhne und ihr madjarischer Knecht wurden nach Angabe des Berichterstatters von der ungarischen Besatzungstruppe erschossen] den Madjaren Wein gezahlt hätten. Die Angeklagten bestritten dies. Die Hinrichtung fand in Anwesenheit der serbischen Ortsbewohner statt.» (Original, 2. Oktober 1952, 4 Seiten, mschr.)

unter den ersten, die in dieses Lager eingeliefert wurden und blieb mit einer kurzen Unterbrechung bis zur Auflösung dieses Lagers dauernd dortselbst interniert. – In diesem Lager wurden hauptsächlich ältere Personen und Mütter mit kleinen Kindern, durchwegs Deutschstämmige aus den umliegenden Ortschaften, interniert³. – Die arbeitsfähigen jüngeren Jahrgänge (Männer von 18 bis 45, Frauen und Mädchen von 18 bis 30 Jahren) wurden noch zu Weihnachten 1944 nach Russland verschleppt⁴. – Die Zahl der Lagerinsassen betrug durchschnittlich 14'000-15'000.

Die Behandlung der Lagerinsassen war seitens der Partisanen insbesondere 1945 äusserst roh. Wir hatten damals eine serbische Frau, eine Partisanin, als Lagerkommandantin. Sie trieb alte Leute auf die Strasse und befahl, das Gras mit den Fingernägeln herauszuscharren, sie schlug Männer wie Frauen wegen Kleinigkeiten. Wenn z.B. jemand, um seinen Hunger zu stillen, Maulbeeren auf der Strasse aufhob, so liess man ihn an einen Baum binden und verprügeln. Die Lagerkommandantin schlug auch Kinder, oft solange, bis ihnen das Blut aus Mund und Nase kam. Häufig wurden Lagerinsassen tagelang in den Keller gesperrt.

Am Ostersonntag⁵ 1945 musste das ganze Lager mit allem Gepäck auf der Strasse antreten. Alle mussten wir das noch vorhandene und versteckte Geld unter Androhung der Todesstrafe hergeben. Gut erhaltene Anzüge und Schuhe wurden uns ausgezogen. – Vorher wurde schon bei der Einlieferung ins Lager den Leuten Geld und Wertsachen weggenommen. – Den Frauen wurden Ohrringe, wenn sie nicht schnell genug herausgenommen wurden, einfach herausgerissen; Eheringe wurden ebenfalls alle abgenommen.

Die arbeitsfähigen Lagerinsassen mussten morgens stets 1–2 Stunden auf der Strasse in Reih und Glied («stroj») stehen und warten, bis sie zur Arbeit abgeholt oder verkauft wurden. – Lagerfreie, andersnationale, Zivilpersonen haben vielfach Arbeitskräfte vom Lager angefordert und für diese eine festgesetzte Summe mit Postscheck eingezahlt. Ich wurde auch in der Zeit vom 2.3. bis 7.7.1946 von einem serbischen Bauern aus Kamenica, Rado Mihajlovic, für monatlich 1'160 Dinar zur Arbeitsleistung aus dem Lager gekauft. Von diesem Geld habe ich und auch die anderen Lagerinsassen nichts bekommen. Im allgemeinen ist es den Leuten, die zur Arbeit herausgekauft wurden, besser ergangen als denen, die dauernd im Lager blieben, vor allem verpflegungsmässig.

An Gottesdiensten durften wir Lagerinsassen nicht teilnehmen. Das Betreten der Kirche war uns allen streng verboten. Nur ein Partisane ging täglich in die Kirche, um mit den Kirchenglocken das Zeichen zur Arbeitszeit oder zum Essenholen zu geben. – Mit uns waren im Lager auch zwei evangelische und ein röm.-katholischer Pfarrer. Sie wurden von den Partisanen besonders grob misshandelt, geschlagen und verspottet. Sie mussten stets an der Spitze der Arbeitskommandos mit Blumensträssen auf dem Hut

³ s. Bericht Nr. 55.

⁴ s. hierzu die Berichte Nr. 44 ff.

⁵ Nach anderen Berichten: Palmsonntag.

durch das Dorf gehen und wurden zum Gespött gemacht. Im Lager mussten sie die niedrigsten Arbeiten, wie z.B. Klosette reinigen, verrichten⁶.

Post (Briefe oder Pakete) durften wir in diesem Lager nicht empfangen. Vom Roten Kreuz, von der UNRRA oder sonstigen Verbänden haben wir keinerlei Hilfe bekommen. Nur heimlich hatten uns gut gesinnte Serben, hauptsächlich aus Futog und Pašičevo, Lebensmittel zugesteckt.

Die Verpflegung war im Lager völlig unzureichend und schlecht. Es gab lediglich geschmacklose Wassersuppen ohne Fett und vielfach ohne Salz. Fleisch gab es auch keines.

Die Kranken wurden anfangs von den übrigen Lagerinsassen abgesondert, erhielten aber keine Sonderverpflegung, noch wurden sie besser behandelt. Sie lagen genauso wie wir auf etwas Stroh auf dem Fussboden. – Wir hatten zwei Ärzte, die ebenfalls interniert waren. Der eine konnte sich selbst nicht helfen und ist binnen kurzer Zeit gestorben. Der andere, Dr. Müller aus Budisava, gab sich zwar Mühe, konnte aber nicht viel erreichen, da keine Medikamente vorhanden waren. Wir hatten sehr viel Ungeziefer, hauptsächlich Läuse. Im Mai 1945 brach im Lager Typhus aus. Alle waren wir furchtbar unterernährt und völlig herabgekommen. Täglich sind in dieser Zeit 40 bis 45, einmal sogar 53 Personen gestorben⁷. Sie wurden in Massengräber auf dem Friedhof ohne Beisein der Angehörigen und ohne Priester eingescharrt. Ich war damals vier Monate hindurch Totengräber. In einem Massengrab, 2 m breit und 2 m tief, hatten wir 500 bis 700 Tote in vier bis fünf Schichten aufeinandergelegt. Den Friedhof durften nur die Totengräber betreten. Es gab insgesamt 16 Totengräber. Zwölf Männer, darunter auch ich, hatten morgens die Gräber ausgehoben und abends zugedeckt. Vier Totengräber führten die Toten aus dem Lager auf den Friedhof, entkleideten sie und schichteten sie in die ausgehobenen Gräber. Die Toten wurden auf Befehl der Partisanen nackt beerdigt; die Kleider mussten von den Totengräbern in einem Magazin abgegeben werden. Insgesamt sind vom 3.12.1944 bis zur Auflösung des Lagers am 17.4.1946 rund 9'300 Presonen gestorben. Diese Zahl wurde mir von meinem Dorfgenossen Jakob Heumel, Maurermeister, der während der ganzen Zeit als Totengräber tätig war, mitgeteilt⁸.

⁶ s. den Erlebnisbericht des ev. Pfarrers K. Weimann, abgedruckt unter Nr. 55, S. 389 f.

⁷ Aus vorliegenden Verzeichnissen über die Sterbefälle der Internierten einzelner Ortschaften ergibt sich, dass die Sterblichkeit jeweils im fünften und sechsten Monat nach der Einweisung in das Lager Jarek ihren Höhepunkt erreichte. Er liegt bei den Internierten der erst in der Zeit von April bis Ende Mai 1945 nach Jarek übergeführten Ortslager in den Monaten August bis Oktober.

⁸ Die richtige Zahl ist: ca. 6'300. (Möglicherweise handelt es sich bei der im Bericht angeführten Zahl um einen Abschreibefehler bei der Übertragung seiner ersten hschr. Fassung. – Der Berichterstatter konnte sich bei einer Rückfrage nicht mehr genau erinnern.)

In einem Erlebnisbericht des Mühlenbesitzers G. H. aus Jarek heisst es, dass nach Auskunft des damaligen Lagerleiters die Zahl der Verstorbenen Ende 1945 etwa 5'800 betrug (vermutlich einschliesslich der im Lager gestorbenen Madjaren).

Der ehemalige Abgeordnete des jugoslawischen Parlaments und Gerichtspräsident Dr. Wilhelm Neuner aus Gross-Betschkerek hat in einer im Jahre 1947 im Zentrallager Neusatz angefertigten

Von den in meinem Heimatort im Herbst 1944 zurückgebliebenen 72 Dorfgenossen sind bis zu meiner Flucht im April 1947 53 im Lager gestorben. Von den Landsleuten

stenographischen Aufzeichnung die Zahl der Toten im Lager Jarek mit 6'434 beziffert.

Nach einer Mitteilung des Lehrers Josef Kämmerer aus Futok, der von der Errichtung des Lagers bis zu seiner Auflösung in Jarek war, sind dort während dieser Zeit 6'347 Deutsche gestorben, und zwar im Dezember 1944 insges. 84, im Jahre 1945 insges. 5'442, bis Mitte April 1946 insges. 821.

Ganz besonders hoch war die Zahl der im Lager Jarek gestorbenen Internierten aus den Ortschaften, die erst im April und Mai 1945 in das Konzentrationslager geschafft wurden, da es sich hierbei ausschliesslich um Arbeitsunfähige, alte und kranke Personen, Kinder und Mütter mit mehreren Kleinkindern handelte.

Nach vorliegenden Namenslisten (mit Angaben des Todesdatums und z.T. auch des Geburtsjahres oder des Alters) der im Lager Jarek gestorbenen Deutschen aus Bulkes (Buljkes), Alt- und Neu-Futok (Futog), Alt- und Neu-Schowe (Šove), Torschau (Torža) und Neu-Werbass (Novi Vrbas) liessen sich die folgenden tabellarischen Übersichten zusammenstellen.

Von den Mitte April 1945 eingelieferten 908 Personen (zu denen später noch einige wenige aus den Arbeitslagern hinzugekommen sein dürften) aus Bulkes sind gestorben:

im Monat	insges.			im Alter				über 60 Jahre
		weibl.	männl.	bis 15	16—30	31—45	46—60	
1945								
April	25	17	8					
Mai	63	43	20					
Juni	54	31	23					
Juli	74	59	15					
August	103	76	27					
September	78	50	28	keine Angabe des Geburtsjahrs				
Oktober	73*	50	23	15	—	2	19	35
November	49	30	19	12	3	1	17	16
Dezember	38	23	15	10	1	2	8	17
1946								
Januar	37	24	13	25	—	—	9	3
Februar	34	17	17	21	1	3	7	2
März	12	7	5	8	1	—	1	2
April	8	2	6	1	1	—	2	4
insgesamt	648	429	219					

*- Bei 2 Personen keine Angabe des Geburtsjahres.

Von den Anfang Dezember 1944 in Jarek internierten ca. 1200 Personen aus Schowe und den ca. 500 Personen aus Torschau sind bis April 1946 gestorben:

Schowe	507	329	178	33	9	30	98	337
Torschau	263	—	—	56	3	20	28	156

(Insgesamt sind aus Torschau an Todesfällen in den Lagern verzeichnet: Jarek 263, Gakovo 25, Krusevlje 10, Werbass 12, Torschau 51, sonstige Lager 13; insgesamt 374 Personen, davon 60 im Alter bis zu 15 Jahren und 230 im Alter von über 60 Jahren. Die im Verhältnis aussergewöhn-

aus Sajak. Sv. Ivan, die mit mir beisammen im selben Haus untergebracht waren und dort gestorben sind, kann ich folgende Namen anführen: Dachlieber Jakob und Frau,

lich hohe Zahl älterer Personenerklärt sich daraus, dass diese zumeist bei der Flucht im Oktober 1944 zurückgeblieben sind und dass wegen des Geburtenrückganges in den reichen Gemeinden Torschau und Schowe die Zahl der älteren Personen auch relativ hoch war. – Über die aus Schowe in den anderen Lagern verzeichneten Sterbefälle 8. Bericht Nr. 55, Anm. 8, S. 386.)

Weitere Verzeichnisse der Sterbefälle im Lager Jarek:

Aus Alt- u. Neu-Futok sind von den Anfang Dezember 1944 eingelieferten ca. 750 Personen gestorben:				Aus Neu-Werbaß sind von den Ende Mai 1945 eingelieferten ca. 1000 Personen gestorben:		
Monat	insges.	weibl.	männl.	insges.	weibl.	männl.
1944						
Dezember	9	3	6			
1945						
Januar	6	2	4			
Februar	3	2	1			
März	—	—	—			
April	8	5	3			
Mai	9	6	3	7	5	2
Juni	14	10	4	35	20	15
Juli	18	11	7	58	34	24
August	15	10	5	78	56	22
September	12	12	—	82	52	30
Oktober	16	12	4	106	73	33
November	18	14	4	90	61	29
Dezember	26	13	13	83	62	21
1946						
Januar	15	13	2	37	23	14
Februar	7	4	3	15	8	7
März	6	5	1	13	10	3
April	7	5	2	3	3	—
insgesamt	189	127	62	607	407	200

Aus Futok sind nach Auflösung des Lagers Jarek am 17. April 1946 und der Verlegung nach Kruševlje im dortigen Lager 1946 weitere 43 Personen und im Jahre 1947 noch 8 Personen gestorben; insgesamt starben in Jarek und Kruševlje 240 Personen aus Futok.

(Die angeführten Zahlen und Daten für Futok nach der von Lehrer Josef Kämmerer zusammengestellten Namensliste in: Unsere Heimat Futok, Donauschwäbische Beiträge – Heft 27, Freilassing 1958, S. 252 ff.; für Neu-Werbass nach der Abschrift einer Namensliste aus den Akten des Christlichen Hilfswerks, Salzburg; für Torschau nach einem von Friedrich Machmer zusammengestellten Verzeichnis; für Bulkes nach den Aufzeichnungen des F. I., vgl. auch dessen Bericht über das Lager Jarek und die Namensliste der in Jarek, Gakovo und Kruševlje gestorbenen Personen in: Bulkes, Werden und Vergehen einer deutschen Gemeinde, hg. von K. Elicker u. K. Brunner, Kirchheim-Teck 1958, S. 121 ff. und 145 ff.)

Geppel Karl und Frau, Trissler Friedrich und Frau, Schmidt Philipp und Frau, Leutner Andreas, Wagner Eva, Bauer Adam, Umstadt Philipp, Weidmann David, Leibersberger Margarethe, Paul Anna, Biring Eva, Fix Eva, Sutter Margarethe, Hermann Margarethe. – Auf den Friedhöfen wurden anfangs Holzkreuze aus Latten aufgestellt. Sie wurden später auf Befehl der Partisanen herausgerissen und in der Lagerküche verheizt. Über den Gräbern wuchert Unkraut.

Das Lager in Bački Jarak, das wegen seiner hohen Zahl an Toten auch «Sterbelager» oder «Vernichtungslager» genannt wurde, ist am 17.4.1946 aufgelöst worden. Die Lagerinsassen wurden auf die grossen Konzentrationslager Kruševlje und Gakovo, Kreis Sombor verteilt⁹. Ich war um diese Zeit bei einem Bauern in Kamenica auf Arbeit (er hatte mich vom Lager herausgekauft). Meine Frau kam nach Kruševlje, wohin ich ihr ebenfalls am 7.7.1946 gefolgt bin. In Kruševlje hatte mich bald wieder ein Bauer zur Arbeit herausgekauft, so dass ich mehr ausserhalb des Lagers als im Lager selbst war. Ich habe aber feststellen können, dass sich seit anfangs 1947 die Behandlung der Lagerinsassen wesentlich gebessert hat. Die Partisanen, die uns bisher bewacht und misshandelt hatten, wurden von der Miliz abgelöst. Willkürliche Erschiessungen sind keine mehr vorgekommen, auch waren Misshandlungen seltener. Die Lagerverpflegung blieb aber nach wie vor schlecht und unzureichend. Diejenigen, die ausserhalb des Lagers, auf Feldarbeiten, beschäftigt wurden, konnten sich zusätzlich Lebensmittel erbetteln oder eintauschen. Es durften auch Lebensmittelpakete mit der Post seit anfangs 1947 ins Lager geschickt werden.

Die Flucht über die nahe ungarische Grenze war nicht mehr so gefährlich wie früher. Es ist oft vorgekommen, dass bis hundert Personen in einer Nacht nach Ungarn geflohen sind. Ich machte mich mit meiner Frau am 12.4.1947 nachts auf den Weg und schlug mich nach anderthalb Monaten über Ungarn und Österreich nach Deutschland durch, wo ich am 29.5.1947 bei meinem Sohne in Neurath, Krs Karlsruhe/Baden eintraf.

Es folgen noch einige allgemeine Bemerkungen über die angespannte Ernährungslage im Banat und der Batschka im Jahre 1946 infolge der Internierung der Deutschen und der Ausplünderung ihrer Dörfer, der Heranführung einer grossen Zahl serbischer Kolonisten aus der Lika, Bosnien und Montenegro und deren unsachgemässer Wirtschaftsweise.

⁹ In einem Erlebnisbericht der Ch. K. wird die Zahl von 4'072 genannt, die im Eisenbahntransport von Jarek nach Kruševlje übergeführt wurden. – Über die Lager Gakovo und Kruševlje s. die Berichte Nr. 59 und 60.

Nr. 57

Protokollierte Aussage der Katharina Haller aus Neu-Schowe (Nove Šove), Bezirk Nensatz (Novi Sad) in der Batschka.

Original, 20. Januar 1952, 9 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Erlebnisse der Berichtstatterin in verschiedenen Arbeitslagern in der Batschka seit Januar 1945 und in den Internierungslagern Jarek und Krugevlje bis zu ihrer Flucht Ende April 1947.

Nach einigen Angaben über einzelne Vorfälle in Neu-Schowe bis zur Internierung der deutschen Einwohner im Konzentrationslager Jarek (Anfang Dezember 1944) und einer kurzen Schilderung der Zustände in diesem Lager¹ fährt die Berichtstatterin fort:

Am 18. Januar 1945 kam ich aus dem Lager Jarek (Bački Jarak) in das Lager nach Pašičevo (Alt-Ker). Das Lager in Pašičevo war in der Neuen Siedlung, es war ein Arbeitslager, und ich kam dorthin, weil ich arbeitsfähig und alleinstehend war. In Pašičevo mussten wir auch auf dem Fussboden schlafen, es war nur etwas Stroh aufgestreut. In meinem Raum waren wir 15 Personen, alle aus Schowe. In Pašičevo waren 3 Lagerküchen, die Schoweer, die Pirosercher und die Palankaer Küche. Am Anfang bekamen wir nur einmal täglich zum Essen, und zwar um 14 Uhr. Es bestand aus Bohnen, Gerste oder Erbsen in Wasser gekocht, ohne Fett und Salz. Die Erbsen waren voll Käfer. Später gab es dann dreimal täglich ein Essen: zum Frühstück ein warmes Wasser, zu Mittag und Abend gab es das gleiche Essen, also Bohnen, Gerste oder Erbsen. Die ganze Zeit, die ich im Lager verbrachte, war das Essen stickig (schimmelig) und voll Würmer. Brot bekamen wir hinreichend.

Unser Lagerkommandant Stevo war uns gut gesinnt, er verschaffte öfter Salz und liess es ins Essen tun. Er ging öfter im Lager herum, machte eine Untersuchung nach Lebensmitteln, und wenn er Fett und Salz fand, nahm er es zur Lagerküche. Er sagte: Warum soll eine, die ausserhalb des Lagers Beziehungen hat, besser leben als alle anderen, die nichts haben.

Eines Tages mussten wir alle antreten; es wurde untersucht, ob noch Geld und Schmucksachen vorhanden sind. Der Lagerkommandant liess uns vorher verständigen, dass wir Geld oder Schmucksachen gut verstecken sollen, denn wenn man es findet, wird es uns weggenommen.

Wir mussten täglich, auch bei grösster Kälte, hinaus aufs Feld Mais brechen, Laub schneiden, und zwar auch bei strömendem Regen und auch beim grössten Schneetreiben. Stevo sagte öfters, er kann nichts dafür, er bekomme Befehle von höherer Stelle. – Ausser diesem Stevo gab es noch einen älteren Mann, der auch Lagerkommandant war. Ausser diesem Lager gab es noch ein ungarisches Lager und die Hanffabrik in Pašičevo. Diese beiden Kommandanten wechselten ab, so dass jeder von ihnen alle zwei Tage uns

¹ s. den ausführlichen Erlebnisbericht von Pfarrer K. Weimann, abgedruckt unter Nr. 55, S. 381 ff.

auf die Arbeit begleitete. Es war dann noch ein Vorgesetzter über diesen beiden, der sass aber in Pašičevo und kam selten zu uns. Damals, als man uns nach Geld und Schmucksachen durchsuchte, sah ich ihn.

Wenn wir durch Stevo auf Feldarbeit begleitet wurden, schickten wir immer Boten nach Pribičevičevo (Klein-Ker), die uns dann Lebensmittel brachten. Ebenso konnten wir uns Mais ins Lager mitnehmen, wenn wir beim Maisbrechen waren. Wenn wir auf der Arbeit aus dem Lager kein Essen bekamen, kam Stevo öfters zu uns und fragte, wer Eier, Milch oder Fleisch sich kaufen will und Geld hat, soll es ihm geben, er wird einkaufen gehen. Und er brachte uns dann öfters Lebensmittel, die wir uns dann bei offenem Feuer zubereiteten. Er sagte dann: er sehe nichts und wisse von nichts.

Am Gründonnerstag 1945, als wir auf dem Felde arbeiteten, war Stevo auch mit uns; da brachten junge Burschen aus Klein-Ker jedem von uns zwei rohe Eier und soviel wie ein Esslöffel Salz. Die Burschen fragten uns, ob wir am nächsten Tag – Karfreitag – auch auf der Arbeit sein würden. Wir bejahten. Und am nächsten Tag kamen sie wieder und wollten uns Mehlspeisen, etwas Fleisch und Eier für die anderen Lagerinsassen bringen, die nicht auf dem Felde arbeiteten. Als der andere Kommandant das sah – er war an diesem Tage mit uns am Felde –, fing er die Burschen alle zusammen und führte sie nach Pašičevo zum Kommandanten, den wir «Roma» nannten. Er verhörte die Burschen, nahm ihnen alles weg und schickte sie nach Hause mit der Bemerkung, wenn sie noch einmal den Lagerinsassen etwas bringen, kommen sie auch ins Lager. Von diesem Tag an bekamen wir keine Lebensmittel mehr aus Klein-Ker zugeschickt. (Klein-Ker war ein deutscher Ort, der noch nicht ins Lager einbezogen war².)

Als die Feldarbeit fertig war, mussten wir 16 Tage am Bahnhof Streckenarbeit verrichten. Durch die ständige Arbeit auf dem Felde bei Regen und Schnee zog ich mir ein schweres Ischiasleiden zu ...

Am 28. Mai 1945 kam ich aus dem Lager Pašičevo in die Hanffabrik. In derselben arbeitete ich 3 Tage, dann verunglückte ich beim Hanfzusammenführen, so dass ich 14 Tage gelegen bin und mich nicht rühren konnte. Nach 14 Tagen kam ich zurück ins Arbeitslager Pašičevo. Hier lag ich krank bis zum 24. Juni, und da ich nicht arbeiten konnte, kam ich wieder zurück ins Vernichtungslager Jarek, wo ich mich, noch mit anderen Ankömmlingen, bei der Lagerkommandantin melden musste. Sie fragte uns, wer schon im Lager Jarek war. Die schon mal da waren, konnten gehen, die neu Angekommenen mussten sich einer Visitation durch die Lagerkommandantin unterziehen. – Als ich dann in den Lagerraum kam, wo ich schon früher einmal war, sah ich zu meinem Entsetzen, dass die Lagerinsassen schon alle bis zum Skelett abgemagert waren, besonders Philipp Brücker. Wenn ich ihn nur ansah, bekam ich Angst und glaubte den Tod vor mir zu sehen. Er starb auch am nächsten Tag den Hungertod.

Überall, wo man hinsah, sah man bis zum Skelett abgemagerte Menschen, die einander ablausten. Sie lagen bei vollem Bewusstsein oder auch ohne Bewusstsein im Stroh

² Dies geschah hier, wie auch in anderen Orten der Mittelbatschka, erst im Mai 1945.

und warteten auf den Tod. Der grösste Teil war voll Wunden am ganzen Körper. Die Kinder hatten schrecklich dicke Köpfe und grosse Bäuche, und jedes einzelne Glied konnte man an ihnen zählen. Wo man hinsah, sah man unschuldige Menschen sterben. Die einen schlummerten und schliefen ein für immer, die anderen kämpften unerbittlich im Todeskampf. Und keiner konnte dem anderen helfen, da ein jeder hilflos war und um die Erhaltung seines Lebens täglich und stündlich kämpfen musste. Jeder hatte nur ein Ziel, aus diesem schrecklichen Todeslager noch einmal lebend herauszukommen.

Ich konnte im Lager Jarek nicht arbeiten gehen, da ich krank war. Auch diejenigen, die noch gesund waren, wollten nicht auf die Arbeit gehen, weil sie dieselbe Kost bekamen wie jene, die nicht zur Arbeit gingen. Daraufhin kamen die Partisanen und holten wahllos die Leute zur Arbeit, auch alte Leute und Kinder. Meine 76jährige Grossmutter nahmen sie auch zur Arbeit. – Da die Kost sehr schwach war und die Leute bei grösster Hitze oder Kälte, bei Schnee und Regen arbeiten mussten und nichts zum Anziehen hatten als ihre alten Lumpen, mussten sie zugrunde gehen. – In der Hitze fielen sie in Ohnmacht vor Schwäche oder bekamen Sonnenstich; dabei durfte ihnen niemand helfen. Sie mussten liegenbleiben, bis die anderen heimgingen und sie dann mitnahmen. – Die im Regen arbeiteten, wurden nachher krank. Der grösste Teil bekam Lungenerkrankung, Grippe, Influenza, Rheuma, Ischias etc., erforene Hände und Füsse. – Am schlimmsten waren Typhus und Ruhr.

Als ich mich von meiner Krankheit (infolge des Sturzes) erholt hatte, bekam ich Malaria und lag 8 Wochen. Da die Ärzte nichts für uns Kranke hatten, trank ich jeden Tag Tee, den mir die alten Leute empfohlen hatten, und zwar die Brühe von grünen Bohnenblättern.

Während ich an Fieber darniederlag, wurde am 23. August 1945, um 20.30 Uhr mein Vater Philipp Ziwich, Landwirt aus Schowe, 50 Meter vor dem Hause, wo wir untergebracht waren, erschossen. Mein Vater wollte am Abend auf den Feldern, die ganz in der Nähe waren, Kartoffeln holen. Er wurde dabei von den Partisanen gesehen, worauf sie ein ganzes Trommelfeuer auf ihn eröffneten. Wir sahen das alles durchs Fenster. Als er tot am Boden lag, kamen Kinder der slawischen Kolonisten, sprangen um seinen Leichnam, bespuckten und traten seinen Körper mit Füssen. – Am nächsten Tag kam der Lagerkommandant zu meiner Mutter, schrie sie an, er werde sie auch erschiessen, und fragte, ob mein Vater sich vielleicht schon öfters aus dem Lager geschlichen hatte. – Wir durften nicht zu seiner Leiche, er lag die ganze Nacht draussen, und morgens um 9.30 Uhr wurde er weggefahren. Wie ich vom Totengräber erfuhr, war seine ganze Brust durchlöchert.

Am 30. August 1945 starb meine Schwiegermutter Elisabeth Haller an Durchfall und Hunger. Sie war ganz voll Wasser. Die Haut von den Waden hing über die Knöchel herunter.

Am 7. Oktober 1945, um 19.30 Uhr starb meine Grossmutter Katharina Ziwich an Hunger und an den Qualen von Läusen und Flöhen.

Am 4. Dezember 1945 erkrankte ich an Typhus. Die ersten 14 Tage lag ich bewusstlos. Kurz vor Weihnachten kam ich zu mir. – Am Weihnachtsabend kam der Lagerkommandant in unseren Raum, um nachzusehen, ob etwas Grünes ausgesteckt wäre, was den Weihnachtsbaum symbolisieren könnte. Wir lagen alle in unserem Raum krank darnieder. Der Kommandant schrie über uns, aber was, daran kann ich mich nicht mehr erinnern.

Am 5. Dezember 1945 starb mein Nachbar Philipp Roth aus Schowe an Hunger, und am 1. Januar 1946 starb meine Mutter, Magdalena Ziwich aus Schowe, an Typhus. Des weiteren starben am 3. Januar 1946, um 17.30 Uhr meine Nachbarin Sidonia Roth aus Schowe an Durchfall und Lungenentzündung, meine Raum-Genossin Frau Elisabeth Heiser aus Schowe an Hunger. Ausserdem starben in dieser Zeit Margarethe Strunk, Frau Elisabeth Licht, Stefan Fechter und seine Frau Christine Fechter, alle an Hunger³.

Ein Mädchen namens Barbara Schnell aus Pašičevo, die in unserer Nähe war im Lager, ging eines Tages aus dem Lager, um Stroh zu holen, um auf den Fussboden zu streuen. Als sie an der Strohrüste war und Stroh zusammenraffte, wurde sie von den Partisanen erschossen.

Am 15. April 1946 wurde das Lager Jarek verlegt, und ich kam mit dem ersten Transport in das Lager Kruševlje, wo wir am 16. April 1946 ankamen und wo ich bis zum 19. Juni 1946 verblieb.

In Kruševlje mussten wir alle auf die Arbeit gehen; da ich aber noch krank war und meine Füße so dick waren, dass man sie mit zwei Händen nicht umfassen konnte – sie waren voll Wasser –, musste ich nicht arbeiten. Die Unterbringung war geradeso wie in Jarek, so auch das Essen. – Nur eines war besser, man konnte sich in Kruševlje auf der Strasse bewegen und auch auf der Strasse sitzen. – Trotzdem ich so dick angeschwollene Füße hatte und abgemagert war, trieben sie mich dann auf die Arbeit, und ich musste Holz tragen bzw. ausladen⁴.

Am 19. Juni 1946 kamen wir 80 Personen nach Crvenka in das dortige Arbeitslager Nr. 3. Ich wurde mit weiteren fünf Personen in einem Raum untergebracht, wo wir ebenfalls auf dem Fussboden schlafen mussten. Das Essen war genauso wie in den anderen Lagern, nichts als Suppe. Wir mussten schon am ersten Tag auf die Arbeit, u. zw. aufs Feld. Die Arbeitszeit war von 5 Uhr früh bis Sonnenuntergang. Bei der Arbeit wurden wir auch immer angetrieben, obwohl wir aus Angst schon sowieso immer mehr arbeiteten, als wir es früher für uns selbst taten.

Im Crvenkaer Lager konnten wir nie fottschleichen, da wir ständig abgezählt wurden. – Meine Schwester kam von Kosancic nach Crvenka zu mir, um ihr Kind zu holen, damit es nicht verhungert. Sie wurde von den Partisanen erwischt und in den Keller eingesperrt, wo sie drei Tage verbleiben musste.

Als die Arbeit auf dem Felde fertig war, da kamen wir am 20. Juli nach Neu-Werbass in das dortige Arbeitslager: Seidenfabrik. Unterwegs starb eine Frau aus Neu-Wer-

³ Über die hohe Zahl der Sterbefälle im Lager Jarek s. Bericht Nr. 56, S. 397 ff.

⁴ Über die Lager Kruševlje und Gakovo s. die Berichte Nr. 59 und 60.

bass. In Neu-Werbass verblieb ich nur eine Nacht und kam am 21. Juli 1946 nach Kleinker auf einen Sallasch, wo ich als Ochsenhirtin eingesetzt wurde. Hier verblieb ich 10 Tage, und am 31. Juli kam ich wieder in das Lager Neu-Werbass zurück. Dort ging ich bis zum 26. September 1946 nur zweimal auf Arbeit, und jedesmal nur einen halben Tag. So auch die anderen Lagerinsassen. Es gab keine Arbeit, aber trotzdem mussten wir schon um 4-5 Uhr früh auf dem Hof sein und dort warten, bis es Abend wurde.

Hier gab es dasselbe Essen wie in den anderen Lagern, nur Wassersuppe mit Gerstel, ab und zu Bohnen, und 5 dkg Brot mit Mais gemischt.

Am 26. September 1946 wurde ich aus dem Lager verkauft auf eine Pussta Bogaras bei Senta, wo ich als Köchin eingesetzt wurde. Die Verwaltung der Pussta bezahlte täglich Dinar 50,- an das Lager für mich. Hier auf dieser Pussta erholte ich mich. Ich verblieb da bis 27. Dezember 1946, dann musste ich in das Lager Neu-Werbass zurück.

In Neu-Werbass hatte sich die Lagerkost verschlechtert. Statt gemischten Brotes bekamen wir nur reines Maisbrot. Es war wieder keine Arbeit, wir mussten den ganzen Tag nur sitzen. Der Lagerkommandant Avram liess uns zur Abwechslung von 5 bis 11 Uhr in Reih und Glied stehen, bis alle ohnmächtig waren, dann mussten wir sitzen bis zum Abend. Es war wie in einem Gefängnis. Wir waren über 1'000 Personen im Lager. Der Lagerkommandant war sehr streng; wenn er jemanden aufs Korn nahm, der hatte keine gute Stunde mehr.

Gesehen habe ich es nie, dass er jemanden geschlagen hat, denn er machte es geheim, dass es niemand sah⁵. Wie die Leute, die schon länger im JLager waren, erzählten, hatte er früher Lagerinsassen vor allen anderen geschlagen und eingesperrt.

Am 26. Januar 1947 kam ich wieder zurück ins Lager Kruševlje. Es war dann nicht mehr so schlecht, da amerikanische Hilfe gekommen war. Die Kinder bekamen Sardinen, wir Erwachsenen bekamen Grammeln, dreimal wöchentlich Konservenfleisch und Erbsen. Das Lager wurde mit amerikanischem Pulver entlastet.

Am 26. April 1947 flüchtete ich über Ungarn nach Österreich, wo ich 4 Monate im Flüchtlingslager Peffernitz war. Am 1. November 1947 kam ich nach Deutschland.

⁵ Zu dieser Zeit war den Wachmannschaften schon die körperliche Misshandlung der Lagerinsassen offiziell verboten worden. Wie in verschiedenen Berichten erwähnt wird, wurde dies Verbot in einigen Lagern auch den Internierten bekanntgegeben.

Erlebnisbericht des Landwirts J. S. aus Neu-Palanka, Bezirk Palanka in der Batschka.

Original, April 1958, 12 Seiten, hschr. Teilabdruck.

Die Erlebnisse des Vfs. im Internierungslager in Mitrowitz (Sremska Mitrovica) von Ende 1945 bis April 1946 und auf seiner Flucht von einem Arbeitslager in Syrmien durch die Batschka nach Ungarn.

In ersten Teil seines Berichtes¹ schildert der Vf. seine Verhaftung und Verschleppung zur Zwangsarbeit Anfang November 1944, die brutalen Quälereien durch die Begleitmannschaft und die Ermordung von volksdeutschen und madjarischen Männern auf dem Wege von Batschka-Palanka nach Vrdnik in der Fruška Gora, seine Erlebnisse als Zwangsarbeiter in der dortigen Kohlengrube bis zu seiner Ablösung wegen Arbeitsunfähigkeit Ende 1945 und seiner Überweisung in das Zentrallager nach Mitrowitz².

An Weihnachten 1945 dort angekommen, gab es über Weihnachten nichts zu essen³. – Plötzlich trat eine Wendung ein. Es war einigemal freundlichen Menschen gestattet, die jemand im Lager hatten (es war aber nur der hundertste Fall), ein wenig Esswaren hineinzugeben. Doch wurde es zuerst den Partisanen zur Untersuchung in die Kanzlei getragen. Da nahmen sie davon, was ihnen zusagte, das Übrige wurde dann durch einen Kamerad, der über uns die Aufsicht hatte, uns zugestellt. Dazu musste der Spender einen Namenszettel beilegen, für den es bestimmt war. Die Spender warteten auf der Strasse

¹ abgedruckt unter Nr. 43.

² In Mitrowitz (Sremska Mitrovica), wohin das vormalig grosse zentrale Zwangsarbeitslager in Semlin verlegt wurde, war seit Anfang Herbst 1945 das Zentrallager (Centralni civilni logor = zentrales Zivillager) für Syrmien. Nach dorthin wurden die Arbeitsunfähigen und Kranken aus den einzelnen Arbeitslagern des Gebiets überwiesen und auch alle restlichen Insassen aufgelassener Lager zu ihrer weiteren Verwendung zusammengezogen, von hier aus wurden neu zusammen gestellte Arbeitspartien auf die verschiedenen Arbeitsplatzlager in Syrmien verteilt und deren Belegschaft nach Bedarf ergänzt und aufgefrischt. In dem Lagergebäude, einer ehemaligen Seidenspinnerei (Svilara), waren Ende 1945 zeitweise über 1'000 Personen untergebracht. Die unhygienischen Unterkünfte, eine Flecktyphusepidemie (nach deren Ausbruch das Lager von der Aussenwelt abgesperrt wurde) und die völlig unzureichende Ernährung der Lagerinsassen hatten zur Folge, dass ein Grossteil von ihnen in den Wintermonaten 1945/46 gestorben ist. Das Internierungslager in Mitrowitz kam in den Ruf, eines der schrecklichsten dieser Lager zu sein.

³ Über die Verpflegung während dieser Zeit wird in einem Erlebnisbericht, abgedruckt in: Hans Volk, 150 Jahre Karlsdorf, Donauschwäbische Beiträge – Heft 26, Freilassung 1958, S. 61, Folgendes berichtet: «Vom 5. Dezember 1945 bis 3. Feber 1946 gab es keinen Gramm Fettstoff und vom 5. Dezember 1945 bis 7. Jänner 1946 auch kein Frühstück. Am 25., 26. und 27. Dezember, also über die Weihnachtszeit, gab es nur täglich einmal Polentasuppe von 50 g Maisschrot je Person. Zwischen dem 1. und 5. Jänner gab es Tage, an denen 22 bis 24 Personen täglich starben.»

– sehen oder sprechen durften wir sie nicht –, dann trug der Aufsichtsmann das Essgeschirr wieder zurück. Das war aber nur 4-5mal in sechs Wochen.

Am 4. Februar 1946 wurde noch der letzte Rest der Schwaben, es waren die gemischten Ehen, ins Lager getrieben⁴. – Unter uns sagten wir, das Standrecht wäre aufgehoben; auch sagte man, dass diese Partisanen, die uns bewachten, Miliz waren und dürften uns ohne Ursache nicht mehr schlagen und erschliessen. Wir sagten schon längere Zeit, die Engländer oder amerikanische Kommission wird kommen; dann hofften wir auf Milderung. Doch es kam an deren Stelle nur Läusepulver. Es war Frühjahr 1946, wir wurden mit Läusepulver eingestaubt, so auch unsere Lagerstätte, und dies wurde jeweils wiederholt; die Sterblichkeit laste etwas nach⁵.

Ich habe mich die ganze Zeit, die ich in Mitrovica war, zu den Totengräbern gemeldet, weil sich da die Gelegenheit bot, betteln zu gehen. Es war ein ungarischer Partisan, wenn der uns bei der Grabarbeit im Friedhof bewachte, dann gestattete er, dass ein Mann darf betteln gehen. Dann wurden diese Almosen mit grosser Vorsicht im Friedhof verzehrt. Ins Lager durfte man nichts hineinnehmen, am Lagereingang wurden wir öfters untersucht. Doch dies dauerte nicht lange, der Ungar durfte uns nicht mehr begleiten, es wurde verraten. – Bis Frühjahr 1946 wurden die Toten im Holzgarten neben dem Lager begraben. Die Toten wurden im Holzgarten, so auch im Friedhof, in Massengräbern begraben. – An Bekleidung gab's hier keinen Mangel mehr. Denn wir hatten Befehl, die Toten nackt auszuziehen. Die Kleider wurden verbrannt; und da holten die Überlebenden sich die besseren und verbrannten die schlechteren.

Wir mussten die Fingerabdrücke machen und bekamen ein Merkzeichen an den Hals gehängt.

Das Essen war hier sehr schlecht und nicht ausreichend, öfters des Tags wurde zum Appell gerufen. Da haben die Partisanen ihren Zorn mit Wohlgefallen an uns ausgeübt, mit Stochen gingen sie durch die Lagerräume und schlugen auf den, der nicht rechtzeitig fertig war, und auf die Halbtoten drein mit den Worten: «Diste, diste⁶!» So mussten wir dann oft stundenlang stehen, in Kälte und Unwetter.

⁴ Volksdeutsche, die in «gemischter Ehe» (mit serbischen, kroatischen, slowenischen, madjarischen, rumänischen usw. Ehepartnern) lebten, sind in der Regel von den allgemeinen Zwangsmassnahmen gegenüber den Deutschen verschont geblieben; sofern sie, insbesondere im Gebiet der Wojwodina, in der Zeit der Partisanenherrschaft ebenfalls interniert und zu Zwangsarbeiten im Lande verschleppt worden waren, wurden sie gemäss amtlicher Anordnungen seit Mai 1945 aus den Lagern in ihre Heimorte entlassen, wo dann allerdings oft ihre erneute Festnahme erfolgte. Anfang Februar 1946 wurde eine Überprüfung der einzelnen Fälle bisher noch nicht internierter Volksdeutscher durchgeführt; s. hierzu Bericht Nr. 59, Anm. 5, S. 420, unter: Statistische Daten 1c.

⁵ In dem zitierten Erlebnisbericht heisst es hierzu: «Zwischen Mitte Jänner und Ende Feber wurden wir mehrmals von jugoslawischen Sanitätern, die äusserst freundlich zu uns waren, mit DDT-Pulver eingestaubt, was wir als ‚Segen Gottes‘ empfanden, weil wir frei von Ungeziefer wurden. Von den Lagerinsassen der ‚Svilara‘ überlebten nur etwa 20 bis 25% den Winter 1945/46, und von diesen kann der Grossteil sein Leben nur dem DDT-Pulver verdanken.»

⁶ «Dizite se!» = «Erhebt euch!»

Aufs Klo mussten wir bei Nacht in unserem Lagerraum. Die im 1. Stock hatten beim Stiegenraum unten ein Schaffl (Fass), dort mussten sie sich ringsum draufsitzen, im Finstern (es war fast daneben so viel wie drinnen); dazu waren zwei Mann bestimmt, die mussten es am Tage hinaustragen und den Raum reinigen. Oft lagen dort Tote und Kranke, die nicht mehr weiterkonnten, bewusstlos. Die am Dachboden hatten eine aus Brettern angefertigte Rinne, die ins Dachrinnenablaufrohr führte, mussten dort ihre Not verrichten; doch im Winter ist dies zugefroren, und so kam es zurück am Boden, wo die Menschen lagen. Das Dach war sehr schlecht, es war sehr ruiniert, es schneite auf uns. Viele konnten den Urin vor Kälte nicht halten, und es ging in die Kleider.

Die Frauen waren von uns separiert, aber im selben Gebäude. Sie waren ebenerdig und hatten auf der anderen Seite ihren Ein- und Ausgang. Zusammen kamen wir nicht; sie waren auch im jenseitigen Hof, dort hatten sie Appell.

Rasieren liessen wir uns von Kameraden, die Rasierer von Beruf und dazu bestimmt waren, so auch Haare schneiden, ganz kurz (so auch die Frauen).

Ärztliche Hilfe oder sonst was gab es nicht, obwohl wir einen Arzt unter uns gehabt hatten. Doch dieser war nur letztere Zeit dazu bestimmt, die Sterbenden zu entfernen. Diese wurden dann in ein Eckhaus in der Nähe des Lagers, in ein Wirtschaftsgebäude dieses Hauses getragen. (Die Gassenfront dieses Hauses gehörte auch als Ersatz zu unserem Lager, so auch das vis-à-vis stehende Haus des Sodawassererzeugers Stranz.) – Als Kinderlager war die in der Nähe gelegene Schiessstatt bestimmt, so auch das gegenüberliegende Eckhaus⁷.

⁷ Einen Eindruck davon, welche leibliche und seelische Not das Lager- und Zwangsarbeitssystem über die hier internierten Kinder und Mütter brachte, vermittelt der Erlebnisbericht der Anna Borosch aus Franztal bei Semlin.

Die Vfn. beschreibt zunächst die Überführung nach Sremska Mitrovica am Palmsonntag, 14.4.1946 in einem Transport von Volksdeutschen aus Franztal und die Behandlung der Neuangekommenen während der ersten Tage im Lager: «Am achten Morgen wurden alle Frauen mit Kindern zusammengetrieben. Die Kinder von 9-15 wurden zusammengestellt. Dann Mütter mit Kindern unter zwei Jahre, es waren nicht viele, vileicht 6, die kamen auf die Seite; dann Kinder von 2-9, kamen noch zu disen Frauen dazu; und wir andern mussten zurücktreten. Dann wurden sie abgefirt: zuerst die Mütter mit den übrigen Kindern in eine richtung, dann die grösseren Kinder in eine andere richtung. Ich hatte drei Blinder: ein Bub mit 12 Jahre, ein Mädcl mit 7 Jahre und ein Bub mit 3 Jahre. Mein Herz bricht mir vor lautter Schmerz und Weh, so fülten unzelige Mütter mit mier. Mit gebrochenen Herzen schauten wir unseren Kindern nach und weinten ohne Ende.»

Im Folgenden berichtet die Vfn., wie sie nach einiger Zeit erfuhr, dass es ihren Kindern schlecht gehe, der ältere Junge an Durchfall leide. Mit Hilfe eines Nachbarn aus ihrem Heimatort, der im Lager als Friseur beschäftigt war, fand sie dann einen Weg, den Kindern Lebensmittel zuzuschicken, die sie selbst auf ihren verschiedenen Arbeitsplätzen ausserhalb des Lagers bekam und dafür aufsparte, ebenso ihr Ehemann, mit dem sie Verbindung aufnehmen konnte.

«Dann war es Schlus mit diser Herlicbkeit. Es wurde ein Transport zur Feldarbeit zusammengestellt, wo ich auch dabei war. Ich hatte meine pah Lumpen schnell beisamen, denn in einer Stunde soi es losgehen. Dise eine Stunde mus ich nützen, ich will meine Kinder sehen; aber wie?

Dieser Arzt durfte ohne Bewachung in unmittelbare Nähe hinaus; er behandelte auch, wie ich erfahren hatte, kranke Angehörige und auch Bekannte der Partisanen. Sei-

Ich überlegte nicht lange, raftete meinen ganzen Mut zusammen und ging in die Meldestube. Die Partisanen waren so erstaunt über meine Frechheit, dass sie sogar vergassen zu schreien. Der eine fragte: Wie könnst du denn da herein? Und was willst du? Weist du, dass ich dich jetzt in den Bunker sperren werde? Nein, das wirst du nicht tun, denn in einer Stunde muss ich mit dem Transport fort, und ehe ich gehe, will ich meine Kinder sehen. Er fragte, ob noch mehr Frauen mitwollen. Ich bin alleine hier. Du hast aber Mut, lachte Er und ging mit mir. – Ich wurde in ein Haus geführt, wo alle Kinder beisammen waren, die Kleinen und Kranken. Die Grossen wurden irgendwo in Arbeit untergebracht. Viele sind schon gestorben und die Lebenden nur noch Haut und Knochen. Was ich da sah, war nur noch Elend und Jammer. Die Kleinen spielten im Hof, mein Grosser lag auf seiner Holzpritsche halb tot. Als er mich sah, war seine Freude gross. Sein Durchfall hätte nachgelassen, sagte er zu mir. Sei schön lieb und esse immer wieder nur ein Stückchen von dem kukuruz Brot, damit du dich daran gewöhnst. Ich konnte nicht mehr weiter, denn die Tränen rollten und wollten nicht aufhören. Da musste ich auch schon wieder gehen. Schnell drückte ich alle noch einmal an mich, und fort musste ich. Als wir zum Lager zurückkehrten, lachte mein Begleiter und sagte: Siehst du, wie schön es die Kinder hier haben. Und ich dachte: Gott, die werde ich nie wieder sehen; Gott im Himmel, wie kaust du das mit ansehen! – Alles war schon zur Abfertigung bereit, und meine Mutter kam mit meinem Bündelchen im Arm, um mir Lebewohl zu sagen. Sie weinte und versprach mir, sobald es ihr möglich ist, nach den Kindern zu sehen.»

Im Folgenden schildert die Vfn. ihre Erlebnisse bei der Arbeit auf einem Staatsgut, wo sie lange ohne Nachricht über ihre Kinder blieb, bis sie Ende August von neuem eingetroffenen Arbeitern aus dem Lager erfuhr, dass inzwischen Besuche erlaubt worden seien und dass die Kinder von ihrem Ehemann und einer Schwägerin (die nicht interniert war) versorgt würden; sie berichtet dann, dass sie Ende Oktober mit einem Krankentransport ins Lager Mitrovica zurückgebracht wurde, und fährt fort:

«Als ich dann meine Kinder sah, erschrak ich: sie waren kaum zu erkennen. Der Grosse war über und über mit fingerdicker Grätze bedeckt. Der Lagerarzt beruhigte mich und sagte, das ist ja gut, denn die Krankheit schlägt heraus. Das Mädlein mager und schwach, der kleine zusammengekrampft – der eine Fuss wurde dadurch kürzer und verdreht –, alle schmutzig und zerissen, so standen sie für mich. Und was fühlt eine Mutter, die ihre Kinder so antrifft und selbst krank und schwach ist? (Meine Mutter lebte auch noch, aber ihre Stunden waren gezählt.) Ich sollte in die Krankenabteilung gebracht werden. ‚Nein‘, schrie ich, ‚zuerst will ich meine Kinder in Ordnung bringen!‘ Der Lagerarzt, ein Kriegsgefangener Deutscher, ging mir an die Hand und schrieb die Kinder krank, so durften wir zusammenbleiben. Er sagte: ‚Liebe Frau, ich bin hier Arzt, aber leider fast ohne Medikamenten, ich kann leider nicht viel anfangen und Schmerzen lindern‘. Nun, ich war bei meinen Kindern und bekam neuen Lebensmut. Ich began den Kleinen zu massieren, dazu nahm ich das karge Öl von der Brennsuppe. Jeden Tag ein bisschen mehr, der schrie jämmerlich, aber ich biss die Zähne zusammen und massierte weiter. Mit viel Geduld und Ausdauer brachte ich die Sehnen und Bänder wieder in Ordnung. Er konnte wieder gerade laufen. – Aber noch heute hatte er ab und zu Schmerzen im Knie. – Nun erholten sich die Kinder einigermassen. Mein Mann kam jeden Sonntag und brachte, was er selbst geschenkt bekam. Meine Schwägerin kam immer wieder ... immer wieder brachte Sie was mit, obzwar es schon sehr schwer war aufzutreiben. Die Kleinen mussten wieder in das Lager zurück; der Grosse durfte mit meinem Mann gehen, dort wurde er Laufbursche, dort war er mir frei, und die gute Luft an der Save tat ihm gut, er erholte sich gut und schnell. – Meine Mutter starb, und mit mir wäre es auch bald soweit gewesen. Ja, wenn die Kinder nicht wären! Das ganze Elend zog an mir vorbei, und das Sterben wäre bestimmt viel einfacher; aber mein Gott, was soll aus den Kindern werden!« (Original, 3. Februar 1959, 13 Seiten, hschr.)

ne Frau ist auch dort im Ersatzlager gestorben (in der Nähe des Hauptlagers im grossen Eckhaus). Er hatte dort keinen Zutritt; ich aber, als Totengräber, musste überall hin. Er sagte mir, wenn sie gestorben ist, mögen wir ihr ein schwarzes Tuch um den Kopf binden, damit er sie einmal erkennen und herausholen kann aus dem Massengrab, er möchte sie dann in der Heimat begraben; und das Grab mögen wir auch anmerken, welches aber nicht erlaubt war. Wir mussten alles gleichmachen, es gab keine Grabhügel. – Wie ich erfahren, wurde er 1947 enthauptet und von den Partisanen in die Save (Fluss) geworfen, ich war damals nicht mehr dort; sein Name war Dr. Ehrlich aus der Gemeinde Kernei (Batschka)⁸.

Es war im Frühjahr 1946. Da ging ich bei der Nacht durch den Lagerhof zur Latrine; auf dem Rückweg kam ein Partisan auf mich zugelaufen und schlug mit einem Spazierstock auf mich zu, ohne ein Wort. Wieviel Hiebe, weiss ich nicht. – Acht Knöpfe hatte ich an meinem Rock, ganz war keiner mehr; den rechten Arm konnte ich lang nachher nicht hochheben. – Auf den Kopf haute er mir nicht. Als ich zu Boden sank, liess er nach, ging davon. Dann raffte ich mich auf, ging dem Eingang entgegen. Als er dies sah, kam er mir nachgelaufen. Da lief ich, soviel ich konnte, und liess mich zwischen den Kameraden fallen. Er konnte mich dann nicht mehr ermitteln, denn es war finster. Die Lampe, die wir hatten, schaltete sich nur zur bestimmten Zeit für einige Sekunden automatisch ein.

Ungefähr einen Monat später war im Hauptlager, der «Svilara», wie man es nannte, eine Krankheit ausgebrochen. Da war im Lager Sperre. Und da mussten wir Totengräber in das gegenüberliegende Ersatzlager übersiedeln. Weil wir doch alle Tage mit den Toten durch die Stadt fuhren und damit sich die Krankheit nicht übertrage an die Stadtbewohner, wurden wir Totengräber übersiedelt.

Es war am 19. März, an meinem Namenstag, da wurde mit uns Totengräbern Richtbarkeit abgehalten. Wir mussten in einen im Hof stehenden Wirtschaftsraum. Dort wurden wir ausgesucht, ob wir Briefe oder sonstige Schreibsachen bei uns haben. Ein Kamerad aus Mramorak (Banat), von Beruf Zuckerbäcker, legten sie am Boden; ein Häuptling nahm sein Taschenmesser heraus und kniete sich auf ihn und schickte sich an, ihm den Hals abzuschneiden, doch tat er es nur mit der Rückseite des Messers. Zu mir sagte er, ich werde erschossen. (Weil er merkte, dass ich die serbische Sprache nicht gut verstehe, sagte er einem, er möge es mir in meiner Muttersprache erklären.) Da fragte ich warum, bekam aber keine Antwort. Dann mussten wir Kleider und Wäsche bis auf ein Teil ausziehen. – Deren hatten wir auch genug. Denn wer gestorben war und schöne Kleider hatte, die hatten wir, wenn unser dürftig war, uns angezogen. Vielleicht war auch diese Schikane darum. – Dann wurden ich und einige freigelassen. Doch kaum war ich in meiner Wohnung, da hörte ich von einem zurückgebliebenen Kameraden meinen

⁸ Nach anderen Berichten wurden Dr. Ehrlich und seine ärztliche Helferin im September 1946 umgebracht; seine enthauptete Leiche sei am Saweufer wieder angeschwemmt worden.

Namen rufen. Da kam auch schon ein Partisan im Hof, schreiend: «Dije tej stari Pop⁹!» So musste ich wieder zurück in die Folterkammer. Dort waren noch zwei Kameraden, diese mussten zur Wand schauen. Als ich hineinkam, musste ich mich mit dem Rücken an die Wand stellen. Dann fragte mich ein Partisan, ob ich ein Schreiben bekommen habe. Da ich es nicht verstand, nahm er einen Brief aus seiner Tasche und hielt ihn vor mich und fragte, ob ich so einen bekommen habe. Ich verstand ihn, ob dies mein Brief ist; ich sagte: nein. (Doch dieser Kamerad, der bei mir in der Nähe ins Eck schauen musste, sagte mir dann später, dass er mich fragte, ob ich so etwas erhalten habe.) Eine Weile verhandelte er mit mir. Da kam der Häuptling auf mich zu mit einem Stock (es war scheinbar ein Besenstil) und befahl mir, die Hand auf zu halten, schlug darauf, dann die andere, dann wieder die erste, und so ging's dann im Tempo fort. Dann brach der Stock schief entzwei; da nahm er einen Teil, der spitzig war, und verletzte mich an der Kehle, dann haute er mir mit der Faust ins Gesicht und ans Kinn. Da blutete ich aus Mund und Nase. Dann faltete ich die Hände und bat ihn: «Al nemoj, brate¹⁰!» Dann kam ein anderer Partisan ihm entgegen, der mich persönlich kannte; da gingen sie in eine Ecke des Zimmers und sprachen. Ich kniete am Boden. Dann befahl der Häuptling, in einer Lawur¹¹ Wasser zu bringen; da habe ich mich abgewaschen. Dann gingen sie hinaus; mir befahl er zu schweigen. Als ich mich gereinigt hatte, trug ich das Blutwasser hinaus und ging in meine Zelle. Draussen vor der Tür stand ein Posten, dieser aber sah von dem nichts; er sah nur das Blut am Boden, als ich die Tür öffnete, und das Blutwasser, das ich hinausstrug.

Der Gedanke: Flüchten! ging mir bei Tag und Nacht nicht mehr aus dem Kopf. Doch wie über die Donau? Der nächste Weg wäre Ungarn, und dieser Weg war mir etwas bekannt. In zwei Tagen wäre ich über die Grenze, wenn ich Glück hätte. Doch krank, schwach und auf dem Weg die Donau! – Habe auch derzeit erfahren, dass den Materern ein Totengräber ein Dorn im Auge ist; er hat zuviel gesehen und sollte die Freiheit nicht überleben.

Es kam seit letzter Zeit vor, dass Gefangene als Arbeiter an Privatpersonen verkauft wurden. Das sagte man uns nicht; nur wenn ein Arbeitgeber zu uns gut war, sagte er es uns. Also nicht mehr vernichten die «Robb» oder «Logoraschen», wie sie uns nannten¹², sondern verpachten. Doch die meisten konnten nicht mehr arbeiten. So wollte es das Schicksal, dass einmal ein serbischer Bauer ins Lager kaum um zwei Arbeiter; da hatte ich das Glück, noch mit einem Kameraden aus Glogon (Banat), Anton Katie, dorthin auf Arbeit zu kommen. Ich konnte aber fast nicht arbeiten; ich war krank, ich hatte die Ruhr, durfte mir aber nichts ansehen lassen. Der Bauer, der uns kaufte, kam aus der Provinz, 30 km von Mitrowitz, aus Platičevo, an der serbischen Grenze. Es kam noch ein Bürger mit ihm, der brauchte einen Jungen zum Schweinehüten und eine Magd. Sie kamen mit einem Pferdewagen und blieben auf der Strasse vor dem Lager stehen. Als

⁹ «Gde je taj stari pop!» = «Wo ist dieser alte Pfaffe!»

¹⁰ «Tu's nicht, Bruder!»

¹¹ Lavor (Süddeutsch für: Lavoir) – Waschbecken.

¹² Robovi – Sklaven; Logoraši = Lagerleute.

wir bereits fertig Waren zum wegfahren, kam ein Partisan und fragte mich, wer mir Totengräber erlaubt hat wegzugehen. Da sagte ich: «Der Kommandant.» (Es war nämlich der Intendant, doch ich verwechselte ihn mit jenem.) Er werde hineingehen, ihn fragen. Wir aber fahren davon.

Mein Bauer hatte in der Stadt eine Tochter verheiratet, dort machten wir ein wenig halt. Da bat ich meinen Herrn, einem Bekannten seine Frau besuchen zu gehen, der auch mit mir im Lager war; sie aber war eine Serbin und war zuhaus, und sie wohnte dort in der Nähe. Als ich dort hineinkam, war die Frau überrascht, als ich ihr sagte, wer ich bin; denn ich war ein Verwandter zu ihrem Gatten und brachte ihr auch Botschaft von ihrem Mann. Da war sie überglücklich froh; sie gab mir ein grosses Stück Speck, ein Taschenmesser und Brot. In 18 Monaten das erstmal weisses Brot und Speck! Ich eilte mich zum Wagen zurück. Mein Kamerad, ein leidenschaftlicher Raucher, ging die Strasse auf und ab und sammelte weggeworfene Zigarettenreste. Ich sammelte auch einige des Weges für ihn, denn ich bin ein Nichtraucher; er hat mich dafür geküsst.

Dann ging's, ich möchte sagen, in die Freiheit. Es war am 17. April 1946. Dort war ich einen Monat auf landwirtschaftliche Arbeit. Dann mussten wir wieder ins Lager. In einigen Tagen kam ich wieder durch eine Baufirma in ein Arbeitslager, zum Aufbau nach Grgurevci. Dort mussten wir die Schwabenhäuser abtragen und den Partisanen kleine, einheitliche Häuser bauen. Hier ging es schon besser; denn manche Leute, wo wir arbeiteten, gaben uns zu essen, wenn die Partisanen nicht dort waren, denn wir waren im ganzen Ort zerstreut. Dort arbeitete ich bis 23. März 1947.

Am 23. März 1947, bei der Nacht, bin ich desertiert; 30 km durch den Wald, Fruschka Gora genannt, bis Peterwardein, von dort über die Donaubrücke nach Neusatz. Als ich dort ankam, waren viele Leute am Donauufer und schauten; es war Hochwasser, es kam Holz und dergleichen geschwommen. Somit war ich auch nicht auffallend. Inzwischen kam der Lastzug langsam über die Brücke gefahren. Der Übergang war derzeit gesperrt, da sammelten sich die Autos und Pferdegespanne. (Es ist eine grosse Brücke, in der Mitte der Zug und Fuhrwerke, auf beiden Seiten für Fussgänger, mit einem Triumphbogen und der Aufschrift: Tito.) Als die Schranken geöffnet wurden, fragte ich einen Fuhrmann mit Pferdegespann, ob ich aufsitzen darf. Er nickte ja. (Es war ein Strafswagen, dieser hatte gelbe Erde gefahren.) Ich legte mich um, mit dem Kopf auf den Arm gestützt, als wäre ich ein Mitfahrer (so ist es dort oft üblich). Es waren auf der Brücke sechs Partisanenposten, je zwei einander gegenüber, verteilt auf beiden Enden der Brücke und in der Mitte. Sie haben uns nicht kontrolliert. Der Kutscher muss kein Serbe gewesen sein. Als er in eine Strasse einbog, machte er halt und deutete nur, ich soll absteigen. Da ging ich bis ins Innere der Stadt, dort fragte ich an der Ecke einen Schuhputzer nach dem Bahnhof. Dort angekommen, ging ich Fahrkarten lösen. Weil ich die serbische Sprache schwach beherrschte, fragte ich in ungarischer Sprache. Der Bahnbeamte schlug fluchend die Fenster zu und gab mir keine Fahrkarte. Da bemerkte ich zwei Ungarn-Männer, die bat ich, mir eine Fahrkarte zu lösen; sie sprachen gut Serbisch.

So ging's dann über Sombor, die Richtung der Grenze zu. Mein Ziel war die vorletzte Station, Stanischitz. Dort hatte ich Bekanntschaft, wo ich mich verbergen konnte, bis sich eine Gelegenheit bot für über die Grenze. Inzwischen ist es Abend geworden, und der Zug ging nur bis Sombor, eine Stadt in der Nähe der ungarischen Grenze. Dort musste man übernachten, am nächsten Morgen ging's dann an die Grenze und gleich zurück; doch das wusste ich nicht. In der Nähe Sombor war der Zug fast leer. In der Abteilung bei mir war ein Partisan und ein betrunkenener Kolonist; der hatte eine grosse Schnapsflasche in der Hand und trank abwechselnd mit dem Partisan daraus. Da kam der Kolonist auf mich zu und fragte mich nach meinem Reiseziel und ob ich auch ein Kolonist wäre (weil ich auch so zer> rissen und ungepflegt aussah wie er). Doch ich hatte ihn verstanden «ein Kommunist», und weil ich das nicht sein wollte, wehrte ich mit dem Kopf ab. Da bemerkte er, dass ich seine Sprache nicht recht verstehe. Da sagte er: «Ti si magyar?» Da nickte ich ja. Er war zum Glück vom Nachbarsort, von dem mein Ziel war und das ich meine Heimat nannte. Da fragte ich ihn, ob nicht der Zug Verspätung habe, wann wir dort ankommen. Da sagte er: erst morgen früh, heute müssen wir in Sombor übernachten – ich muss doch das wissen! Ach, sagte ich, ich glaubte, es ist schon in der Früh, weil ich bin ein bissl betrunken. Da sagte er, er ist auch. Du gehst mit mir, sagte er, in ein feines Hotel, dort wird es uns gutgehn.

Als wir ausstiegen, musste ich ins Klo gehen, um vor ihm zu verschwinden. Da merkte ich, dass im Bahnhof gestattet ist zu übernachten. Während dieser Zeit im 3. Klasse-Warteraum kamen die Kontrolle, verlangten Legitimation, doch mir verlangten sie nichts; ich sass neben einem Partisan auf der Bank. Am nächsten Morgen ging's um 4 Uhr der Grenze zu. Den Kolonist habe ich zum Glück nicht getroffen. Doch als ich in Stanischitz ausgestiegen war und der Zug weiterfuhr, war es schon Tag. Er schaute an einem Wagenfenster heraus und jauchzte und schickte mir Grüsse nach. – Es war am 24. März 1947, Maria Verkündigung.

Dort war ich acht Tage versteckt; dann ging's mit Grenzschmugglern über die Grenze, denen ich 1'000 Dinar zahlen musste, welches Geld ich erhalten habe von jenen, wo ich verborgen war.

In Ungarn angekommen: es war wie im Himmel aus der Hölle. Dort traf ich meine Familie. Dort waren wir vier Monate. Die Menschen waren gut. Doch hörte man, sie möchten die jungen, arbeitsfähigen Flüchtlinge nach Russland vertauschen für ihre Kriegsgefangenen Soldaten. Da haben wir uns entschlossen, nach Österreich zu flüchten. Mit viel Strapazen und Schwierigkeiten ist dies uns gelungen. In Österreich mussten wir uns registrieren; da bekamen wir von den Amerikanern in Steyr wegen unerlaubtem Grenzübertritt acht Tage Arrest, welches wir auch dort verbüsst haben.

So sind wir Österreicher geworden.

Bericht des Kaplan Paul Pfuhl aus Filipovo, Bezirk Hodschag (Odžaci) in der Batschka.
Original, 19. Oktober 1956, 56 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Die Internierung der deutschen Bevölkerung von Filipovo und einigen benachbarten Gemeinden Ende März und Juni 1945; die Verhältnisse im Konzentrationslager Gakovo bis Dezember 1947.

Im ersten Teil seines Berichtes schildert der Vf. die Ereignisse in Filipovo nach dem Einmarsch der Roten Armee unter dem Partisanenregime seit Ende Oktober 1944: die Zwangsmassnahmen gegenüber der deutschen Bevölkerung, die Ermordung von ca. 240 Männern durch ein Partisanenkommando am 25. November, die Aushebung von Frauen und Männern zur Deportation in die Sowjetunion und das Eintreffen der Mitte März 1945 aus den Gemeinden Karavukovo und Prigrevica Sveti Ivan nach Filipovo vertriebenen Deutschen¹.

Es kam der Karsamstag, der 31. März 1945. Nichtsahnend feierten wir in der Kirche die Zeremonien und die Auferstehungsmesse. Als wir gegen 9 Uhr die Kirche verliessen, sahen wir vom unteren Ende des Dorfes Menschen mit Bündeln auf dem Rücken in schwarzen Scharen heraufkommen. Am unteren Ende des Dorfes gingen Partisanen von Haus zu Haus und trieben die Menschen heraus. Es wurde allen zur Gewissheit: Das Ende unseres Dorfes ist gekommen. Alle, Einheimische und jene, die erst vor einigen Tagen hergebracht worden waren, mussten die Häuser verlassen und sich auf die Wiese begeben, die oberhalb des Dorfes lag. Soweit man noch Zeit hatte, packte man in die bereitstehenden, wohlweislich vorbereiteten Rucksäcke ein, was man schnell greifen konnte, warf vielleicht noch einen Blick auf alles, was man sein Eigen nannte, und zog hinaus. Wer säumte, wurde durch Hiebe mit dem Gewehrkolben der Partisanen zur Eile getrieben. Nur das Pfarrhaus und das Schwesternkloster wurden verschont: Wir können zu Hause bleiben, so wurde uns auf eine Anfrage im Gemeindeamt mitgeteilt. Wir waren jetzt im Pfarrhaus 5 Priester: der Pfarrer Müller und ich als Kaplan, Pfarrer Thiel aus Karavukovo und die Kapläne Johler und Moullion aus Prigrevica Sv. Ivan. Im Kloster waren 10 Schwestern.

Wir Priester besprachen uns, was in dieser Lage zu tun wäre, und wir entschlossen uns, zu zweit mitzugehen: Kaplan Johler und ich. Auf unsere Anfrage im Gemeindeamt, ob es uns erlaubt sei, mitzugehen, wurde uns gesagt, das hänge ganz von uns ab, wir könnten gehen oder bleiben. Auch gab man uns eine Schrift mit, dass wir freiwillig mitgingen und dazu nicht gezwungen wären. So packten wir denn unsere Rucksäcke und zogen den anderen nach auf die Wiese vor dem Dorf.

Auf der Wiese waren so ungefähr 5'000 Menschen. Und dort wurde jetzt die ZerreiSSung der Familien vorgenommen. Was jung und arbeitsfähig war, wurde auf eine

¹ abgedruckt unter Nr. 41.

Seite gestellt, Kinder und alte Leute auf die andere. Viele Mütter wurden von ihren Kindern gerissen und den Arbeitsfähigen zugeteilt. Um die Kinder mussten sich die Groseltern und Nachbarn kümmern. Zum Ruhme der Mütter darf nicht unerwähnt bleiben, dass sich sehr viele in einem unbewachten Augenblick zu ihren Kindern hinüberstahlen. Vielleicht regte sich auch bei manchen Partisanen die Menschlichkeit, als sie all diesen Jammer mitansahen, und sie drückten ein Auge zu, um nicht zu sehen, wie die Mütter zu ihren Kindern zurückgingen.

Am Nachmittag wurden die als arbeitsfähig Befundenen unter Bewachung von Partisanen ins Dorf zurückgeführt. Dort waren inzwischen schon einige Häuser total geräumt worden. Da hinein brachte man diese Menschen. Vorher aber wurden sie einer Kontrolle unterzogen, und alles, was sie an Wertsachen, an guten Kleidern und Bettzeug bei sich hatten, wurde ihnen weggenommen. – Später mussten sie alle Gegenstände aus den einzelnen Häusern zusammentragen, das Vieh versorgen und die Felder bearbeiten. Dies alles unter ständiger Aufsicht, bei sehr schlechter Kost und unter vielen Gefahren, besonders auch für die Ehre der jungen Mädchen und Frauen. Doch fanden sich die meisten gut zurecht, verstanden immer wieder, zu Lebensmitteln und Kleidern zu kommen, und überstanden diese eineinhalb bis zwei Jahre insofern gut, dass sie wenigstens ihr Leben retten konnten. Immerhin starben auch von ihnen mehr als es sonst der Fall gewesen wäre, einige wurden auch erschossen².

Die alten Leute, die Mütter und ihre Kinder – auch wir beiden Priester schlossen sich ihnen an – wurden in eine Randgasse des Dorfes geführt. Vor den einzelnen Häusern standen Partisanen, damit niemand hineinginge und sich vielleicht noch etwas mitnähme. In kleinen Gruppen wurden sie in ein Haus geführt. Dort mussten sie ihre Rucksäcke auspacken. Alles, was einen gewissen Wert hatte, wurde ihnen weggenommen. Selbst die Kleider, die sie auf dem Leibe trugen, wurden kontrolliert, und was den Partisanen gefiel, musste abgelegt werden. Besonders aber hatten sie es abgesehen auf Geld und Schmucksachen. Selbst die Eheringe von den Fingern mussten restlos abgegeben werden. Um die Leute gefügig zu machen und um ihnen Angst einzutreiben, damit ja nichts herheimlicht werde, wurde öfters eine sinnlose Schiesserei veranstaltet. Dies zog sich bis in den Abend hin.

Unter den aufgebotenen Partisanen waren einige kroatische Katholiken aus den umliegenden Dörfern Vajska, Plavna u.a. Man sah, dass viele nur mit Widerwillen mitmachten. Mit ihnen liess sich reden. Diese fragte ich, ob ihnen bekannt sei, wohin die Leute gebracht werden und was ihnen bevorstehe. Sie wussten es wohl, doch getrauten sie sich nicht, es zu sagen. Nur einer fasste Mut und gestand mir, dass die Leute in ein Konzentrationslager kämen und dort wohl ausgehungert und vernichtet würden. Er fragte mich auch, ob auch wir Priester gezwungen seien mitzugehen. Als ich ihm sagte, dass wir freiwillig mitgingen, drang er in mich, doch zurückzugehen, denn man würde uns ja doch nicht bei unseren Gläubigen lassen. Trotzdem waren wir fest entschlossen, mitzugehen. Ohne selbst in das Haus hineinzumüssen, wo die Leute ausgeplündert wur-

² s. hierzu auch Anm. 8, S. 423 f.

den, konnte ich die Kette der Partisanen umgehen und mich zu den schon Beraubten begeben. Dort kam ein serbischer Beamter aus dem Gemeinderat, der uns gut gesinnt war, auf mich zu und fragte mich, ob wir denn wissen, was wir machten. Als ich ihm sagte, dass unser Gewissen uns gebiete, das Los der Gläubigen zu teilen und bei ihnen auszuharren, sagte er mir, dass wir bestimmt nicht mit den Leuten bis an den Bestimmungsort, den er nicht nannte, kommen werden. Diese Menschen werden als Faschisten und Nazisten betrachtet und darum strafhalber weggeführt. Und wenn wir freiwillig mitgingen, würde man uns als ihre Führer betrachten und uns von ihnen absondern. Und was uns dann erwarte, könnte ich mir vielleicht doch vorstellen.

Die schon Ausgeplünderten wurden an die Bahn gebracht, dort in Viehwaggons gesteckt und fortgebracht. – Allmählich wurde bekannt, dass Gakovo, ein Dorf nahe der ungarischen Grenze, der Bestimmungsort sei. Das ganze Dorf wurde zu einem Konzentrationslager für Deutsche umgewandelt³. – Über die Hälfte der Menschen konnten in

³ Die bereits Mitte März improvisierte Errichtung eines Massenkonzentrationslagers in Gakovo und dem benachbarten Kruševlje begann mit der dortigen Unterbringung der aus Apatin und aus Brestowatz vertriebenen Deutschen.

Über die Austreibung der nicht im Arbeitseinsatz stehenden deutschen Bevölkerung Apatins berichtet Pfarrer Peter Schröder Folgendes:

«Am 11. März 1945 (Sonntag) während der Frühmesse wurde ich vom damaligen Gemeindepfarrer Milivoj Izbradic aufgefordert, den Gläubigen mitzuteilen, sie mögen die Kirche sofort verlassen. Durch Trommelschlag wurde überall in der Gemeinde bekanntgegeben, dass alle Deutschen und alle Ungarn mit deutschen Familiennamen nach Hause gehen und nach einer Stunde mit Gepäck am Marktplatz erscheinen sollen. Ihre Häuser mögen sie verschliessen, den Schlüssel am Haustor anbringen. Apatin war zu dieser Zeit von Partisanen umringt. Partisanen gingen von Haus zu Haus, trieben alle Deutschen, alte und kranke, gebrechliche, Säuglinge und Greise, aus den Wohnungen und aus den Betten. Ich sah eine Frau, die ihren alten kranken Mann auf dem Karren fuhr. Ich sah Frauen mit Kinderwagen, Krüppel auf Karren und Kinderwagen, Partisanen schlugen auf die Leute drein. Etwa sechs- bis siebentausend Personen wurden in den Nachmittagsstunden zu Fuss über Sombor nach Gakovo und Kruševlje ins Konzentrationslager getrieben. Unterwegs brachen bereits einige zusammen und blieben tot im Strassengraben liegen.» (Erlebnisbericht; Original, 19. April 1948, 8 Seiten, mschr.) Hierzu und über die Zustände im Lager Kruševlje während der ersten Wochen berichtet u.a. die T. S. aus Apatin noch Folgendes:

«Ein Teil, darunter auch ich, hielt sich trotz der Drohung mit der Todesstrafe zurück. Bald gingen Streifwachen der Partisanen durch die Strassen und holten die Zurückgebliebenen aus den Häusern. Viele mussten so, ohne darauf vorbereitet zu sein, ihr Heim sofort verlassen. Bei der seinerzeitigen Kundmachung am 11. März sagte man, jeder möge sich Lebensmittel auf 15 Tage richten. Mich und meine Kinder nahmen sie gerade vom Mittagessen weg. Ich konnte kaum noch meine Schuhe anziehen, da die Partisanen mir nicht einmal diese Frist gestatten wollten. Zum Glück in allem Unglück hatte ich Lebensmittel für den Abtransport vorbereitet. Wir wurden bis zum Abtransport in das katholische Gesellenheim gebracht. Unser Transport ging am 16. März, um 6 Uhr, aus Apatin weg, und zwar mussten wir zu Fuss, Kinder, Frauen und Männer, nach Krušewlje marschieren. Unserem Transport gehörte die letzte, etwas kleinere Hälfte der Apatiner deutschen Bevölkerung an; es war eine lange, kaum übersichtbare Kolonne. Die Partisanen trieben uns bis 9 Uhr abends, bis wir endlich in Ställen, mitten unter dem Vieh übernachteten

dem einen Zug nicht mehr untergebracht werden und mussten noch zwei Tage warten, bis auch sie fort kamen. In der Begleitung eines Partisanen ging ich in der Nacht ins Pfarrhaus zurück, um dort mit den drei anderen Priestern zu besprechen, was wir tun sollten. Wir beschlossen, jetzt nicht mitzugehen, da ja doch wenig Aussicht vorhanden

konnten. Schon unterwegs, während des Marsches durch Sombor, nahm man uns den Grossteil unserer Habe, besonders Kleider weg. Am nächsten Tag kamen wir in Kruschewlje an. Die Menschen wurden in grosser Zahl in die Zimmer der Häuser gesteckt, so dass sie gerade noch alle Liegeplätze hatten. Das Nachtlager bestand aus Stroh. – In der ersten Zeit unseres Aufenthaltes in Kruschewlje erhielten wir morgens und abends eine Einbrennsuppe und mittags eine Suppe mit Bohnen und Nudeln. Von allem Anfang an war das Essen, auch das Brot ungesalzen. In der ersten Zeit erhielten 10 Personen zwei Kilogramm Brot täglich. Das Brot war zu 25% aus Mais und zu 75% aus Weizenmehl zubereitet.

Nach unserer Ankunft in Kruschewlje mussten wir in der Dorfstrasse Aufstellung nehmen, dann wurden wir von den Partisanen sortiert. Die Mütter mit Kindern über 3 Jahre wurden von ihren Kindern getrennt, die Kinder wurden älteren Personen zugeteilt. Nach dieser Sortierung wurden die Arbeitsfähigen auf Arbeitslager verteilt: nach Sombor, Krnjaja, Hodschag, Batina usw.

Am 13. April 1945 mussten wir alles Geld, Uhren, Ringe, Ohrgehänge, sämtlichen Schmuck und alle Wertgegenstände abliefern. Wir mussten deshalb alle am 13. April, um 4 Uhr morgens auf der Strasse Aufstellung nehmen. Die Geld- und Schmuckablieferung dauerte bis 14. April, 5 Uhr morgens. Solange mussten alle Lagerinsassen mitten auf der Strasse Aufstellung nehmen, auch die Frauen mit kleinen und kleinsten Kindern. Bei der Ablieferung wurden auch Stichproben gemacht, ob die Häftlinge auch alles restlos abgeben. – Der Lagerkommandant, unter dessen Aufsicht die Ablieferung erfolgte, war ein Zigeuner. Der Gutsverwalter des Hotters Kruschewlje, der auch mitwirkte, war ein Jude. – Bei zwei Frauen aus Kruschewlje, es war eine ältere und eine junge 21jährige Frau, fand man noch Geld und bei der jungen noch ausserdem ein Bild ihres Mannes. Beide wurden vor der Masse der angetretenen Lagerhäftlinge sofort erschossen. Die Frauen weinten bitterlich, besonders die junge, die den Lagerkommandanten kniend um Gnade anflehte und ihm die Füsse küsste und immer wieder bat, man möge sie am Leben lassen, da sie doch ein vier Monate altes Kind habe, das allein in der Welt zurückbleibe. Das Urteil wurde aber ohne Nachsicht vollstreckt. Auch sonst nahmen die Partisanen den Lagerinsassen bei Zimmervisitationen immer etwas von den letzten Stücken ihrer Habe, besonders noch gut erhaltene Kleidungsstücke weg. Zu diesem Zwecke veranstalteten sie von Zeit zu Zeit regelmässige Razzien.

Nach drei Monaten, also Mitte Juni, wurde die Verpflegung zusehends schlechter. Von dieser Zeit an erhielten wir morgens eine leere Suppe und mittags einen wurmigen Futtererbsenbrei, der fast ungeniessbar war, den wir aber trotz allem Widerwillen essen mussten, weil der Hunger uns dazu trieb. Später gab es mittags Weizenschrotbrei, der fast aus lauter Kleie bestand. Vom September 1945 an bestand das Brot schon zu 50% aus Maisschrot.

Infolge der mangelhaften und schlechten Ernährung waren die Häftlinge gezwungen, während der Feldarbeiten im Sommer von der lagerfreien Bevölkerung zu betteln oder zu stehlen, um sich und besonders die kleinen Kinder, die mit der Zeit furchtbar abmagerten, am Leben zu erhalten. Viele von uns, besonders auch ich, schlichen uns nachts aus dem Lager, um in den benachbarten Dörfern Lebensmittel zu erbetteln oder zu kaufen. Laut Verordnung des Lagerkommandanten war es aber verboten, sich zuzügliche Lebensmittel zu beschaffen, ferner war es verboten, das Lager ohne Erlaubnis oder bewaffnete Begleitung zu verlassen. Es war auch verboten, die Strassen im Lager zu betreten, ausgenommen von dem Verbot waren nur der Weg zur Lagerküche und zur Arbeitsstelle. Sonst durften wir uns nur im Haus und Hof des uns zugeordneten Lagerhauses aufhalten. Das Verlassen des Lagers wurde unter Todesstrafe gestellt.» (Protokollierte Aussage; Photokopie, 17. Juni 1946, 12 Seiten, mschr.)

sei, dass wir bei den Leuten bleiben könnten. Wir wollten versuchen, mit unserem Bischof in Verbindung zu kommen und ihn zu bitten, uns nach Gakovo als Kapläne zu versetzen. So blieben wir denn zurück, als auch der letzte Zug wegfuhr. Dieser Entschluss fiel uns beiden nicht leicht, und wir schämten uns wohl beide, als die Leute wegfuhr und wir zurückblieben. Aber es war bestimmt das Vernünftigste, was wir tun konnten. Dies sollte sich später klar herausstellen.

Zum Ruhme der Schwestern soll nicht unerwähnt bleiben, dass sie sich um die zurückgebliebenen Kranken kümmerten, sie sammelten und in ihrem Kloster ein provisorisches Spital eröffneten, für sie sorgten, bis sie entweder starben oder später auch noch nach Gakovo gebracht wurden. Nie hätte ich früher gedacht, dass Schwestern so erfinderisch sein könnten und solches Talent zum «Organisieren» hätten, um über 40 Kranke zu pflegen und ihnen die nötigen Lebensmittel beizuschaffen. Die Liebe Christi ist eben auch erfinderisch.

Eine Dorf- und Pfarrgemeinschaft wurde so endgültig vernichtet. Die Zurückgelassenen mussten bei unzureichender Kost und unter vielen Schikanen schwerste Arbeit – Sklavenarbeit – auf den eigenen Feldern und in den Hanffabriken für die Zwingherren verrichten. Einige Monate später wurden aus südlichen Landstrichen Jugoslawiens, vorwiegend aus der Nord-Lika, aus der Gegend von Gračac, orthodoxe Serben ins Dorf gebracht und in die freien Häuser eingewiesen. So wurden mit der Zeit Arbeitskräfte frei und allmählich ins Konzentrationslager Gakovo gebracht. Die letzten zurückgelassenen Deutschen verliessen Anfang 1947 das Dorf, das ihnen einst Heimat und alles war.

Die serbischen Beamten, zumeist aus umliegenden serbischen Dörfern kommend, und die in Filipovo stationierten Partisanen waren im Vergleich zu manchen anderen noch human. So haben sie den unter ihrer Gewalt stehenden internierten Deutschen erlaubt, sonntags abends zur hl. Messe in die Dorfkirche zu gehen, öfters unter Begleitung von Partisanen. Vormittags durften sie nicht gehen, denn auch sonntags musste gearbeitet werden. – In anderen Dörfern wurde kaum jemals erlaubt, dass die internierten Deutschen zur Messe gingen. – Solch eine Opfer- und Kommunionsgemeinschaft hatten wir früher nie gehabt, obwohl in Filipovo immer ein schönes Glaubensleben blühte.

Die spärlichen Nachrichten, die aus dem Lager Gakovo zu uns durchsickerten, waren niederschmetternd. Über 17'000 Menschen waren dort konzentriert, in einem Dorfe, das früher 2'600 Einwohner zählte...⁴ Wir er wirkten von unserem Bischof, dass er einen

⁴ Über die Anfangszeit im Lager berichtet der T. E. aus Gakovo: «Die Zahl der Internierten stieg im Laufe der Zeit auf 16'500. Das war der Höhepunkt, das grosse Sterben konnte beginnen. Die Menschen wurden täglich aufgeschrieben, doch wusste niemand, wer alles im Lager ist: Die auch nur einigermaßen zu einer Bewegung fähig waren, wurden mit Bewachung auf die Arbeit getrieben, teils auf unserer Gemarkung auf die Felder, die Kräftigeren aber auch weiter (bis Belgrad) ... Im Lager Gakovo begann langsam, aber unaufhaltsam das Sterben. Ein Arzt betreute das ganze Lager, ohne die geringste Menge Medizin zu haben. Ich habe auf eigene Faust sämtliche Medikamente aus allen Häusern zusammengetragen. Es kann auch eine stattliche Menge zusam-

von uns nach Gakovo als Kaplan versetzte, um dem dortigen Pfarrer in der Seelsorge behilflich zu sein. Da in Gakovo auch einige Ungarn lebten, die nicht interniert wurden und in ihren Häusern verbleiben durften – auch der Herr Pfarrer Anton Dobler ist frei gelieben und durfte weiterhin im Pfarrhaus wohnen und für die Ungarn die Seelsorge ausüben –, so wurde jeden Tag die hl. Messe gefeiert. So hatten auch die Internierten Gelegenheit, in die Kirche zu gehen. Und so bestand auch die Möglichkeit, dass ein Priester nach Gakovo als Kaplan versetzt werden konnte.

In der Zwischenzeit, Anfang des Sommers 1945, wurden nach Filipovo alte Leute und Kinder aus sechs deutschen Gemeinden gebracht und dort interniert (Odžaci, Parabuć, Bac, Deronje, Miletič und Vajska)⁵. – Aus welchem Grund man sie nicht gleich

men; der Apotheker, der Arzt und ich sortierten alles, soweit es erkennbar war. So konnten wir in den schwersten Fällen doch eine bescheidene Milderung erreichen. Aber wie lange, es war bald alles verbraucht. Verbandstoffe gab es überhaupt keine, das hatten nicht mal Partisanen selber. Diesen Bedarf konnte ich aber gottlob auf besondere Art beschaffen. Ich holte die Tüllgardinen und schnitt sie nach Bedarf zurecht. – Man hat mich als Gehilfe des Arztes ziemlich unbehelligt gelassen, denn sie waren ja selbst auf mich angewiesen. Ja, es kam einmal so weit, dass mich ein Kurier der Partisanen in Schutz nahm gegenüber einem russ. Major, der mir nachgeschossen hatte, weil ich mit meinen Hausschuhen nicht über den knietiefen Dreck zu ihm ging. Aber solche Fälle waren vereinzelt. In grossem ganzen [waren wir] vor den Russen bewahrt, denn wenn einer versuchte zu randalieren, haben ihn die Partisanen abgeführt.

In dieser Anlaufzeit des Lagers war das Dasein noch einigermassen erträglich, und die Verpflegung war wenigstens mit Brot gesichert (800 Gramm). Dies ging aber nur so lange, wie wir unter der Verwaltung der Armee standen und die Bewachung sich aus der Süd-Batschka rekrutierte. Diese Leute waren doch einigermassen vernünftig. Als aber die Lager durch die Zivilverwaltung übernommen wurden und die Auch-Partisanen (Miliz) regierten, da ging die grosse Plünderung und Schikanierung los. Es verging kaum ein Tag ohne Einzelaktionen der einzelnen Milizen, wobei sie bei Nacht in die Zimmer gingen, und was ihnen an Bekleidung und sonstigem passte, nahmen sie mit. Mancher der Lagerleute stand am Morgen ohne ein einziges Bekleidungsstück. – Es wurde aus Säcken und sonstigem Ersatz geschaffen. – Aber auch Massenplünderungen waren häufig. Plötzlich ging die Trommel, und alles musste in der Hauptgasse antreten und an den vorbereiteten Stellen das Geld und Schmuck abgeben. Das ging von in der Früh bis am Abend, zu Essen gab es nichts. Die Kinder jammerten, die Alten sind zusammengebrochen, helfen konnte man nicht. – Die Verpflegung wurde immer schlechter, weniger und seltener. Es gab nur mehr Einbrennsuppe, 500 – 300 – 200 – 00 Gramm Maisbrot, sonst nichts.» (Erlebnisbericht; Original, 24. April 1958, 22 Seiten, hschr.)

⁵ Die Internierung und Überführung der nicht zum Arbeitseinsatz im Ortslager verwendeten Deutschen nach Filipovo geschah in Hodschag (Odžaci) am 18. Juni, in Parabutsch (Parabuć) am 22. Juni und in Militič (Srpski Miletić) am 26. Juni. Über die Internierungsaktion in Parabutsch (die überwiegende Mehrzahl der ca. 3'600 deutschen Einwohner war vor dem Anmarsch der Roten Armee geflohen; die Zahl der Zurückgebliebenen wurde bei einer Zählung zu Weihnachten 1944 mit 688 festgestellt) berichtet Pfarrer Josef Negele:

«Die ersten Internierungslager, nur für die jüngeren Männer bis zu 50 Jahren, wurden in der Gemeindeschule schon im Februar 1945 errichtet. Die Männer mussten in den Lagern schlafen und von dort aus zur Zwangsarbeit gehen, sonst aber hatten sie freie Bewegung und konnten auch ihre Familien besuchen, die noch in den Häusern waren. Die Zwangsinternierung aller Deutschen

nach Gakovo brachte, ist mir nicht bekannt, wahrscheinlich war dort kein Platz mehr.
– Sie wurden, abesondert von den arbeitsfähigen Internierten, im unteren Teil des

und die Konfiszierung ihres Vermögens erfolgte am 22. Juni 1945. Aber schon vorher, an Ostern 1945 und im Mai, erschienen in der Gemeinde Partisanen-Kommandos und wollten die Leute fortreiben. Die Gemeinde-Vorstehung verhinderte aber zweimal die Internierung, die von der Regierung angeordnet wurde. – Diese Gemeinde-Vorsteher wurden aber deswegen später verhaftet und eingesperrt, weil sie die Deutschen in Schutz nahmen. – Die umliegenden deutschen Gemein- den waren schon alle evakuiert, als Parabutsch an die Reihe kam.

Es waren also nicht die ortsansässigen Serben, die diese Internierung verlangten, sondern diese wurde von der Regierung angeordnet und rücksichtslos durchgeführt. Auch alte und kranke Leute wurden aus den Häusern vertrieben und in die Lager geschafft. Ich sah aus meinem Fenster, wie man unsere alten und kranken Leute vor dem Gemeindehaus zusammentrieb – manche konnten gar nicht gehen – und auf Bauernwagen auflud, ‚wie man Säcke aufzuladen pflegt‘, wie mein Vater bemerkte, der mit mir zuschaute. Die Arbeitsfähigen sandte man in die Arbeitslager – auch im Orte war so ein Arbeitslager –, die Alten und Kranken hingegen wurden in das Sammellager nach Filipovo geschleppt, das schon vor zwei Monaten evakuiert war. In Filipovo starben in drei Monaten 47 Personen, meist alte Leute, Kranke und Kinder. Im Lager wütete die Malaria, und es waren keine Arzneien da. Die Leute, die erkrankt waren, hatten keine Pflege, und es kümmerte sich niemand um sie von Seiten der Partisanen. Im Herbst 1945 wurden unsere Leute aus Filipovo in die grossen Sammellager nach Gakovo und Kruševlje verschleppt.»

Der Vf. vermerkt, dass er die ihm mitgeteilten Namen der Verstorbenen – das Pfarramt von Filipovo und Kruševlje haben ihm auch amtliche Ausweise zugeschickt – in ein eigens dazu bestimmtes Register eingetragen habe, und berichtet weiter:

«Statistische Daten:

1. Von den Zurückgebliebenen, deren Zahl 688 betrug, wurden

- | | |
|---|-------------|
| a) nach Russland deportiert | 58 Personen |
| b) zwangsinterniert in Filipovo, Gakovo, Kruševlje
(genaue Zahl unbekannt) | ca. 500 „ |
| c) nicht interniert waren | ca. 130 „ |

Von der Internierung waren befreit: a) der kath. Pfarrer, der Arzt, der Kantor und Organist der Kirche, b) jene, die einen ungarischen oder slawisch klingenden Namen hatten, national gemischte Familien und noch c) jene, die von der serbischen Bevölkerung als ‚Feinde des Faschismus‘ besonders in Schutz genommen wurden. Diese letzteren wurden jedoch bei der ‚Revision‘, die am 6.2.1946 erfolgte, auch ins Lager geworfen. Ich selbst blieb, wie durch ein Wunder, von der Internierung verschont, obzwar der Gemeinde-Vorstand mich auch schon in der Liste hatte. Der Beamte der OZNA aber erklärte, dass die Priester verschont bleiben müssen. Tatsächlich wurde im Hodschager Bezirk kein kath. Priester interniert.

2. Zahlen der Todesopfer:

- | | |
|-------------------------------------|--------------|
| a) in Russland starben Deportierte | 10 Personen |
| b) im Filipovoer Lager starben | 47 „ |
| c) im Gakovoer Lager starben | 140 „ |
| d) im Kruševljer Lager starben | 25 „ |
| e) in anderen Arbeitslagern starben | 11 „ |
| insgesamt | 233 Personen |

In dieser Zahl sind nur diejenigen enthalten, die beim Pfarramt Parabutsch gemeldet wurden. (Da unsere Leute in allen Ländern zerstreut leben, ist eine genaue Zahl nicht zu ermöglichen.) Der Prozentsatz der Todesopfer der Zurückgebliebenen beträgt 33,7.» (Original, 7. Mai 1958, 3 Seiten, mschr.)

Dorfes in Häuser eingewiesen. Diese Menschen waren wie in Gakovo gefangen gehalten, sie durften den ihnen zugewiesenen Teil des Dorfes nicht verlassen, und niemand durfte zu ihnen kommen. Tag und Nacht standen Posten in den Gassen und hinderten alle am Verlassen des so entstandenen Lagers. Sie durften auch nicht zur Kirche gehen. Und es ging ihnen nicht besser als jenen in Gakovo. Die Kost war etwas besser, und immer wieder verstanden es einige, sich durch die Ketten der Partisanen durchzustehlen und von anderswo einige Nahrungsmittel herbeizuschaffen. Aber trotzdem waren die Kräfte vieler bald erschöpft, und wir hörten bald von den ersten Todesfällen. Daraufhin ging ich zum Kommandanten und bat ihn, mir die Erlaubnis zu geben, die Toten zu begraben und die Kranken zu versehen. Trotz der Befürchtung, dass mir diese Erlaubnis nicht erteilt werde, konnte ich nach vielen Verhandlungen und Hinweisen, dass doch die Partisanen die Religion nicht unterdrückten, diese Erlaubnis bekommen und hatte von nun an die Möglichkeit, zu jeder Zeit in das Lager zu gehen. So konnte ich die Kranken versehen, viele Medizinern hineinbringen – es herrschte im Lager Malaria – und die Toten begraben. Auch konnte ich etwas später im Hofe eines Hauses sonntags die hl. Messe zelebrieren⁶.

⁶ In den Aufzeichnungen des J. W. aus Milititsch (Srpski Miletič), der bei der Evakuierung und Flucht Anfang Oktober 1944 (s. Bericht Nr. 23) in seinem Heimatort zurückblieb und über seine Erlebnisse und Beobachtungen bald tagebuchartige Notizen anfertigte, heisst es über die Internierung der Deutschen aus Milititsch und die Verhältnisse im Lager Filipovo bis zur Überführung der Internierten nach Gakovo am 17. Oktober 1945:

«Am 26.6.1945, in der Früh um 4 Uhr gingen die Partisanen von Haus zu Haus und trieben alle Einwohner, die nicht aufweisen konnten, dass sie vom Lager befreit sind, fort. Natürlich letztere gab es wenige. Schnell packten wir wenig Wäsche, Kleider, Bettzeug und Esswaren zusammen und gingen auf den Footballplatz an der Bahnstation. Hier wurden wir zusammengetrieben und sortiert. Die Arbeitsfähigen kamen zurück in die Gemeinde ins Lager; die Alten, Kranken und Kinder – so auch diejenigen Mütter, was kleine Kinder hatten – blieben bis ¾ 8 Uhr abends auf dem Footballplatz. Unterdessen wurde nicht nur mit der Ausplünderung unserer Wohnungen begonnen, sondern auch wir Alte, Kranke und Kinder wurden ausgeplündert. Nachdem sie von uns 9, sage neun grosse Bauernwagen mit Kleidern, Wäsche, Bettzeug und Nahrungsmittel weggeraubt hatten, wurden wir einwaggioniert.

Um ½ 11 Uhr abends kamen wir in Filipovo an. Hier wurden wir in der sogenannten Böhmengasse in 22 Haus eingeteilt. Nach einigen Tagen brachten sie noch einige; aber auch einige Buben, die in der Landwirtschaft tätig waren, nahmen sie zurück nach Miletič. Insgesamt blieben im Lager Filipovo 687 Miletičer. – Wie ich schon erwähnt habe, sind wir in der Böhmengasse plaziert worden. In derselben Gasse auf der anderen Seite, so auch in anderen zwei Gassen waren Odžacier, Bačer, Parabutyer. Deronjer, Sontaer, Szilagyier und einige Filipovoer einquartiert. – Im Lager selbst hatten wir freie Bewegung. Da aber manche sich erlaubten, aus dem Lager, ja sogar nach Miletič um Lebensmittel zu gehen, so kam es häufig vor, dass sie eingetrieben, in Keller geschmissen und geprügelt wurden.

Was die Behandlung anbelangte, konnten wir anfangs nicht klagen. Die Alten wurden wie möglich von den Kindern getrennt, so dass sie gänzliche Ruhe hatten. Auch die Wache ist anfangs nicht streng. Trotzdem es strengstens verboten war; aus dem Lager sich zu entfernen, und trotzdem an jeder Ecke Wache steht, gelingt es doch so manchem, das Lager zu verlassen, um in die Gemeinde oder gar nach Miletič zu gehen und Lebensmittel zu holen.

Das war der Grund, dass Kaplan Matthias Johler, der zu Ostern bereit war, mit den Leuten ins Lager zu gehen, sich nun bereiterklärte, nach Gakovo zu gehen, als die Er-

Auch die Kost war annehmbar. Wir fassten genügend Bohnen, auch etwa» Mehl, Salz, Paprika, Fett und hie und da Kartoffeln und täglich pro Person 35 dkg Kukuruzbrot. Die kleinen Kinder bekamen auch etwas Milch. Trotzdem schwächte alles so langsam ab. Insbesondere die Greisen und Kinder schauten erbärmlich aus.

Am 29.7. ist bezüglich der Behandlung eine Änderung eingetreten. Die Wache wurde abgelöst, und wir bekamen einen ‚Schwabenfresser‘ als Kommandanten. Es war ein Ungar aus Topolya. Die grösste Strenge wurde eingeführt, und wenn wir wagten, eine Klage zu erheben, so war die Antwort: ‚Dögölj meg sváb‘ (Krepiet Schwabe). Weder Briefe noch Pakete durften abgeliefert oder übernommen werden. Wer dagegen sündigte, wurde in Keller geworfen, unbarmherzig geprügelt und mit Füssen getreten. So wurde am 2.8. Schwerer Josef aus Odžaci so lange geprügelt und mit Füssen getreten, bis er tot liegenblieb.» Nach einigen Notizen über besondere Tagesereignisse schreibt der Vf. zusammenfassend über die Verhältnisse im Internierungslager Filipovo noch Folgendes: «Wie ich schon erwähnt habe, wurden wir Miletičer in 22 Haus plaziert. In einem grösseren Haus wurden 40-45 zusammengepresst. In einem Zimmer wohnten bis 18 Personen, die alle Strohlager hatten. Wurde jemand krank und fand man im Hause ein Bett, so erlaubte man sich, den Kranken ins Bett zu legen; doch solche Fälle gab es wenige. Ich? Ich hatte eine kleine Gangküche mit Sparherd, Kasten und Divan, war daher allein und verhältnismässig gut plaziert. Gekocht wurde bei uns Miletičer fast in einem jeden Haus. Die anderen Gemeinden aber hatten 80-100 Personen eine Küche. In der Früh um 5 Uhr war Tagwache. Die Arbeitsfähigen mussten sich um 5 Uhr versammeln und gingen auf die Arbeit. Die andern aber, so auch die Kinder, sah man auf der Gasse. Spazierte man so auf der Gasse, so hatte man ein trauriges Bild vor sich. So die Alten wie die Kinder waren geschwächt, blass, voll mit Wunden und konnten kaum gehen. Und doch gab es noch immer, ja immer mehr und mehr, die es wagten, sich in den Gärten, Höfen, Weingärten und Feldern herumzustehlen, um Brennsach, Obst, Kartoffeln, Zwiebel, Grünzeug, Trauben usw. zu holen.

Am Abend um 7 Uhr musste alles hinein. Die Nacht war gewöhnlich unruhig. Die Kinder schrien, die Kranken jammerten; die, was Durchfall hatten – und dies hatten fast alle –, kamen oft nicht bis an die Tür und liessen ihre Not schon im Zimmer und, da kein Licht war, oft auf die anderen fallen. Es ist also nicht zum Staunen, wenn es immer Zwistigkeit und Streit gab. Auch die Not wuchs. Der Vorrat von zu Hause ist ausgegangen, beizuschaffen ist schwer. Manchem gelingt es entweder mit Geld oder durch Wagnis, sich das Nötigste beizuschaffen. Andere aber mussten mit ihren Kranken und Kindern Not leiden. Hass, Neid und Zwistigkeit sind also immer an der Tagesordnung. Arbeiten will Niemand und kann auch nicht, denn die Schwäche übermannt ihn. Ja, es gab sogar solche, die sich selbst nicht reinigten. Die Läuse haben sich eingenistet und verbreiten sich. Krankheit – insbesondere Malaria und Ruhr – dann Elend, Not herrscht.

Ein trauriges Bild haben wir jeden Nachmittag: 3-7 Tote in von verschiedenen schmutzigen Brettern, die von den Zäunen, Hechelschöpfen, Schweinställe gesammelt wurden, [gefertigten Särgen] werden auf den Karren von Kindern hinausgezogen und geschoben.

Wie ich schon erwähnt habe, sind 687 Miletičer nach Filipovo ins Lager gekommen. – Dazu kamen von andern Lagern 3, geboren sind im Lager 4. Entlassen wurden 2, geflüchtet sind 7, und am 17.8.1945 wurden 133 nach Miletič in die Arbeit zurückgeholt. Gestorben sind 56. – Wieviel von diesen nach Gakovo kamen, war nicht genau festzustellen, da manche von ihnen ins Arbeitslager Filipovo eingeteilt wurden. Annähernd sind 430–435 nach Gakovo verschleppt worden.» (Original, 40 Seiten, hschr.; der Vf. ist todkrank im Mai 1946 aus dem Lager Gakovo herausgebracht worden und einige Tage darauf gestorben, die Aufzeichnungen wurden von einem Bekannten aus Jugoslawien mitgebracht.)

nennung zum Kaplan von Gakovo bei uns eintraf. Wir machten untereinander ab, dass vorerst er gehen möge; wenn es ihm dann zu schwer sein werde, würde ich kommen, ihn abzulösen. So konnte mein Mitbruder sich Mitte des Sommers 1945 auf den Weg nach Gakovo machen und bekam auch von den Behörden die Erlaubnis, dort im Pfarrhaus zu wohnen und Pfarrer Dobler zu helfen, die Seelsorge bei den Ungarn auszuüben⁷. Diese Möglichkeit hätten wir nie erwirken können, wenn wir als Internierte nach Gakovo gekommen wären. Es war also, wie sich erst jetzt herausstellte, besser, dass wir seinerzeit zurückblieben.

Die Kinder und Alten, die in Filipovo interniert waren, blieben dort bis Anfang Oktober, dann wurden sie eines Tages ebenfalls nach Gakovo gebracht, denn dort war jetzt durch die vielen Todesfälle, die dort alltäglich eintraten (bis Anfang November waren es durchschnittlich 15-25 täglich, die in Gakovo starben), Platz vorhanden, um auch diese aufzunehmen. – In Filipovo sind in der Zeit vom Juni bis Anfang Oktober gegen 250 von den insgesamt 1'500 Internierten gestorben. Sie konnten alle in Einzelgräbern kirchlich beerdigt werden, ausser zwei, die erschossen wurden. Auch hatten sie einen Sarg, den die Angehörigen oder Nachbarn aus rohen Brettern zimmerten, die sie in den verlassenen Häusern vorfanden.

Mir blieb jetzt nur noch die Seelsorge bei den Arbeitern..⁸

⁷ s. die Tagebuchaufzeichnungen von Kaplan Matthias Johler seit Anfang November 1945, abgedruckt unter Nr. 60.

⁸ Über die allgemeinen Verhältnisse in Filipovo nach der Internierung der deutschen Bevölkerung berichtet der G. R. (s. Bericht Nr. 41, S. 268, Anm. 6 und Bericht Nr. 84) noch Folgendes:

«Wie sah es in den Dörfern aus, als unsere Menschen nicht mehr dort waren? Die Dörfer waren leer, es war ein Niemandsland. Die Nachbargemeinden, die Serben, Slowaken und Rusnaken, haben jubeliert über unser trauriges Schicksal; aber das muss ich angeben: nicht alle. Es war ein grosser Teil, was unsere Volksdeutsche Brüder bemitleidet haben in den Lagern und sie unterstützt haben, wo nur eine Möglichkeit war, sie zu unterstützen. Sie mussten auch vorsichtig sein, wenn sie einem etwas gegeben haben, das sie nicht gesehen werden, denn es war doch nicht erlaubt, Faschisten zu unterstützen, um diese Zeit. Der Jubelierende teil, die waren glücklich, jetzt alles sich holen zu können, was sie nicht gehabt haben, – wie sie es nannten – auf dem ‚Hitlermarkt‘, da seit dem bestehen unserer Dörfer unsere Häuser noch nie so reichlich eingerichtet waren wie bei der Evakuierung. Es war Schmerzlich zuzusehen, wie sie die Häuser ausblinderten. – Freilich ging das nur eine kurze Zeit; und Intresant ist es: die damals das meiste geholt (gestohlen) haben, sind jetzt noch Ärmer als sie Früher waren. – Nachdem es nicht mehr erlaubt war, etwas zu holen am Tage, so kamen die meisten bei der Nacht; und wenn er dabei erwischt wurde, so war die einzige Straffe, die Gestohlenen Sachen abladen und lehr nach Hause fahren. Erst im 1946 Jahr wurden die bestraft, was etwas Gestohlen haben. Im 1945 Jahr war der ‚Hitlermarkt‘ Frei; so kannman sich vorstellen, wie das gewesen ist: alles war preis, ein jeder konnte nehmen, was Er wolte; nur der Volksdeutsche, dem es gehörte, musste im Lager darben. Ein Teil der beseren Teile der Hausgerete wurde in Magasiner geführt von den zurückgebliebenen Dorfager-Persohnen und an die Kolonisten verteilt, als sie gekommen sind; der restliche Teil ist in den Häuser geblieben, und was im Haus war, als der Kolonist gekommen ist, das war sein Eigentum.

Die erste neue Verwaltung war under dem Dorfkomantant der ersten Partisanen gestauten. Die haben die Gemeinde ewakuiert: haben geurteilt, wer nach Gakovo muss und wer noch zurückblei-

Die Nachrichten aus Gakovo wurden immer trister. Die Hungersnot wurde drückender, die Todeszahlen schnellten in die Höhe. Die Läuseplage nahm überhand. – Da möchte ich bemerken, dass in unseren Siedlungsgebieten die Läuse unbekannt waren; durch die durchziehenden Russen und von den Partisanen wurden sie ins Lager geschleppt und breiteten sich sehr schnell aus, denn man hatte ja nichts, um sich ihrer erwehren zu können. – Es brachen Krankheiten aus: Malaria, Bauch- und Flecktyphus. Bei den vom Hunger Ausgemergelten fanden sie leicht ihre Opfer. Die Zahl der Todesfälle stieg rapid auf über 50 an einem Tag. Eines der ersten Opfer des Typhus war der deutsche Dorfarzt, der sich bis dahin der Kranken angenommen hatte, Dr. Brand.

ben kann. Den Zurückgebliebenen ihr noch in der Heimatgemeinde zu bleiben ist ganz vom Partisanen Kommandant abgehangen: was sie arbeiten müssen, wie sie gepflegt werden. Ja, es war ein echter Sklavenzustand mit den noch zurückgebliebenen Volksdeutschen. Sie wurden öfters niedriger wie das Vieh gestellt. Für ihr Leben und Tod war kein Gericht, der Partisanen Kommandant urteilte über ihr Leben oder Tod allein. – Über das Urteil ‚Leben oder Tod‘ vom Partisanen Kommandant will ein Erlebnis angeben: In Filipovo wie überall kam das Vieh, Schweine, Geflügel und alles Lebende in eine Centralverwaltung und wurde dort von den zurückgebliebenen Lagerleit geführt und gepflegt. So kam es einmal Übernacht, das mehr Hasen krepirten, was ja überall vorkommen kan, besonders bei Geflügel oder Hasen. Auf das wurden zwei Mann erschossen: ein gewisser Valentin Gauss (Familienvater, so weit ich weiss, von zwei Kinder) und ein Jüngling Eichinger.

Welche wirtschaftliche Massnahmen wurden angewandt? In unserer Gemeinde war die ganze Wirtschaft, das heist Landwirtschaft, Gewerbe und Industrie, unter der Verwaltung der Upravna Narodna Dobara gestanden, bis die Kolonisten gekommen sind; die Arbeit mussten die zurückgebliebenen Deutschen Lagerleit verrichten.

Die ersten Kolonisten sind im November 1945 in unsere Gemeinde gekommen, zuerst meist Invaliten, was vom Militer entlassen waren. Die haben gleich die Gemeinde Verwaltung übernommen und die Aufsicht bei den zurückgebliebenen Deutschen Lagerarbeiter; das Verhältniss zwischen den Kolonisten und Lagerarbeiter war verhältnismesig Gut, da der Lagerarbeiter ja schon wüste, das Er nur so lange hir bleiben kan, so lange Er als Fleisiger arbeitet von dem Kolonist anerkannt wirt. Da man so langsam die Lagerarbeiter nach Gakovo abgeliefert hat, sobald sie von den Kolonisten ersetzt konnten werten. So mancher Kolonist hat es auch empfunden: Das es nicht richtig is, dass man Euch alles genommen hat, und ihr müsst uns noch in der Arbeit einführen, abrichten, einlehren, und dann wirt ihr in das Lager nach Gakovo abgeliefert. Ja, leidet war dies ein trauriges Kapitel für uns Volksdeutsche ...»

Nach einigen Bemerkungen über die Verstaatlichung der Industrie- und Handwerksbetriebe, die Bodenreform und die kommunistische Wirtschaftsweise stellt der Vf., der selbst Hanfbauer war, abschliessend fest:

«Im 1944 Jahr war so viel Hanf eingeerntet, wo erst im 1945 und 1946 Jahr ausgearbeitet wurde. Hier hat man die Hanfröster zurückgelassen, um den Kolonisten einzulehren, so auch einige Facharbeiter von den Hanffabriken; und die haben ihre Gennisse alle gegeben, was sie nur hatten, um nur nicht ins Lager nach Gakovo zu kommen. Sie haben keine Zahlung bekommen, nur die Kost, aber es war ihnen möglich, Sontags in den nachbars Gemeinden zu Betteln für ihre Angehörigen in den Lagern, das die nicht an Hunger Sterben müssen. Ja, mit uns Volksdeutschen hat man alles machen können, als Deutschland im 1945 Jahr Betingungslos kapitulierte; wir haben alle unsere Fachkenntnis vom Hanfbau und Hanfausarbeitung gegeben, um nur nicht Verhungern oder noch Ermordet zu werden.» (Original, 15. Juni 1958, 4 Seiten, hschr.)

Einige Tage vor Weihnachten erreichte uns die Nachricht, dass Kaplan Johler in Gakovo an Typhus erkrankt sei (Bauchtyphus) und darum die Seelsorge daniederliege, denn der Pfarrer könnte allein die Arbeit nicht bewältigen (ausserdem war er ein wenig ängstlich und getraute sich kaum aus dem Pfarrhaus). So war die Zeit für mich gekommen, nach Gakovo zu gehen. Am 24. Dezember 1945 kam ich in die nahe des Lagers gelegene Kreisstadt Sombor und bekam von der Behörde einen Erlaubnisschein, nach Gakovo zu gehen. Ohne diesen durfte niemand das Gebiet des Lagers betreten. Da kein Zug verkehrte, musste ich zu Fuss gehen und kam abends gegen 6 Uhr an. Der Posten, der mich am Dorfeingang anrief und dem ich den Erlaubnisschein vorzeigte, konnte wahrscheinlich nicht lesen und nahm an, ich sei der Arzt, den man in Gakovo erwartete. So kam ich anstandslos durch die Kette der Posten. Unterwegs ins Pfarrhaus hörte ich zwei Frauen klagen, dass sie morgen, am Weihnachtsfest, keine Messe hätten. Als ich sie fragte, warum, sagten sie mir, dass auch der Pfarrer krank geworden sei. Ich sagte ihnen, dass doch Messe sein werde. Jetzt erkannten sie mich, da sie von Filipovo waren, und weinten vor Freude, weil sie an Weihnachten nun doch zur hl. Messe und zu den Sakramenten gehen könnten.

Im Pfarrhause ging ich zuerst in das Zimmer des kranken Kaplans. Von hohem Fieber befallen, hat er mich nicht gleich erkannt. Nachdem ich ihm aber sagte, dass ich gekommen sei, ihm zu helfen, erkannte er mich und sagte in schwachem Tone mehrere Male: «Gott sei Dank, dass Du da bist.» Von ihm ging ich ins Zimmer des Herrn Pfarrers. Ihn hatte die Krankheit noch nicht so stark hergenommen, da er erst den zweiten Tag krank daniederlag. Irgendwo bei seinen wenigen Gängen zu den Kranken im Lager mag er eine Laus erwischt haben, die ihn ansteckte und den Flecktyphus auf ihn übertrug. Obwohl er erst 54 Jahre alt war, starb er daran Anfang Jänner 1946.

Meine erste Begegnung mit dem Jammer und Elend des Lagers hatte ich am anderen Tag, an Weihnachten, in der Kirche. Bei allen drei hl. Messen war die Kirche voll, viele gingen zu den Sakramenten. Bei der kurzen Ansprache sah ich in von Hunger ausgemergelte Gesichter, Tränen flossen aus den von Hunger und Krankheit und Leid hervorstehenden Augen. Aber auch diese Menschen sangen die trauten hoffnungsfrohen Weihnachtslieder und suchten Trost darin.

Am Nachmittag ging ich zu den Kranken. Aus den Häusern waren die Möbel fortgeschafft worden, in die einzelnen Zimmer wurde ein wenig Stroh gebracht, darauf hatten sich die Leute ihr Lager gemacht. Oft waren in einzelnen Zimmern über 20 Menschen untergebracht, auf einem Raum von ungefähr 15–25 qm. Nur den Gakovoern hat man vielfach in einem oder anderen Zimmer Möbel gelassen. – Wahrscheinlich hatten die Partisanen schlaugerechnet, dass die Besitzer besser auf die Möbel achten werden und diese so besser erhalten blieben, als wenn man sie in die Magazine gebracht hätte, wo vieles zugrunde gerichtet wurde. Später aber wurden auch ihnen die Möbel fortgebracht. – Lange konnten sich viele Einwohner des früheren Gakovo nicht damit abfinden, dass gerade ihr Dorf zum Lager geworden ist und jetzt so viele Menschen bei ihnen

waren. Wenn die Gakovoer von den «Lagerleuten» sprachen, dann klang es immer wieder gereizt. So schwer konnten sie sich damit abfinden, dass auch sie nichts anderes waren als der Freiheit beraubte Menschen. Viel Unfrieden hat diese Haltung oft hervorgerufen.

Das Bild, das ich in den einzelnen Häusern erlebte, war erschütternd. Überall lagen Kranke, von hohem Fieber gepeinigt. Zumeist waren es Typhuskranke und vom Hunger geschwächte Menschen. Der Typhus bewirkte, dass viele schwer hörten. So konnten die Leute keine vollständige Beichte ablegen, und ich musste mich begnügen, mit ihnen Reue zu erwecken und ihnen dann die Lossprechung zu geben mit dem Hinweis, dass sie ihre Sünden einzeln beichten, wenn sie wieder gesund werden sollten.

Es ist mir unmöglich, alles aufzuzeichnen, was ich in beinahe zwei Jahren meines Lagerlebens in Gakovo gesehen und erlebt habe. Nur einige der traurigen Einzelheiten können es sein und das, was das ganze Lagerleben charakterisiert.

Am Tage des hl. Stephanus habe ich ungefähr 60 Kranke versehen. Beinahe den ganzen Tag war ich unterwegs. Wieviele Kranke aber nicht versehen werden konnten und so gestorben sind, wer könnte dies feststellen?

Am Nachmittag dieses Tages war ich Zeuge, wie ungefähr 10-12 Männer und Frauen aus der Baranja auf dem Friedhof erschossen wurden⁹. Diese waren aus dem Lager geflüchtet, um über die nahe Grenze nach Ungarn zu fliehen. Es war ihnen gelungen, ungesehen durch die Kette der Posten zu kommen, die am Rande des Dorfes aufgestellt waren, um zu verhindern, dass jemand das Lager verlasse. An der Grenze aber wurden sie erwischt und dann ins Lager zurückgetrieben. Dort wurden sie in den Keller gesperrt, wo schon eine ziemlich grosse Anzahl anderer Lagerinsassen hineingeworfen war. Am Nachmittag gegen 2 Uhr wurden sie herausgerufen – eine Frau, die nicht zu ihnen gehörte, glaubte wohl, dass man sie freilassen werde, und gesellte sich zu ihnen – und es wurde ihnen mitgeteilt, dass sie erschossen würden. Gleich wurden sie dann auf den Friedhof geführt. Ich war gerade im Friedhof, um dort die Gräber der an diesem und den vorhergegangenen Tagen Begrabenen einzusegen, als die Gruppe dieser Männer und Frauen – auch jene oben genannte Frau war darunter – vorbeigeführt wurde. Einem Mann hatte man ein grosses Schild auf die Brust geheftet, darauf stand: «Wir werden erschossen, weil wir über die Grenze gehen wollten. So wird es allen ergehen, die gleiches vorhaben.» Als sie an mir vorbeigeführt wurden, sprach ich die Absolution über sie und machte das Kreuzzeichen. Ein Partisane sah dies, lachte höhnisch auf und sagte mir auf Serbisch: «Pope, ne pomaze im nista!» (Pfaffe, das nützt ihnen nichts!)

Noch aber glaubte ich, dass man vielleicht doch nicht ernst machen werde. Denn vorher ist es einige Male geschehen, dass man irgend jemand gesagt hatte, dass er erschossen würde, worauf man ihn dann in den Friedhof führte. Dort musste er sich in ein Massengrab legen, und es wurden einige Schüsse über ihn abgefeuert. Dann durfte er

⁹ Übereinstimmend mit anderen Berichten ist in den Aufzeichnungen des J. W. die Zahl von 6 Personen vermerkt, die am 27. December erschossen wurden.

wieder herauskommen, aber nicht mehr ins Dorf zurück, sondern man brachte ihn ins Lager, welches in der nahen Kreisstadt war. Diesmal aber sollte es ernst sein. Diese Opfer mussten sich ins Massengrab legen, dann krachten einige Schüsse, die ihr Leben beendeten. Gleich darauf wurden sie verscharrt. Ich war davon und von der Schwere des ganzen Tages so niedergeschlagen, dass ich diese Nacht kein Auge schliessen konnte, trotz der grossen Erschöpfung, die mich umfassen hielt.

Am Johannistag feierte ich um 8 Uhr die hl. Messe, als plötzlich hinter mir in der Kirche ein Lärm laut wurde. Partisanen schrieten in die Kirche, kamen hinein und trieben alle aus der Kirche heraus. Es haben sich an diesem Tage zu wenig Leute für die Arbeit gemeldet, darum waren die Partisanen erbost, als sie die Leute in die Kirche gehen sahen. Eine ältere Frau wollte sich draussen davonstehlen, wurde aber bemerkt. Ein Partisaner ging ihr nach und nahm sie fest. Sie wurde auf den Friedhof geführt und dort erschossen, es war Frau Elisabeth Wurtzki aus Filipovo¹⁰. Jetzt wagten lange nicht mehr so viele Leute, in die Kirche zu gehen. Von nun an waren es zumeist nur mehr ganz alte Leute und Kinder.

Meine Tagesarbeit bestand in diesen Tagen darin, dass ich morgens die hl. Messe zelebrierte, dann ging ich Kranke versehen. Zumeist waren es bis zu 50 an einem Tage. Ich hatte mir bald angewöhnt, so viele hl. Hostien mitzunehmen, als in das Versehgefäss hineingingen. Denn wenn ich in ein Haus hineinkam, gerufen zu zwei, drei Kranken, so traf ich dort oft bis zu 20 an, die darniederlagen. Am Nachmittag ging ich gegen 2 Uhr auf den Friedhof, um dort die Gräber einzusegnen. Nachher ging es wieder bis zum Abend zu den Kranken. Die Versehgänge machten wir in der ersten Zeit öffentlich: im Chorrock und mit brennender Laterne. Man machte uns keine Schwierigkeiten dabei.

Die Gakovoer wurden noch im Leichenzug begraben, und sie hatten zumeist alle auch einen von Brettern roh gezimmerten Sarg. Auch läuteten dabei die Glocken. Dies wurde aber bald nach meinem Kommen in das Lager eingestellt, und die Gakovoer mussten sich immer mehr damit abfinden, dass sie auch nur «Lagerleute» seien. Die anderen wurden von den Angehörigen meist in irgendeine Decke genäht, und irgendwer von den Angehörigen oder Nachbarn schob sie auf einem Schubkarren auf den Friedhof. Es war ein erschütterndes und niederschmetterndes Bild, zusehen zu müssen, wie die Füsse oft auf der Karre baumelten, während der Mann oder die Frau den Gatten hinaus-schob. Später waren es immer mehr Tote, und niemand war mehr da, der sie hätte hinausbringen können. Dann fuhren Pferdewagen durch das Dorf. Darauf wurden die Toten gelegt, oftmals in mehreren Schichten, wie man ehemals die Garben zusammenfuhr. Vor dem Friedhof wurden sie auf grosse Haufen aufgestapelt und mussten dortbleiben, bis sie von den Totengräbern in die Massengräber gebracht und mit Erde zugedeckt wurden. Schon lange war im Friedhof kein Platz mehr. Darum fing man an, hinter dem Friedhof Massengräber auszuheben. Dahinein wurden die Toten gelegt, einer dicht neben dem

¹⁰ Dies geschah am 4. Januar 1946.

anderen. War eine Schicht voll, wurde etwas Grund darauf geschüttet und es kam eine neue Schicht. So gibt es Massengräber, in denen bis weit über 300 Leichen in mehreren Schichten begraben liegen. Nur wer Geld bezahlen konnte oder Lebensmittel den Totengräbern, die aus den Lagerleuten geholt wurden, geben konnte, bekam ein Einzelgrab. Die Totengräber waren praktisch ohne Aufsicht, denn nur selten kam ein Beamter oder Partisane auf den Friedhof. Mit den Toten hatten sie ja nichts mehr zu tun, und wie leicht hätte sich vielleicht doch noch ein menschliches Gefühl regen können! So soll es vorgekommen sein, dass die Totengräber manches Mal die Dechen, worin die Toten eingenäht waren, aufgetrennt haben, die Toten entkleideten und dann die Kleider um Lebensmittel eintauschten. Kein Wunder, wenn diese Menschen so sehr abgestumpft wurden bei dieser Arbeit, die sie von morgens früh bis spät in den Abend verrichten mussten.

Die grösste Notzeit war gerade um Weihnachten und Neujahr 1945/46. Plötzlich stochte es mit der Verpflegung, die auch bisher absolut nicht ausreichte, um den Hunger zu stillen oder die Kräfte zu erhalten. Dreimal wurde im Tag eine leere Suppe verabreicht; dazu bekam ein jeder noch ein Stück Maisbrot, hergestellt oftmals von verdorbenem, schimmeligem Maisschrot. Um Weihnachten herum blieb dieses Brot aus, auch wurde einige Tage nicht gekocht. Anstatt des Brotes bekamen die Leute eine Handvoll Maisschrot oder auch nur rohen Mais. Ich weiss nicht mehr genau, wie lange es dauerte, dass kein Brot verabreicht wurde, da ich ja später erkrankte. Immerhin war es ziemlich lang so. Damals stieg die Todeskurve rapid an und schnellte täglich über die Zahl von 60 hinauf¹¹.

¹¹ vgl. die Tagebucheintragungen von Kaplan M. Johler unter dem Datum des 9. u. 13. Dezember 1945, des 8., 21. u. 31. Januar 1946.

Über die Lagerverpflegung während dieser Zeit heisst es in den Aufzeichnungen des J. W. (s. S. 421 Anm.), der am 17. Oktober 1945 nach Gakovo kam: «Anfangs bekamen wir in der Früh Einbrennsuppe, zu Mittag Nudelsuppe und 30 dkg Kukuruzbrot. Aber schon am 28.10. wurde die Kost reduziert, d.h. das Mehl fehlt in der Einbrennsuppe und die Nudeln in der Nudelsuppe. Brot aber bekamen wir jeden Tag mehr oder weniger, und zwar täglich pro Person 10 bis 20 dkg. – Die Lagerleute vertauschten ihre letzten Kleider, Röcke, Hosen, Schuhe usw. für Esswaren den herumschleichenden Serben, die die armen Lagerleute aufs Äusserste ausnutzen.– Ami. 12. ändert sich abermals die Kost. Anstatt Nudelsuppe bekommen wir Schrotsuppe mit Schrot und rein Kukuruzbrot (s. hierzu Bericht Nr. 62, Anm. 6, S. 498 f.). Vom 31.12. aber, es ist unglaublich, bekommen wir öfter 3-4 Tage gar nichts zum Mittags- und Nachtmahl, Brot aber bleibt 8-10 Tage aus.»

Zu dieser katastrophalen Situation im Lager berichtet der T. E. aus Gakovo (s. S. 418, Anm. 4) noch Folgendes: «Anfang Januar, 1946, Serbische Weihnacht über, gab mir der Intendant die Magazin-Schlüssel und ging vier Tage auf die Bozic, obwohl er gut wusste, dass kein einziges Kilo Mehl am Lager war. Das hat ihm nichts ausgemacht, er ging unbesorgt nach Hause. Wir standen da mit ca. 100 kg Speiseöl (mit dem Schmalz wurden Fahrzeuge geschmiert) und 100 kg Salz, sonst gar nichts, sollten 12'300 Menschen verpflegen. Ich mit A. G. aus Gakovo, J. H. aus Karavukovo und mit den 12 Gassenkommandanten standen da und sollten den Hunger stillen. Es gelang uns, ins Magazin der Landwirtschaftlichen Verwaltung unbemerkt einzudringen und Mais zu stehlen, und dadurch konnten wir wenigstens mit Maisschrot aufgekochte Einbrennsuppe kochen.

Jetzt hätte wohl niemand so leicht mehr die Kranken und Entkräftigten in den einzelnen Häusern zählen können. Die Menschen, die man auf der Strasse traf, sahen aus wie Leichen. Entkräftet taumelten sie daher, kaum dass sie jemand erkannt hätte. Alles Interesse war erstorben. Es wäre z.B. vergebens gewesen, damals die Menschen zu fragen, wer in ihrem Hause gestorben ist, sie hätten es wohl kaum gewusst. So sind mehrere Fälle bekannt, dass ein Kind neben der Mutter starb, ohne dass es die Mutter bemerkt hätte. Es war erschütternd, erleben zu müssen, wie Mütter nach ihren Kindern fragten, die schon einige Tage auf dem Friedhof lagen. In ungeheizten Zimmern lagen die Leute herum, und viele sehnten nichts willkommener herbei als den erlösenden Tod.

In diesen Tagen war der Keller in der Partisanenkaserne, ein gewesenes grosses Gasthaus, für alle halbwegs Gesunden der gefürchtetste Ort. Wer nur irgend etwas tat, was den Partisanen oder den Beamten nicht gefiel, wurde in diesen Keller hineingesteckt, wo einzelne bis 14 Tage bleiben mussten. Oftmals waren es so viele, die da hinein mussten, dass sie kaum Platz fanden, um sich hinzusetzen. Die Luft darin war schrecklich, denn niemand durfte zwischendurch hinaus, seine Notdurft zu verrichten. Nur ein- bis zweimal wurde der Keller geöffnet, da durften sie hinaus und bekamen etwas zu essen. Wer nicht schnell genug wieder hineinkam, wurde mit Gewehrkolben traktiert, bekam einen Fusstritt, dass er Hals über Kopf die Stiegen hinunterfiel. So mancher blieb unten liegen mit gebrochenen Gliedern. Es hatte damals den Anschein, als ob diese Art, die Menschen in den Keller zu befördern, ein für die Partisanen besonders beliebtes Spiel gewesen wäre. – Mehrere endeten in diesem Keller ihr Leben, einige wurden dort erschlagen, und es kamen auch Fälle vor, wo von diesen gequälten Menschen Selbstmord verübt wurde.

Kinder, die ohne Eltern blieben – und ihrer wurden jeden Tag mehr –, kamen in die sogenannten Kinderheime. Das waren Häuser, in die die Kinder gebracht wurden und in denen einige Mädchen und Frauen sich um diese Kinder sorgen mussten. Aber auch hier sah es nicht besser aus als in den anderen Häusern. Die Kinder lagerten auch dort auf

Dieser Zustand hätte nicht eintreten können, wenn die Verwaltung auch nur einigermaßen mit Männern besetzt gewesen wäre, die Vernunft gehabt hätten; denn sobald sie für unsere Fürsprache zugänglich waren und uns etwas freie Hand liessen, konnten wir bei der Hauptverwaltung herausholen, obwohl auch dort nur Lumpen die Gewalt besaßen. Bei den unsrigen fehlte nicht nur der gute Wille, sondern sie waren auch noch blitzdumm. Ihrer Dummheit [wegen] liessen sie lieber alles unversorgt, als dass sie sich vor uns mit ihrem Analphabetentum hätten lächerlich gemacht. Der Intendant (der Lazo aus Sombor) war nicht imstande, eine ausgegebene Tagesration zusammenzugeben. – Muss bei dieser Gelegenheit betonen, dass dieser Mann mehr Verständnis und Einsicht hatte als alle anderen. Er war der einzige, der uns unter vier Augen sagte: Geht doch fort, sonst müsst ihr alle sterben. – Aber wie schwer es ist, die Heimat zu verlassen, selbst dann, wenn man den Tod hundertfach vor Augen hat, das wusste er nicht.» Ähnliche Verhältnisse herrschten zu dieser Zeit auch im Lager Kruševlje und in den anderen grossen Konzentrationslagern, wie Rudolfsgrad und Molidorf im Banat, Mitrowitz in Syrien, Valpovo und Krndija in Slawonien (s. die Berichte Nr. 52, 58, 62, 66 u. 68).

Stroh, und auch die Kost war kaum merklich anders als bei den Erwachsenen. So kam es, dass dort besonders viele Kinder an Unterernährung und Skorbut litten. Wurden die Kinder krank, kamen sie in die sog. Kinderspitäler. Man mache sich aber von diesen «Spitälern» keinen falschen Begriff. Es waren darin wohl Betten, aber viel zu wenige, so dass oft im gleichen Bett 3–4 Kinder liegen mussten. Diese Kinderspitäler boten wohl den traurigsten Anblick im ganzen Lager. Bis auf Haut und Knochen abgemagert, lagen die Kinder in den Betten, oft zu schwach, um zu rufen, selbst ihr Weinen war kein kindertümliches Weinen, die Blicke voll stummer Trauer und Leid, dem Blick eines verwundeten Tieres ähnlich, eine einzige Anklage des Unrechtes, das ihnen angetan wurde. Man musste sich hart machen, um dort ohne Tränen hinausgehen zu können.

Hier möchte ich eine Zwischenbemerkung einfügen. Viele der Frauen in den sogenannten Kinderheimen und Kinderspitälern nahmen sich dieser armen verwaisten Würmlein in echter Mütterlichkeit an. Doch gab es leider eine ganze Anzahl anderer, die nicht das Mitleid bewog, dort zu sein, sondern Berechnung, denn hier waren sie geschützt und mussten nicht in die schwere Feldarbeit gehen. Manche waren von den Partisanen und den Beamten dort hineingebracht worden, weil sie damit bestimmte Absichten hegten, denen auch willfahren wurde. Ähnlich war es der Fall mit manchen der Köchinnen. Sie waren nicht besorgt, wie sie das Essen hätten verbessern können, sondern der Fälle waren gar nicht so wenige, wo diese Frauen das wenige Öl, das sie für die Herrichtung der Suppen gefasst haben, für sich verwendeten, ja selbst verkauften. Ein Einschreiten von Seiten der Lagerinsassen hatte kaum mal Erfolg, denn diese Frauen waren ja von den Beamten mit Absicht an diese Stellen gesetzt worden. – Diese Feststellung möge nicht das Verdienst jener schmälern, die alles taten, um wirklich zu helfen. Es kommt eben auch in solchen Verhältnissen der Egoismus zum Ausdruck.

Vielen Müttern brach das Herz, da sie mit ansehen mussten, wie ihre Kinder elend zugrunde gingen, ohne dass sie in der Lage gewesen wären, ihnen zu helfen. Viele Mütter sind Hungers gestorben, weil sie das bisschen Essen, das sie fassten, ihren Kindern gaben und lieber Hunger litten als die Kinder verderben liessen. Andere rafften sich auf, stahlen sich des Nachts aus dem Lager, um in den umliegenden Dörfern, bei Kroaten, Ungarn und selbst Serben, etwas Nahrung für ihre Kinder zu erbetteln. In diesen Tagen vertauschten die Frauen alles, was sie noch an Wertsachen versteckt halten konnten. – Zum Ruhme der Kroaten, Ungarn und auch der Serben muss man anerkennen, dass sie im grossen und ganzen sich sehr hilfsbereit zeigten und gerne etwas gaben. – Da es mancher dieser bettelnden Frauen geglückt ist, unbemerkt wieder ins Lager zu kommen, konnte wohl manches Kind, aber auch mancher Erwachsene vom Hungertod errettet werden. Oft aber kam es vor, dass sie von den Posten erwischt wurden, dann ging es ihnen schlecht. Was sie hatten, wurde ihnen weggenommen, man schlug sie oft bis aufs Blut, und ausserdem wurden sie noch für einige Tage in den Keller geworfen. Weil bald immer mehr Menschen sich aus dem Lager stahlen und betteln gingen, gab eines Tages

der Kommandant den Befehl heraus, dass alle erschossen würden, die beim Betteln angetroffen würden. Trotz dieses Verbotes schlichen sich Frauen aus dem Lager.

In Kruševlje, einem Nachbarort, der ebenfalls in ein Lager umgewandelt worden war, wurden zwei Frauen gefangenengenommen; man führte sie vor das Gemeindeamt, und dort wurden sie im Angesicht ihrer Kinder erschossen. Nachher wurden sie auf einen Schubkarren geladen und auf den Friedhof gebracht, während ihre Kinder nebenher gingen. Eine von diesen Frauen war noch nicht tot, unterwegs zum Friedhof kam sie zu sich, sah ihre Kinder neben sich und sagte ihnen: «Kinder, Eure Mutter muss sterben, weil sie Euch so gern gehabt hat. Bleibt brav.» Es kam ein Partisane hinzu und schoss ihr aus seiner Pistole eine Kugel durch den Kopf. Später kamen ihre Kinder nach Gakovo ins Kinderheim. Als ich eines dieser Kinder dort fragte, ein Mädchen von ungefähr zwei Jahren: «Rosi, wo ist deine Mutter?» sagte es: «Schossen» (erschossen)¹².

Aber nicht nur Frauen stahlen sich nachts aus dem Lager, um betteln zu gehen, sondern auch Kinder von 7 Jahren aufwärts. Es ist kaum zu glauben, dass Kinder in diesen Jahren die natürliche Angst vor dem Dunkel der Nacht überwandten und es fertigbrachten, gleich zwei Nächte im Freien zu verbringen. Gewöhnlich stahlen sie sich beim Dunkelwerden durch die Kette der aufgestellten Posten, verbrachten die Nacht bei irgendeiner Strohrüste und gingen bei Tagesanbruch weiter bis in die nächsten Dörfer. Abends kamen sie dann wieder zu den Strohrüsten und warteten entweder den Anbruch des nächsten Tages ab oder schlichen sich auch gleich ins Lager hinein. Bemerkte ich da, dass es Winter war und gerade der Winter 1946 sehr streng war. Mehrere Kinder sind beim Warten, bis sie ins Lager können, erfroren und wurden später von den Kutschern tot aufgefunden. Wurden diese bettelnden Kinder erwischt, so nahm man auch ihnen alles weg und trieb sie durch Stockhiebe davon. Nur später hatte der Kommandant von Gakovo – Stevo hiess er – menschliche Anwandlungen und liess die Kinder mit ihrem Bettel nach Hause gehen.

Im Folgenden berichtet der Vf., dass er einige Tage an einem Typhus-Anfall erkrankt war, nach seiner Genesung nach Subotica fuhr, um dem Bischof Bericht zu erstatten, der ihn zum Pfarrverweser von Gakovo ernannte, und anschliessend einige Zeit im Pfarrhaus zu Filipovo verblieb¹³.

Anfang März wurde eines Tages im Lager DDT-Pulver verteilt und alle Lagerinsassen angewiesen, damit zu versuchen, die Läuseplage zu vernichten. Dieses Mittel hat sehr viel geholfen. In kürzester Zeit waren die Läuse, diese Plagegeister und Krankheitsüberträger des Lagers, vernichtet.

In dieser Zeit scheinen auch die ersten Reaktionen im Ausland erstanden zu sein, und damals konnte ich das erste Mal in den serbischen Zeitungen von den Lagern für

¹² In mehreren Erlebnisberichten aus dem Lager Kruševlje werden die Namen von insgesamt fünf Frauen (alle aus Apatin) genannt, die dort öffentlich erschossen wurden, weil sie das Lager trotz des Verbots zur Beschaffung von Lebensmitteln verlassen hatten.

¹³ Über die Ereignisse im Lager während der Monate Januar und Februar 1946 s. die Tagebucheintragungen von Kaplan M. Jo hier.

Deutsche in Jugoslawien lesen. Überhaupt haben wir im Lager uns immer gefragt, wie es nur möglich sei, dass das Ausland, das eben damals in Nürnberg zu Gericht sass über die deutschen Kriegsverbrecher, keine Notiz nahm von all dem, was in den Lagern gegen alle Menschlichkeit verstieß und jeder Menschlichkeit Hohn sprach. Denn es konnte doch nicht verborgen sein, was in Jugoslawien geschah. Es kamen in jener Zeit öfters internationale Kommissionen nach Jugoslawien. Auch in der nahen Kreisstadt Sombor waren solche Kommissionen, wohl um die Ernährungslage der Bevölkerung zu studieren und Abhilfe zu schaffen. Dort mussten sie doch sehen, wie deutsche Menschen als Arbeitssklaven durch die Stadt geführt wurden! Es ist mir aber nicht bekannt, dass auch nur eine dieser internationalen Kommissionen ins Lager Gakovo gekommen wäre¹⁴. Hier wurde damals das Verbrechen des Schweigens begangen. Trotz besseren Wissens schwieg das internationale Gewissen. Man «glaubte» Tito, dass in Jugoslawien das Problem der Deutschen nicht bestehe, da ja angeblich alle Deutschen vor dem Eintreffen der Russen und Partisanen «aus Angst wegen ihrer Verbrechen» geflüchtet seien. Mit dieser Behauptung Titos gab man sich zufrieden obwohl man es anders wusste.

Als das DDT-Pulver im Lager verwendet wurde, sank auch die Zahl der täglichen Sterbefälle ziemlich rasch. Plötzlich gab es nur mehr 15 bis 20 Todesfälle. Dies mag auch dadurch bedingt gewesen sein, dass eines Tages bekanntgegeben wurde, dass die Lagerinsassen Pakete erhalten dürften. Jetzt erwies sich, dass zwischen den Deutschen unserer Gebiete und den Andersnationalen des gleichen Gebietes keine Feindschaft war, sondern stets gute Nachbarschaft. Denn die Pakete, die jetzt ins Lager kamen, waren ja

¹⁴ Kommissionen der jugoslawischen staatlichen Aufsichtsbehörden (wohl auch Vertreter internationaler Kommissionen des Roten Kreuzes und der UNRRA, wie in einigen Berichten mit Bezug auf die Anlieferung von DDT-Pulver behauptet wird) haben zu dieser Zeit, besonders alarmiert durch die sich ausbreitende Fleckfieberepidemie (s. Bericht Nr. 62, S. 500 ff.), auch die Internierungslager besucht; zum Lager Gakovo selbst s. die Tagebucheintragung von Kaplan M. Johler unter dem Datum des 5. Februar 1946; aus dem Lager Kruševlje berichtet die T. S. (s. S. 416, Anm. 3) Folgendes:

«Anfang April 1946 erschien plötzlich eine Kommission im Lager. Selbst dieser Kommission fiel der erbärmliche Zustand besonders des Kinderlagers auf. Was dies für eine Kommission war, konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Ich hörte nur, dass ein Mitglied der Kommission sich über den Zustand der Kinder furchtbar empörte. Die Beine der Kinder seien so dünn wie Ruten, sagte dieser Herr. Wenn die Kinder nicht bald besser aussehen werden, dann werde er zu anderen Massnahmen greifen. Einige Tage später erschien wieder eine Kommission, und dann war in jeder Woche eine Kommission in Kruševlje, die das Kinderlager, das Lagerspital und die Küche inspizierte. Alles musste seither auf Anordnung des Lagerkommandanten gereinigt und geputzt werden. Seit dem Erscheinen der Kommissionen besserte sich auch die Kost wieder. Seit Mitte April 1946 erhalten vier Personen täglich zusammen anderthalb Kilogramm Maisbrot, in der Früh eine Schrottsuppe mit Salz und etwas Öl, und zwar etwa einen halben Liter je Person, mittags einen Gerstebrei, auch etwa einen halben Liter je Person mit Öl und Salz, abends wieder die gleiche Menge Schrottsuppe mit etwas Öl und Salz. Die Kinder erhalten mittags seither eine Suppe mit Bohnen und Nudeln und in der Früh und abends eine Einbrennsuppe mit Mehlspeise und je einen halben Liter Trockenmilch täglich.»

zumeist Liebesgaben nichtdeutscher Menschen, die in Freiheit geblieben waren. Gaben von Bekannten und Nachbarn, die all das verurteilten, was in ihrer Umgebung mit den Deutschen geschah. Ich möchte hier festhalten, dass nur ein sehr geringer Teil der Kroaten, Serben und Ungarn, der Slowaken und Ruthenen unseres Siedlungsgebietes mit dem einverstanden war, was in den Lagern geschah. Ebensovienig war die Bevölkerung mit dem Kommunismus einverstanden, und sie ist es auch heute nicht. Die vielen Liebespakete, die manches deutsche Leben retteten, sind wohl auch ein Beweis dafür.

Die ärgste Zeit für das Lager war jetzt vorbei, aber es sollte noch zwei volle Jahre dauern, bis die Lager aufgelöst wurden.

Nach einem kurzen Bericht über die seelsorgliche Tätigkeit des Jesuitenpaters Wendelin Gruber im Lager¹⁵ fährt der Vf. fort:

Die Läuseplage war vorbei, die Kost etwas besser, wenn auch bei weitem noch nicht ausreichend, bedeutend weniger Kranke und Tote. Manche, die öfters Pakete erhielten, sahen verhältnismässig gut aus. In dieser Zeit kamen auch die ersten Liebespakete aus Übersee, zumeist von Anverwandten geschickt. Trotz allen Terrors ist es doch gelungen, irgendein Lebenszeichen den Verwandten in den USA zu geben. Ausserdem verstanden es die Fuhrleute – Lagerinsassen, denen die Pferde des Lagers anvertraut waren und die so öfters in die umliegenden Dörfer und in die Kreisstadt kamen, um dort unter Aufsicht eines oder mehrerer Partisanen verschiedene Geschäfte der Lagerleitung zu erledigen –, einen ziemlich schwungvollen Handel zu organisieren. So mancher Gegenstand, auf irgendeine Art und Weise aus den Magazinen in ihre Hände kommend, wurde vertauscht und damit Lebensmittel eingetauscht. Die Leute wurden immer findiger, öfters als einmal wurden diese Kutscher erwischt, wobei ihnen alles weggenommen wurde und sie in den Keller wandern mussten. Doch riss, von dieser Zeit angefangen, dieser Handel nicht mehr ab. Manches Mal brachten sie unter dem Stroh ihrer beladenen Wagen ganze geschlachtete Schweine ins Lager. Und seit die Pakete ins Lager kamen, hatten manche Leute auch wieder Geld, Geschenke wieder von den Andersnationalen unseres Gebietes. Auch hatten viele der Lagerinsassen, in Voraussicht, was kommen könnte, schon vorher, ehe sie ins Lager kamen, wertvolle Sachen an die ihnen bekannten Serben, Ungarn und Kroaten, die in die einzelnen Dörfer gekommen waren, abgegeben, in der Hoffnung, sie einmal zurückerstattet zu bekommen, wenn die schwerste Zeit vorbei sein sollte. Das hatte zur Folge, dass jetzt so manches gute Kleidungsstück wieder an seinen rechtmässigen Besitzer kam oder für Geld und Lebensmittel umgetauscht wurde. Das war wohl auch die Ursache, dass der Kommandant einmal sagen konnte: «Die Schwaben sind wie die Gänse: Wenn man sie auch noch so oft rupft, immer haben sie wieder was Anständiges zu tragen!¹ Aber es gab auch andere Fälle, wo die Freien einfach vergassen, dass sie etwas bekommen hatten, oder wenn sie daran gemahnt wurden, es einfach ablcugneten.

¹⁵ s. hierzu die Tagebuchaufzeichnungen von Kaplan M. Johler vom 26. Februar und 30. März bis 20. Mai.

Dass dieser Handel möglich war, dazu mag viel beigetragen haben, dass die ersten Partisanen abgelöst wurden von jungen Soldaten, die aus Südserbien kamen. Zumeist waren es Muselmanen, die mit dem Kommunismus in ihrer Heimat unzufrieden waren und darum von dort entfernt wurden. Von einer Gruppe solcher Soldaten weiss ich es, dass sie unter dem Vorwand, sie werden zu einer Parade vor Tito nach Belgrad gebracht, aus ihrer Heimat mussten und dann als Wachsoldaten in die Lager kamen. Sie äusserten ganz offen ihre Unzufriedenheit mit dem Kommunismus und hatten daher auch Erbarmen mit den alten Leuten und Kindern. So waren sie auch zumeist bereit, ein Auge zuzudrücken, wenn sie mal jemand bemerkten, der etwas ins Lager trug. – Später, im Sommer 1947, hatte ich mal mit solch einem Soldaten ein besonderes Erlebnis. Er hielt mich auf der Strasse auf und sagte zu mir: «Pfarrer, wenn Du flüchten willst, komm zu mir, ich gehe mit Dir. Jeden, der uns dann in die Nähe kommen sollte und uns aufhalten will, den schiesse ich über den Haufen.» Er hätte es auch bestimmt getan. Doch wollte ich davon nichts wissen.

Der Vf. berichtet ausführlich über seine und Kaplan Johlens seelsorgliche Tätigkeit im Lager, bis man ihnen ihr priesterliches Wirken und den Lagerinsassen das Betreten der Kirche Ende Juni untersagte¹⁶.

Im Sommer 1946 kamen immer mehr von jenen Deutschen ins Lager, die seinerzeit als arbeitsfähig in den einzelnen Dörfern zurückgehalten wurden. Die ehemaligen deutschen Dörfer wurden mit Serben aus Bosnien, Dalmatien und auch aus Südserbien besiedelt. So konnte man die Deutschen, die bis dahin als Arbeitskräfte die Felder bebauen mussten, abschieben. – Für die Wirtschaft Jugoslawiens sollte sich dies sehr schlecht auswirken. Die neuen Bewohner unserer Dörfer waren zuhause zumeist Schafhirten und verstanden herzlich wenig von der Landwirtschaft. So sank der Ertrag der Felder auf unter ein Drittel von den Ernten, die seinerzeit die Deutschen hatten.

Nach Gakovo kamen jetzt auch junge Leute, und es waren mehr Arbeitskräfte als man für die Bearbeitung des Hotters von Gakovo brauchte. In dieser Zeit begann dann der «Sklavenmarkt» von Gakovo. Jeden Morgen mussten vor dem Gebäude der Verwaltung alle arbeitsfähigen Lagerinsassen antreten. Die man in Gakovo zur Arbeit brauchte, wurden abgeführt, die anderen wurden an Serben, Kroaten und Ungarn abgegeben, die für sie eine Summe Geldes in der Verwaltung bezahlen mussten und sie dann mitnehmen durften, damit sie ihnen bei der Arbeit helfen. Im allgemeinen gingen die Lagerleute gerne mit. Denn so kamen sie aus dem Lager heraus, bekamen eine bessere Kost und konnten vielfach am Abend Lebensmittel ins Lager bringen. Nur musste man Glück haben und nicht erwischt werden. Sonst wurde alles weggenommen, was man mitbrachte. Da so eine Lockerung eintrat, kam es jetzt oft vor, dass sich Leute aus dem Lager hinausstahlen – und man konnte es leicht, wenn man auf den Feldern arbeiten musste –, um bei bekannten Serben und anderen Freigeblienen unterzutauchen. Dort halfen sie bei der Arbeit und bekamen immer wieder etwas, was man im Lager gebrauchen konnte.

¹⁶ s. die Tagebuchaufzeichnungen von Kaplan M. Jobler.

Auch kam so wieder Geld unter die Leute, was man besonders brauchte, wollte man über die nahe Grenze flüchten.

Seit im Ausland bekannt wurde, was an Grausamkeiten in den Lagern Titos geschah, duldete man immer mehr die Flucht über die nahe Grenze gegen Ungarn¹⁷. Bis dahin war es lebensgefährlich, über die Grenze zu gehen, und viele haben es mit dem Tode be-

¹⁷ Seit Frühjahr 1946 hat die amerikanische Regierung in mehreren Noten wegen der Behandlung amerikanischer Staatsbürger volksdeutscher Abkunft in Jugoslawien interveniert (z.T. veröffentlicht in: Department of State, Bulletin) und die jugoslawische Regierung beschuldigt und dagegen protestiert, dass sie Personen, die keines Verbrechens überführt worden seien, in Zwangsarbeitslagern unter schlimmeren Bedingungen als während des Krieges festhalte. Die vom amerikanischen Botschafter in Belgrad am 18. Oktober 1946 überreichte Note (s. auch in The New York Times vom 19. Oktober) wies die Erklärung der jugoslawischen Regierung (Antwortnote vom 7. September), dass ihr Vorgehen in voller Übereinstimmung mit den Gesetzen und Gepflogenheiten zivilisierter Völker stehe, scharf zurück und verurteilte dies Vorgehen als Verletzung des Völkerrechts und der natürlichen Menschenrechte dieser Personen, die ohne gerichtliches Verfahren in Konzentrationslagern interniert und zu unfreiwilliger und unbezahlter Arbeit gezwungen würden, die sich tatsächlich in nichts von Sklavenarbeit unterscheide. Der jugoslawische Geschäftsträger in Washington bestritt in seiner Erklärung vom gleichen Abend, dass irgendwelche Amerikaner in Jugoslawien der Zwangsarbeit unterworfen seien oder dass es überhaupt so etwas wie Sklavenarbeit in seinem Lande gäbe. Bezüglich der 110'000 Personen der deutschen Minderheit, die in Jugoslawien interniert seien und unter denen sich auch diese «Amerikaner» befänden (Jugoslawien weigerte sich, Einbürgerungen in den USA und doppelte Staatsangehörigkeit anzuerkennen), habe sein Land, in Erwartung einer sie betreffenden Entscheidung durch zuständige Alliierte Behörden, wiederholt gefordert, dass sie, wie im Potsdamer Übereinkommen vorgesehen, nach Deutschland umgesiedelt würden (my country has repeatedly asked that, as provided for in the Potsdam Agreement, they be resettled in Germany). Weiterhin heisst es in der Erklärung des jugoslawischen Geschäftsträgers, dass seine Regierung am 19. Januar 1946 und erneut am 16. Mai 1946 die amerikanische Botschaft in Belgrad ersucht habe, ihre guten Dienste zur Verfügung zu stellen, damit eine diese Personen betreffende Regelung durch den Alliierten Kontrollrat in Berlin möglichst schnell herbeigeführt werde; auf diese Ansuchen seien keine Antworten ergangen. (Nach einem Sonderbericht in: The New York Times vom 19.10. 1946, S. 1 und 7; vgl. auch Keesing's Archiv der Gegenwart, Jg. 16/17, S. 903 F, 20. 10. 1946.) – Zu der jugoslawischen Forderung nach Umsiedlung der noch im Lande befindlichen Deutschen s. auch Bericht Nr. 60, Anm. 14, S. 468.

Die erste weltweite Verbreitung dürften Erlebnisberichte über die Behandlung der Volksdeutschen durch das jugoslawische Nachkriegsregime und die Zustände in den Lagern von Professor Hans Grieser erfahren haben. Diesem gelang es, aus dem grossen Internierungslager in Neusatz zu fliehen und im Frühjahr 1946 mit Zustimmung und Empfehlung höchster kirchlicher Stellen zur Fühlungnahme mit der Weltpresse nach Rom zu reisen. Dort wurden seine Berichte «in sechs Sprachen übersetzt und in alle Welt gesendet», auch vom Sender Vatikan verbreitet. Nach einem schriftlichen Bericht für Papst Pius XII. wurde Professor Grieser am 17. 12. 1946 vom Papst in Privataudienz empfangen, und einige Tage später forderten die britische, französische und amerikanische Botschaft in Rom Unterlagen bei ihm an (vgl. den Bericht von Professor Grieser in: «Erinnerungen an Palanka», hg. von A. K. Gauss, Donauschwäbische Beiträge – Heft 23, Freilassung 1958, S. 168 ff.).

Inzwischen hatten auch briefliche Nachrichten und Hilferufe der geflüchteten und wohl auch der in Jugoslawien zurückgebliebenen Volksdeutschen ihre zahlreichen Verwandten in den USA erreicht. Am 19. April 1946 gründeten mehrere Geschäftsleute in Brooklyn, N.Y. das Donauschwä-

zahlt, wenn sie es doch wagten¹⁸. Jetzt wurde es mit einem anders. Das bemerkte man bald, und es waren immer mehr, die den Versuch unternahmen, über die Grenze zu gehen. Ja, es fanden sich Männer und Burschen – aber auch Frauen und Kinder unter 15 Jahren waren darunter –, die sich darauf verlegten, Menschen über die Grenze zu führen. Gerne gaben die Leute ihr Letztes her, nur um fortzukommen. In einzelnen Nächten gingen oft bis zu zehn Gruppen auf die Flucht, Gruppen in verschiedener Grösse, oft weit über 50 Menschen. Als der Lagerkommandant dies sah, witterte er ein ergiebiges Geschäft. Er trat insgeheim mit zwei Männern in Verbindung, und diese bekamen eine gewisse Konzession, Menschen über die Grenze zu bringen. (Einer von diesen Konzessionisten war Lehrer Simon aus Wekerle.) Jetzt hatten wir zweierlei Führungen, die sogenannten «weissen» Führungen, wobei die Einzelnen, die mitgingen, 1'000 Dinar bezahlen mussten, von welchem Geld die beiden Führer den grössten Teil an den Lagerkommandanten abgeben mussten, und die «schwarzen» Führungen, geleitet von den oben erwähnten Männern, Burschen und Frauen. Die «weissen» Führungen hatten den Vorteil, dass man sicherer durchkam. Denn es wurde ja mit Wissen des Kommandanten die Lagerwache aufmerksam gemacht, dass sie diese Gruppen nicht zu sehen habe; die gleiche Abmachung wurde auch mit den Grenzor-

bische Hilfswerk «United Friends of Needy and Displaced People of Yugoslavia, Inc.» unter dem Präsidium von Peter Max Wagner. Bereits im Mai fanden einige Besprechungen mit dem damaligen Präsidenten des Jugoslawischen Roten Kreuzes über die Lage der Volksdeutschen in Jugoslawien statt. Der Hilfsverein konnte bald Verbindung mit dem Amerikanischen Komitee für Jugoslawien-Hilfe und anderen Hilfsorganisationen aufnehmen, Ende August 1946 eine erste Warensendung nach Jugoslawien abfertigen und in den Monaten November und Dezember die ersten CARE-Pakete schicken, deren Eintreffen auch offiziell von Belgrad bestätigt wurde. Über inzwischen weiter angebaute Verbindungen kam es auch in New York zu einer Besprechung mit dem jugoslawischen Gesandten über die Ereignisse in den Lagern. Und wie Peter Max Wagner in einem ausführlichen Bericht auf Grund der Protokolle über die Tätigkeit des Hilfsvereins schreibt, liess ihn im Januar 1947 der gerade von einem Jugoslawien-Besuch zurückgekehrte Präsident des Jugoslawischen Hilfswerks in Amerika, Zlatko Balokovic, wissen, dass er «eine längere Aussprache gehabt hatte mit der jugoslawischen Regierung und selbst mit Marschall Tito, wobei über die Erleichterung der Lage der Volksdeutschen in Jugoslawien und betreffs der Auflösung der Lager in Jugoslawien und auch wegen der Erleichterung für die Waisenkinder und Kinder, die ohne Eltern in Jugoslawien zurückgeblieben waren, gesprochen worden war». (Bericht; Original, 6. November 1958, 28 Seiten, mschr.)

¹⁸ Dies bestätigt u.a. auch der J. H. aus Gakovo, der die Arbeiten auf dem Friedhof beaufsichtigte und die ganze Lagerzeit über als Totengräber beschäftigt war. In seinem Bericht heisst es: «Bei der Nacht Haben sich manche Familien u. auch Noch antere Zimmerkameraten u. Kameradinen mitunter ferabredet, dasi heite Nacht über die Grenze Gehen wolen. Wensi erwischt Geworten sint, dann Hat der Bartisan sie schon an der Grenze erledikt. Und auch von dort haben wir file mitem Wagen abgeholt u. im Lager Frithof Beertikt. Einmahl hatte ich eine Frau u. Mann u. ein 8-10 Jahr ihren Bursche; die Eltern waren Dotgeschlagen u. das Kant war mit dem Banjonet von unten bis oben der Leib aufgeschlizt, so dass das Gedärme heraushing. Ich hatte sie an der Tracht gekannt, sie waren von Stanischitz.» (Original, 17. April 1958, 10 Seiten, hschr.)

ganen getroffen. Die «schwarzen» Führungen wurden immer unter der Gefahr, erwischt zu werden, durchgeführt. Sie hatten aber den Vorteil, dass man mit weniger Geld auch eine Chance hatte, aus dem Lager zu kommen. Wenn solch ein Transport erwischt wurde, kamen die Flüchtenden für einen oder mehrere Tage in den Keller und konnten es später wieder versuchen. Einige mir bekannte Leute math ten bis zu acht Mal den Versuch, bis es ihnen gelang, wegzukommen.

Es konnte nicht ausbleiben, dass auch dem Kommandanten die Schwarzführer bekannt wurden. Auf sie war er scharf aus. Mehrere hat er überrascht, als sie des Tages sich von ihrem nächtlichen Gang ausruhten. Dann nahm er ihnen alles weg, was sie sich verdient hatten, und sperrte sie für längere Zeit in den Keller. Ein Fall ist mir bekannt, wo der Kommandant einem Burschen, der schon viele Führungen geleitet hatte, überraschte und ihm über 200'000 Dinar wegnahm. Es gab Schwarzführer, die über 30 Führungen durchgemacht haben. Ein kleiner Bub von kaum 13 Jahren (es war Haumann, seine Mutter war eine Jeschin), dessen Mutter in Gakovo gestorben ist und dessen Vater bei den Verschleppten und Getöteten von Filipovo war¹⁹, hatte für seine vier kleinen Geschwister zu sorgen. Er ging das eine und andere Mal mit «weissen» Führungen als Gepäckträger mit. So erkundschafte er genau den Weg. Dann unternahm er es eines Tages, selbst Führer zu sein. Es ist ihm auch gelungen, mehrere Gruppen sicher über die Grenze zu bringen. Einmal aber hatte er Pech und wurde schon beim Ausgang aus dem Lager – die Transporte gingen immer nachts – von den Partisanen erwischt. Die Erwachsenen wurden in den Keller gesperrt, die Kinder aber liess man frei. Da der Bub recht klein war, glaubte man wohl, dass er zu irgend jemand von der Gruppe gehörte, und liess ihn Weggehen. Da hat dieser Bub noch am gleichen Abend eine andere kleine Gruppe zusammengestellt und zog mit ihr aus dem Lager und kam auch glücklich durch. Später, als dieser Bub genug Geld verdient hatte, um Aussicht zu haben, bis über die österreichische Grenze zu kommen mit seinen kleinen Geschwistern, ging auch er fort. (Heute ist er mit seinen Geschwistern in Amerika.) – Manches Mal waren die jungen Schwarzführer auch recht übermütig. So schlich sich einer von ihnen aus dem Lager, ging in die nahe Kreisstadt Sombor, mietete sich dort ein Taxi und fuhr damit nach Belgrad. Dort liess er es sich gut gehen, kaufte sich eine Partisanenoffiziersuniform und kam damit ins Lager. Nun, er konnte sich aber nicht lange freuen. Es kam dem Stevo zu Gehör, und der nahm sie ihm ab und steckte ihn in den Keller. Mancher von den Schwarzführern hat sich in Gakovo soviel Geld verdient, dass er später in Österreich sich etwas ankaufen konnte.

In den anderen Lagern wurde bald bekannt, welche Möglichkeit in Gakovo sich biete, um fortzukommen. Darum liessen sich viele nach Gakovo überstellen und nahmen von dort den Weg in die Freiheit²⁰. So sah man bald in Gakovo viele neue Gesichter, und

¹⁹ s. darüber den ersten Teil des Berichtes, abgedruckt unter Nr. 41, S. 265 ff.

²⁰ Seit Anfang 1947 wurde von den jugoslawischen Lagerbehörden auch eine Art Familienzusammenführung der noch in verschiedenen Lagern lebenden Angehörigen gestattet; aber schon einige Monate früher hatte eine heimliche Wanderung zwischen den Lagern begonnen.

die Zahl der Lagerleute nahm kaum ab. Wieviele Tausende so durch das Lager Gakovo nach Österreich und Deutschland durchgingen, ist mir nicht bekannt. Immerhin waren es sehr viele. Eines Tages kamen die Insassen eines ganzen Lagers nach Gakovo. Diesen Menschen muss es noch viel schlechter ergangen sein als unseren in Gakovo. Denn als sie nach Gakovo kamen, wunderten sie sich, dass dort an den Gräben der Strassen noch Gras wuchs. Ich war Zeuge, wie von diesen Menschen einige das Gras abrupften und assen. Dort, wo sie waren – sie kamen aus dem Banat, aus dem Lager Molin – war es anscheinend nicht erlaubt, Pakete zu bekommen, so sahen diese Leute sehr herabgekommen aus, als sie zu uns kamen²¹.

Als man uns gegen Ende Juni 1946 verbot, für die Lagerinsassen in der Kirche die hl. Messe zu feiern, liess man uns noch die Möglichkeit, für die paar freien Familien in Gakovo Gottesdienst zu halten. Doch auch dies dauerte nicht lange. Dann wurde uns überhaupt verboten, in der Kirche die Messe zu feiern. So mussten wir von da an in einem Zimmer des Pfarrhauses zelebrieren. Wir hatten dorthin den Kelch gebracht und die Paramente und feierten im Zimmer die hl. Messe, öfters nahmen daran auch einige Gläubige teil, aber wir mussten auf der Hut sein, um nicht erwischt zu werden.

Dann aber kam auch das Ende unserer Freiheit. Anfangs Oktober 1946 liess uns der Kommandant in sein Büro kommen und teilte uns mit, dass wir, da wir Deutsche seien, von nun an ebenfalls interniert seien und unsere Legitimation abgeben müssten²². Auf meinen Protest hin, dass ihm dieses Recht, uns zu internieren, nicht zustehe, wie ich aus

²¹ s. hierzu auch Bericht Nr. 62, S. 498. Die deutsche Gemeinde Molidorf (Molin) ist seit Ende September 1945 ebenfalls als Konzentrationslager für alte, kranke, arbeitsunfähige Frauen und Männer, Kinder, Mütter mit kleinen Kindern usw. benutzt worden, wohin im Laufe der Zeit ca. 7'000 Personen, zumeist aus den verschiedenen Ortslagern des nördlichen Banat geschafft worden sind. Ende April 1947 wurde die Masse der überlebenden Insassen nach Gakovo übergeführt. – Über die Verhältnisse im Lager Molidorf s. die Berichte Nr. 52 f.

²² Anmerkung des Vfs.: Während in einigen Bezirken der Batschka, z.B. in Palanka die deutschen Priester mit den anderen Deutschen interniert und ins Lager gebracht wurden, blieben die deutschen Priester im Bezirke Hodschag frei, und man liess sie, nachdem die Gläubigen weggeführt waren, unbehelligt in den Pfarrhäusern weiterwohnen. So blieben auch Kaplan Jöhler und ich in Freiheit, bekamen später eine Legitimation und konnten uns frei bewegen. Ohne diese Legitimation, die an alle ausgegeben wurde, die frei geblieben sind, auch Slawen und Ungarn, durfte sich niemand frei bewegen. Immer wieder wurde man angehalten und musste seine Legitimation vorweisen. Wer keine hatte, musste mit Schwierigkeiten rechnen. Diese Legitimationen wurden von der zuständigen Ortsbehörde («mesni odbor») ausgestellt. Sie enthielten folgende Daten: Name, Geburtsdatum, Wohnort und Nationalität. An Deutsche wurde diese Legitimation nicht ausgegeben. So war ich sehr gespannt, ob man mir eine solche Legitimation geben werde, denn ich war fest entschlossen, unter allen Umständen zu bekennen, dass ich Deutscher bin. Ich bekam sie. Auf ihr war vermerkt, dass ich «Nemac» (Deutscher) sei. Mit dieser Legitimation kam ich am Heiligen Abend 1945 nach Gakovo und konnte dort als freier Mensch im Pfarrhaus wohnen. Bei unserer Internierung wurde uns dann diese Legitimation abgenommen, und seither konnten wir uns nicht mehr frei bewegen.

der Zeitung gelesen hätte, stutzte er, gab uns die Legitimation zurück und sagte, er werde beim Ministerium nachfragen. Jetzt wussten wir, dass es nur noch einige Tage dauern werde, bis es mit unserer Freiheit vorbei sein werde. Darum ging ich von Gakovo noch einmal fort, um meine nächsten Verwandten, die sich in einem Arbeitslager in Pašićevo (Alt-Ker) befanden, zu besuchen. Als ich nach ungefähr 14 Tagen zurückkam, war es soweit. Der Kommandant beordnete uns zu sich, überreichte uns eine Schrift vom Innenministerium aus Novi Sad (Neusatz), worin stand, dass wir als Deutsche zu internieren seien. Wir mussten unsere Legitimation abgeben und hatten die Freiheit verloren. – Der Wahrheit zuliebe muss ich bemerken, dass der Kommandant zu uns beiden Priestern sich sehr korrekt verhielt. Von unseren Sachen nahm er keine weg, sondern überliess uns alles, was unser Privateigentum war. Nur die Sachen des verstorbenen Herrn Pfarrers Dobler wurden beschlagnahmt und in den Zimmern verschlossen. Ja, wir durften sogar noch einige Zeit in einem Zimmer des Pfarrhauses wohnen.

Im Folgenden schildert der Vf. noch kurz die weiteren Lebensverhältnisse der beiden Priester im Lager, erwähnt, dass im Frühjahr 1947 drei Priester aus dem Lager Neusatz nach Gakovo kamen, von denen zwei bald nach Ungarn flüchteten, und fährt fort²³:

Mitte Mai entschloss sich auch Kaplan Johler, der beinahe zwei Jahre im Lager Gakovo segensreich gewirkt hatte, mit seiner Mutter und seinen Geschwistern zu flüchten. Die Flucht gelang schon beim ersten Versuch. So blieb ich allein. Zuerst wohl in der Angst, dass man nachfragen werde, wo der Kaplan hingegangen ist, aber es geschah nichts.

Ich versah auch weiterhin die Kranken. Jetzt wurden die Todkranken in die sogenannten «Spitäler» gebracht. Dort mussten einige Frauen für sie sorgen. Diese Häuser waren wahrhaft Stätten des Grauens. Kaum dass jemand von dort wieder gesund entlassen wurde. Dort lagen die Kranken auf Stroh, bis zu 15 in einem Zimmer. Die Kost sehr schwach, kaum dass Medizinien vorhanden waren. Ging es mit ihnen zu Ende, brachte man sie in einen Stall und überliess sie ihrem Elend, bis der Tod sie erlöste. Wie oft habe ich in diesen Ställen Beichte gehört und die hl. Ölung gespendet. Manches Mal konnte man den Gestank, der dort herrschte, kaum aushalten. Jede Woche kam ich wenigstens zweimal in diese «Spitäler» – es waren ihrer insgesamt fünf. Es war nicht immer leicht, diese armen Menschen zum Beichten zu bringen. Da ich sah, wie unerwartet einige starben, bin ich zum Generalangriff übergegangen. Ich ging in die einzelnen Spitäler und forderte einfach alle auf, Todkranke und solche, die glaubten, doch bald gesund zu werden, ihre Beichte abzulegen. In der Masse waren sie leichter dazu zu bringen. Aber nicht nur einmal war alles Zureden umsonst. Einige Male bin ich schroff abgewiesen worden: sie hätten nichts zu beichten. Ein Fall steht mir noch ganz lebendig vor Augen. Da lag eine Frau auf einem Bett im Hausgang – es war Sommer –, ich fragte sie, ob sie nicht beichten wolle, denn man kann ja nicht wissen, was kommen werde. Schroff

²³ Über die Vorkommnisse während dieser Zeit im Lager s. die Tagebuchaufzeichnungen von Kaplan M. Johler.

wies sie mich ab: sie hätte nichts zu beichten. Als ich ihr zuredete, dass wir doch alle Sünden hätten und die Verzeihung Gottes brauchten, kam es hart über ihre Lippen: «Mir hat Gott nichts zu verzeihen, höchstens habe ich ihm zu verzeihen»⁶ Alles Bemühen und gütliche Zureden fruchtete nichts. Auch später nicht, als ich sie noch einige Male besuchte. In Verbitterung ist sie gestorben. Solcher Fälle waren nicht viele, immerhin sind einige ohne Sakramente gestorben, die dazu Gelegenheit gehabt hätten.

Es wurden im Lager immer weniger Menschen. Im Sommer 1947 waren es kaum noch 4'000. Auch diese Zahl änderte sich weiterhin recht oft. Immer wieder kamen Neue dazu, andererseits hielt auch die Flucht an.

Gegen Spätjahr 1947 bemerkte man eine neue Richtung im Verhalten der Lagerbehörde. Die Flucht wurde immer mehr erschwert. Alle «weissen» Führungen waren schon länger eingestellt. Den Schwarzführern ging man sehr nach. Jetzt setzte eine Werbung ein für die Bergwerke in Serbien. Alle jungen Menschen könnten sich dazu melden. Sie würden die Freiheit bekommen und könnten mit ihren Familien dorthin gehen. Dort würden sie Bezahlung bekommen wie auch die anderen serbischen Bergleute, und sie würden wieder freie Bürger des Staates werden. Es meldeten sich aber nicht allzu viele. Dann fing man mit anderen Methoden an. Man rekrutierte einfach jüngere, stärkere Männer, und diese wurden dann mit ihren Familien fortgebracht²⁴. Auch sprach man jetzt immer mehr davon, dass die Lager in absehbarer Zeit aufgelassen würden.

Für mich kam so die Zeit heran, zu überlegen, was ich tun wollte. Keineswegs wollte ich noch in Jugoslawien bleiben, wenn die Lager aufgelöst sein würden. Ich hielt es für meine Pflicht, so lange im Lager zu bleiben, solange ich noch etwas seelsorglich tun konnte. Ich musste aber mit der Wahrscheinlichkeit rechnen, dass man auch mich eines Tages fortbringen werde. Da ich sah, dass die bevorstehende Auflösung der Lager kein leeres Gerede war, entschloss ich mich eines Tages, auch den Weg über die Grenze zu gehen, um nach dem Westen zu kommen. Gerade war in diesen Tagen eine Frau da, von der ich wusste, dass sie schon mehrere Transporte glücklich über die Grenze geführt hatte. Ich kannte sie von Filipovo aus, dort gehörte sie zu meinen Gläubigen. Diese Frau kam mich besuchen und sagte mir, dass sie am anderen Abend wieder mit einer Gruppe über die Grenze gehen würde. Ich entschloss mich mitzugehen.

Am 4. Dezember 1947, um 6 Uhr abends machten wir uns auf den Weg. Es war ein klarer Winterabend, der Himmel voller Sterne, ohne Mondschein. Wir waren zu 23, darunter zumeist alte Leute. Glücklicherweise kamen wir durch die Kette der Wachposten aus dem Lager heraus. Dann ging es auf einem Feldweg der Grenze entgegen. Plötzlich erhob sich Nebel, und wir sahen kaum mehr einige Meter vor uns. Der Nebel war aber der gefährlichste Wegbegleiter. Wiederholt ist es geschehen, dass Gruppen, die auf der Flucht waren, sich am Morgen in der Nähe des Lagers befanden, nachdem sie eine ganze Nacht herumgeirrt waren. Wir verloren auch den Weg, und die Frau musste mir eingestehen, dass sie nicht mehr wisse, wo wir wären. Ich entschied, dass wir nach

²⁴ s. die Berichte Nr. 77 und 78.

rechts zu gehen haben, wo wir auf die Landstrasse kämen, die zur Grenze führte. Es war dies sehr gefährlich, denn jeden Augenblick konnten Partisanen daherkommen und uns gefangennehmen. Aber es blieb uns kein anderer Ausweg. Als wir auf der Strasse dahingingen, sahen wir auf einmal zwei Männer auf der entgegengesetzten Seite der Strasse von der Grenze herkommen. Wir konnten nichts anderes annehmen, als dass es Grenzsoldaten seien. Aber wir hatten wirklich Glück. Es war mein Jugendführer aus Filipovo, Gauss Jakob, der schon öfters die Grenze überschritten hatte. Jetzt war er noch einmal zurückgekommen, um nach Filipovo zu gehen, von dort das Jugendbanner (das derzeit in Wien verwahrt wird) aus der Kirche zu nehmen und es nach Österreich zu bringen. Er erklärte uns den Weg, und wir konnten weitergehen. Gegen 10 Uhr kamen wir in die Nähe der Grenze. Von weitem horten wir Hupen und einen Soldaten singen. Gerade als wir zur Grenze kamen, teilte sich der Nebel. Über uns erschienen die Sterne wieder, während auf beiden Seiten über dem Boden ziemlich dichter Nebel lag. Mit bangem Herzen überschritten wir die Grenze und kamen gegen 11 Uhr in das erste ungarische Dorf. Dort ging ich ins Pfarrhaus und verblieb dort bis zum anderen Morgen. Dann meldete ich mich bei der ungarischen Behörde an.

Ich musste nicht ins Sammellager gehen, sondern konnte im Pfarrhaus bei meinem Studienkollegen wohnen. Eine Woche vor Weihnachten fuhr ich mit der Bahn durch Ungarn, kam an die österreichische Grenze und durfte sie nach einigen Schwierigkeiten am anderen Tag passieren.

Es folgen noch einige abschliessende Bemerkungen über das Lager Gakovo²⁵.

²⁵ Nachdem Ende Dezember 1947 die restlichen Insassen des Lagers Kruševlje nach Gakovo übergeführt worden waren, begann hier wenige Tage später der Abtransport des ganzen Lagers nach Rudolfsnad, wo dann im Februar/März 1948 die Entlassung aus der Lagerinternierung erfolgte (s. darüber Bericht Nr. 62, S. 510 f. und Nr. 77).

Im Lager Kruševlje sind von Mitte März 1945 bis zu seiner Auflösung Anfang Januar 1948 insgesamt 3605 Personen gestorben, und zwar 1068 im Jahre 1945, 2133 im Jahre 1946 und 404 im Jahre 1947/48 (nach einer Mitteilung des Lehrers Josef Kämmerer zu seinem Erlebnisbericht über die Lager Jarek und Kruševlje, abgedruckt in: Unsere verlorene Heimat Futok, hg. von J. Klingler, Donauschwäbische Beiträge – Heft 27, Freilassing 1958, S. 252 ff.).

Im Lager Gakovo, das ebenfalls Mitte März 1945 errichtet wurde, sind bereits in den ersten zehn Monaten ca. 4'500 Personen gestorben, davon die Hälfte allein in den Monaten Dezember und Januar 1945/46; die Höchstzahl der an einem Tage Gestorbenen wird mit über 60 angegeben (s. die Tagebuchaufzeichnungen des Kaplan M. Johler vom 19. November 1945 und 31. Januar 1946, abgedruckt unter Nr. 60; vgl. auch die Aufzeichnungen über das Lager Rudolfsnad in Bericht Nr. 62, S. 506 f.). Die Gesamtzahl der Sterbefälle bis zur Auflösung des Lagers im März 1948 beträgt ca. 8'900 (nach den Angaben des J. H. – s. S. 436 f., Anm. 18 –, der als Totengräber die Verstorbenen registrieren musste und die Zählung auch nach dem Verbot weiterer Aufzeichnungen fortsetzte).

Tagebuchaufzeichnungen des Kaplan Matthias Johler aus Prigrevica Sveti Ivan, Bezirk Hodschag (Odžaci) in der Batschka.

Original, 3. November 1945 bis 4. September 1947, 5 Hefte, 220 Seiten (DIN A 6), hschr.

Die Lebensverhältnisse der Internierten und die täglichen Ereignisse im Lager Gakovo, insbesondere die Schwierigkeiten bei der seelsorglichen Betreuung der Lagerinsassen, in der Zeit von Anfang November 1945 bis Ende Mai 1947; die Erlebnisse des Vfs. bei seiner Flucht aus dem Lager und während seines Aufenthaltes in Ungarn bis zur weiteren Flucht nach Österreich im August 1947.

November 1945

9. November.

Schon von mehreren Seiten wurde festgestellt, dass die besondere Tragik unserer Lage darin bestehe, dass unser Lager in Gakovo untergebracht sei. Ich muss dies bestätigen. Denn es könnte viel Not gelindert werden, wenn es unter gleichen Umständen sonstwo untergebracht wäre!¹...

13. November.

Je näher der 11. XI. – der Wahntag – kam, umso mehr wuchs unter den Lagerleuten die Zuversicht auf eine günstige Wendung der Dinge². Selbst die Tatsache, dass nun schon einige Male nur 10 Dekka Brot täglich pro Kopf ausgeteilt wird, verschmerzt man leicht und deutet es als gutes Zeichen. Nun wurden gestern durch die Trommel alle Angehörigen von Mischehen aufgefordert, sich zu melden. Gerufen und Ungerufen erschien heute vor der Kanzlei. – Auf Mittag wurden sämtliche Lagerposten abberufen; angeblich ziehen sie nach Sombor. – Die Lagergassen wimmeln von erwartungsvollen Menschen.

¹ Mit der ersten improvisierten Unterbringung von zunächst ca. 7'000 aus Apatin vertriebenen Deutschen in den nahe der jugoslawisch-ungarischen Grenze gelegenen Nachbardörfern Gakovo und Kruševlje war hier am 12. März 1945 das grosse Konzentrationslager für die deutsche Bevölkerung der westlichen Batschka errichtet worden. Dorthin wurden dann im Sommer und Herbst die nicht arbeitsfähigen (ältere und kranke Personen, Kinder, Mütter mit kleinen Kindern usw.) und vorübergehend nicht zum Arbeitseinsatz verwendeten Internierten aus den einzelnen Ortslagern der Bezirke Apatin, Hodschag und Sombor geschafft, so dass sich gegen Ende des Jahres im Lager Gakovo (im Jahre 1931 zählte die Gemeinde 2692 Einwohner, davon 2370 Deutsche) ca. 17'000 Personen und im Lager Kruševlje (im Jahre 1931 zählte die Gemeinde 907 Einwohner, davon 869 Deutsche) ca. 7'000 Personen befanden; s. hierzu auch Bericht Nr. 59, S. 414 ff., insbesondere Anm. 3 und 4).

² Am 11. November 1945 waren in Jugoslawien die Wahlen zum Bundesrat (Savezno vijece) und Nationalitätenrat (Vijece naroda) der Konstituante (Zakono davna Skupština).

14. November.

Nun beobachte ich es schon seit zwei Monaten⁸: Wenn Gakovoer Hausfrau den Versehtisch zubereitet, ist immer eine eigentümliche Sorgfalt festzustellen. Alles ist da: das weisse Tischtuch, ein Stahlkreuz, Kerzenleuchter, Wassergläser, Teilerchen mit Watte, Salz und Brot, ein Handtuch und oft noch mehrere Statuen und Heiligenbildchen; für alles ist Platz auf dem Tische, nur für das Allerheiligste ist keiner. – Schon einige Male habe ich darauf aufmerksam gemacht, und jedesmal war die verwunderte Antwort: «Ja, daran haben wir nicht gedacht.» – Ich will nicht ungerecht sein, aber ist der Versehtisch nicht ein Spiegelbild des Lebens, des Herzens dieser Leute? Für alles ist Aufmerksamkeit, Interesse, Zeit, Platz vorhanden, nur für das Allerheiligste nicht! Wie ganz anders ist es da bei den Filipovoern! Die haben von allem nichts, gewöhnlich auch keinen Tisch, oft nur einen Stuhl oder, wie neulich, einen Melkstuhl aus dem Stalle. Aber wenn man da mit dem Allerheiligsten eintritt und diese Leute niederknien und mit ihren Kindern das «Hochgelobt...» beten, dann kann man auch als Priester noch glauben lernen.

15. November.

Irgendwo sah ich mal das fesselnde Gemälde eines dahinsausenden Schlittens, der von hungrigen Wölfen verfolgt und bedroht wird. Der Lenker treibt hastig die Pferde und wehrt verbittert die Verfolger ab. Ein ähnliches Bild bot sich mir heute in unseren Lagergassen, wenn auch weniger romantisch, doch umso ergreifender. Kein Gala-Schlitten sauste daher, sondern es war ein schwerbeladener Krautwagen, der durch die Gasse fuhr. Die Verfolger waren keine Wölfe, sondern es waren unsere hungrigen Lagerkinder. Sie waren nicht wild, aber draufgängerisch. Um ein «Haibel» Kraut wagten sie alles. Der Lenker wehrte sich mit der Lederpeitsche verbissen gegen die Verfolger³ – Wie ich so vorbeigehe, schlägt er einem 9-10jährigen Mädchen so hart über das Gesicht, dass es aus Mund und Nase blutet. Das erbeutete Krauthaibel lässt es trotzdem nicht aus. – Hunger, ja der Hunger!

17. November.

Die religiöse Haltung der Lagerleute überprüfend, komme ich zur Ansicht, dass wohl die Sehnsucht und das Verlangen nach Gottes Hilfe stärker in den Seelen unserer

³ Anmerkung des Vfs.: «An einem der ersten Septembertage 1945 habe ich meine Habseligkeiten auf einen Bauernwagen geladen und bin nach Gakovo gefahren. Dem Lagerposten, der mich bei der Einfahrt angehalten hat, habe ich erklärt, ich sei hierher versetzt worden und müsse meinen Posten antreten. Auffallend lange hat er mein Ernennungsschreiben, das mir Kaplan Paul Pfuhl von Bischof Budanovic erwirkt batte, studiert – und liess mich passieren! Erst später habe ich erfahren, dass der Mann keine Ahnung hatte, worum es in meinem Falle ging. Er war Ungar und beherrschte die slawische Sprache, in welcher meine Ernennung ausgestellt war, überhaupt nicht. Mit vielen anderen wurde auch er nach dem ‚Einmarsch‘ der Partisanen in Uniform gesteckt und zum Militärdienst eingezogen.

Einmal drinnen, fand sich das andere im Lager selbst verhältnismässig leicht, zumal es mir vorher gelungen war, von einer Amtsstelle sogar einen Personalausweis zu bekommen.» (s. hierzu auch den Bericht von Kaplan Paul Pfuhl, Nr. 59, S. 415-423 und S. 438, Anm. 22.)

Gläubigen ist als früher; die Sehnsucht und das Verlangen nach dem Gottesreich, wie es uns der Heiland in der Vaterunser-Bitte «... zu uns komme Dein Reich» erlehen lehrte, ist nach wie vor bei unseren Gläubigen kaum bemerkbar. Und doch meine ich, dass uns diese Heimsuchung durch Rechtlosigkeit, Brotlosigkeit, Heimatlosigkeit gerade geschickt wurde, um in den Seelen unserer vielfach irdisch gesinnten Gläubigen die Sehnsucht und das Verlangen nach dem Gottesreiche zu wecken. Das Leiden allein wird uns freilich nicht dazu bringen: es muss befruchtet werden durch Gebet, Opfer und aussergewöhnliche Gnade.

19. November.

Heute beerdigte ich den 1945sten hier im Lager Verstorbenen. Die Zahl erinnert an die Jahreszahl unseres Heiles. Mögen auch alle Opfer des Lagerlebens den Verstorbenen und noch Lebenden zum Heile gereichen!

20. November.

Wieder eine Schreckensnacht für unsere Leute. Schon von Mitternacht an wurden die Häuser durchstöbert und die Arbeitsfähigen zusammengefangen. Bei dieser Kälte wurden sie von Haus zu Haus und von Gasse zu Gasse getrieben, bis man sie gegen Tag im Gemeindehauhof in Reih und Glied aufstellte. Ich hab sie gesehen, wie man sie endlich gegen 7 Uhr, zitternd und erstarrt vor Kälte, auf die Arbeit hinaus in den Hotter trieb. – Ich glaube nicht, dass das Sklaventum des Altertums einen traurigeren Anblick geboten hätte.

Am Nachmittag ging die Trommel durch das ganze Dorf mit der Kundmachung, dass sich alle Lagerleute aus Prigrevica Sv. Ivan melden sollen, weil sie aus dem Lager freigelassen werden. Freilich war dann von Entlassung keine Rede, sondern man suchte einige Personen und glaubte sie so finden zu können. – Es war dies nicht das erste Mal, dass solche Unwahrheiten in die Welt getrommelt wurden. So wurden mal die Gakovoer Weingartenbesitzer gerade so um die Weinlesezeit verständigt, sie werden Erlaubnisscheine bekommen, um in ihre Weingärten gehen zu können. Der Reihe nach wurden sie aber in der bestimmten Kanzlei abgefangen und dann aufs Kukuruzfeld in die Arbeit geführt. Dass die Gakovoer zum Schaden auch noch den Spott der Lagerleute hinnehmen mussten, ist selbstverständlich und nicht so schlimm. Was aber schlimmer ist, ist die Tatsache, dass schon öfter solche Bluffs angewandt wurden, so dass man schon überhaupt keiner Verlautbarung mehr Glauben schenken und keine Verordnung mehr ernst nehmen kann. Dies wieder hat in gegebenen Fällen verschärfte Massnahmen und Strafen zur Folge.

21. November.

Wie alle Tage, überbrachten auch heute viele die Totenscheine ihrer Verstorbenen. Wie alle Tage, so waren auch heute wieder viele darunter, die nicht versehen wurden. Wie alle Tage, machte ich auch heute den Überbringern Vorstellungen und Vorwürfe darüber, dass sich die Angehörigen doch mehr um den Sakramentenempfang der Kranken und Sterbenden bekümmern müssten. Da entschuldigte sich aber eine mit ihrer ganzen Zungenfertigkeit und bedauerte oft und tief, dass es mit ihrer Base halt «so schnell»

ging. Einige Augenblicke nachher höre ich, wie sie mit einer anderen Klatschbase ihren «Fall» unter meinem Fenster draussen verhandelt und sagt, wie sie froh sei, dass es mit ihrer Base «so schnell» ging. Da draussen hat diese gewesene reiche Bäuerin gewiss aufrichtiger gesprochen als bei mir herinnen. – Freilich kann dieses Bedauern und Frohsein verschieden beurteilt werden; aber es steht die Tatsache fest, dass bei allem Bemühen meinerseits erst ein Drittel aller Sterbenden versehen wird. Eine gewisse Gleichgültigkeit – um nicht «seelische Apathie» zu sagen – liegt schon wie eine geistige Lähmung über vielen.

25. November.

Schon einige Tage ungesunde, nass-kalte Witterung. Die Krankenzahl steigt von Tag zu Tag. Nach einer Schätzung des Arztes liegen nun so 2'000 Kranke und Gebrechliche, die der Pflege bedürften. Es ist keine Seltenheit, dass man in Häuser kommt mit 10–12 Kranken in einem Zimmer. Dazu noch wütet Typhus unbarmherzig. Der Lager-Apotheker ist gestorben, und der Arzt liegt auch schwer krank. Mit etwas Arznei kann ich mancherorts doch die Not lindern.

Hilfsmittel und Hilfskräfte wären nun schon dringend notwendig. Die Not ist buchstäblich zu einem Meere geworden.

Dezember 1945

1. Dezember.

Nun hat der Herr auch aus der Mitte meiner Angehörigen ein Lebensopfer angenommen: die Schwägerin ist tot. Heute soll sie beerdigt werden. In Gedanken versunken über das Leidensschicksal unserer Familie und über das Lebensschicksal der kleinen Waisen Evi und Eugen ging ich zum Friedhof, um zu sehen, ob das Grab schon fertig sei. Wie ich jedoch eintrete, sehe ich vor dem weitgeöffneten Tore der Totenkammer zwei Mädchen stehen, frierend, zitternd und bitterlich weinend. Ein gutes Wort, und ich erfahre, dass die Kinder ihre Mutter suchen. Eine Frage, und sie erzählen mir, dass ein Wagen beim Hause vorgefahren sei und die Mutter aufgeladen habe. Arme Kinder, ich weiss nun alles: es war der Totenwagen. «Jetzt sind wir ganz allein», klagte das ältere, elfjährige Mädchen, «nur noch ein Brüderchen mit vier Jahren liegt daheim krank.» «Und wen trägst denn im Arm?» frage ich.:»Das ist auch mein Brüderchen, zehn Monate alt», sagt sie und drückt es, in ein Tuch gehüllt, an die schluchzende, zitternde Brust; doch vergebens: das Kind war tot. «Erlkönig» von Goethe? Nein, ein Lagerkinderschicksal.

3. Dezember.

Schon länger her ist es den Tischlern verboten, Särge für verstorbene Lagerleute zu zimmern. Nun dürfen auch keine Grabkreuze mehr gefertigt werden. – Wieviele Gebote und Verbote sind im Laufe der Geschichte schon gegen das christliche Kreuz erlassen worden, und –? «Stat crux, dum volvitur orbis!» – Bis jetzt steht doch noch auf jedem Grab ein Kreuz. Und die einfachen Lattenkreuze sind unter diesen Umständen wohl redtere Zeugen der gläubigen Volksseele als die marmornen Monumente von früher.

5. Dezember.

Der Winter ist eingebrochen. Der erste Schnee bedeckt die Erde. Früher war er eine Kinderfreude, jetzt gleicht er einem weissen Leichentuch. Tatsächlich wird er das Elend ins Unsagbare und Untragbare steigern. Kälte, Hunger und Krankheit werden uns zermürben.

6. Dezember.

In Sachen der Friedhofarbeiter habe ich beim Intendant des Lagers interveniert. Um eine kleine Verbesserung der Kost habe ich angesucht. Als ich auf die täglich zunehmende Sterbeziffer hindeutete, bekam ich ein sarkastisches «Hvala Boga» (Gott sei Dank) zurück.

8. Dezember.

Immaculata! Man bringt jedoch keine wahre Freude auf, auch keine religiöse. Mater Dolorosa und Pietà begegnet einem täglich in tausend lebendigen Bildern.

Bei Schneegestöber bittet noch eine Mutter, ihr Quartier zu verschaffen. Ihr bisheriges wurde geräumt, d.h. die Bewohner wurden einfach hinausgetrieben, und jetzt steht sie mit sieben Kindern und einer alten gebrechlichen Mutter abends bei Wind und Schnee mitten auf der Strasse: Herbergsuche von Bethlehem! –

Der elfjährige Bub ist unlängst gestorben, das fünfzehnjährige Mädchen liegt schwer krank, und die vier kleineren hungern. Ob ich abhelfen könne? – Und so geht es tagtäglich.

9. Dezember.

Cestern waren 10 Dekagramm Brot pro Person, heute gab es überhaupt kein Brot. Auch keine Suppe, nur einen Batzen Kukuruzschrot, ein wahres Schweinefutter. Dabei verbreitet sich Flecktyphus mit unheimlicher Schnelligkeit. – Die Benennung «Vernichtungslager» wird allem Anscheine nach realisiert. – Soeben erfahre ich, dass unser Arzt, Dr. Brandt, an Flecktyphus gestorben sei. Mir ist es auch bis jetzt noch nicht gelungen, eine Schutzimpfung zu bekommen.

13. Dezember.

Drei Tage liege ich nun schon in hohem Fieber. Der neue Lagerarzt, Dr. Scherer, hat schleichenden Typhus heute festgestellt. Er meint, die Krankheit würde vielleicht nicht so gefährlich werden, da ich gegen Bauchtyphus geimpft bin, aber sie könnte langwierig werden.

Und draussen im Lager ist die Not aufs Äusserste gestiegen. Schon der vierte Tag weder Brot noch Suppe für etwa 12'000-13'000 Menschen. Kinder sind heute bis zu meinem Krankenbett gekommen, Brot zu betteln. Und ich habe selbst nichts, rein nichts zu geben. Wie bitter war es, die hungrigen Kinder leerer Hände zu entlassen.

Von einer Mutter erzählte man mir heute, die einen eigenartigen Einfall hatte. Als das Rufen der Kinder nach Brot allen im Zimmer schon zu lästig war, raffte sie ihre Kinder zusammen und führte sie heiterer Miene hinaus in [den] Hof zum Spiele. Mitten im Schnee wurde gespielt. Und zwar «Mittagessen» wurde gespielt. Das grösste der

Kinder ging die Suppe holen: Es füllte einen Topf mit Schnee und liess ihn dann am gemeinsamen Hausherd in der Scheune verschmelzen. Das Schneewasser wurde als «Suppe» ausgelöffelt. Dann buk die Mutter den Kindern «Kuchen». Aus Schnee presste sie jedem einen eckigen oder runden «Kuchen» zurecht, den die Kleinen dann zusammenkrachten. – Die Kinderphantasie war damit befriedigt, der Kindermagen aber nicht. Selbstverständlich erkrankte eines nach dem anderen. Aber so geht es, wenn eine verzweifelte Mutter ein Kinderspiel ersinnen muss!

Januar 1946

8. Januar.

Heute sind es gerade vier Wochen, dass mich hohes Fieber in das Bett zwang. Einige Tage nachher erkrankte auch der hiesige Pfarrer Dobler. Er an Flecktyphus, ich an Bauchtyphus. Beide haben wir mit dem Tode gerungen. Ihn rief heute der Herr des Lebens und des Todes in die Ewigkeit. R. i. p.! Ich aber bin mit Gottes aussergewöhnlicher Hilfe so weit, dass ich nun – wenn auch noch im Bette – diese Eintragung machen kann.

Und draussen im Lager? Kein Brot, kein Schrot, sondern täglich zweimal leere Suppe. Die Zahl der Sterbenden ist schon gestiegen auf 30–40 täglich. Also ein Massensterben. Zu allem sind wir froh, dass doch das Lager nicht ohne Priester blieb. Gerade am Heiligen Abend ist Kaplan Pfuhl hier angekommen. Nun wirkt er hier⁴.

9. Januar.

Meine Pflegerin, Witwe Eva Kühn aus Filipovo, die sich freiwillig anbot, mich in der Krankheit zu pflegen, hat vor mir und anderen öfters ihre Bereitschaft geäussert, für mich, den Priester, ihr Leben aufzuopfern. Als bei mir die Krisis vorüber war, fing sie an zu kränkeln. Als ich ausser jeder Gefahr war, wurde sie ernst krank. Und heute rief sie der Herr zu sich. – Hat sie mir durch ihren Tod das zeitliche Leben erkaufte, so möge der Herr ihr dafür das ewige geben!

12. Januar.

Es wurde heute bekanntgegeben, dass sämtliche lagerfreien Zivilpersonen Gakovo innerhalb dreier Tage zu verlassen haben. Der Kommandant äusserte sich dorthin, dass auch wir Priester den Ort verlassen müssen und dass kein Gottesdienst mehr sein werde. Amtlich ist uns noch nichts mitgeteilt. Allerdings leben wir in grosser Sorge. Die Tausenden einfach hierlassen und gehen?

13. Januar.

Kaplan Pfuhl ist nun auch ernst erkrankt. Heute ein Sonntag ohne Gottesdienst! Was unserem Kranken fehlt, wissen wir noch nicht, da der Arzt auf einige Tage verreist ist.

14. Januar.

Gegen Abend wurde uns amtlich mitgeteilt, dass wir Priester den Lagerort verlassen müssen. – Die armen Tausenden hier! Herr, rette auch ohne uns Priester ihre Seelen! –

⁴ s. den Bericht von Kaplan Paul Pfuhl unter Nr. 59, S. 425 ff.

Und wovor mir am meisten bange war, ist nun da: die Kirche sperren! Dazu bin ich noch in der Diözese wohl der erste Priester, der gezwungen ist, selbst den Tabernakel zu leeren und die Kirche zu verschliessen; vielleicht für immer. Aber wenn eine Kirche wo geschlossen wird, kann sich der Herr sonstwo tausende öffnen. Der Herr ist mächtig und das Gottesreich gross.

15. Januar.

Früh morgens kam der Kreiskommandant und der Ortskommandant und gaben uns bekannt, dass wir jedwede priesterliche Tätigkeit einstellen müssen; wir Priester jedoch dürfen im Pfarrhause bleiben. Hoffentlich wenigstens bis wir beide, Kaplan Pfuhl und ich, transportfähig sind.

Die Umgruppierung des Lagers hat begonnen: in eine Gasse müssen die Arbeitsfähigen; in die andere die Arbeitsunfähigen, die Alten und Kranken; in die dritte alle Mütter mit Kindern unter vier Jahren; und wieder in eine andere alle Kinder von 4–14 Jahren⁵.

18. Januar.

Schon zwei Tage liege ich wieder im Fieber. Ein Rückfall? Das wäre fatal. Wir stehen in Gottes Hand. – Noch immer kein Arzt. – Kaplan Pfuhl liegt auch an Typhus. Ob Bauch- oder Flecktyphus, wird sich morgen entscheiden.

21. Januar.

Endlich ist wieder ein Arzt hier. Bei mir war es kein Rückfall, sondern nur Drüsenentzündung. Ich muss aber noch immer das Bett hüten. Bei Kaplan Pfuhl scheint es nur ein Anfall gewesen zu sein; er ist schon munter. Gott sei Dank!

Draussen geht es schlimm zu; gestern soll die Zahl der Gestorbenen 52 gewesen sein.

31. Januar.

Nach sieben Wochen konnte ich heute wieder zelebrieren, freilich nur bei verschlossenen Türen. Auch gelang es mir, legal in den Friedhof zu kommen. Hier habe ich dann

⁵ Hierüber hat der J. W. aus Milititsch, der am 17. Oktober ins Lager Gakovo kam (s. Bericht Nr. 59, Anm. 6, S. 421 f.), in seinen Aufzeichnungen Folgendes vermerkt: «Am 15. 1. in der Früh erschallt abermals die Trommel und verkündet, dass alle diejenigen, die den Befehl der Partisanen nicht befolgen, werden auf Ort und Stelle niedergeschossen. Gleichzeitig gehen die Partisanen von Haus zu Haus und treiben die Leute heraus. Das Lager wird nämlich sortiert. Die Mütter, was unter 4 Jahr Kinder haben, müssen in ein Teil der Gemeinde, die Kinder über 4 Jahr werden den Eltern weggenommen und kommen in eine andere Gasse, auch die Alten mit den Arbeitsunfähigen, so auch die Arbeiter werden in andere und andere Gassen und Viertel des Lagers eingeteilt, d.h. hinausgetrieben von ihren Wohnungen und die Gasse angewiesen. Doch aber ist nirgends kein Platz... Schnee, Sturm, grosse Kälte. Die Leute laufen und stehen auf den Gassen mit ihrem Gepäck und suchen Wohnung. Die Kinder weinen, die Alten brechen zusammen, und wenn sie nicht mehr gehen können, schießt der Partisane sie nieder, oder wenn er barmherzig ist, kommen sie mit Prügel durch. Dies dauert volle drei Tage an. Es kommen wieder frische Lagerleute aus Stanišić, Hodschag, Miletič, Karavukovo usw. und suchen auch Quartier, und die alten haben noch keinen Platz. Die Partisanen aber nutzen diese Gelegenheit aus und plündern wie noch nie.»

die Gräber aller seit Wochen Verstorbenen eingeseget. Kein Wunder, dass schon ein neuer Friedhof angelegt werden musste: die Zahl der täglich Sterbenden ist um 60. Die Gesamtzahl der in diesem Lager in zehn Monaten Verstorbenen bewegt sich, wie ich heute erfahren konnte, um 4'500. Kein Brot, nur Schrot, Hungertod!

Februar 1946

5. Februar.

Eine Kommission von angeblich zwölf Mitgliedern besuchte heute unser Lager. Es ist dies die dritte, von der ich weiss. Die eine fand alles in Ordnung, die andere bemängelte alles. Was nun diese feststellen wird, weiss man noch nicht. Nur eines weiss man: dass sich trotz aller Kommissionen Behandlung und Verpflegung von Monat zu Monat verschlimmert haben.

8. Februar.

Hinaus unter die Lagerleute kann ich nicht, weil es mir verboten ist. Aber von Tag zu Tag besuchen mich mehr und mehr Menschen, jung und alt. Um was die meisten bitten, ist: Brot und Kommunion; also um das leibliche und seelische Brot.

9. Februar.

Was man schon längere Zeit befürchtet, ist zur Wirklichkeit geworden: Die Grabkreuze werden von den Gräbern gerissen und zum Brennholz geworfen; die Grabhügel aber werden der Erde gleichgemacht. Wie bei Verbrechern! Wohl hat noch nichts so tief unsere Leute erschüttert wie diese Verordnung.

12. Februar.

Der Lagerarzt Dr. Scherer hat seinen Rundgang beendet, bei dem er von Haus zu Haus sämtliche «spitalbedürftigen» Kranken zusammenschrieb. Ihre Zahl ist 1'300! Nun wurde ein Teil des Dorfes evakuiert, und alle Kranken müssen dort untergebracht werden. – Heute war der Tag des grossen Krankentransportes. Das war eine herzerreisende Völkerwanderung durch die Dorfstrassen.

An meinem Fenster ziehen Unzählige vorbei, und ich bin gezwungen, dem Ganzen untätig zuzuschauen! Geführt und geschoben, gestossen und getrieben werden sie, je nachdem. Manche mit Polstern, manche mit Decken, viele auch ohne irgendwas. Und dort im «Spital» wartet ihrer ein Strohlager, sonst nichts. – Welche Bilder bieten sich da dem Menschen nur im kleinen Blickfeld vom Fenster aus und in der kleinen Weile, wo ich die traurige Prozession betrachte! – Soeben wird ein alter, abgemagerter Mann auf dem Schubkarren vorbeigefahren. Rücklings sitzt er drauf, den Kopf über die Lehne, den Mund halb offen, die Füsse schleifen auf der Erde, die Hände hängen beiderseits hinunter, nur wenn es zu sehr hoppelt, hebt er die eine, als bitte er, man möge Halt machen, aber man fährt weiter. Wahrscheinlich wird man schon morgen oder übermorgen wieder denselben Mann auf den Schubkarren laden und wieder fahren – nur eine andere Richtung: dem Friedhof zu!

Drüben an der Ecke ist eine alte Frau mit ihrem Polster zusammengebrochen. Sie liegt nicht, sie sitzt nicht, sie kauert dort nun schon eine Weile. Es geht an ihr hin und her, man sieht sie – und geht vorbei. Endlich bemüht sich ein kräftigerer Mann um sie. Auch eine Frau will helfen, die Kranke auf die Füße zu bringen. Es geht leider nicht. Die Frau geht rechts, der Mann links, die Kranke bleibt liegen. Wieder kommen und gehen andere an ihr vorbei; man sieht sie und lässt sie liegen. Sind wir auf dem Weg von Jerusalem nach Jericho? Endlich erbarmt sich der Kranken jemand und verhilft ihr auf die Füße. Sie schleppt sich eine Weile und setzt sich dann wieder auf eine Eingangstreppe.

Wie ich dies alles vom Fenster aus so betrachte, klopft jemand an der Türe. Lorenz, mein kleiner Ministrant, tritt verweinter Augen ein. Auch er wollte die Grossmutter ins Spital führen. Um alles hatte er gesorgt: um einen guten Platz, um einen Schubkarren. Aber bevor er sie aufladen konnte, ist sie ihm gestorben. Nun hat der Kleine nur noch die Bitte, dass ich ihm ver helfe, die Grossmutter auf den Friedhof zu bringen, statt ins Spital; und wenn bei mir Suppe mittags übrig bleibt, so möge ich sie lassen für seinen jüngeren, kranken Bruder Seppi, denn ausser diesem hat er nun niemanden mehr auf dieser Welt.

14. Februar.

Not-leiden ist gewiss schwer. Nicht-helfen-können ist aber schwerer. Und Nicht-helfen-dürfen ist am schwersten. Das weiss ich jetzt, wo ich allem zusehen und zuhören muss, jedoch nichtmal den Sterbenden beistehen darf. Dabei muss man noch in ständiger Angst vor Verhaftung sein, wenn die armen Menschen hereinkommen, um ihre Not zu klagen oder sich mal hier auszuweinen. Aber abweisen mag ich sie nicht.

Heute wurde ich ersucht, die hl. Kommunion durch Kinder zu Kranken schieben zu wollen, da ich sie selbst doch nicht bringen könne. Ich tat es nicht, obwohl ich mich wirklich schon öfters mit diesem Gedanken beschäftigt hatte und grundsätzlich dafür bin, zumal wir Beispiele dafür in der Kirchengeschichte haben. Dieser Verstoss in der Kommunionpraxis scheint mir für unsere Lage aber doch noch irgendwie verfrüht und voreilig. Verallgemeinern könnte man diese Praxis nicht wegen der zu grossen Zahl der Kranken und hauptsächlich darum nicht, weil bei diesem Wirrwarr des Lagerlebens und bei der so verschiedenen religiösen Haltung der Lagerleute die würdige Spendung der hl. Kommunion durch ein Kind kaum wann moralisch garantiert sein könnte. Ausnahmefälle aber kann man auch nicht machen. So mahne ich also vorläufig zur vollkommenen Reue und geistigen Kommunion.

16. Februar.

Nun wurde den Lagerleuten auch die Bewegungsfreiheit innerhalb des Lagers eingeschränkt. Niemand darf sich auf den Gassen sehen lassen; Wasser und Essen holen darf auch nur aus jedem Hause je eine Person. – Etwa eine halbe Stunde nachdem diese Verordnung verlautbart war, sah ich zwei Soldaten durchs Dorf patrouillieren. Diesmal hatten sie aber Spazierstöcke statt der Gewehre. Allerdings hatte der eine seinen Stock schon abgeschlagen, wer weiss, über wessen Rücken oder Kopf, denn das Prügeln kommt in letzten Tagen überraschend häufig vor.

24. Februar.

Heute war mein Namenstag. Ein kleines, gewecktes sechsjähriges Mädchen war auch unter den Gratulanten. Ich konnte das Kind mit einem Stück Weissbrot beschenken. Nachdem die Kleine den ersten, nicht gierigen, aber sichtlich hungrigen Bissen getan, hielt sie das Stück mit beiden Händen wie einen kostbaren Schatz und betrachtete es lange wie vom Traume erwacht. Und ein leises glückliches Lächeln ging über das Kindergesicht. Wo war es her, dass ich schon mal solches Lächeln sah? Lange besann ich mich. Jetzt hab ich's: es war das selige Lächeln der Kinder am Weihnachtsabend unter dem Christbaum. – Ja, das ist der Zauber des Brotstückleins in dieser Hungerqual.

26. Februar.

Kaplan Pfuhl ist zum Administrator dieser Pfarre ernannt. Er weilt zur Zeit in Filipovo, will auch die Stelle nur dann antreten, wenn wir die Freiheit zur Ausübung der priesterlichen Tätigkeit erlangen.

Pater Gruber S. J. aus Zagreb weilt hier; er hätte mich gerne stellvertreten und auf Erholung geschickt. Wir hatten vereinbart, dass ich am Montag Gakovo verlassen werde. Dieser Entschluss ist mir sehr schwergefallen, obwohl mir in Aussicht gestellt wurde, dass ich nach gewisser Zeit wieder meinen Stellvertreter ablösen können usw. usw. (Pläne über die Organisation der Hilfsmittel, abwechselnd wirken im Lager und draussen usw.). Freilich haben wir bei diesem Planen die Rechnung ohne den Wirt gemacht, d.h. ohne das Lagerkommando und ohne den H. Vikar. Aber auch ohne dies liegt in mir irgendeine dunkle Ahnung, dass sich unsere heutigen Pläne nicht verwirklichen werden. – Ich verzeichne dies, da sich bei mir solche Ahnungen schon öfters bewahrheiteten. Wie es wohl diesmal wird? Ob man so leicht Täuschungen unterliegt?

März 1946

4. März

Gruber S. J. ist, wie verabredet war, wieder zurückgekehrt und wird vorläufig hierbleiben. Ich gehe nach Filipovo nicht nur zur Erholung, sondern hauptsächlich, um mit Kaplan Pfuhl unsere Lage zu besprechen. Die Pläne des P. Gruber für unser künftiges Wirken scheinen schon dadurch durchkreuzt zu sein, dass mir der hiesige Lagerkommandant bei unserer gestrigen Begegnung wenig Hoffnung gelassen hat für unser Hierbleiben. Er wies uns an das Kreiskommando in Sombor.

5. März.

Auf meinem Weg nach Filipovo treffe ich hier in Sombor Kaplan Pfuhl, der unterwegs ist nach Gakovo. Nachdem wir unsere Lage besprochen haben, geht Kaplan Pfuhl ins Kreiskommando. Dieses teilt ihm mit, dass er die Pfarrei Gakovo nicht übernehmen könne; zugleich wird er aber – mit wenig Aussichten – ans Gebietskommando gewiesen.

6. März.

Kaplan Pfuhl war in Subotica bei Sr. Exzellenz Budanovic mit der Bitte, der Bischof möge beim Gebietskommando Schritte unternehmen, dass es uns erlaubt werde, in Ga-

kovo zu weilen und als Priester zu wirken. – Am Abend sind wir beide, Pfuhl und ich, in Filipovo angekommen.

13. März.

Schon über eine Woche halte ich mich nun in Filipovo auf. Doch mein Geburtsort ist mir zur Fremde geworden. Statt der verschleppten und vertriebenen Bewohner begegnen einem überall fremde und oft feindselige Gesichter. Unser Dorf ist nämlich auch, wie viele andere, von Bosniaken, Litschanern usw. besiedelt⁶. Nur die Kirche, wo der Herr noch im Tabernakel thront, und der Friedhof, wo mein Vater ruht, sind mir in der Heimat noch ein Stückchen von der Heimat geblieben, und dies wer weiss nur wie lange noch!

15. März.

Heute ist es ein Jahr, seitdem wir in Prigrevica Sv. Ivan ins Lager getrieben wurden. Auch wir Priester, der H. Dechant Pintz mit Kaplan Moullion und mir, mussten den Bündel schnüren. Mit etwa 2'000 (zweitausend) Personen wurden wir in einer Schule eingepfercht. Kinder, Alte, Kranke und Krüppel lagen in den Schulzimmern aufeinander und übereinander. Ich sehe noch immer, wie hilflose Kranke durch das grosse Schultor förmlich in den Hof geworfen wurden, und höre noch immer, wie öfters ein Ruf durch die Schulgänge ertönt, Kaplan Jöhler möge eilends in dieses oder jenes Zimmer zu einem Sterbenden kommen. Ich sehe aber auch jetzt noch die glänzenden Augen der vielen, die sich der Tränen nicht erwehren konnten, als sie hörten, dass wir Priester bereit sind, mit unseren Gläubigen in die Verbannung zu gehen.

16. März.

Es jährt sich heute, dass wir als besitzlose, rechtlose, heimatlose Menschen von Prigrevica Sv. Ivan nach Filipovo getrieben wurden. Beim Ausgang des Dorfes haben die uns begleitenden Partisanen vor lauter Freude in die Luft geschossen, als hätten sie den grössten Sieg errungen. Wir wurden arg getrieben. Der Weg war für die vielen Kinder, Kranken und Gebrechlichen zu schwer. Wie viele sind da auf der Strasse liegengeblieben! Ich habe mehr als einen gesehen, die zu Tode geprügelt wurden, weil sie nicht mehr weiterkonnten.

17. März.

Auf den heutigen Tag sind wir vor einem Jahr in Filipovo angekommen. Obwohl das Dorf schon überfüllt war, wurden wir sehr gut beherbergt. Die Filipovoer zeigten sich grenzenlos opferwillig.

Hiermit war eine Station des Kreuzwegs vorüber, den wir noch zu gehen haben werden, wie wir dies damals schon alle wussten. Nun gehe ich ihn mit Gottes Hilfe schon ein volles Jahr. So manche Station ist schon vorbei, aber die letzte ist noch nicht da. Und doch ist mir nicht bange, denn ich weiss, dass uns der Herr nicht nur bis zur letzten Sta-

⁶ s. hierzu auch im Folgenden die Eintragung vom 27. März und Bericht Nr. 59, S. 418, 423 f. unter Anm. 8 und S. 434; vgl. auch Bericht Nr. 51, S. 355 und Nr. 52, Anm. 3, S. 369 f.

tion, zur Grablegung, sondern bis zur Auferstehung und Himmelfahrt führen wird.

22. März.

Administrator Schaub in Crvenka ersuchte mich, ihm einige Tage in der Seelsorge auszuhelfen. Ich sagte zu, obwohl ich mich eigentlich in Filipovo erholen sollte. Aber wer kann heutzutage müssig sitzen, wenn irgendwo etwas fürs Gottesreich zu tun ist! – So bin ich nun in Crvenka.

23. März.

Obwohl ich nun schon längere Zeit aus dem Lager bin, verging doch noch kein Tag, ja fast noch keine Stunde, dass ich in Gedanken nicht bei unseren Leuten in Gakovo weilte. Das viele Leidvolle und Freudvolle dieser Bekenner und Märtyrer dort hat es mir angetan.

27. März.

Wieder in Filipovo. Ich kann leider nicht sagen «daheim», denn unter fremden Menschen ist man nicht daheim. Und diese hier angesiedelten Gebirgler sind nicht nur mir fremd, sondern der Zivilisation überhaupt; ja, manche von ihnen scheinen hier zum ersten Male mit der Kultur überhaupt in Berührung gekommen zu sein. Die drolligsten Dinge tragen sich da zu. Mit dem Kochherd in der Küche wissen sie wenig anzufangen, denn in der Lika kochten sie im Kessel am offenen Herd. Dass dann so eine emsige Hausfrau in der Backröhre das Feuer anlegte, ist nichts Besonderes. Unsere Zimmer scheinen ihnen unpraktisch, da sich oben an der Decke keine Rauch-Öffnungen befinden. Den grossen Kachelofen in der Stube hielt einer für ein faschistisches Denkmal! Mehrere führten ihre Kuh in das Wohnzimmer, und zwar einige Stufen am Gang hinauf. Bei einem dient die Wiege als Krippe und das Nudelbrett als Wandschoner. Viel wird auch von der «verhexten» Ziege erzählt, deren Eigentümer sie im Stall an die elektrische Leitung gekettet hat, so dass sie elektrisiert wurde und einen Teufelstanz aufführte. – In der Wirtschaft sind diese Leute ebenso unerfahren. Da fährt der eine mit einer Sämaschine den Acker entlang, ohne den Hebel hinunterzulassen. Der andere wieder sät zwölf Meterzentner Saatfrucht auf ein Joch, da er gehört hat, dass ein Joch ungefähr soviel tragen sollte.

30. März.

Ein Telegramm aus Gakovo von P. Gruber S. J. erhalten: «Komme sofort!» – Was soll das heissen? Hat sich die Lage dort zu unseren Gunsten gewendet oder ist alles verloren? Man ist sich nicht gescheit genug. Ich entschliesse mich sofort, von Neuem ins völlig Unklare zu gehen.

April 1946

1. April.

Wieder in Gakovo. Die Lage hat sich nach den Schilderungen des P. Gruber zu unseren Gunsten gewendet, und deshalb habe er mich gerufen. Die Lagerleute dürfen sonntags der hl. Messe beiwohnen und ähnliches.

4. April.

Bin wieder an der Arbeit. Gehe auch im Lager zu den Kranken, vorläufig unauffällig, in Zivil. Auch ist in etwa der Sakramentenempfang für die Arbeitsleute organisiert.

Zu ganz aussergewöhnlicher Zeit. Gestern z.B. hat eine Gruppe um 5 Uhr nachmittags kommuniziert, heute um 1 Uhr nachmittags. Man muss hier in der Seelsorge zu ganz aussergewöhnlichen Methoden greifen und auch die Leute daran gewöhnen, denn sonst warten sie immer auf passende Gelegenheit, die in solcher Lage nie kommt.

15. April.

Wir weitem unsere Positionen aus. Kinderunterricht halten wir jetzt schon etwa in 10 verschiedenen Häusern. Auch Gottesdienst halten wir sonntags nachmittags öffentlich mit Geläute, sonst still bei verschlossenen Türen (ausser der Sakristei-Türe), aber voller Kirche.

16. April.

Der Sakramentenempfang ist unser Schmerzenskind. Jetzt ist doch Osterzeit. Und doch ist kaum ein ernster Zuwachs beim Sakramentenempfang zu bemerken. Was die hl. Sakramente empfängt, sind fast ausschliesslich jene, die dies auch bisher regelmässig getan haben; jene, die noch nicht recht sündigen können, die Kinder, und jene, die nicht mehr recht sündigen können, die Alten. Aber unser Volk von 15 bis 50 Jahre steht Gott ferne. Kein Gottverlangen, keine Bereitschaft fürs Gottesreich. Sehnsucht nach dem «guten» Leben, nach den «Töpfen Ägyptens», ja, das ist vorhanden, aber das Gnadenleben ist ihnen kein Bedürfnis.

Eine edle Seele wie die d JS P. Gruber S. J. empfand dies sehr schmerzlich, und in seinem Seeleneifer ging er mitten unter unsere Leute, sie zu gewinnen. Besonders auf die Männerwelt hier im Lager hatte er es abgesehen. Und das Ergebnis? Er, der stark genug war, über Misserfolge nie zu klagen, musste nach solchen Werbegängen doch sagen: «Wohl war nicht die rechte Stimmung unter ihnen, denn sie liessen eine Flasche in der Runde herumgehen, für meine Worte hatten sie freilich kein Gehör.» – Und andersmal liess ihn eine Gruppe Männer glatt und einfach stehen und ging auseinander. Er tröstete sich mit dem «vielleicht andersmal». Vielleicht?!

25. April.

Erstkommunionunterricht nimmt die meiste Zeit in Anspruch. Auf acht Gruppen werden bis zu 500 Kinder unterrichtet. Dies allein ist schon eine aussergewöhnliche Gnade für unser Volk. Wird es sich solcher Gnaden auch würdig erweisen?

28. April.

Heute war die erste Kindermesse. Ein Werk des P. Gruber. Obwohl wir unser Vorhaben nur bei den Kindergruppen bekanntgegeben haben, waren 1150 Kinder zur hl. Messe gekommen. Ein herrlicher Erfolg des guten Paters! Von nun an halten wir jeden Sonntag um 9 Uhr eine eigene Kindermesse.

Mai 1946

1. Mai

Endlich ist der langersehnte Mai-Monat da. Alles hofft in diesem Monat auf Befreiung. Was, wenn diese nicht kommt?

10. Mai.

Derzeit etwas mehr zu essen ist und die Leute nicht mehr so geprügelt werden, atmet man allgemein auf.

19. Mai.

Erstkommunionstag. Insgesamt traten diesmal 471 Kinder zum ersten Male zum Tische des Herrn. Der Vorbereitungsunterricht wurde durchwegs in Lagerhäusern geheim und unauffällig gegeben. An diesem Tag aber kamen alle Kinder, wohl schlicht gekleidet, aber mit Blumen geschmückt, zur Kirche. Gebet und Gesang war erhebend. Die Bescherung nachher reichlich. Wenigstens drei Fuhren Kipfel und Semmeln. Verschiedene Ortschaften von Subotica bis Bogojevo haben freudig dazu beigetragen. Es war dies, wie P. Gruber sagte, ein wahres Wunder der christlichen Nächstenliebe.

20. Mai.

P. Gruber das Lager verlassen. Unermüdlich und segensreich war seine Tätigkeit. Ein Gottesmann! – Kaplan Pfuhl hat als Administrator seine Stelle hier angetreten. Ich bleibe selbstverständlich weiter.

21. Mai.

Fast in jedem Haus wird in irgendeiner Form die Mai-Andacht gehalten. Des Öfteren ruft man auch uns Priester hierher und dorthin, die Mai-Andacht zu halten. Oft sind diese Abendstunden recht ergreifend.

Juni 1946

10. Juni.

Wir haben nun auch die zweite Gruppe von Erstkommunionkindern zum Unterricht erfasst. Es sind ihrer etwas über 200. Das sind solche Kinder, die bisher entweder nicht beim Unterricht waren oder sich zu schwach erwiesen hatten. Beim Zusammenrufen dieser Kinder liess mir eine Mutter sagen, es wäre gescheiter, wir Priester würden den Kindern Brot verschaffen als sie zu unterrichten. – Ist dies Abfall von Gott oder etwa der Schrei einer verzweifelnden Mutter ob des Hungers ihrer Kinder?

28. Juni.

Herz-Jesu-Fest. In einem Hause der Hauptgasse hielten wir die Schlussandacht. Alles überfüllt. Die Fenster mussten geöffnet werden. Ich verliess sofort nach der Andacht das Haus. Das Schlusslied erscholl weit über die Gasse. Ich gehe draussen an einem etwa 5–6jährigen vorbei. Die Singlust hat allem Anscheine nach auch ihn hier draussen erfasst. Aber was er singt, ist: «Mi smo mladi partizani» (Wir sind die jungen Partisanen). Die Mutter singt drinnen vielleicht das Herz-Jesu-Lied, und der Kleine draussen singt das Partisanenlied!

29. Juni.

Der erste Transport der elternlosen Kinder aus den Kinderheimen wurde heute in aller Eile per Lastauto abtransportiert. Nichts durften die Kinder mitnehmen, keine Kleider und keine Andenken an die Eltern. Angeblich werden sie zur Erholung nach Bajša

gebracht. Im Laufe der Woche sollen auch die anderen «fortgeliefert» werden. Man muss schon so sagen, denn sie sind wie rechtlose Dinge.

30. Juni.

Heute wurde uns nun zum zweiten Male unser priesterliches Wirken für die Lagerleute untersagt. Von morgen an darf niemand von den Lagerleuten mehr in die Kirche. Die Begründung lautet: «Die Leute sollen spüren, dass sie im Lager sind.»

Juli 1946

4. Juli.

Da wir die zweite Gruppe der Erstkommunionkinder, ihrer etwa 250 an der Zahl, am kommenden Sonntag zur Erstkommunion führen wollten, unterdessen uns aber jede priesterliche Tätigkeit verboten wurde, müssen wir es sonstwie machen.

Einige Tage hindurch halten wir nun Erstkommunionfeier vormittags und nachmittags ganz still und unauffällig hier im Pfarrhause. Es sammelt sich immer eine Gruppe von 20 bis 25 Kindern. Sie kommen einzeln, unauffällig durch die Gärten und Kukuruzfelder. Aber auffallend ist der Ernst und die Andacht dieser Kinder; Katakombengeist durchweht jede dieser Andachtsstunden. Das grosse Zimmer ist zur Kapelle umgestaltet. Verborgen wird das Allerheiligste aus der Kirche herübergebracht. Und während die Kleinen halblaut mit Kaplan Pfuhl ihre Gebete verrichten, hält unser kleiner elfjähriger Seppi Wagner aus Ruma als Ostiarius-Türhüter im Hofe Wache, damit niemand ungerufen und unerwünscht eintrete, was auch sehr an die erste Christenzeit erinnert. Als ich heute an ihm wieder das Allerheiligste vorbeitrug und ihm dabei zuflüsterte, dass wohl der Heiland gerade ihm da draussen Seinen besonderen Segen verleihen wird, da standen dem Kleinen die Freudentränen in den Augen, und er bot sich zu neuen Diensten in Zukunft an.

Nach der Kommunionfeier werden die Kinder mit einem «Honigküchel» beschenkt, und Seppi lässt sie wieder einzeln oder zu 2–3 unauffällig an verschiedenen Toren und Türen hinaus. Heute ist mir nach der Bescherung aufgefallen, dass die meisten der Kinder die geschenkte Mehlspeise mit freudigem Eifer einwickeln und einstecken. Auf meine Frage, wem sie die «Kücheln» mitnehmen, sagte mir die Kleinste: «Meiner Mutter, sie liegt krank.» Von den anderen nehmen die meisten sie mit für die kleineren Geschwister. Gut sein und Gutes tun. Bleibt so!

14. Juli.

Kirchenbesuch ist verboten. Dafür hielten wir heute an verschiedenen Stellen Anbetungsstunden mit Sakramentenempfang. Vormittags eine und nachmittags eine. Geradezu mit erfinderischer Liebe waren einfache Lagerhäuser zu Kapellen umgestaltet. Etwa 120–130 Personen haben die hl. Kommunion empfangen.

18. Juli.

Schon gestern wurde es irgendwie bekannt, dass die Kinder aus den «Kinderheimen» – es handelt sich um etwa 700-800 Kinder – fortgeliefert würden. Heute Morgen

wurden tatsächlich circa 550 Kinder, so wie sie gehen und stehen, zur Bahnstation geführt. Auch etwa 20 Schwestern sind mitgegangen. Niemand weiss wohin. Unheimlich verschwiegen ging alles zu⁷.

Die noch zurückgebliebenen Kinder werden demnächst fortgeführt. – Es ist auch schon bekannt, dass jene Kinder entrissen werden, die bis jetzt bei den Grosseltern oder

⁷ Hierüber berichte die B. B. aus Apatin, die seit Mitte Oktober 1945 Krankenpflegerin im Spital für Typhusranke war: «Mitte Januar 1946 wurden die Kinder von den anderen getrennt. Je 10 Kinder wurden einer Frau zur Betreuung übergeben. Dadurch sollten die arbeitsfähigen Mütter zur Arbeit freigemacht werden. Ab Mai 1946 kamen Transporte mit Kindern aus dem Lager Kruševlje nach Gakovo, wo sie zunächst untersucht und durchleuchtet wurden. Die tuberkulösen Kinder wurden nach Palic geschickt, die anderen: 245 Mädchen und 120 Knaben im Alter von 4-14 Jahren kamen in Kinderheime nach Stara Kanjiža und Petrovo Selo. Es handelte sich hier um Kinder, deren Eltern entweder gestorben waren, in Russland verschleppt oder sonst vermisst waren. – Ich selbst wurde am 14.7.1946 als Kinderpflegerin nach Petrovo Selo gebracht, wo in einem ehem. kath. Kloster ein Kinderheim für Knaben eingerichtet war. Die Kinder wurden hier auffallend gut untergebracht und sehr gut gepflegt. Sie erhielten vormittags von 8–11 und nachmittags von 14-16 Uhr Schulunterricht. Dreimal wöchentlich wurden sie zu Spaziergängen geführt. Sie lernten serbische Lieder auf deutsche Melodien singen, in denen ihre Eltern beschimpft wurden. So z.B. sangen sie u.a. ‚Unsere Eltern waren feige und wertlose Menschen, darum mussten sie sterben, wir wollen leben; unser Leib und unsere Seele gehört Tito, nur Tito und dem Kameraden Stalin‘... Religionsunterricht wurde den Kindern nicht erteilt, sie wohnten auch keinem Gottesdienst bei. Zwei kath. Priester haben, während ich dort anwesend war, den Heimleiter gebeten, er möge ihnen die Kinder sonntags eine Stunde für den Religionsunterricht und Gottesdienst freigeben. Ich habe selbst gehört, als der 21jährige Heimleiter, ein serbischer Partisane aus Syrmien, wörtlich erwiderte: «Zwischen uns ist eine Grenze, die Kinder gehören uns, und mit den Kindern können wir tun, was wir wollen. Wir brauchen keinen Gott, der ist viel zu alt, der hilft euch nicht mehr, und uns brauch er nicht helfen. Wir haben einen Tito? Mein Landsmann Simon Csapo, der seines ungarischen Namens wegen lagerfrei war, wollte seine zwei Enkelkinder, deren Mutter nach Russland verschleppt war, herausverlangen und zu sich nehmen. Es wurde ihm vom Ökonomen des Heimes, einem serbischen Patisanen aus Titel, gesagt, er könne die Kinder nicht bekommen. Die Kinder wären von ihnen auf 4 Jahre übernommen, sie würden hier geschult werden. Die besten werden später auf die Offiziersschule geschickt, die zweitbesten werden zu tüchtigen Facharbeitern herangebildet, die weniger erfolgreichen Schüler werden Bauern und Arbeiter. Man füttere nicht umsonst die Kinder, sie müssen später auch etwas dafür leisten. – Am 15.8.1946 wurde ich wegen Malariaerkrankung aus Petrovo Selo zurück nach Gakovo ins Lager gebracht. Am 23.8.46 wagte ich in der Nacht die Flucht aus dem Lager und konnte mich über die jugoslawisch-ungarische Grenze in Sicherheit bringen.» (Protokollierte Aussage; Original, 28. Januar 1947, 6 Seiten, mschr.) – s. auch die folgenden Aufzeichnungen des Vfs., insbesondere unter dem Datum des 1. bis 10. Februar 1947.

Weitere solcher Kinderheime (Decji Dom) für die aus den Internierungslagern fortgeschafften elternlosen Kinder waren im Banat in Debeljača, Franzfeld (Kraljevičevo), Jabuka, Bantsko Novo Selo und Vlajkovac. Von hier aus wurden dann diese Kinder nach ihrer Genesung auf die staatlichen Kinderheime im ganzen Lande verteilt, wo sie zusammen mit serbischen Kindern erzogen wurden. Ihre inzwischen nach Österreich oder Deutschland gelangten Eltern oder sonstigen Angehörigen konnten vielfach erst nach Jahren ihren Aufenthalt ausfindig machen und ihre Ausreise aus Jugoslawien erwirken. – s. hierzu auch die Berichte Nr. 63 und 64, weiterhin die Tagebucheintragen bis 3. September 1946, vom 20. Januar und vom 1. bis 10. Februar 1947.

bei anderen Verwandten untergebracht waren. Davor fürchtet sich alles. Doch erbarungslos geht die Maschine.

Diesen Nachmittag wurde tatsächlich bekanntgegeben, dass sämtliche Kinder, die bei Grosseltern oder Verwandten untergebracht sind, im Kinderheim müssen abgegeben werden, «damit um eine bessere Zukunft für sie gesorgt werden könne». – Zum Schmerz der betroffenen Angehörigen wurde noch dieser Hohn und Spott dazugefügt! – Dabei wurde zugleich gedroht: «Wer die Kinder nicht bringt, wird erschossen!»

20. Juli.

Soeben ist der Kindertransport aus dem Lager von Kruševlje angekommen; in kurzer Zeit wird man sie wahrscheinlich mit dem hiesigen gemeinsam weitertransportieren. Es war herzerreissend: Hunderte Kinder wie Sklaven mitten auf dem Fahrweg in Hitze und Staub ziehen einem verhängnisvollen Schicksale entgegen. Die Kleineren und Kleinsten waren auf einigen Ochsenwagen durcheinandergeworfen; von manchen schauten die Köpfe, von manchen die Füsse über die Wagenleiter heraus. Nebenher gingen Soldaten mit Gewehr und vertrieben brutal die weinende Bevölkerung von den Gasen.

Da gestern verhältnismässig nur wenige Grosseltern und Verwandte die elternlosen Kinder anmeldeten, wurde heute nochmals durch die Trommel bekanntgegeben, dass sie öffentlich, «vor dem Volke», erschossen werden, wenn sie die Kinder nicht übergeben.

Kurz nach diesem «Trommeln» sehe ich ein 11jähriges Mädchen unter meinem Fenster bitter weinend vorbeigehen. Ich kenne das Kind gut; ich habe seine Mutter hier im Lager sterben gesehen, habe sie begraben, habe das Kind mit seinen drei Geschwistern einer guten Tante empfohlen. Bisher war das Kind immer froh, jetzt weint es; wohl weiss es, warum; es wird fortgerissen, verschleppt!

21. Juli.

Sonntag. Kein Kirchengang. Aber statt der hl. Messe hielten wir wieder Anbetungsstunde mit Sakramentenempfang in Lagerhäusern in drei verschiedenen Quartieren. Besonders ergreifend war die Kommunion der Kindergruppen, die voraussichtlich bald verschleppt werden. Bis $\frac{3}{4}$ 12 Uhr warteten an einer Stelle solche Kinder auf die – vielleicht letzte! – hl. Kommunion.

22. Juli.

Durch den Trommler wurde nun zum dritten Male mit Tod jenen gedroht, die ihre Kinder nicht abgeben wollen. Es herrscht unter den Menschen eine furchtbare Nervenanspannung. Dabei versichern alle möglichen «Herren» mit auffallender Eindringlichkeit, dass wir mit nächstem «frei» würden.

26. Juli.

Um die elternlosen Kinder kümmert sich niemand. Wie man hört, soll die Verschleppungsaktion für einen Monat verschoben sein.

27. Juli.

Unsere Hauptbeschäftigung ist auch weiterhin der Kinderunterricht. Mit 7-8 Hilfslehrkräften gelang es uns nun schon einige Monate hindurch, hunderte Kinder regelmäßig zu unterrichten. Auch Rechnen und Naturkunde und Gesundheitslehre wird nun betrieben.

August 1946

3. August.

Wieder mussten alle Angehörigen der elternlosen Kinder dieselben anmelden zwecks Einteilung der Kinder in Schulklassen. Vorläufig sind die Kinder aber noch hier.

11. August.

Schon fünf Wochen halten wir nun sonntags Anbetungsstunden mit Sakramentempfang verborgen in verschiedenen Lagerhäusern. Jedesmal in einem anderen Quadrat in drei verschiedenen Richtungen. Die Zahl der Teilnehmer wächst. Kommunikanten sind durchschnittlich 150-200. Aber zum Herz und Mark unseres Volkes sind wir noch nicht gedrungen: die Arbeitsfähigen, sowohl Weibsleute wie Mannsleute, verhalten sich immer noch kalt. Eine gewisse Roheit, Abgestumpftheit und Sinnlichkeit greift unter ihnen mit unheimlicher Gewalt um sich. Dieses Sklavenleben erstickt leicht jedwede edlere Anlage in den Menschen.

Heute ereignete sich aber ein kleiner Zwischenfall: Ein Miliz-Soldat kam zufällig in das Haus (ob zufällig?), wo wir die Andacht hielten. Zimmer, Gang und Hof waren überfüllt. Als die Leute aber den Soldaten im Hof erblickten, erfasste sie solch ein Schrecken und, eine Panik, dass sie mit fürchterlichem Angstgeschrei förmlich über Hals und Kopf auseinanderrannten, so dass der Soldat selbst ob dieser schrecklichen Furcht bestürzt war und sich entschuldigte. Nachdem wir alle Leute wieder gesammelt und beruhigt hatten, sangen sie fest und feierlich wie Bekenner und Märtyrer: «Christus, mein König, Dir allein schwör ich die Liebe stark und rein, bis in den Tod die Treue!» – Ja, das sind unsere Leute: Hasenangst und Bekennermut tragen sie in einem Säckel!

Was in diesem Falle aber kennzeichnend ist, ist die Angst, welche noch vom Winter her in den Knochen unserer Leute steckt; damals hatte nämlich so mancher der Soldaten bei ähnlichen Anlässen wütend mit Riemen und Gewehrkolben dreingeschlagen.

Vormittag ging also die Sache glimpflich ab. Am Nachmittag sagten mir die Leute aber nach beendeter Andacht, ein Miliz-Soldat sei draussen auf der Gasse vor dem betreffenden Hause öfters hin- und hergegangen und habe gefragt, warum die Leute nicht in die Kirche gingen. Nachdem ihm von jemandem erklärt wurde, dass dies doch verboten sei, ging er fort, ohne zu stören. Kaum eine halbe Stunde nachher kam auch Kaplan Pfuhl von seiner Andachtsstunde heim und berichtete, noch während der Andacht sei ihm gesteckt worden, dass draussen ein Miliz mit dem Fahrrad vorgefahren sei und die Hausnummer sich aufnotiert habe. – Was nun an der Sache ist, wissen wir nicht. Allenfalls sind sie uns auf der Spur!

19. August.

Alles geht seinen gewohnten Lauf, nur die Hoffnung auf Befreiung schwindet von Woche zu Woche. Missmut und Verzagtheit kommen oft zum Vorschein.

September 1946

3. September.

Wieder wurde eine Gruppe elternloser Kinder entführt. Um die Mittagsstunde hörte man durch die Gasse Kindergesang, serbisch: Ptice se sele na jug, – tamo je lepsi nego tu. Tamo nas čeka Staljin – tamo nas čeka Tito⁸.» Dabei marschierten die Kinder. Der Lagerkommandant führte sie bis zu einem mächtig grossen, geschlossenen Auto. Kein Fenster war dran, grau war es und unheimlich. Dort wurden die Kinder hineingepfercht. Der Gesang verstummte, und die Türe wurde geschlossen. Die beigelaufenen anderen Kinder wurden von einem Soldaten mit einem Stecken auseinandergetrieben. Das war der Abschied. Dann surrte der Motor, und 500 Kinder wurden südwärts transportiert – wohin?

10. September.

Gestern abend wurde wieder eine öffentliche Konferenz abgehalten, gelegentlich welcher allen Lagerfreien mitgeteilt wurde, dass sie ihre Häuser zu verlassen haben und in ein eigens für sie bestimmtes Quadrat ziehen sollen. Zu bemerken ist, dass der Kommandant mit besonderem Nachdruck betonte, dass auch die Geistlichen das Pfarrhaus verlassen müssen. – Die Bevölkerung weigerte sich jedoch, und die Sache wurde weitergeleitet.

11. September.

Kantorlehrer Heintz aus Parabuć wurde heute vom Kommandanten selbst beim Kinderunterricht ertappt, festgenommen und ins Kommando geführt. Nach längerem Verhör wurde er jedoch wieder freigelassen mit einer scharfen Drohung, falls er mit uns Geistlichen nochmals verkehre. – Ein Mädchen aus Stanišić soll die Angeberin gewesen sein. – Man geht uns also scharf aufs Leder. Darum haben wir sämtlichen Unterricht und die Sonntagsandachten eingestellt.

15. September.

Wir Priester dürfen uns nirgends mehr sehen lassen. Die Sonntagsandachten wurden aber trotzdem gehalten; unsere Hilfslehrerinnen haben sie organisiert und geleitet. Auch in Zukunft wird es wohl so sein müssen.

16. September.

Der Unterricht wird ohne uns Priester wieder fortgesetzt.

18. September.

Die Kirchenschlüssel wurden uns weggenommen und der Eintritt in die Kirche verboten mit der (allerdings nur mündlich gegebenen) Begründung, die Kirche sei Staatseigentum.

⁸ Die Vögel fliegen gen Süden – dort ist es schöner als hier. Dort erwartet uns Stalin – dort erwartet uns Tito...

21. September.

Im grossen Speisesaal des Pfarrhauses haben wir einen Altar errichtet; und dort zelebrieren wir.

26. September.

Nun leben wir schon acht Tage wie im Hausarrest. Über unser Hierbleiben wissen wir noch nichts Sicheres. Im Lager draussen gehen über uns die verschiedensten Gerüchte herum.

27. September.

Schwester Cyrenia, die unsere Hauswirtschaft führte, wurde ausgewiesen.

28. September.

Pfuhl in unserer Angelegenheit nach Sombor zur höheren Lagerbehörde gefahren.

29. September.

Vorläufig ist alles wieder glatt vorübergegangen: Schw. Cyrenia bleibt und wir auch.

Oktober 1946

13. Oktober.

Vom 8. X. bis heute bin ich in Filipovo und Umgebung. Ich brachte eine ansehnliche Menge Lebensmittel zusammen, aber kann keinen Wagen zum Transport aufbringen, da sich jedermann fürchtet, als «Pro-Faschist» in Verdacht zu kommen, wenn er Lebensmittel nach G. fährt.

Auch ausserdem waren die vergangenen Tage wieder sehr aufregend: Mein verabredeter Kutscher wurde (wegen anderer Angelegenheiten) verhaftet; das Nonnenkloster soll den Schwestern weggenommen werden; mit dem Pfarrhaus weiss man noch nicht, was geschehen wird; von den Priestern wurden unlängst Raible und Hutfluss verhaftet, angeblich auch Pf. Kleiner. P. Gruber S. J. wird gesucht. – Alles beunruhigende Nachrichten, doch ich gehe Gakovo zu; was meiner dort wartet, weiss ich nicht.

14. Oktober.

Wieder in Gakovo. Unterwegs von Sombor nach G. begegnete ich dem verhafteten P. Gruber, der nach Sombor gebracht wird. Ich konnte mit ihm nicht sprechen, da ihn der Lagerkommandant selbst begleitete⁹.

Zuhause angekommen, erfahre ich, dass Pfuhl abgereist sei; am Sonntag nachmittag hätte man ihn im Kommando lange verhört, noch bevor P. Gruber überhaupt in G. war; abends wollte Pfuhl wegfahren, aber man hat ihn ins Kommando zurücktransportiert. Am

⁹ Pater Wendelin Gruber, S. J. ist wie in Gakovo auch in anderen Lagern um die seelsorgliche Betreuung der Internierten und die Organisierung von Hilfsaktionen bemüht gewesen und dabei wiederholt vorübergehend festgenommen worden. Nach seiner endgültigen Verhaftung am 23.7.1947 und bei seiner Verurteilung am 6.10.1948 zu 14 Jahren Zwangsarbeit wurde ihm diese Tätigkeit und seine Berichterstattung an den päpstlichen Nuntius in Belgrad über die Lage der Volksdeutschen in Jugoslawien als «politische Spionage» zur Last gelegt. Erst im Januar 1956 wurde P. Gruber nach Deutschland entlassen.

Morgen ist er doch weggefahren, ohne der Schwester nähere Auskunft gegeben zu haben. Im Lager geht die Nachricht herum, wir Priester würden nun auch ins Lager geworfen. Ich warte jeden Augenblick auf meine Verhaftung. Die Zeit schleicht nur langsam dahin. Ungewissheit plagt mich.

15. Oktober.

Endlich ist Pfuhl heute morgen zurückgekehrt. Nun klärt sich langsam alles auf; P. Grubers Verhaftung hat mit uns nichts zu tun. Aber wir beide, Pfuhl und ich, wären tatsächlich nur um ein Haar schon im Lager. Am Sonntag wurde Pfuhl ins Kommando gerufen, und nachdem er erklärt hatte, dass wir beide Deutsche seien, wurde von ihm die Legitimation verlangt, und schon sollte der Schreiber uns beide in die Lagerkartothek eintragen. Aber Pfuhl liess nicht nach, verteidigte sich mit Erfolg, so dass er wieder frei gehen konnte. Von der Bahn wurde er wegen einem Missverständnis bezüglich seiner Schreibmaschine, die er mitnehmen wollte, zurücktransportiert.

16. Oktober.

Schon um 6 Uhr heute morgen wurden wir beide ins Kommando gerufen. Wir gingen hinüber in der Überzeugung, dass wir nicht mehr zurückkommen werden. Doch welche Überraschung! Man benötigte nur unsere Personalien, um uns in die Wählerliste eintragen zu können. Tatsächlich wurden wir sofort eingetragen. Also sind wir freie Bürger und noch mit Wahlrecht! Es geht wirklich bunt zu: bald steht man auf dem Kopf, bald wieder auf den Füßen.

20. Oktober.

Noch immer ist die Frage über unser Sein oder Nicht-Sein im Schweben. Der Kommandant teilte uns mit, dass er unsere Angelegenheit zur» höheren Behörde nach Novi Sad geschickt habe. Es kann also leicht möglich sein, dass wir bald ins Lager geworfen werden.

23. Oktober.

Pfuhl ist weggefahren; er will sich Winterkleider holen.

27. Oktober.

Schon lange erlebten wir keine so tiefgreifende Priesterfreude wie heute: das Christkönigsfest im Lager!

Wir selber konnten mit keinem Fuss aus dem Hause, aber wir konnten Material: Skizzen, Anregungen, Vorlagen und Programme geben, so dass unsere Hilfslehrerinnen zwei Wochen hindurch alles vorbereiteten und organisierten. Mehrere hundert Kinder arbeiteten mit wahren Feuereifer daran, bis jedes von ihnen ein Geschenk für Christus den König fertiggestellt hatte, welches bei der Feierstunde selbst überreicht und auf dem «Altar» aufgestellt wurde. Man muss sie gesehen haben, diese bunten Liebesgaben: die Bildchen mit eigenhändiger Unterschrift, die Akazienzweige mit soviel Blättchen, wieviel Jahre das Kind zählt, die «Pax»-Zeichen aus Pappendeckel oder gar die Herzen aus Kistenbrettern geschnitzt; ja, man muss gesehen haben, mit wieviel Eifer, Sorgfalt und

Freude all das hergestellt war! Doch, es bleibt so: Liebe macht erfinderisch! Und wo das Mädchen kein Bildchen hat, da nimmt es Nadel und Zwirn und näht ein feines Monogramm-Zeichen in [den] Schachteldeckel, und mit einigen Kamillen geschmückt, gibt es ein Prachtstück ab. Wo aber der Bub keinen Klebstoff hat, nimmt er Nägelchen und nagelt die Immergrün-Zweige aufs kahle, hölzerne Herzchen und – «Liebe vergoldet!»

Bei der eigenen Feierstunde für die Erwachsenen weihten sich alle Stände: Kinder, Jugend, Frauen und Männer, dem Göttlichen König. Ja, Seine Macht ist diesen Leuten verborgen, Seine Liebe jedoch nicht!

28. Oktober.

Hçute wurde ich ins Kommando gerufen. Da aber Pfuhl nicht hier ist, musste ich ihn telegraphisch zurückrufen. Allem Anscheine nach geht es um ein Verhör.

30. Oktober.

Pfuhl ist zurück. Das Verhör beim Lagerkommando war allerdings sehr kurz. Wir wurden bloss gefragt, was wir der Nationalität nach seien. Als wir erklärten, wir seien Deutsche, wurde uns der Haftbefehl von Seite des Izvrnsni Odbor – Novi Sad¹⁰ verlesen. Hiermit sind wir also ins Lager geworfen. Sofort wurde uns auch unser Personalausweis (legitimacija) abgenommen. Obwohl wir nicht unhöflich behandelt wurden, hinterliess diese Szene einen eisigen Eindruck, besonders noch durch das grosse Wahlplakat über dem Schreibtisch im Kommandozimmer, welches alles sagt, indem es die Worte trägt: «Ratni zlocinci nemaju prava na milosrdje.» (Die Kriegsverbrecher haben kein Recht auf Erbarmen.) – Wir sind also auch zu diesen gezählt. «Fiat!» 31. Oktober.

Rucksack und Koffer sind gepackt, doch wir haben bisher noch ein Zimmer im Pfarrhause zur Verfügung. Wir warten jedoch stündlich auf Abtransport.

November 1946

1. November.

Allerheiligen. Das erste Mal zelebriert ohne Kelch und Messkleid, mit einem einfachen Trinkglas, ganz in Zivil.

3. November.

Meine zwei jüngeren Schwestern Lentschi und Sophie wurden heute von Filip ovo aus nach Kruševlje ins Lager geführt. Ich konnte ihnen nur durchs Fenster zum Abschied winken. Meine eigene Verhaftung fiel mir nicht so schwer wie dieses herzlose Auseinandergerissenwerden von den eigenen Kindern und Geschwistern, was oft rücksichtslos und systematisch durchgeführt wurde.

6. November.

Eine volle Woche warten wir nun auf Abtransport. Niemand hat sich bisher gekümmert, wie oder wovon wir leben. Die ganze Zeit hindurch sind wir mit gepackten Ruck-

¹⁰ Exekutivausschuss – Neusatz.

säcken und Koffern marschbereit. Wahrlich eine Lebensschule für jenes grosse Bereitsein, von dem der Herr im Evangelium sagt: «So sollt auch ihr bereit sein →» (Lk 12,40).

11. November.

Der erste Schnee. Viel zu früh in solchen Verhältnissen. Mangel an warmen Kleidern und Brennmaterial erhöht bei vielen das tägliche Leid.

13. November.

Vierzehn Tage sind vergangen, und wir warten noch immer mit gepackten Koffern und Rucksäcken. Niemand kümmert sich um uns, doch dieses lange Schweigen des Lagerkommandos ist unheimlich. – Ein Glück, dass wir doch täglich zelebrieren können.

17. November.

Der bischöfliche Sekretär Vujkovic ist angekommen, um das Kircheneigentum zu übernehmen. Es ist eben Kirchweihsonntag. Er hat in der Kirche für die Lagerfreien Messe gelesen, uns Priestern wurde nicht erlaubt, der hl. Messe beizuwohnen, obwohl wir darum eigens angesucht haben.

19. November.

Sekretär Vujkovic ist unverrichteter Dinge weggefahren.

20. November.

Seit drei Wochen sind wir im Lager, d.h. gehören wir zum Lager. Dass wir immer noch hier im Pfarrhause wohnen, ist wohl dem Umstand zu verdanken, dass der Lagerkommandant unterdessen dienstlich verreist ist.

Die Gerüchte über die Umsiedlung der Deutschen aus Jugoslawien halten sich hartnäckig¹¹. Ob was an der Sache ist, weiss man freilich nicht. Bemerkenswert dabei ist die Tatsache, dass die grosse Mehrheit diese Lösung als Erlösung betrachtet, ganz gleich, ob wir nach Österreich, Deutschland, Kanada, Argentinien oder sogar nach Australien kämen! Dies zeigt wohl am grellsten die Tragik unseres Schicksals: die Menschen wären froh, wenn sie mal endlich aus ihrer Heimat geworfen würden!

27. November.

Ein Monat ist nun vorüber, und wir warten immer noch auf Bescheid über unser Quartier. Die Ungewissheit und dieser Hausarrest wird uns allmählich lästig. Zum Glück konnten wir bis jetzt noch täglich zelebrieren. Als Priester können wir draussen nicht wirken, aber durch gute Verbindungen arbeiten wir doch schon fleissig an den Vorbereitungen für die Adventsandachten. Interessant, wie der Advent für unsere Leute so anziehend ist.

¹¹ Solche Erwartungen und Gerüchte dürften wahrscheinlich auch durch die Bekanntgabe einer Vereinbarung zwischen Jugoslawien und Ungarn über freiwillige Umsiedlung ungarischer bzw. jugoslawischer Staatsbürger Auftrieb erhalten haben (vgl. die Meldung vom 21.11.1946 über die Unterzeichnung der Vereinbarung in Keesing's Archiv der Gegenwart, Jg. 16/17, S. 874B); s. weiterhin im Folgenden Anm. 12 und 14.

30. November.

Die Gassenkommandanten sind heute vom Lagerkommandanten beauftragt worden, von Haus zu Haus zu geben und den Lagerleuten mitzuteilen, wer in Deutschland, Österreich und Ungarn Angehörige hat und in die betreffenden Länder umgesiedelt werden will, könne sich sofort im Kommando melden. Scharenweise strömten die Menschen zur Meldestelle. Bald wurden aber von dort aus die Bemerkungen ins Volk geworfen, Mütter mit Kindern, Alte über 50 Jahre usw. können nicht angenommen werden, da 50 km zu Fuss zurückgelegt werden müssen und dergleichen. Es dauerte übrigens nicht allzulange, da kam der Kommandant selbst herausgerannt und trieb buchstäblich die ganze Menge auseinander. Was dies alles nun wieder zu bedeuten haben mag, wer kann's ergründen¹²!

Dezember 1946

1. Dezember.

Der erste Adventsonntag! An mehreren Stellen wurden im Laufe des heutigen Tages Adventsandachten gehalten, viele Lagerzimmer schmückt der Adventkranz. Unsere Tannen- und Fichtenbäume im Pfarrhofe wurden zu diesem Zwecke bis ziemlich hoch hinauf gestutzt.

2. Dezember.

Durch die Trommel wurde heute bekanntgegeben, dass sich alle jene im Kommando melden sollen, denen die Lagerzeit hindurch Geld aus Amerika zugeschickt wurde, da es ihnen eingehändigt wird. Sonderbar! Bisher war es ein strafbares Verbrechen, wenn bei Lagerleuten Geld gefunden wurde, und jetzt wird öffentlich davon getrommelt¹⁸.

3. Dezember.

Ich muss nochmals aufs Trommeln von gestern zurückkommen, da heute wieder die Trommel in derselben Sache ging wie gestern. Eigenartig! Glaubten die Leute ihren eigenen Ohren nicht – oder den Herren im Kommando?

8. Dezember.

Gestern ist Pfarrer Schwerer ins Lager geworfen worden. Von Anfang an war er im Nachbarslager Kruševlje, in seiner Pfarrgemeinde, unermüdlich und opferwillig als Seelsorger tätig. Allem Anscheine nach geht man systematisch gegen uns Priester vor.

14. Dezember.

Vierzehn Tage sind vorüber, seitdem das Auswanderungsfieber alle erfasst hatte. Jetzt ist wieder alles beim alten; kein Bescheid, keine Aufklärung, keine Anweisung,

¹² Auch in anderen Lagern war zu dieser Zeit die Ausreisemöglichkeit zu Familienangehörigen in Deutschland und Österreich verkündet worden; tatsächlich sind im November 1946 aber nur einige wenige Personen über das Durchgangslager Subotica im Verfahren der Repatriierung von DPs aus Jugoslawien herausgekommen. Von zwei kleinen Transporten mit Internierten, die Anfang November zu Angehörigen nach Österreich abgeschoben wurden, wird aus dem Lager Tenje bei Esseg berichtet (s. Nr. 65, Anm. 7, S. 524).

¹³ s. hierzu auch Bericht Nr. 59, Anm. 17, S. 435 f.

rein gar nichts wurde derzeit den Leuten gegeben. Narrt man uns absichtlich so herum? Kein Wunder, dass viele schon Fassung und Geduld verloren haben und scharenweise über die Grenze flüchten. Die vergangenen Nächte sollen es ihrer einige Hunderte gewesen sein. Nichts schreckt sie, weder Nacht noch Winter, noch fremdes Land, noch ungewisse Zukunft; nichts ist ihnen so schrecklich wie das Lagerleben.

16. Dezember.

Für morgen erwartet man eine Kommission, die angeblich bestimmen soll, wer frei und wer ausgeliefert wird. Allgemein wird diese Nachricht bezweifelt und bspöttelt, da man solchen Gerüchten nur schon allzu oft aufgesessen ist.

21. Dezember.

Von der neulich erwarteten Kommission war bis jetzt noch selbstverständlich keine Spur zu sehen. Auffallend ist die Flucht der Lagerleute über die Grenze. Heute konnte ich erfahren, dass das Kommando Kenntnis von den 850-900 Personen hat, die während der letzten zehn Nächte geflohen sind. Es ist ein Rätsel, weshalb das Kommando keine Massnahmen dagegen trifft.

Unterdessen kommt Weihnachten. Seelsorglich sind wir doch nicht ganz lahmgelegt. Pfuhl wirkt unauffällig draussen und spendet täglich zirka 40-50 Kommunionen. Ich hüte unterdessen das Haus, bin aber froh, diese Aktion des H. Pfuhl angeregt zu haben. In vielen Häusern und Herzen wird auf diese Weise doch Weihnachten.

23. Dezember.

Während ich hier schreibe, wird in den Nebenzimmern geräumt, will sagen: ausgeräumt. – Gestern schon war der Kommandant mit einem fremden Offizier hier und liess uns wissen, dass des verstorbenen Pfarrers Eigentum nun «Volkseigentum» sei. Da wir beide Geistlichen, Pfuhl und ich, rechtlose Lagerleute sind; konnten wir selbstverständlich weder etwas dafür noch dagegen haben, wir mussten es einfach zur Kenntnis nehmen. Bin nur neugierig, was das «Volk» davon haben wird, da sich der fremde Offizier gestern schon die schönsten Möbelstücke usw. herausgelesen hat und heute auch schon von einem Waggon für nach Valjevo spricht! – Wir beide schwebten in Gefahr, aus dem Haus zu fliegen; doch schliesslich wurde uns das Kaplanszimmer als Wohnung zugesagt. Ob man uns auch Lebensmittel oder Heizmaterial belassen wird, wissen wir nicht. Pfarrer Schwerer ist am 7. XII. hinausgeworfen worden ohne das Allernötigste!

25. Dezember.

Weihnachten! Den gestrigen Nachmittag konnte ich im Kreise einer Kindergruppe verbringen, welche unter der Leitung unserer Hilfslehrerin Maria Stein ihre ergreifende Weihnachtsfeier abhielt; den Heiligen Abend aber verbrachte ich in einem Lagerhause mit Lagerleuten. Ein Schimmer von Bethlehem lag wahrlich nicht nur über den Gesichtern, sondern auch Ober den Strohlagern und verklärte alle Not und Armut. Es ist eigentümlich, dass man die Fülle allen Reichtums, Gott eben, in der Armut so nahe fühlt. Wohl auch ein Teil des Weihnachtsgeheimnisses.

27. Dezember.

Mit Auto war heute ein hoher Herr aus Neusatz hier. In Begleitung des hiesigen Kommandopersonals kam er auch zu uns herüber ins Pfarrhaus. Er muss wirklich was sein, denn neben ihm waren die unsrigen so klein wie Schulbuben. Nach einigen indifferenteren Fragen, die er an Pfuhl und mich richtete, stöberte er das ganze Haus durch und ging wieder, ohne uns beiden nur ein Wort über den Zweck seines Besuches anzudeuten.

28. Dezember.

Heute war grosse Räumung im Pfarrhause. Den ganzen Tag hindurch sind Wagen vorgefahren und machten das Haus leer. Pfuhl schläft heute zum ersten Mal auf der Erde, da man ihm auch die Bettstatt genommen hat. Auch unser Brennmaterial hat man fortgeholt. Allerdings hat man uns dabei grossmütig die Lageration an Holz zugesagt. Damit wird es aber sein wie mit der Brot- und Lebensmittelration: zum Leben ist es zu wenig und zum Sterben zu viel.

31. Dezember, Silvester-Abend 1946.

Da man uns gerade vor zwei Monaten die Freiheit und heute noch den letzten Vorrat an Mehl genommen hat, steht die Jahresbilanz an Haben wirklich auf Null. Mit dem letzten Wecken Brot in der Kiste und mit tiefem Gottvertrauen im Herzen beginnen wir das Jahr 1947.

Januar 1947

2. Januar.

Die Massenflucht nach Ungarn dauert noch immer an. Alles will nur mal los von hier. Wieder ist das hundertprozentige Kukuruzbrot eingeführt. Dazu wird schon Platz gemacht für noch 2'500 Personen, die bald eintreffen sollen.

12. Januar.

Vorgestern ist der erste und heute der zweite Transport mit Lagerleuten eingetroffen. Das Lager zählt um 14'000 Menschen. Kälte und Hunger quälen viele. Bei beiden Transporten waren erfrorene Kinder, da sie in offenen Viehwaggonen bei Nacht geliefert wurden.

14. Januar.

Endlich ist es gelungen, auch Kathi und Lentschi aus dem Lager Kruševlje hierher zu bekommen. Es war ein frohes Wiedersehen, obwohl sie nur aus einem Elend in das andere gekommen sind. Aber «geteiltes Leid ist halbes Leid». Nun sind wir sieben Geschwister beisammen.

20. Januar.

Gestern abend wurden bei voller Dunkelheit wieder einige Hunderte elternloser Kinder fortgeholt; man weiss nicht, wieviel es waren, und auch nicht, wohin man sie genommen hat.

21. Januar.

Die Flucht nach Ungarn geht hundertweise immer noch weiter. Es ist schon gar kein Geheimnis mehr, dass das Kammando damit einverstanden ist und Miliz-Soldaten

die Flüchtlinge bis zur Grenze führen. Dazu kommen aber immer neue Transporte aus verschiedenen anderen Lagern. Angeblich dürfen endlich doch mal einzelne Familienangehörige zusammenkommen.

25. Januar.

Die Miliz-Soldaten haben heute das Pfarrhaus besetzt und hier eine Kanzlei eingerichtet. Unsere Einwendungen, dass das Pfarrhaus doch Kirchengut ist und somit laut Verfassung nicht der Konfiskation verfallend, wurde schon vor zwei Monaten mit einer einfachen Handbewegung abgetan.

30. Januar.

Zum ersten Male soll in den jugoslawischen Blättern über die Umsiedlung der Deutschen aus Jugoslawien geschrieben worden sein. Dies wäre ein Fortschritt in der Lösung unserer Frage¹⁴.

Auffallend ist, dass einige Tage her die Flucht nach Ungarn eingestellt und wieder verboten ist.

Februar 1947

1. Februar.

Nachdem die «Kinderheime» geleert wurden, will man auch jener Kinder habhaft werden, die sich mit oder ohne Wissen des Kommandos in den Lagerhäusern bei Verwandten befinden. Es geht diesmal um jene Kinder, deren Eltern entweder gestorben sind oder sich im Ausland befinden. Durch die Trommel wurde also bekanntgegeben, dass diese Kinder sofort müssen angemeldet werden – «wegen besserer Verpflegung und Kleidung...». Wer die Kinder aber nicht anmeldet, wird mit 30 Tag Kellerarrest bestraft.

4. Februar.

Die Nachricht beruht also auf Wahrheit, dass auch Kaplan Wildinger ins Lager geworfen wurde. Schon lange ist es, dass die Versicherung in die Öffentlichkeit posaunt wurde, in Jugoslawien werde niemand mehr ins Lager geworfen. Wir sehen und fühlen es!

8. Februar.

Allmählich treffen Nachrichten über die entführten sogenannten elternlosen Kinder ein. Sie sind in verschiedenen Städten untergebracht. Angeblich werden sie mit Nahrung und Kleidung gut versorgt. Statt erzogen, werden sie aber verzogen. Kennzeichnend ist ein Bericht, der sagt: «Die Kinder sind ausgelassen. Niemand darf sie ermahnen oder bestrafen, selbst dann nicht, wenn sie z.B. über Zäune oder Blumenbeete steigen. Mit einem Wort: alles dürfen die Kinder – nur nicht beten!»

¹⁴ Nach einer Meldung der jugoslawischen Presseagentur Tanjug vom 28. Januar 1947 hat der jugoslawische Delegierte Dr. Mladen Ivekovic bei der Konferenz der stellvertretenden Außenminister in London über die Vorbereitung eines Friedensvertrages mit Deutschland ein Memorandum seiner Regierung überreicht, in dem u.a. auch gefordert wurde, dass die rund 100'000 Deutschen, die sich in Jugoslawien befinden, von Deutschland übernommen werden sollen (vgl. Keesing's Archiv der Gegenwart, Jg. 16/17, S. 992 A); s. auch Bericht Nr. 59, Anm. 17, S. 435.

10. Februar.

Die letzte Zeit sind aus anderen Lagern schon mehrere Mütter freiwillig oder zwangsweise hierher gekommen, deren Kinder mit den sogenannten elternlosen Kindern von hier verschleppt wurden. Diese verlangen freilich ihre Kinder zurück. Sie bekommen sie aber nicht, und zwar aus dem Grunde, weil die Kinder «frei» seien, während sie – die Eltern – Lagerleute sind; «Freie» und Lagerleute dürfen aber keine Verbindung miteinander haben. Wahrlich ein famoser Rechtszustand!

11. Februar.

Heute hat man uns aus dem Pfarrhaus geworfen mit der einfachen Begründung, man benötige dieses Gebäude für andere Zwecke. Tatsächlich ist gleich nachher ein Militarist eingezogen. Wir sind nun in einem Hofraum eines Lagerhauses, dessen Gassenzimmer als Getreidemagazin dienen. Unser Lebensmittelvorrat, womit uns mittlerweile gute Menschen versorgt hatten, wurde uns weggenommen. Auch stehen wir ohne Brennmaterial, wo es doch erst Mitte Feber ist.

12. Februar.

Eigenartig! Auf einmal dürfen nun auch wir Lagerleute Briefe schreiben und empfangen. Sogar mit dem Ausland ist der Briefverkehr gestattet. Bisher galt es als Schwerkverbrechen, wenn bei jemandem Briefe vorgefunden wurden. Unzählige Menschen sind deshalb jämmerlich verprügelt worden.

13. Februar.

Die arbeitsfähigen Mannsleute von 16 bis 40 Jahre werden zusammengeschrieben. Angeblich soll eine Arbeiterkolonne zusammengestellt werden. Da man aber nicht weiss, zu welchem Zweck dies sein könnte, gehen die verschiedensten Mutmassungen im Lager um. Viele befürchten eine Verschleppung.

15. Februar.

Ein Lehrer wurde wieder beim Kinderunterricht erappt. Er wurde nicht bestraft, aber gedroht wurde ihm, falls er Kinder in der Religion unterrichtet.

19. Februar.

Wegen Mangel an Brennmaterial wird heute in keiner Lagerküche gekocht. Tausende aber sind eben auf die Lagersuppe angewiesen; diese haben einfach heute nichts zu essen!

21. Februar.

Mit zwei, drei Miliz-Soldaten ist der Lagerkommandant dem Pfuhl nachgegangen in der Absicht, ihn etwa bei einem Krankenversehgang zu ertappen. Pfuhl machte diesmal aber nur einen Besuch bei seinen Angehörigen. Obwohl dies sonst allen Lagerleuten gestattet ist, schlug der Kommandant einen furchtbaren Lärm und drohte mit Kellerstrafe und OZNA (Gefängnis), falls er uns Priester nochmals bei unseren Angehörigen in Lagerhäusern antreffe. Immerhin fiel diese Drohung in Pfuhs Abwesenheit. Wir sind nun gespannt, ob man uns tatsächlich von allen Lagerleuten abgesperren wird und ob gegebenenfalls diese Drohung verwirklicht wird werden.

22. Februar.

Bezüglich der Pakete wurde heute eine Einschränkung verlautbart, so dass es immer schwieriger wird, Lebensmittel von aussenher zu bekommen.

24. Februar.

Obwohl ich mich auf Umwegen sozusagen hinschleichen musste, konnte ich meinen Namenstag im Kreise meiner Geschwister verbringen. Sie verstanden es, diesen Nachmittag inmitten aller Not zu einer trauten und heimlichen Familienfeier zu gestalten. Unter anderen vielen Aufmerksamkeiten waren als wertvolle Geschenke das Bild unserer lieben Mutter und ein Häuflein Heimateerde vom Grabe unseres guten Vaters. Bisher besitze ich nichts Wertvolleres als diese beiden Geschenke.

27. Februar.

Die letzten Tage kommt es häufig vor, dass wegen Mangel an Brennmaterial entweder die Küchen nicht kochen oder die Bäckereien nicht backen.

28. Februar.

Sämtliche Handwerker sollen sich im Kommando melden. Es wurde ihnen zu wissen gegeben, dass man sie «befreien» wolle.

März 1947

1. März.

Es ist ein öffentliches Geheimnis, dass man von heute an wieder nach Ungarn hinüber fliehen kann. Dazu sind gewisse Führer bestimmt, und wer gut zahlt, kann nachts «fliehen».

8. März.

Zum wiederholten Male kam es nun vor, dass «Flüchtlingstransporte» von der ungarischen Grenzbehörde zurückgeworfen wurden. Es hat den Anschein, als ob uns die jugoslawische Behörde gerne auf Schleichwegen loswerden möchte.

10. März.

Während der letzten Woche wurden durch das Lagerkommando etwa zehn Fuhren Lebensmittel abgewiesen, welche von der slawischen und ungarischen Bevölkerung der Umgebung zur Linderung der Not ins Lager geschickt wurden. Die Begründung beim Abweisen war: «Seinerzeit habt ihr den Partisanen in den Waldungen nichts geschickt, jetzt aber →» oder: «Faschisten brauchen nicht unterstützt werden» – oder: «Wer etwas erübrigen kann, gebe es den bedürftigen Neusiedlern, nicht aber diesen –

13. März.

Die Brotationen wurden von 30 auf 25 Deka herabgesetzt; dabei ist es oft fast ungenießbares hundertprozentiges Kukuruzbrot.

15. März.

Zum zweiten Male jährt es sich heute, dass wir von Prigrevica Sv. Ivan fort und ins Lager getrieben wurden. Viele Stationen dieses Leidensweges haben wir schon hinter uns, aber allem Anscheine nach sind wir noch nicht bei der vierzehnten angelangt. Nach

zweijährigem Hoffen und Harren wissen wir über unser künftiges Schicksal so wenig wie am Anfang. Die Aussichten auf eine Auslieferung oder Umsiedlung werden immer mehr dadurch getrübt, dass die in letzter Zeit zusammengezogenen Arbeiter allmählich von Neuem hinaus in verschiedene Arbeitslager geschickt werden.

16. März.

Die bekanntesten Transportführer, welche mit Einvernehmen des Kommandos letzter Zeit «Flüchtlinge» aus den Lagern Gakovo-Kruševlje über die Grenze nach Ungarn beförderten, wurden spät abends unter Gewehr nach Sombor gebracht, dort in die Eisenbahn gesetzt und sind so ganz geheimnisvoll verschwunden. Niemand weiss, worum es eigentlich geht.

17. März.

Täglich werden Flüchtlinge zurückgebracht. So manchem gelingt die Flucht dennoch durch Bestechung der Lager- und Grenzwache.

20. März.

Schon gestern wurde durch die Trommel bekanntgegeben, dass heute 3'500 Arbeiter antreten müssen. Von diesen wurde dann eine gewisse Zahl herausgewählt, die morgen angeblich nach Sombor in die Arbeit müssen. – Wieder ein herzloses Auseinanderreisen, wobei oft Bitten und Tränen nichts halfen. – Bei dieser Gelegenheit hat sich der Kommandant in höchster Aufregung öffentlich dahin geäußert, dass die Schwaben wohl der Meinung seien, sie werden im Laufe dieses Jahres noch ausgeliefert, aber sie mögen sich dies aus dem Kopfe schlagen, denn hier seien auf dem Hotter 11'000 Joch zu bebauen, und er werde sie lernen arbeiten, auch bei Gerstelsuppe und Kukuruzbrot! Übrigens werde er ihnen das Über-die-Grenze-schauen verleiden.

22. März.

Diese Tage stieg ich mal selbst hinab und besichtigte den berüchtigten und gefürchteten Keller, der im vorigen Jahr Monate hindurch als Kerker diente. Diese Stätte des Schauders und Grauens ist kaum 20 Meter von unserer jetzigen Wohnung entfernt; der Kellerhals mündet in unserem Hof. Hunderte und Hunderte Menschen können nur mit Ekel und Entsetzen an diesem Keller vorbeigehen, denn was sie da drunten mitgemacht und ausgestanden haben, lässt sich schwer beschreiben. Oft waren es 60-80 Personen, die Tage und Nächte lang in dieser Schreckensgrube von etwa 10-12 m Länge, 5 m Breite und 3-4 m Tiefe schmachteten. – Zumeist waren es Frauen und Mütter, die das «Verbrehen» begangen haben, für ihre Kinder in die Umgebung betteln gegangen zu sein. – Dieser Keller könnte Schaudermärchen von Grausamkeiten, Schlägen, Unrat, Angst und Schrecken, sogar von Mord und Selbstmord misshandelter und verzweifelter Menschen erzählen. Aber er könnte auch von Stunden und Nächten erzählen, welche die Dulder in Ergebenheit und einmütigem Rosenkranzgebet verbrachten.

25. März.

Heute war unsere Schwester, die Res, hier und hat für uns an der Bahnstation Pakete abgeben. Ich ging auch hinaus, durfte ihr aber nichtmal die Hand reichen, viel weniger

mit ihr sprechen. Der Posten schloss das Gitter und drohte ihr und mir. Stumm wendete ich mich ab und ging, d.h. musste gehen, ohne nur einen Gruss für die Mutter mitgeschickt zu haben. Auf dem Heimweg war ich gekränkt und verstimmt, aber doch froh, dem Posten kein «molim» (bitte) gesagt zu haben. Nein, lieber verzichte ich auf alles, als diese Unmenschen um Menschlichkeit zu bitten. – Wie ich so heimwärts ging, hielt mich ein Strassenposten auf und wollte mich eigens legitimieren. Ich warf ihm nur einige Brocken hin, machte mir aus ihm nicht viel zu schaffen und ging meines Wegs weiter. Er wagte es doch nicht, mich ins Kommando zu geleiten. Ich muss ihm wohl als verdächtiges Element vorgekommen sein.

26. März.

Wieder ist eine Ärztekommision hier. Die Lagerkinder werden untersucht und die Lungenkranken und Unterernährten werden aufgeschrieben. Man verspricht ihnen bessere Verpflegung. Untersucht, aufnotiert und versprochen wurde schon oft, ob mal auch geholfen wird werden?

27. März.

Pfuhl und ich wurden am Vormittag hinüber in die Kirche gerufen. Dort war der Kommandant, der Komm.-Stellvertreter, der Intendant und ein Arbeiter, welcher eben damit beschäftigt war, sämtliche elektrische Birnen vom Altar abzumontieren. Wir wurden nach den Kelchen und anderen Goldsachen gefragt und konnten dann gleich auch wieder gehen.

Allen Anscheine nach wird man die Kirche zum Lagerarrest machen. Denn die bisher dazu dienenden Räume sind schon überfüllt. Kein Wunder: Gestern z.B. waren 114 Personen eingesperrt, und die Zahl der Häftlinge wächst, da der Hunger immer mehr die Menschen zwingt, hinaus betteln zu gehen oder sogar die Flucht nach Ungarn zu ergreifen. Von diesen aber werden jetzt viele gefangen und zurückgebracht.

April 1947

1. April.

Die Geistlichen Raible, Hutfluss und Wildinger sind aus dem Novi Sader Lager nach Gakovo geworfen worden; wir sind nun zu fünf beisammen. Bisher hat noch niemand von den «Herren» nach ihnen gefragt.

3. April.

An der Hoffnung, uns alle nach so langer Zeit mal wieder sehen zu können, kam heute die Mutter – die bisher noch lagerfrei im Pfarrhause in Filipovo ist – hergefahren. Leider durfte von uns wieder niemand in die Nähe der Bahnstation. Nur der kleinen 5-6-jährigen Resi ist es gelungen, durch alle Posten durch und bis zur Station zu kommen. Die Mutter habe unter vielen Tränen uns allen einen Gruss geschickt, sagte sie bei der Rückkehr.

6. April.

Ostern. Nachdem wir wegen Mangel an Messwein seit einigen Tagen nicht zelebrieren konnten, gelang es uns nun wieder, Messwein zu verschaffen, so dass wir wieder

tächlich zelebrieren können. Eine besondere Freude war dies für unsere Neuankömmlinge, die nun heute aufs Osterfest nach vielen Monaten mal wieder das Messopfer darbringen konnten.

11. April.

Die vergangene Nacht sind Kathi und Lentschi aus dem Lager durchgegangen, Da niemand von uns neulich mit der Mutter sprechen durfte, nahmen sie sich trotz aller Gefahren vor, die Mutter in Filipovo zu besuchen. Dazu ist viel Mut und Opferbereitschaft nötig; denn gelingt auch die Flucht aus dem Lager, so bestehen noch tausend andere Gefahren auf dem etwa 50 km weiten Weg.

12. April.

Heute nacht hat unsere Schwägerin Sali mit ihren drei kleinen Kindern, Eltern und Geschwistern die Flucht über die Grenze nach Ungarn gewagt. Da sie bis heute nachmittag noch nicht zurückgebracht wurden, darf man annehmen, dass die Flucht geglückt ist.

13. April.

Heute gab es nichts zu essen, weder Suppe noch Brot. Angeblich wieder Mangel an Brennmaterial.

14. April.

Bei vierhundert Personen sind heute im Arrest, alles Menschen, die auf der Flucht nach Ungarn gefangen und zurückgebracht wurden. Kaplan Hutfluss ist auch darunter.

16. April.

Gestern abend gegen acht Uhr kamen vier Miliz-Soldaten und interessierten sich sehr um uns fünf Priester. Sie hielten sich ungefähr eine Stunde bei uns auf, ohne anzudeuten, weshalb sie gekommen seien.

Kathi und Lentschi sind durch alle Gefahren hindurch glücklich zurückgekehrt. Es ist unheimlich, daran zu denken, dass sie diesmal die Heimat vielleicht das letzte Mal gesehen haben; denn wenn nicht bald eine Lösung kommt, werden auch wir die Flucht ergreifen müssen.

17. April.

Ein Miliz-Soldat hat mit seiner Frau neben unserem Zimmer Wohnung genommen. Dies ist für uns eine unerwünschte Belästigung, da wir und alle, die bei uns ein und aus gehen, hiermit sozusagen unter Kontrolle stehen.

Wieder gehen Flüchtlingstransporte mit Einvernehmen des Kommandos. Hunderte würden gerne sofort gehen, aber es bringen nicht alle das dazu nötige Geld auf.

20. April.

Dem H. Hutfluss ist die vergangene Nacht die Flucht nach vierfachem Versuch doch gelungen.

22. April.

Unser unerwünschter Einwohner, der Miliz-Soldat, ist wieder ausgezogen. Führwehr, es ging auch nicht auf die Dauer. Unser beharrliches Brevier- und Rosenkranzbe-

ten und sein gottloses Fluchen und Verwünschen passten nicht unter ein Dach; dies fühlte wohl auch er oder noch mehr seine katholische Frau: der Gescheitere gab nach (?), und wir haben ihn los!

26. April.

Die Nacht auf den Donnerstag ist Kaplan Wildinger geflohen, die darauffolgende Nacht Herr Raible. – Die «amtlichen» Transporte, d.h. jene, die mit Einvernehmen des Kommandos über die Grenze geführt wurden, sind wieder eingestellt; jetzt heisst es wieder «schwarz» fliehen. Zumeist schleichen sich die Leute in Gruppen von 15–20 Personen hinaus und gehen dann der Grenze entgegen. Es gehört schon zum regelmässigen Lagerbetrieb, dass jede Nacht soundso viel Gruppen fliehen und von diesen täglich soundso viel Personen zurückgebracht und eingesperrt werden. Doch auch dieses Einsperren wird auch schon nicht mehr ernst genommen; man kann aus dem ganzen Verfahren nicht recht klug werden, ob die Lagerbehörde die Flucht eigentlich verbieten oder fördern will.

Unser Bruder Joschi hat sich die vergangene Nacht auch so einer Gruppe angeschlossen. Er will vorläufig drüben Kleider in Geld umwerten und so der Schwägerin mit den Kindern unter die Arme greifen und auch uns anderen Geschwistern Reisegehl sichern, falls wir die Flucht durch Ungarn nach Österreich antreten.

28. April.

Einige Hunderte Personen aus den Lagern des südlichen Banats sind angekommen; man erwartet jedoch noch 300. Es ist dies anscheinend ein berechnetes Manöver. Aus dem Inneren des Landes wirft man die Menschen nach Gakovo nahe zur Grenze, und hier zwingt man sie durch Not und Hunger, eher oder später die Flucht ins Ausland zu ergreifen, wohl um im Ausland keinen Verdacht zu erwecken. Es sei dem wie immer, kurz: in den letzten Wochen hat unser Lager um 3'000 Personen weniger. Dieser hat sich der Staat entledigt ohne einen Heller Auslage; ja, von den meisten hat er noch ihr letztes Geld durch die dazu bestimmten «Transportführer» herausgepresst. – Wie man hört, fallen diese Flüchtlinge nun in Ungarn herum und sind somit aus einem Elend ins andere geraten.

Mai 1947

3. Mai

Unter Nr. 1195 bin nun auch ich – um in der Lagersprache zu reden – «Staatsbürger» geworden, denn gestern war auch ich eingesperrt. Nichtsahnend wollte ich am Vormittag zu meinen Geschwistern gehen. An einer Ecke hielt mich ein Posten an und gab unzweideutig seinem Zorn und Hass Ausdruck, weil ich «wie ein Herr umhergehe und bessere Kleider trage». Alles Klarlegen-wollen half nichts; ich wurde eingeführt und bis abends um 6 eingesperrt. Zu meiner Genugtuung stellte der Diensthabende bei meiner Entlassung fest, dass jener Posten wohl «ein verrückter Narr» gewesen sein müsse; doch was hat man davon, wenn man solchen in die Hände fällt. – Übrigens bin ich froh, mit so vielen unserer Leute auch dieses Elend geteilt zu haben.

7. Mai

Aus einer Zeitung, die uns zufällig in die Hände gelangte, vernehmen wir, dass unser Heimatdorf Filipovo auf Bački Gračac umgetauft wjirde. Will man auch die letzten Spuren unserer Heimat verwischen?

9. Mai

Bei tausend Personen aus den Lagern des Banats sind angekommen.

10. Mai.

Die vergangene Nacht ist unser Bruder Joschi aus Ungarn zurückgekehrt. Er hat verschiedene Vorbereitungen getroffen, und wir bereiten uns allmählich vor zur Flucht.

11. Mai.

Unsere Schwestern Mansch und Lentschi haben sich nachts hinausgestohlen, um die Mutter aus Filipovo (= B. Gračac) hierher zu bringen, damit wir sie bei uns haben, wenn wir in die Welt ziehen. Denn wo die Mutter sein wird, dort wird von nun an für uns elf Geschwister die Heimat sein.

16. Mai.

Mansch und Lentschi nachts mit der Mutter glücklich zurück- und hereingekommen.

Wieder hielt mich ein Soldat auf der Gasse an, ganz schadenfroh darüber, dass er so einen «Herrn» getroffen habe, und wollte mich, gerade mich, den «Herrn», zwingen, sein Gepäck, eine Ziehharmonika usw. bis ans Dorfende zu tragen. Da jedoch die umstehenden Lagermänner dagegen murrten, dass er gerade mich – ihren Geistlichen – dazu zwingen wolle, schämte er sich förmlich und liess mich gehen.

17. Mai.

Die erste Verbindung mit dem «Transportführer» aufgenommen; die Flucht ist für Mittwoch-Donnerstag nacht geplant.

22. Mai.

Von den Arbeitern wird trotz dieser miserablen Kost immer mehr gefordert. Um 5 Uhr morgens müssen sie zur Arbeit antreten und kommen abends oft recht spät nach Hause, so wie heute z.B. die Feldarbeiter um ½ 9. Fast die Hälfte hat nicht mehr die Abendsuppe abgeholt, sondern sich, matt und müde, hungrig aufs Strohlager geworfen. So müssen die Menschen zusammenbrechen.

24. Mai

Die vergangene Nacht sind Joschi, Kathi, Sophie und die kleine Evi «schwarz», d.h. ohne Abmachung mit der Grenzwaiche, nach Ungarn geflohen. Wir werden es vielleicht schon morgen «weiss» versuchen.

25. Mai. Pfingstfest.

Am Nachmittag muss das ganze Lager antreten; eine Neueinteilung der Arbeiter soll durchgeführt werden, auch soll eine gewisse Zahl hinaus in andere Arbeitslager geschickt werden. Dazu jedoch will sich niemand mehr hergeben, da sich alles mit Fluchtplänen beschäftigt.

Unsere Flucht ist für die kommende Nacht bestimmt. Ob es gelingt – und noch mehr, ob es alle aushalten werden?

26. Mai.

Nach aussergewöhnlichen Anstrengungen haben wir gegen Morgen den ungarischen Boden erreicht. Im Grenzdorf Csátalja sind wir bei einem ungarischen Kolonisten gut untergebracht.

Die Flucht war ein grosses Wagnis. Am Sammelplatz waren etwa 150-200 Personen, die bis zur Grenze in zwei «Transporten» geführt werden sollten. Alles tieferrnst und mit Rucksäcken schwer beladen. Der Weg ist etwa 15-20 km und führt über Stock und Stein. Zu aller Sicherheit habe ich für unsere Familie zwei kräftige Burschen gedungen, einen Gepäckträger und einen Wegkundigen auf ungarischem Boden. Schon war alles marschbereit, und diese zwei fehlten noch immer. Der Kommandant hielt nämlich, wie wir hernach erfuhren, sämtliche jüngere Arbeiter strafweise bis spät in die Nacht «angetreten»! Im letzten Augenblick kamen sie angerannt, und der Zug setzte sich in Bewegung, still und feierlich wie eine Prozession; wohl hat jeder dabei ans Leid- und Kreuztragen gedacht. In die Nähe der Grenze kamen wir gegen ein Uhr nach Mitternacht. Die Erschöpfung und Aufregung war derart gross, dass zwei alte Frauen etwa 100 m vor der Grenze zusammenbrachen, liegenblieben und erbärmlich jammerten. Da musste rasch gehandelt werden, sonst könnte alles verraten sein. Mit meinem Wegführer sprang ich zurück, raffte sie auf, zerrte sie nach und reihte sie wieder in den Transport ein. Bei der Grenze musste sich der ganze Transport auf lauter kleine Gruppen auflösen, und jede Gruppe ging nun ihren eigenen Weg, damit wenigstens die anderen durchkommen, sollte eine gefangen werden. Zu welcher Gruppe jene zwei gebrechlichen Frauen gelangten, weiss ich nicht, nur als wir kaum die Grenze überschritten hatten – also eben in der ärgsten Gefahrzone – hörten wir etwa 50 m von uns rechts klägliche Hilferufe. Wahrscheinlich war wieder jemand zusammengebrochen und hilflos liegengeblieben. Hier war nichts zu raten noch zu helfen, nur Gott zu empfehlen; es hiess: nur vorwärts, nur weiter aus der Gefahrenzone heraus!

27. Mai.

Joschi hat in Gara schon die Verständigung bekommen, dass die Mutter und wir alle glücklich angelangt sind, und ist nun herübergekommen mit dem Vorhaben, auch uns nordwärts nach Vaskút zu schaffen, wo Kathi und Sophie schon sind, da die Lage in diesen Grenzgebieten für uns Flüchtlinge unsicher ist. Zudem bekommt man hier im Orte nur zu schwer Brot. Nach Mittag gingen wir Vaskút zu, wo wir bei Familie Egi (Nr. 148) sehr gut untergebracht wurden.

28. Mai.

In Gara bei meinen Priesterfreunden H. und Legler mit Kaplan Fernach bei einem Fischessen zum frohen Wiedersehen. – Eine ganz andere Welt tut sich auf. Alles Bisherige schien ein böser Traum gewesen zu sein.

29. Mai.

Morgens zeitlich zurück nach Vaskút. Hier war, wie besprochen, schon alles gepackt und reisefertig für Budapest. Alle, ausser Lentschi und mir, gehen vorläufig hinauf. Mit

Wagen wurde das Gepäck nach Baja zur Schiffsstation gebracht; Mutter und die Kinder mit Wagen, die anderen zu Fuss. Ich kam mit Fahrrad nach, nachdem ich in Vaskut und Baja stundenlang in Bäckereien und Privathäusern Brot gesucht hatte. Erst im letzten Augenblick gelang es mir, einige Kilo Brot zu bekommen. Ich sah meine Mühe belohnt, da die Mutter und Geschwister wenigstens nicht ohne ein Stücklein Brot in die Welt fahren mussten. Aber morgen, woher werden sie morgen Brot bekommen? Ernste Sorgen. Und wer kümmert sich darum? Etwa Menschen wie die reiche deutsche Bäuerin, die heute morgen, eben wie ich eintrat, einen mächtiggrossen Laib schneeweisses Brot mit Schinken und Wein auftischte und auf meine Frage nach Brot nur das eine zu sagen wusste: «Heutzutage sind solche Zeiten, dass man niemandem aushelfen kann.» Nein, solche Menschen nicht. Nur Menschen, erfüllt vom Geiste des Evangeliums.

Von Baja aus bin ich nach Abfahrt des Schiffes per Rad sofort nach Bácsbokod gefahren, um dort im Kloster für Lentschi, die vorläufig in Vaskut zurückgeblieben ist, für Aufnahme auf kurze Zeit zu sorgen.

30. Mai.

Am Morgen bin ich über Baja nach Vaskut zurückgekehrt und nachmittags mit Lentschi wieder Bácsbokod zu. Hier ist sie untergebracht und wird im Kindergarten beihilflich sein.

31. Mai.

Von Bácsbokod per Rad nach Gara. Hier werde ich über den Sonntag H. stellvertreten, der an der Jugendtagung in Baja teilnimmt.

Juni 1947

1. Juni.

In Gara. Seit Monaten wieder öffentlich das Evangelium verkündet und Hochamt gefeiert. Wahrlich, die Freiheit der Kirche sollte uns stets ein grosses Anliegen sein, dessen man in keinem Momente vergessen sollte.

2. Juni.

Vormittag per Rad nach Vaskut. Vergebens um Arbeit oder Unterkunft für Flüchtlinge gesucht. Diese Menschen hier – besonders die noch wohlhabenden hiesigen Deutschen – scheinen für uns Flüchtlinge nicht das geringste Verständnis noch Mitgefühl aufzubringen. Sie kennen nur sich (Ehre den Ausnahmen, wie Nr. 148).

Am Nachmittag wieder in Gara bei einem geselligen Priestertreffen. Gäste aus der Stadt waren angekommen. Nun, die ungarischen Herren zeigten sich wirklich höflich und vornehm, auch ein gewisses Bedauern uns «armen Teufeln» gegenüber brachten sie zu Tage, aber ans Helfen und Notlindern dachte keiner. Und doch meine ich, dass sie mir ausgeholfen hätten, würde ich sie darum gebeten haben. Aber von selbst kamen sie einfach nicht drauf. – Auch in diesem kleinen Priesterkreise hat sich meine bisherige Erfahrung bestätigt, nämlich, dass wir Priester zu viel Jus und Moral, aber zu wenig den

Geist des Evangeliums studiert haben. – Ganz was anderes sind die hier oben stationierten Priester von unten. Die machen nicht nur schöne Worte, sondern helfen, wo und wie es möglich ist.

3. Juni.

Gegen Abend zu Fuss nach Csátalja. Hier hoffte ich, Post aus Budapest anzutreffen. Leider noch keine Nachricht. Über die Schwägerin Sali mit den Kindern höre ich die beunruhigende Kunde, dass sie in Siklős gefangen worden wäre und in Gefahr schwebte, nach Jugoslawien zurückgeworfen zu werden. Durch Vermittlung der Schw. Gonzaga seien sie jedoch Österreich zugeführt worden.

4. Juni.

In Csátalja. Gegen Abend Nachricht, dass Mutter und Geschwister in Budapest glücklich angekommen. Am Abend im Nachbarsdorf Baracksa in einem Donauarm gebadet und Piller Jozsi besucht.

5. Juni.

Frönleichnam. Am Umgang haben viele Flüchtlinge teilgenommen. Gleich nachher ging die Trommel, dass sämtliche Flüchtlinge binnen drei Tagen den Ort verlassen müssen. Wohin ohne Geld und ohne Lebensmittel? Einige Gruppen sind aus den Nachbartschaften nach Jugoslawien zurückgeworfen worden. – Mittlerweile stellte es sich heraus, dass in Siklős nicht Sali, sondern ihre Schwester Lisi und Familie gefangen und ausgewiesen wurde. Doch wo mal einige vertrieben sind, schweben die anderen auch schon in grosser Gefahr. – Es ist herzerreissend: wie Wild und Diebe werden wir gezettelt und verfolgt.

6. Juni.

Früh morgens per Bahn nach Baja und von dort aus per Schiff nach Kalocsa, um mit dem hochw. Herrn Erzbischof unsere Lage zu besprechen und mir die nötigen Schriften zu verschaffen. An der Bahnstation in Csátalja warteten schon etwa 100-120 Flüchtlinge mit Bündeln und Rucksäcken auf den Zug, sie nehmen die Richtung Österreich zu. Unterwegs sind sie in Gefahr, von der ungarischen Polizei aufgehalten und nach Jugoslawien zurückgeworfen zu werden; die ungarisch-österreichische Grenze müssen sie illegal überschreiten; und drüben sind sie wieder nur Fremdlinge und Flüchtlinge. Und doch geht man, weil man der Überzeugung ist, dass es nimmer schlimmer kommen kann, als es schon gewesen ist. – In Kalocsa bin ich bei Domherr Dr. Egerth abgestiegen, der zu mir noch immer gut, diesmal aber geradezu väterlich war. Er fühlt mit unserem Volke und bedauert unser Schicksal.

7. Juni.

In Audienz bei Sr. Exzellenz Erzbischof Grösz. Der Oberhirt gab unzweideutig zu verstehen, dass wir jüngeren deutschen Priester unseren Gläubigen nachgehen sollen, was ja immer mein Wunsch auch war. Somit ist die Entscheidung gefallen: ich gehe nach Österreich. – Übrigens hat unser Oberhirt für so verlorene Schäflein, wie wir Flüchtlinge es nun mal sind, ein offenes Herz und eine offene Hand.

8. Juni.

In Bácsbokod. Lentschi wartete schon auf meine Rückkehr, zumal sie wusste, dass ich in Kalocsa auch bezüglich ihrer Zukunft bei ihren gewesenen Ordensoberen vorgesprochen habe. Obwohl diese sich bereit erklärten, Lentschi sofort wieder aufzunehmen und weiter studieren zu lassen, war sie selbst anscheinend von meinem Entschluss, nach Österreich zu gehen, angenehm überrascht, denn in diesem Falle darf sie mit, das weiss sie. Und Österreich, zumal Wien, die Stadt ihrer ersten Studienjahre, ist noch immer ihre grosse Sehnsucht. – Der Herr gebe zu diesen Zukunftsplänen auch das Gelingen!

10. Juni.

Über Gara mit Fahrrad nach Csátalja. In Gara habe ich erfahren, dass die 600-800 Flüchtlinge, mit denen ich auf meiner Rückreise von Kalocsa am Bahnhof von Baja die Nacht verbrachte, nun tatsächlich von der ungarischen Polizei gefangen und nach Jugoslawien zurückgeworfen wurden. Um ein Haar wäre ich auch darunter gewesen, hätte ich nicht den ersten Zug nach Bácsbokod benützt. An der Grenze haben die ungarischen und jugoslawischen Grenzposten auf einander das Feuer eröffnet, weil diese die Flüchtlinge hinübertreiben, jene sie aber nicht hinüberlassen wollten.

In Csátalja den Landsmann Adm. Thiel getroffen. Er ist auch diese Tage über die Grenze gekommen und will auch Österreich zu gehen. – Am Morgen trafen schon wieder im Dorfe manche von den zurückgeworfenen Flüchtlingen ein; teils sind sie von den Jugoslawen zurückgetrieben worden, teils haben sie sich auch wieder von allein auf den Weg über die Grenze gemacht.

Erschütternde Bilder bieten sich in diesen Grenzdörfern und dieser Landstrassen entlang: heimatlos, obdachlos und brotlos irren unsere Leute umher. Alles fragt sich: wie soll das noch enden?

10. Juni.

In Vaskut will ich einiges von unseren noch zurückgebliebenen Bündeln verkaufen. Bettzeug und etwas Kleidersachen würde ich schon noch entbehren können, aber die Dorfbewohner wissen, dass wir Flüchtlinge gezwungen sind, unsere Habseligkeiten zu verkaufen, darum bieten sie nur einen Spottpreis dafür. Was soll man aber tun? Brot und Reisegeld muss man haben, sonst geht man zugrunde. Man verkauft und vertauscht ein Stück nach dem anderen, man entledigt sich nicht nur der wertvollsten und liebsten, sondern auch der notwendigsten Dinge, um am Ende bettelarm zu sein. – Ist dies der Weg, den uns die Vorsehung führt, damit unser Volk wieder die ewigen Schätze und Werte suchen und finden lerne, um dann arm an Erdengut, aber reich an Gnade zu werden?

13. Juni.

Über Gara wieder zurück nach Bácsbokod. Hier werde ich über Sonntag den Kaplan stellvertreten.

17. Juni.

In Budapest. Von Bácsbokod aus sind wir, Lentschi und ich, über Baja mit Schiff in Budapest angelangt. Hier wollen wir mit Mutter und den anderen Geschwistern das Weitere besprechen.

18. Juni.

Nach Szentföld war ich hinausgefahren, um von gewisser Seite Auskunft über eine etwaige «Weiterreise» einzuholen, konnte aber nur die beunruhigende Nachricht heimbringen, dass auch hier oben in Budapest diese Tage Flüchtlinge zusammengefangen wurden und jetzt noch interniert sind. In der Stadt gehen Gerüchte um, dass die ungarischen politischen Internierten und wir ausländische Flüchtlinge nach Russland deportiert sollen werden. In der gegenwärtigen politischen Lage ist dies nicht ganz unglücklich.

19. Juni.

In Märiaremete. Mit Mutter und Lentschi war ich heute draussen in Märiaremete, dem ungarischen «Maria-Einsiedeln», wo vor einigen Tagen Mansch, Kathi und Sophie Dienstplätze gefunden haben. Auch für die Mutter wollten wir hier draussen eine Wohnung suchen, vor allem weil es hier ausserhalb der Grossstadt billiger und leichter zu leben ist, dann aber auch deshalb, damit wir alle anderen wenigstens für eine kleine Weile zusammenkommen können; denn es ist und bleibt für uns wohl so: Wo die Mutter ist, dort haben wir noch ein Stückchen Heimat! Zu meinem grossen Leid konnten wir gerade für die Mutter nichts Besseres finden als einen alten Ziegenstall, obwohl ringsumher lauter reiche Sommerwohnungen und Villen liegen. Aber was kümmert sich der Reichtum um die Armut! Auch besuchte ich den Pfarrer der Nachbargemeinde. Geradezu auffallend war es mir, wie dieser Herr erst dann gesprächig und unterhaltlich geworden ist, als er herausbekam, dass ich von ihm keine Unterstützung, noch sonstwelche Hilfe erwarte, sondern bloss einen Höflichkeitsbesuch abstatte. – Am Abend wieder in Budapest, wo ich bei den P. P. Jesuiten freundliche Aufnahme für mehrere Tage fand.

20. Juni.

Budapest. Für Lentschi habe ich bei den Notre-Dame-Schwestern vorgespochen. Bereitwillig wurde sie für eine Zeitlang aufgenommen.

21. Juni.

Budapest. Mit Joschi war ich draussen in Csepel, wohin ich von Vaskut aus meine Koffer geschickt hatte, damit es hier in Budapest (in der Wohnung der Frau Dr. Bleyer) nicht auffallend sei. So muss man wie ein Dieb sich selbst und die eigenen Habseligkeiten durch die Welt schwindeln.

22. Juni.

Budapest. Den ganzen Tag in Märiaremete und Umgebung nach einem wohnlichen Zimmer für Mutter gesucht, doch vergebens. Luxuswohnungen für Sommerfrischler gibt es, aber ein Zimmer für arme Leute ist nicht zu haben.

23. Juni.

Wie vor einigen Tagen für Mutter und Lorenz, so ist heute für Mansch, Kathi und Sophie polizeilich die Verweisung aus dem Lande zugestellt worden. Wir hofften, wenigstens eine Zeitlang uns hier aufhalten zu können, um uns was zu verdienen und uns etwas zu erholen. Doch es scheint für uns keine Rast zu geben: wir werden weitergehetzt und -getrieben.

24. Juni.

Mariaremete. Mit Mutter und den Kindern sind wir heute nach Mariaremete herausgesiedelt. Leider musste die Mutter wirklich in jene unwohnliche «Wohnung» ziehen.

25. Juni.

Solymar. Zu Fuss in dieses Nachbarsdorf gekommen, um etwa hier im Pfarrhause für einige Tage Unterkunft zu bekommen. Leider ist der hiesige Dechant-Pfarrer voll ängstlicher befürchtungen, so dass ich nur für diese Nacht bei ihm Obdach finde. Lebensmittel für Mutter und Kinder konnte ich hier auch keine verschaffen, da mich der erwähnte Herr davor warnte (weil wir halt Flüchtlinge sind und man doch nicht wissen kann – usw.).

26. Juni.

Budapest. Jozsi war für heute Vormittag vorgeladen bei der Untersuchungsabteilung des Innenministeriums. Seine Angelegenheit wurde durchgeprüft, und man gab ihm Hoffnung, dass er in 10-14 Tagen die Aufenthaltsbewilligung bekommen wird. Jetzt heisst es noch, Schritte zu unternehmen für Mutter und die Mädels.

27. Juni.

Mariaremete. Gegen Abend bin ich herausgekommen. Alle waren sehr erfreut über die guten Aussichten für ihr künftiges Bleiben, umso mehr, da sich jetzt keine Möglichkeiten für eine Reise nach Österreich zeigen.

28. Juni.

Mariaremete. Vormittags war ich in Szentföld. Hier konnte ich erfahren, dass so manche von unseren Landsleuten-Flüchtlingsen noch im Internierungslager in Budapest seien. Es geht ihnen übel.

29. Juni.

Mariaremete. Fest Peter und Paul 1947: der zehnte Jahrestag meiner Priesterweihe. Leider konnte ich heute nichtmal zelebrieren, da ich wohl durch die Anstrengungen der letzten Wochen derart erschöpft bin, dass ich förmlich zusammengebrochen bin und nicht zur Kirche gehen konnte. Da ich das Glück habe, diesen Tag am Gnadenort Mariaremete zu verbringen, bin ich der Überzeugung, dass auch dieser Verzicht eine Gnade sein wird, denn im Gottesreich wird ja Grosses geschaffen nicht nur durch Taten und Leistungen, sondern auch durch Verzicht und Opfer.

30. Juni.

Pesthidegkút. Im Pfarrhause habe ich ein Zimmer gesucht; hier möchte ich gerne einige Tage ausruhen, um wieder zu Kräften zu kommen. Das Dorf ist ruhig und liegt ganz nahe an Mariaremete.

Juli 1947

2. Juli.

Budapest. Bin herinnen in der Stadt in Sache der Aufenthaltsbewilligung für unsere Familie.

4. Juli.

Pesthidegkút. Vor zehn Jahren war meine Primiz. Zur Zeit gleiche ich mehr einem verlorenen Schäflein als einem Hirten, denn meine Herde ist zerschlagen und zerstreut, ich aber selbst irre in der weiten Welt herum, heimatlos, obdachlos, brotlos. Lentschi beglückwünschte mich zu diesem Gnadentag im Namen der anderen Geschwister. Inmitten unserer Armut gelang es ihr, eine sinnreiche Kunstkarte herzuzaubern, die in moderner Ausführung Christus den Herrn darstellt, der schützend die Hand über einen Priester breitet. Die Rückseite trägt die Worte: «Gehst Du mit mir, dann darf ich's wagen frisch. Auf Dich gelehnt, geh ich ins Weltgebraus. Auch dort bereitest Du mir einen Tisch. Da, wo Du bist, da bin auch ich zu Haus.»

7. Juli.

Budapest. Mutter hat für zwei Tage als Wäscherin Arbeit bekommen. Ich musste sie an Ort und Stelle bringen; wahrlich eine herzerreissende Dienstleistung. Unsere Mutter hat bessere Tage verdient, und ich muss sie nun als Wäscherin aufführen.

8. Juli.

Pesthidegkút. Eigenartig! Diese Tage brachten die ungarischen Blätter die Nachricht, wie heimgekehrte Kriegsgefangene bei ihrem ersten Kirchenbesuch eine hl. Messe stifteten für ihre gewesenen anglo-amerikanischen Lagerposten, da dieselben mit ihnen äusserst milde und kameradschaftlich umgingen. Und wir wehrlose Zivilbevölkerung werden in Lagern zu Tode gequält. In Österreich werden, laut ungarischer Blätter, auch solche Lager geöffnet, in denen sich ausgesprochene Kriegsverbrecher befanden. Und wir friedliche Zivilisten, Mütter und Kinder werden noch immer wie Wild gehetzt und eingefangen. Gerade heute hörte ich von neuen Flüchtlingsfamilien aus unserem Heimatdorfe, die in Budapest bei schlechter Kost und Behandlung interniert sind. Übrigens bringen die ungarischen Blätter immer mehr Hetzartikel gegen uns Schwaben. Soll dies der Anfang einer neuen «Aktion» sein? So lebt man täglich und stündlich in Ungewissheit.

16. Juli.

Budapest. Beim Schweizer Roten Kreuz. Vergebens. Die in Blättern bekanntgegebene «Hilfsaktion» ist schon in Liquidierung. – Andererseits hörte ich, dass die jugoslawischen Flüchtlinge in Kalocsa und Umgebung zusammengefangen und deportiert seien.

18. Juli.

Nachts wurde Lentschi verständigt, dass ihr von Seite gewisser Spione Gefahr droht, und früh morgens musste sie fluchtartig das Kloster verlassen. Joschi wurde in Sache seiner Aufenthaltsbewilligung vorgeladen; allem Anscheine nach wird sie ihm erteilt werden. – So wechseln sich aussichtslose und hoffnungsvolle Momente ab.

20. Juli.

Joschi hat die von ihm und den anderen so sehr ersehnte Aufenthaltsbewilligung nicht bekommen. Somit scheinen für unsere Familie augenblicklich nur zwei Möglich-

keiten zu bestehen: entweder die Flucht nach Österreich zu wagen oder hier in Ungarn eher oder später interniert zu werden.

22. Juli.

Einige uns wohlgesinnte Herren versuchen von Neuem, für unsere ganze Familie die Aufenthaltsbewilligung zu erlangen. Würde dies gelingen, so könnte ich mit Lentschi leichter Österreich zu ziehen.

24. Juli.

Allmählich werden die hier in Budapest internierten Flüchtlinge entlassen. Es waren ihrer einige Hunderte. Sie bekommen einen Ausweis, mit dem sie gegen die österreichische Grenze ziehen dürfen, doch müssen sie binnen 30 Tagen das Land verlassen.

26. Juli.

Budapest. Fränz-Bäsl hat eine Vorladung zur Abteilung für Ausländer bekommen. Dort angekommen, wurde sie ums Handumdrehen für das berüchtigte Schubhaus verurteilt. Schon sollte sie eingesperrt werden, da erbarmte sich ihrer ganz unerwartet jemand und entliess sie mit der Bemerkung, sie müsse durch ein Gesuch ihre Aufenthaltsbewilligung von Neuem sichern. Nun gilt es wieder, alle Hebel in Bewegung setzen, damit nicht auch die anderen ins Schubhaus gesperrt werden.

29. Juli.

Pesthidegkút. Noch spät am Abend kam Joschi heraus, um noch einige Schriften zu holen, die er morgen im Innenministerium übergeben soll. – Der eine Beamte verlangt dies, der andere jenes. Keinen Tag und keine Stunde ist man sicher.

August 1947

4. August.

In Szentföld fand heute eine Festlichkeit statt zu Ehren des Leiters der amerikanischen kath. Hilfsaktion, Msgr. Fox. Auch Kardinal Fürstprimas Mindszenty war zugegen. Tausende armer Kinder hierzulande werden durch diese Hilfsaktion unterstützt. – Unsere armen Lager- und Flüchtlingskinder sind leider noch in aller Windrichtung zu zerrissen und zerstreut, als dass man sie durch ähnliche Aktionen erfassen und unterstützen könnte. Freilich entbehren somit gerade jene der Hilfe, die sie am nötigsten hätten.

6. August.

Wohl schon zum zehnten Male war ich in Budapest wegen der Aufenthaltsbewilligung für unsere Familie. Endlich wurde sie für drei Monate zugesagt. – Mutter und die anderen Geschwister wollen also vorläufig in Ungarn bleiben, Lentschi und ich aber wollen anfangs nächster Woche Österreich zu gehen.

7. August.

In kürzester Zeit soll laut Zeitungsmeldungen die gewaltsame Umsiedlung der ungarländischen Deutschen fortgesetzt werden. Die Betroffenen sind umso mehr bestürzt,

da sie laut amtlicher Verlautbarung in die russische Zone Deutschlands (oder Österreichs?) geschmissen werden¹⁵.

8. August.

Allmählich bereiten wir uns, Lentschi und ich, vor zur Flucht nach Österreich. Am Montag Abend (II. VIII.) wollen wir nach Süd-Westungarn fahren und bei Szentgotthárd die Grenze überschreiten.

11. August.

Ganz unerwartet bot sich uns gestern in Mariaremete (Budapest) ein Mann als Führer bis zur Grenze an. Wir sagten zu und sind statt heute schon gestern abends in Budapest weggefahren. Heute morgen in Szombathely angekommen. Ein Bekannter unsers Führers willigte ein und brachte uns noch am Vormittag mit Auto in das Grenzdorf Horvatlövo (?). Bald fanden wir jemanden, der in etwa um unsere Weiterbeförderung sorgte, obwohl der Hausherr, in dessen Hof wir abgeladen wurden und der die Grenzüberschreitung organisieren sollte, nicht daheim war. – Es neigt sich schon der Tag, und der Hausherr ist noch nicht zurückgekehrt. Wir warten in gespannter Aufregung.

Was wir bangend vermuteten, traf ein: Der Hausherr kehrte heim, wollte sich unser aber um keinen Preis annehmen. Dazu kam noch der inzwischen gedungene Kundschafter mit der Botschaft zurück, es sei unmöglich, über die Grenze zu kommen, da eben heute die Grenzposten ausgetauscht und die Wache wegen entdecktem Grenzschmuggel verstärkt wurde. Niemand im Dorfe wagte es, die Führung über die Grenze zu übernehmen. So standen wir nun wohl eine Stunde ziemlich spät abends ratlos. Was nun? Mit unserem Gepäck können wir nicht aus dem Dorfe, und hier hält uns niemand über Nacht auf. Da hilft nur eines: beten.

Auf einmal sauste wieder ein Auto daher und blieb vor unserem Hause stehen. Überrascht fragte ich den Chauffeur, woher er denn komme, denn es war derselbe, der uns am Vormittag hieher gebracht hat. Ganz ruhig und trocken erwiderte er mir, er wisse schon alles. Und nach kurzem Hin und Her lud er uns samt Gepäck auf und sauste in ein anderes Grenzdorf, nach Alsócsata. Als er uns dort abgeladen und wir eintraten, fanden wir dort im Hause eine Familie, die schon einige Tage hier weilte mit der Absicht, über die Grenze zu fliehen, doch es wollte bis jetzt nicht gelingen. Für heute Abend haben sie einen Führer (eigentlich eine Führerin) gedungen, und wir beide, Lentschi und ich, dürfen uns anschließen. – So warten wir nun hier, aufs Äusserste gespannt. Es ist schon zehn Uhr abends, und die gedungene Person kommt nicht.

¹⁵ Nachdem die von den Grossmächten in ihrer Potsdamer Erklärung vom 2. August 1945 sanktionierte und im Januar 1946 begonnene Ausweisung der Volksdeutschen aus Ungarn durch die endgültige Weigerung der amerikanischen Besatzungsbehörden in Deutschland, weitere Transporte von vertriebenen Ungarn-Deutschen in ihre Zone aufzunehmen, im Herbst 1946 vorläufig gestoppt werden musste, begann eine erneute Ausweisungsaktion im August 1947 mit dem Abtransport von ca. 50'000 Ungarn-Deutschen in die sowjetische Besatzungszone Deutschlands; s. hierüber Dokumentation der Vertreibung, Bd. II, S. 59Eff. und die dort abgedruckten Erlebnisberichte Nr. 27, S. 73; Nr. 50, S. 134 und Nr. 52, S. 195 ff.

12. August.

Nein, die kam auch nicht. Aber statt ihrer traten auf einmal drei Mann in Uniform ein. Wir alle in der Stube waren wie versteinert einen Augenblick. Doch nach einem freundlichen «Guten Abend» in deutscher Sprache wusste ich schon, dass dies nicht die ungarischen, sondern österreichischen Grenzposten seien. Nach kurzer Begrüssung wär die erste Starre gelöst, und nach einem guten Tropfen und geselligem Beisammensein war es so weit, dass wir in ihrer Begleitung mit hinüber durften. – Sie waren gestern Abend zufällig herübergekommen, um sich bei dem mit ihnen gut bekannten Hausherrn durch einen guten Tropfen zu stärken. «Zufällig», sage ich; ob mit Recht? Denn dies alles ist mehr als Zufall.

Um Mitternacht haben wir die ungarisch-österreichische Grenze überschritten und sind gegen zwei Uhr nachts auf österreichischem Boden in Burg-Eisenberg angekommen. Von dort aus sind wir früh morgens per Bahn bis in den Bezirksort Oberwart gefahren. Dort meldeten wir uns auf Weisung der Grenzwache bei der Gendarmerie. Diese wusste jedoch mit uns nichts anzufangen und schickte uns zur Bezirkshauptmannschaft. Uns wurde jedoch das Hin und Her zu dumm, und ohne uns wo zu melden, bestiegen wir einen Autobus und fuhren Wien zu.

Um acht Uhr abends sind wir in Wien angekommen, und nachdem wir im Kloster (III., Apostelgasse 7) nicht aufgenommen wurden, übernachteten wir nun im unterirdischen «Bunker-Hotel» am Westbahnhof.

13. August.

Im Laufe des Vormittags habe ich mich beim Ordinariat gemeldet. Ich bleibe in der Flüchtlingsseelsorge. Vorläufig wohne ich im ungarischen Priesterinstitut «Pazmanium». Lentschi ist untergebracht in der «Caritas socialis» (IX., Pramergasse 9). – Am Nachmittag verabschiedeten wir uns von den anderen Flüchtlingen am Westbahnhof und zogen in unser vorläufiges Quartier.

14. August.

Das Flüchtlingslager «Auhof» besucht. Kaplan Buschbacher ist hier seit etwa 10-14 Tagen als Seelsorger eingesetzt. «Auhof» mit etwa 1'500 Personen ist wohl das grösste der sehr vielen Lager in und um Wien. – Selbst in unserer Seelsorgerzentrale weiss man noch nicht die genaue Zahl der Lager, da viele Unternehmungen sog. «Firmen-Lager» mit einigen hundert Personen aufrechterhalten, die von den wenigen Seelsorgern bisher noch nicht erfasst werden konnten. Es wird dies die Aufgabe der nächsten Zukunft sein. – Die vielen Baracken des Lagers sind geräumig und rein. Auch steht ein grosser und geschmückter Barackenraum für den Gottesdienst zur Verfügung. Der erste Eindruck ist sehr günstig. Die Verpflegung ist hinreichend und die Behandlung korrekt. – Das Lager Gakovo kann mit diesem nur insofern verglichen werden, als Unmenschlichkeit mit Menschlichkeit verglichen werden kann.

Erlebnisbericht der Maria Wehner aus Heufeld (Hajfeld), Bezirk Modosch (Jaša Tomić) im Banat.

Original, Juli 1957, 11 Seiten, mschr.

**Erlebnisse der Vfn. bei der Vorbereitung und Ausführung der Flucht
aus dem Lager Gakovo mit fünf Kindern und zwei
Grossmüttern Anfang Juli 1947.**

Es war am 6. Juli 1947, nachmittags im Gakovoer Lager (Batschka). Wir, meine Mutter, die Schwiegermutter meines Bruders, Horvath Oma genannt, ich und die fünf Kinder – zwei meine eigenen und drei die meines Bruders¹ – lagen wie gewöhnlich in unserem Raum, einem leeren Geschäftslokal, in das wir eingeteilt wurden vor 5 Wochen mit noch 4 Familien aus Heufeld und Mastort. Stroh war keines mehr, so lagen wir anfangs auf den schlechten Brettern, bis Mama es nicht mehr aushielt – da wir doch kein Fleisch mehr auf den Knochen hatten –, bei den Pferdeställen etwas Mist stahl, taschenweise heimbrachte und wir nun froh waren, auf dem dünnen Mist liegen zu können.

Es war eine schrecklich heisse Zeit, darum kaufte ich mich an diesem Tage los, mit einer alten Schürze, so dass ich nicht auf Arbeit – in den Schnitt – gehen muss, damit ich meine Kräfte sparen kann für die Flucht. Hat man mir doch erst gestern versichert, dass es mit mir auch nur mehr 14 Tage dauern kann, dann bin ich tot. Ich dachte bei mir: Nein! Wir wollen und müssen flüchten, noch in diesen letzten 14 Tagen.

Eine alte Frau ging also an meiner Stelle in den Schnitt; die Hauptsache, die Zahl war voll.

Um 15 Uhr wurde das Brot – es war reines Maisschrot, ein Kinderkopf gross, hart und schwer wie Stein – ausgeteilt. Wir waren 8 Personen, so bekamen wir einen ganzen Laib auf den Tag, ein jeder zwei Schnitten. Wie haben wir gezittert auf dieses Schrot! Gott sei Dank, heute war es nicht sauer oder ölig wie so oft, und wir konnten es geniessen. Mama hatte das schwere Amt, zu teilen. Wehe, wenn ein Stück grösser geraten war als das andere.

Die Kinder umdrängten sie und schauten mit grossen brennenden Augen auf jedes Stück. Jedesmal gab es Zank und Streit und fast jedesmal Schläge, denn jeder glaubte das kleinste Stück zu haben. Wenn wir dann unser heissersehntes Stückchen in der Hand hielten und wieder auf unseren Plätzen auf dem Boden sassen, kam pünktlich mein kleiner Wolfgang, der seinen Platz neben mir hatte; und sagte mir ins Ohr ganz leise: «Mutti, gibst mir?» Ich nickte nur, und er lächelte zufrieden. Ingelein aber schimpfte gewöhnlich auf Wolfi, weil er immer mehr wolle. Wie weh tat es mir, dass ich ihr nicht auch etwas abgeben konnte; sie hatte ständig leises Fieber. Aber Wolfi war auch krank, er schwitzte

¹ Die Schwägerin und deren jüngstes Kind waren im Lager Molidorf (Molin), wo von November 1945 bis Frühjahr 1947 auch die Grossmütter und die anderen fünf Kinder interniert waren, gestorben. (Darüber berichtet die Mutter der Vfn.)

ungeheuer viel, hatte einen dicken Kopf, ganz dünne Glieder und einen riesigen Bauch. Nackt konnte ich ihn kaum ansehen, so abschreckend hässlich war er. Auch konnte er schlecht auf die Füße treten; er war hochgradig rachitisch.

Ach, es war herzerreissend, und ich dachte an unseren Herrgott, der diesen Jammer zulässt, und betete unablässig: Herr, erbarme Dich, erbarme Dich, erbarme Dich! Weiter nichts – Tag und Nacht.

Da kam eine Frau ans Fenster, das wir als Türe benutzten, und rief mich. Der Führer (ein junger Bursche) sei jetzt wieder aus dem Bunker entlassen, heute Abend will er wieder über die Grenze gehen. Ach, ich konnte mich kaum darüber freuen; denn wir versuchten es schon siebenmal, und jedesmal wurden wir gefangen oder verraten. Es waren ungeheuer Strapazen für unsere schwachen Kräfte, wir lagen nachher immer wie tot da. Unsere Zimmerleute machten uns Mut und sagten, es waren schon Leute, die erst beim sechzehntenmal Glück hatten.

Während ich mit der Frau verhandelte, wurde draussen im Hof von unserer Wäsche das Beste gestohlen. – Jeder versuchte alles umzutauschen auf Lebensmittel. – Ich war ganz unglücklich darüber und schlug Krach, soweit meine Kraft noch ausreichte. Es war natürlich zwecklos. Wir hungern also, und andere tauschen sich um unsere Sachen Lebensmittel. Schwarz natürlich.

Ganz niedergeschlagen und traurig wollte ich wieder ins Haus gehen, da spürte ich einen heftigen Schmerz in meinem kranken Knie und fiel zu Boden. Als ich mich wieder erhob, war mein Knie gesund, nicht den geringsten Schmerz fühlte ich. Froh eilte ich ins Zimmer und rief: «Seht her, mein Knie tut nicht mehr weh, und ich kann richtig gehen!» Da sagte eine Frau: «Du wirst sehen, die Flucht gelingt. Das ist ein Zeichen.» – Mein Knie war nämlich verstaucht. Beim letzten Fluchtversuch stürzte ich, mit Wolfgang auf dem Arm, in einen tiefen Graben. Seitdem hinkte ich und hatte ständig Schmerzen.

Die Kinder mussten sich wieder niederlegen, um am Abend munter zu sein, und ich fing an zu packen. Jeder hatte seinen Rucksack, sogar Wolfi, der Vierjährige.

Für alle hatten wir Turnschuhe genäht, um ja leise zu sein; nur Wolfi hatte seine beim letzten Versuch in einem Sumpf verloren. Er musste seine guten Schuhe aus Amerika anziehen. Die anderen bekamen ihre Schuhe in den Rucksack sowie auch die Holzschuhe, denn die Füße waren voller Ausschlüge, und man konnte, wenn wir mal frei sind, nicht gleich Schuhe anziehen.

Die besten Sachen zogen wir an, das brauchte man nicht zu tragen. Unsere Rucksäcke füllten sich; ganz arm waren wir nicht, ich behielt eine eiserne Reserve, um, wenn diese Flucht wieder misslingt, einen anderen Führer zu bezahlen. Mein Sach wurde der schwerste, hatte ich doch von meinen beiden Kindern Sachen hineingestopft, was nur ging. Er stand, da er sehr schmal war, hoch über den Kopf hinaus, und die Striche schnitten tief in die Schultern.

Am Abend assen wir noch das restliche Brot, das für Frühstück bleiben sollte, und unsere Suppe salzten wir nochmal, da wir doch jetzt nicht zu sparen brauchten, – in Ungarn gibt es doch Salz genug. Meine Kinder und ich konnten, wie immer, diese ekelhafte Suppe nicht hinunterbringen, die rot war vom rostigen Kessel und ganz ungesalzen. Die Buben assen unser Teil, und ihr Bauch war dick voll.

Jetzt galt es, heimlich in das verabredete Haus zu schleichen. Nicht weit von dem Hause sass eine Wache. Wir mussten darum einen weiten Umweg durch die Gärten machen und einzeln gehen. Ingelein sass im Mais bei den Säcken, die ich unauffällig nacheinander wegschaffte. Die Buben schickte ich vor, um dort bei den Säcken zu passen. Es kostete viel Angst und Schweiß, man konnte nur dann erst über die Strasse in das Haus gehen, wenn der Strasschar (Wache) wegschaute. Als ich hinkam, fand ich die Buben nicht. Jetzt schnell die suchen. Endlich fand ich sie in eine Rauferei verwickelt. Ich schärfte ihnen nochmal ein, unbedingt auf ihrem Platz zu bleiben. Als ich zurückkam, fand ich Ingelein in Tränen. Der Besitzer des Gartens hat sie entdeckt und sehr geschimpft, wir wären die Diebe, die ihm alles stehlen. Wenn wir nicht gleich verschwinden, ruft er die Polizei. Also schnell in ein anderes Maisfeld.

Endlich hatte ich alles an Ort und Stelle, bis auf die Kinder. Ich war in Schweiß gebadet. Müde und ganz langsam, um nicht aufzufallen, ging' ich mit den beiden. Ingelein schickte ich vor, dann ging ich über die Strasse; Wolfi blieb stehen, er sollte dann schnell über die Strasse laufen. Natürlich fiel er hin, und ich musste ihn holen gehen. Schnell vorher den Mantel und alles ausziehen, was nicht unbedingt nötig ist, um bei der Hitze nicht aufzufallen. Die Wache sah uns, aber, Gott sei Dank, kümmerte sich weiter nicht um uns. Es war jetzt schon dunkel, und ich war entsetzt: Mama war nicht da. Horvath Oma sass gleichmütig auf ihrem Sack und kümmerte sich um nichts. Jetzt musste ich Mama suchen gehen. Die Hausleute wollten mich nicht mehr rauslassen, denn es sei schon zu auffällig mit uns. Ich erzwang es und lief den weiten Umweg durch die Gärten bis zu unserem Haus. Die Leute sagten, eben war Mama hier und suchte mich. Sie war schon ganz verzweifelt und ging einfach den kürzeren Weg an der Wache vorbei. Und er liess diese alte, halbverhungerte Frau gehen.

Endlich waren wir alle beisammen. Das Haus füllte sich lautlos in der Dunkelheit, es waren ungefähr 80 Personen, die flüchten wollten.

Wenn eines von den Kindern unruhig war, steckten wir ihm einen Bonbon in den Mund. Wir hatten von Tata aus Linz a. d. Donau² eine Dose Bonbon erhalten und für die Flucht, als Beruhigungsmittel, aufgehoben. Die Kinder waren entzückt ob dieses ungewohnten Genusses. Horvath Oma aber behauptete auch ihr Teil. Wir gaben ihr, um Ruhe zu halten, denn sie war entschuldbar, da sie zeitweise ganz verwirrt war vom Hungern. Ingeborg wusste, dass wir sparen müssen, und ass kein Stück; auch Herbert war unberechenbar und musste auf alle Fälle ruhig gehalten werden.

² Gemeint ist der Vater der Vfn., der vor der Besetzung des Heimatortes Heufeld zunächst ins rumänische Banat geflohen und dann nach Österreich gelangt war.

Jetzt hatten wir Mühe, sie wach zu halten. Wir sassen in einem dunklen Schuppen, und mit Angst sah ich, wie einer nach dem anderen zurücksank und schlief. Ich liess sie den ganzen Bonbon aufessen; aber der Führer kam und kam nicht. Sie schliefen alle, ich ging immer wieder reihum und schüttelte sie wach; aber es gelang mir immer weniger, und ich hatte grosse Angst, dass wir hierbleiben müssen.

Endlich kam der Führer, und wir brachen auf. Da sagte er uns, er habe die Wache nicht bestochen, da es jetzt besonders streng ist und es zwecklos wäre. Da bekamen alle Angst und wollten nicht mitgehen. Ich hatte aber genug von dem allem und bat den Führer, doch zu gehen, wenn auch nur mit uns wenigen. Das ist Irrsinn, sagten die anderen und blieben zurück. Wir verschwanden im Dunkeln. Einer hinter dem anderen, schnell, schnell und leise. Auf dem Rücken den grossen schweren Sack, dass mir die Arme wie abgeschnitten waren, alle Kleider klebten an mir. Das Herz schlug zum Zerspringen vor Hitze und Last. Ich musste Wolfgang tragen, er wurde nicht wach und konnte nicht laufen. Dann kam der tiefe Graben, der das Lager einschloss. Hinunter rutschten wir, aber hinauf ging es schwer. Ich schob Wolfgang vor, und es ging irgendwie. Kaum sah ich noch die anderen. Alles ging lautlos und schnell. Es war unheimlich still und dunkel. Ich wartete auf das «Stoj», konnte nicht an das Wunder glauben; den ersten Grenzring haben wir hinter uns. Fern hörte ich noch das Geigenspiel eines Zigeuners, der Wache stand und sich so die Zeit vertrieb. Durch die Maisfelder liefen wir, dass uns das Laub in Gesicht und Hände schnitt.

Die Kinder sagen nichts – freue ich mich –, laufen tapfer mit. Plötzlich war ich allein mit den Buben. Gott, war ich verlassen! Ich irrte hin und her, rufen durfte man nicht. Da sah ich einen Schatten, dachte schon, es war die Wache. Aber wie froh war ich, dass es die Mama war mit den übrigen.

Jetzt suchten wir den Führer und glaubten schon, er hätte uns im Stich gelassen. Plötzlich war auch er da. Das Manöver aber war, um uns abzuschütteln! Uns, mit den 5 kleinen Kindern. Er hoffte uns in die Irre zu führen, hat aber statt uns einen anderen Teil der Flüchtenden verloren.

Nun trieb er uns zu grosser Eile an; bis der Mond da ist, müssen wir über der Grenze sein. Die Grenze war der Strasse nach 10 km, und wir machten grosse Umwege. Eine Weile gingen wir auf der Strasse. Eine Frau war zu schwach und brach zusammen. Ich war bei den letzten und half ihr wieder auf. Schon waren die anderen im Dunkel verschwunden. Mit Anstrengung kamen wir wieder nach; aber da fiel sie wieder hin, und ihr Töchterchen Hildegard fing zu weinen an, in Angst, ihre Mutter könnte sterben. Da erbarmte sich Mama, die selbst zu viel tragen musste, auch den 5jährigen Herbert an der Hand führte, blieb bei ihr und hob sie immer auf.

Plötzlich warfen sich alle auf die Erde; man hörte einen Pferdewagen kommen. Schnell ins Feld und sich hinter die Weizenkreuze verstecken. Ich war froh, dass wir uns ein wenig ausruhen konnten. Allmählich beruhigte sich auch das Herz, es rauschte nicht mehr so in den Ohren, und man konnte ruhiger atmen. Alles war so still, ich fürchtete schon, mit meinen Kindern allein zu sein. Als der Wagen sich entfernte, tauchten überall

Schatten auf, und schnell ging es weiter. Ab und zu wurde kurze Rast gemacht. Leicht liessen wir uns fallen, aber so schwer konnten wir auf, mit unseren schweren Säcken.

Bisher war es ganz dunkel. Jetzt aber sah man schon einen hellen Schein; langsam und sicher kam der Mond, herrlich gross und blutrot. Wir waren eben in einem Maisfeld, da wurde beschlossen, hier zu bleiben bis zum nächsten Abend. Es sei jetzt, wegen dem Mondschein, nicht mehr möglich, über die Grenze zu kommen. Wir und die Kinder waren am Ende unserer Kräfte. Einige wollten noch weiter, aber ich bat sie, doch zu bleiben, wo wir sind. Wir lagerten uns also, und die Kinder schliefen sofort ein.

Lange lag ich wach. Über uns dieser wunderbar tiefblaue Himmel mit den prächtig funkelnden Sternen. Langsam wurde ich ruhiger, die Hitze schwand, es wurde kühl. Ich stand auf und deckte die Kinder mit ihren Mänteln zu. Alle lagen da wie tot und rührten sich nicht. Wieviel Leid steht in diesen kleinen, traurigen und abgezehrten Gesichtern. Keiner ist wach, ich bin allein, allein mit Gott; da sage ich zu Ihm: Sieh, welche Menschen! Hier im Staube liegen sie, halbverhungert, verfolgt, heimatlos und vogelfrei. Herr, Dir gehören wir, erbarme Dich unser! – Nun fühle ich mich wunderbar geborgen. Sorglos, mit einem grossen Frieden im Herzen suche ich mir auch einen Platz auf der Erde neben meinen Kindern. Über uns stehen die Sterne und flammen lautlos und gross.

Früh wurden wir wach, der Tag wird sehr lang. Kinder, Kinder, legt euch zurück und schlaft lange – am besten den ganzen Tag, denn wir haben viel Zeit und nichts zu essen.

Bis gegen 9 Uhr ging es leidlich, aber dann begann das Elend. Wolkenlos war der Himmel, und die Sonne brannte auf uns nieder. Das Maislaub schrumpfte zusammen und gab keinen Schatten mehr. Die Erde wurde heiss und staubig. Da versuchten wir Wäsche und Kleider aufzuhängen, um ein wenig Schatten zu haben. Ach, es war sehr mangelhaft. Wir waren, ohne uns zu bewegen, in Schweiss gebadet. Der viele Staub von dem Getripel der Kinder machte uns schrecklich schmutzig. Die Kinder liefen nackt herum, bis sie rot verbrannt waren. Dann zogen wir ihnen etwas an, aber jetzt brannte es erst recht; wir wussten nicht, wie wir die Hitze lindern sollten.

Zu Mittag bekam jeder ein Schnittchen Maisbrot und Speck von jener Frau, die auf dem Wege Öfters zusammenbrach. Wie dankbar waren wir ihr jetzt.

Der Durst begann uns zu quälen. Der Himmel war wie Blei und keine Wolke zu sehen. Alles flimmerte in grau und und weiss, kein Lüftchen wehte. Wir sassan da, nass und schrecklich schmutzig, keiner rührte sich, aber auch niemand konnte schlafen vor Hitze. Immer öfter verlangten die Kinder Wasser. Dazu musste man leise reden, denn ringsherum waren Partisanen bei der Ernte beschäftigt; die durften uns auf keinen Fall hören. Herbert sah uns mit bösen Augen an und murmelte ständig: «Ich will Wasser, ich will Wasser.» Wir gaben schon gar keine Antwort mehr, es war doch zwecklos. Da schrie er mehrmals: «Ich will Wasser!» – ganz laut. Entsetzt fielen wir über ihn her, hielten ihm

den Mund zu und versuchten ihm gut zuzureden. Es half nichts, er schrie weiter, da bekam er Schläge. Nun murmelte er wieder in einem fort: «Ich will Wasser, ich will Wasser.»

Da fing neben mir Wolfgang an, nach Wasser zu jammern. Ich sah ihn an, er war so sonderbar und glühendheiss. Sicher hatte er hohes Fieber. «Mutti, ich muss sterben, gib mir Wasser.» – «Wolfgang, ich bitte dich, sei ruhig, sieh, ich hab doch kein Wasser.» Da kommt Inge: «Mutti, ich muss Wasser haben, mir ist so schlecht.» Da kommt Helmut und will Wasser. Da kommt Reinhold und will Wasser. Herbert schreit nach Wasser.

Die Frauen drohen uns: Wenn unsere Kinder nicht ruhig werden, gehen sie mit dem Führer weg. Sie lassen sich nicht wegen uns verraten. – Wir bitten sie, doch Geduld zu haben, wir tun doch unser möglichstes.

Da knicken wir den Mais und saugen aus dem Stamm den Saft. Viel ist es nicht, nur eine Weile ist es besser. Da kommt der Führer und ist entsetzt über die Verwüstung. Wenn wir erwischt werden, wird das als Sabotage ausgelegt und wir werden ohne Umstände erschossen. Da jammern die Kinder wieder nach Wasser; wir sitzen schon ganz allein da, jeder zieht sich weg von uns, wir sind zu gefährlich.

Eine mitleidige Frau kommt und gibt uns eine Flasche Essig. Wir dürfen nur am Stöpsel lecken. Ah, wie ist der Essig gut, wie köstlich! Die Kinder raufen sich um den Essig. Herbert tut's nicht, anders, reisst die Flasche an sich und trinkt schluckweise. Aber bei Wolfi hilft's nicht mehr. Er kann kaum noch sprechen, sein Hals schwillt ihm zu vor Trockenheit. Seine Zunge ist ganz dick, er wird blau und rot im Gesicht. Inge sitzt neben ihm, rot wie ein Krebs und mit starren Augen. Unermüdlich fächle ich ihnen Luft zu. Helmut ist ganz grün und will Wasser, hinter ihm steht Reinhold mit schrecklich grossen Augen. Mir wird Angst vor den Kindern. Wahnsinn start mir entgegen.

«Helmut, du und Reinhold, ihr wart noch die tapfersten bis jetzt. Ich bitte euch, sagt nichts mehr.» Sie sahen meine Not, drehten sich stumm um und schlichen weg, verlangten kein Wasser mehr. Wie dankbar bin ich ihnen! Mama balgt sich mit Herbert rum, er ist nicht stillzukriegen. Sie kniet auf ihm, hält ihm den Mund zu, – er ist wahnsinnig!

Jetzt wollen uns alle verlassen, packen schon ihre Sachen; da kommt noch eine Frau zurück und sagt: Macht ihn doch tot. Besser er allein, als wir alle! – Sind wir nicht schon alle irrsinnig?

Herbert hat die Essigflasche an sich gerissen und leert den Inhalt in sich. Er ist grauehaft bleich, schreit herum wie nicht normal. Es darf nicht weiter so gehen! Ich sage zu Mama: «Gehe weg mit ihm, weit weg und mache ihn auf jedenfall still, und wenn er tot wird dabei.» Die arme Mama nimmt das Kind, verspricht ihm allerhand und geht weg. Jetzt merke ich, dass es mit Wolfgang immer schlimmer wird, riesen Angst fällt mich an; er wird doch nicht sterben? Er ringt nach Luft und ist ganz blau. Ich bemühe mich um ihn, da kommt eine Frau mit einer Feldflasche Wasser. Sie ist im hohen Gras gekrochen bis zu einem Tümpel, hat schnell die Flasche gefüllt, mit diesem heissen, schmutzig grünen Wasser.

Ingelein springt auf, will nach der Flasche greifen, wird starr und fällt steif zurück. Wolfgang ringt nach Luft, kann kein Wort mehr reden, schnell schütt' ich ihm von diesem grünen, heissen Wasser ein.

Ingelein war ohnmächtig, jetzt bekommt sie Herzkrämpfe, verrenkt sich schrecklich; während ich mich um Wolfgang bemühe, wälzt sie sich im Staub und wirft sich hin und her, dass man nicht zuschauen kann. Auch ihr giess ich von dem Wasser ein, aber es wird nicht besser.

Helmut und Reinhold haben ihren Durst vergessen, sind rührend besorgt um Ingelein, massieren sie, dann lässt langsam der Krampf nach. Ungefähr eine Stunde ist sie so verkrampft, dann wird es besser; aber er kommt immer wieder, und wir haben ständig mit ihr zu tun. Die Kinder Helmut und Reinhold sind jetzt wie Erwachsene. Nein, mehr! Kein Erwachsener ist mir zur Hilfe gekommen. Sie haben sich selbst vergessen in der Sorge um Ingeborg und Wolfgang.

Inzwischen bitte ich Horvath Oma, Mama und Herbert doch schnell zu suchen. Sie findet sie nicht. Ich bin ausser mir, – vielleicht sind beide nicht mehr am Leben. Mein Gott, mein Gott! Was kümmern mich meine Kinder! Wir müssen nach Mama und Herbert suchen, das ist jetzt das allerwichtigste. Wenn es nur nicht schon zu spät ist. Ich lasse keine Ruhe, Horvath Oma muss wieder gehen, aber nicht zu weit, damit sie wieder zurückfindet. Endlich kommt sie wirklich mit der Mama und Herbert. Gott sei Dank, dass du da bist, Mama, und dass Herbert nicht tot ist. Es wird jetzt wieder alles gut, wir haben Wasser bekommen, und die Sonne brennt auch nicht mehr so heiss – einmal wird es auch wieder Nacht.

Wir haben uns jetzt alle so lieb und sind so gut zueinander. Mama erzählt, dass Herbert von dem Essig Magenkrämpfe bekam und ohnmächtig wurde. Nachher war er sehr müde und ist sogar eingeschlafen.

Gegen Abend kam der Führer und brachte richtiges, frisches Wasser. Satt konnte man sich nicht trinken, aber es hat uns viel geholfen. Jetzt zogen wir uns wieder an, auf allen Dreck die Kleider, die auch voller Staub waren, und machten uns fertig zum Aufbruch. «Weisst du», sagte Mama, «dein ständiges Luftfächeln den ganzen Tag hat mich fast verrückt gemacht.» Das erstaunte mich. Ich bemerkte gar nicht, dass ich ihr so auf die Nerven ging. Dass wir diesen Tag überstanden haben! Aber noch war es nicht Abend, und die Hauptsache lag noch vor uns.

Beim Gehen mussten wir sehr vorsichtig sein, überall lagen Wachen, um die Ernte zu schützen. Gut war es, wenn sie singend ihre Zeit verbrachten, da wusste man wenigstens, wohin man ausweichen sollte. Am schwersten war es in den Sonnenblumenfeldern. Die schweren Rosen schlugen einem an den Kopf, ins Gesicht. Die Kinder durften nicht weinen, sie bissen die Zähne aufeinander und liefen weiter. Wolfgang fiel öfters, ich riss ihn in die Höhe, stiess ihn weiter. Ingelein zog ich nach, denn schon verloren wir die anderen. Ingeborg war sehr matt, schnell nahm ich ihr den Rucksack ab und rannte weiter. Was müssen die Kinder mitmachen! Tränen kamen mir in die Augen; ich bewunderte sie! Mama hatte Herbert an der Hand und ich Wolfgang – wenn es ging, es war selten Platz dazu.

Durch tiefe Gräben und Wasser, wie es eben kam. Endlich war es dunkel genug, um auf dem Fahrweg zu gehen. Ingelein hängte sich schwer an mich, der Anfall wollte sich wiederholen. Nur jetzt nicht, Ingelein, mach dich stark! Wolfgang klagte, die Schuhe

seien ihm zu klein, die Füsse tun ihm schrecklich weh. Ich kann dir jetzt nicht helfen, nur weiter, du musst es aushalten.

Ach, vor Eile und Sorge vergass ich fast meine schwere, viel zu schwere Last. Wäre es nicht gescheiter, alles in den Graben zu werfen? Ich mach mich hin durch das Schlep-pen. Jeder Schritt kostet mich eine grosse Anstrengung. Wenn es so weitergeht, kommen wir nicht mehr mit. Wie lange werden wir es noch aushalten?

Endlich durften wir ein wenig rasten. Da hörte ich ein Rascheln und sah dann auch einen Schatten. Der Führer schlich ihm entgegen, – beide erschrakten, es war auch ein Grenzgänger. Er beschrieb uns genau den Weg, den er gekommen ist, wünschte uns Glück und verschwand im Dunkeln. Wir näherten uns der Grenze. Keiner durfte husten, schon unser Atem war zu laut. Wolfgang nahm ich auf den Arm. Jetzt sah man Bäume, einen tiefen Graben; wenn wir das hinter uns haben, sind wir gerettet. Hilfe uns Gott!

Der Führer nahm zur Tarnung einen Rucksack, mischte sich unter uns; er durfte nicht erkannt werden. Wir schlichen kaum 10 Schritte, da sprangen von beiden Seiten Soldaten in die Höhe: «Stoj!» Schüsse krachten, wir waren im Nu umringt, die Gewehre schussbereit auf uns gerichtet. Wahrscheinlich sind in der Dunkelheit viele verschwunden, es war ein Tumult, nur ich stand da und rührte mich nicht. – Diese ganzen Strapazen umsonst, dieser lange, schwere Tag! Adi, war ich traurig!

Wir wurden abgeführt an das Grenzhäuschen. Ingelein schleppte ich schon mehr als sie ging. Die Buben freuten sich: jetzt kriegen wir sicher Wasser zu trinken und können uns ausruhen.

Wir waren die letzten, und der Grenzer war gutmütig. Aber ein anderer regte sich über uns auf, drohte uns und trieb uns unter schrecklichen Verwünschungen zur Eile an. Eine Stunde weit mussten wir gehen bis zu dem Häuschen. Da durften wir uns auf die Wiese unter einen Baum setzen. Das Gras war vom Tau nass, und wir froren schrecklich. Ingelein bekam einen Blasenzwang und hatte viel zu leiden. Dicht beieinander schliefen die Kinder gleich ein, und wir vertrieben die Stechmücken. Die Wache ging auf und ab, blieb mal vor den Kindern stehen und betrachtete sie. In einer Weile sagte Mama: «Also werden wir morgen wieder dort sein, wo wir hingehören. Es ist scheinbar unser Los, im Lager zugrunde zu gehn.» – «Ja», sagte ich, «aber weisst du, wir wollen zusehen, dass es wenigstens schnell geht...»

Wir versuchten auch zu schlafen; da stiess die Wache mit dem Fuss mir in die Seite. «Komm mit», sagte er. Müde folgte ich ihm, – was will er noch von mir? Abseits fragte er mich, was ich ihm geben kann, wenn er uns durchliesse. Ich glaubte fast nicht richtig zu hören. Ich habe ja nichts, nichts als die fünf Kinder. Er habe unser Gespräch verstan-den, wir tun ihm leid und er will uns helfen, wenn ich ihm was geben könnte: Geld, Schmuck usw. Jäh war die Hoffnung verschwunden; ich hatte ja nichts. «Aber, darf ich mal die anderen Frauen fragen?» Schon lief ich weg, und eifrig betrieb ich die Sache. Gern legten sie alles zusammen: Ringe, Ohrgehänge, Uhren. Es war ihm zwar zu wenig,

aber er brachte uns doch zu einem Weg, rief die Hunde, grosse wilde Tiere, und schnell mussten wir verschwinden in Richtung Ungarn.

Wer kann das Glück beschreiben! Wie schnell ging alles. Jetzt noch die Angst vor den ungarischen Grenzern. Aber wir hatten Glück, kein Mensch war weit und breit. Die gefährliche Brücke, von der Kinder abgestürzt sind und tot zurückgelassen werden mussten, haben wir glücklich hinter uns, und wir eilen, um von dem nahen Grenztort wegzukommen.

So, jetzt noch 15 km und wir sind in Csátalja. Vor Freude konnten wir kaum noch leise sprechen. Wir liefen über Wiesen und Felder, durch Gräben und Wasser, bis wir uns getrauten, auf der Landstrasse zu gehen. Der Tag graute, langsam kam die Sonne. Wir waren alle so frisch und munter, als hätten wir geschlafen und gegessen. Die Müdigkeit war weg. Die Welt war wieder schön: Wir waren frei!

Kinder, Kinder schaut euch um, kein Strasar ist hinter uns. Wir können gehen, wohin wir wollen, und tun, was wir wollen. Ach, die Freude und das Glück! Dort stürzte sich Horvath Oma auf ein Wegkreuz, umarmt es: «Jesuschka, wie dank ich Dir! Jetzt mal wieder essen können!» und weinte laut vor Freude. Ich wollte auch etwas Gutes tun und sagte zu Reinhold: «Gib mir deinen Sack, dass du auch einmal ohne Last gehen kannst, denn du hast immer das meiste geschleppt.» AVer Reinhold konnte ohne Last nicht gehen. Das arme Kerlchen verlor das Gleichgewicht und taumelte hin und her, bis er den Sack wieder hatte. Inge konnte ihren Sack an

Nun kamen wir auf dem Weg an das erste Haus, davor stand ein grosser Apfelbaum. Eben geht die Tür auf, und der Hausherr steht noch ganz verschlafen da. «Jo regelt», begrünnen wir ihn fröhlich. Er dankt und lädt uns freundlich ein, den Apfelbaum zu schütteln. Ach, wie gut die Menschen sind!

Die Hände voll Äpfel zogen wir mit vielem Dank davon. Wir gingen der Sonne entgegen, die wie ein grosser feuriger Ball am Ende der Strasse lag und mit ihren Strahlen den ganzen Weg vergoldete. Nach einer Weile kamen wir an ein Haus, davor stand ein grosser Ziehbrunnen, das Vieh wurde gerade getränkt. Wir baten auch trinken zu dürfen. Die Frau brachte aus dem Hause für jeden ein grosses Stück frisches Weissbrot. Wir waren überglücklich, fielen der Frau um den Hals, küssten sie und dankten herzlich. Da sassn wir im Grase, das noch vom Taue nass war, und verzehrten andächtig das erste Stück Brot. Wir wurden nicht satt, Wasser zu trinken vom Brunnen. Auch Gesicht und Hände wuschen wir und fühlten uns wunderbar erfrischt und gestärkt.

Nun machten wir uns wieder auf den Weg. Die Säcke wurden aber immer schwerer, und wir kamen nur langsam vorwärts. Die Hitze begann uns zu quälen, da kam eine Frau mit zwei grossen Kannen. Wir baten um Wasser. «Ach», sagte sie, «es ist leider nur Ma-

germilch für die Schweine.» Welche Freude, wenn wir die bekämen! «Aber gerne, wenn ihr die trinken wollt», sagte sie. Es war ein Hochgenuss für uns und die Kinder, die doch jahrelang keine Milch getrunken haben. Allzu oft liessen wir uns nieder, kamen immer schwerer auf, denn die Hitze war gross. Aber Eile tat not, denn hier konnten überall Gendarmen auftauchen; wir wären nicht die ersten gewesen, die nach Jugoslawien zurücktransportiert wurden.

Mit schweren Herzen mussten wir an den herrlichen Maulbeerbäumen vorbeigehen, ohne sich mal endlich sattessen zu können. Es war ein schrecklich weiter Weg, und erst spät nachmittags erreichten wir Csátalja. Horvath Oma war vorausgeeilt und hatte schon Kartoffeln eingetauscht um etwas Wäsche.

Am Ende des Dorfes war ein leeres, halbverfallenes Haus, in dem die Flüchtlinge übernachten durften. In der Nachbarschaft konnten wir uns endlich im Garten in einem alten Fass waschen. Da frug ich: «Liebe Frau, der wievielte Tag ist heute?» «Der 8. Juli», sagte sie. – Ein Festtag für uns!

Horvath Oma verkaufte ihren Mantel, fuhr nach Budapest zu ihren und unseren Verwandten, um Geld zu borgen, damit wir mit der Bahn weiterfahren können. Ganz früh, es war noch dunkel, stand die arme Frau auf und nahm Abschied von uns. Es drängte mich, sie ein Stückchen zu begleiten, – aber nein, wozu, ich bin so müde und wir werden uns doch bald wiedersehen. Wir sahen die arme Frau nie wieder. Das Reisegeld hat sie uns geschickt, wollte sich aber noch bei ihrer Schwester erholen. Hat dann zu viel und schwer gegessen, der Magen ist geplatzt, und sie starb unter schrecklichen Schmerzen.

Bis das Reisegeld kam, gingen wir betteln oder in Tagelohn. Man arbeitete nur für die Kost, ohne Entgelt. Unsere Säcke wurden leer, denn es musste alles für Lebensmittel umgetauscht werden, um sieben Menschen zu ernähren. Satt wurden wir überhaupt nicht mehr. Mit dem gebettelten Geld kaufte ich das Frühstück, Magermilch, die ich 4 km weit bringen musste. Mittags assen wir Kartoffeln oder Gemüse. Abends war es bedeutend billiger. Wir gingen vors Dorf zu den Maulbeerbäumen. Das war unser Nachtmahl. Reinhold und Helmut kletterten auf die Bäume, bekamen aber Krämpfe in Hände und Füsse und fielen wie tote Fliegen runter. Auch in den Nächten hatten die Kinder Krämpfe und verdrehten sich schrecklich. – Wir trösteten uns mit dem Gedanken, bald in Linz beim Opa zu sein, ahnten nicht, dass dies erst am 10. August sein wird. Bis dahin mussten wir noch viel durchmachen, in Gefängnissen, Kerkern und Kellern, auf der Landstrasse und in Lagern.

Dies waren unsere Leiden und Freuden um den 8. Juli herum – 1947.

Bericht des Dr. med. K. F. aus dem Bezirk Gross-Kikinda (Velika Kikinda) im Banat.
Abschrift (vom Vf. korrigiert und bestätigt), 10. Mai 1953, 33 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Die allgemeinen Verhältnisse im Konzentrationslager für Arbeitsunfähige in Rudolfsgrad in der Zeit vom Aufbau des Lagers im Oktober 1945 bis zu seiner Auflösung im März 1948; die Grippe- und Fleckfieberepidemie im Winter 1945/46; Auswirkungen der Epidemie und der mangelhaften Ernährung und Versorgung auf den Gesundheitszustand der Lagerinsassen; Statistik der Sterbefälle und der Lagerambulanz.

Zunächst gibt der Vf. eine zusammenfassende Übersicht der Ereignisse in seinem Heimatort nach der Besetzung und unter der Militärverwaltung der Partisanen und beschreibt dann das Leben der deutschen Bevölkerung während der Internierung in ihrer Ortschaft seit Mitte April 1945 bis zur Überführung der Arbeitsunfähigen nach Rudolfsgrad (Knićanin).

Die Internierung der vertriebenen volksdeutschen Mütter mit kleinen Kindern, Kleinkinder, Waisenkinder, Kinder verschleppter Eltern, der älteren, kranken, arbeitsunfähigen Vertriebenen deutscher Volksangehörigkeit im Konzentrationslager Rudolfsgrad hatte im Monat Oktober 1945 begonnen¹. Es war geplant gewesen, 24'000 Volks-

¹ Der Vf. war, selbst Lagerinsasse in Rudolfsgrad, in der ärztlichen Betreuung der Lagerleute, der im Lager Dienst tuenden Miliz, des Personals der Lagerverwaltung und Gutsverwaltung und der wenigen freien Zivilarbeiter des Dorfes bis zur Auflösung des Konzentrationslagers tätig. Wie er in einem Brief vom 27.10.1959 mitteilt, hat er das ganze Aufzeichnungsmaterial – das regelmäßig geführte Ärztetagebuch und Sterbeprotokoll und die Tätigkeitsberichte für das Lagerkommando – mit seinen Mitarbeiterinnen (Krankenschwestern) noch vor Auflösung des Lagers aufgearbeitet und zu verschiedenen Tabellen und statistischen Übersichten zusammengestellt. Die Originale dieser Tabellen, soweit sie als Quellen für die im Bericht wiedergegebenen Zahlen benutzt wurden, haben vorgelegen (als Schreibmaterial dienten im Lager alte Büroakten und Altpapier; Photokopien befinden sich in der Dokumentensammlung), und zwar:

- Blatt 1. Die täglichen Zahlen der verschiedenen ärztlichen Untersuchungsfälle und in den Ambulanzen durchgeführten Massenbehandlungen im Monat Dezember 1946. (Solche Tabellen wurden vom Vf. für jeden Monat der Lagerzeit zusammengestellt.)
- Blatt 2. Die Zahlen der amtlichen ärztlichen Leistungen für jeden Monat der Lagerzeit: Behandlungsfälle laut Ausweis für das Lagerkommando, ärztliche Untersuchungen laut Ärztetagebuch, ärztliche Betreuung in den Krankenhäusern; dazu jeweiliger Lagerstand und Zahl der Verstorbenen.
- Blatt 3. Die monatlichen Zahlen der verschiedenen Behandlungen und Untersuchungsfälle (wie in Blatt 1) und die Behandlungsfälle in den Krankenhäusern während der gesamten Lagerzeit.
- Blatt 4. Sterbefälle nach Alter (Erwachsene – Kinder) und Geschlecht für die Monate Oktober 1945 bis April 1947.

deutsche in dem Dorfe im Theiss-Donaueck zu konzentrieren, in der jüngsten deutschen Siedlung im jugoslawischen Banat, welche bisher etwa 3'000 Einwohner fasste mit über 600 Hausnummern². Der Ort hatte vorher etwa 1'000 Lagerinsassen im Rudolfsgrad Heimatlager gehabt³. Nördlich vom hohen Eisenbahndamm, westlich von der Theiss abgegrenzt, im Süden 9 Kilometer weit das nächste Nachbardorf und östlich 4 bis 5 Kilometer weit von Perlez gelegen, ist es gut blockierbar und zu überwachen. Die Häuser waren in gutem Zustande, nur die Höfe und Gärten waren vergrast und vernachlässigt. Ein Grossteil der Häuser stand seit einem Jahr leer.

Anfangs Oktober kamen die ersten auswärtigen Lagerleute; von denen mussten manche Kinder, Erwachsene, ältere Personen von ihrem Heimatlager bis zur nächsten Eisenbahnstation zu Fuss marschieren und wurden getrieben, manche sogar 9 Kilometer weit. Es wurden folgende Heimatlager nach Rudolfsgrad geleitet: Karlsdorf, Ernsthausen, St. Georgen a. d. Bega, Banater Brestowatz, Weisskirchen, Georgshausen, Glogon, Elemir, Apfeldorf (Jabuka), Modosch, Kathreinfeld, Kiek, Rudolfsgrad, Kubin, Franzfeld, Lazarfeld, Zichydorf, Sigmundfeld, Mramorak, Nakovo, Pantschowa, Ploschitz, Sartscha, Setschanfeld, Sanddorf, Čestereg, Stefansfeld. Zu den grössten Blöcken gehörten: Mramorak über 2'500, Apfeldorf über 2'000, Nakovo über 1'500 und Ernsthausen über 1'000 Personen, Banater Brestowatz 2'300 Personen. Jedes Lager hatte eine Krankenschwester, die die chronisch Kranken begleitete.

Am bedauernswertesten waren die Ober- und Mittelbanater daran, etwas mehr verschont blieben die Südbanater, am meisten verschont waren anscheinend die Franzfelder. Die Slawonien-Deutschen kamen im Januar 1947 sogar mit Verpflegung und neuen Dechen an, was bei der Ankunft sofort beschlagnahmt wurde. Bei ihnen sah man sogar Ausweise über konfisziertes Vermögen. Weniger mitgemacht haben die Bosnien-Deut-

Blatt 5. Sterbefälle nach Alter (Jahrzehnt-Gruppen) und Geschlecht in den Monaten Oktober 1945 bis April 1947.

Blatt 6. Lagerstand nach Alter von April bis Oktober 1946 am jeweiligen Monatsende.

Blatt 7. Infektionskrankheiten: Zahl der Monats-Erkrankungen und Sterbefälle während der gesamten Lagerzeit.

Blatt 8. Die Zahlen aller täglichen Sterbefälle während der Zeit vom 4.10.1945 bis 25.3.1948.

Blatt 9. Die täglichen Krankenzahlen in den Lagerkrankenhäusern während der Zeit vom 24.10.1945 bis 29.3.1948.

Blatt 10. Ausweis über Sterbefälle nach Erkrankungen und sonstige Sterbefälle ab 21.2.1946, nach Geschlecht und Alter (Kinder – Erwachsene).

² Bei der amtlichen jugoslawischen Volkszählung im Jahre 1931 wurden in Rudolfsgrad 3'100 Einwohner, davon 3065 als Deutsche gezählt. – Anfang Oktober 1944 sind vor dem Einmarsch der Roten Armee über zwei Drittel der Einwohner geflüchtet und evakuiert worden.

³ Heimatlager: die in den einzelnen Ortschaften durch Zusammenlegung der deutschen Bevölkerung errichteten Internierungslager (in Rudolfsgrad am 15./16. April 1945); s. z.B. die Berichte Nr. 51, S. 351 ff., Nr. 52, S. 368, Nr. 54, S. 377.

schen und die Deutschen aus Slowenien⁴. Die allerärmsten waren die Molidorfer, die im Winter 1947/48 ins Lager nach Rudolfsnad kamen⁵.

Die vertriebenen Volksdeutschen, die im Oktober/November 1945 nach Rudolfsnad kamen, wurden in den Wohnzimmern zusammengedrängt, wie es auch in den Heimatlagern üblich war. Die Leute kamen notdürftig gekleidet an, so wie sie aus dem Heimatlager überwiesen wurden. So kamen Tausende. In den Wohnzimmern, auf dem Fussboden ein wenig Stroh, ohne Decken, ohne Strohsack, ohne Hilfsmittel, wurden 20–30 Personen je nach Zimmergrösse einquartiert. Das Lagerstroh wurde während der ganzen Lagerzeit bis zur Auflösung des Lagers im März 1948 weder gewechselt noch ergänzt, ausgenommen waren die Krankenhäuser, das Kinderheim, Erholungsheim und Kinderhospital. Die Wohnungen haben ein noch schlechteres Bild geboten als die im Heimatlager.

Die Gegend wurde von jedem Verkehr abgesperrt, der Ort blockiert. Niemand durfte schreiben, es wurde keine Post zugestellt und auch keine befördert.

Das Lager war von bewaffneter «Volkspolizei» (Miliz) bewacht, und zwar bestand sie aus einem Kommandanten, zwei Feldwebeln und 77 Volkspolizisten. Die Zahl der Polizisten wechselte, mal war sie höher, mal niedriger. Ohne besondere Erlaubnis und Erlaubnisschein war das Verlassen des Lagers strengstens verboten, wie auch das Eintreten in das Lager. – Später, im Mai 1946, wurde der Empfang von Paketen erlaubt, aber ohne dass der Überbringer mit den Lagerinsassen in Berührung kam.

Freie Bewegung gab es innerhalb des Lagers am Tage. Bei der Nacht sorgte die Volkspolizei dafür, dass ein jeder Lagerinsasse in der Wohnung blieb.

Die Organisation funktionierte die erste Zeit sehr schlecht. Bis manche Personen untergebracht waren und zur Verpflegung kamen, vergingen oft Tage. Während der kältesten Wintermonate hat man den Lagerinsassen fast gar nichts zum Essen gegeben. Im Anfang verteilte man Kesselkost. Die Ernährung bestand aus Maisschrot-Suppe, Polenta-Brei, Maisbrot⁶ und Tee, jedoch von allem so wenig, dass es für die bescheidensten

⁴ Es handelte sich hierbei nur um kleinere Gruppen, die nach Auflösung der Internierungs- und Arbeitslager in ihren Heimatgebieten in das Sammellager Rudolfsnad übergeführt wurden. – Über das Schicksal der Masse der internierten Deutschen aus Slawonien und Slowenien s. die Berichte Nr. 65 ff. und 69 ff.

⁵ Über die Verhältnisse im Lager Molidorf (Molin) s. die Berichte Nr. 52 und 53, S. 369 ff., Nr. 55, S. 393 und Nr. 64, S. 517; s. auch die Feststellung im Folgenden des Berichtes, S. 507.

⁶ Anfang Dezember 1945 ist vom Präsidium der Volksversammlung der Autonomen Provinz Wojwodina (PNSAPV), Abteilung für Innere Angelegenheiten, Sektion für Lager, angeordnet worden, dass das Brot für alle Lagerinsassen ausschliesslich nur aus Maismehl anzufertigen ist. Dies geht aus dem vorliegenden Original (Dokumentensammlung) einer Mitteilung des Volksbefreiungsausschusses der Stadt Semlin (Zemun), Verwaltung der Staatsgüter, Nr. 3321/45 vom 19. 1. 1946, an die Jugoslawische Textilindustrie in Semlin hervor, in der es heisst: «Die Verwaltung des zentralen Zivillagers in Sremska Mitrovica stellte unter Nr. 569/45 Folgendes zu:

Ansprüche viel zuwenig war, und dazu noch ohne Salz. Es hatte Tage gegeben, an welchen nicht alle Lagerinsassen Verpflegung erhielten. In einer Woche des Winters 1945/46 bekamen die Lagerinsassen gar nichts an fünf unmittelbar aufeinanderfolgenden Tagen, da der Intendant heiratete und daher die Zeit zur Ausfolgung von Lebensmitteln scheinbar nicht ausreichte. Für den Monat Januar 1946 erhielten die Lagerinsassen an Verpflegung beiläufig 7 dkg Salz und 223 dkg Maisschrot pro Person, kein Schmalz, kein Brot. Salz war angeblich für Monat Januar 1946 für 900 Personen angefordert (das war der Rudolfsnader Heimatlagerstand vor der Konzentration)⁷. Wenn die Verpflegung fehlte, ging man über zur Ergatterung und Verwertung der auf den Hausböden noch befindlichen Kornreste, trotz strengen Verbotes. Die Kornreste wurden mit Steinen zerklöpft und auf Zementtrögen mit einem Stein verstohlenerweise vertrieben. Um ihre Not zu lindern, stahlen sich vereinzelte Lagerinsassen, von Hunger getrieben, aus dem Lager hinaus, um noch entbehrliche Kleider für Lebensmittel zu vertauschen. Mancher wurde dabei erschossen. Hunde und Katzen fielen dem Hunger der Lagerinsassen zum Opfer, sogar Tierkadaver wurden nicht gescheut.

Heizmaterial wurde im ersten Winter (1945/46) keines verabfolgt, es wurde bloss mit dem geheizt, was die Lagerinsassen versthlenerweise sich selber suchen und verschaffen konnten, wie dürres Gras, Rohr und Reisig und was sie an Holz finden konnten. Sogar die Ambulanz blieb ungeheizt, obwohl jeden Tag von der Früh bis nach Mittag gearbeitet wurde. Nicht einmal den Krankenhäusern wurde Heizmaterial zugeteilt.

Der Lagerstand war im Jahre 1945 in Rudolfsnad: Ende Oktober 11'011, Ende November 20'516 und Ende Dezember 19'237 Lagerinsassen.

Zu der mangelhaften Ernährung, der salz- und vitaminlosen Kost gesellten sich noch die schlechten hygienischen Verhältnisse. Die Lagerinsassen waren in den Wohnungen zusammengepfercht. Man konnte sich nur notdürftig waschen und reinigen, es standen weder Waschraum, noch Waschgeräte, noch warmes Wasser zur Verfügung. Auch gab es kein Bad; der gleich am Anfang begonnene Bau wurde niemals fertiggestellt, desgleichen nicht die dort einzurichtende Trockenkammer, es war scheinbar kein Material vorhanden. Die Lagerinsassen hatten meistens Handtücher und Waschschüsseln gemeinsam. Im Winter konnten die Leute nicht waschen, da viele keine Wäsche zum Wechseln

«Das Präsidium der Volksversammlung der Autonomen Provinz Wojwodina, Abteilung für Innere Angelegenheiten, Sektion für Lager, hat unter Nr. 1475 vom 13.12.45 Folgendes zugestellt: Mit Bezug auf die Akte Handel und Versorgung des PNSAPV Nr. 1819 S und 19467/45 wird mitgeteilt, dass Sie sofort die Ernährung der Lagerinsassen mit Weizenbrot einzustellen haben. Das Brot für ALLE Lagerinsassen ist ausschliesslich nur aus Maismehl, ohne Beifügung von Weizenmehl, anzufertigen.» Dies wird zur Kenntnis und Beachtung mitgeteilt.» (Übersetzung aus dem Serbischen.)

⁷ Ende Dezember 1945 betrug der Lagerstand 19 237 Personen, Ende Januar 1946 18'320 Personen; s. die Übersichtstabelle, S. 509 f.

hatten und ausserdem die Wäsche schwer trocknete; dazu immer dieselbe Strohunterlage. Seife und Zahnbürste hatte man vielen schon im Heimatlager weggenommen, und Seife wurde erst im Jahre 1947 zugeteilt, etwa 5 dkg, insgesamt fünfmal.

Verwaltungsmässig war das Lager zuerst Gross-Betschkerek unterstellt (Kreis-Volksbefreiungsausschuss). Es war in vier Viertel eingeteilt, an deren Spitze je ein Kommandant (Partisan) stand. Ihm oblag die Überwachung der im Viertel wohnenden Lagerinsassen. Die erste Zeit wurden die Lagerinsassen auch nachts oft kontrolliert, im Schlafe gestört und waren der Willkür des Kommandanten ausgesetzt; dazu kamen noch die Willkür, die Verfluchungen und Verwünschungen und Vernichtungsdrohungen mancher Partisanen, obendrein die Bespitzelung, wie im Heimatlager.

Die Vertriebenen wurden ratlos, apathisch, tatlos. Infolge dieser Zustände machten sich bald die Zeichen des körperlichen und seelischen Verfalles bemerkbar, aus der Not wurde Elend. Infolge der schlechten sanitären Zustände war bald alles voll Ungeziefer, zu dessen Bekämpfung die persönliche Initiative Einzelner oft nicht mehr ausreichte. Flöhe, Kopf- und Kleiderläuse und Wanzen konnte man in Überfülle finden, Wesen, welche den Volksdeutschen vor der Internierung unbekannt waren.

Dazu kam noch im Spätherbst 1945 eine Grippeepidemie. Die Folge war ein Massensterben, besonders der Kleinkinder und älteren Personen.

Die Fleckfieberepidemie:

Anfang Januar des Jahres 1946 trat Fleckfieber auf, das sich zu einer grossen Epidemie entwickelte. Es kam eine Kommission nach der anderen aus Gross-Betschkerek und Neusatz; die Ärzte hatten Belgrad alarmiert, um Anordnungen zu treffen und dem Übel Halt zu gebieten. Ein Vertreter aus Belgrad interessierte sich bei den Kranken im Krankenhaus für die Verhältnisse und ob sie auch ärztliche Betreuung hätten; sie antworteten: Der Arzt kommt täglich, aber er kann uns ebensowenig helfen, wie Sie uns helfen können, wir brauchen Brot. – Als der Kommission gesagt wurde, es wären keine Thermometer vorhanden (handelte es sich doch um zwei Ambulanzen, Krankenhäuser und 27 Heimatlager), wurden schliesslich drei Stück bereitgestellt.

Nun wurden die Massnahmen zur Bekämpfung des Fleckfiebers und zur Verbesserung der Verpflegung angeordnet und die Durchführung festgelegt. Das Lagerkommando wurde, anscheinend auf Veranlassung der Kommission aus Belgrad, entlassen. Nur der Intendant blieb auf seinem Posten und der Magazineur, der während dieser Zeit krank in einem Krankenhaus lag. Ein Antrag auf Verbesserung der Verpflegung war schon vorher von den Ärzten aus Gross-Betschkerek gestellt worden. Doch wurde die Milch, statt dass sie den Kindern verteilt wurde, von der Gutsverwaltung Rudolfsgnad aus dem Ort weitergeliefert. Das beantragte Obst für die Kinder wurde auch nicht besorgt. Ein Resultat des Antrages auf Verbesserung der Verpflegung war lange nicht zu sehen.

Eine Ärztgruppe wurde zur Bekämpfung des Fleckfiebers eingesetzt sowie ein Kommando zum Bespritzen des Lagers mit DDT-Pulver. Das Lager wurde unter strenge Quarantäne gestellt. Die mit ziemlicher Verspätung angelangte schriftliche Anordnung lautete:

Betrifft: Pflichten der Ärzte in den Lagern und in den Kolonistenortschaften.

Die Abteilung für Volksgesundheit des PNSAPV⁸ hat unter Nr. 1001/46 ein Rundschreiben folgenden Inhalts übersandt:

«Mit Rücksicht darauf, dass in den Zivillagern Fleckfieber aufgetreten ist, in einigen auch in Form grosser Epidemien, und da die Gefahr einer Übertragung dieser Krankheit auf unsere Bürger besteht, ordne ich, damit diese Gefahr gebannt wird, Folgendes an:

1. dass die Ärzte laut beigefügtem Verzeichnis in den ihnen zugeteilten Lagern ihren Dienst übernehmen, welcher in Folgendem zu bestehen hat:
 - a) Tägliche Untersuchung der Lagerinsassen zum Zwecke der Auffindung Fleckfieberverdächtiger oder an Fleckfieber Erkrankter. Wenn die Lager gross sind, haben die Ärzte die Kranken mit Hilfe von Sanitätern ausfindig zu machen, die der Arzt selbst auszuwählen und denen er diesbezügliche Anweisungen zu geben hat.
 - b) Isolierung dieser Erkrankten im Lager selbst; zu diesem Zwecke sind eigene Räume zu bestimmen, je nach Lagerstand.
 - c) Bekämpfung der Verlausung.
 - d) Der Arzt hat ein Kontrollbuch und ein Krankenprotokoll anzulegen, welches folgende Rubriken haben muss: laufende Nummer, Datum, Name und Vorname der untersuchten Person, Diagnose und Bemerkungen.
2. Wenn in dem Orte, wo ein Lager ist, auch Kolonisten sind, hat der Arzt hier denselben Dienst und auf dieselbe Art und Weise zu versehen wie im Lager. Wenn dies in einzelnen grösseren Orten und Städten nicht möglich ist, sind für die Arbeit unter den Kolonisten gesonderte Ärzte zu bestimmen.
3. Im Falle des Auftretens von Fleckfieber (sei es auch nur Verdacht) ist der Arzt verpflichtet, sofort seinen vorgesetzten Arzt zu verständigen (telefonisch oder telegraphisch), und dieser hat die zuständige höhere Sanitätsbehörde zu verständigen . . .⁹»

Ausser auf Rudolfsgrad bezog sich diese Anordnung¹⁰ auf noch 16 Zivillager im Banat¹¹.

⁸ Präsidium der Volksversammlung der Autonomen Provinz Wojwodina (Batschka, Banat, Syrmien).

⁹ Weiterhin enthält dies Rundschreiben noch die Anordnung, dass der Abteilung für Volksgesundheit «Iotägige Berichte über das Funktionieren des Sanitätsdienstes in den Lagern¹¹ zu übersenden sind. (Eine Photokopie des Originals befindet sich in der Dokumentensammlung.)

¹⁰ d.h. die Anordnung der Abt. f. Volksgesundheit der Kreis-Verwaltung Betschkerek.

¹¹ Im Gebiet des Kreis-Volksausschusses (ONO) Betschkerek (Mittelbanat). – Nach dem Verzeichnis der den einzelnen Lagern im Kreis Betschkerek zugeteilten Ärzte handelte es sich um folgen-

Das ganze Lager war mit viermaligem Bespritzen mit DDT-Pulver total entlaust. Die Fleckfieberkranken wurden, soweit sie erfasst werden konnten, in der Schule konzentriert. Die Sterbefälle erreichten ihr Maximum im Februar 1946.

Die Ärztesgruppe zur Bekämpfung des Fleckfiebers arbeitete aufopfernd und mit Hingabe unter der Gefahr, selbst infiziert zu werden. Die serbischen Ärzte und ihr Hilfspersonal brachten den deutschen Lagerinsassen grösstes Entgegenkommen entgegen, was ihnen von anderer Seite verübelt wurde. (Man hörte von ihnen Äusserungen, dass man solches Elend während der Okkupation durch die Deutschen weder erlebt noch gesehen habe.) Mit derselben Aufopferung arbeiteten die Krankenschwestern (Lagerinsassen), von denen 80% an Fleckfieber erkrankten und einige auch der Epidemie zum Opfer gefallen sind. Das Versprechen einer besseren Verpflegung für das Bekämpfungspersonal (Lagerinsassen) wurde nicht eingelöst. Es lag sicherlich nicht an den zwanzig Ärzten, die direkt oder indirekt an der Bekämpfung des Fleckfiebers beteiligt waren – vom beamteten Arzt im Gesundheitsministerium bis zu den Lagerärzten, ohne Unterschied der Volkszugehörigkeit und des Glaubensbekenntnisses –, dass nicht mehr Volksdeutschen geholfen werden konnte; ihrem Einsatz und ihrer Aufopferung gebührt volle Anerkennung, ebenso den Krankenschwestern und dem weiteren Sanitätspersonal.

Einmal versuchte man, die Not und das Elend mit Strenge zu bekämpfen. Die Lageraufsicht wurde neu geregelt, statt der Einteilung in Viertel wurde die Blockeinteilung eingeführt, mit einer Blockleiterin (Lagerinsassin) an der Spitze. Das Lager selbst wurde Neusatz direkt unterstellt und unterstand dann dem Hauptexekutivausschuss des Autonomen Gebietes Wojwodina, Abteilung für Innere Angelegenheiten, Sektion für Lager.

Seit Beginn der Zusammenfassung der Deutschen in Rudolfsgrad waren zur Unterbringung der Kranken Lager-Krankenhäuser eingerichtet worden, in welchen die Kranken lagermässig betreut wurden. In den Blochen waren Altersheime geschaffen zur Betreuung hilfloser, kranker Lagerinsassen. Nach der Fleckfieberepidemie wurde ein Erholungsheim aufgestellt zur Aufbesserung herabgekommener, schwacher, unterernährter Personen, für die Kinder, die keine Angehörigen hatten, ein Kinderheim, und auch das Kinderspital wurde zur Aufnahme für Aufbesserung der unterernährten und an Vitaminarmut erkrankten Kinder eingerichtet. Das Krankenhaus für Erwachsene blieb grossenteils mit Betten belegt; soweit es möglich war, wurden die an Lungentuberkulose Erkrankten im Spital für Tuberkulosekranke isoliert. Eine selbständige Infektionsabteilung nahm die an ansteckenden Krankheiten Erkrankten auf. Entbindungszimmer war auch eingerichtet. Die Verpflegung in den Spitälern war etwas besser als im Lager.

de Lager: Rudolfsgrad (Knićanin), Molidorf (Molin), Gross-Betschkerek (Petrovgrad), Elemir, Ernsthäuser (Ban. Despovac), Setschan (Sečanj), Sartscha (Sarča), Lazarfeld (Lazarevo), Katreinfield (Katarina), Stefansfeld (Šupljaja), Modosch (Jaša Tomić), Pardan (Ninčičevo), St. Georgen a. d. Bega (Begej Sv. Djuradj), Tschesterek (Čestereg), Neu Zerne (Nova Crnja), Ban. Topola, Mastort/Heufeld (Hajfeld).

Der Krankenstand in den Krankenhäusern und im Erholungsheim zählte im Durchschnitt von 230 bis 290 Personen, je nach Räummöglichkeit¹².

Berufskrankenschwestern waren im ganzen Lager nur vier. Jeder Block hatte eine oder zwei Krankenschwestern. Das Lager hatte einen Desinfektor, später Hygieniker (kein Lagerinsasse) zur Überwachung der Reinlichkeit der Lagerblöcke, -Gebäude, Wohnräume wie auch der persönlichen Hygiene der Lagerinsassen.

Die Arzneimittel wurden zuerst von einem, dann zwei und später von drei Apothekern verwaltet. Die erste Medikamentenbestellung war beschränkt. Die Arzneimittel reichten meistens nicht aus, kamen nicht regelmässig an, trotz regelmässiger Anforderung. Es war auch nicht alles Angeforderte zu haben, von ärztlichen Hilfsmitteln war kaum das unbedingt Allernotwendigste vorhanden. Im Jahre 1946, nach der Fleckfieberepidemie, wurde von 40–50 jungen Mädchen eine Heilkräuter-Sammlergruppe organisiert unter Leitung eines Apotheker-Laboranten. Auch Kohle wurde von der Gesundheitsorganisation selbst erzeugt. Die Gesundheitsorganisation im Rudolfsgrader Konzentrationslager zählte bei 300 Personen, alles Lagerinsassen.

Die Bekämpfung des Fleckfiebers dauerte bis April 1946.

Nach Aufhebung der Quarantäne wurde auf Intervention der Ärzte das Schicken von Paketen ins Lager erlaubt. Hauptsächlich die Sendungen aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika retteten manchem Lagerinsassen das Leben; vom Inland kamen auch viele Sendungen im Lager an.

Das Elend war gross, und wer keine Möglichkeit hatte, sich etwas zu verschaffen, und wer sich seelisch über das Elend nicht hinwegsetzen konnte, war bedroht, seinem langsamen Untergange entgegenzugehen.

Die Anzeichen der Ernährungsstörungen und die Folgen der Fleckfieberepidemie kamen immer mehr zum Vorschein. Die Menschen waren aufgedunsen, Durchfall stellte sich ein als Folge der vitaminlosen Kost, Skorbut, besonders unter den Kindern und Kleinkindern, Gürtelrose, Herzmuskeldegeneration, Nachtblindheit usw. Sehr viele Lagerinsassen waren schwach und unterernährt. – Nach dem April 1946 wurde die Zuteilung von Lebensmitteln regelmässiger¹³.

¹² Nach den statistischen Aufzeichnungen des Vfs. (Blatt 9) stieg die Zahl der Krankenhaufälle Ende März 1946 sprunghaft an und lag bis Ende Juni 1946 weit über diesem Durchschnitt, und zwar zwischen 491 (am 2. April, Höchststand überhaupt) und 316 (am 17. Juni); über den Lagerstand zu dieser Zeit s. die Übersichtstabelle, S. 510.

¹³ Nach einem Bericht (vom 6.3.1951) des Gymnasialprofessors Michael Kristof aus Gross-Betschkerek, der seit April 1946 eine Zeitlang bei der Lebensmittelverteilung beschäftigt war, und einer brieflichen Mitteilung (vom 17.5.1953) eines Internierten, der die Buchhaltung des Lagers Rudolfsgrader führte, gab es seit April 1946 durchschnittlich folgende Zuteilungen: Tägliche Rationen (in Gramm) pro Person

	arbeitende	nichtarbeitende
Maisbrot oder Maismehl	250-300	150-200
Erbsen oder Gerste (Graupen)	150	100
Speiseöl	25	15
Kochsalz	15-20	10-15
Kochmehl für Einbrenne	10	10

Die Gesundheitsverhältnisse:

Die arbeitsfähigen Erwachsenen mussten nach Frührapport, Krankmeldung, Arbeitseinteilung usw. tagtäglich auf die Arbeit gehen. Die Verpflegung der Schwerarbeiter im Hochsommer auf dem Hotter war hygienisch oft unzureichend, die Wasserversorgung so schlecht, dass des Öfteren akuter Brechdurchfall auftrat.

Das Trinkwasser wurde aus Schachtbrunnen geschöpft. Sämtliche Brunnen wurden bakteriologisch untersucht, und von den hunderten von Brunnen waren bloss bei 10 einwandfrei. Nun sollten die nicht einwandfreien Brunnen vernichtet werden, damit wäre aber das Lager ohne genügend Wasser geblieben. Man hat davon Abstand genommen, und die Brunnen mit einwandfreiem Trinkwasser wurden bezeichnet.

Die Folge des Fleckfiebers und der mangelhaften Ernährung waren folgende, am meisten verbreitete Krankheiten:

in den Jahren	1946	1947	1948
Herzmuskeldegeneration und Ödeme	753	252	139Höchststand
Durchfall	448	150	29
Avitaminose	76	158	32Personen
und Krätze	2 165	56f	19Fälle

als Folge der unhygienischen Verhältnisse sowie viele Hauteiterungen Augenerkrankungen, Hautkrankheiten (Bartflechte) usw.

Dem Antrag, Kranke in ein auswärtiges Krankenhaus weiterzuleiten, wurde selten stattgegeben. Das Lager selbst hatte doch kaum die allernotwendigsten ärztlichen Hilfsmittel.

Im Juni, Juli, August 1946 teilte man Weissbrot, Mehl, Erbsen, Linsen zu. Hernach kam wieder ein Rückschlag. – Ein ärztlicher Bericht aus dem Lager vom 13. Oktober 1946 meldet:

«Auf Grund der Anordnung Nr. 1436 vom 11.2.1946 wird der zehntägige Bericht über den gesundheitlichen und hygienischen Zustand im Samellager Rudolfsnad übermittelt:

Im Laufe dieses Monats trat erneut in grossem Ausmasse Krätze auf. Die Ursache liegt darin, dass die Lagerinsassen keine Seife haben und auch keine Gelegenheit, sich warmes Wasser zu verschaffen; und das Bad ist noch nicht fertiggestellt.

Malaria hat sich verringert, auch schon wegen der kalten Tage.

Herzmuskelerkrankungen und Ödeme sind infolge der schwachen Verpflegung und mangels Medikamenten noch häufig.

Skorbut gibt es noch 54 ziemlich schwere Fälle als Folge vitaminloser Verpflegung.

Tuberkulose gibt es insgesamt nur einige Fälle.

Infektionskrankheiten gibt es überhaupt nicht.

(Die höhere Ration für Arbeiter gab es nur an Arbeitstagen.)

Kinder von 2 bis 8 bzw. 12 Jahren erhielten die Rationen für Arbeiter, dazu 25 g Milchpulver; Kleinkinder bis zu 2 bzw. 4 Jahren erhielten statt Maisbrot oder -mehl ein Stück Weissbrot (100-300 g) und 25-50 g Milchpulver.

In grosser Menge zeigen sich Augenbindehautentzündungen, Hornhautentzündungen und Bindehaut-Hornhautentzündungen, ebenfalls wegen vitaminloser Verpflegung.

Die Verpflegung ist einseitig, denn ausser Erbsen und Gerste wird den Lagerinsassen fast keine andere Nahrung zugeteilt, es sei denn, sie gehören zur Kategorie der Schwerarbeiter, und das sind höchstens 10% von der Gesamtzahl der Lagerinsassen.

Die grösste Zahl der Kranken ist an Durchfall erkrankt, welche Krankheit eine Folge der Ernährung ist. Zwecks Untersuchung auf Typhus und Dysenterie wurden fast aus jedem Lager Exkremete entnommen, aber es wurde nicht ein einziger positiver Fall festgestellt, was beweist, dass der Durchfall durch die Ernährung verursacht ist.

Verlausung tritt auf, wird jedoch mit DDT erfolgreich bekämpft. Eine Bekämpfung mit Dampf hätte nur in dem Falle einen Sinn, wenn gleichzeitig auch das Stroh gewechselt würde. Aber dieses gibt es anscheinend nicht in genügender Menge. Deshalb ist es unerlässlich, die Desinfektion mit DDT-Pulver durchzuführen, weil damit auch das Stroh desinfiziert wird.

Aborte sind noch, immer nicht in genügender Zahl errichtet, weil kein Material vorhanden ist.

Arzneimittel sind fast überhaupt nicht vorhanden, darum wäre es notwendig, möglichst schnell die angeforderten Medikamente zuzustellen.

Mit Rücksicht auf die kalten Tage müsste man darauf drängen, dass alle Lagerinsassen täglich dreimal warmes Essen bekommen¹⁴.»

Nach der Fleckfieberepidemie, nach der Aufbesserung der Ernährung wurden Kleider und Wäsche verteilt, aber bei weitem nicht in genügender Menge und nicht entsprechend einer Anordnung des Hauptexekutivausschusses des Autonomen Gebietes Wojwodina, Abteilung für Innere Angelegenheiten, Sektion für Lager, unter Nr. 1480 vom 23. Mai 1946.

Der Lagerstand, nach dem Alter gegliedert, war am 30. April und 31. Mai 1946:

bis 5	6–10	11–14	15–18	19–60	über 60 Jahre
2 832	3 158	2 298	378	6 768	2 565
2 797	3 154	2 374	423	6 962	2 562

insgesamt 17 999 bzw. 18 272 Personen^{15 16}.

Eine andere, spätere Aufgliederung des Lagerstandes am 30. nach dem Alter September 1946:

bis 11	12-18	19–60	über 60 Jahre	insgesamt
6 013	1 643	6 676	2 291	16 623 Personen ¹⁶ .

¹⁴ Der Bericht wurde vom Lagerarzt und dem Lagerverwalter unterzeichnet. – Aus dem Serbischen übersetzt nach einer im Lager angefertigten Abschrift (Dokumentensammlung).

¹⁵ Davon also fast die Hälfte (46,0 Prozent) Kinder im Alter bis 14 Jahre. – Vom 1.-31. Mai sind 374 Personen gestorben.

¹⁶ s. dazu auch die folgende Übersichtstabelle der nach dem Alter gegliederten Sterbefälle im Jahre 1946.

Die an Infektionskrankheiten Erkrankten wurden, soweit sie erfasst werden konnten und wo es notwendig erschien, im Infektionsspital isoliert und behandelt, um die Masse vor einer Ausbreitung der Infektion schützen zu können. Die erfassten Fleckfieberkranken wurden zur Zeit der Epidemie in der Schule (an Zahl 524) konzentriert, davon sind 55 Personen gestorben. An den Folgen von Bauchtyphus, es waren meistens Rekonvaleszenten aus den Heimatdorflagern, sind 2 Personen gestorben. An Dysenterie sind 2 Fälle verzeichnet, gleichzeitig 1 Sterbefall.

An weiteren Infektionskrankheiten erkrankt gestorben

Scharlach	48	5
Hirnhautentzündung	6	1
Rotlauf	36	2
Starrkrampf	1	1
Diphtherie	166	26
Spinale Kinderlähmung	6	–
Mumps	237	3
Masern	110	23
Keuchhusten	14	–
Malaria	4213	–

Von Mumps wurden die schwachen, unterernährten Kinder nicht befallen, nur besser genährte Kinder erkrankten an Mumps. Die an Mumps Verstorbenen waren Erwachsene mit eitriger Ohrspeicheldrüsenentzündung und anschließender Blutvergiftung.

Die Todesfälle:

Die Sterbefälle erreichten ihr Maximum im Februar 1946 bis Mitte des Monats. Nach einem Höchststand der Sterbefälle im Februar 1946 mit 1346 Todesfällen fiel die Sterbezahl im September desselben Jahres auf 159. Das Maximum der Sterbefälle an einem einzigen Tage, 4. Februar 1946, betrug 72 Todesfälle.

Gestorben sind: Alter	Okt.-Dez. 1945		im Jahre 1946	
	bis 10 Jahre	129		1 036
10 – 20 Jahre	23	152	249	1 285
20 – 30 Jahre	13		96	
30 – 40 Jahre	24		220	
40 – 50 Jahre	48	85	351	667
50 – 60 Jahre	139		931	
60 – 70 Jahre	444		2 109	
70 – 80 Jahre	452		1 047	
80 – 90 Jahre	177		163	
90 – 100 Jahre	12	1 224	1	4 251
		1 461		6 203

insgesamt 7'664 Personen in 15 Monaten¹⁷.

¹⁷ Der durchschnittliche Lagerstand während dieser Monate betrug ca. 17'200 Personen (höchster

Die meisten Lagerinsassen sind an den Folgen der Ernährungsstörungen und des Fleckfiebers (Herzmuskeldegeneration, Ödeme, Durchfall) gestorben und am Anfang zur Zeit der Grippeepidemie. Gestorben sind an den Folgen von Dystrophie und Fleckfieber:

	ab 21. Febr. 1946	1947	bis März 1948
an Ödemen	511	401	129
Durchfall	1860	415	65
Skorbut	57	10	–
Fleckfieber	49	–	–
Personen	2477	826	194

Sterbezahl vom 21.2. – 31.12.1946 insgesamt 3'918 Personen, im Jahre 1947 insgesamt 1'491 Personen, bis März 1948 insgesamt 348 Personen.,

Gestorben sind in Rudolfsgnad vom 10. Oktober 1945 bis 25. März 1948:

in den Jahren	1945	1946	1947	1948	insgesamt
Personen davon Erwachsene:	1461	6203	1491	348	9503
Männer	473	1270	518	106	2367
Frauen	842	3701	863	239	5645
					8012
davon Kinder bis 14 Jahre:					
Knaben	66	626	51	2	745
Mädchen	80	606	59	1	746
					1491

Die durch das Absterben entstandenen Lücken sind durch neue Zugänge von Deutschen aufgefüllt worden. Anfang des Jahres 1947 kamen die Deutschen aus der Baranja, aus Slawonien, Bosnien und der Untersteiermark mit teilweise österreichischen und reichsdeutschen Staatsbürgern, unter anderen die Mönche aus dem Kloster Travnik. Anfang des Jahres 1948 sind die Lager Gakovo und Molidorf mit über 6'000 Vertriebenen nach Rudolfsgnad übersiedelt¹⁸. Die Molidorfer Lagerinsassen sahen noch erbärmlicher aus als die Rudolfsgnader. In Molidorf wütete stark die Malaria, und da keine Arzneimittel zur Malariabehandlung vorhanden waren, waren die Leute so verfallen¹⁹.

Stand Ende November 1945 mit 20'516, niedrigster Stand Ende Oktober 1946 mit 16'519 Personen); zur altersmässigen Gliederung vgl. die voranstehenden Tabellen für Ende April, Mai und September 1946; die Zahlen der monatlichen Sterbefälle und des jeweiligen Lagerstandes enthält die Übersichtstabelle, S. 509 f.

¹⁸ Gakovo war (wie Rudolfsgnad im Banat) das grosse Konzentrationslager in der Batschka; s. die Berichte Nr. 59 und 60.

¹⁹ In der Statistik der Infektionskrankheiten im Lager Rudolfsgnad sind für Dezember 1947 nur noch 17 Erkrankungen an Malaria verzeichnet, für Januar 1948 dann 237, Februar 921 und März 250 Fälle.

Nach der Fleckfieberepidemie wurden die unterernährten Waisenkinder und Kleinkinder ohne Angehörige oder verschleppter Eltern in auswärtige Kinderheime gebracht. Die Fortführung dieser Kinder wurde ausserhalb des Lagers angeordnet, organisiert und durchgeführt. Es handelte sich um etwa 500 Kinder. Das sind die Kinder, die nach 2-3 Jahren der deutschen Sprache nicht mehr mächtig waren²⁰.

Ein Begräbnis im gewöhnlichen Sinne gab es nicht. Die Leichen wurden auf einem gewöhnlichen Bauernwagen in die Massengräber gebracht. Zuerst wurden die Leichen in den Häusern liegengelassen (meistens im Gang) und von da in die Massengräber gebracht. Später, als schon Wohnräume entbehrt werden konnten, wurden Leichenkammern errichtet, und von da aus geschah die Weiterbeförderung. In der Zeit der Fleckfieberepidemie waren die Leichen mangelhaft gekleidet, später wurden die Leichen in zerfetzte Decken eingewickelt und so begraben. Die Begräbnisstätte war am Anfang der Lagerzeit der Rudolfsnader Friedhof, bis einschliesslich 13. Februar 1946, und hier fanden 3'160 Deutsche die Ruhe in Massengräbern²¹. Da aber zu dieser Zeit im Friedhof das Grundwasser schon zu hoch war, wurde die «Teletschka» ausersehen, höher gelegen, etwa 2 Kilometer vom Dorf entfernt, an der Rudolfsnader-Centaer Landstrasse rechts gelegen, bei deren Auswahl der Standpunkt der einflussreichen landwirtschaftlichen Gutsverwaltung massgebend war. Nun fuhr der Bauernwagen mit den Leichen seit dem 14. Februar 1946 täglich auf den neuen Bestimmungsort. An diesem regelmässigen Vorgang änderte sich nichts bis in die letzten Monate vor der Auflösung des Lagers; da wurden die Pferde von zwei Eseln vor dem Wagen abgelöst, und der mit den zwei Eseln bespannte Wagen machte jeden Tag den Weg auf die «Teletschka» bis Ende März des Jahres 1948. In den Massengräbern der «Teletschka» wurden 6'343 im Lager Rudolfsnada verstorbene Deutsche beerdigt.

Das Verlassen des Lagers war strengstens verboten. Lagerinsassen, die sich aus dem Lager hinausstahlen, um sich Lebensmittel zu verschaffen oder um zu flüchten, wurden erschossen, wenn sie bei der Tat ertappt wurden. Dasselbe passierte auch, wenn sich jemand in das Lager einschleichen wollte. Nach den ersten Erschiessungen wurde das Schiessen auf Lagerleute verboten, trotzdem fielen noch einzelne Lagerinsassen der Kugel zum Opfer. Es sind 11 Erschiessungen für 1946 und 3 für 1947 verzeichnet, alle ausserhalb der Lagergrenzen; Ausnahmen waren zwei männliche Lagerinsassen aus Čestereg, die im Frühjahr 1947 beim Absägen eines Baumastes von einem Volkspolizisten ertappt und innerhalb des Lagers aus 30 Meter Entfernung erschossen wurden. Die

²⁰ s. hierzu die Berichte Nr. 63 f. In einem Nachtrag vermerkt der Vf. noch, dass Schulunterricht für die Kinder im Lager nicht gestattet wurde und dass die internierten Priester abgesondert und unter Beobachtung gestellt waren. – Über die entsprechenden Verhältnisse und Vorgänge im Lager Gakovo s. die unter Nr. 60 abgedruckten Tagebuchaufzeichnungen des Kaplans M. Jöhler, S. 455 ff. mit Anm. 7.

²¹ Nach anderer Angabe (mit Berufung auf eine Mitteilung des Rudolfsnader Totengräbers) wurden auf dem Friedhof insgesamt 3335 im Lager Verstorbene beerdigt; wahrscheinlich sind in dieser Zahl auch die schon bis Oktober 1945 im Heimatlager Rudolfsnada Verstorbenen mitgezählt.

Todesfälle durch Erschiessen wurden verzeichnet nach protokollarischer Aufnahme und nach der Leichenbeschau. Die Erschossenen waren alle von hinten, von der Rückseite, in Fluchtversuchstellung getroffen, nach der Einschussöffnung beurteilt.

Selbstmord verübten etwa 11 Personen aus Verzweiflung. Dann sind einige Ertrinkungsfälle zu erwähnen. Vier bis fünf Geistesranke wurden in eine Irrenanstalt eingewiesen. – Jeder natürliche und unnatürliche Todesfall wurde registriert. Das von der Lagerverwaltung geführte Sterbematrikelbuch wurde nach der Auflösung des Lagers Rudolfsnad nach Perlez verlegt.
Statistik der Krankenbehandlung.

In den Ambulanzen wurden Massenbehandlungen durchgeführt:

Jahr Monat	Behandlgn. lt. Ausweis	Ärztl. Untersuchung lt. Arztprotokoll	Gestorben	Lagerstand Ende des jew. Monats
1946 I.	5 321	2 442	1265	18 320
II.	27 402	1 592	1346	16 886
III.	11 112	2 796	971	16 593
IV.	16 982	3 676	685	17 999
V.	23 833	3 860	374	18 272
VI.	22 983	5 157	274	18 034
VII.	17 644	6 569	232	17 059
VIII.	18198	3 610	223	16 966
IX.	16 756	3 198	159	16 623
X.	16 904	5 558	237	16 519
XI.	8 958	2 241	192	16 682
XII.	16 252	2 574	245	16 978
zusammen:	202 345	43 273	6 203	–
1947 I.	22 270	3 932	165	20 583
II.	17 772	3 358	136	20 732
III.	39 151	4 244	167	20 414
IV.	32 536	4 546	193	19 612
V.	29 350	6184	119	19 200
VI.	23 731	5 252	98	16 812
VII.	27 990	6 684	104	15 946
VIII.	25 051	5 630	127	15 134
IX.	21 744	4 872	89	13 801
X.	17 102	4 498	132	12 936
XI.	13 862	2 922	91	12 623
XII.	10 472	1844	70	12 487
zusammen:	281 031	53 966	1491	–
1948 I.	26 043	2 687	125	18 800
II.	27 984	3 293	174	13 342
III.	2 045	2 045	49	–
zusammen:	56 072	8 025	348	–
insgesamt:	553 210	114 805	9 503	–

Die Auflösung des Lagers.

Etwa 33'000 Volksdeutsche und Deutsche passierten das Konzentrationslager in Rudolfsgnad von Oktober 1945 bis Ende März 1948.

Das Lager Rudolfsgnad nannte sich zuerst «Konzentrationslager Rudolfsgnad» (Kničanin), dann «Zivillager Rudolfsgnad», «Lager Rudolfsgnad» und «Arbeitssiedlung Rudolfsgnad» und zuletzt «Arbeitssiedlung in Liquidierung Rudolfsgnad». Für das alles, was in Rudolfsgnad war und was sich dort abgespielt hatte, war und blieb in Jugoslawien der amtliche Name:

Arbeitssiedlung Rudolfsnad (Kničanin). Der Vorsteher des Konzentrationslagers hiess zuerst: Lagerkommandant, dann: Lagerverwalter (Direktor).

In Rudolfsnad waren Volksdeutsche aus Jugoslawien, Rumänien, der Tschechoslowakei und österreichische und reichsdeutsche Staatsbürger interniert²².

Vor Auflösung des Lagers (Arbeitssiedlung in Liquidierung) wurden die hygienischen Vorbereitungen und Massnahmen von einem beauftragten Arzt des Hygienischen Instituts in Neusatz überwacht. Es wurde eine Trockenkammer improvisiert – die be-

²² Von den internierten Volksdeutschen aus Jugoslawien wurden in einem 1948 (vor Auflösung der Lager) eingeführten Karteblatt folgende Personaldaten aufgenommen (Übersetzung und Form nach einer Photokopie des Karteblattes):

Zahl der ausgestellten Bescheinigung Buchstabe.....
/48

KARTEIBLATT

für den Deutschen (Einheimischen)

- 1) Name u. Vorname (bei Frauen auch Mädchenname)
- 2) Geburtsjahr Familienstand
- 3) Befindet sich in welchem Lager
 Datum der Einweisung ins Lager 194.....
- 4) Wer hat ihn ins Lager überwiesen
- 5) Wohnort vor der Einweisung ins Lager
- 6) Beschäftigung Schulbildung
- 7) Welche Sprachen spricht er
- 8) Nationalität Staatsbürgerschaft.....
- 9) Name des Vaters
 Vorname u. Mädchenname der Mutter
- 10) Wo befindet sich der Vater die Mutter
- 11) Vorname u. Mädchenname der Frau (des Mannes)
 Geburtsjahr
- 12) Wo befindet sich die Frau (Mann)
- 13) Vorname u. Geburtsjahr der Kinder
- 14) Wo befinden sich die Kinder
- 15) Nächste Verwandte in Freiheit und wo
- 16) Angehörige im Ausland und wo
- 17) Wer befindet sich in Gefangenschaft u. wo
- 18) Dienstzeit in feindlichen Formationen von 194.....
 bis 194..... wo Dienstgrad
- 19) War in der Organisation
 von 194..... bis 194..... Funktion.....
- 20) Besass in unserem Lande was..... wo
 in welchen Händen befindet sich der Besitz
- 21) Sonstige Bemerkungen:
- 22) Verhalten während der Okkupation
- 23) Verhalten im Lager
- 24) Wo befindet er sich auf Arbeit
- 25) Wohin wird er zur Arbeit eingewiesen
 und wann 194.....

Eingetretene Veränderungen:

gonnene aber nie fertiggestellt, wie auch das Bad. Es wurde ein amerikanisches Feldbad aufgestellt. Anscheinend wollte man sämtliche Lager über Rudolfsgnad auflösen; da aber viele nach Rudolfsgnad eingewiesene Lagerleute (auch die, die bei Zivilpersonen auf Arbeit waren) hygienisch nicht einwandfrei waren und dadurch nachteiligen Einfluss auf die hygienischen Verhältnisse im Rudolfsgnader Lager verursacht hätten, hat man davon abgesehen.

Im Folgenden berichtet der Vf. über die Entlassung der Internierten aus dem Lager Rudolfsgnad und ihre gleichzeitige Überführung an einen bestimmten Ort oder Arbeitsplatz mit dreijähriger Arbeitsverpflichtung und schildert abschliessend die Lebensverhältnisse der auf das Staatsgut «Pantschowaer Ried» eingewiesenen Deutschen»²³.

Nr. 63

Erlebnisbericht der Schwester Marianne Sauer-Giesse aus Panschowa (Pančevo) im Banat.

Abschrift (von der Vfn. ergänzt und bestätigt), 30. November 1959, 5 Seiten, mschr.

Überführung der von den Eltern getrennten Kinder aus dem Lager Rudolfsgnad in staatliche Kinderheime im Juli 1946; die Verhältnisse im Kinderheim in Banatsko Novo Selo in der Zeit bis Juni 1947, die dortigen Fürsorgemassnahmen bis zur Gesundung der Kinder und ihrer weiteren Verteilung auf verschiedene Heime in anderen Gebieten Jugoslawiens, insbesondere in Mazedonien und Slowenien.

Nach einigen Bemerkungen über die Verhältnisse im Internierungslager Brestowatz und insbesondere im Lager Rudolfsgnad¹ berichtet die Vfn.:

Nach all den bitteren und grauenvollen Erlebnissen der kleinen Kinder im Rudolfsgnader Lager kam der 1. Juli 1946. Wagen mit eingebauten Röntgenapparaten standen im Kommandohof. Ein kleiner Transport mit Kindern, die an Tbc erkrankt und noch transportfähig waren, wurde vor einigen Tagen fortgefahren. Einige Frauen durften zur Pflege der erkrankten Kinder mitfahren. Aber niemand wusste, wo die Transporte hingingen. Nun wurden 500 Kinder, die noch transportfähig waren, aus dem jämmerlichen Haus, das den Namen Kinderheim führte, im Kommandohof versammelt. Von dort ging ich unter schwerer Partisanenbewachung mit den 500 Kindern zum Bahnhof. Diese 500 gesundheitlich sehr herabgekommenen Kinder hat man in Viehwaggons wie eine Herde Vieh gesteckt. (Einzelne Frauen durften als Pflegerinnen mitgehen. Darunter war auch die Frau Pohl mit ihren drei Töchtern aus Ban. Brestowatz.) Ich konnte es geistig nicht

²³ abgedruckt unter Nr. 77.

¹ s. Bericht Nr. 62.

nicht erfassen, was meine Augen nun da sahen. In den Waggons waren viele Brote und Marmelade. Die armen Kinder, deren Leib nur Skelette dar» stellten, schrien in ihrer grossen Hungerqual: «Schwester, bitte Brot!» Ich war nun überglücklich, dass ich diesen vor Hunger ausgemergelten Kindern nach diesen vielen entsetzlichen Entbehrungen ein Stück Brot mit Marmelade reichen konnte. Nach dieser langersehnten Sättigung der Kleinen fuhr nun der Zug unter starker Transportbewachung ab. Von Rudolfsnad bis Pantschowa erwarteten uns auf den Bahnhöfen serbische Frauen mit Tee und mit Körben voll Weissbrot. Es war doch rührend: Der eine Teil des Regimes will uns ausrotten, die aber nicht zum Regime gehören, die haben ein Herz voll Erbarmen.

Diese 500 Kinder sind in staatliche Kinderheime (Decji Dom) aufgeteilt worden, und zwar in Pantschowa, Franzfeld, Banat-Neudorf und Vlajkovac bei Werschetz². Ich bin mit 150 drei- bis achtjährigen Mädchen in das Kinderheim nach Vlajkovac gekommen, welches hier in einem gräflichen Kastell errichtet war. Der Leiter des Heimes war von unserer Ankunft nicht verständigt worden. Nun gab er sich die grösste Mühe, uns alle gut unterzubringen. Vor allem bekamen die Kleinen gut zu essen. Es befand sich dort eine gut eingerichtete Ambulanz. Ein Friseur schnitt den Mädchen fachgemäss ihr Haar. Für jedes Kind wurde Wäsche genäht. Am ersten Abend wurden alle Kinder gebadet. Jedes einzelne erhielt ein reines, weisses Hemdchen. – Der Körper der Kinder war ganz wund. Es gab fast keine Stelle am Leib, wo sich die Krätzenmilbe nicht schon lange Zeit in den ausgemarterten Körpern der Kinder immer tiefer hineinfrass.

Schon nach drei Tagen musste ich in das Kinderheim nach Neudorf (Banatsko Novo Selo) übersiedeln. Hier musste ich eine Ambulanz einrichten und alle nötigen Medikamente in Pantschowa bestellen. Ich hatte auch ein besonderes Zimmer für schwerkranke Kinder. In diesem Heim waren Kinder von 8-12 Jahren. Viele Kinder waren infolge ihrer Unterernährung im Wachstum sehr zurückgeblieben. Sie waren also schon 13-14 Jahre alt, aber vor ihrem Abtransport aus Rudolfsnad hat man sie wegen ihrem kleinen und schwachen Körper auf 12 Jahre geschätzt, und mit dieser Jahreszahl wurden sie auch in die Transportliste eingetragen. Für diese Kinder war dies eine Rettung ihres sehr bedrohten Lebens. Denn aus Rudolfsnad durften nur Kinder bis 12 Jahre in die Kinderheime überstellt werden. Und warum kam es zu so einem grossen Durcheinander bei der Eintragung der Kinderjahre in ihre Papiere? Weil die dreijährigen Kinder doch noch nicht sagen konnten, wie sie heissen, von wo sie sind, wie alt sie sind und wer ihre Eltern sind. Bei solchen Kindern, ob klein oder gross, wurde ihr Alter geschätzt.

Acht Frauen aus verschiedenen Lagern waren in dem Kinderheim zur Pflege der Kinder eingesetzt. Frau Horesch aus Pantschowa musste als Schneiderin für die Kleinen sorgen. Die Kinder hatten alle ganz gleiche Teller und Schalen. Im Speiseraum haben

² Es handelte sich dabei um Kinder, die im Internierungslager elternlos waren; s. hierzu auch Bericht Nr. 64 und die Tagebuchaufzeichnungen des Kaplans M. Jöhler vom 29. Juni und 18. Juli bis 3. September 1946, vom 20. Januar und 1.-10. Februar 1947, abgedruckt unter Nr. 60, S. 455 ff. und 467 ff.

die Köchinnen jedem Kind sein Essen gereicht. – In den Betten in Neudorf gab es viele Wanzen. In den einzelnen Räumen waren bis 20 Betten aufgestellt. – Hier in diesem Heim war eine Frau als Kommandantin. Ein «Drug³» war Verwalter. Dann war noch eine Chefin für die Herausgabe der Lebensmittel, Kleider u.a. und zwei «Drugarica» für die Erziehung der Kinder. («Drugarica» Danitza liess sich von den Kindern oftmals die Läuse auf ihrem Kopf fangen.)

Meine Aufgabe war, alle Kinder in Behandlung zu nehmen. Gleich in den ersten Tagen kam, wie aus dem heiteren Himmel gefallen, eine ärztliche Kommission aus Neusatz und Pantschowa mit dem ersten Augenspezialisten Dr. Pavkovic an. Ohne Ausnahme waren alle Kinder augenleidend. Sie wurden der Krankheit nach in drei Gruppen eingeteilt. Alle 100 Kinder musste ich täglich viermal in Augenbehandlung nehmen. Ich hatte keine andere Hilfe. Daher musste ich alles allein machen. Es waren dabei 26 ganz schwere Fälle, bei welchen die Augen jedes einzelnen Blindes volle zwei Stunden behandelt werden mussten. Wieviel haben diese Kinder an ihrem Augenleiden, unter der Krätzenmilbe und Skorbut zu leiden gehabt! Es gab kein Kind ohne Durchfall. Der schwerste Krankheitsfall war bei einem neunjährigen Mädchen eingetreten. Maria Raff aus Vojlovica bei Pantschowa lag an Bauchtyphus schwerkrank darnieder. Dann waren in einer Woche sechs Mädchen an Lungenentzündung erkrankt. Da war ich um die Kleinen grenzenlos besorgt, denn es war ein Kampf auf Tod und Leben. Käthe Kowatsch (12 Jahre alt) aus Kernei (Batschka) schwebte tagelang in grosser Todesgefahr. In solchen Fällen durfte ich einen russischen Arzt rufen lassen. Er sagte: «Schwester! Sie haben alles Menschenmögliche getan. Versuchen sie es nochmals mit einer Injektion. Und wenn dieses Kind am Leben bleibt, dann brauchen sie mich nicht mehr rufen.» Käthe Kowatsch war gerettet. Sie ist ein blühendes Mädchen geworden. In späteren ganz schweren Krankheitsfällen kam der russische Arzt noch viermal. Dieser Arzt war zu uns Deutschen vor allem ein Mensch. Er war noch während der Zarenzeit Arzt. Er liess nie auf sich warten. Er sagte: «Schwester! Wenn sie mich rufen, dann weiss ich, worum es geht.» War er aber manchmal nicht in Neudorf, dann musste ich ihn vertreten, falls es einen dringenden Krankheitsfall gab.

Vom Juli 1946 bis Juni 1947 waren vier Ärztekommisionen in Neudorf, darunter Dr. Pesic, der Augenspezialist aus Neusatz. – Zweimal waren Kinder in der Zeit vom Juli 1946 bis Juni 1947 in Pantschowa bei der Röntgenuntersuchung. Einmal habe ich selbst dieser und einer Zahnuntersuchung in Pantschowa beigewohnt. Ich selbst musste an einem Tage 38 Zähne den Kindern im Neudorfer Kinderheim ziehen, weil die Zahnbehandlung in Pantschowa ausgeblieben war. – Die Kommission kam immer ganz unverhofft im Heim an. Der Leiter wusste auch nichts vorher davon. Es wurde sogar auch die Küche und auch die Schlafräume kontrolliert. Gegen die lästigen Wanzen wurde jedoch nichts unternommen.

Die Tagesordnung verlief genau nach einem Stundenplan. Essen gab es fünfmal täglich, für Schwerkranke sechsmal. Vollmilch bekamen die Kinder, soviel als für

³ Genosse.

Schwerkranke nötig war, also ein halbes Liter für jedes Kind. Fleisch, Obst, Zucker, Eier gab es genug. Nur an Brot fehlte es im April, Mai und Juni 1947. Ein Mädchen aus Rumänien, die grosse Marie genannt, hat vom Juli bis Oktober 1946 24 kg und ein anderes Mädchen 20 kg zugenommen. Ich musste jeden Monat das Gewicht und die Höhe der Kinder feststellen. Mein Monatsbericht über die Kinder im Kinderheim zu Neudorf wurde jèden Monat nach Neusatz gesandt. Ich hatte keinen einzigen Todesfall. Es wurde auch kein einziges krankes Kind in einen anderen Ort verbracht.

Die ausgeheilten Kinder kamen in ein anderes Heim. Im Oktober 1946 konnte schon der erste Transport gesunder Kinder abgehen, und zwar nach Skoplje, Bitolj und Kumanovo (in Mazedonien). Wie kam nun so ein Transport zustande? Es war entweder plötzlich eine Kommission gekommen und untersuchte nochmals die ausgeheilten Kinder. Oder die Kinder kamen nach Panschowa, wo sie von Dr. Pavkovic untersucht wurden. Unsere Kommandantin und die «Drugarica» begleiteten jeden Transport bis an Ort und Stelle.

Nach dem Abtransport der gesunden Kinder kamen gleich wieder Transporte mit kranken Kindern in meinem Kinderheim an. Meine Aufgabe begann nun von Neuem. Jetzt hatte ich 114 Kinder, Buben und Mädchen, die noch nicht ausgeheilt waren. Im November 1946 gingen die Transporte nach Agram (Aleksinac 25-27), Jänner 1947 nach Montenegro und nach Slowenien. In Slowenisch Bistritz wurden die Kinder auf verschiedene Kinderheime aufgeteilt. Hernach bekam ich wieder 78 kranke Kinder. Im April 1947 ging der Transport nach Mazedonien. Jetzt wurden mir wieder 86 kranke Kinder zugeteilt.

In Neudorf gab es keinen Schulunterricht für die Kinder, da sie ja alle in Behandlung standen, und es war daher keine Möglichkeit vorhanden, eine Schule zu besuchen. Die «Genossinnen» lernten die Kinder serbische Lieder singen. Dieser Gesangsunterricht war ihnen angeordnet. Da die «Genossinnen» kein Wort Deutsch konnten, sprachen sie mit den Kindern serbisch. In meiner Freizeit sang ich mit den Kindern deutsche Lieder, so dass es ganz Neudorf hören konnte. Wir mussten aber zur Abwechslung auch serbische Lieder singen, denn nur deutsche Lieder zu singen wäre uns bald verboten worden. Unsere meist gesungenen Lieder waren: 1) Die Welt ist uns so leer, wir haben keine Eltern mehr. 2) Kehr ich einst zur Heimat wieder. 3) Das schönste Blümlein auf der Welt. Fast bei einem jeden Transport, der abging, sangen mir die Kinder zum Abschied deutsche Lieder im Heim und sogar auch am Bahnhof. Der Abschiedsgesang war so rührend, dass allen meinen Kindern bittere Tränen über ihre zarten Wangen rollten. Aus aller Kinder Mund vernahm ich dann noch ein dreifaches «Grüss Gott unserer lieben Schwester». Dann folgte nur noch ein wehmutvolles Schluchzen und Weinen, und «Schwester, Schwester!» wurde noch laut solange gerufen, bis der Zug in der Ferne entschwunden war.

Ich hatte von allen 396 Kindern, die ich in Neudorf behandelt habe, die Namen in einer Liste niedergeschrieben. Aber auf der Flucht aus dem Kinderheim im Juni 1947 ging mir mein Koffer verloren.

Nr. 64

Erlebnisbericht der Anna Klein aus Heufeld (Hajfeld), Bezirk Modosch (Jaša Tomić) im Banat.
Original, 20. April 1958, 5 Seiten, hschr.

Erlebnisse der Vfn. und ihrer Geschwister bei der Deportation ihrer Mutter Ende 1944, bei der Internierung und während ihres Aufenthaltes im Lager und in staatlichen Heimen für elternlose Kinder bis zu ihrer Ausreise aus Jugoslawien und ihrem ersten Wiedersehen mit der Mutter im Jahre 1950.

Nachdem mein Vater schon, der in deutschem Militärdienst war, 1944 vermisst wurde, haben die Russen im selben Jahr zu Weihnachten auch meine Mutter zwangsweise in eines ihrer Arbeitslager verschleppt. Ich blieb mit meinen zwei Geschwistern, einer älteren Schwester und einem jüngeren Bruder, bei der Grossmutter zurück. – Vielleicht kann man sich vorstellen, dass der Abschied von der Mutter nicht spurlos vorbeigehen kann. Der Augenblick, als sie von uns weinenden Kindern weggerissen wurde, hat sich tief in mein Gedächtnis eingepägt, wenn ich auch erst sechs Jahre alt war. Es ist mir ganz gegenwärtig, als an jenem Morgen ganz früh, etwa gegen 5 Uhr bei uns sehr heftig geklopft wurde und zwei Männer meine Mutter energisch aufforderten, innerhalb einer Stunde zum Aufbruch bereit zu sein. Von dem unheimlichen Gepolter und Lärm waren auch wir drei wach geworden. Grosse Furcht, vielleicht auch etwas Vorahnung hat uns in ein Bett getrieben, wo wir dicht aneinandergedrängt sassen, am ganzen Körper zitternd vor Kälte, mehr aber vor Angst. Unter heftigem Schluchzen vermochten wir immer nur flehend die eine Bitte zu rufen: «Mama, bleib bei uns! Geh nicht fort!» Aber die Partisanen liessen sich nicht vom Weinen und Schreien von Kindern rühren, erbarmungslos haben sie unsere Mutter von uns weggerissen und uns zurückgestossen. Erst gegen Mittag wagte es eine Grosstante, aus dem Hause zu gehen und uns zu sich zu holen¹.

So lebten wir nun bei unserer Grosstante, bis im Frühjahr 1945 alle Deutschen meiner Heimat ins Lager gesteckt wurden. Auf einen Aufruf hin sollten sich alle Deutschen vor dem Gemeindehaus des Nachbardorfes einfinden². Meine Tante machte uns fertig und schickte uns drei allein los, sie blieb bei ihrer gelähmten Mutter zurück. Meine Schwester, die damals neun Jahre alt war, nahm uns an der Hand, und wir gingen den anderen Leuten nach. Vor dem Gemeindehaus hatte sich schon eine Menge Menschen eingefunden; wir stellten uns dazu. Vor lauter Angst vermochten wir gar nicht mehr zu weinen, wie es vielfach um uns geschah. In das Weinen und Klagen mischte sich das Brüllen und Befehlen der serbischen Partisanen. Hin und wieder ertönte ein Schuss, der uns in mächtiges Zittern versetzte. Wie glücklich waren wir, als wir in dem Menschengewühle unsere Grossmutter fanden, die sich sogleich unser annahm und an die wir uns

¹ Über die Deportation von Volksdeutschen zur Zwangsarbeit in der Sowjetunion 8. die Berichte Nr. 44-50; über die Ereignisse in Heufeld nach der Besetzung durch sowjetische Truppen und Partisanen 8. Bericht Nr. 40.

² Mastort, am 18. April 1945.

klammerten! Wir wurden mit mehreren anderen Leuten in ein Haus eingewiesen, wo wir unter ständiger Aufsicht und mit sehr wenig Nahrung lebten.

Aber es sollte noch schlimmer werden. Wir wurden in das Internierungslager nach Molidorf gebracht, wo Hunger, Armut, Angst, Not noch viel grösser wurden. Wir lagen auf Stroh mit so vielen Leuten zusammen, wie man nur in ein Zimmer stecken konnte. Die spärliche Verpflegung diente nur dazu, den Magen mit Wasser zu füllen und den Hunger nur während des Essens zu stillen. Sehr viele Leute starben infolge des Hungers, der Erschöpfung oder Misshandlung von den Lagerleitern. So haben wir als Kinder schon viele Leute sterben und verhungern gesehen. Eines Tages sollte auch unsere Grossmutter unter den Opfern sein. In der Früh schlief sie sehr lange, wir wollten sie nicht wecken; aber sie war nie mehr aufgewacht, sie lag tot neben uns auf dem Stroh. Sie wurde in eine Decke eingewickelt, und ein Wagen, der jeden Morgen vorbeifuhr und alle Toten einsammelte, hat auch sie uns genommen. Wir durften nicht mitgehen und sehen, wo man sie mit vielen anderen in ein Massengrab verscharrte. Jedoch konnten wir es später erfahren, und wir haben uns heimlich zu ihr ans Grab geschlichen. Wir waren jetzt in aller Not ganz allein unter fremden Menschen. Eine Frau aus unserer Heimatgemeinde erbarmte sich unser und sorgte, so gut es ging, für uns. Aber auch meine nun zehn Jahre alte Schwester musste viele Aufopferungen und Sorgen auf sich nehmen; mit anderen Erwachsenen stahl sie sich nachts aus dem Lager, um ein wenig Essbares zu verschaffen³.

Nach zwei Jahren holten die Kommunisten die wenigen noch am Leben übriggebliebenen Kinder in ihre Heime, die sie dann für sich erziehen wollten. So kamen auch wir drei, da sie uns als Waisenkinder ansahen, in das Kinderheim nach Debeljača. Hier kamen wir wieder in menschenwürdige Verhältnisse, wir konnten wieder in Betten schlafen. Was aber für uns viel wichtiger war, wir durften uns satt essen. Jedoch hatten viele die plötzliche Umstellung nicht vertragen können. Das gute und übermässige Essen liess viele krank werden und sterben. Auch mein Bruder stand an der Schwelle des Todes, aber Gott sei Dank konnte er noch einmal seiner Macht entinnen. – Nicht nur körperlich waren wir bis auf Haut und Knochen abgemagert, sondern auch seelisch völlig zusammengebrochen. Ich lebte die erste Zeit in einer ständigen Angst vor dem Ungewissen. Durch die vielen Entbehrungen war ich früh ernst geworden, ja verschlossen und misstrauisch. Konnte man denn den Heimleiterinnen glauben und ihnen Vertrauen schenken? Bis jetzt hatte sich ja auch keiner um uns gekümmert. Eine Mutter, der wir hätten vertrauen können und die uns auch jetzt noch getröstet hätte, hatten wir nicht mehr⁴.

³ Über die Verhältnisse im Internierungslager Molidorf (Molin) s. auch die Berichte Nr. 52 f.

⁴ Die folgenden Anmerkungen hat die Vfn. ihrem Bericht in einem Brief vom 22. August 1960 noch hinzugefügt: «Deutsche gab es beim Personal der Heimleitungen nicht. Im Heim waren nur deutsche Frauen, die aus den Arbeitslagern herangeholt wurden und im Heim als Köchinnen und Putzfrauen verwendet wurden.»

Kaum hatten wir uns ein wenig erholt und ein hisschen eingewöhnt, so wurden wir in andere Heime verlegt. Im ganzen waren wir in fünf verschiedenen Heimen⁵.

Zunächst waren wir in diesen Heimen nur deutsche Kinder, später mischte man auch serbische Waisenkinder darunter. Aber eine Einheit war so leicht nicht herbeizuführen, obwohl es von der Heimleitung erwünscht war; denn man wollte uns ja als treue zukünftige Anhänger ihres Staates erziehen. Ein vielleicht unbewusstes Gefühl der Angst und Abneigung hielt uns von den Serben fern. Auf dem Spielplatz waren säuberlich getrennt Serben und Deutsche. Im Laufe der Zeit jedoch wurde diese Kluft überbrückt, wir gewöhnten uns aneinander⁶.

Ich kam mit neun Jahren in die serbische Volksschule. Da wir inzwischen schon Serbisch gelernt hatten, wurde auf einmal die deutsche Sprache verboten, und ich konnte mit meiner Schwester nur verstohlen an versteckten Plätzen ein paar Worte in

⁵ «Bei der Vertreibung am 18.4.1945 war ich mit meinen Geschwistern und mit den noch vorhandenen Heufeldern, soweit sie nicht nach Russland oder sonstwohin zur Arbeit verbracht waren, im ersten Sammellager in Mastort. Dort verblieben wir, bis die Internierung planmässiger gestaltet wurde und wir im November 1945 in das Lager Molidorf (Molin) überführt wurden. 1946 kamen wir von dort, meine Geschwister und ich, in das Kinderheim nach Debeljača. Dort waren wir nur vorübergehend und anscheinend nur zum Aufpäppeln. – Etwa ein Viertel der hier zusammengezogenen Kinder ist in den ersten Wochen gestorben. Die Kinder kamen halbverhungert aus den verschiedensten Lagern und stürzten sich gierig auf das hier reichlich gebotene Essen. Dadurch ist ein grosser Teil der Kinder erkrankt und etwa ein Viertel auch gestorben. Dieses Kindersterben wurde aber bestimmt nicht bewusst herbeigeführt, sondern ist auf das Unwissen der Kinder und darauf zurückzuführen, dass das Pflegepersonal der gestellten Aufgabe nicht gewachsen war und die erforderliche Vorbildung nicht hatte.

Aus mir unbekanntem Gründen kamen wir nach einiger Zeit nach Novo Selo/ Banater Neudorf [über dieses Heim und die dortige Behandlung der kranken Kinder s. Bericht Nr. 63] und von dort wieder nach Debeljača zurück. Dabei wurden wir dann zum ersten Mal dem Schulunterricht zugeführt, was bis dahin nicht der Fall war. 1948 kamen meine Schwester Maria und ich mit den anderen Mädchen nach Kovin in das dortige Mädchenheim, während die Buben, darunter mein Bruder Hans, in ein Knabenheim nach Batschka-Palanka verbracht wurden. In Kovin verblieb ich bis zum September 1950. In dieser Zeit besuchte ich dort die 2. und 3. Klasse der Volksschule mit ausschliesslich serbokroatischer Unterrichtssprache. Maria war nur ein Jahr in Kovin, da sie inzwischen 14 Jahre alt geworden war, die Volksschule beendete und nach Zrenjanin (Gross-Betscherek) überführt wurde, wo sie in die Lehre kam als kaufmännischer Lehrling, in einem entsprechenden Heim untergebracht wurde und auch die Lehrlingsschule besuchte.

Die Unterrichtssprache war auch dort ausschliesslich die serbokroatische. Untereinander durften die Kinder in Debeljača noch Deutsch reden, in Kovin war dies aber ausdrücklich verboten. Die Kinder, die dabei ertappt wurden, wurden mit Essenentzug oder Schlägen bestraft.»

⁶ «In Debeljača, Novo Selo und wieder in Debeljača waren ausschliesslich deutsche Kinder. – Bis zu welchem Alter die Kinder aus dem Lager Molidorf herausgeholt wurden, weiss ich nicht mehr, da die älteren Kinder mit den Erwachsenen zur Arbeit auf den Feldern gehen mussten. In Kovin blieben dann nur Mädchen bis zum 14. Lebensjahr. Die älteren wurden dann irgendwie der Berufsausbildung zugeführt. – In Kovin kamen auch serbische Kinder hinzu, die durchwegs aus den früher sog. passiven Gebieten waren, aus denen grosse Teile der Bevölkerung in den nun entvölkerten früher deutschen Ortschaften angesiedelt wurden. Der Anteil der serbischen Kinder betrug dort etwa ein Viertel.»

unserer Muttersprache sprechen. Wurden wir dabei erwischt, so mussten wir uns harten Strafen unterziehen, entweder bekamen wir kein Mittagessen oder harte Schläge. Schliesslich begannen unsere «Beschützer» mit ihren kommunistischen Unterweisungen. Wir bekamen täglich politischen Unterricht, obwohl wir gar nicht verstanden, was man uns vorzählte oder was wir lernten.

Um uns aber ganz unserer Art und unserem Deutschtum zu entfremden, trennte man alle Geschwister. Zunächst wurde mein kleiner Bruder mit fünf anderen sechsjährigen Jungen in ein anderes Heim verlegt. Es war erneut eine tiefe Wunde in unserem Leben. Mein Bruder weinte bittere Tränen, er wollte nicht von seiner Schwester weg, die ihm die Mutter ersetzt hatte. Aber es half nichts. Nach einem Jahr wurden auch wir Schwestern auseinandergerissen, da meine Schwester inzwischen vierzehn Jahre alt war und somit nicht mehr schulpflichtig. Sie kam in ein Lehrlingsheim, wo sie neben ihrer kaufmännischen Lehre im Geschäft auch die Handelsschule besuchte.

Aber nicht nur dem Deutschtum wollte man uns entfremden, sondern auch den Glauben an Gott versuchte man aus uns herauszureissen. Dies konnte ihnen natürlich nicht schwerfallen, denn Kindern kann man ja leicht was vormachen. Und was konnten wir in unserem Alter überhaupt schon von Gott wissen? Mit der Zeit lebte ich mich eben auch hier ein und gewöhnte mich an das Serbische und alle ihre Methoden. – Die deutsche Sprache geriet schliesslich in Vergessenheit, bis ich nur noch Serbisch sprechen konnte. – Auch behandelte man uns jetzt gut. Man achtete auf unsere Gesundheit und schickte körperlich schwache Kinder auf Erholung. So war auch ich in Serbien bei einer Bauernfamilie und einmal am Adriatischen Meer in Split.

Der erste Brief, der von meinem Onkel kam und in dem wir etwas von unserer Mutter erfuhren, versetzte uns in ein riesiges Glücksgefühl. Nach Jahren gab es wieder einmal eine Hoffnung und Freude in unsere noch so kleinen, aber doch schon so verlassenen Seelen. Jetzt waren wir nicht mehr allein! Wir hatten doch noch eine Mutter, die sich um uns kümmerte⁷.

⁷ «Meine Mutter war zu Weihnachten 1944 von uns Kindern (im Alter von 3, 6 und 9 Jahren) weggerissen und mit einem Transport in die Ukraine (Kriwoi Rog) verbracht worden, wo sie mit vielen anderen deutschen Frauen als Bauarbeiterin verwendet wurde. Im Oktober 1946 wurde sie von dort krankheitshalber entlassen, kam mit dem Transport nach Thüringen, von wo sie durch meinen Onkel Matz (ihren Bruder) über die grüne Grenze nach Hessen geholt wurde. – Mein Onkel Hans Klein hat nach uns gesucht und an frühere andersnationale Bekannte in Jugoslawien geschrieben, sobald der Briefverkehr von Österreich aus mit Jugoslawien aufgenommen wurde. Auf eine solche Anfrage an Ungarn aus der früheren Nachbargemeinde Ruskodorf erhielt er einen Brief von der früheren Lehrerin aus Heufeld mit der Mitteilung, dass wir in Debeljača wären. Damals waren wir dort schon zum zweitenmal. Die vom Onkel Klein direkt an meine Schwester Maria gerichteten Briefe wurden uns ausgehändigt, und wir durften ihm auch schreiben. Der Briefwechsel erfolgte natürlich in serbokroatischer Sprache. Diese Verbindung riss bis zur Umsiedlung auch nicht mehr ab.»

Nach langem Warten und Hoffen kam ich am 12. Oktober 1950 nach Deutschland zu meiner Mutter. In Belgrad traf ich mich nach gut zwei Jahren mit meinem Bruder; er kannte mich gar nicht mehr. Meine Schwester musste krankheitshalber noch zwei Monate zurückbleiben⁸.

In Hersfeld sah ich meine Mutter nach sechs Jahren zum erstenmal wieder. Genauso wie ich immer klar das Bild des Abschieds 1944 vor mir habe, so deutlich hat sich auch dieser Augenblick in mir eingepägt. Ich höre sie noch, wie wenn es heute wäre, meinen Namen sagen, und ich hatte gleich die sichere Gewissheit, dass es meine Mutter war, wenn ich sie auch nicht mehr erkannt hatte.

⁸ «Schon als Onkel Klein noch in Linz/Donau war, reichte er bei der jugoslawischen Gesandtschaft in Wien einen Antrag ein und bat, ihm die drei Kinder des Bruders zuzuführen. Der Antrag wurde abgelehnt mit dem Hinweis, dass die Kinder nur den Eltern, nicht aber anderen Verwandten zugeführt werden. Sobald unsere Mutter im Bundesgebiet war, legte ihr der Onkel einen diesbezüglichen Antrag vor, den sie unterschrieb und an das Ministerium in Belgrad weiterleitete. Wie der Antrag weiter behandelt wurde, weiss ich nicht, jedenfalls wurde ich mit einem Transport des jugoslawischen Roten Kreuzes Ende September 1950 in das Bundesgebiet verbracht und der Mutter zugeführt. Bei der Zusammenstellung des Transportes traf ich in Belgrad auch wieder meinen Bruder Hans, der aus dem Knabenheim in Batschka-Palanka dorthin gebracht worden war. Beide sprachen wir damals nur noch serbisch. Die Muttersprache hatten wir inzwischen beide vergessen. Meine Schwester Maria kam erst mit einem Transport im Dezember 1950.»

Von 1950 bis 1959 sind in 13 Transporten insgesamt 1683 volksdeutsche Kinder ihren in der Bundesrepublik Deutschland lebenden Eltern wieder zugeführt worden (s. Einleitende Darstellung).

b. Kroatien – Slawonien. ě

Nr. 65

Bericht (Brief) des A. Z. aus Brčko in Bosnien.

Original, 22. März 1958, 3 Seiten, mschr.

Zwangsmassnahmen der Partisanenarmee nach ihrem Einmarsch in Brčko am 7. April 1945; die Verhaftung der noch anwesenden Volksdeutschen in Brčko, Bijeljina, Gradačac und Bosanski Šamac Ende April und im Mai 1945, ihre Internierung in den Lagern Josipovac, Valpovo und Krndija in Slawonien, Podunavlje in der Baranja und Tenje bei Esseg.

Der Einmarsch der Partisanen nach Brčko erfolgte in der Nacht am 7. April 1945, ohne Kampf, trotzdem hier ein Brückenkopf an der Sawa war. In der selben Nacht gingen Posten durch die Strassen und verhafteten die jüngeren Männer, und einige wurden mit Namen gesucht (dass waren Namen der Offiziere der Kroatischen Landwehr und Beamten der Behörden), und viele sind verschwunden in dieser Nacht. Die ganze männliche Bevölkerung wurde zum Wehreinsetz und Arbeitseinsatz mobilisiert. In der Stadt blieben die zum Arbeitseinsatz mobilisiert wurden, die zum Wehreinsetz mobilisierten wurden zusammen mit den ausgewählten Kriegsgefangenen der Kroatischen Landwehr in improvisierten Einheiten nach der Front geschickt. Der andere Teil der Kriegsgefangenen der Kroatischen Landwehr wurde nach Bijeljina von berittenen Wachmannschaften getrieben; die die Strapazen nicht aushalten konnten, waren verschwunden. Das Bezirksgefängnis wurde zu klein, und so wurden in anderen Gebäuden noch einige Hilfsarresten für Häftlinge in der Stadt eingerichtet.

Die sich während des Krieges zum Deutschtum bekannt haben, wurden Kaufmann Emerich Jaktšchin erschossen. Das wurde öffentlich bekannt gemacht; mit ihm ist der Protonotar der bosnische Diözese und Stadtpfarrer Dr. Violoni und Ibrahim Edhemovic, ein politischer Mitarbeiter des ehemaligen Ministers der Königsregierung Dr. Kulenovic und einige kroatische und bosniakische Bürger erschossen worden, deren Name für Sie von keinem Interesse sein könnte. Sie wurden alle als Volksfeinde erschossen. Von Deutschen ist der Kinobesitzer Martin Knebl verschwunden.

Die anderen Deutschen, die nach der Evakuierung im 1944 zurückblieben, wurden am Sonntag, den 29. April 1945 verhaftet und morgens den 30. April über die Sawa nach Slawonien in Richtung Westen getrieben. Vor dem Abtransport hatte die Mr. ph. Frida Draschkowitz, Apothekerin, den Selbstmord mit Gift begangen. Viele konnten bei der Verhaftung gar nichts mitnehmen, so wie man sie angetroffen hatte, so wurden sie mit-

genommen. Mit den Vertriebenen aus Brčko sind die Vertriebenen aus Bijeljina angeschlossen worden¹ und von Brčko nach Županja, Slav. Brod, Djakovo und Esseg (Osijek) getrieben worden und dann am 11. Mai 1945 ins Lager Josipovac interniert. Das Essen konnten wir durch Betteln bei der kroatischen Bevölkerung bekommen oder, wenn man Bekannte in der angekommenen Ortschaft hatte, durch deren Beihilfe in Geld und Nahrungsmitteln. – In der Zeit von 30.4. bis 30.5.45 wurde eine dritte Gruppe vertrieben aus Gradaszatz (Gradačac) und Bosnisch Schamatz (Bosanski Šamac), die wurde bis nach Sisak zu Fuss getrieben, wo sie freigelassen und in ihre Heimatsorte zurückgeschickt wurde; aber wie sie nach Bosnisch Schamatz angekommen war, wurde sie wieder verhaftet und nach Esseg zu Fuss getrieben und ins Lager Josipovac interniert². – Eine vierte, sehr kleine Gruppe aus Brčko kam gleich ins Lager Josipovac am 20. Mai³, dieser Gruppe wurden Ringe, Geld, Uhren und was sie bei sich hatten weggenommen, was bei den anderen Gruppen nicht der Fall war. – Ich muss betonen, dass viele von diesen Vertriebenen das Deutsche nicht beherrschten und ihre völkische Herkunft Tschechisch, Madjarisch und Polnisch gewesen war oder nur noch den deutschen Namen trugen. Sie wurden als Fremde betrachtet, weil ihre Eltern oder Grosseltern nach Bosnien kamen nach der Okupation⁴.

Bei meinem Verhör am 29.4.45 bei der OZNA wurden folgende Fragen gestellt: ob man Deutsch spricht, die völkische Herkunft, aus welchen Lande die Eltern oder Grosseltern nach Bosnien gekommen sein, ob man Mitglied in irgendeinem deutschen Verein war, ob man Angehöriger der Volksgruppe und der Deutschen Wehrmacht war und was man für die NOP (Narodno oslobodilacki pokret)⁵ materiell geleistet oder mitgewirkt hat. Mitglieder dieser Kommission waren M. Dasovic, Vockic und noch ein Hauptmann, dessen Namen ich vergessen habe und nur so viel von ihm weiss, dass er ein bosnischer Serbe aus Odzak (Bosnien) war. Auf meine Frage: Warum man mich vertreiben will, da ich während des Krieges nirgends mit etwas Politisches mitgewirkt habe, gab mir dieser Hauptmann zur Antwort: «Wir wissen und sind auch informiert,

¹ In einer vom Vf. beigefügten Liste sind die Namen von 46 Personen aus Brčko und 20 Personen aus Bijeljina angeführt; der Vf. vermerkt dazu, dass dies Verzeichnis nicht vollständig ist und nur ungefähr 70% der Vertriebenen Erfasst, da es erst im Lager Krdinja (nach dem 15.8.45) angelegt wurde.

² Für diese Gruppe enthält die vom Vf. beigefügte Liste die Namen von 9 Personen.

³ Von dieser Gruppe sind in der Liste die Namen von 5 Personen erfasst. – Weiterhin enthält die Liste noch die Namen von zwei deutschen Frauen aus Brčko, die Ende 1944 nach Böhmen evakuiert worden waren, dort bei Kriegsende ausgewiesen und nach Jugoslawien zurückgebracht wurden, hier als Volksdeutsche festgenommen und, nachdem ihr Abschied nach Österreich misslungen war, Anfang August 1945 zusammen mit mehreren Hundert weiteren Heimkehrern in Velika Pisanica ihren hier internierten Landsleuten angeschlossen wurden (s. hierzu auch Bericht Nr. 34, S. 190 ff.).

⁴ Gemeint ist die Okkupation von Bosnien und der Herzegowina durch Österreich-Ungarn im Jahre 1878.

⁵ Volksbefreiungsbewegung.

dass Sie persönlich wirklich keine Schuld haben, aber Sie sein ein Mensch deutscher Herkunft, und wir wollen keine Schwaben oder Deutsche in unserem Lande haben.»

Im Lager Josipovac war ich das erstmal von 11.5. bis 21.5.45, dann kam ich auf die Feldarbeiten der Pussta «Ovčara» und war dort bis 8.7.45; gearbeitet wurde unter Bewachung der Milizposten, die Unterkunft war ein Rindstall, die Verpflegung war ausreichend, auf den Umgang könnte man sich nicht beschweren. Wie ich von den Feldarbeiten das zweitemal ins Lager Josipovac kam, wurden uns allen unsere Habseligkeiten durchsucht, und gute Decken, Wäsche und Kleider wurden uns abgenommen. Als Lagerkommandanten ist mir im Gedächtnis der Name Lendjel geblieben. Am 10.7.45 ist ein Teil Lagerinsassen nach Österreich abtransportiert worden. Wir, die zurückgeblieben waren, wurden zu Fuss ins Lager Walpach (Valpovo) getrieben, somit wurde der Lager Josipovac aufgelöst. Auf Wachposten, die uns begleitet hatten, muss man sich beklagen auf ihre Schikanen, Prügel; keine Rast war gestattet, kein Trinkwasser war gestattet zu holen, trotz grosser Hitze, kein Zurückbleiben der alten Leute und Frauen mit Kindern wurde zugelassen.

In Valpovo musste ich im Wald am Holzfällen arbeiten. Auf der Arbeit war die Verpflegung ausreichend, aber im Lager war sie miserabel, Unterkunft überfüllte Holzbaracken und unter dem freien Himmel, Umgang streng, verlaust waren alle, Ruhr, Alte und Kinder begannen zahlmässig zu sterben von Unterernährung und Erschöpfung.

Am 22.7.45 wurden wir alle, je 70 bis 80 Personen in einen Waggon, einwaggoniert, um uns nach Österreich hinüberzutreiben. So wurde auch dieses Lager aufgelöst. In den Tagen, wie wir unterwegs waren, bekamen wir einmal eine Verpflegung, und das nur Brot. Am 24.7.45 ist der Transport in Ljubljana (Laibach) angekommen und wurde die ganze Nacht aufgehalten, und gegen morgens wurde der Transport zurückgeschickt nach Kroatien und am 27.7.45 nach Pisanica gebracht. Dort waren wir tags auf dem Viehmarkt unter freiem Himmel untergebracht, nachts war es erlaubt, in Schuppen, Stallungen und verlassenen Häusern Unterkunft zu nehmen. Die Verpflegung war aus ein oder zwei Schöpflöffel Maiskascha (Viehtrank), ohne Salz, und ein Bissen Maisbrot. Am 11.8.45 wurde das ganze Lager nach Krndija, Bezirk Djakovo mit ungefähr 3'500 bis 4'000 Personen abtransportiert und mit einem dreitägigen Aufenthalt in Schipowatz bei Naschitz. Unterwegs und in Schipowatz war keine Verpflegung zugeteilt worden, und wir sind am 15.8.45 in Krndija eingetroffen.

Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über die Verhältnisse im Lager Krndija bis zu seiner Auflösung Anfang Mai 1946⁶ berichtet der Vf. weiter:

Vor der Auflösung des Lagers kamen einige aus dem Okruzni Narodni Odbor von Slawonisch Brod, an der Spitze mit Slavko Sudarevic (angeblich ein Partisanenoberst), wurden Anreden gehalten, dass ihnen vieles nicht bekannt war, wie es bei uns ist, und dass es anders werde. Ein Teil wurde entlassen, und der zurückgebliebene Teil wurde ins Lager Podunavlje (Ebling) in der Baranja abtransportiert. In diesem Lager war Um-

⁶ s. die ausführliche Schilderung in Bericht Nr. 66, S. 528 ff.

gang der Wachmannschaften sehr schlecht, Unterkunft ein Schafstall. Entlassungen wurden einzelwise vorgenommen. Das Lager wurde aufgelöst am 27. 8. 46» die Lagerinsassen ins Lager Teuje bei Esseg gebracht, wo Lagerkommandant Jovan Radic war. Dieses Lager wurde ungefähr am 20. Jänner aufgelöst und die Lagerinsassen ins Lager Knićanin abtransportiert⁷.

⁷ Aus dem Lager Tenje wurden Anfang November 1946 auch Internierte, die An» gehörige in Österreich hatten, nach dorthin abgeschoben (vermutlich im Verfahren der Repatriierung von DPs und mit der Begründung, es handle sich um österreichische Staatsangehörige). Darüber berichtet der St. B., der Anfang Juli 1945 nach Jugoslawien zurückgekehrt und dann in den Lagern Velika Pisanica, Krndija, Valpovo und Podunavlje interniert war, Folgendes:
«Am 28. August haben sie das Lager weiterfersetzt nach Tenje bei Osijek. Dort haben sie dann aufgenommen, wer jemand in Österreich hatt; und am 1. November ging der erste Transport mit 50 Personen nach Österreich. Mit Gottes Hilfe ist es mir auch gelungen, mit meiner Familie den 5. November 46 aus dem grauenhaften Lager zu entkommen; wir waren der 2. Transport mit 80 Personen. Den 12. Nov. kamen wir in Wien an. Von Wien sind wir nach Kärnten. Und von dort mit einer Zuzukgenemigung den 7. Dezember hierher nach Maria Sorg zu meinem Vater und Verwandte gekommen sind.» (Erlebnisbericht; Original, 23. Dezember 1946, 4 Seiten, hschr. – in den Akten des Christlichen Hilfswerks, Salzburg, Bd. I, S. 115 ff.) Über die Verhältnisse im Lager Rudolfsgnad (Knićanin) im Banat, wohin die noch nicht entlassenen Volksdeutschen am 19./20. Januar 1947 im Eisenbahntransport übergeführt wurden, 8. Bericht Nr. 62.

Erlebnisbericht des Photographen Peter Seiler aus Vinkovci in Slawonien.

Original, 3. Juli 1958, 6 Seiten, mschr.

Vorgänge in Vinkovci nach dem Einmarsch der Partisanenarmee am 13. April 1945; Verhaftung der Volksdeutschen Ende Mai 1945 und ihre Internierung im Lager Josipovac bei Esseg, Abschub von Internierten nach Österreich; Überführung in das Lager Valpovo und Abtransport Ende Juli in Richtung Österreich, Rückführung nach Krndija, Bezirk Djakovo; die Verhältnisse im Internierungslager Krndija vom 15. August 1945 bis zu seiner Auflösung Anfang Mai 1946.

Nach einer kurzen Vorbemerkung berichtet der Vf.:

Am 13.4.1945, gegen 18 Uhr, haben die Knechte¹ die Stadt Vinkovci eingenommen. Die zurückgebliebenen Volksdeutschen sowie auch die andere Stadtbevölkerung haben sofort zu spüren bekommen, dass eine neue Aera angetreten ist, eine Aera des blutdürstigen Terrors. Hinrichtungen, Plünderungen, mit allen bei solchen Taten auftretenden Begleiterscheinungen, wie Angst, Denunzierung, Flucht usw., all dies ist unter der kommunistischen Parole «Tod dem Faschismus – Freiheit dem Volk» durchgeführt worden².

Jeden Tag – nachts – sind die Opfer, Soldaten und Zivile, aus den vielzähligen OZNA-Gefängnissen, zwei zu zwei mit Draht gefesselt, mit LKW nach der Ziegelei

¹ Gemeint sind die jugoslawischen Partisanen. – In der Vorbemerkung zu seinem Bericht erklärt der Vf., dass ein «Partisan» nach seiner Auffassung ein Freiheitskämpfer sei und nicht ein freiwilliger Helfer der Versklavung, wie sie der Kommunismus darstelle; daher könne er die jugoslawischen Partisanen nur als «Knechte» der kommunistischen Tyrannei bezeichnen.

² Hierzu ergänzend schreibt der Vf. in einem weiteren Bericht, nachdem er vermerkt hat, dass die jugoslawische I. Armee gegen 17 Uhr in das Zentrum der Stadt eingedrungen ist: «Um 17.30 Uhr waren die ersten Plünderer schon bei mir in der Wohnung, Reikovicgasse 2a. Zuerst waren es drei kommunistische Soldaten, vorgeführt von Branko Budimirovic, Chef der Fotosektion von der XXI. Division, welche uns mit entscherten Pistolen aus dem Keller herausdirigierten, um – im ‚Namen des Volkes‘ – für den Bedarf der Volksarmee zu nehmen, was zu nehmen vorhanden ist. Der zweite Plünderer war ein junger, ca. 20 Jahre alt, ‚Chef‘ der Fotosektion vom XV. Makedonischen Sturm-Korps (nach Beruf soll er Fotograf sein, und sein Vater hätte ein Fotoatelier in Bitolj). Nachher, den nächsten Tag, kam als erster ein gewisser Gliso, Fotoabteilungs-Chef der I. Armee, begleitet von Zika Petrovic, Fotosektions-Chef der XXII. Division. Auch von anderen Einheiten ist man gekommen und hat geplündert. Einige gaben sogar Schein-Bestätigung über die geplünderten Apparate und Material, damit sie später wieder weggenommen kann werden.

Am 16.4.45 wurde ich von der OZNA verhaftet und nach 12 Tagen wieder aus der Haft entlassen. Bei meiner Verhaftung ist mir ‚selbstverständlich‘ alles weggenommen worden, auch die Schein-Bestätigungen. In der Zwischenzeit ist die Plünderung weitergegangen. Ausser von einzelnen Plünderern hat das Etappenkommando der I. Armee, Bausektioh (komanda pozadine I. Armije), der AGITPROP der JNOF [Agitations- und Propagandaleitung der Jugoslawischen Volksbefreiungsfront] der Stadt Vinkovci sowie der AGIT-PROP der JNOF des Bezirks Vinkovci teilgenommen. Den Rest übernahm eine Kommission: Milan Pavokovic, Fotograf aus Vinkovci und

Kuhmann gebracht und dort vor den vorbereiteten Gruben durch Genickschuss ermordet [worden]. Durch Folterungen in den Gefängnissen haben unzählige das Leben verloren³.

Mit Schrecken haben die Volksdeutschen, zu dieser und solcher Zeit, auf ihr Schicksal gewartet, und nicht sehr lange. Der Aufruf vom «Volksausschuss», wonach sich alle Volksdeutschen zwecks Registrierung zu melden haben, war der Anfang von noch grösserer Angst. In geheimen Sitzungen, regiert von der kommunistischen Zelle, wurden die Gemeldeten sortiert. Durch diese Sortierung kamen die ganz klaren «Volksfeinde» als erste zur Internierung, den anderen blieb eine kleine, aber sehr enttäuschende Hoffnung auf ein besseres Schicksal.

Am 29. Mai 1945, in den frühen Morgenstunden, wurde die Stadt, alle Kreuzungen der Gassen, von den Knechten zerniert, und mit der Jagd auf die Volksdeutschen wurde begonnen. Die Verhaftungen sind von Knechte-Gruppen, 6–8 Mann, in Begleitung von einem Bürger durchgeführt worden. Mitnehmen durften wir ein Paar Wäsche, eine Decke, einen Mantel, Handtuch, Seife und für 3 Tage Nahrungsmittel. Alles andere, Geld, Schmuck, Eheringe und alle Wertsachen wurden weggenommen. – Diese Prozedur ist von den Knechte-Gruppen verschieden durchgeführt worden, so dass einige etwas mehr mitnehmen durften, selbstverständlich nur von Bekleidung und Nahrungsmitteln.

Zuerst wurden wir in den Park «Lenije» zusammengetrieben und dann später in den Hof von Henn Stefan. (Henn Stefan ist als erster in dem Lager Josipovac gestorben.)

Ljudevit Oreskovic (war vorher bei mir angestellt), im Namen der Befreiungs-Front. – Ausser Fotoapparaten und Fotomaterial sind auch andere Gegenstände, wie Radio, Fahrräder, Lampen, Wäsche usw. fortgeschleppt.

Am 28.4.45, am Tag meiner Entlassung aus der Haft, erhielt meine Frau von dem Sekretär des Bezirks Vinkovci, M. Blazevic, einen schriftlichen Befehl, die Wohnung bis 15 Uhr zu verlassen. Diesem Befehl, zu jener Zeit, nicht folgen, hätte mit dem Tod enden können. – Und so waren wir, ich und meine Frau, schon vor der Vertreibung der Volksdeutschen aus der Stadt Vinkovci ausgeplündert und vertrieben/¹ (Original, 1. September 1958, 3 Seiten, mschr.)

³ Auch ein Sohn des Vfs. befand sich unter denen, die zur Exekution geführt wurden. Über dessen Schicksal schreibt der Vf. in seinem Ergänzungsbericht: «Unser Sohn Kornel sollte bei den Masenerschiessungen, die nachts bei der Ziegelei Kuhmann in Vinkovci vorgenommen wurden, auch erschossen werden. Er und sein Leidensgenosse, der mit ihm mit Draht zusammengebunden war, haben sich während der Fahrt auf dem LKW die Hände freigerissen. An der vorbereiteten Grube, wo [die Verhafteten] zwei zu zwei von den LKW absteigen mussten und dann mit Genickschuss liquidiert wurden, gelang ihnen die Flucht. Nachher hat er bei Bekannten in den Weingärten von Vinkovci Zuflucht gefunden, bis die Hände teilweise zugeheilt waren. Nach ca. 3 Wochen ist er nachts zu uns gekommen und war acht Tage auf dem Dachboden versteckt. Inzwischen haben wir erfahren, dass unsere Deportierung bevorsteht; irgendwelche Hilfe zur Rettung konnten wir nicht finden, und so verabschiedete sich Kornel in einer Nacht und ging in den Wald, Freiheit zu suchen. Inzwischen wurden wir interniert, und Kornel hat das letztmal mit meiner Schwester Terezija Greguric in Neu-Mikanovci (war nicht interniert, da für einen Kroaten verheiratet) in der Nacht 5./6.7.45 gesprochen. Seit dieser Zeit ist er verschwunden.»

Drei Tage hat es gedauert, bis die Knechten-Bürokratie es fertiggebracht hat, um uns von hier weiterzubringen.

Am 1. Juni 1945 wurde unser Transport zusammengestellt und, zwecks weitere Schreckung der Vinkovcer Bürger, durch das Zentrum der Stadt zum Bahnhof geführt, in offene Waggons verladen und nach Josipovac (bei Esseg) gebracht, wo wir in der Nacht angekommen sind. Hier wurden wir abgeschlossen, Frauen und Kinder auf die eine, die Männer auf die andere Seite. Als wir da angekommen sind, waren schon Volksdeutsche aus Stadt und Bezirk Esseg anwesend, und so war in den Baracken viel zu wenig Platz, um alle unterzubringen. In der Männer-Abteilung hat man uns noch irgendwie untergebracht, obwohl alle auf den Fussbodenbrettern liegen mussten; aber bei den Frauen haben sehr viele unter dem freien Himmel hausen müssen.

Die Verpflegung in Josipovac: ca. 150 g schwarzes, mit Maismehl gemischtes Brot, ohne Salz; Einbreensuppe ohne Salz und ohne Fette (Kleister) und gekochte Bohnen ohne Salz und ohne Fett. Die Folge solcher Verpflegung ist in kürzester Zeit eingetreten, und bis 70 Prozent aller Lagerinsassen sind von der Dysenterie befallen. Nur diejenigen, welche glücklicherweise auf Salz gedacht und mitgenommen haben, sowie auch die sehr seltenen, welche schon in diesem Lager von Verwandtschaft und Freunden Pakete mit Nahrungsmittel erhielten, sind diesem Leiden entgangen.

Nach ca. 14 Tagen ist hier ein Eisenbahntransport von Deutschen, Österreichern und Volksdeutschen zusammengestellt und nach Österreich gebracht [worden]. – Die hier Zurückgebliebenen sind am 10. Juli 1945 in das Lager Valpovo verlegt. Die kranke, verschissene Kolonne musste diesen Weg zu Fuss machen. Eine elende Qual war das für diese kranken Menschen.

In Valpovo ist die salzlose Verpflegung weitergegangen, und der Hunger- und Dysenterie-Tod hat mit seiner Ausbreitung begonnen. Die Läuse haben auch schon sehr gutes Nahrungs- und Behausungsfeld gefunden.

Gegen Ende Juli wurde hier wieder ein Eisenbahntransport zusammengestellt, mit der Absicht, denselben nach Österreich zu bringen⁴. Dieses Unternehmen hat, zu unserem Bedauern, keinen Erfolg gehabt. Bis Laibach sind wir gekommen und [haben] dann wieder die Rückfahrt angetreten. Vier Tage wurde dieser kranke und hungrige Transport in geschlossenen Viehwaggonen herumgefahren, mit täglich einem Laib Brot, ca. 3 kg, pro Waggon, ca. 40 Menschen. Nur in einer Nacht erhielten wir, in Zagreb, Maismehlbrei, ohne Salz. Leicht kann man sich vorstellen, wie es in diesem Milieu zugegangen ist: Kot der Dysenteriekranken, Urin, Läuse, Hunger, Durst, geschlossene Waggons.

Über die Bestrebungen des jugoslawischen Nachkriegsregimes, die nach dem Ende der Kampfhandlungen aus den verschiedenen Evakuierungsgebieten Deutschlands und Österreichs in ihre Heimat zurückströmenden Flüchtlinge und die noch im Lande verbliebenen Volksdeutschen aus den Gebieten Sloweniens, insbesondere der Untersteiermark, und aus Kroatien-Slawonien sofort nach Kriegsende und in den folgenden Monaten nach Österreich abzuschieben, s. auch die Erlebnisberichte Nr. 29, 30, 34 u. 69 ff.

Nach dieser Herumfahrt kamen wir nach Velika Pisanica, wo wir ca. 14 Tage auf dem Marktplatz unter freiem Himmel verbrachten. Nur bei Regenwetter wurde es geduldet, dass man im Dorf unter Scheunen Schutz suchen durfte. Krankheit, Hunger, Sonnenhitze und fortwährendes Schiessen über unsere Köpfe machten uns das Leben in diesem obdachlosen Lager besonders schwer. Viele sind wieder gestorben, besonders die Kinder. Verpflegung: Maisbrot und Maismehlbrei.

So kam eines Tages wieder die «Einwaggonierung» und die Weiterfahrt nach Našice. Hier wurden wir in einem Weilerhof untergebracht, wo viele nicht einmal beim Regenwetter unter den Bäumen Schutz finden konnten. Verpflegung: da unerwartet eingetroffen, sehr schlecht und fast gar keine.

Nach dreitägigem Aufenthalt wieder die «Einwaggonierung». Diejenigen, welche noch gehen konnten, sind langsam, je nach Möglichkeit, gegen den Bahnhof marschiert; die Kranken mussten die Bauern mit dem Wagen zum Bahnhof bringen. In offene Waggonen wurden wir verladen; die Kranken, welche nicht einmal sitzen konnten, wurden hingelegt. Die Fahrt in der Richtung gegen Esseg hat mit einem heftigen und andauernden Hagelregen begonnen, so dass wir alle von Hagelkörnern verschlagen und durch und durch nass wurden. Die Kranken konnten ihr Gesicht nur mit den Händen schützen. Gegen Abend – nass, verschlagen, verfroren – sind wir nach Koška angekommen. Diejenigen, welche noch gehen konnten, wurden ausgeladen, die Kranken weiter nach Esseg ins Krankenhaus gebracht.

Nachdem man die herabgekommenen Kreaturen irgendwie in eine Marschkolonne zusammengetrieben hat, wollte man dieselbe noch am selben Abend nach Krndija (10 km) bringen. Aber dies war nicht mehr möglich, die Kolonne konnte nicht mehr gehen, sie ist stehengeblieben. Alle Versuche und Schreckschüsse der Knechten waren vergeblich. Nach einer Stunde von Stehen und Warten haben wir die Erlaubnis erhalten, in Koška Unterkunft zu suchen. Alle Scheunen, Ställe, Strohschober haben diesmal guten Dienst geleistet, und diejenigen, welche «Glück» hatten, haben diese Nacht bei den Bauern im Zimmer verbringen können. Unseren Läusen ist diese «Wohlthat» auch zugute gekommen, sie wurden lebendig bzw. rührig.

Am Morgen, 15. 8. 1945, Maria Himmelfahrt, wurden wir zusammengetrieben, um nach Krndija zu marschieren. – Für sehr viele die letzte Station. Der Tod oder die Entlassung aus dem Lager hat die Erlösung aus diesem Elend gebracht. – Die Kolonne auf dem Marsch von Koška nach Krndija konnte sich nur langsam bewegen und hat sich sehr verzogen. Diejenigen, welche nicht mehr gehen konnten, wurden später mit Wagen zusammengesammelt und nach Krndija gebracht. Bei dem Marsch durch das Dorf Budimci (Serben) hatten uns die Knechte sogar in Schutz genommen. Die Bevölkerung wollte uns angreifen, vielleicht auch massakrieren. Bei Durchgang einer engen Gasse wurden wir beschimpft und bespuckt, auch mit Ziegel beworfen. «Alle soll man totschlagen!» waren die Begleitwörter. Die Durstigen, [die] nach Wasser verlangten, das ausnahmsweise erlaubten, wurden auch beschimpft: «Otrove im dajte – a ne vode» (Gebet ihnen Gift – jedoch kein Wasser). – Als wir in Krndija eingetroffen sind, wo vor uns die Kroaten interniert waren, haben wir zuerst unsere noch halbnassen Sachen zum

Trocknen gelegt und Umschau gemacht, dass Bekannte mit Bekannten in den leeren Häusern Platz finden. Hundemüde, krank, hungrig sind wir sehr schnell von der Gasse verschwunden.

Am nächsten Tag wurde mit der Organisation des Lagers begonnen. Das Lagerkommando hat ein Waldarbeiter, im Rang Hauptmann, der uns schon aus Josipovac bekannt war, übernommen. Er war ruhig, streng, hat aber, nach meinem Wissen, niemand im Lager erschossen. Zu seiner Seite kam noch ein Polit.-Kommissar, Zigeuner, im Rang Oberleutnant; dieser hat eine Familie von drei Personen erschossen. Die Wache bestand aus 12-14 Knechten, darunter 4 Frauen (Bestien). Diese Wache hat auch drei Personen, vielleicht auch mehr, auf der Seele sowie auch ein Bube von 14 Jahren, welche bei den Sauforgien in der Wache hingemartert wurden⁶. Ausserdem wurde in der Nacht 23./24. Dezember 1945 in der «Ambulanz» (!) geschossen, mit dem Ziel, einen gewissen Schmidt zu töten. Der Schmidt ist auch erschossen worden, aber auch Rosalie Lohner; verwundet wurde Frau Katarina Sickinger sowie noch eine Frau. Ohne dass ich davon weiss, sind wahrscheinlich auch andere Personen auf derartige Weise um das Leben gekommen.

Die Anfangs-Ambulanz wurde von einer Sanitäterin [geleitet], im Zivil Gänsehüterin, ohne irgendwelches Können und ohne nennenswerte Medikamente. Zwei bis drei Aspirine und irgendwelche Salbe wurden für alle Zwecke verwendet. Das Sterben hat langsam angefangen. Erst später ist ein volksdeutscher Arzt aus Esseg in Krndija interniert worden. Er starb auch im Lager, von Flecktyphus. Bis zu meiner Entlassung aus dem Lager verblieb dann zur Betreuung der Kranken der Veterinär Wesbeck aus Djakovo, zu welchem aushilfsweise wöchentlich einmal ein Arzt aus Djakovo gekommen ist, natürlich ohne die nötigen Medikamente.

Als wir dann in unsere neuen «Quartiere» eingepresst wurden, in eine längere Gasse von Krndija, wo die Häuser nur wenig von der umliegenden Bevölkerung demoliert und bestohlen waren, welche wir dann selbst mit Drahtverhau versehen mussten, durften die Familien zusammenbleiben, später wurden die Männer abgeteilt.

Damit die Verpflegung anlaufen kann, mussten wir uns bezirksweise zusammenfassen, später Bezirksgruppen. Für diese Arbeit haben meine Landsleute mir das Vertrauen geschenkt. Zuerst musste ich alle Namen aufnehmen, um festzustellen, wieviel Personen überhaupt noch da sind, denn die Knechten haben die Evidenz schon sowieso verloren. Nach

⁵ In dem Erlebnisbericht der K. S. aus Neudorf (Vinkovacko Novo Selo), die sich ebenfalls im Lager Krndija befand, werden die Namen einiger Personen genannt, die im Oktober 1945 erschossen wurden. Die Vfn. berichtet: «Da fingen sie noch an zu erschischen: Rosa Zimmermann, 19 Jahre alt (4. 10.); Karl Michel (14 J.) und Teresija Osvald – der teter Wukaschin von Garčin, Kreis Brod; am 11. 10. Adam Hergöd [Hergert] und Jochan Sutter, beite von Neudorf; am 14.10. eine Fammilije 5 Personen – aber auch wiewille, wo das Folk nicht sehen durfte –, dise habe ich mit meinen Augen tot gesehen. Ja, wiville wurden hinausgeführt und kamen nicht mehr zurück!» (Original, 8. Mai 1958, 2 Seiten, hschr.)

gemachter Arbeit erhielten wir die erste Verpflegung. Bei dieser ersten Fassung der Verpflegung und Kessel wurde uns mitgeteilt, welche Nahrung und Quantum pro Person wir erhalten werden, und zwar: Brot 200 g, Mehl 20 g, Salz 5 g, Öl 5 g, Erbsen [oder Bohnen] 40 g bzw. Sauerkraut 200 g oder Maismehl 80 g oder Kartoffel 100 g (von Erbsen, Bohnen, Maismehl, Sauerkraut und Kartoffel – eins oder das andere).

Natürlich waren das nur theoretische Mengen. Nachwiegen war uns doch unmöglich, wir hatten doch keine Waage; nachfragen oder sich beschweren war wieder lebensgefährlich. Das Maisbrot war grösstenteils halbgebacken, angeblich 3 kg, also auf 15 Teile zu zerschneiden. Die so erhaltene Verpflegung musste auch ohne Waage verteilt werden. Diese Arbeit mussten Büchsen verschiedener Grössen, Töpferl, Körbl und Schalen machen (z.B. 1 kg Mehl = 2 Büchsen, 1 kg Erbsen = 1 Büchse, 25 dkg Salz = 1 Töpferl, Öl = Töpferlmass, 78 dkg Bohnen = 1 Büchse für 18 Personen, Kartoffel = 1 Körbl für 38 Personen, 58 dkg Maismehl = 1 Büchse, 1 kg Sauerkraut = 1 Schale).

Wie so eine theoretische Verpflegung im Monat Dezember ausgesehen hat, soll die beigelegte Tabelle zeigen.

Tabelle der Verpflegung für die Insassen von Stadt und Bezirk Vinkovci im Dezember 1945:

Tag	Personen	Verpflegung in kg						
		Brot ⁶	Mehl	Salz	Öl	Erbsen	Bohnen	Sauerkraut
1.	275	55,00	5,50	1,370	1,370	11,00	–	–
2.	279	55,80	5,52	1,390	1,390	–	–	55,80
3.	284	71,00	5,68	1,420	1,420	–	–	56,80
4.	284	71,00	5,68	1,420	1,420	–	–	56,80
5.	284	71,00	5,68	1,420	1,420	–	–	56,80
6.	284	71,00	5,68	1,420	1,420	–	–	56,80
7.	284	71,00	5,68	1,420	1,420	–	–	56,80
8.	292	73,00	5,84	1,460	1,460	–	–	58,40
9.	293	73,25	5,86	1,465	1,465	–	–	58,60
10.	293	73,25	5,86	1,465	1,465	–	–	58,60
11.	293	73,25	5,86	1,465	1,465	–	11,72	–
12.	292	73,00	5,84	1,460	1,460	–	11,68	–
13.	291	72,75	5,82	1,455	–	–	–	58,20
14.	291	72,75	5,82	1,455	–	–	11,64	–
15.	291	72,75	5,82	1,455	1,455	–	11,64	–
16.	291	72,75	5,82	1,455	1,455	–	–	58,20
17.	291	72,75	5,82	1,455	1,455	–	–	58,20
18.	291	72,75	5,82	1,455	1,455	–	–	58,20
19.	291	72,75	5,82	1,455	1,455	–	–	58,20
20.	291	72,75	5,82	1,455	–	–	11,64	–

Tag	Personen	Verpflegung in kg						
		Brot ⁶	Mehl	Salz	Öl	Erbsen Bohnen	Sauer- kraut	
21.	291	72,75	5,82	–	–	–	–	58,20
22.	291	72,75	5,82	–	–	–	11,64	–
23.	291	72,75	5,82	1,455	–	–	11,64	–
24.	291	72,75	5,82	1,455	1,455	–	11,64	–
25.	291	72,75	5,82	1,455	1,455	–	11,64	–
26.	291	72,75	5,82	1,455	–	–	11,64	–
27.	291	72,75	–	1,455	–	–	11,64	–
28.	291	72,75	–	–	–	–	11,64	–
29.	291	72,75	–	1,455	–	–	11,64	–
30.	291	72,75	5,82	1,455	–	–	11,64	–
31.	291	72,75	–	1,455	–	–	11,64	–

Januar 1946

1. 303 In den ersten Jänner-Tagen hat die Flecktyphus-Epidemie
2. 300 heftig angefangen und sich sehr schnell über das ganze
3. 297 Lager verbreitet. Damit änderte sich der Verpflegungsstand
4. 277 rapid. Die Kranken wurden isoliert, die Toten begraben
5. 260 (2–3 in ein Loch von ca. 1 m Tiefe).
6. 260
7. 260
8. 212 (Über den weiteren Verlauf habe ich keine Notizen.)

Gleichzeitig mit der Krndija-Lagerorganisation wurden auch andere Massnahmen getroffen, womit der grösste Teil der Volksdeutschen aus dem Raum Kroatien-Slawonien in Krndija zusammengetrieben war. Es haben sich hier zusammengefunden aus den Städten, Marktflecken bzw. Bezirken: Vinkovci, Djakovo, Slawonisch-Brod, Bijeljina, Brčko, Županja, Zagreb, Kutina, Bjelovar, Slatina, Požega, Vukovar sowie auch Einzelne aus den anderen Bezirken. – Esseg und die anderen Bezirke waren in den Lagern Valpovo, Josipovac, Tenje und in einem Lager in der Baranja.

Der Höchststand der hier Internierten war ca. 3'000 Menschen. Dieser Stand wechselte sich fortwährend. Durch fortdauernde Verhaftungen kamen immer wieder neue Opfer. – Schon ab Josipovac wurden hauptsächlich Männer auf Arbeit getrieben: Landwirtschaft, Ziegelei, Waggonfabrik Brod usw. Später konnten sich auch die Bauern aus den umliegenden Dörfern für ihre Arbeit «Sklaven» aus dem Lager kaufen. Nach meiner Erinnerung zahlte man 15 Dinar pro Kopf und Tag dem Lagerkommando. Viele haben diese Gelegen-

⁶ Bis zum 2. Dezember waren die Brotlaibe à 3 kg und die Rationen à 200 g pro Person, nach dem 2. Dezember à 2 kg und à 250 g pro Person. (Anm. des Vfs.) – In der Originaltabelle ist die jeweilige Anzahl der Brotlaibe und Einzelportionen angegeben, dies wurde in der abgedruckten Tabelle auf die Gewichtsmenge in kg umgestellt.

heit sehr gerne angenommen, um wenigstens für eine kurze Zeit dem Hunger, Läuse- und Floh-Elend zu entkommen.

In diesem Lager verbrachte ein Teil der Volksdeutschen aus dem Raum Kroatien-Slawonien die Zeit vom 15. August 1945 bis Mitte Mai 1946. Während dieser Zeit haben ca. 1'300 Menschen durch Hunger und Tod das Leben dort lassen müssen.

Not kennt keine Grenze, so war es auch bei uns. Um unsere Liegestätten, wo wir sowieso zusammengepresst waren, irgendwie weicher zu machen, haben wir die mit Stroh bedeckten Häuser, ausserhalb dem Drahtverhau, ganz demoliert – die Türen und Fenster waren von den umliegenden Dörfern sowieso schon weggestohlen – und das Stroh für Bett verwendet, das Holz wieder für Heizung unserer Unterkünfte und für die Küche (Kessel). Diese unschöne, aber notwendige Arbeit wurde von dem Lagerkommando übersehen (toleriert). Es war doch ein schwäbisches Dorf, und da soll man doch demolieren! Wo noch irgendwelche zerbrochene Herdplatte gefunden wurde, ist dieselbe in unserem Revier zu neuem Herd aufgebaut. Der Winter war sehr kalt. Für die neu Angekommenen war in den Häusern kein Platz mehr, und so mussten sehr viele bei -20° C auf dem Dachboden schlafen. Soweit noch welche Bretter zu finden waren, so wurden diese zum Bettbau verwendet, anfangs auch für Särge. – Die Zäune und Schuppen waren schon längst verheizt, als wir mit der Demolierung angefangen haben.

Je nach Möglichkeit haben wir geheizt, damit wir wenigstens nicht erfrieren, wenn schon viele hungern mussten. Die Heizung und das Stroh war auch für unsere Flöhe eine Wohltat, welche sich in kürzester Zeit zu Milliarden vermehrten und heftig gebissen und Blut gesaugt haben. Somit hat unser Hauptungeziefer, die Läuse, einen fleissigen Mit-helfer bekommen. Obzwar wir täglich und fortdauernd die Jagd auf die Läuse und Flöhe machten, waren unsere Körper ständig ganz blau verbissen, abwehren konnten wir uns nicht.

Und so ist die Flecktyphus-Epidemie Anfang Jänner 1946 angetreten und hat sehr schnell ein schreckliches Ausmass erzielt. Unsere Totengräber hatten sehr, sehr viel zu tun, um alle, zwei bis drei in ein Loch, zu begraben. Hätten wir nicht, Anfang April oder Ende März, den Desinfektor-Kessel und DDT-Pulver erhalten, so wären wir wahrscheinlich alle draufgegangen.

In unseren Küchen haben wir gekocht, was wir von der Lagerökonomie erhielten. Zum Frühstück gab es sogar Tee von Weichsel-Ästen, Zucker mussten wir uns dazu-denken. Das gekochte Essen war so ein echter Sautrank, aber wenigstens warm.

Unsere Ankunft in Krndija ist sehr schnell auch in der weiteren Umgebung bekannt geworden. Die Pakete mit Nahrungsmittel von Verwandten und Freunden sind angelau-fen und haben sehr vielen das Leben gerettet.

Ende April kam eine Kommission, welche schon am 1.-2. Mai 46 einen grossen Teil aus dem Lager entlassen hat. Ich war zwischen den allerletzten, die noch am 10. Mai aus diesem Lager entlassen wurden. Als ich mit meinem Entlassungsschein von der La-

gerkanzlei zu meiner Unterkunft ging, um schnellstens abzuhaufen, hat schon der derzeitige Lagerkommandant Hauptmann Komlenovic, die noch Übriggebliebenen mit einem Stock gegen die Langcrkanzlei getrieben, um abzuzählen. Die Übriggebliebenen sind dann den anderen Tag nach einem Lager in der Baranja gebracht, später nach Tenje und dann weiter nach der Batschka⁷.

Ich ging in das Dorf Novi Mikanovci zu meiner Schwester, welche für einen Kroaten verheiratet war, und am nächsten Tag nach Vinkovci, um meine Frau aus dem Spital, da sie auch vom Flecktyphus befallen war und wir sie durch Verbindungen glücklicherweise dort eingeschmuggelt haben können, abzuholen.

Für die nächsten vier Jahre wurde ich Bauer, obzwar ich von Beruf Photograph bin⁸.

Dem Bericht ist eine Namensliste (mit Angabe des Geburtsjahrs) von 1'000 Personen beige-fügt, die u.a. im Herbst 1945 im Lager Krdnja interniert waren, und zwar: aus der Stadt Vinkovci

⁷ Hierzu teilt der Vf. noch Folgendes mit (Brief vom 26. 9. 1960): «Welche Gesichtspunkte bei der Entlassung aus dem Lager Krdnja Anfang Mai 1946 massgeblich gewesen sind, habe ich nicht erfahren können. Die Entlassung wurde vom Odjel unutrzanjih poslova okruga Slav. Brod [Abteilung für innere Angelegenheiten des Kreises Slawonisch Brod] durchgeführt. Die Kommission bestand aus Offizieren und Zivilen unter Führung von nacelnik Sudarevic (ehemaliger Bäckergehilfe), welcher über jede Entscheidung das ‚Amen‘ gesagt hat.

Ich und meine Frau wurden gefragt: Was wir während des Krieges gemacht haben. Ob wir mit oder gegen die Partisanen, und mit wem, mitgearbeitet haben. Ob und welche Verwandte wir noch im Lande haben. – Vielleicht sind auch noch andere Fragen gestellt worden, welche wir aber in der Zwischenzeit vergessen haben.»

Ergänzende Angaben enthält die protokollierte Aussage des N. Q. (Teilabdruck unter Nr. 34), der sich zu dieser Zeit ebenfalls im Lager Krdnja befand. Hier heisst es: «Im Monat Mai wurden wir alle durch eine Kommission überprüft. Häftlinge, die slawische Namen hatten, oder solche, die für die Partisanen gekämpft hatten oder auch in gemischten Ehen lebten, wurden entlassen. Die anderen wurden nach Podunavlje in der Baranja gebracht, darunter auch ich. In Podunavlje waren wir 2'000 Menschen. Es kamen aber immer mehr hinzu, und zwar die Überreste aus anderen Lagern, die damals gleichfalls aufgelassen wurden, weil sich die Zahl der Häftlinge durch Todesfälle und ähnliche Entlassungen wie in Krdnja verringert hatte. Man brachte Menschen aus verschiedenen Lagern der Baranja zu uns.» Der Berichterstatter flüchtete wenige Tage später nach Ungarn; über die weitere Behandlung der im Lager Podunavlje zusammengeführten Volksdeutschen s. die Mitteilungen am Ende des Berichtes Nr. 65.

⁸ Im März 1950 ist der Vf., wie er in seinem Ergänzungsbericht schildert, nach Agram umgezogen, wo er auch Beschäftigung in seinem Beruf fand, und im November 1955 nach Deutschland ausgereist. Abschliessend schreibt er: «Alles in allem habe ich mich nach der Entlassung aus dem Lager in Jugoslawien als eine deklassierte Kreatur gefühlt, hatte Angst vorm eigenen Schatten. – In der Stadt und Bezirk Vinkovci waren die Volksdeutschen nach der Entlassung aus dem Lager als Arbeiter sehr geschätzt, denn sie taugten immer mehr als die anderen, zu dieser Zeit besonders der Angst wegen. Sonst waren sie überall als Staatsbürger Nr. 2 betrachtet: Narodni neprijatelj (Volksfeind).»

278, dem Bezirk Vinkovci 295, den Bezirken Vukovar 45, Bjelovar 75, Kutina 48, Slatina 42, Brčko 36 und Županja 172 Personen⁹.

Nr. 61

Erlebnisbericht des Pfarrers Peter Fischer aus Dalj, Bezirk Esseg (Osijek) in Slawonien.
Original, 23. Mai 1958, 3 Seiten, mschr.

Das Verfahren bei der Internierung von Volksdeutschen aus Dalj Anfang Juli 1945; die Zustände im Internierungslager Valpovo bis zur Flucht des Vfs. int November 1945.

Ich befand mich in den Katastrophentagen als kath. Pfarrer in Dalj bei Esseg in Kroatien. Dalj war eine Pfarre mit über 4'000 Serben, 1'000 Kroaten, 500 Ungarn und 500 Deutschen.

Die Deutschen waren wie in wenigen anderen Gemeinden assimiliert, so dass ein überwiegender Teil nicht einmal der deutschen Sprache mehr mächtig war¹. Doch als die Ortsgruppe gegründet wurde, erkannten sich alle durchwegs als Deutsche². Das Einvernehmen mit den anderen Volksgruppen war innig freundlich.

Mit dem grossen Auszug aus der Heimat im Oktober 1944 zog ein Teil, vielleicht die Hälfte, aus³. Wir Zurückgebliebenen, meistens Frauen, gebrechliche Greise und Kin-

⁹ Zu dieser Liste erklärt der Vf.: Von den Bezirken ausser Vinkovci sind nur die Frauen und Kinder erfasst, da die Männer abge sondert waren. Ebenfalls nicht erfasst sind die Internierten aus den angeführten Bezirken, die in den früheren Lagern gestorben waren, die mit dem ersten Transport aus dem Lager Josipovac Anfang Juli 1945 nach Österreich abgeschoben wurden, die während der ersten Wochen in Krndija gestorben sind und die wenigen, die aus dem Lager flüchten konnten. Ausserdem befanden sich im Internierungslager Krndija noch Personen aus Zagreb (Agram) und den Bezirken Slawonisch Brod, Nova Gradiška, Našice und ein bis zwei weiteren Bezirken, an die sich der Vf. nicht mehr erinnern kann. Die wenigen Personen aus den Bezirken Vukovar und Djakovo waren nur zufällig in der vom Vf. erfassten Gruppe. Die Masse der übrigen internierten Volksdeutschen aus den Gebieten von Kroatien-Slawonien war in den Lagern Josipovac, Valpovo und Tenje konzentriert.

¹ Bei der amtlichen jugoslawischen Volkszählung im Jahre 1931 wurden in Dalj nur 285 Einwohner mit deutscher Muttersprache gezählt.

² Eine Ortsgruppe des Schwäbisch-Deutschen Kulturbundes wurde in Dalj erst im Mai 1941 gegründet.

³ Über die Evakuierung und Flucht aus Dalj berichtet der Schneidermeister Martin Ripp Folgendes: «Als anfangs September die ersten Flüchtlinge aus Syrmien mit der Bahn oder Treks durch unser Dorf führen, wüsten wir, das die Zeit nicht mehr weit ist und das wir auch bald daran sind zu flüchten, aber wir wussten von Anfang selbst nicht wie. wir versammelten uns im Deutschen Heim, um sich zu beraten, und wir wurden sich einig, dass diejenigen, die Pferd und Wagen haben, mit dem Wagen fahren und die übrigen mit der Bahn. Und es wurde uns auf ersuchen des Ortsleiters von der Kreisleitung in Esseg versprochen, das wir ein oder, wenn nötig, auch zwei Trans-

der, wurden am 6. Juli 1945 festgenommen und in das Zwangslager Valpovo eingeliefert. Es wurden dabei nicht die Kranken und Transportunfähigen verschont. Selbst Familien wurden herzlich auseinandergerissen, so dass ein Teil zurückblieb, während der andere abtransportiert wurde.

Die Festnahme erfolgte in folgender Weise: Es wurde mir ein Formular vorgelegt, das ich ausfüllen musste, während die Posten mit Gewehr neben mir standen. Nebst den üblichen Personalien stand da die entscheidende Frage: Nationalität; und die nächste: Was hast du für den Befreiungskampf getan? Als ich diese zwei Rubriken ausfüllte, und zwar mit 1. Deutsch, 2. Nichts, nahmen sie mich sofort auf der Stelle fest, führten mich ab, ohne mir Gelegenheit gegeben zu haben, um mich auszurüsten für eine längere Abwesenheit. Ich wurde auch meiner Taschenuhr gleich entledigt. – Auf dem Fragebogen stand noch eine bemerkenswerte Rubrik, die unter Androhung der Todesstrafe gewissenhaft erfüllt werden musste: Ich erkläre, dass ich von meinem beweglichen Eigentum nichts versteckt oder verschenkt habe.

Wir wurden einen ganzen Tag und eine Nacht auf dem Marktplatz festgehalten, um am folgenden Tag in Viehwaggons in das Zwangslager Josipovac bzw. Valpovo abgeliefert zu werden⁴.

port-Züge zur Verfügung bekommen. Aber je näher die Zeit heranrückte, desto unschlüssiger wurden wir. Und so kam auch schon mitte Oktober, und wir sassen noch immer da. Da kam am Bahnhof ein Militärtransport-Zug an, und der hatte die Richtung Deutschland, und die Soldaten aus dem Transport sagten, sie könnten ein Paar Familien mitnehmen, und so entschlossen sich etliche Familien mitzugehen, und sie nahmen wirklich vier oder fünf Familien mit.

Da aber die Zeit voranrückte und unsere Lage immer bedränglicher wurde, drängten wir den Ortsleiter, er möge doch trachten, dass wir die versprochenen Züge für den Transport so bald wie möglich bekommen. Der Ortsleiter ging zum Telefon, aber vergeblich, den er bekam mit der Kreisleitung keine Verbindung mehr, und er sagte Uns: es bleibt uns nichts mehr übrig, als mit den Wagen bis in das Nachbarsdorf zu fahren, dort können wir uns einwagonieren. Den nächsten Tag fuhr der Ortsleiter und seine Familie mit seinem Traktor vort. Am 27. Oktober sind 3 Familien mit den Wagen abgefahren und haben sich unterwegs den Treks angeschlossen, und etliche Familien sind mit den Wagen in das Nachbarsdorf gefahren und haben sich dort einwagoniert. Den nächsten Tag, am 28. Okt., sind wieder etliche vort von Dalj, und am letzten Tag, es war am 29. Okt., sind die letzten Drei Familien vort. Der letzte, der das Dorf verlassen hat, war ich. Die meisten, die schon entschlossen waren zu Flüchtlingen, überlegten sich oder liesen sich noch in den letzten Minuten von den Serben überreden und blieben zurück. Insgesamt flüchteten aus unserem Dorf ca. 30 Familien mit nur etwa 110 Personen.» – Im weiteren erklärt der Vf. noch, dass nach seiner Schätzung etwa 90 volksdeutsche Familien mit über 300 Personen zurückblieben. (Original, 13. April 1958, 15 Seiten, hschr.)

⁴ In einem Vernehmungsgespräch (Niederschrift des Gesprächs nach der Tonbandaufnahme, Mai 1958, 15 Seiten, mschr.) erklärt der Vf. hierzu noch, dass die 75 Personen starke Gruppe aus Dalj zunächst mit der Eisenbahn nach Esseg gebracht und von dort im Fußmarsch und auf Pferdewagen nach Josipovac geführt worden ist. Bei ihrer Ankunft wurde das dortige Lager bereits geräumt und nach Valpovo verlegt. Am 22. Juli wurden im Lager Valpovo ca. 1'800 Internierte, unter denen sich auch der Vf. befand, zu einem Transport zusammengestellt, der nach Österreich

Das Lager Valpovo bestand aus 10 Holzbaracken in üblicher Form. Dreitausend Menschen mussten darin untergebracht werden. Natürlich war das, trotzdem wir in zwei Schichten übereinander logiert waren, doch nicht möglich. So musste sich ein Teil irgendwo einen Verschlupp unter oder neben oder zwischen den Baracken suchen. Das Elend stieg ins Unbeschreibliche bei jedem Regenwetter.

Die Verpflegung war alle ohne ein Körnlein Salz. Zuerst bekamen wir ein dickes Bohnengericht. Jeden Tag dasselbe. Als die Bohnen ausgingen, erhielten wir eine Brühe, in die etwas Mehl, manchmal Nudel eingestreut waren. Es gab auch ein winziges Stücklein Brot. Aus der Küche erfuhr ich, dass auch 2 kg Öl hineingegeben wurde. Doch bei dieser Menge bekam man keine Spur davon zu sehen.

Die Folge solch einer Verpflegung war natürlich das Schwinden der Kräfte, die Anfälligkeit für Krankheiten und hohe Sterblichkeit. Die Entkräftung trat besonders in Vorschein dadurch, dass die Wunden nicht zuheilten; auch gewöhnliche Kratzwunden heilten nicht, sondern frassen sich immer weiter. Es wuchsen mir keine Zehennägel mehr, was im Winter sehr schmerzlich war. Zur Entkräftung kam noch hinzu die grosse Ungezieferplage: Wanzen, Läuse und Flöhe – Krätze. Da uns keine Möglichkeit zur Reinigung gegeben war, indem nur zwei Brunnen vorhanden waren, die kaum zur Trinkwasserversorgung reichten, waren wir wehrlos dem Ungeziefer ausgeliefert. Ich kann mich erinnern, wie manche Kranke und Sterbende buchstäblich wimmelten voll des Ungeziefers.

Die Sterblichkeit bewegte sich zwischen 5 bis 10 Mann pro Tag. Die Toten wurden in rohgezimmerten Särgen bestattet. Als die Bretter ausgingen, wurden sie auch ohne Särge beerdigt⁵.

Obzwar es eine Kulturschande ersten Ranges war, lag doch eben darin für viele die Rettung, dass wir als Arbeitssklaven zur Arbeit verkauft wurden. Ich kann mich nicht

abgeschoben werden sollte. Dieser Eisenbahntransport traf am 24. Juli in Laibach ein, wurde jedoch von den britischen Besatzungsbehörden in Österreich nicht übernommen und am folgenden Tage bis Pisanica (bei Bjelovar) zurückdirigiert, wo sich in den nächsten Tagen durch die Ankunft von zwei weiteren Transporten, die ebenfalls vor der österreichischen Grenze (in Marburg) zurückgeschickt worden waren (s. Bericht Nr. 34), ca. 6'000 Volksdeutsche ansammelten, die dann schliesslich mit der Eisenbahn und im Fussmarsch in die Internierungslager Valpovo und Krdija übergeführt wurden (s. hierzu und über die Verhältnisse im Lager Krdija die Berichte Nr. 65 u. 66).

⁵ In dem Vernehmungsgespräch erwähnt der Vf. auch, dass er an den Beerdigungen als Priester teilnehmen durfte. In der Krankenabteilung konnte er die Sakramente spenden und im Lager (bis zu seiner Flucht) auch Gottesdienste halten; seit Allerheiligen (1. November) wurden jedoch Predigten und selbst das Verlesen des Evangeliums nicht mehr erlaubt.

Trotz der hohen Sterblichkeit im Lager blieb die Gesamtzahl der Lagerinsassen bis Ende 1945 auf gleicher Höhe, denn im Laufe der Zeit wurden wiederholt noch weitere Internierte eingeliefert, u.a. diejenigen Volksdeutschen aus Slawonien, die vor den Kampfhandlungen während des Krieges nach Österreich, Deutschland und Böhmen-Mähren evakuiert worden waren, sich nach Kriegsende auf den Weg in ihre Heimat gemacht hatten und hier festgenommen wurden. Dazu berichtet der Vf. noch Folgendes: «Wiederholt zu mir gekommen sind die Rückwanderer aus Österreich und aus diesen Ländern, die sich natürlich erhofften, hier – zu Hause – alles aufzufinden, wie sie es hinter-

mehr des Preises für den Mann erinnern, aber des Anblickes: Vor dem Lagertor standen die Käufer, die sich welche Arbeitskraft nehmen wollten. Sie zahlten der Verwaltung den Preis, worauf die gekaufte Kraft zur Arbeit gehen musste, ohne welchen Lohn für seine Leistung zu erhalten. Wenngleich ein Sklavenhandel in krassester Form, wurden doch manche dadurch gerettet, da sie eine normale Verpflegung erhielten und noch nebenbei für ihre Kinder etwas mitnehmen konnten. So halfen sich manche über die Not hinweg.

Die Bevölkerung war uns nicht feindlich gesinnt. Im Gegenteil, es wurde uns manche Hilfe heimlich beigeschoben. Selbst das Aufsichtspersonal zeigte uns nicht selten sein Wohlwollen. Ich erinnere mich des Beispiels: An der Lagerpforte wurde wiederum heftig geschossen. Da fragte ich den Posten, warum er so viel schießt, «Ich muss», gab er mir zur Antwort, «denn zwölf Pakete schmuggelte ich schon ein.» So ging das Schiessen nur, um den Dienstfeier vorzutauschen. Ähnliche Fälle gab es unzählige⁶.

Die Verwaltung des Lagers unterstand einem Lagerkommissar und einem Lagerkommandanten. Diese Zweigleisigkeit war bei den neuen Herren üblich. Die Ausföhrung der Verwaltung lag aber in den Händen des Personals, das aus den Insassen selbst genommen war. Nun zeigte sich die tragische Erscheinung, die bei allen ähnlichen Fällen zum Vorschein kam – wie bei den Juden, Serben, so auch bei uns –, dass nämlich diese Kapos eines kleinen persönlichen Vorteiles wegen bereit waren, oft die eigenen Mitgenossen auf die Schwerste zu peinigen. Hierin gab es sehr traurige Beispiele, wo sich manche im Übereifer grosse Verschuldungen zuzogen.

lassen hatten. Aber die wurden gewöhnlich in Zagreb schon festgehalten oder in Esseg – einige sind bis Esseg gekommen; dort sind sie dann ausgeplündert worden (Eheringe sind ihnen weggenommen worden, Ohringe) und sind dann ohne alles in die Gemeinde Valpovo geliefert worden. Ich erinnere mich sehr gut an eine Gruppe von deutschen Frauen, die nichts an sich gehabt haben als ganz dünne Kleider. Es war schon kalt, es war schon November. Also, die haben sehr viel gelitten; keine Decke, gar nichts haben sie gehabt. Und ich kann mich an einige Fälle erinnern, wo die Leute irrsinnig geworden sind von der Kälte.»

⁶ Ein bezeichnendes Beispiel für das Verhalten der Wachmannschaften zu dieser Zeit erzählt der Vf. in dem Vernehmungsgespräch: Als die Deutschen aus Dalj auf dem Wege ins Internierungslager durch die Stadt Esseg marschieren mussten, trieben die Begleitposten sie brutal an, indem sie schrieten, wild fluchten und zu Schlägen ausholten. «Als wir aber ausserhalb der Stadt waren, da sagte der Kommandant: So Leute, jetzt setzt euch nieder, ruht euch aus! Und sogar, als Wagen dann gekommen sind, die hat er alle aufgehalten und hat uns aufgeladen und uns führen lassen. Die Leute mit den Führwerken haben sich gewehrt und haben gesagt, sie gehen ihrer Arbeit nach, sie haben ja eine Arbeit. – Nein, die Leute musst Du führen! – Da hab ich den Kommandanten gefragt: Wie kommt denn das, in der Stadt warst Du so und jetzt? Sagt er: Ich weiss nicht, wer mich sieht. – Neznam, ko me vidi; morac sam! – Ich hab's müssen! sagte er. Ein Serbe war's. Also durch die Stadt, wo er gesehen werden konnte, hat er sehr brutal sich benommen, aber ausserhalb der Stadt, da war er dann wieder gut und hat sogar die Wagen aufgehalten, also unsere Leute aufgeladen auf Wagen. Unbekannte und alle haben müssen stehenbleiben und uns führen.» Und von den kroatischen Einwohnern Valpovos sagt der Vf.: «Sie waren sehr freundlich uns gegenüber und haben sehr Mitleid mit uns gehabt. Und wenn wir so in Kolonnen gegangen sind, dann hat es sich oft getroffen, dass uns Leute ein Stück Brot gegeben haben oder Seife oder auch ein Handtuch. Manchmal war auch eine Flasche Schnaps dabei. In Valpovo kamen keine Gewaltakte vor.»

Ansonsten war aber die Behandlung im Lager Valpovo nicht mit Grausamkeit oder SADMUS gespickt. Es reichten der Hunger, das Ungeziefer, die Infektionen und die Entbehrungen, um einen grossen Teil unter die Erde zu bringen.

Vom Kommandanten wurden des Öfteren Strafbefehle erlassen, die aber niemals rigoros durchgeführt wurden. Straftaten waren folgende: 1. Latrinen ausschöpfen; 2. gebunden in der Sonnenglut drei Stunden stehen; 3. Barackenelemente umhertragen (eine geistestötende Arbeit); 4. Bunker.

Als für meine Freilassung meine Gemeinde entschieden eintrat, wurde ich freigelassen. Doch nur zum Schein. Schon unterwegs nach Hause, in Esseg, nahm man mich neuerdings fest und stellte mich unter Anklage. Die Anklage hatte vier Punkte:

1. Seine Eltern sind ausgezogen. – Also, ein Faschist.
2. Sein Bruder war beim deutschen Heer. – Also, ein Faschist.
3. Er sagte einmal: Was wird mit uns Germanen werden? – Also, ein Faschist.
4. Er hat mit den Mördern gegessen und getrunken. (Ich lud manchmal den deutschen Ortskommandanten zu Tisch.) – Also, ein Faschist.

Sorbit war mein Schicksal besiegelt. Auf Grund dieser lächerlichen Anklage ging es klar hervor, dass ich ein gefährlicher Faschist bin, deshalb kein Recht auf die Freiheit beanspruchen kann! Auf kurzem Wege landete ich wiederum im Zwangslager Valpovo.

Im Herbst 1945 sollte ich nach Stara Gradiška in das berüchtigte Strafhaus überführt werden. Da entschloss ich mich zur Flucht aus dem Lager. Nachdem ich wiederholt den Namen wechselte und mir falsche Ausweise beschaffte, gelang es mir, über die Grenze nach Österreich zu entkommen⁷.

⁷ In dem Vernehmungsgespräch erzählt der Vf., dass er auch auf seiner Flucht wiederholt unerwartete Hilfe erfahren habe. So erhielt er zunächst aus der Lagerkanzlei rechtzeitig einen Wink, dass seine Überführung ins Gefängnis angeordnet sei. Als er sich nach seiner Flucht aus dem Lager in einer Ortschaft in Syrmien aufhielt, stellte ihm der dortige Obmann der Partisanen, nachdem dieser erfahren hatte, dass es sich um den Pfarrer aus Dalj handelt und dass er aus dem Lager entflohen ist, einen neuen Ausweis mit falschem Namen aus und versprach ihm rechtzeitige Benachrichtigung, wenn er sich wieder aus dem Staube machen müsse. Mit diesem Ausweis konnte sich der Vf. dann auf seinem weiteren Fluchtweg forthelfen, wobei er in Kroatien auch mit einer weitverzweigten Organisation in Berührung kam, die Verbindungen bis nach Serbien hatte und zur Flucht aus dem Lande verhalf. Anfang Januar 1946 wurde er über Mittelsmänner dieser Organisation bis in die Grenzzone geführt und gelangte glücklich nach Österreich.

Über die Verhältnisse im Lager Valpovo bis zu seiner Auflösung 8. den nachfolgend abgedruckten Bericht Nr. 68.

Erlebnisbericht des Apothekers Josef Wagner aus Esseg (Osijek) in Slawonien.
Original, 14. Juli 1958, 11 Seiten, mschr. Teilabdruck.

**Die sanitären Verhältnisse im Internierungslager Valpovo bis zu seiner
Auflösung Anfang Mai 1946; unzureichende Bekämpfung von
Seuchenkrankheiten. – Die Verhaftung des Vfs. nach seiner Entlassung
aus dem Internierungslager und seine Verurteilung zu 17 Monaten
Zwangsarbeit in der Strafanstalt Lepoglava.**

Nach dem Zusammenbruch lebte ich in Esseg. Da meine Frau Hilfslehrerin während der deutschen Zeit war, wurde sie ins Lager nach Josipovac eingeliefert und später nach Valpovo überstellt. Auch ich wurde nach Valpovo gebracht und befand mich dort vom 24.7.1945 bis 2.5.1946.

In Esseg war ich in dem pharmazeutischen Lager (Skladiste) beschäftigt und habe an die Behörde ein Gesuch gerichtet, dass auch meine Frau freikommt. Mein Gesuch wurde natürlich nicht berücksichtigt, dafür wurde ich selbst nach Valpovo verbracht und musste dort eben wie alle Lagerleute leben. Meine Frau war, wie gesagt, Hilfslehrerin in einer deutschen Schule während des Unabhängigen Staates Kroatien und kam sofort ins Lager...

Das Lagergelände von Valpovo lag ausserhalb der Stadt. Es war ein trostloses Gelände, Lehmboden, Dreck bis an die Knie. Die Holzbaracken standen noch von der Wehrmachtszeit her. Sie waren voll Ungeziefer. Das ganze Lagergelände war mit Stacheldraht umzäunt. Es dürften an die 10 grosse Baracken gewesen sein. Lagerleiter war während meiner Zeit zunächst ein gewisser Relja, später wurde ein gewisser Globotschnig Lagerleiter, der ursprünglich politischer Kommissar war. Als ich ins Lager geworfen wurde, war es bereits überfüllt. Die Leute waren in den Baracken und ausserhalb der Holzbaracken auf einer offenen Wiese gelegen. Sie waren tagsüber kaum beschäftigt und befassten sich bei schönem Wetter damit, sich zu putzen und von Ungeziefer zu reinigen. Die Ungezieferplage war schrecklich. Die Baracken boten das Bild eines Provisoriums. In den Räumen waren die Bettstellen übereinandergestellt; meist ohne Strohsack lagen die Menschen auf dem Bretterboden der Bettstellen. Es war ein verwüstetes Gelände, voller Kot und Dreck.

Nachts hat die Lagerwache ständig herumgeschossen, wohl um zu verhindern, dass Leute Fluchtversuche unternehmen. Die Menschen waren sehr verängstigt und eingeschüchtert. Dann und wann sind auch Gewaltakte vorgekommen. So ist ein Mann erschossen worden, weil er dreimal versucht hat zu fliehen. Ich weiss nicht, woher er war. Er war aber ein Invalide mit einem Holzfuss, und seine Erschiessung dürfte sozusagen als Exempel statuiert worden sein. Meist waren im Valpovoer Lager Volksdeutsche aus Esseg und Umgebung sowie aus Valpovo selbst und aus Belišće. Vereinzelt gab es aber auch Lagerinsassen aus anderen Streusiedlungen.

Als Globotschnig Lagerkommandant wurde, wurden gewisse Neuerungen im Lager durchgeführt. Es kam ein neues Klosett dazu, die Ambulanz wurde ein bisschen ausgebaut. Ich selbst war in der Ambulanz als Hilfssanitäter beschäftigt, konnte fallweise auch

nach Esseg gehen, um Medikamente zu holen. Ich war in der Station als Apotheker tätig, später in der Ambulanz. Wir haben nicht viele Medikamente gehabt. Es waren einige Flaschen da mit etwas Medikamenten.

Die erste Seuche, die das Lager verwüstete, war die rote Dysenterie (Ruhr). Ihr sind meist ältere Leute zum Opfer gefallen. Das war im Herbst 1945. Ich glaube, es dürften dieser Seuche 1'000 Lagerleute zum Opfer gefallen sein.

Die Menschen, die davon betroffen wurden und starben, wurden noch in regelrechten Holzsärgen und in Einzelgräbern beerdigt. – Kurze Zeit war auch ein Pfarrer im Lager. Ich glaube, es war der Pfarrer Fischer aus Dalj, der aber dann, ich weiss nicht die Einzelheiten, aus dem Lager flüchten konnte. Angeblich haben ihm Kroaten geholfen¹.

Bei der Bekämpfung dieser Seuche hat uns eine Lieferung von Sulfonamid-Tabletten, die von der UNRRA geschenkt wurden, grosse, unschätzbare Dienste geleistet. Wenn wir diese Sulfonamid-Tabletten nicht gehabt hätten, wären alle krepirt.

Im Lager waren auch zwei Ärzte: Dr. Hartel aus Valpovo und Dr. Vile aus Esseg. Sie taten alles, was in ihrer Macht stand. Beide erkrankten später an Flecktyphus, selbst der Kreisarzt Dr. Pekic aus Vukovar wurde infiziert. Hartel kam dann nach Esseg. Dr. Vile selbst ist im Lager geblieben. Ihn konnte ich mit den spärlichen Medikamenten, die wir hatten, retten. (Heute ist er als Arzt in Esseg tätig.)

Nachdem diese Seuche vorbei war, hat im Lager der Flecktyphus zu wüten begonnen. Die Bazillen dürften dadurch in das Lager nach Valpovo gekommen sein, dass aus verschiedenen Typhus-Lagern durch Neueinweisungen die Krankheit nach Valpovo eingeschleppt wurde. Die Leute, die aus Typhus-Lagern nach Valpovo kamen, wurden nur sehr oberflächlich desinfiziert. – Es war vielleicht ursprünglich auch eine Absicht der Lagerleitung, die sich nicht ganz bewusst war, welche Auswirkung die Krankheit haben kann und dass, wenn einmal der Flecktyphus um sich greift, er wahrscheinlich nicht innerhalb des Lagers bleiben wird. Das war ein schweres Verbrechen. – Täglich sind 50, 60, 80 bis 100 Personen an Flecktyphus erkrankt. Ich war der einzige sanitär ein bisschen kundige Mann, nachdem die zwei Ärzte auch schon krank lagen, blieb aber hilflos ohne Medikamente. Ich konnte da und dort nur raten und zu Vorsichtsmassnahmen mahnen und durch Isolierung einiges erreichen. Eine grosse Hilfe war bei der Bekämpfung dieser Seuche das in jener Zeit ebenfalls uns aus Amerika zur Verfügung gestellte DDT-Pulver, von dem wir ganze Fässer erhielten.

Während der Flecktyphus das Lager verwüstete, wagte sich der Lagerleiter Globotschnig nur auf seinem weissen Pferd aufs Lagergelände. Er stieg niemals vom Pferd ab. Auch die Lagerwache blieb ausserhalb des Lagergeländes und vermied jede Berührung mit den Lagerinsassen.

Da mir auch die Totengräber unterstanden, beobachtete ich, dass in kurzer Zeit sechs Equipen von Totengräbern im Lager Valpovo gewechselt werden mussten. Jede

¹ Ein Bericht von Pfarrer Fischer ist abgedruckt unter Nr. 67.

Equipe war zu sechs Mann. Sie sind alle gestorben. Zu spät erfuhr ich, wie es dazu kam. Die Totengräber zogen die Leichen aus, verschachtelten Hemden, Pullover oder verwendeten selbst Kleidungsstücke der Verstorbenen, so dass auf diese Weise der Typhus rasch um sich griff. Er blieb aber auch nicht innerhalb des Lagers, da die den Leichen ausgezogenen Kleidungsstücke auch vom Lager in das Dorf Valpovo gelangten. – Für einen guten Pullover konnte man immerhin einige brauchbare Lebensmittel eintauschen. – Die Folgen waren auch für die Bevölkerung in den umliegenden Ortschaften derart verheerend, dass von Esseg Gesundheitsorgane verschiedene Equipen zusammenstellten und am laufenden Band Impfungen durchführten.

Auch meine Frau war sechs Wochen lang im Lager an Typhus gelegen. Als Sanitäter konnte ich mir etwas zusätzliche Medikamente verschaffen und impfte sie stündlich mit Sympatol- und Kampferspritzen. Und so kam sie durch. – Mein Bruder, der Arzt war und als Lagermann in Krdnja festgehalten wurde, starb dort ebenfalls an Flecktyphus. Auch in Krdnja waren etwa 3'000 volksdeutsche Lagerleute festgehalten².

Wer Asthma, eine Herzkrankheit hatte oder im vorgerückten Alter stand und Flecktyphus bekam, ist todsicher zugrunde gegangen. Die Menschen, die dann bei Temperaturen von 41,5 und einem Puls von 110 pro Minute Herzmuskelschaden erlitten, überdauerten die Krise, die bei Behandlung dann durch Temperaturfall eingetreten ist, nicht und starben. In Valpovo dürften meiner Schätzung nach 500 bis 600 Menschen an Flecktyphus gestorben sein.

Wegen dieser schrecklichen Seuche kam eine Kommission aus Zagreb, bei der auch ein gewisser Tepic, ein ganz übel beleumdeter Bursche, führend mitgewirkt hat. Der Kommission gehörte auch der Lagerleiter Globotschnig an. – Schon 1946 wurde dann das Lager aufgelöst, angeblich weil wegen der himmelschreienden Zustände eine UNRRA- und eine Rot-Kreuz-Kommission gegen die Aufrechterhaltung protestiert hatten. Ich habe selbst niemals eine solche internationale Kommission auf dem Lagergelände gesehen, es wurde aber gemunkelt, dass verschiedentlich welche die Lage studiert hätten.

Bei der Auflösung wurde jeder gefragt, wohin er gehen will. Wir erhielten auch Ausweise mit dem Hinweis, dass wir uns an unserem zukünftigen Aufenthaltsort melden müssten. Die Baracken wurden abgetragen und sonstwohin verbracht (Baranja)³.

² Über die Verhältnisse im Lager Krdnja s. Bericht Nr. 66.

³ Über die Auflösung des Lagers Valpovo und die Gesamtzahl der im Lager Gestorbenen berichtet der Landwirt N. T. aus Koška, Bezirk Našice: «Sofiel kannich berichten, das in Januar 1946 der Lagerstand 3'300 gewesen war; und bis zu der entlasung, den 8. mai, waren zu bezeichnen 1967 toten, soweit ich einblick in die totenliste hatte; da die kranken in der isolierabteilung zurieck blieben, weis ich weiter nicht, wieviel noch gestorben sind oder wass mitt ihnen geschehen ist. In die 300 siend nicht entlassen worden, wurden nach Podunavlje (Baranja) entfiert; wass weiter mit ihnen geschehen ist, ist mihr unbekant.» (Original, 10. April 1958, 4 Seiten hschr.) – Über das Lager Podunavalje s. die Mitteilungen am Ende des Berichtes Nr. 65.

Ich war erst 17 Tage von Valpovo daheim, da hat mich die Geheimpolizei abgeholt, und ich sass 17 Monate im Gefängnis in Lepoglava. Von unseren ehemaligen Valpovoer Lagerleuten wurden 8 bis 10 eingesperrt. Zunächst wurden wir im Esseger Gefängnis festgehalten. Ich selbst war in der Gefängniskirche, und zwar oben auf dem Chor. – Noch bevor wir nach Lepoglava abgeschoben wurden, wurden in einer Nacht im Bade- raum des Gefängnisses in Esseg der Ustascha-Offizier Majurdzic und ein gewisser Zvonaric auf unvorstellbar grausame Weise geradezu abgeschlachtet. Sie haben derart geschrien, wie Schweine, wenn sie geschlachtet werden. Die Frauen, die in der Früh den Waschraum reinigen kamen, fanden dann noch schreckliche Spuren dieser Gewalt- akte.

Man hat mich für dieselben «Taten», für die ich schon im Lager Volpovo gebüsst hatte, nochmals regelrecht vor Gericht abgeurteilt. – Ich bekam einen Pflichtverteidiger von dem Gericht in Esseg. Dieser hat für mich aber kaum etwas Günstiges ausgesagt. – Die Anklagepunkte waren folgend: 1. ich habe mit den Deutschen kollaboriert, mit der Besatzungsmacht; 2. ich bin deutscher Abstammung; 3. ich war Mitglied der faschisti- schen Organisation Kulturbund, die ein mächtiges politisches Instrument der 5. Kolonne war, die den jugoslawischen Staat untergraben und unterminiert haben soll⁴.

Ich bin in all diesen drei Punkten schuldig befunden worden. Der Verteidiger hat gewisse mildernde Umstände gelten lassen wollen, z.B. meine zwei Kinder und meine Ehefrau, die sich nicht aktiv im Sinne der Anklage betätigt haben. Der Staatsanwalt belastete mich aber, indem er auf die Verantwortlichkeit hinwies, die ich als Akademi- ker und als gebildeter Mensch zu tragen hätte. Es hätte mir bewusst werden müssen, welche Folgen meine Handlungen haben würden. Bei meinem Verteidiger hatte ich ab- solut das Gefühl, dass er nur das Notwendigste anführte, um nicht selbst von der Staats- omnipotenz belangt zu werden. – Der Verteidiger war während meiner Haftzeit über- haupt nur einmal dem Schein nach bei mir in der Zelle, um zu dokumentieren, dass er mich anhörte und sich mit meinen Argumenten auseinandersetzte. Er hat mich aber kaum gefragt nach meiner Darstellung der Ereignisse. – Es war ein Geheimverfahren, denn ich kann mir nicht vorstellen, dass jemand überhaupt dort zugelassen wurde. Im Zuschauerraum waren zwar zwei, drei Gestalten anwesend, aber es dürfte sich um be- stellte Agenten gehandelt haben.

Interessant ist zu bemerken, dass alle Lagerleute, die im Lager mit irgendeinem Ver- trauensposten befasst waren (Magazineure, Apotheker, Büropersonal usw.), alle in die- sem Schnellverfahren in Esseg zu neuerlichen Strafen verurteilt wurden. – Es war dies ein neuerlicher Ausbruch der Hassorgien gegen das Deutschtum von den lokalen Esse- ger Behörden, die es offenbar bedauert haben, dass wir das Lager Valpovo überlebt haben. Besonders die Vertreterinnen der AFZ (Antifaschistische Frauenorganisation)

⁴ Zu dieser Behauptung, die in der Begründung der Vergeltungsmassnahmen gegenüber den Volksdeutschen, in den politischen Strafgesetzen und in der Urteilsbegründung und Strafzumes- sung bei den gegen Volksdeutsche geführten Prozessen eine wichtige Rolle spielte, s. Einleitende Darstellung.

waren gegen uns Deutsche in einem solchen Hass befangen, dass sie uns am liebsten in einem Eimer Wasser ertränkt hätten⁵. Der Führungsstab der AFZ bestand hauptsächlich aus ortsansässigen Esseger Serbinnen, zum Teil Lehrerinnen, Beamtinnen, Verkäuferinnen, die einen gestauten Hass an uns austoben wollten.

Ich bin zu 17 Monaten verurteilt worden und zu zwei Jahren Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte und deren Folgen (Verlust des Stimmrechtes usw.). Zusammen mit allen Verurteilten aus dem Esseger Gefängnis waren wir einige Hunderte, die wir von hier nach Lepoglava abgeschoben worden sind. Darunter waren sehr viele Ustascha, aber auch sehr viele Volksdeutsche, besonders aus bürgerlichen Kreisen.

In Lepoglava selbst war eine gleichmässig harte, unerbittliche Strenge. Die politischen Inhaftierten waren von den kriminellen getrennt. – Ich selbst war in Lepoglava, als Kardinal Stepinac eingekerkert war. Der Kardinal befand sich in einer Einzelzelle, und es ist ein gewisses Entgegenkommen der Gefängnisverwaltung ihm gegenüber zu bemerken gewesen insofern, als er seine eigene Kapelle, seinen eigenen Bücherkasten und einen Teppich in dem Gefängnisraum haben durfte. Mit den übrigen Häftlingen hat er keinen Kontakt gehabt⁶.

Die Arbeit selbst, die uns in Lepoglava auferlegt war, war eine geistes- und sinnlösende Tätigkeit. Wir haben hauptsächlich Steine von einem Ort zum anderen getragen. Dann war in der Anstalt selbst eine Korbflechterei, wo viele von uns gearbeitet haben als Korbflechter. – Zu der Zeit, als ich in Lepoglava war, waren noch sehr viele Italiener inhaftiert, die, offenbar noch als Kriegsgefangene abgeurteilt, dort festgehalten wurden.

Einmal wöchentlich hatten wir politische Schulung. Irgendein Redner ist aufgetaucht. Erscheinen war für die Gefangenen dabei Pflicht. Wir wurden über das neue Regime unterrichtet und über den Status der Volksrepublik Jugoslawien. Sie wollten uns offenbar zu geeichten Kommunisten erziehen und haben sich in dieser Richtung gewissen Hoffnungen hingegeben. Auch tagespolitische Probleme Jugoslawiens sind immer wieder behandelt worden, so z.B. die Rückgliederung von Triest, d.h. der Anspruch Jugoslawiens auf die Hafenstadt Triest. – Dann und wann haben wir auch Theatervorführungen gehabt. Das war so die Freizeitgestaltung...

Die Menschen, die liquidiert werden sollten, ohne dass dafür irgendein staatliches Urteil vorlag, wurden abkommandiert, um Ruten für die Korbflechterei zu schneiden. Sie sind nie mehr zurückgekommen. Man hat im allgemeinen gewusst, wer zum Ruten-schneiden abkommandiert wird, ist ein Todeskandidat. Wo diese Liquidierungen statt-

⁵ Auch in verschiedenen anderen Berichten wird eigens vermerkt, dass sich die Vertreterinnen der AFZ ebenso wie die Frauen unter den Partisanen besonders gehässig zeigten, dass oft extreme Härten und Schikanen gegenüber Volksdeutschen auf ihrem Einfluss beruhten.

⁶ Der Erzbischof von Agram Stepinac (am 12. Januar 1953 zum Kardinal ernannt) wurde am 18. September 1946 verhaftet und am 11. Oktober wegen «Verbrechen gegen Volk und Staat» zu 16 Jahren Haft verurteilt.

fanden, weiss ich nicht, da ich selbst niemals zu dieser Truppe abkommandiert war. – Neben Lepoglava war die Kohlengrube Golubovac. Auch diese war der Ort schrecklicher Greueltateu, wo etliche Leute, die man liquidieren wollte, ins Bergwerk geschickt wurden. Man fand dann immer Erklärungen für einen sogenannten Unglücksfall. Es waren meist Ustascha, die dorthin kamen, und auch etliche Deutsche.

Es ist schwer, die Zahl der Insassen von Lepoglava abzuschätzen, ich glaube aber bestimmt, dass es 3'000 bis 5'000 waren. – Die Kost war schlecht, und es traten Mangelkrankheiten wie Skorbut auf. Man bemerkte dies zuerst an den Füßen, an denen grosse Wunden und Ekzeme entstanden, dann blutende Stellen am Oberkiefer. An Seuchen ging niemand zugrunde, da die Lage des Ortes sehr gesund war. Wir hatten zwei Ärzte, Gefangene, ein gewisser Oberst Koscak und Dr. Weidrisch.

Nach Ablauf der 17 Monate bin ich anstandslos entlassen worden.

Im Folgenden berichtet der Vf. über seine Ausreise nach Deutschland im Jahre 1958⁷.

⁷ abgedruckt unter Nr. 83.

c. Slowenien

Nr. 69

Erlebnisbericht des Kaufmanns Albin Verderber aus Laibach (Ljubljana) in Slowenien.
Original, 17. März 1958, 4 Seiten, hschr.

Die Internierung von Deutschen und Österreichern im Bezirk Radmannsdorf Ende Juni 1945, ihre Überführung in das Sammellager Schloss Herbertstein (Hrastovec) bei Marburg und ihr Abschub nach Österreich Anfang September 1945.

Am 15.1.1942 wurden wir aus Laibach, das damals von Italien besetzt war, ins deutsche Gebiet nach Kronau (Oberkrain) umgesiedelt¹. Anfangs Mai 1942 wurden wir nach Veldes (Bled) überstellt, woselbst mir von der deutschen Verwaltung ein Lokal im Anbau des Park-Hotels zugewiesen wurde, wo ich ein Textilwarengeschäft eröffnete. Dieses hatte ich bis zum 9. Mai 1945 inne. Dies war der Tag, wo die Partisanen aus den Bergen nach Veldes eingezogen sind und von der ganzen Bevölkerung mit stürmischem Jubel und Blumen empfangen wurden. Alle Geschäfte mussten sofort, schliessen, und wir waren verpflichtet, eine Lagerbestandsaufnahme zu machen und diese beim neuen Partisanen-Gemeindeamt abzugeben. Einige Tage später sind Herzegowina-Partisanen gekommen, haben von hinten in mein Geschäft eingebrochen, das halbe Lager geplündert, auf ein Lastauto verladen und davongefahren.

Jeder Deutsche war damals vogelfrei und den Partisanen auf Gnade und Ungnade ausgeliefert.

Am 22. Juni 1945 wurden wir gegen 8 Uhr morgens von vier OZNA-Männern mit vorgehaltenen Maschinenpistolen verhaftet und vorerst ins Hotel «Jäger» (Lovec), Veldes eskortiert. In 15 Minuten mussten wir fertig sein und durften nur das Allernotwendigste mitnehmen. Die Partisanen bewachten und verfolgten jede Bewegung. Im Hotel «Jäger» wurden ca. 28 Deutsche zusammengetrommelt und auf drei Bauernleitwagen aufgeladen und mit 20 Partisanen-Männern, bewaffnet mit Maschinenpistolen und Handgranaten, nach Radmannsdorf (Radovljica) in ein Barackenlager überführt. Dort wurden uns vorerst alle Dokumente, Gold, Schmuck und Geld abgenommen und unser kleines mitgenommenes Hab und Gut durchsucht. Die Verpflegung war elendig mager, und schlafen mussten wir am blanken Boden. Nach einigen Tagen wurden wir

¹ Über die Umsiedlung der Deutschen aus Laibach und der Gottschee s. Bericht Nr. 1.

in die neue Siedlung, die von Deutschen erbaut wurde, überstellt und erhielten wenigstens Strohsäcke zum Schlafen. Die Männer mussten gefälltes Holz sägen und hacken, die Frauen aber die total verlaute Wäsche der Partisanen in der Umgebung des Lagers waschen und sonstige Putzarbeiten verrichten.

Was die Behandlung anbelangt, muss ich bemerken, dass die Miliz, die uns in der Hauptsache bewachte, gegen uns rücksichtsvoll war. Hingegen kann ich aber von den OZNA-Leuten sagen: je intelligenter einer war, desto brutaler und gehässiger war er.

Soviel ich mich an Namen erinnern kann, wurden mit uns in Veldes verhaftet: *Es folgen Namen von 5 Männern und 11 Frauen mit 8 Kindern*. Ausserdem waren noch einige, an deren Namen ich mich nicht mehr entsinne. Ich weiss nur, dass eine Holländerin, einige Reichsdeutsche und Österreicherinnen dabei waren.

Während unseres Aufenthaltes in Radmannsdorf kamen eines Abends aus der Strafanstalt in Vigaun (Begunje) 10-12 Gottscheer und Kärntner, die derart verhungert waren, dass sie sofort sämtliche kargen Reste und alle Brotkrumen, die die Lagerinsassen noch hatten, mit Heisshunger verzehrten. Sie erzählten, dass sie täglich nur eine Wassersuppe mit einem kleinen Stückchen Brot erhielten, und das mussten sie rasch herunterlucken, sonst schlug ihnen der Partisan mit dem Gewehrkolben die Essschale aus der Hand.

Am 26. oder 27. August 1945 kam um 6 Uhr früh ein OZNA-Mann mit dem Befehl: «In 10 Minuten fertig sein zum Abtransport.» Von Radmannsdorf fuhren wir per Bahn gegen Pettau zu. An einer kleinen Station blieben wir stehen (der Name ist mir entfallen), und da erfuhren wir, dass wir für das berüchtigte Lager Sterntal bestimmt waren. Der Kommandant des Lagers hat aber telefonisch die Annahme des Transportes verweigert, weil dort zur Zeit Typhus herrschte. Der Transportführer hat nachher einen alten Omnibus aufgetrieben, und so sind wir, zusammengefercht wie Sardinen, in der grössten Hitze nach Schloss Herbertstein bei Marburg gelandet.

In Herbertstein hatten wir das Gefühl, in einem Narrenhause zu sein. Es waren dort über 2'000 Menschen untergebracht, nicht nur Deutsche, auch Slowenen und Ungarn. Die Verpflegung war elend, schlafen mussten wir am Boden, und die Behandlung war skandalös. Der Lagerführer war eine Bestie (auf dessen Namen ich mich nicht mehr erinnern kann). Die hygienischen Verhältnisse waren unter jeder Kritik, was besonders das Krankenzimmer bewies, wo Schwerkranke nur auf einem Büdel Stroh gelegen sind und sie die Läuse direkt ins Jenseits befördert haben. Gestorben sind dort sehr viele an Hunger. – Während dieser Zeit sind auch die Slowenen (Steirer) und Grenz-Ungarn amnestiert und entlassen worden, und ich habe zusammen mit einem Partisanen-Leutnant die Entlassungsscheine geschrieben².

² Durch Erlass des Präsidiums des AVNOJ vom 3. August 1945 wurde u.a. Personen, die in bewaffneten Formationen, politischen Organisationen, in Verwaltungs- und Justizbehörden usw. im Dienst der Okkupanten standen, die mit ihnen zusammengearbeitet oder sie unterstützt haben,

Am 5. September 1945 sind wir zusammengetrommelt worden, und es wurde uns gesagt, dass wir abtransportiert werden. In der Nacht zum 6. 9. hat man uns auf LKW verladen und nach Pragerhof gebracht. Dort wurden wir in Viehwaggons verfrachtet, und nach einigen Stunden ging die Fahrt, mit mehreren Unterbrechungen, über Laibach nach Assling und von dort nach Rosenbach (Österreich), wo wir am 8.9.1945 gegen 5 Uhr nachmittags ankamen – das war die Erlösung von Partisanenterror – und sind kirchenmausarm dagestanden³.

eine allgemeine Amnestie und Begnadigung gewährt; Volksdeutsche (Angehörige des Kulturbundes, Art. 2 Pkt. 3) blieben u. a. davon ausgenommen (veröffentlicht am 3.8.1945 in: Sluzbeni list Demokratske Federativne Jugoslavije 1/1945, Nr. 56, Pos. 526).

Eine grosse Anzahl jugoslawischer Kollaborateure blieb weiterhin interniert. Das geht auch aus einer Erklärung des Innenministers Rankovic vor der Skupština hervor, dass durch eine zweite Amnestie auf Grund eines Tagesbefehls Titos vom 2. März 1946 weitere 50 519 Jugoslawen aus den Lagern entlassen wurden (laut «Borba» vom 25.3.1946; vgl. Keesing's Archiv der Gegenwart, Jg. 16/17, S. 591 M).

³ Unter diesen nach Österreich Ausgewiesenen befanden sich auch zahlreiche Gottscheer, die Ende 1941 nach der Untersteiermark umgesiedelt worden waren. Über ihre Internierung im Ansiedlungsort Wieden, Bezirk Gurkfeld (Krško) und die Verhältnisse im Lager Schloss Herberstein berichtet Frau H. R. aus Altsag (Stara 2aga), Bezirk Rudolfswert (Novo Mesto) Folgendes:

«Wir blieben bis Juli 1945 in Wieden. Mein Mann wollte seinen Eltern, die nicht umgesiedelt waren, im Juli 1945 einen Besuch abstatten, von dem er nicht wieder zurückgekehrt ist. Er wurde von ‚okrajna milica‘ bei seinen Eltern abgeholt, denen man sagte, er käme in zwei Tagen wieder zurück. Von diesem Datum an konnte ich nichts mehr über sein Verbleiben erfahren.

Am 18. Juli 1945 wurde ich mit meinen vier Kindern, die älteste war zwölf Jahre, der kleinste im dritten Lebensjahr, mit meinen Eltern von Wieden ausgewiesen und wurde in das Lager Gurkfeld gebracht. Nach achttägigem Aufenthalt, bei dem wir von unseren Habseligkeiten ‚befreit‘ wurden, ging es von Gurkfeld über Cilli nach Marburg in ein Barackenlager. Dort war schon eine Menge unserer Landsleute untergebracht. Das Lager war streng bewacht, und wir konnten uns keinerlei zusätzliche Lebensmittel von aussen beschaffen. Die Kost war dort sehr mager. Ich wurde dort wiederholt von den Partisanen verhört und untersucht.

Nach dreiwöchigem Aufenthalt erhielten wir eines Morgens den Befehl, in einer halben Stunde sollten wir uns abmarschbereit halten. Dies fiel uns nicht schwer, da wir nur noch das besaßen, was wir am Leibe hatten. Wir waren ca. 80 Personen, meist Kinder und alte Leute, die an diesem Morgen einen zwanzig Kilometer langen Marsch nach dem Straflager (ehemals Schloss Herberstein) Hrastovec in den Windischen Büheln, natürlich unter starker Partisanenüberwachung, machten. Am späten Nachmittag kam ich mit meinen Kindern und Eltern, die nach dem langen Fussmarsch sehr ermüdet waren, hungrig in Hrastovec an.

In diesem alten und baufälligen Schlossgebäude waren schon ca. 2'000 Personen untergebracht, die aus allen Orten der Untersteiermark stammten. In einem Raum, der ca. 20 qm gross war, wurden wir insgesamt 28 Personen eingewiesen. In den Räumen befand sich überhaupt kein Inventar, und wir schliefen auf blossem Fussboden. Als Verpflegung bekamen wir täglich eine Scheibe Brot (ca. 100 Gramm) sowie eine Erbsensuppe, die täglich zweimal ausgegeben wurde. In der Suppe selbst befanden sich keine Erbsen, dafür Erbsenhäute und sehr, sehr wenig Fett.

Von hygienischen Anlagen kann ich Ihnen gar nichts schreiben, denn dies würde jeder Beschreibung spotten. Sehr unangenehm ist es auch gewesen, dass sich in diesem Straflager kein Wasser befand. Täglich gab es einmal Gelegenheit, Wasser von einer ca. 2 km entfernten Quelle im Walde zu holen. Allerdings durfte nur jeweils ein Familienmitglied mitgehen, wobei man schärfstens von Partisanen mit schussbereiter Maschinenpistole überwacht wurde.

Nr. 70

Erlebnisbericht der Helene Gräfin Fünfkirchen aus Oberradkersburg (Gornja Radgona), Bezirk Luttenberg (Ljutomer) in Slowenien.

Beglaubigte Abschrift, ohne Datum (Vfn. 1949 gestorben), 9 Seiten, mschr.

Erlebnisse der Vfn. nach Kriegsende in Oberradkersburg bis zu ihrer Internierung am 5. Juli 1945; die Verhältnisse in Sterntal, insbesondere in der Frauen- und Kinderabteilung, bis zur Überführung der Vfn. nach Österreich im Zuge der «Repatriierung» von österreichischen Staatsangehörigen Ende August 1945.

Nach kurzer Schilderung ihrer Erlebnisse in den letzten Kriegstagen, beim Abzug des deutschen Militärs und beim Einmarsch sowjetischer und bulgarischer Truppen berichtet die Vfn, weiter:

Von allen Nationen hatten wir militärische Einquartierung, wir können uns aber nicht beklagen, alle waren ganz anständig. Wir räumten und packten sehr viel. Vor die Garderobtür stellten wir einen grossen Kasten. Als wir gerade bei der Arbeit waren, kamen zwei Russen. Wir hatten einen grossen Schreck, da sie eine Hausdurchsuchung machen wollten, wie in sehr vielen Häusern, und bei uns war gerade alles offen. Wir empfingen sie im Vorzimmer, der eine wollte Uhren haben, der andere lehnte sich zum Fenster hinaus. Es war, scheint es, ein Offizier, und es war ihm peinlich. Ich erklärte ihm, dass ich ausser der Hängeuhr keine andere habe. Dann fragte er nach Schnaps, den wir nicht hatten. Schliesslich gab er sich mit zwei Flaschen Wein zufrieden, und sie zogen ab. Dem armen Fr. Krenn stahlen Russen die goldene Uhr und vieles andere. Wir hatten in dieser Hinsicht wirklich Glück.

So vergingen die Tage, voll von Ereignissen, die einen aufregten. – Ich vergass zu erzählen, dass im Vorzimmer wenigstens 15 Bulgaren auf dem Boden schliefen. Sie waren in der Nacht gekommen, und der Hausmeister, der meine Tür bewachte und auf dem Boden schlief, hatte sie gar nicht gehört. In der Früh musste man über sie hinübersteigen, es war recht komisch. Genossen haben sie nichts, nicht einmal den Kasten aufgemacht. – Nun marschierten Partisanen durch den Ort, meist dortige, alles schrie: «Zivio!»

Täglich wurden aus diesem Lager acht bis neun Tote, die an Erschöpfung und Hunger gestorben sind, herausgetragen. Auch meine Mutter erkrankte während dieser Zeit in diesem Straflager schwer. Nach dreiwöchigem Aufenthalt wurden wir über Steinbrück, Laibach, Assling nach Österreich abgeschoben, wo uns die Engländer in Villach übernahmen. Am Bahnhof in Villach ist meine Mutter vor Erschöpfung am Bahngelände zusammengebrochen und gestorben; sie wurde dann in Villach begraben.

Wir kamen von dort nach Graz ins Obdachlosen-Asyl und nach einigen Wochen ins Lager 5 nach Kapfenberg, wo ich mit meinen Kindern und meinem Vater sieben Jahre verbrachte. Zwar lebten wir hier gewiss nicht üppig, aber man hatte doch seine persönliche Freiheit.» (Erlebnisbericht; Original, 21. März 1958, 2 Seiten, mschr.)

Noch waren die Behörden deutsch und amtierten bei uns, weil ja in Radkersburg schon die Russen und Partisanen herrschten. Im Mai oder anfangs Juni bekam ich noch beim Bürgermeister Macher meine Pension für zwei Monate ausbezahlt. Dann sind auch diese von Oberradkersburg verschwunden, und Partisanen kamen in Mengen. – Wir hatten gehofft, das Ärgste im Krieg überstanden zu haben. In der Kirche war wieder Gottesdienst gewesen, nachdem lange Zeit der gute Kaplan Glive die heiligen Handlungen nur mehr in einer kleinen Kapelle hinter Kerschbach gehalten hatte. Alle Leute von weit und breit waren um die Kapelle versammelt, man konnte beichten und kommunizieren, alle Leute waren andächtig. An einem schönen Frühjahrmorgen war es poetisch, in der freien Natur mit Gott verbunden zu sein. Die Kirche war ja viel zu sehr beschossen worden. – Nun verfolgten die Partisanen und auch die Bulgaren den Kaplan, wollten ihn fangen und töten. Dann kam er wieder herein in den Ort; die Schiesserei war ohnedies vorbei.

Nun füllte sich unser Haus auch mit Partisanen, und sie waren sehr ekelhaft; von einer Stunde zur anderen mussten wir Zimmer räumen, eines Abends in einer halben Stunde mein grosses Schlafzimmer, das sie für Gefangene brauchten; sie halfen wohl ausräumen. Den nächsten Tag füllte sich das Haus mit Leuten, die sie gefangen genommen hatten. Es waren sicher gegen hundert, darunter auch die armen Gröllner, zwei 80 Jahre alte Damen, und sehr viele andere, die wir kannten. Man durfte eigentlich nicht mit ihnen sprechen und ihnen nichts zu essen bringen. Verstoßen taten wir es doch. Der Lärm und die Unruhe im Haus waren furchtbar, am liebsten hätten sie uns ganz aus dem Haus gebracht. Der Bürgermeister Perlan trachtete, uns zu helfen, aber ohne Erfolg, sie waren einfach die Herren im Hause und befahlen.

Nun gingen die Partisanen an, Familien auszusiedeln aus den verschiedenen Dörfern im Abstaller Bechen. Perlan machte mich aufmerksam, dass auch für mich Gefahr bestünde. Er fragte, ob ich nicht fortgehen wolle, vielleicht zur Frau von Kodolitsch nach Janischberg, wenigstens für die gefährlichsten Tage. Erst dachte ich, es zu tun, und wir packten unseren Handkoffer, auch noch verschiedene Wertsachen, die noch im Hause waren: die Kassetten mit dem Silberservice, die gelbe Kassetten mit verschiedenen Kleinigkeiten usw. Zu Mittag und gegen Abend mussten wir die Sachen durch den Weingarten tragen, und von dort beförderte Toni die Sachen weiter. Ich selbst überlegte es mir, dass ich doch lieber bliebe. Wenn sie mich suchen und wegführen wollen, finden sie mich bei Lydia von Kodolitsch auch.

In der Nacht vom 4. auf den 5. Juli kamen die Partisanen um 3 Uhr früh uns holen, eine halbe Stunde hatten wir Zeit. Unsere drei Handkoffer und meine Handtasche waren gepackt. Eigentlich hätten wir beide nur 40 kg mitnehmen dürfen, wir hatten mehr. Unten stand der Autobus, in den wir einstiegen. Es waren schon eine Menge Leute darin: der alte Horwath (ca. 80 Jahre alt), seine Wirtschafterin, die zwei alten Bruckner etc. Wir wurden nach Radein gebracht, dort in einen Saal des früheren Cafehauses gesperrt. Es waren sicher hundert Leute, viele weinten; wir saßen auf unserem Koffer und war-

teten auf den weiteren Transport oder was eigentlich mit uns geschehen würde. Einmal musste man auch verschwinden; dieser Ort war unbeschreiblich, der ganze Boden voll, man musste in dem Unrat herumsteigen. Gegen ein Uhr kamen endlich Autos, ein Autobus und ein Lastauto. In diese wurden wir alle hineingepfropft, wir in den Autobus, aber mein grösserer Handkoffer wurde irgendwo anders aufgeladen. Nun fuhren wir los, mit schwerem Herzen wieder durch Oberradkersburg, auf der Strasse gegen Marburg. Zwischen Dreifaltigkeit und Leonhard standen wir lange auf der Strasse, der Chauffeur hatte sich irgendwie verfahren. Bei dieser Gelegenheit wurden mein grosser Handkoffer und manche andere Gepäckstücke abgeladen und gestohlen. Alles, was ich brauchte (Wäsche, Kleider), Silberstecke und meine wertvollen Miniaturen waren darin. Alles war auf immer verloren, und ich kam in Sterntal mit so gut wie nichts an. Meinen Pelz hatte ich gottlob an. Nach vielem Hin- und Herfahren kamen wir endlich in Sterntal an.

Nach dem Aussteigen sah ich, dass Käthes Handkoffer zurückgeblieben war und der Wagen schon wegfahren wollte. Ich wollte hinlaufen, um den Koffer herunternehmen zu lassen, aber ein Partisan stiess mich zurück und schrie mich entsetzlich an. Ich sagte ihm: «Schreien Sie mich nicht so an, ich bin ja nicht taub.» Darauf liess er mich sofort von einem kleinen frechen Partisanen, der vielleicht 12 bis 13 Jahre alt war, abführen. Dieser brachte mich in ein Gefängnis, in einen Bunker. Damit ich schneller hineinging, gab er mir einen Fusstritt von hinten, so dass ich beinahe hinfiel, und er nannte mich «Alte Waben». Nun sperrte er mich in den Bunker ein, einen kleinen Raum, vielleicht 2 Meter im Quadrat. Hoch oben war ein kleines, vergittertes Fenster, sonst war nichts darin, kein Stuhl, keine Pritsche. Man konnte nur stehen oder auf dem sehr schmutzigen Fussboden sitzen, der an verschiedenen Stellen als Clo benützt worden war. Nun war ich also eingesperrt, auf wie lange, wusste ich nicht. Es war zum Verzweifeln. – Durch eine Spalte sah ich, dass neben mir eine junge Person eingesperrt war. Ich kam mit ihr in ein Gespräch. Sie war schon länger in Sterntal, mit ihrer Mutter. Sie wurde am gleichen Tag eingesperrt wie ich, weil sie einem marschierenden Gefangenen zugewinkt hatte. Sie war nett, voll Mitgefühl. Ich bat sie, wenn sie wieder herauskäme, mir wenigstens ein Stockerl zu verschaffen. – Ich ging fortwährend auf und ab und war todmüde und recht hungrig, da ich ja den ganzen Tag nichts gegessen hatte. Kein Mensch kam, ich konnte weder in ein Clo, noch wurde mir irgend etwas gebracht, weder Brot noch Wasser. Nur ab und zu kam jemand an die Tür und rief durch die versperrte Tür, ob ich noch da wäre. Schliesslich war ich so müde, dass ich mich auf den schmutzigen Fussboden setzte. So kam die Nacht, ich fühlte mich von Gott ganz verlassen, betete Rosenkranz und war sehr unglücklich. Alle möglichen Leute kamen von den Nebenräumen zu mir, schauten, flüsterten, schrien. Es war recht unheimlich, es gab kein Licht, der Mond schien auch nicht, so vergingen die Stunden sehr langsam. Vom harten Sitzen wurde ich so steif, dass ich immer wieder aufstehen und auf und ab gehen musste. Ich stiess an die Wände, weil der Raum ja so winzig klein war. Endlich graute der Morgen, und ich hoffte auf Befreiung. Es wurde aber nichts daraus, auch das Mädchen neben mir blieb eingesperrt.

Der Tag war endlos, draussen hörte man Kinder spielen und lachen. Meine Kehle war schon ganz ausgetrocknet, und wenn ich jemanden vorbeigehen hörte, flehte ich um Wasser, aber ganz umsonst. Mein Herz schlug toll; so kam die zweite Nacht, die war noch weit ärger als die erste. Man hörte Kommandos, Schreie, Laute, die man sich nicht erklären konnte. Endlich gegen Morgen wurde es still, ich war ziemlich am Ende meiner Kräfte und meiner Nerven; und doch musste ich noch einen ganzen Tag ausharren. Die dritte Nacht war die allerschrecklichste, es gab einen Höllenlärm. Es waren, scheint es, wieder neue Gefangene eingebracht worden, die sie schlügen. Man hörte furchtbar schreien, Möbel rücken, grosse Gegenstände zu Boden werfen. Ich dachte: Nun kommen sie auch zu mir und bringen mich einfach um. leb kann gar nicht beschreiben, wie schrecklich es war. Doch auch diese dritte Nacht ging vorüber, und am Sonntagvormittag kam meine Erlösung.

Hunger verspürte ich eigentlich kaum mehr, nur quälenden Durst, und ich war ganz schwach und schwindlig. Draussen nahm mich eine nette, ganz fremde Frau unter den Arm und brachte mich in die Baracke, wo sich Käthe befand. Diese hatte sich ganz furchtbar um mich gesorgt, und sie war glücklich, mich wieder zu sehen, sie hatte sich schon das Ärgste vorgestellt. Von einer Mitbewohnerin unserer Baracke, Resak (wo Mutter und zwei Töchter mitgekommen waren), bekam ich ein Schälchen warmen, süssen Kamillentee. Ich glaube, noch nie hat mir etwas so herrlich geschmeckt und wohlgetan wie dieser Tee.

Mein Schlafplatz in der Baracke war neben dem Fenster auf dem Fussboden. Es gab keinen Stuhl, nur die Kante einer leeren Bettstatt war die einzige Möglichkeit, sich zu setzen. So eine Baracke, nie reinlich, ist ein trostloser Aufenthalt. Erst war es mein grösstes Bedürfnis, mich zu waschen, so gut es ging. Umziehen konnte ich mich nicht, weil ich weder Kleider noch Wäsche besass.

Zu Mittag ging Käthe das Essen holen. In Prozessionen waren alle Bewohner der Baracken in dieser Strasse, mit dem Häferl in der Hand, in der brennendsten Sonne slowenische Lieder singend. So ging es zur Küchenbaracke, und oft dauerte es mehr als eine Stunde, bis sie darankamen. – Da ich über 70 Jahre alt war, brauchte ich nicht selbst zu gehen. – Wurde nicht schön und genug gesungen, musste oft die ganze Kolonne stundenlang in der Sonne stehen.

Das Essen bestand aus Bohnen, die in Wasser gekocht waren, und einem Stück Brot. Ich konnte kaum etwas davon essen. Abends gab es das gleiche, oft waren die Bohnen hart oder es waren kaum welche darin. Es kam auch vor, dass überhaupt nichts mehr da war, wenn man darankam. Das Brot war nicht viel, aber gut.

Das Lager Sterntal ist der traurigste Ort, den man sich vorstellen kann. Nirgends gab es einen Schatten; eine Strasse bestand aus einigen Baracken, die aneinandergefügt waren. In jeder Baracke waren 30 bis 50, auch 60 Menschen, nur Frauen oder nur Männer. Unsere Baracke hatte 38 Personen, davon 3 Kinder, aber glücklicherweise grössere, die nicht mehr schrien. Alle schliefen auf dem Fussboden, aber viele hatten Bettzeug mit, was natürlich nicht erlaubt war. Ein Plaid, ein Kopfpolster, den mir Käthe aus einer Schürze und einigen Wäschestücken gemacht hatte, als Decke mein Pelzmantel – ein

wahrer Segen, dass ich den mithatte. Von wirklichem Schlafen konnte nicht die Rede sein, alle Knochen taten einem von dem harten Liegen weh. Dies wurde von Tag zu Tag ärger, statt dass man sich daran gewöhnt hätte.

Um 5 Uhr musste man aufstehen, kein Mensch weiss warum, denn das sogenannte Frühstück war erst um 8 Uhr herum zu holen: eine abscheuliche Einbrennsuppe, ganz ohne Fett. Ich ass dieselbe nie, Käthe machte einen russischen Tee. Eine Frau in einer Baracke hatte einen Kocher mit und erlaubte Käthe, darauf zu kochen. Tee in der Früh und nachmittags war eigentlich meine einzige Nahrung während der ganzen Zeit. Den Frass, den man dort erhielt, bekam ich nicht herunter oder kaum ein paar Löffel. Es ist unglaublich, dass ich es aushielt. Ab und zu gab es auch schwarzen Kaffee; das war herrlich, aber es war recht mühsam, ihn herzustellen. Kaffee hatten wir mit, geröstet hat ihn eine gute Frau auf einer Ofenplatte, eine andere Frau lieh uns eine Kaffeemühle.

Viele Menschen waren überhaupt sehr nett und gefällig. Schon bevor ich aus dem Bunker kam, erweckte ich, scheint es, bei sehr vielen Mitleid und Interesse, und sie fragten Käthe immer nach mir, obwohl sie mich gar nicht kannten, und sie blieben auch weiterhin sehr nett. Recht ekelhaft waren aber einige in unserer Baracke, echte Slowenen, obwohl ich ihnen nie etwas tat und immer freundlich mit ihnen war. Sie vergönnten mir gar nichts, weil ich eine Gräfin war. Silvia Rossmann hatte mir ein Stockerl verschafft, um das beneideten sie mich, und wenn sie konnten, schleppten sie es weg. Ich übergab es meist Frau Bruckner, wenn ich wegging. Selbst Wanzen haben sie mir auf mein Lager geworfen, damit ich auch welche hatte. Meinen Kasten schoben sie fort, damit ich mich nicht mit dem Rücken daran lehnen könne. Käthe ärgerte sich über alle diese kleinen Bosheiten mehr als ich selbst. Dafür waren aber andere ganz besonders nett und zuvorkommend, wie Frau Torker aus St. Georgen mit ihrem Bruder und drei Nichten. Der alte Mann war in Sterntal gestorben. Diese gaben uns, solange sie selbst etwas hatten, und halfen in vielen Sachen. Auch eine Wirtin aus Rotwein hatte riesig viele Gefälligkeiten für uns. – All dies kann man nie vergessen, man bleibt den Leuten immer dankbar, und es ist eine schöne Erinnerung.

In Sterntal gab es keine Kirche, keinen Geistlichen, keine Glocke, keine Uhr, gar keine Vegetation, nur armselige Föhren und ein paar verkrüppelte Eichen. Kann man sich einen traurigeren Ort vorstellen? Und da sieben Wochen hausen, unter Hunderten von Gefangenen, die sich ebenso unglücklich fühlen wie man selbst. Von einer Woche zur anderen hoffte man auf Befreiung und dass man wieder nach Hause komme. Das half einem anfangs, später glaubte man nicht mehr an alle diese Gerüchte, die so hoffnungsvoll klangen.

Es waren ziemlich viele Bekannte in Sterntal, mit denen man gelegentlich zusammenkam. Menage Rossmann, Grete Pachern mit ihrer Schwägerin, Leo Kodolitsch, Nandi Attems mit Frau und zwei Söhnen¹, eine Baronin, die bei Auersperg gewesen

¹ Über das Schicksal von Graf Attems und seiner Familie s. den Bericht des Sohnes Franz, abgedruckt unter Nr. 71.

war, Bianca Auersperg mit ihrem Mann, Menage Hunkar mit ihren zwei Brüdern und ihrer Tochter. Alle waren freundlich und gaben einem oft etwas, solange sie es selbst hatten. Eine nette junge Frau aus Marburg, Frau Heinz, lernten wir kennen. Die war besonders unglücklich und sorgte sich um ihren Mann. Erst kamen wir alle wenig zusammen, denn es war streng verboten, den einzigen schattigen Sitzplatz unter einer Eiche zu benützen. Dann wurde es erlaubt, und wir sassen fast den ganzen Tag auf diesem Platz, wenigstens ich, die die schreckliche Barackenluft nicht aushielt. Dort kam man abwechselnd mit den anderen zusammen. Zuletzt wurde es grundlos wieder verboten, wir suchten uns dann irgendein Platzeri auf einer Wiese im Schatten einer Baracke, und wir nahmen uns ein Stockerl mit.

Ich hatte durch den Bunker oder durch das Liegen auf dem sehr zugigen Boden in der Baracke schweren Rheumatismus in den Beinen und im Rücken bekommen, ich hatte sehr starke Schmerzen und konnte schliesslich kaum gehen und dann auch nicht mehr sitzen. Das war eine Pein und erschwerte mir doppelt den Aufenthalt. Es herrschte die sogenannte Lagerkrankheit, eine Art Ruhr, die fast jeder mehr oder weniger bekam und die sich katastrophal auswirkte. Das Clo, das aus zehn aneinandergereihten Sitzen bestand, war fortwährend belagert, und man stand Schlange davor. In der Nacht hatte man einen Weg von einigen Minuten hin, was besonders im Regen nicht sehr angenehm war. Man sah die Leute in einem furchtbaren Zustand, dem ja kaum abzuhelfen war, auch die arme Käthe hatte für mich sehr viel zu waschen. Das waren alles Nebenerscheinungen, die einem das Leben im Lager erschwerten.

Uns Frauen ging es im ganzen ja nicht so schlecht, aber die armen Männer wurden wohl gemartert. Sie mussten sich bis zu 50- und 60mal flach auf den Boden werfen und auf Kommando sich rasch erheben und wieder hinwerfen, mit dem Gesicht zum Boden gekehrt. Wenn es nicht rasch genug ging, wurde mit der Peitsche nachgeholfen. Auch alte und schwache Männer waren dabei, die kaum mehr aufstehen konnten. Das war eine Strafe für ein kleines Vergehen, und die ganze Baracke musste mitbüssen. Immer waren die Bunker bevölkert (bis zu 5 Tagen ohne Essen und Trinken und mit Prügel). Einmal versuchte einer durchzugehen, wurde erwischt und so geprügelt, dass er wie ein Lazarus aussah und sich kaum mehr auf den Füessen halten konnte. So wurde er durch die Strassen geschleppt, mit einem Plakat auf dem Rücken: Ich wollte durchgehen. Endlich wurde er ins Spital gebracht².

Es gab einige Ärzte, die auch Gefangene waren, aber ganz ohne Medikamente. Was wollten sie schon helfen ohne Mittel³. Die Sterblichkeit war furchtbar bei den Kindern und auch bei den alten Leuten. Man sah täglich unzählige Särge tragen, einen Tag zählte ich 16. Die meisten starben an Schwäche durch Unterernährung, besonders die armen Kinder. Als wir nach Sterntal kamen, war alles voll allerliebster kleiner Kinder, dann

² Über die Behandlung der Männer im Lager Sterntal s. Bericht Nr. 71.

³ s. ebenda, S. 560, Anm. 3.

wurde es stiller und stiller, und die Kinder, die früher lustig auf der Strasse herumgesprungen waren, konnten nicht mehr laufen, nicht mehr sitzen, nicht mehr gehen. Sie kamen uns vor wie Blumen, die man nicht giesst und die alle ihre Blätter und Blüten hängenlassen. Schliesslich wurden die armen Kinder nur mehr herumgetragen und hatten ihr kurzes, frisches, blühendes Leben bald ausgehaucht. Die ganz ungenügende Nahrung war daran schuld. Es gab fast keine Milch, die wenige war oft sauer. Nur 3mal im Tag erhielten sie etwas Nahrung. Dies hielten die Kleinen, besonders die von 1–2 Jahren, nicht lange aus; es war herzerreissend. So verschwanden auch sehr viele Alte. Auch der alte Herr Horwath bekam die Ruhr und starb. Die meisten waren ganz ohne Pflege, denn das kleine Spital hatte nur einige Betten. Wie waren diese Menschen zu bedauern! Kein Geistlicher stand bei, wie ein Hund begraben, niemand durfte mit; die Särge, in denen man sie hinausbrachte, wurden zurückgebracht. Ich dachte immer nur: «Nicht dort sterben»⁴ Durch die aufopferungsvolle Pflege von Käthe blieb es mir erspart, aber lange hätte ich es nicht mehr ausgehalten.

Die Partisanen führten das herrlichste Leben, bekamen die herrlichsten Sachen zu essen und im Überfluss, man sah ganze Wagenladungen mit weissen Wecken fahren. Sie feierten Feste, johlten die halben Nächte, und wenn sie betrunken waren, quälten sie die armen Gefangenen noch mehr. Sie stürzten in eine Baracke, liessen die Gefangenen aufstehen, gaben ihnen nicht die Zeit, sich anzuziehen. Wie sie waren, mussten sie sich blossfüssig vor der Baracke aufstellen, bei jedem Wetter, und mussten ein bis zwei Stunden draussen stehenbleiben. In unserer Baracke geschah dies nur einmal, ich konnte liegen bleiben wegen meines Alters.

Das Wasser war gut, wenn man auch immer gewarnt wurde, davon zu trinken. Zweimal in der Woche wurden alle Baracken mit starkem Wasserstrahl begossen, man musste nur sehr achtgeben, nicht hinauszugeraten. Die Luft wurde verbessert, aber dann war es sehr kotig. Doch die noch gesunden Kinder freuten sich, in den Wasserlachen herumzuplantschen. Dann ging die grosse Pumpe zugrunde, und mit der Herrlichkeit war es aus. Nun musste sehr mit dem Wasser gespart werden, es durfte nur zu gewissen Stunden geholt werden. Der Brunnen war an einem Orte, wohin man eigentlich nicht gehen durfte; solche, die doch gingen, wurden meist von den Partisanen zurückgeschickt.

Einige Male in der Woche wurde die Senkgrube vor dem Clo ausgeräumt, ohne Pumpe wurde der Inhalt der Senkgrube mit einem gestielten Eimer ohne Trichter in den Wagen geleert. Natürlich wurde viel danebengegossen, und dies blieb alles auf dem Boden vor dem Clo liegen. Man musste durchwaten, um ins Clo zu gelangen, bis die Sonne so freundlich war, den Platz wieder zu trocknen. Milliarden von Fliegen gab es dort.

Das Wäschewaschen war ein Problem. Es war sehr schwer, heisses Wasser zu bekommen, es gab kein Gefäss, um die Wäsche hineinzutun. Wer so glücklich war, in seiner Baracke ein Ofenblech mit Rand zu haben, benutzte es als Lavoir und als Waschtrog. War man mit den Betreffenden bekannt, so liehen sie es einem, und man war glücklich. Es gab eine Waschbaracke mit 70-80 Pipen mit kaltem Wasser. Dort konnte

man hingehen und sich waschen, Männer, Frauen, Kinder, alles nebeneinander. Das war eine Wohltat, und man hörte auf, sich zu genießen, keiner schaute den anderen an, jeder war mit sich beschäftigt. Nass wurde man von oben bis unten, man war erfrischt und doch etwas gereinigt. Ich musste wegen meines Rheumatismus achtgeben, mich nicht noch mehr zu verkühlen. Raum und Wasser waren eiskalt.

So verging der Tag schlecht und recht. Ich war nicht imstande, zu lesen oder zu arbeiten, selbst beten konnte ich nicht mehr, ich war zu schwach, meine Gedanken zu konzentrieren. Alles machte mich müde, ich fand auch nie tiefen, erquickenden Schlaf, auch wochenlang nach dem Lagerleben nicht. Aufsitzen oder mich liegend umzudrehen war mir nicht möglich, ich brauchte immer Hilfe. – Im Lager war eine dicke kleine Frau, wohl eine Wiener Jüdin. An einem Sonntag sass ich draussen unter der Eiche. Nachdem ich gebetet hatte, trug ich wie alltäglich die Ereignisse des Tages in einem Büchlein ein, nur ganz kurz und bündig, und das Wetter. Da stürzte ein Partisan auf mich zu, entriess mir das Büchlein und fragte: «Was schreiben Sie da?» Deutlich lesen konnte er nicht, ich las ihm einiges vor, und gleich war ich von Gefangenen umringt. Er nahm das Büchlein mit sich und ging fort. Glücklicherweise hatte ich nichts Besonders geschrieben, höchstens von der grossen Sterblichkeit der Kinder und dem schlechten Essen erzählt. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Sache, alle Bekannten wussten davon und waren meinerwegen besorgt. Sie waren überzeugt, dass ich eingesperrt werden würde, aber die Tage vergingen, und es geschah nichts. Am Sonntag nach 14 Tagen sass ich wieder unter der Eiche, ebenso die Wiener Jüdin. Da kam ein Partisan und fragte sie, ob sie in das Tagebuch geschrieben habe und was. Sie zeigte auf mich und sagte: «Diese Dame war es.» (Dabei wusste sie es nur vom Hörensagen, denn sie war ja neulich nicht dabei gewesen.) Der Partisan wendete sich zu mir, und ich sagte sofort, dass ich es gewesen war. Damit war er zufrieden und ging fort. Ich dachte nicht ohne Angst, was nun folgen würde. Alle waren wütend, die Frau hatte sich nicht schön benommen, gleich auf mich zu zeigen. Von nun an sprachen wir nicht mehr mit ihr. Die Sache hatte keine weiteren Folgen, nur mein Tagebuch war verloren.

Ich habe noch nicht erzählt, dass bald nach unserer Ankunft im Lager von zu Hause ein Packerl geschickt kam, etwas Butter, Selchfleisch, Milchbrot. Das war uns sehr willkommen, aber ich weiss nicht, von wem die Sachen waren. Toni hatte sie durch ihren Bruder, der im Ort Sterntal wohnte, geschickt. Später kam noch qinmal ein Packerl mit einem herrlichen Backhendl, an dem wir einige Tage assen.

Nachdem wir schon 5 Wochen im Lager gewesen waren, hiess es, dass dieses aufgelöst werden würde. Die Hoffnung, dass die Engländer kommen würden, uns zu befreien, hatten wir schon lange aufgegeben, doch Gefangene kamen zum Verhör, und manche Nacht wurden einige abtransportiert. Endlich hiess es: «Alle Österreicher kommen weg.» Es ging nach Baracken. Menage Rossmann durfte weg. Wir merkten, dass Einzelne aus der Reihenfolge heraus wegkommen konnten und dass es durch Schmierer erreichbar war. C. Kodolitsch nahm sich unser an. Sie sagte, dass sie eine alte, kranke Tante wegbringen wolle. Wir gaben 40 RM Trinkgeld, und der Betreffende liess uns

hinein in die Kanzlei, wo die Entlassungsscheine ausgestellt wurden. Wir erhielten dieselben und wurden für den nächsten Transport bestimmt, der am folgenden Tag abgehen sollte. Doch gab es so viele Ruhrund Typhusfälle, dass man das Lager wegen Kontumaz ganz sperren wollte. Wir waren auch der letzte Transport, der abging. Alle Zurückbleibenden freuten sich mit uns, waren aber doch traurig, noch auf ungewisse Zeit zurückbleiben zu müssen⁴.

Am 20. August nachmittags ging es fort, wir bekamen jeder noch einen Laib Brot, ein Leiterwagen fuhr vor, der alle Koffer aufnahm. Die alten Leute durften auf diesen sitzen, die jüngeren Leute mussten gehen. Es dauerte wohl eine Stunde bis zum Lagerbahnhof. Auf dem Bahnhof standen zwei Viehwaggons, in die wir einsteigen konnten. Wir bekamen noch ein Stück Käse. Gegen Abend sollten wir an der kärntnerischen Grenze sein. So war es, und abends waren wir in Villach. – Wir hätten auf einige Tage in ein Lager kommen sollen, um entlaust und entwanzt zu werden, doch auf einmal wurde dies geändert wegen der Typhusgefahr. Ich erklärte, dass ich nicht noch eine Nacht im Viehwagen zubringen könne. Da arrangierte Grete Pachern, dass ich die Nacht bei Käthes Verwandten in Krumpendorf zubringen könne, so fuhren wir im Auto nach Krumpendorf. Es war herrlich, eine Nacht in einem Bett zu schlafen. Am nächsten Morgen fuhren wir in einem Zug nach Graz.

⁴ Von diesen wurden dann weitere Gruppen der Internierten aus dem Marburger und Pettauer Bezirk in das Gerichtsgefängnis Marburg geschafft, dort verhört, gerichtlich verurteilt und in Straflager gebracht bzw. entlassen oder in das sog. Repatriierungslager (ehem. Priesterseminar) bei Marburg übergeführt und von dort aus nach Österreich ausgewiesen (s. auch hierzu Bericht Nr. 71, S. 560f. und die Berichte Nr. 72, S. 568, Nr. 74, S. 575ff.); die Masse der noch weiterhin in Sterntal Zurückgebliebenen, darunter auch die Gottscheer Männer, die Ende Mai von ihnen via Marburg nach Österreich abgeschobenen Familien getrennt und zum Arbeitsinsatz nach Sterntal übergeführt worden waren (s. Bericht Nr. 29, S. 165, Anm. 3), wurde Ende September nach Österreich abgeschoben.

Nr. 71

Bericht des Franz Graf Attems aus Windischfeistritz (Slovenska Bistrica),
Bezirk Marburg rechtes Draufer (Maribor desni breg) **in Slowenien.**
Original, März 1958, 7 Seiten, mschr.

Verhaftungen und Erschiessungen durch die OZNA in Windischfeistritz im Mai 1945, die Behandlung der Inhaftierten im Ortsgefängnis; die Verhältnisse im Lager Sterntal, insbesondere die Behandlung der internierten Männer, und im Gerichtsgefängnis Marburg; das Schicksal der Eltern und Brüder des Vfs., seine «Repatriierung» nach Österreich

am 1. November 1945.

Mai 1945: Mit dem Einmarsch der jugoslawischen Tito-Truppen begannen die Inhaftierungswellen. Bis Mitte Mai war das Ortsgefängnis bereits überfüllt. Die Verhaftungen nahmen OZNA-Kommandos (Geheime Staatspolizei) vor, in unserem Ort war ihr Chef der ehemalige Verkäufer der Gemischtwarenhandlung Stiger am Hauptplatz, Mojmir (Partisanenname) Kac. Die Verhaftungen wurden teils in der Nacht, bei Einzelpersonen aber auch unter Tag durchgeführt. Für diese Zeit ist es schwer, einen bestimmten Plan im Vorgehen der OZNA festzustellen; es wurden vor allem Volksdeutsche, Kulturbündler, aber auch Slowenen, die bloss beim deutschen Militär gedient hatten, eingeliefert; auch solche Familien deutscher Herkunft, welche durch Lebensmittel oder Nachrichtenvermittlung die kämpfenden Partisanentruppen schon längere Zeit unterstützt hatten.

In diesen Tagen wurden bereits Erschiessungen vorgenommen. Jedoch wird es wohl bei den meisten Fällen nicht möglich sein, mit Sicherheit die einzelnen Fälle bestätigt zu erhalten. Unser Torwart Stefan Dreo, der nur schlecht Deutsch sprach, aber beim Kulturbund war, wurde bereits in den ersten Tagen aus der Zelle geholt und nie mehr gesehen. Die Kaufmannsfamilie Macek und die Gasthofbesitzersfamilie Wregg hat man, einschliesslich Frauen und Kinder, in diesen Wochen erschlagen, wie mir später von verschiedener Seite einstimmig erzählt wurde. Ein sozialistischer Gewerkschaftler, der mich Anfang 1958 besuchte, erzählte mir, dass die Opfer dieser ersten Erschiessungswelle auf dem Friedhof in Unterpulsgau bestattet wurden. Schätzungsweise dürfte es sich um etwa 20-30 Mordfälle, ohne juristischem Verfahren, in unserem Ort (etwa 3'500 Einwohner) gehandelt haben. Bis 1946/47 hat sich ihre Zahl wesentlich erhöht. Wenn man bis heute Vermisste miteinrechnet, hat sich die Zahl gewiss verdreifacht.

Mitte Mai, das Datum ist mir nicht mehr erinnerlich, wurden meine Eltern und mein Bruder Emil-Hans (Panzeroffizier, als Invalide aus der USA-Gefangenschaft vor Kriegschluss zurückgekehrt) und ich in der Nacht von etwa 6 OZNA-Soldaten inhaftiert. OZNA-Chef Kac sprach mit meinem Vater Deutsch und war höflich. Während wir uns ankleideten, nahmen einzelne Soldaten bereits – vor unseren Augen – Gegenstände aus unseren Zimmern.

Bis Ende Mai/Anfang Juni blieben wir im Ortsgefängnis. Das Essen war schlecht und nicht ausreichend, jedoch wurde die Erlaubnis gegeben, sich von daheim Essen brin-

gen zu lassen. Die Behandlung durch die Wärter war sehr unterschiedlich, unter Tag sind mir keine wesentlichen Quälereien aufgefallen, auch die Verhöre verliefen ruhig und beschränkten sich auf Registrierungen personeller Daten. Nur in der Nacht wurden die Verhöre strenger genommen und mit Stockhieben unterstützt. Die Hiebe und das Schreien der Opfer hörten wir bis in unsere Zeilen. Ich selber wurde nicht angerührt. Die Opfer solcher nächtlicher Verhöre wurden meist wieder in die alte Zelle gestossen, getrauten sich aber nicht, davon zu berichten. Mir ist auch noch das Schreien einer korpolentent Frau in Erinnerung, die man am Tage aus der Zelle zerzte und – wie ich später erfuhr – mit vielen anderen erschoss. Der Direktor des Gefängnisses versuchte unsere Lage zu erleichtern, so gut er konnte.

Schon in der zweiten Woche begannen die Abtransporte in das Lager Sterntal bei Pettau, wodurch im Ortsgefängnis Platz für weitere Einlieferungen frei wurde. – Ein junger deutscher Offizier, den sie nach Kriegsende gefangen hatten, war einige Tage in meiner Zelle. Eines Nachts führte man ihn ab, und wie mein Bruder bemerkte, gefesselt. Wir schliefen damals am Gang auf dem Steinboden, weil in der Zelle alles überfüllt war. Mein Bruder flüsterte mir zu: «Den werden sie erschossen.»

Im Konzentrationslager Sterntal bei Pettau:

In der ersten Junihälfte wurde ich mit etwa 30 Mithäftlingen nach Sterntal abtransportiert. Die Einlieferung geschah am Nachmittag. Unsere wenigen Habseligkeiten (etwas Wäsche und zwei dünne Dechen) wurden genau untersucht. Die Uhren musste man abliefern. Die Behandlung war grob. Im Aufnahmegebäude trug man unsere Personal-daten ein, und wir wurden auf die Baracken aufgeteilt.

In meiner Baracke traf ich verschiedene Bekannte, die mir vom Lagerleben und von ihrer Einlieferung berichteten. Die meisten – wie auch mein Vater, eine Woche zuvor – waren in der Nacht angekommen und erlebten brutale Quälereien. Ein Herr aus meinem Heimatort erzählte mir, dass ihn junge Partisanenburschen (Wächter) als lebendes Schaukelpferd benutzten. Andere wurden in die Badewanne des Kommandantur gebäudes getaucht. Fast alle prügelte man; besonders arg soll dies gewesen sein, wenn die Wächter betrunken waren (in der Nacht). Wie es meinem Vater ergangen war, weiss ich nicht. Als ich ein paar Tage später zu ihm in die Baracke versetzt wurde, wollte ich ihn nicht fragen¹.

Die Frauen waren gesondert untergebracht. Man durfte mit ihnen nicht reden, doch wenn sie, traurig slowenische Lieder singend (auf Befehl), an unseren Baracken bzw.

¹ Über solche Quälereien wird in einem Befragungsbericht nach Aussagen des Fabrikanten T. R. aus Windischfeistritz, der Anfang Juni in einer Gruppe von 15 Männern und 10 Frauen eingeliefert wurde, Folgendes berichtet: «Um 10 Uhr abends erreichten wir das Konzentrationslager ... Der Lagerkommandant mit einer MP ausgerüstet erschien. In seiner Begleitung befand sich ein etwa 14jähriger Junge. Der Kommandant teilte uns mit, dass der Knabe das Recht habe, jedermann zu verprügeln. Er trat' auf mich zu und befahl mir, mich niederzuknien. Ich fasste diesen Befehl als Scherz auf. Daraufhin schlug er mich ins Gesicht. Als ich der Anordnung sodann Folge leistete, verprügelte er mich mit einem

den Stacheldrähten vorüberzogen, gelang es uns manchmal, ein leises Wort mit ihnen zu tauschen (auf Französisch oder Englisch mit meiner Mutter).

Die Zahl der Häftlinge betrug damals etwa 3'000-4'000, später jedoch mindestens das Doppelte. Sie waren aus allen Standes- und Berufsgruppen zusammengesetzt, viele darunter konnten nicht einmal Deutsch.

Das Essenholen dauerte oft stundenlang, man stand in Schlangen vor den Menage-Baracken (etwa vier gab es im ganzen Lager) und bekam dreimal im Tag eine Art Suppe: ein heisses Wasser mit Fettaugen und einigen Stücklein Pferdefleisch, später nur noch Fisolen. Einmal zählte ich vier Fisolen im Wasser.

Nach etwa 10 Tagen wurden die Arbeitsfähigen – etwa 1'000 Männer, darunter auch ich – für Arbeiten eingeteilt, ausserhalb des Lagers, in der ehemaligen, unvollendeten Aluminiumfabrik. Die übrigen wurden für Lagerarbeiten verwendet.

In der Aluminiumfabrik war ich etwa 14 Tage beschäftigt. In Trupps zu 15–20 Mann, mit je einem Aufseher, wurden wir für die Arbeit eingeteilt. Sie war mandimal leicht, manchmal ging sie über unsere Kräfte. Die Behandlung durch die Wächter war sehr unterschiedlich. Ältere Wächter drückten manchmal ein Auge zu oder ermöglichten, bei Arbeiten im Fabrikswald, den Kontakt mit Angehörigen, die sich im Schutze der Bäume heranwagten. Die Strassen, welche zum Lager führten, waren an gewissen Tagen überfüllt mit Menschen, die ihren Angehörigen Esswaren bringen wollten. Die Esswaren, mit Namen und Adressen versehen, wurden ihnen abgenommen, dürften jedoch in die Küchen der Wärter gewandert sein. Ich habe jedenfalls nie gehört, dass einer meiner Lagergenossen auch nur ein Stückchen Brot erhalten hätte.

Auf dem Weg in die Fabrik sangen wir slowenische Lieder. Wenn es nicht klappte, wurden wir auf Kommissart «geschliffen», natürlich bei vorgehaltener MPI. Manchen gelang es unterwegs zu entfliehen, sie wurden aber fast immer wieder erwischt. Einmal mussten wir wegen eines Flüchtlings die ganze Nacht vor der Baracke stehen. Bei geringsten Vergehen, z.B. wenn man ein Wort geringster Auflehnung wagte, wurde man ohne Essen in einen Bunker gesteckt. – Auch alte Frauen (z.B. eine Gräfin Fünfkirchen) behandelte man so². – Wenn irgend etwas im Lager vorgefallen war, musste die ganze Belegschaft dafür büssen. Mitten in der Nacht pfffen uns die Wächter heraus. Die Ausgänge waren so eng, dass höchstens zwei Mann nebeneinander ins Freie konnten. In der

Gummiktüppel. Den Frauen, die in unserer Nähe angetreten waren, geschah nichts. Von unserem Eintreffen bis etwa um einhalb 3 Uhr wurden wir gepeinigt. Bei der Aufnahme wurde schon geprügel. Sodann musste ich mich irh Gang auf den Bauch legen und wurde von zwei Partisanen mit Ochsenziemern verprügelt. Die Gefangenen wurden gezwungen, auf allen Vieren zu gehen und sich gleich Ziegenböcken mit den Köpfen anemanderzustoßen. Die Partisanen bemerkten, dass wir nur geringe Kraft aufwandten und prügelten uns auf das hin wieder. Sodann mussten wir wieder antreten und die Hände vorweisen, die mit dem Ochsenziemer bearbeitet wurden.» (Original, 11. Mai 1958, 4 Seiten, mschr.)

² s. den unter Nr. 70 abgedruckten Erlebnisbericht der Gräfin Fünfkirchen.

Baracke trieb ein Wächter mit Hieben die Leute ins Freie, die dann über die Stiegen fielen. Die Nachkommenden trampelten dann auf ihnen herum; so dass man in der Dunkelheit nicht wusste wohin. Einmal verfieng sich ein Mann im Stacheldraht. Die Wachmannschaften schossen in die Luft, um uns Schrecken einzujagen, aber nie auf uns. Der Lagerleiter, Tine genannt (ein brutaler junger Mann), hatte immer eine Peitsche in der Hand oder in den Stiefeln. Einmal sah ich, wie er auf einem alten Mann herumtrampelte (dieser war schwerhörig und debil). Offensichtlich versuchte man die deutschen KZ's zu imitieren.

Die Todesfälle mehrten sich von Woche zu Woche. Meist waren es Ermattungs- und Hungerfälle, die zum Tode führten. So starb auch bereits in der zweiten Woche ein ehemaliger zaristischer Oberst und die Frau eines Industriellen aus Pöltschach. Die Todesfälle sind mir zahlenmässig nicht bekannt, auch nicht alle einzelnen Todesursachen. Auf dem ehemaligen Russenfriedhof im Wald von Sterntal sollen aber Hunderte begraben liegen, wie mir später Augenzeugen erzählten und wie ich dann als Freigelassener, nach Monaten, noch festzählen konnte.

In der Fabrikshalle war ich einmal zu einer Arbeit eingeteilt, die über meine Kräfte ging. Es galt die Eisenbetonformen für den Minenguss zu zerschlagen. Trotz meiner heruntergekommenen Kräfte konnte ich etwa zehnmal mit dem Steinhammer Zuschlagen. Ein junger Wärter trieb mich mit vorgehaltener Pistole an. Als mich die Kräfte verliessen und sich noch immer kein Sprung in der Betonwand zeigte, wurde der Wärter wütend. Im gleichen Augenblick kam aber ein kommunistischer Vorarbeiter heran, der mich ablöste und den Wärter beschimpfte. – Später wurde ich für Lagerarbeiten verwendet.

Die ärztliche Betreuung war völlig mangelhaft; ich glaube es war nur ein Arzt (wohl ein Häftling) beschäftigt, der nur bei äussersten Fällen eingreifen konnte. Ich selber hatte mit der Ambulanz nie zu tun³.

Die körperliche Verfassung der Häftlinge glich nach ein paar Wochen jenen Skelettfiguren, die man in den ersten Nachkriegsmonaten auf den Photographien von Mauthausen und Dachau abgebildet sah. – Bessere Anzüge oder Hosen tauschten sich die Wärter um.

Nach einigen Wochen wurden Transporte für das Gerichtsgefängnis in Marburg zusammengestellt. Neue Häftlinge wurden eingeliefert. Durch eingeschmuggelte Zeitungen erfuhren wir von den bereits laufenden Volksgerichtsprozessen und Verurteilungen.

³ In einem Befragungsbericht nach Aussagen der Ehefrau eines Arztes, die Ende Juni ins Lager Sterntal übergeführt worden war, heisst es hierzu: «Typhus und Ruhr grassierten im Lager. Die vom Roten Kreuz (oder den in Österreich stationierten Engländern?) beigegebenen Medikamente wurden von den Bewachungsmannschaften auf dem Schwarzen Markt verkauft. Mein Mann und die anderen im Lager weilenden Ärzte konnten also keinerlei Hilfe bringen. Nur in den allerseltensten Fällen gelang es ihren inständigen Bitten, kleine Mengen an Arzneien von den Partisanen zu erlangen.» (Original 17. Juli 1958, 3 Seiten, mschr.)

Im Gerichtsgefängnis in Marburg:

Im Juli wurden meine Eltern und ich in das Gerichtsgefängnis Marburg eingeliefert.

Wochenlang blieben wir in der Ungewissheit. Die Gerichtsleitung (OZNA-Beamte) hatte eine schlechte Übersicht über die mit Gefangenen vollgestopften Zellen. Jeden Tag wurden Namen aufgerufen, man wusste nicht wozu. In der Zelle durfte man nichts tun, nur sitzen oder stehen. Einmal in der Woche gab es einen halbstündigen Spaziergang, ohne Reden, im Hof und eine Dusche (mit einer Gartenspritze) im Keller. Im Kellergang, den wir passierten, standen die Abfallkübel, mit Schmutz und Essresten aus der Wächterküche angefüllt. Gerne hätte ich hineingegriffen – solchen Hunger hatte ich. Einmal im Tag erhielten wir das Essen: in der ersten Zeit eine Menageschale mit Tee (heisses Wasser und bittere Kräuter, ohne Zucker) und ein kleines Stückchen Kommissbrot (etwa 10-dkg-Schnitte). Später gab es kein Brot, sondern eine halbgefüllte Menageschale mit einem Mehlbrei. Das Essen wurde um 11.30 Uhr ausgeteilt.

In den Zellen waren auch kommunistische Spitzel. Ein Marburger Ingenieur hatte in der Zelle, in die mein Vater und ich nach der Vorführung beim Untersuchungsrichter eingeliefert worden waren, einige abfällige Bemerkungen über den Kommunismus fallengelassen. Keiner von uns hatte sie gehört, denn die Zelle war gross. Eines Nachmittags kam der Oberwärter und wollte uns als Zeugen gegen unseren Mithäftling gewinnen. Als sich nur einer meldete (ausser dem Spitzel) und wir festblieben, mussten wir uns in Reihe vor der Zellentüre aufstellen und alle zehn Minuten minutenlang Kniebeuge machen. Das dauerte bis am späten Abend. Dann wurde der Ingenieur abgeführt. Ich habe von ihm nie mehr etwas gehört.

Einmal bekam ich ein Paket mit Brot und Äpfel, das eine Feistritzlerin über den Untersuchungsrichter mir übermitteln konnte. Wie ich hörte, war dies ein Ausnahmefall, vielleicht sogar der einzige Fall damals.

Nach Wochen wurden meine Eltern und ich dem Untersuchungsrichter vorgeführt. Er war die erste menschliche Person, die uns seit unserer Verhaftung begegnete. Dr. Dolgan bot auch meinem Vater eine Zigarette an.

Wenige Tage später kamen meine Eltern vor das Gericht. Obwohl, wie mir Augenzeugen später erzählten, viele Zeugen sich für sie einsetzten, wurden sie zu Zwangsarbeit, Vermögensverfall, Ehrverlust und Landesverweisung verurteilt. Sie kamen in verschiedene Lager an der Drau. Ich konnte sie nach meiner Freilassung nur einmal sprechen, am Geburtstag meiner Mutter. Die Pakete, die wir dorthin abgaben, haben sie meist erhalten. Ende Jänner 1946 wurden sie abtransportiert, und seitdem blieben sie verschollen. – Die einheimische Bevölkerung weiss nichts Stichhaltiges zu berichten. Ich sprach im Laufe der letzten Jahre manche Leute. Alle sind sich darüber einig, dass man sie mit tausend anderen umgebracht hat, entweder am Bachern, bei St. Heinrich oder in Oberfeistritz, wo man um diese Zeit einen Bunker mit Hunderten von Menschen (aneinandergekettet mit Draht und entkleidet) in die Luft sprengte. Die Berichte darüber wurden mir von verschiedenen Feistritzern und Marburgern, die heute noch unten leben, unabhängig voneinander bestätigt. Jedoch wird es sich kaum je feststellen lassen, wer sich

unter den Unglücklichen tatsächlich befand. – Mein Bruder Emil-Hans ist ebenso seit Jänner verschwunden. In einem Brief an uns (etwa 1948) schreibt ein Einheimischer, dessen Unterschrift nicht entzifferbar war, dass man in der Nähe von Windischfeistritz die Fussprothese meines Bruders gefunden habe.

Meine Freilassung:

Am 20. August 1945 wurde ich freigelassen, d.h., wie es im Dokument heisst «amnestiran odnosno pomiloscen», [amnestiert bzw.] begnadigt. Der Leiter des Gefängnisses frag mich noch aus, bevor er die Unterschrift neben derjenigen des Gerichtspräsidenten Hocevar setzte. Er drohte mir, sollte ich jemals versuchen, gegen das Regime aufzutreten. In einem Nebenzimmer musste ich einen Zettel unterschreiben, auf dem ich versprach, unter Todesstrafe nichts von dem Erlebten in der Öffentlichkeit zu erzählen.

In meinen Heimatort zurückgekehrt, durfte ich im Heimatschloss wohnen, musste aber später in der Kanzlei der Forstdirektion des enteigneten Gutes arbeiten. Meine Bücher wurden vor unseren Augen vom slowenischen Forstminister gestohlen. Der Sequester, ein politischer Kommissar im Hauptmannsrank, versuchte mich zu bespitzeln: jede Person, die zu mir kam, wurde registriert. Da ich kein Wahlrecht hatte und keine Aussicht bestand, weiter zu studieren⁴, liess ich mich, unter dem Vorwand Österreicher zu sein, repatriieren. Offenbar hatten die zuständigen Stellen nichts dagegen einzuwenden, denn ich fuhr mit einem Transport am 1. November 1945 unbehelligt über die Grenze⁵.

⁴ Der Vf. ist heute kath. Priester.

⁵ Die weiteren Schwierigkeiten und Gefahren für die vor Gericht Freigesprochenen, die sie bald zum Verlassen des Landes veranlassten, veranschaulichen auch die Aussagen des T. R. (s. S. 558, Anm. 1): «Ende Juli oder Anfang August wurde ich nach Marburg ins Gericht überstellt. Der Gerichtspräsident, ein studierter Jurist, der schon früher Justizbeamter gewesen war, benahm sich durchaus korrekt. Da ich genügend Zeugen angeben konnte, die für mich aussagten, aus den Kreisen meiner ehemaligen Arbeiter und der benachbarten Bauern, wurde ich freigesprochen. Der Gerichtspräsident riet mir, sogleich ein Gesuch nach Belgrad zu richten, damit ich meinen Besitz wieder zurückerhielte. Ich erbat einen Schein, der mich vor weiteren Schwierigkeiten schützen sollte. Der Präsident war erstaunt, fast erbost und meinte: Da Sie von mir freigesprochen wurden, haben Sie nichts mehr zu befürchten. Ich erwiderte, dass mir zahlreiche Fälle bekannt geworden wären, in welchen freigesprochene Deutsche sogleich nach ihrer Entlassung von der Kommunistischen Geheimpolizei (OZNA) wieder verhaftet worden wären, in den meisten Fällen habe man nie mehr etwas von diesen Opfern des kommunistischen Terrors gehört. Der Präsident versprach sich zu erkundigen. Nach kurzem teilte er mir offensichtlich erschüttert mit, dass meine Angaben tatsächlich auf Wahrheit beruhten. – Meine Schwester hatte bei der Verhandlung mehrmals die Partisanen als Banditen bezeichnet. Sie wurde zu fünf Jahren Zwangsarbeit verurteilt und ist nie mehr gesehen worden.

Ich kehrte nach meiner Entlassung nach Windischfeistritz zurück. Der weit überwiegende Teil der Bevölkerung war sehr gut zu mir. Ich wurde mit Geschenken an Lebensmitteln und alkoholischen Getränken geradezu überhäuft. Eines Abends sass ich in meinem Zimmer. Es klopfte, und zwei Partisanen standen vor der Tür. Mein Schrecken war nicht gering. Die beiden aber teilten mir in gebrochenem Deutsch mit, dass sie aus meinem Keller ein Fass mit 50 Litern Pflaumenbrandtwein gestohlen hätten, sogleich aber fügten sie hinzu, dies sei nicht geschehen, um» sich

Mein jüngster Bruder, der im Sommer aus französischer Kriegsgefangenschaft heimgekehrt war, konnte noch bis Ende Jänner [1946] in Slowenien bleiben, wurde dann aber ebenfalls eingesperrt, geschlagen und zum Erschiessen in den Hof geführt, dann aber, als zu jung, wieder in den Keller gebracht. Durch eine englische Repatriierungskommission gelangte er 1946 nach Österreich.

zu bereichern, sondern um mir den Schnaps zu erhalten, den sie zu diesem Zwecke gleich mitgebracht hatten. Einer meiner ehemaligen Winzer war mir jedoch übel gesinnt. Er versteckte in meinem Winzerhaus ein deutsches Militärgewehr mit Munition. Bevor er jedoch eine Anzeige erstattet hatte, die meine sofortige neuerliche Einweisung in ein Konzentrationslager nach sich gezogen hätte, entdeckte ich die Waffe und konnte sie von diesem Winzer noch rechtzeitig abgeben lassen. – Auf den Besitz von Schusswaffen standen hohe Strafen.

Bei meiner Ankunft in Windischfeistritz, Anfang August 1945, rieten mir alle Ortsbewohner, unter allen Umständen hier zu bleiben, da ich auf diese Art meinen Besitz retten könne und ich ja erwiesener Massen nichts Strafbares verbrochen hatte. Bis in den Sommer hatte sich in weiten Kreisen der Bevölkerung (vergleiche auch die Ratschläge des Gerichtspräsidenten aus Marburg) die Vorstellung gehalten, dass nun bald wieder normale Verhältnisse Platz greifen würden und die grausamen Übergriffe nur der Effekt des Krieges und der Erbitterung gewesen wären, die sich durch die Besatzungszeit angehäuft hätte. Nunmehr, seit dem ausgehenden Sommer des Jahres 1945, erkannten die Einwohner Sloweniens, dass die Terrormassnahmen der kommunistischen Partisanen keineswegs eine kriegsbedingte Übergangerscheinung, sondern vielmehr das System der neuen Herren Jugoslawiens waren. Deshalb wurde mir seit dem angegebenen Zeitpunkt von den mir freundlich gesinnten Slowenen geraten, schnellstens das Land zu verlassen, da an eine Rückgabe meines Besitzes unter keinen Umständen zu denken sei und ich mein Leben unnötig gefährden würde, wenn ich mich länger in Windischfeistritz aufhielte. Meine Anwesenheit würde ständig an die Tatsache der Enteignung erinnern und deshalb die Partisanen und ihre Geheimpolizei veranlassen, den lebenden Zeugen beiseite zu schaffen. (Soweit die Argumentation der Landesbewohner.)

Nach drei misslungenen Fluchtversuchen über Marburg gelang es mir durch die liebenswürdige Mitwirkung eines Rechtsanwaltes, nach Österreich zu entkommen. Er bestach einige Partisanen, und ich konnte in der 2. Klasse eines Personenzuges von Marburg nach Laibach gelangen. Dort wurde ich von Bekannten meines Freundes übernommen und erreichte durch die freundliche Mithilfe dieser Slowenen endlich am 30. Oktober 1945 bei Assling die österreichische Grenze.»

Nr. 72

Bericht der Olga v. Kottowitz aus Cilli (Celje) in Slowenien.

Original, 9. April 1958, 9 Seiten, hschr.

Erlebnisse und Beobachtungen der Vfn. nach ihrer Verhaftung am 6. Juni 1945 im Gefängnis in Cilli, vom 16. Juni 1945 bis 2. Januar 1946 im Internierungslager Tüchern bei Cilli, in einem Durchgangslager bei Marburg und bei der Vertreibung im Fussmarsch über die Grenze nach Österreich.

Schon gleich in der Nacht auf den 10. Mai 45 kamen Partisanen, um uns zu verhaften. Ich öffnete aber nicht, nachdem mein Mann bereits drei Wochen nach überstandener Lungenentzündung mit Exsudat-Bildung im Bett lag, also schwer krank war. – Sie kamen wieder am 6. Juni Vormittag, fünf Partisanen, schwer bewaffnet mit Maschinengewehren, versperren alle Kästen, zogen die Schlüssel ab, und zwei Partisanen führten uns ins Gefängnis, drei blieben in der Wohnung mit unserer Hausgehilfin zurück. Mein Mann, noch immer sehr krank, sah erbarmungswürdig aus und konnte kaum gehen. – Im Gefängnis wurden wir dann getrennt, nahmen bitterlich weinend Abschied voneinander. Das erste Mal in meiner 27jährigen glücklichen Ehe habe ich meinen Mann weinen gesehen. Solch Herzeleid kann niemand verstehen, der es nicht selbst erlebte. – Es wäre wohl besser gewesen, wir hätten mit uns selbst Schluss gemacht, es wäre uns alles, was noch kam und viel schlimmer war, erspart geblieben.

Von da an sah und horte ich von meinem Mann nichts mehr.

Wieder in der Nacht, es war der 12. Juni, wurde ich in meiner Zelle geholt und in einen finsternen Keller des Gefängnisses geführt. Soviel konnte ich wahrnehmen, dass schon mehrere Unglückliche an der Wand rings umher Ständen. Wir waren wohl auf das Schlimmste gefasst, doch wurden wir geholt, im Hofe standen Lastautos, und in eines davon pferchte man uns, zog eine Plache über unsere Köpfe. Vorne im Lastauto standen vier angetrunkene, lärmende und wieder bewaffnete Partisanen, die uns beobachteten. Wir hatten – es waren ca. 15, darunter ein Herr Ing. Senitza aus Cilli – noch zuzusagen «Glück», denn man fesselte uns nicht die Hände auf dem Rücken mit Draht, wie in den nachkommenden Transporten¹.

¹ In einem Ergänzungsbericht (Original, 25. April 1958, 8 Seiten, hschr.) teilt die Vfn. über den Aufenthalt im Gefängnis Cilli noch Folgendes mit: «Gleich am zweiten Gefängnistag holte man mich zum ‚Verhör‘. Der ‚Richter‘, ein Bergarbeiter, primitiv, ohne jedwede Intelligenz . . . Zuerst bekam ich die üblichen Beschuldigungen und Beschimpfungen an den Kopf geworfen, dann wollte er wissen, ob ich ‚Kulturbund‘-Mitglied war. Selbstverständlich leugnete ich es ab, weil mir bekannt war, dass sie die Mitgliedsliste nicht finden konnten. ‚Übrigens‘, sagte ich ihm, ‚der Kulturbund war doch gestattet‘ König Alexander selbst war ja sein Protektor.‘ Darauf er: ‚Der war auch so ein Fallot.‘ In Slowenisch (ich kann’s nur sehr mangelhaft) hat aber dieser Ausspruch so geklungen, dass ich trotz meiner deprimierenden Verfassung kaum das Lachen verbergen konnte. Nun, das verging mir aber allsogleich, als er mir versicherte, mein Leidensweg fange erst an. Also landete ich wieder in meiner Gefängniszelle; wir waren ca. 25 Frauen, alle

Also ging's ins Hunger- und Vernichtungslager Tüchern (Teharje), ca. 4 km ausser Cilli. Über meine Erlebnisse in diesem Lager will ich nur einiges wiedergeben.

Meist waren die Internierten wohlhabende Cillier, aber auch aus der weiteren Umgebung, Bürger und Bürgerinnen, Gewerbetreibende, Fabrikanten, Kaufleute, Ärzte, Beamte usw., selbstverständlich «Volksdeutsche», nur wenige Slowenen. Mein Mann selbst war Teilhaber und Prokurist der Firma Franz Zangger in Cilli und ausserdem Gesellschafter der Zuckerunion AG Cilli. Also auch wir lebten in besten finanziellen Verhältnissen.

Gerufen, vielmehr angeschrien ist man hier nur mit «Schwabska kurba» geworden und mit «ti»². Erst war ich entsetzt, aber mit der Zeit musste man sich eben auch daran «gewöhnen».

Wir waren zu 10 und noch mehr in einem kleinen Raum, teilweise schliefen wir auf dem Boden, teilweise auf Pritschen; so «nebstbei» überfielen uns Tag und Nacht Prozessionen von Wanzen, so dass ich z.B. den Hals ganz zerbissen und wund hatte, bei anderen wieder war der Kopf eine Wunde.

Gehungert haben wir aber so schrecklich, man kann sich das gar nicht vorstellen: Kein Zucker, Salz, Fett, Mehl, Kaffee, Tee, Gemüse, Kartoffel, Fleisch, keine Milch etc. Dörrgemüse auf Wasser gekocht, durch 5 Wochen täglich, oder – das war schon sehr gut – ein paar Stäubchen Polentagries auf Wasser gekocht. Brot nur sehr, sehr wenig. Alles war krank an einer Art Ruhr, und viele starben. – Wir haben Tag und Nacht nur geweint, und es war ein Lichtblick für uns, dass unter den Partisanen welche sehr gefühlvolle und mitleidige waren, die uns oft und unter eigener Lebensgefahr unser Los

sassen wir auf den schmutzigen Pritschen und weinten, waren ganz verzagt, und der Magen krachte uns vor Hunger. Wir bekamen auch da nur Dörrgemüse, morgens schwarzen dünnen Blümchenkaffee, mit dem wir uns tagsüber schluckweise den Durst zu stillen versuchten.»

In einem Nachtrag führt die Vfn. noch an: «Während meiner 6tägigen Gefängnisdauer in Cilli hörten wir, wie unter uns im Hofe des Nachts einzelne Internierte mit Ketten geprügelt wurden. Die Schmerzensschreie, das fürchterliche Brüllen vernahm man deutlich bis zu uns in den II. Stock. – Morgens dann wuschen sie mit Giesskannen das Blut weg.

Dann erzählten mir meine Mitgefangenen, dass kurze Zeit vor meiner Einlieferung meine Cousine Wilma sich mit Glasscherben die Pulsadern durchtrennt habe. Auf den Lärm hin kam die Aufseherin und führte sie weg, gesehen hat man sie nimmer. Ursache waren die Schmerzensschreie ihres Mannes Lajos, den man mit Ruten zu Tode prügelte. Zuerst wurden die nackten Fusssohlen mit Ruten bearbeitet, das war ihre Taktik, meist war dann das Opfer sobald bewusstlos.

Die Tochter des Kaufmannes Weren in Cilli, Frau Margit Janitsch, deren Mann eine Zeitlang Bürgermeister in Sachsenfeld bei Cilli war, ist noch vor meiner Einlieferung ebenfalls in der Nacht zum ‚Verhör‘ gerufen worden. Zurück in die Zelle hat man sie gebracht verschollen und am ganzen Körper blau geschlagen und völlig zusammengebrochen. Tags darauf hat man sie weggeführt ‚für immer‘, ihren Gatten ebenso. Ihre drei Jungens, noch Kleinkinder, kamen damals zu armen Bauern ins Gebirge.»

² «Schwäbische (deutsche) Hure» und «Du».

erleichterten. Meist waren es Bauernsöhne, die später als Bewachung einberufen wurden und die mit diesem System gar nicht sympathisierten.

Zum Anziehen nur das, was wir bei der Verhaftung am Leibe hatten; mitnehmen durften wir nichts, es hiess, wir gingen ja nur zum «Verhör». Behandelt wurden wir aber wie richtige Verbrecher.

Zeitweise kam das «Gerichtsauto» aus Cilli, um uns zu «verhören», dabei wurden wir alles Unmögliche beschuldigt, beschimpft mit «Hitlerjanka – Nemcurka – Isdajalka»³ etc; und war wer Kulturbündler, bekam er (wenn er's nicht ableugnen konnte) 4 Jahre Zwangsarbeit. Die Einvernehmenden waren meist Arbeiter (6-7), auch eine Frau und ein Richter. Ich begegnete ihm früher öfter in Cilli. Er kam manchmal in angetrunkenem Zustand.

Dieses Inferno dauerte für mich sieben Monate; mit 76 kg Körpergewicht kam ich ins Lager, nach sieben Monaten wog ich nur mehr 52 kg, war skorbut- und nierenkrank, und fast die ganzen Kopfhare waren ausgegangen⁴.

³ Hitlerjanka = Hi tierist in; Nemcurka = in slowenischer Umgangssprache abfällige Bezeichnung für Deutsche (s. hierzu Bericht Nr. 2, S. 15); Isdajalka⁰⁸ Verräterin.

⁴ Ergänzend zu dieser Darstellung der Verhältnisse und Lebensbedingungen im Lager Tüchem berichtet die Vfn. noch Folgendes: «Nach ca. 3 Monaten Lageraufenthalt dürfen wir alle 8-14 Tage ‚Esspakete‘ aus der Stadt annehmen. Alle Bekannten bemühten sich, uns welche zukommen zu lassen, obgleich sie selbst an Nahrungsmitteln empfindlichen Mangel litten und es für sie nicht ungefährlich war; sie wurden verdächtigt, mit uns zu sympathisieren. Trotz allem kamen sie den weiten Weg heraus, und vor den Lagerschranken wurden ihnen die Pakete von Partisanen abgenommen. Der Inhalt war meist Brot, Äpfel, Zwiebel, Knoblauch, Kartoffel, Salz etc. Bevor wir's bekamen, wurde jedes Paket visitiert und eventuelles Fett, Fleisch, Mehl etc. konfisziert. So sandte man uns auf Fett geröstetes Mehl (Einbrenn), das für uns als Brotaufstrich einem Leckerbissen gleichkam. Manchmal erhielten wir gekochte Bohnen, das war dann ein Festtag. Selbstredend teilte man mit Bekannten den an und für sich kleinen Inhalt. So waren diese Liebesgaben für jeden Einzelnen eigentlich nur ein kleines Kosterl, aber allemal eine Freude und bewahrten uns vor dem Verhungern. Oft aber hatte man uns strafweise die Pakete gar nicht ausgefolgt.

Besonders arm waren die Männer, die konnten sich nicht so helfen wie wir Frauen; meist waren es Ehemänner, Familienväter, wussten gar nichts von ihren Angehörigen, und viele litten infolge Hungers an Wassersucht, waren ganz geschwollen, bis man einen oder den anderen ins Krankenhaus der Stadt abgab. Wir hatten wohl eine Spitalbaracke (bolnica) mit einem ‚Bolnicar‘, einem seinerzeitigen Sanitätssoldaten (Internierter, Beruf Tischler), ein ebenfalls primitiver aber guter Kerl, der dort das Kommando führte. Ein Arzt kam alle 8--14 Tage einmal, und war er zu uns irgendwie gut, wurde er sofort abgelöst. Medikamente gab es keine, nicht mal Aspirin. Wir litten, auch ich, an eitrigen Fingernägelschwüren infolge Vitaminmangel. Der Bolnicar gab uns ‚Gefrörsalbe‘, sonst hatte er nichts, natürlich nützte sie auch nichts. Die Krankenbaracke unterschied sich von den anderen nur insofern, dass wir da nicht um 5 Uhr früh aufstehen brauchten, sonst aber gab's dieselbe Verpflegung, Schlafgelegenheit und Ungeziefer.

Übrigens mussten die Baracken täglich, Winter und Sommer, aufgewaschen werden, damit wir wüssten, was ‚kultura‘ heisst, meinten die Partisanen. Selbstredend konnten die hölzernen Fussböden nie trocknen, wurden morsch, und ständig waren die Räume feucht und stickig.

Im Jänner 46, am 2., hat man mich unter einer Gruppe des Nachts aufgerufen, bei Kälte und Schneegestöber in Lastautos verfrachtet und auf einem Nebengeleise in Tüchern in Viehwaggons gesperrt. Sprechen durften wir kein Wort. Es war stockfinster

Am Abend «teilte man dann da» einzige Paar Schuhe vor die Türe schnurgerade an die Wand, oft zusammen bis 25 Paar. Dann um 9 Uhr, zur Schlafenszeit, kam die abendliche Zimmerkontrolle, blutjunge Partisanen, bemängelten alles, ohne etwas davon zu verstehen, und mit einem schwungvollen Fusstritt flog die ganze Reihe Schuhe den Korridor entlang (sie waren ihrer Meinung nach nicht schnurgerade in der Reihe), und wir mussten laufen und sie wieder einfangen. ‚Patschen‘ nähten wir uns selbst, um das einzige Paar Schuhe zu schonen, aus alten zeretzten Uniformen; Nähzeug sandten unsere Bekannten au» der Stadt mit den Esspaketen.

Kurze Zeit nach meiner Einlieferung gab es einen Angriff auf unser Lager, von Gegenpartisanen, angeblich wollten sie uns befreien. Das gab ein fürchterliches Chaos; geschossen wurde, Flammenwerfer flogen an den Fenstern vorbei; die Partisanen rannten ganz wild umher, schriegen wie wahnsinnig auf uns. Wir durften uns nicht mucksen, zitterten vor Angst, was da noch kommt. Merkwürdigerweise währte dieses Durcheinander nicht lange, wir erfuhren dann nur, dass einige der Angreifer gefangen wurden, im übrigen durften wir darüber nicht sprechen. Unter uns in der Ebene befand sich ein Aussiedlerlager, man konnte hinuntersehen, aber die Einzelnen nicht erkennen. Von diesen Unglücklichen, ich kannte viele mit Namen, sah man meist nie mehr etwas. Einmal versuchte ein mir vom Sehen aus Bekannter aus der Stadt, Vater zweier Knaben, einen beschriebenen Zettel herauszuschmuggeln, wurde aber dabei ertappt und kam in den Bunker unter der Erde. Der glich einem Fuchsbau: finstere, feuchte Erdlöcher ohne Türen und Fenster. Dort steckte man ihn hinein, leicht bekleidet, und er soll fürchterlich geprügelt worden sein. Der Zufall wollte es, dass ich ihn sah, als man ihn wieder herausliess. Ich war so erschrocken; das war ja nur mehr ein Wrack, ganz verkümmert, bleich, sah aus wie ein lebender Leichnam. Wohin dieser arme Mensch dann kam, konnte ich nicht erfahren, ich sah ihn nicht wieder.»

In einem Nachtrag fügt die VfN. noch hinzu: «Auch über die armen ‚Weissgardisten‘ [Angehörige der «Weissen Garde», einer slowenischen Selbstschutz-Organisation, die unter General Rupnik auf deutscher Seite gegen die Partisanen eingesetzt war] kann ich nicht unterlassen zu berichten. Was diese Ärmsten in Tüchern mitmachen mussten, lässt sich gar nicht beschreiben. Meiner Schätzung nach waren es nahezu 2'000; im Freien hinter Stacheldraht, auf groben Kieselsteinen sassen sie mit gekreuzten Beinen, zusammengepfertcht, mit nacktem Oberkörper, Tag und Nacht den Witterungsverhältnissen ausgesetzt: einmal prasselte der Regen, dann brannte erbarmungslos die Sonne auf sie. Erheben durfte sich niemand, sonst schoss die Wache vom Tor auf denjenigen; dann trugen zwei Partisanen den Toten auf einer Bahre in den nahen Wald, tiefer unter uns, wo sie ihn verscharrten. Dort fanden auch die Erschiessungen statt, was wir nicht sahen, doch hörten und worüber uns die (guten) Partisanen berichteten.

Essen bekamen die Weissgardisten nur jeden 3. Tag einmal, und dann nur Dörrgemüse, ‚Drahtverhau‘ genannt. Einmal, da gab es eine Unruhe unter ihnen. Die Sonne brannte, auf die armen, ausgehungerten Menschen (Gerippe müsste man sagen), sie waren nahe am Verdursten. Endlich liess sich die Wache herbei, und paar Weissgardisten humpelten um Wasser. Alle fielen dann selbstverständlich mit einer Gier darüber her. Der Partisan schüttete das Wasser auf die Erde. Freilich gab's daraufhin Auflehnung unter den Gemarteten, da wurden halt wieder viele erschossen oder abgeführt und nie wieder gesehen. Das haben wir Frauen alles von den Baracken aus in den schräg nach innen geöffneten Fensterscheiben beobachtet und dabei nur weinen müssen. Zum Fenster hinaussehen war, wie so vieles, bei Todesstrafe verboten. Ein zweitesmal aber hätte ich's nicht übers Herz gebracht, Zeuge so eines Martyriums zu sein. – Als ich das Lager verlassen konnte, befanden sich keine 100 Weissgardisten mehr dort.»

und geisterhaft still, trotzdem in den Waggons sich schon Vertriebene aus Cilli befanden. Wir fuhren die Nacht und einen Tag hindurch, ohne Nahrung und ohne jede Sitzgelegenheit, mit alten Leuten, darunter einer 80jährigen Frau Rutner aus Cilli, und einem 5 Wochen alten Kleinkind, in der Jännerkälte, bis wir 9 Uhr Abend ausserhalb Marburg Halt machten und den Marsch ins gewesene Priesterseminar antraten. Dort gab es «russische» Besatzung, die uns verhörte und die wir nicht verstanden⁵.

Zu essen wieder fast nichts und untergebracht in eiskalten ungeheizten Räumen mit zerbrochenen Fensterscheiben. – Am 6. Jänner, wieder in der Nacht, Abtransport bei Kälte und Schneegestöber, in Lastautos zusammengepfercht, stehend, in Kotzen gewickelt. Nach einer ziemlichen Strecke Fahrt auf der stockfinsteren Landstrasse hiess es: aussteigen, kein Wort sprechen und im «Schnellschritt» weiter. Die Partisanen mit ihrer «Maschinka» trieben uns wie das liebe Vieh.

Weglos ging's durch finsternen Wald, Eis und Schnee, ohne warme Bekleidung, in unseren nun schon zerrissenen Sommerkleidern (in denen wir seinerzeit verhaftet wurden), durchfrozen und vollkommen erschöpft. Hatte jemand noch eine Armbanduhr, wurde sie ihm abgenommen.

Mitten im finsternen, weglosen Wald sahen wir uns plötzlich allein, die Partisanen haben sich heimlich fortgemacht. Wir irrten in der Finsternis umher (hatten auch zwei Kinder der Familie Ing. Senitz, 10 und 12jährig, mit), bis wir zu einem Licht fanden; es war ein Bauernhaus und Gott sei Dank paar Meter über der Grenze in Österreich. Die Bäuerin öffnete auf unser Klopfen hin, es war ca. 4 Uhr morgens, und begleitete uns ein ziemliches Stück, bis wir dann das englische Zollhaus fanden. Dann ging's in Lastautos, mit Unterbrechung in Leutschach, ins Quarantänelager Strass bei Leibnitz⁶.

⁵ Wie aus dem Bericht des Slowenen Ivan Perko hervorgeht, der bis Juli 1945 Kommandant der Miliz in Gams (Kamnica) war, befand sich in Marburg ein Kommando von Angehörigen des sowjetischen NKWD, die als Instruktooren der jugoslawischen 'OZNA' tätig waren. (Hektographierter Bericht in englischer Sprache, den der Vf. nach seiner Flucht aus Slowenien, September 1949, der UNO eingereicht hat.)

⁶ Wie die jugoslawischen Nachkriegsbehörden im Winter 1945/46 über das «Repatriierungs»- und Sammellager bei Marburg die bisher noch in Slowenien zurückgebliebenen bzw. in Lagern und Gefängnissen festgebaltene Volksdeutschen und andere unerwünschte Personen nach Österreich und Ungarn abzuschleppen versuchten und, wenn dies im Eisenbahntransport nicht gelang, einzelne Gruppen in unwegsamen Gegenden bis zur Grenze brachten und sie dort einfach hinübertrieben, veranschaulicht u.a. auch der Erlebnisbericht der R. L. aus Laibach (Ljubljana), die vom 12. Mai bis 6. Dezember im Gefängnis ihrer Heimatstadt inhaftiert war (über die Verhaftung der Laibacher Deutschen s. Bericht Nr. 75) und anschliessend zusammen mit ihrem Ehemann, ihrem Sohn und anderen Verhafteten nach Marburg übergeführt wurde. Über den Hergang der Vertreibung berichtet die VfIn. Folgendes: «Am 8.12.1945 wurden wir nachts einzeln ins Büro gerufen, wo wir aufgefordert wurden, uns zu entscheiden, wohin nach Deutschland wir abgeführt zu werden wünschen. Wir sprachen uns alle dagegen aus und verlangten Orte in Österreich, wo wir Angehörige und Freunde haben. Man kam aber unseren Wünschen nicht nach und überreichte uns eine in englischer Sprache verfasste Identitätskarte.

Meine fast sämtlichen Angehörigen habe ich verloren, alles Mordopfer der Partisanen: Gatte, Bruder, Neffe, vier Cousins, eine Cousine; nahezu ausgerottet ward meine Familie, mein ganzes weiteres Leben ist zerstört.

Am Sonntag, den 9. Dez. 1945 traten wir unsere Reise an, 43 Frauen und Männer, darunter auch Greise über 75 Jahre. Unserer Truppe wurden auch 4 Tschechen und 5 polnische Kriegsgefangene angeschlossen. Wir wurden mit der Eisenbahn bis Bad Radein gebracht und mussten von dort um Mitternacht zu Fuss in geschlossener Kolonne bis zur Murfähre und dann auf der Strasse bis Murska Sobota (22 km) marschieren, wo wir wegen mangelhafter Beschuhung und Bekleidung erschöpft um ½ 6 Uhr früh einlangten. Der Marsch war 'sehr beschwerlich, auch deshalb, weil Schnee gefallen war. Am Nachmittag fuhren wir in Viehwaggons nach Hodosch an der jugoslawischen Grenze. Dort kam es zwischen unserer Begleitmannschaft und den ungarischen Grenzbehörden zu Verhandlungen, die eine Stunde dauerten, deren Ergebnis wir, zitternd vor Kälte, abwarten mussten. Es schien, dass der Grenzübertritt nicht erlaubt wurde, und wir kehrten nun in einem sehr unsauberen Gasthof ein, wo wir die Nacht auf dem Boden liegend verbrachten. Einige von unseren Bekannten fanden in Bauernhöfen Unterkunft.

Am 11. Dez. 1945 wurden wir nachts wieder an die Grenze gebracht, doch war der Übertritt wieder nicht möglich, und man brachte uns um Mitternacht wieder in den Gasthof zurück.

Am 12. Dez. 45 mussten wir schon um 4.00 Uhr früh bereit sein, und nun ging es mit dem Zug fünf Stationen in der Richtung gegen Murska Sobota, von da zu Fuss bei heftigem Schneegestöber und dann mit der Bahn nach Friedau, wo wir in einem kalten Warteraum des Bahnhofes Unterkunft fanden. Am 13. Dezember wurden wir unausgeschlafen wieder nach Bad Radein und von dort über die Murfähre in zweimaliger Fahrt in einem offenen Lastauto bei schneidender Kälte nach Murska Sobota gefahren und dann mit dem Zug weiter nach Hodosch, wo wir am 14. Dez. 45, um 4 Uhr früh ankamen. Dort versuchte man, uns um 7 Uhr früh neuerlich über die Grenze zu bringen. Nahrung erhielten wir nahezu keine, nur ein bisschen Brot. Kaufen konnten wir uns nichts, weil wir ja kein Geld hatten. Mittags wurden wir auf das Kommando der Partisanen gebracht, wo man uns endlich eine warme Suppe verabreichte. Im Freien stehend und vor Kälte zitternd, verbrachten wir den ganzen Nachmittag bis zur kargen Abendmahlzeit, die wir um 5 Uhr nachmittags einnahmen.

Darauf wurden wir in zwei Gruppen geteilt, die eine, die noch halbwegs gehen konnte, die andere, die mit Lastautos weitertransportiert wurde. Meine Familie meldete sich zur ersten Gruppe, und dann ging es mit sieben Mann Bewachung zuerst auf der Strasse, dann über verschiedene Felder, an Walderändern und über vereiste Sümpfe vorwärts bis zu einer Waldblösse. Hier blieben unsere Begleiter stehen und sagten: „Dort liegt Ungarn; ein Zurück gibt es nicht.“⁴ Und nun zogen wir allein, der letzten Habseligkeiten beraubt, weiter. Wir waren froh, dass man uns am Leben liess, denn wir fürchteten schon, dass man uns umbringen würde. Wir kamen dann in einen grösseren Ort, Szalafő, mit einem Stuhlrichter und einer Schule, wo man uns gastfreundlich aufnahm und wo wir auch Nachtlager erhielten. Am 15. Dezember morgens meldeten wir uns beim Stuhlrichter, der uns bestätigte, dass wir uns ordnungsmässig gemeldet haben. Gleichzeitig wurde uns eine wohlschmeckende Einbrennsuppe mit Brot vorgesetzt. Gegen 10 Uhr machten wir uns auf den Weg in Richtung St. Gotthard und kamen um 5 Uhr nachmittags in der Nähe von St. Gotthard an, übernachteten dort und erreichten am 16. Dezember, gegen 1 Uhr nachmittags, Jennersdorf im Burgenlande. Nach 2 km Marsch trafen wir auch unsere Leidensgefährten, von denen wir uns in Hodosch getrennt haben und die bereits vom russischen Grenzposten zurückgewiesen wurden. Ein russ. Oberleutnant in betrunkenem Zustande wollte uns unbedingt wieder nach Jugoslawien zurückschicken und sperrte uns unter Drohung mit dem Erschiessen in einen Wagenschuppen ein. Nach zwei Stunden jagten uns die Russen wieder nach Jennersdorf zurück, wo wir der Gemeinde übergeben wurden und versuchten nochmals, den Übertritt in österreichi-

Was für tragisches Ende aber mein armer Gatte gefunden, das erfuhr ich von einer im Dezember 45 schwarz über die Grenze geflüchteten Fran, einer Cillierin, heute in Villach und Witve nach einem Gefangenenhaus-Aufseher:

Täglich fuhr man in Lastautos aus den Cillier Gefängnissen diese armen Menschen (darunter auch meinen Mann) in die «Koschnitza», d. i. ein Bergland in der Umgebung Cillis, wo nur wenig Bauernhäuser anzutreffen sind. – Diese wenigen mussten vor-schriftsmässig verschlossen bleiben, es durfte sich niemand an den Fenstern zeigen. Immerhin haben sich Neugierige in den Wäldern auf Bäumen versteckt gehalten und die Tragödie gesehen, dann auch erzählt. – Es gab dort «Panzergräben», ringsherum mussten sich die armen Opfer aufstellen, mit dem Rücken zur Grube, die Kleider aus-ziehen, vor sich hinlegen, und die vorher alkoholisierten Partisanen schossen mit Ma-schinengewehren auf die Unglücklichen. Dann warfen sie in die Grube Erde nach. Man-che waren noch gar nicht tot und fanden so ein qualvolles Ende⁷.

Der Bericht endet mit einigen ergänzenden Mitteilungen.

sches Gebiet zu erlangen. Da die» abgewiesen wurde, lösten wir uns am 17. Dez. 45 in Gruppen auf, überschritten auf eigene Gefahr die russische Demarkationslinie und kamen dann erschöpft um 6 Uhr abends nach Fürstenfeld, von wo wir uns nach Gras begaben. Auf diesem abenteuerlichen, 11 Tage währenden Transport mussten wir gegen 90 km zu Fuss zurücklegen.» (Beglaubigte Abschrift, 26. Juni 1958, 4 Seiten, mschr.)

⁷ Von solchen Massenerschiessungen, bei denen durch die Partisanenarmee, die OZNA und die einzelnen örtlichen Partisanengruppen nach Kriegsende mehrere tausend Kriegsgefangene (Angehörige der deutschen Wehrmacht und Waffen-SS, insbesondere auch der kroatischen Üstasa, der slowenischen Weissen Garde usw.) und zahllose der verhafteten Flüchtlinge, einheimische Volksdeutsche und Slowenen längs der Transportstrassen, an noch offenen Panzergräben, Erd-bunkern, Luftschutzgräben, Bombentrümmern, an Bergschluchten, verlassenen Gruben usw. auf diese Weise liquidiert wurden, wird aus allen Gegenden Sloweniens berichtet, insbesondere aus der Umgebung von Marburg und Pettau, Cilli, Laibach, Rann und der Gottschee. Die Gesamtzahl der so nach Kriegsende allein auf dem Gebiet Sloweniens Getöteten wird auf über 30'000 bis 50'000 geschätzt (Bericht des Ivan Perko; vgl. auch Rudolf Kiszling, Die Kroaten, Graz-Köln 1956, S. 222).

Nr. 73

Bericht (Brief) des Schuhmachermeisters S. R. aus F., Bezirk Luttenberg (Ljutomer) in Slowenien.

Abschrift (vom Adressaten beglaubigt und vom Vf. bestätigt), 24. Januar 1953, 4 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Vertreibung von Volksdeutschen aus den Grenzgebieten der Steiermark im Januar 1946, Abtransport über Ungarn nach Wien.

Zunächst schildert der Vf. seinen Lebenslauf, seine Lebensverhältnisse als Schuhmachermeister und die Beziehungen zwischen den einheimischen Deutschen und den wenigen Slowenen in seinem Geburtsort bis Kriegsende.

Als am 20. Jänner 1946 – meine beiden damals 10- und 12jährigen Kinder waren gerade bei Verwandten im Nachbardorf – plötzlich jugoslawische Partisanen zu mir kamen und mich und meine Frau aufforderten, binnen 5 Minuten das Haus zu verlassen, nichts mitzunehmen als das, was man unbedingt zum Anziehen braucht (es war eine grimmige Winterkälte), habe ich diese gefragt, was sie denn wollten und was ich getan hätte. Die Antwort war: Weil Ihr Deutsche seid. – Ich bemerke, dass ich mich schon aus beruflichen Gründen immer bemühte in dem Land, das uns Arbeit und Brot gab, immer entgegenkommend gegen Slowenen zu sein und auch die Sprache mittelmässig beherrschte. – Also nur, dass man Deutscher war, genügte, dass man von den mühselig erworbenen Dingen binnen 5 Minuten Abschied nehmen musste! Eiligst packte ich nur einige Dokumente unbeobachtet ein, denn man durfte ja nicht einmal das tun. Schon war die neuerliche Aufforderung, und hinaus ging es auf Nimmerwiedersehen. Ohne meine beiden Kinder nochmals zu sehen, ohne sie mitnehmen zu können, gingen meine Frau und ich zu den übrigen Leidtragenden bzw. wurden dort gesammelt. In einem Viehwagon wurde dann die Leidensfahrt durch 14 Tage angetreten, bei grimmigster Kälte im Jänner 1946.

Welche Szenen sich dabei abspielten, lassen Sie mir erspart sein. Die Fahrt ging über Kroatien durch Ungarn nach Wien. Tote Menschen wurden aus den Viehwaggons hinausgeworfen, hauptsächlich alte Leute und kleine Kinder. Alles musste man mit ansehen. Meine Frau war moralisch erledigt. Von hier an litt sie derart, dass es ihr später den Tod brachte. Die Entbehrungen waren gross. Wir kamen in Wien an und wurde uns gesagt, wir können hin, wohin wir wollen. Wir wählten die britische Zone und gingen schleunigst in diesen Bezirk (III)¹... Meine Frau starb bereits im Herbst 1946 an den Folgen des Schreckens, noch in jungen Jahren.

¹ Nicht alle dieser über Ungarn nach Wien geschleusten Eisenbahntransporte wurden hier angenommen, sie mussten umkehren und gelangten nach wochenlanger Reise wieder über Ungarn nach Slowenien zurück, von wo sie dann aus einem Durchgangslager bei Marburg über Laibach – Assling nach Österreich abgeschoben wurden. Darüber berichtet u.a. der Bauer M. S. aus Trassenberg (Dražen vrh), Bezirk Marburg linkes Drauufer (Maribor levi breg), nachdem er geschil­dert hat, dass er und seine Familienangehörigen Mitte Juni und Anfang Juli 1945 interniert, nach einigen Wochen wieder nach Hause entlassen, dann aber enteignet wurden, Folgendes: «Am 13.1.1946 kam der Tag der Austreibung. In 15 Minuten mussten wir reisefertig sein und

Die Kinder sind drüben in F., ich habe wenig Kontakt mit ihnen, sie sind bei den alten Grosseltern, 80 Jahre; das Mädchen hilft diesen, der Bub lernt das Tischlerhandwerk. Die Verhältnisse sind nicht gut, hört man, sie schreiben nicht gerne. Eine Frau erzählte mir, das Mädchen habe sich geäussert, sie möchte nicht mehr gerne Deutsch reden; so verhetzt hat man die Jugend von deutschen Eltern. Mein Haus, in dem die alten Grosseltern und meine beiden Kinder als Mieter wohnen, gehört dem jugoslawischen Staat, ebenso meine wertvollen Maschinen, die aber einem Schuhmacher aus Krain, der einige Häuser weiter wohnen soll, teils zugewiesen wurden. Es wurden nach der Aussiedlung, denn fast die ganzen Ortschaften wurden von Deutschen gesäubert, hauptsächlich Kraiher Slowenen dort angesiedelt.

Im Folgenden berichtet der Vf. noch über die Schwierigkeiten seiner persönlichen Lebensverhältnisse als Vertriebener in Österreich.

das Haus verlassen. Wir waren: meine 86 Jahre alte Mutter, meine Frau und 5 Kinder. In Oberradkersburg haben sie uns in Viehwagen einwaggoniert, den meisten wurden die Lebensmittelpakete weggenommen. Acht Tage fahren wir von Oberradkersburg nach Wien, ohne etwas Warmes zu essen. In Wien waren wir, mit einem Wort gesagt, herrenlos, in der russischen Zone. Erst in Wien bekamen wir zu essen. Von Wien fahren wir wieder zurück, aber nach Ungarn, Kotoriba [jugoslawischer Grenzort an der Eisenbahnlinie von Nagykanizsa], dort waren wir 17 Tage. 87 Personen starben den Hungertod oder erfroren. Um das Essen haben wir uns selber sorgen müssen, betteln von Haus zu Haus. Die ganze Zeit waren wir in die Waggons einwaggoniert, bis 10. 2.46. Von Kotoriba kamen wir nach Marburg/Drau, in die Bogoslovije [ehem. Priesterseminar], die als Lager bestimmt war. Von 10.2. bis 16.3.46 waren wir in Marburg/Drau. Dort haben wir Hunger und Schikanen genug erlitten, wir lagen auf dem Boden ohne Decken. Aus Marburg transportierten sie uns nach Assling, wo wir ca. 8 Tage verblieben. Ab dort ging es weiter nach Osterreich, Lavamünd in Kärnten, aus Lavamünd nach Klagenfurt, dann nach Kellerberg.» (Erlebensbericht; Abschrift, 14. April 1958, 2 Seiten, mschr.)

Bericht des Pfarrers Alois Krisch aus Alltag (Stari log) in der Gottschee.

Abchrift (vom Vf. durchkorrigiert und bestätigt), Winter 1947/48, 203 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Repatriierung von österreichischen Staatsangehörigen und Ausweisung von Deutschen aus Slowenien und der Gottschee nach Österreich im Januar 1946; die Erlebnisse des Vfs. in den Überführungs- und Durchgangslagern in Marburg und Assling.

Im ersten Teil seines Berichtes begründet der Vf. die Umsiedlungswilligkeit der Gottscheer, beschreibt den Verlauf der Umsiedlung Ende 1941 und die Verhältnisse im Ansiedlungsgebiet der Untersteiermark bis zur Flucht in den letzten Tagen des Krieges¹; dann schildert er seine Erlebnisse unter dem jugoslawischen Nachkriegsregime in verschiedenen Internierungs- und Arbeitslagern für Deutsche in Slowenien und in einem Lazarett für deutsche Kriegsgefangene, von wo der Vf. Anfang Dezember 1945 zur Repatriierung als ehemals österreichischer Staatsangehöriger über ein Durchgangslager in Cilli und das Gefangenenlager Hajdina nach Marburg gebracht wird.

Zuerst führt man mich in eine Art Zentrale. In der Kanzlei werde ich gefragt, ob ich ein Slowene sei. «Nein, Österreicher, gebürtig aus Gottschee.» Der kritzelt einige Worte auf ein Papier, reicht es meinem Begleiter, und wir gehen. Auf dem Gange herausen begrüsst mich freundlich ein Partisan, er ist ein Kurier aus dem Lazarett. Wir gehen ins Lager Melje, hinter dem Bahnhof in Marburg. In der Partisanenkanzlei werde ich abgegeben. Es folgt die Aufnahme meiner Personaldaten, dann die Fragen, wieso ich unter die Soldaten komme, warum ich hierher geschickt werde usw., alles wie in Hajdina, nur noch dazu: warum ich interniert worden sei, was ich angestellt hätte, ich müsste doch irgendwas verbochen haben, und, weil ich meine österreichische Staatsbürgerschaft betone, wieso ich Österreicher sei. Das erkläre ich wie früher im Lazarett. Der Kommandant berated längere Zeit mit dem Kanzlisten, ob er mich zu den Gottscheern oder zu den Österreichern geben soll, schliesslich entscheidet er, ich soll zu den Österreichern. Hierauf führt er mich in einen Nebenraum und durchsucht mein Gepäck. Das war die fünfte und letzte Durchsuchung für mich. Nicht weil solche Revisionen nicht gründlich gewesen wären, wurden sie öfters vorgenommen, sondern weil jeder auf irgendeine Art doch wieder was erworben haben könnte, musste er auch wieder von der Last des Tragens befreit werden. Es war also nur Barmherzigkeit und rücksichtsvolles Mitleid der uns betreuenden Männer! Dieser nahm mir nur das neue Handtuch, das ich im Koffer aus Rann, und eine Handvoll Zettel mit Anschriften, die ich von den Gefangenen in Hajdina erhalten hatte. Dazu bemerkte ich, das seien doch nur Anschriften, damit ich die Angehörigen verständigen könne, dass diese Männer noch leben. Er entgegnete, er müsse

¹ Teilabdruck unter Nr. 2 und 28.

diese erst zensieren, dann bekäme ich sie wieder; ich bekam sie nicht mehr. Die Taschenuhr aus Rann wollte ich gar nicht mehr verstecken, es sei doch umsonst, dachte ich und trug sie in der Westentasche. Beim Abgreifen über die Kleidung muss er sie für eine Schnalle des Hosenträgers gehalten haben (schmal ist sie ja), jedenfalls fiel ihm nichts auf, er griff nicht in die Tasche, und die Uhr blieb. – Sie hilft mir zwar nicht viel, da sie sehr unverlässlich ist, aber einerseits ist sie mir ein liebes Andenken und andererseits kann man gegenwärtig zu einer Taschenuhr nicht kommen.

In diesem Lager waren, wie in anderen auch, Gefangene aus Österreich und Deutschland durcheinander. In einem kleinen abgeteilten Raum einer Baracke waren nur Österreicher, drei bis vier Zivilisten unter den Soldaten, da hinein kam auch ich. Wir waren 22 Mann. Die Betten waren einstöckig, aller Raum war ausgefüllt. Ein kleiner Tisch war auch da, denn hier war zugleich die Evidenz-Kanzlei fürs Lager, die ein Wiener Kaufmann führte. Im rückwärtigen Teil der Baracke war ein längerer schmaler Gartentisch und eine Bank, in der Mitte ein kleiner Eisenofen. Der für den Durchgang freibleibende Raum war so eng, dass man nur schwer aneinander vorbeikam. Licht musste den ganzen Tag brennen, denn die Fenster hatten keine Scheiben und waren mit Brettern verschlagen. Obwohl der Raum weit überfüllt war, brauchten wir nie zu lüften, es gab in allen Ecken Luftlöcher mehr als genug. Es machte einen nicht gerade freundlichen Eindruck, wenn draussen die Sonne hell schien und auch auf unser Dach strahlte, herinnen aber ein schwaches Licht brannte. Ein Wiener (so um die 50 Jahre alt) war ein richtiger Summsen, er hatte meistens etwas zu greinen und auch, wenn er etwas ruhig erzählen wollte, war seine Art des Sprechens und der Tonfall klagend und brummend. Bei diesen Leuten war es gemütlich, es war ein freundlicher Verkehr unter einander. Zu den Zivilisten wurden auch einige Soldaten gezählt, die im Laufe des Sommers auf ihren Arbeitsstätten allmählich zu Zivilkleidung gekommen sind und wenn sie in ein anderes Lager transferiert wurden, sich dort dann als Zivilisten ausgaben. Diese gebrauchten also eine Art «Kriegslist» oder «soldatische Deckung».

Immer hiess es, wir acht österreichische Zivilisten gehen in zwei Tagen weiter, nach einer Woche hiess es auch noch so und ebenso nach zwei Wochen.

In der gegenüberliegenden Baracke waren die Gottscheer beisammen, 70 Soldaten aus fast allen Gottscheer Gemeinden und vier Zivilisten, unter diesen der junge «Blusch» (Kikel aus Kletsch) und der Schwiegersohn des Al. König, Kletsch 2, der Magazineur des Lagers war. Der Blusch war von denen, die in der Textilfabrik (Tüffer) waren, bevor wir hinkamen, und auch noch dort blieben, als wir nach Gurkfeld zurück mussten². Die 70 Soldaten wurden an der Westfront im Frühjahr gefangen, waren an

² Die Textilfabrik in Tüffer, südlich von Cilli, war nach Kriegsende als Internierungs- und Sammellager für Deutsche benutzt worden; hier wurden arbeitsfähige Männer und Frauen herausgesucht und dann auf verschiedene Lager verteilt, ein Teil der Internierten, vor allem Greise und Frauen mit Kindern, wurde im Bahntransport nach Marburg geschafft und von dort im Fussmarsch über die Grenze nach Österreich getrieben. – Über die Zustände im Lager Tüffer Ende Mai 1945 und die Vertreibung nach Österreich s. Bericht Nr. 30, S. 168 ff.

verschiedenen Orten in Frankreich. Mai bis August ist es ihnen schlecht gegangen, zweite Hälfte August besser. Anfang September wurden sie entlassen und auf Grund ihrer Geburtsdaten «heim» geschickt. In Kärnten sind einige davon aus dem Zuge gesprungen. Die anderen, in Assling ausgewaggioniert, mussten Hungermärsche machen und kamen dann wieder als Gefangene ins Lager.

Der Vf. schildert die allgemeinen Verhältnisse und den Verlauf der 'Weihnachtstage in diesem Lager und beschreibt kurz das spätere Schicksal einiger hier angetroffener Landsleute.

Mit einem der Zivilisten, der aber in einer anderen Baracke wohnte, war ich sehr gut bekannt, es war der ehemalige Verwalter vom Schloss Mokritz bei Weitental. Der war am 7. Mai in Gurkfeld mit dem Motorrad verunglückt, kam ins Lazarett nach Neucilli, wo er lange in Behandlung blieb. Als ich dorthin kam, war er schon in ein Lager geschickt worden. Da er durch seinen Unfall um all seine Zivilkleidung kam und bei einer Entlassung aus dem Lazarett sich militärisch kleiden musste, hatte er es schwer, sich Glauben zu verschaffen, dass er nicht Soldat sei. Jetzt endlich war er soweit, dass er als Zivilist anerkannt wurde.

Eines Abends kommt die Order: morgen früh, um 9 Uhr, sollen die acht österreichischen Zivilisten (die Gottscheer Zivilisten aus der anderen Baracke sind also nicht dabei) marschbereit sein. Nach Bekanntwerden dieser Nachricht werden mir viele Zettel mit Heimanschriften, auf Grund deren ich die Angehörigen verständigen soll, zugesteckt, ebenso noch nächsten Morgen. Da mir bei meiner Ankunft hier solche Zettel abgenommen wurden, schrieb ich jetzt diese alle in mein Brevier, um sie so sicherzustellen. Auch die wenigen Zettel, die mir von Hajdina noch geblieben waren, hatte ich schon abgeschrieben.

Samstag, am 29.12., lang vor 9 Uhr sind wir bereit. Aber es wird 9, 10, 12, 2, 3 Uhr, es rührt sich nichts, wir glaubten nicht mehr, dass heute noch was los sein soll. Doch um 4 Uhr gehen wir. Wohin? Wir denken natürlich über die Grenze, das war nun allerdings ein kleiner Irrtum. Wir kommen in ein neueres, grosses Gebäude am Rande der Stadt Marburg, das sogenannte Repatriierungslager³ ...

Die Insassen dieses Lagers sind ausschliesslich Zivilisten, kein Militär.

Von den Gottscheer Soldaten im früheren Lager (Melje) sind 14 ständig hier im Dienste (eine Art Hausdiener sind sie). Unter ihnen ist auch der junge «Stantar», Kikel J., von Langenton. Es geht ihnen hier besser als drüben im anderen Lager, sie haben ein gutes, warmes Zimmer, einen selbst gemachten Sparherd, auf dem sie verschiedenes kochen und mit dem sie das Zimmer heizen. Nur selten kommt einer von ihnen auf einem Dienstwege ins andere Lager hinüber, aber doch so viel, dass die gegenseitige Verbindung immer aufrechterhalten wird. Man hat mir drüben schon von diesem da erzählt, wir wussten aber nicht, dass wir hierherkommen werden.

³ Bogoslovije, ehem. Priesterseminar.

Einer von uns acht (ich glaube, er weiss selber nicht, was er eigentlich ist, Österreicher bestimmt nicht, seine Eltern, Slowenen aus Pettau, waren früher im Ruhrgebiet, dort ist er aufgewachsen, war beim deutschen Militär oder beim Arbeitsdienst, dann war er Partisan, jetzt will er österreichischer Zivilist sein) kommt gleich am ersten und zweiten Abend erst um 11 Uhr ins Zimmer, niemand weiss, wo er war, niemand fragt ihn darum. Am dritten Tage kommt er nicht wieder, am vierten auch nicht. Wir besprechen die Sache. Er ist also flüchtig, das könne unter Umständen einen oder zwei von uns das Leben kosten. Es wird beschlossen, seinen Abgang zu melden, um nicht als mitschuldig zu gelten. An diesem Abend kommt er wieder. Er war durchgegangen, hat bei Verwandten in Pettau Zivilkleidung geholt und ist nun wieder da. Keiner von uns hat ihm je richtig vertraut, schon in Melje nicht und jetzt auch nicht. Von diesem Lager weiter war er nicht mehr bei uns, was uns sehr recht war.

Dieses Lager scheint täglich neuen Zuwachs zu bekommen, in grösseren und kleineren Gruppen. Unter den Neuangekommenen sind viele Familien, die erst von ihrem Heim in Oberkrain ausgehoben und hierhergebracht worden sind. So auch die dort verheiratete Tochter des Gottscheer Advokaten Dr. S., die jetzt mit ihrer Familie hier angekommen ist. Von solchen Neulingen kommt auch ein junger Slowene einmal in unser Zimmer und erzählt (auf meine Frage, wieso er als Slowene dabei ist), wie er mit seinen Eltern und Geschwistern plötzlich von daheim gehen musste und hierhergebracht wurde. Er war seit 1943 bei den Partisanen im Walde, hat im Sommer im Gefangenenlager in Bischoflack Dienst gemacht. Dort wurden fast jeden Abend einige hundert Gefangene hinausgeführt, sie kamen nicht wieder. Er habe einmal einen gefragt, wohin sie diese liefern, der entgegnete, er soll einmal mitkommen, dann werde er sehen. Die Gefangenen wurden in eine abgelegene Schlucht hinausgeführt und niedergemacht. Andere mussten sie nächsten Tag eingraben. Vor kurzem kam er heim auf Urlaub. Da kommt der Befehl, die Familie müsse Haus und Hof verlassen und mit Handgepäck abziehen, man habe entdeckt, die Mutter sei deutscher Abstammung. Er selbst musste noch in Partisanenuniform mit, erst im Lager konnte er die Uniform ablegen.

Am Neujahrsabend kommen 300 Neue ins Lager. Nächsten Tag geht ein grosser Teil von ihnen wieder fort. Davon erzählen mir die Gottscheer, die hier arbeiten: Diese Leute hatten sehr viel Gepäck. Es wurden dafür zwei Lastautos bereitgestellt und fuhren ab damit. Die Leute gehen nach. Einige Stunden später kommen die Autos mit allem Gepäck wieder zurück. Unsere Männer müssen es ins Magazin tragen. Die Leute kamen nicht zurück.

Der Kommissar geht zeitweise in die Zimmer nachschauen. Er findet unser Zimmer warm geheizt. Für uns wird eine Umsiedlung in ein anderes Stockwerk verordnet, unseren Ofen bestellt er für seine Kanzlei. Wir aber nehmen ihn mit, und König von Göttenitz, einer von den 14 Gottscheern, macht dem Kommissar klar, dass er ihm einen besseren Ofen mache und in die Kanzlei stelle. Er macht ihn auch. Aber unser Ofen muss doch auch her. Damit das nicht auffällt, müssen wir auch dieses neue Zimmer verlassen und werden in drei verschiedene Zimmer aufgeteilt (zu anderen hinein). Mit noch einem komme ich in ein ganz kleines Zimmer. Hier ist auch der Bürgermeister von

V. in Kärnten, den die Partisanen bei ihrem weiten Vordringen in den Umsturztagen des Mai von dort hergebracht hatten, er weiss nicht warum oder wozu. Jetzt wartet er seit einem halben Jahre auf seine Entlassung. Von Zeit zu Zeit fragt er an, wann, endlich sie ihn heimschicken wollen. Die Antwort ist immer dieselbe: Die Grenzen mit Österreich seien noch nicht festgelegt, wenn das einmal geschehen sei, werde er entlassen⁴.

An der Grenze:

Samstag, am 5.1. abends kommen rund 600 Neue an. Gegen 11 Uhr nachts, ich liege in meinem oberen Bett und versuche Englisch zu lernen aus einem Buch, das ich hier in einer Kammer aufgestöbert hatte, andere spielen Karten, kommt Befehl, wir zwei, die wir neu in diesem Zimmer sind, müssen sofort reisefertig in den grossen Saal hinunterkommen. Der ist überfüllt von Neuen, die hier herumstehen oder auf ihrem Gepäck sitzen oder halb liegen. Sie sprechen halbblaut untereinander, hie und da weint ein kleines Kind, einzelne schlafen. Nach 2-3 Stunden ruft mich aus dieser bunten Menge der Schmaja, den ich vor einem Monat in Cilli gelassen hatte, an. Er ist diesen Abend gekommen, weiss noch nicht, was man mit ihm vorhat, wird er mit uns weitergehen oder hierbleiben. Er muss bleiben. Seither sah ich ihn nicht mehr. – Im Sommer 46 hörte ich, dass er über Ungarn und Wien gekommen sei. – Um 4 Uhr früh gehen wir am Bahnhof in die Viehwagen, 250 Menschen, jung und alt, Männer, Frauen und Kinder, alles bunt durcheinander, einige Alte, die ohne Stütze nicht gehen können, viele, die ohne Hilfe nicht in den Wagen hinaufkommen. Gegen 6 Uhr setzt sich der Zug in Bewegung. Wir sind in die Wagen eingesperrt, können nicht öffnen und nicht hinaussehen, durch einen Spalt der vernagelten Oberluke stellen wir die Richtung unserer Fahrt «gegen Cilli» fest. Man versucht auf seinem Gepäck zu sitzen, es ist zu kalt, man möchte Bewegung, dazu ist kein Platz, so treten wir auf dem gleichen Platze herum, um etwas Wärme in die

⁴ Die jugoslawische Armee hat Mitte Mai 1945 das Klagenfurter Becken besetzt, musste es aber nach wenigen Tagen auf britischen Einspruch hin wieder räumen (Kärnten gehörte zur britischen Besetzungszone in Österreich). Wie nach dem Ersten Weltkrieg erhob Jugoslawien Gebietsansprüche gegenüber Österreich und forderte ausser einigen Grenzkorrekturen in der Steiermark (Radkersburg) vor allem Südkärnten (westlich Villach sogar über die Abstimmungszonen von 1920 hinaus; vgl. die Skizze in Keesing's Archiv der Gegenwart, Jg. 15, S. 598). Während der sowjetische Delegierte im Rat der stellvertretenden Aussenminister für die Vorbereitung eines Friedensvertrages mit Deutschland und eines Staatsvertrages mit Österreich auf den Londoner Konferenzen im Januar/Februar 1947, April/Mai 1948 und Februar/März 1949 die jugoslawischen Forderungen als gerechtfertigt unterstützte, wiesen die Westmächte, insbesondere die Vereinigten Staaten, auch die auf das Gebiet südlich der Drau reduzierten Ansprüche und den jugoslawischen Kompromissvorschlag über Einrichtung einer Gebietsautonomie entschieden zurück. Der Aussenministerrat beschloss in seiner Konferenz vom 3. 5. bis 20.6.1949 in Paris, dass die Grenzen Österreichs vom 1. Januar 1938 beibehalten werden. (Vgl. hierzu die zahlreichen Meldungen in Keesing's Archiv, insbesondere S.228C, 236 D, 701 E, 978 C, 980 H, 985 H, 1015 E, 1016 B, 1480 E, 1489 A, 1852 F, 1978 C, 1984 B und 1993 H.)

Glieder zu bekommen. Mittags steht der Zug 4 Stunden lang in der Nähe von Laibach, ausserhalb der Station, die Wagen werden geöffnet, wir dürfen ein wenig an die Luft gehen, aber nicht vom Wagen weg. Abends kommen wir nach Assling. Werden wir weiterfahren? Über die Grenze? Jeder wünscht dies, dass wäre schön! Noch 1 km bis zum Tunnel, dann durchs Loch – und drüben wären wir. Aber: Aussteigen! Ins Lager!

Wir «Ausgelagerte» helfen den anderen Gepäck tragen, wie wir es auch schon in Marburg vom Lager zur Bahn taten. Wir haben an unserem eigenen keine Last und können anderen leicht beistehen; dass wir sie nicht kennen, sie vorher nie gesehen haben, stört uns nicht, jetzt zählen sie zu unseren Leidensgenossen, also heisst es zusammenhalten, helfen, wo man kann, ist gleich, wem. So kommen wir auseinander unter diese anderen, verschieden zusammengewürfelten Menschen, nur der Verwalter [und ich] trennen uns nicht mehr und wollen darauf achten, dass wir beisammenbleiben, so lange es nur irgend möglich sein werde. Hier in diesem Lager beziehen wir eine kleine Baracke, eigentlich ein verhältnismässig gutes, nicht kleines Zimmer (etwa 7x7 Meter); aber an den Wänden entlang einstöckige Betten, dicht gedrängt Bett an Bett, ohne Zwischenraum, man muss über das Fussende hinaufklettern in den ersten Stock oder unten hineinkriechen, wie in ein Loch; gut gefüllte Strohsäcke sind auf den Betten, Decke hat jedermann mit sich. Da liegen wir nun: Männer, Kinder, Frauen, Mädli, Burschen, wie Kraut und Rüben durcheinander, vielfach Leute, die sich im Leben noch nie gesehen hatten, dreissig Personen oder mehr, Kaufleute, Beamte, Geistliche, Besitzer, Schul- und Wiegenkinder, Greise und Greisinnen im Silberhaar, blühende Jugend, Wohlgenährte von daheim, Ausgehungerte aus Lagern, Deutsche, Slawen, – ausgeplündert, verbannt, im Namen der Freiheit jeder Freiheit beraubt, alle friedlich nebeneinander, einig im gemeinsamen Unglück.

In den oberen Betten liegen wir, zu meiner Rechten der Verwalter, zur Linken ein Fräulein aus Gonobitz, ihre Eltern, bisher Besitzer einer grossen Schuh- und Lederhandlung, im Paterre zu unseren Füüssen in querstehenden Betten.

All diese Menschen waren vor acht Tagen noch in ihrem eigenen Heim, ausgenommen zwei Mann au» dem Lager Tüchern, der Verwalter und ich. Darum gehen auch die Ansichten auseinander. Diese Leute wissen noch nichts von Lagern und allem, was damit zusammenhängt, sie haben auch noch allerhand Geniessbares von daheim bei sich. Sie kritisieren über die Baracke – wir sind hoch zufrieden; sie schimpfen über die Kost – wir loben sie, sie ist genügend, ist geniessbar, auch Brot bekommen wir täglich (Maisbrot); wir fühlen uns nicht schlecht hier – die aber von daheim kommen, die sind anderer Meinung; wir finden dies sehr begreiflich. Mögen sie nie in die Lage kommen, lernen zu müssen, was wir gelernt haben!

Nach einer kurzen Beschreibung der Unterkunft und der Wiedergabe von Erzählungen über die Internierungslager Tüchern und Stertal⁵ fährt der Vf. fort:

⁵ s. die Berichte Nr. 70–72.

In einer anderen Baracke drüben sind Gottscheer, die ganze Baracke nur solche. Sie waren vor acht oder vierzehn Tagen noch daheim, wurden von dort eines Tages abgeholt, mit einem Handgepäck mussten sie ihr Heim verlassen. Sie sagen, sie wüssten nicht, warum. Darüber kann ich ihnen Aufklärung geben, der Grund steht unzweifelhaft fest: Sie sind Gottscheer, das genügt: Dass sie im Jahre 1941 nicht umgesiedelt sind, ist keine Rechtfertigung. Mehrmals gehe ich auf Besuch zu ihnen. Einmal komme ich nach dem Mittagessen und sehe auf dem Tische noch einige Portionen unberührt stehen, frage nach dem Grund. Sie klagen, dass sie diese Kost hier nicht essen können, sie sei zu schlecht. Darauf erwidere ich: «Glaub schon, Ihr seid vor kurzem noch daheim gewesen und habt Euch Euer Essen selbst bereitet, habt auch noch einiges Geniessbares bei Euch, Ihr wisset weder was von Lagerkost, noch was Hunger ist. Wir, die wir seit Monaten in Lagern sind, sättigen uns gerne mit dieser Kost, gegenüber dem, was wir in anderen Lagern (z.B. Gurkfeld) hatten, kommt uns das hier vor wie ein Hochzeitsessen.» Das begreifen die guten Leute nicht, besser gesagt: noch nicht! Denn nach einem halben Jahre sagt mir eine von diesen Frauen im Lager Kellerberg: «Sie haben im Winter die Kost in Assling als Hochzeitsessen bezeichnet, wir konnten Sie damals nicht verstehen, aber heute – ja, wenn wir solche Verpflegung hätten!»

Durch den Berg:

Von diesem Lager aus sollen wir über die Grenze befördert werden. Von den Gottscheern in der Baracke drüben werden hie und da einmal 10-12 hinüberschickt; dort werden sie nicht angenommen, da sie sagen, sie seien jugoslawische Staatsbürger, man nimmt nur Österreicher an; abends kommen sie wieder zurück, mit Ausnahme derer, die sich am dortigen Bahnhof vom Transport wegschwindeln und ins Land hineinmarschieren (jedesmal 2–3). Jetzt will man es anders versuchen: Ein Österreicher und ein Engländer kommen herüber, sie werden hier im Lager feststellen, wer hinüberfahren könne, wer nicht. Vorgenommen werden alle, die aus Marburg gekommen sind, die Gottscheer, die schon einmal zurückgeschickt wurden, nicht.

Wir warten auf dem Platze vor der Kanzleibaracke. Scheinbar geht es drinnen nicht glatt. Die herauskommen, können einige weiter, andere nicht. Da kommt ein Partisan heraus und sagt: «Wer ein Interesse daran hat, nach Österreich zu kommen, soll drinnen sagen, er sei Österreicher. Wer hierbleibt, darf nicht glauben, dass er freikommen werde!» Erfolg: fast alle geben sich als Österreicher aus, rund 240 Personen dürfen über die Grenze, in Wirklichkeit sind wir 18 Österreicher. Wer hinüber darf, muss noch zum englischen Arzt, der auch herübergekommen ist. Meine Brust ist seit einigen Tagen voll von roten Flecken, ich spüre ein ähnliches Beissen wie in Melje von den Filzläusen. Da ich aber keine Lebewesen sehen kann, weiss ich nicht, sind es Läuse oder sind es Flöhe. Der Arzt schaut die Flecken an und sagt nur «hm!», weiter nichts. Er macht ein Zeichen auf die Karte, die ich soeben bekommen habe. Am Nachmittag werden alle in eine grosse Baracke gerufen, dort wird erklärt, wer jugoslawisches Geld habe, müsse es hier eintauschen, gewechselt wird es wie im vergangenen Juni, nämlich 100 RM = 60 Din.

Die von daheim gekommen sind, haben Geld, wir aus den Lagern keines, wir haben hier nichts zu tun.

Tags darauf, Samstag, am 12.1., um 9 Uhr zur Bahnstrecke hinauf (nicht zur Station). Dort wird jeder einzeln aufgerufen, er darf in den Viehwagen einsteigen.

Einer jungen Frau fällt der Abschied schwer. Sie ist Österreicherin, hat während des Krieges dort einen Slowenen geheiratet; sie muss fort, der Mann muss bleiben, mit ihm das wenige Monate alte Kind!

Diese Frau ausgenommen, glaube ich, ist von uns 240 Personen – auch die, die erst von daheim gekommen sind – noch niemand jemals im Leben so gerne in einen Personen- oder Schnell- oder Luxuszug eingestiegen wie heute hier in den Viehwagen. Den älteren, die nicht hinaufsteigen können, helfen die anderen mit freudiger Begeisterung.

Die Lokomotive zieht fauchend an, der Wagen bewegt sich, wir fahren – herrlich! Ein km bis zum [Tunnel-] Loch, einige km (8 oder 10) im Finstern; die Gedanken überstürzen sich, einer ist vorherrschend und kehrt immer wieder: Endlich heraus aus diesem Lande – nie mehr zurück! Sobald wir das Tageslicht wieder erblicken, atmet jeder auf, auch die, die bis Ende des Jahres noch in ihrem Heim sein konnten, die vor wenigen Wochen noch keine Ahnung hatten, dass sie heimatlos werden sollen.

Das Gefühl, heraus zu sein, ist ein Erlebnis, ist «nicht zu beschreiben; frei, endlich frei!

Hier sind einige Formalitäten mitzumachen, es handelt sich hauptsächlich um Papiere und um Geld; beides geht mich nichts an, ich habe weder das, noch jenes. Mittags bekommen wir eine warme Suppe und ein Stückchen Brot, beides wird dankbar angenommen. Jeder will Nachricht weitergeben, schreibt eine Karte oder einen Brief, manche geben Drahtnachricht. Ich schreibe einen Brief nach Wörgl, er ist leider nie angekommen; es würde mich heute sehr interessieren, was ich damals in der ersten Stunde schrieb bzw. wie ich mich ausdrückte. Ich weiss nur, dass das Wort «durchgekommen» den grössten Jubel enthielt. Auch die bange Frage war drin, ob die Kiste, die ich im Herbst 1944 abgeschickt hatte, noch existiere. Warum die Frage nach jener Kiste wichtig war? An einer Kiste kann doch nicht gar so viel gelegen sein. Und doch! Das war jetzt für mich geradezu eine Schicksalsfrage. Von allem, was ich jemals besessen, hatte ich jetzt noch: die Brille, den Rosenkranz, einen Band des Breviers, ein Rasiermesser, eine Zahnbürste und das Verzeichnis von bestellten, aber noch nicht gelesenen Messen (das Geld dafür natürlich nicht mehr). Ausser diesen Sachen nur noch Schuhe und Kleidung, die ich am Leibe hatte, die schon unbrauchbar geworden waren. Die Wäsche war nicht besser, sie war nicht mehr von meiner ehemaligen, wie auch die Feuerwehrkappe nicht von meinem Eigentum stammte, ebensowenig die anderen Kleinigkeiten, die ich wieder beisammen hatte. Jene Kiste war von überragender Bedeutung, war doch darinnen ein Anzug, ein Winterrock, ein Talar, Schuhe und dreifache Wäsche neben einzelnen anderen Sachen; für meine damalige Lage ein wahres Vermögen, jedenfalls die Rettung aus grösster Not!...

Am Nachmittag kommen Lastautos, wir werden noch mit Insektenpulver eingestäubt, ich bitte um recht gründliches Anblasen, weil ich glaube irgendwelche Mitbewohner zu haben; dann fahren wir weiter, das «Wohin» kränkt uns nicht mehr, wie früher einmal, das ist jetzt ganz gleich, von der Grenze weiter weg geht es, das genügt uns und macht uns froh. Wir kommen nach Fürnitz bei Villach ins Quarantänelager. Auch hier Einstäubung, ich bitte nochmals um Gründlichkeit; es ist aber überflüssig, denn der Arzt gibt mir eine Salbe, an der ich erkenne, dass mein Judeen und meine roten Flecken wieder Krätzen sind, nur etwas anderer Art als in Gurkfeld. Jetzt in die Baracken, die sind geräumig, bequem und rein. Der Verwalter und ich verstauen uns in einer Ecke, wieder in die oberen Betten der einstöckigen Gestelle. Strohsäcke sind da oder, wie es in meinem Bett der Fall ist, viel Holzwolle. Darüber breite ich eine Decke (zwei solche wurden jedem zur Verfügung gestellt), die anderen zwei habe ich zum Zudecken. Etwas Brennholz bekommen wir, mehr wird sofort «organisiert», der Ofen wird fest gebeizt, es ist ganz annehmbar herinnen. Zwei lange Tische haben wir da und Bänke dabei, 40–50 einstöckige Betten und zwei eiserne Öfen. Zwischen Betten, Tischen und Bänken Platz genug, man kann sich frei bewegen; alles ist besetzt, und doch macht unsere Wohnung nicht den Eindruck, überfüllt zu sein. Die Bewohnerschaft ist das bunte Gemisch wie in Assling, nur haben wir hier keine kleinen Kinder, diese Familien sind zufällig im Raume nebenan.

Die Verpflegung ist schwächer als in Assling, aber etwas besser zubereitet, das Brot ist weiss, leider nicht viel, was wir bekommen. Zufriedene und Unzufriedene sind unter uns, wie im Grenzlager drüben, natürlich, es kann auch nicht anders sein. Ein Bahnbeamter, der im Lager Tüchern war, sagt nach acht Tagen, dass er sich hier erhole, obwohl er eigentlich nie satt sei. Eine Frau widerspricht ihm und meint, es sei doch nicht möglich, sich bei dieser Kost zu erholen, sie gibt aber gleichzeitig zu, dass er jetzt viel munterer aussehe als drüben. Wir erklären ihr, dass das Bewusstsein, da heraus zu sein, trotz dieser Kost, die im Vergleich zu dem, was wir monatelang hatten, noch immer gut und reichlich zu bezeichnen ist, uns aufleben lasse und uns wirklich Erholung ist, da doch endlich einmal der halbwüchsige Bursche (16–17jährig) mit seiner Maschinenpistole nicht mehr hinter uns ist. Bisher waren wir gewohnt, dass solche am Stacheldraht um uns her waren und auch, wenn man einmal einen Weg aus der Umzäunung hinaus machen durfte oder machen musste, immer solche Begleitung hinter uns war. Ständig solche um uns und hinter uns zu wissen, denen das Zünglein an der MPI sehr locker sass und die scheinbar selbst nicht wussten, wann es losging, ist ein unheimliches Gefühl, das dem Menschen nicht Ruhe lässt, auch wenn man gerade nicht daran denken will. Dieses Gefühl einmal los zu sein, lässt uns aufatmen und ist uns Erholung, auch wenn wir uns nicht sattessen können.

Im Grenzlager in Assling waren alle die noch geblieben, die diesseits der Grenze nicht angenommen wurden, die also nicht mit uns herüberkonnten, darunter auch die Gottscheer, die erst von daheim vertrieben worden sind. Am 12. Jänner, gegen Abend (am Morgen waren wir von dort weggefahren) mussten diese Leute all ihr Gepäck neh-

men und aus dem Lager gehen, wohin wurde ihnen nicht gesagt. Man führte sie den steilen Berg hinan, höher oben mussten sie im Schnee waten, für ältere und besonders für kränkliche Leute schwer; bald liess der, bald jener ein Gepäckstück zurtück, da es zu beschwerlich wurde, vereinzelt blieben auch Leute auf dem Wege, da sie nicht mehr weiterkonnten. Der ganze Zug wurde über die Berge geführt, durch die Nacht und den Tag, bis sie über der österreichischen Grenze waren; nachdem sie schon wieder von der Grenze weg waren, wurde ihnen noch nachgeschossen. Sie kamen am dritten Tage nach uns in unser Lager her.

Als ich versuchte, wieder selber zu waschen, erbarmte sich eine ältere Frau und übernahm meine Wäsche, eine andere übernahm die Näharbeiten, da sie sah, wie ich mich mit dem Flicker plagte. Dieses war immer notwendig, sonst wäre meine Hose ganz auseinandergegangen. Diese ist überhaupt ein Prachtstück, reif für ein Museum, aber ich gebe sie nicht her!

In der Baracke waren wir alle wahllos durcheinandergewürfelt, ausser dem Verwalter und mir, die wir unserem Vorsatz gemäss planmässig Nachbarn geblieben sind. In der Nacht war wenig Ruhe, manchmal bis 2-3 Uhr früh; besonders ein Mann (der C.) fiel auf, dass er sich scheinbar nie zur Ruhe begeben konnte, einige äusserten sich schon sehr abfällig darüber. Er war eine Art Nachtvogel, seine Moralbegriffe scheinen in den langen Lagermonaten gelitten zu haben. Doch hatte seine Nachtschwärmerei das eine Gute, dass er dabei auch immer fest einheizte, so dass uns nicht kalt wurde. Er hatte ein besonderes Talent, Brennholz zu organisieren, er wusste immer solches herbeizuschaffen, bei Tag und bei Nacht.

Da war auch eine Frau Professor, eine Englischlehrerin slowenischer Herkunft, bei der wir Englisch lernten, d.h. diejenigen, die sich dafür interessierten, kamen in einer Baracke zusammen zu diesem Unterricht. Einige Grundbegriffe erlernten wir. Da sie öfter davon sprach, dass es diejenigen, die im Lager bleiben, besser haben würden als die anderen, die ins Leben hinausgehen, weil sie nämlich hier von der UNRRA versorgt würden, während die anderen Mangel an Arbeit und somit an allem haben würden, stellte ich mich einmal ganz energisch gegen diese Ansicht und legte dar, dass wir doch endlich wieder einmal in eine geregelte Beschäftigung hinaus möchten, dass wir unser eigenes Brot essen möchten, auch wenn es schlechter und weniger wäre als dies hier. Wir reflektieren nicht auf Gnadenbrot, wir wollen selber verdienen; mit einem Mangel an Arbeit brauche man nach solchen Vernichtungen nicht so bald zu rechnen usw. Alle Anwesenden gaben mir recht, denn jeder wollte lieber sein Essen verdienen, als hier in den Baracken umeinanderhocken ...

Wir wurden auch wiederholt geimpft. Zweimal in diesen 14 Tagen gelang es mir auch zu baden, was besonders wohlthat. Im ganzen und grossen war die Ordnung in diesem Lager nicht schlecht, obwohl wir hier zum erstenmal zu spüren bekamen, dass es ein Unterschied sei, einfach DP zu sein oder ein «volksdeutscher» DP. Der Lagerführer war ein Kroat, er sprach verhältnismässig gut deutsch, war nicht ungerecht; aber bei einiger Aufmerksamkeit bemerkte man leicht, dass er einen Unterschied machte zwischen Deutschen und Nicht-Deutschen. – Viel später erst erfuhr ich, dass dieser Unterschied offiziell von oben gewollt war.

Die aus den Gefangenenlagern und die erst vor 14 Tagen von ihrem Heim vertrieben worden sind, wussten sich gegenseitig gar manches zu erzählen. So erfuhren wir von letzteren auch, wie es bei sogenannten «Volksgerichten» der Partisanen zugegangen ist. Wollten die jemanden verderben, so streuten sie zuerst ein übles Gerede über denjenigen aus. Wenn dann dieses Gerücht unter den Leuten verbreitet war, verhafteten sie ihn und klagten ihn dessen an, was über ihn gesprochen wurde. Zeugen wurden einvernommen. Sprachen solche entlastend, also für die Unschuld des Angeklagten, so wurde dies nicht protokolliert, die Zeugen wurden davongejagt, oder man warf ihnen vor, sie steckten mit dem Angeklagten unter einer Decke; sprachen andere gegen den Beschuldigten, so wurde er verurteilt. Schauerliche, haarsträubende Dinge wurden aus den Lagern der vergangenen Monate erzählt. Die Zuhörer wunderten sich, das sei entsetzlich, das sei «nicht mehr menschlich», sei «bestialisch». Da sagt einer aus den Lagern: «Verzeihen Sie, meine Herrschaften, das kommt Ihnen natürlich unbegreiflich vor, Sie können das nicht fassen, Sie haben den Hass nicht gesehen, aber es ist nur allzu wahr. Nur sollten Sie nicht sagen, das sei nicht menschlich, es sei tierisch. Ich behaupte: Das ist nur menschlich, kann nur menschlich, aber nicht tierisch sein; denn kein noch so wildes Tier kann so grausam sein wie der Mensch! Das wilde Tier zerreisst Sie im schlimmsten Fall und frisst Sie auf, aber es wird Sie nicht planmässig mit bewusster Grausamkeit durch längere Zeit quälen. Man hörte und las in den letzten Jahren öfter von einer ‚Umwertung der Begriffe‘. Hier, glaube ich, wäre die erste Umwertung vorzunehmen, man müsste die Begriffe ‚bestialisch‘ und ‚menschlich‘ vertauschen; denn der ärgste und grausamste Feind der Menschen ist nicht die Bestie, sondern der Mensch!»

Nach einer kurzen Schilderung der Regelung seiner persönlichen Verhältnisse berichtet der Vf. über die Zustände in einigen Flüchtlingslagern in Österreich während des Jahres 1946 und beschreibt abschliessend die allgemeine Lage der geflüchteten und aus Jugoslawien vertriebenen Gottscheer.

Befragungsbericht nach Aussagen des Franz Schiffer aus Laibach (Ljubljana) in Slowenien.

Abchrift (vom Berichterstatter ergänzt und bestätigt), 9. Juli 1953, 6 Seiten, mschr.

Die Verhaftung der Laibacher Deutschen nach der Besetzung der Stadt durch die Partisanen bei Kriegsende; die Prozessführung gegen die verhafteten Deutschen; Verurteilung des Vfs. zu fünf Jahren Zwangsarbeit seine Ausreise nach Österreich Anfang 1952.

Ich hatte zusammen mit meinem Bruder ein Haus in Laibach, Mestni trg 19. Während mein Bruder im Zuge der Umsiedlung der Laibacher deutschen Volksgruppe nach Marburg a. d. Drau ging und seinen Hausanteil dem Deutschen Umsiedlungsbevollmächtigten übergab, konnte ich mich nicht zur Umsiedlung entschliessen¹. Ich war jedoch beim Umsiedlungsbevollmächtigten beschäftigt und später, als nach der italienischen Kapitulation Laibach unter deutsche Verwaltung kam, beim deutschen Platzkommando.

Die ersten Deutschen, die nicht umgesiedelt waren, verliessen am 6. Mai 1945 die Stadt, wurden aber am Loibl von Partisanen beschossen, wobei ein Herr Biskupski (eigentlich ein Russe, dessen Vater Direktor der Trifailer Kohlenbergwerksgesellschaft war) den Tod fand. Die deutschen Behörden verliessen die Stadt am 7. Mai, ebenso mehrere andere deutsche Familien. Die deutschen Truppen und slowenische Domobranen² hielten ihre Stellungen südlich der Stadt am Moor noch in der Nacht vom 8. zum 9. Mai. Es kam auch hier zu schweren Kämpfen, da die Deutschen die von Osten her über Orle und den Golovec in die Stadt vordringenden Partisanen von rückwärts angriffen. Als ich am Morgen des 9. Mai aus meinem am Stadtplatz gelegenen Haus blickte, sah ich am Schlossberg bereits die jugoslawische Fahne mit dem roten Sowjetstern. In der Nacht vom 8. auf 9. Mai sah ich hier am Schlossberg ein starkes Feuer mit mächtiger Rauchentwicklung. Die Deutschen hatten hier Akten verbrannt.

Die ersten jugoslawischen Patrouillen kamen in der Früh des 9. Mai nach Laibach. Es waren Partisanen in sehr zerlumpten Uniformen. Um ca. 10 Uhr traf eine gut ausgerüstete und gekleidete Division aus Unterkrain ein, ebenso Truppen, die unterdessen Triest eingenommen hatten. Sie wurden unter grossem Jubel der Bevölkerung begrüsst. Ich selbst bin am ersten Tag und auch später bis zu meiner Verhaftung nicht belästigt worden.

Vier Tage nach dem Einzug der Jugoslawen wurde ich mit meiner Frau und meinem Sohn Franz verhaftet. Diese Deutschenverhaftungen wurden immer nur in der Nacht nach 23 Uhr vorgenommen. Wir wurden zunächst ins Gefängnis des Gerichtsgebäudes

¹ Über die Umsiedlung der Deutschen aus Laibach und der Gottschee Ende 1941 s. Bericht Nr. 1.

² Landwehr.

gebracht, wo sich im 2. Stockwerk allmählich die letzten Reste des Laibacher Deutschtums einfanden. Ob sonst jemand von den Laibacher Deutschen vor einer Verhaftung auf der Strasse oder sonstwo angegriffen und belästigt wurde, weiss ich nicht. Wohl aber wurde der Besitzer des Schlosses Freudental bei Oberlaibach, Herr Galle, von den Partisanen schwer verprügelt und musste nach Laibach ins Spital gebracht werden, wo er verbunden wurde. Er musste dann von seinem Besitz weg und lebte bis zu seiner Ausweisung in Oberkrain.

Von den Laibacher Deutschen wurden wohl so gut wie alle verhaftet. Es dürften nur ganz wenige verschont geblieben sein. Wir wurden zuerst der OZNA übergeben, die der deutschen Gestapo entspricht. Hier im Gericht wurde ich nur einmal ganz oberflächlich von einem Partisanenoffizier verhört. Ich wurde lediglich gefragt, ob ich Deutscher sei, meine Kinder in die deutsche Schule geschickt habe und ob ich Mitglied des Kulturbundes war.

Im Juni wurden wir in der Nacht aufgeweckt und mussten unter starker Bewachung in die Bunker übersiedeln, die die Deutschen seinerzeit für die Partisanen am Poljanski nasip (hinter der alten Zuckerfabrik) gebaut hatten. Wir waren ca. 100 Personen. Dort kamen wir zu 20 in einen kleinen Bunker. Die Hälfte des Raumes nahm eine Pritsche ein, auf der etwa 10 Personen liegen konnten. Die anderen mussten am Boden des feuchten, unter der Erde gebauten Raumes liegen. Luft bekamen wir nur durch ein ganz kleines Fenster hoch oben an der Decke. Die ganze Nacht und tagsüber musste dagegen Licht brennen. Ich blieb hier einen Monat. Der evangelische Pfarrer M. Schaffer war hier zwei Monate, holte sich eine schwere Rippenfellentzündung, an deren Folgen er dann starb. Im Juli kamen wir wieder ins Gefängnis ober den Bunkern und am 17. August wieder in das Gerichtsgefängnis.

Nun begannen die einzelnen Prozesse. Die früheren Prozesse wurden von der OZNA durchgeführt, vor ad hoc zusammengestellten «Gerichtshöfen». Es waren reine Kriegserichtsurteile. Sie haben aber mildere Urteile zufolge gehabt als später. Für die Zugehörigkeit zum Kulturbund wurden nur 6 Monate gegeben. Nach dem 24. August trat ein neues Gesetz in Kraft, auf Grund dessen für die Zugehörigkeit zu «faschistischen Organisationen» 1 bis 5 Jahre Zwangsarbeit ausgesprochen wurden. Auch wurden die Urteile jetzt von Berufsrichtern ausgesprochen, denen Laien als Beisitzer beigegeben wurden, sogenannte Volksgerichtshöfe³.

Im September kam ein Gesetz heraus, dass die Beschlagnahme des deutschen Besitzes bzw. des Besitzes jugoslawischer Staatsbürger deutscher Nation verfügte⁴. Mein Prozess fand im Oktober statt. Als Berufsrichter fungierte ein gewisser Bericevic, der

³ Gesetz vom 25. August 1945 über Straftaten gegen Volk und Staat, bestätigt und geändert durch Gesetz vom 9. Juli 1946, und Gesetz vom 26. August 1945 über die Organisation der Volksgerichte; s. Einleitende Darstellung, Anlagen.

⁴ Die allgemeine Enteignung der Volksdeutschen wurde schon durch den Beschluss des AVNOJ vom 21. November 1944 über den Übergang von Feindvermögen in das Eigentum des Staates, die staatliche Verwaltung des Vermögens abwesender Personen usw. Art. 1 Pkt. 2 verfügt (veröffentlicht und in Kraft getreten am

von den Deutschen nach Dachau gebracht worden war. Als Beisitzer waren ein Mann und eine Frau anwesend, ferner der öffentliche Ankläger und eine Schreiberin. Der ganze Prozess dauerte nur 10 Minuten. Es gab kein Zeugenverhör oder sonst eine Verteidigung. Ich wurde zum Höchstmass von 5 Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Begründung: ich sei Mitglied des Kulturbundes gewesen und mit dessen Obmann Ing. Tönnies befreundet. (Er war nämlich zufällig mein Schulkamerad, sonst nichts.) Die Verurteilungen waren ganz willkürlich. Fünf Jahre erhielt m. W. nur noch der Bankbeamte Mallner, der aber seine Strafe nicht abzusetzen brauchte, sondern ausgewiesen wurde. Der Glasfabrikant Abel bekam 3½ Jahre, die er zum grössten Teil absass. Der Uhrmacher und Juwelier H. Somnitz wurde zu einem Jahre verurteilt, ferner zum Verfall des Geschäftes, in dem sich noch wertvolle Waren befanden. – Das Haus konnte er merkwürdigerweise behalten; da er aber später ohnehin ausgewiesen wurde, war es gleichgültig. Er wurde nach dem Jahre nicht gleich freigelassen, sondern blieb noch einige Monate verhaftet. – Mein Sohn erhielt 6 Monate, von denen er drei eingesperrt blieb. Er wurde auch zum Verlust der jugoslawischen Staatsangehörigkeit verurteilt, ich dagegen nicht. Meine Frau wurde freigesprochen. Der Staatsanwalt hat dagegen rekurriert. – Interessant ist die Begründung des Freispruchs bzw. der Bestätigung desselben durch den Obersten Gerichtshof. Es heisst dort, dass die Verurteilungen durch die OZNA auf Grund von Aussagen von Leuten geschehen sind, «ki po vecini niso verodostojni» (die in ihrer Mehrheit nicht glaubwürdig sind). Todesurteile gegen Deutsche sind m. W. in Laibach selbst keine erflossen (Slowenen wurden viele erschossen). Dagegen wurde hier der in Cilli zum Tode verurteilte Rechtsanwalt Dr. Franz Schley hingerichtet, ebenso deutsche Generale (Kübler) sowie der Kärntner Gauleiter Rainer nach einem Schauprozess⁵.

Ich vermute, dass die willkürliche Bemessung der Strafen von der Höhe des zu beschlagnahmenden Vermögens abhing. Der Staatsanwalt hat bei mir auch Landesverweisung beantragt, die aber nicht ausgesprochen wurde. Gegen das Urteil habe ich rekurriert, doch wurde die Beschwerde abgewiesen; im Dezember wurde es rechtskräftig. Meine Frau wurde am 28. November freigesprochen, im Jänner war sie noch in der Gewalt der OZNA und wurde erst am 2. Februar ausgewiesen. Trotz Intervention wurde

6. Februar 1945, ergänzt durch Ausnahmebestimmungen in der am 8. Juni veröffentlichten Auslegung von Art. 1 Pkt. 2, bestätigt und geändert durch Gesetz vom 31. Juli 1946; 8. Einleitende Darstellung, Anlagen); über das Verfahren der Enteignung bestimmte das Gesetz vom 9. Juni 1945 über die Konfiskation und die Durchführung der Konfiskation (Slusbeni list 1/1945, Nr. 40, Pos. 359), insbesondere Art. 30, und die Auslegung des Gesetzes vom 3. August 1945 (Sh list, Nr. 56, Pos. 531), insbesondere Pkt. g zu Art. 6.

⁵ In dem Prozess gegen den ehemaligen Gauleiter von Kärnten, Dr. Friedrich Rainer, vor einem Militärgericht in Laibach sind im Juli 1947 insgesamt 12 deutsche und ein jugoslawischer Staatsbürger zum Tode verurteilt worden (vgl. Keesing's Archiv der Gegenwart, Jg. 16/17, S. 1148 H).

meinem Sohn nie eine schriftliche Bestätigung darüber ausgefolgt, dass ihm die Staatsbürgerschaft aberkannt wurde⁶.

Ich habe meine fünf Jahre auf Jahr und Tag genau abgesehen. Zuerst kam ich ins KZ nach Gottschee. Hier habe ich als Magazineur Dienst geleistet, später wurde ich davon befreit, da wir genügend jüngere Kräfte hatten. Im Mai 1946 kam eine Kommission nach Gottschee, die die Urteile überprüfen sollte und Beschwerden entgegennahm. Der Vorsitzende derselben war der als Blutrichter bekannte Richter, der mich verurteilt hatte. Meine Bitte, mich auszuweisen und zu meiner Familie zu schicken, wurde abgelehnt. Wir waren hier ca. 600 im Lager, darunter auch viele Italiener. Nach einem Jahr kam ich nach Tüchern bei Cilli ins KZ. Hier mussten wir Besen binden. Ansonsten war es hier nicht schlecht. Nach weiteren 6 Monaten wurden wir ins Gerichtsgefängnis nach Marburg überstellt, wo ich bis zum Schluss blieb und Säcke kleben musste.

Als ich entlassen wurde, hoffte ich zu meiner Familie entlassen zu werden. Stattdessen wurde ich nach Laibach, Mestni trg 19 geschickt. Natürlich war mein Haus von Partisanen besetzt. Zufällig war meine alte Köchin noch im Haus, bei der ich ein Unterkommen fand. Ich erhielt, da ich arbeitsunfähig war, eine soziale Unterstützung von Din 1'200. Mein erstes Gesuch um Ausreise nach Österreich zur Familie wurde abgelehnt. Erst 1½ Jahre später wurde mir ein Interimspass ausgestellt. Es besteht nämlich eine Verordnung, dass, wer mehr als ein Jahr verurteilt war, keinen Pass erhält. – Nachdem zwei Gesuche um die Ausreise abgewiesen wurden, da ich ja durch das Urteil auch meiner Staatsbürgerrechte für 5 Jahre verlustig erklärt wurde, erfuhr ich von meinem Sohne in Graz, dass Deutsche aus dem Lande gelassen würden, wenn sie in Belgrad um die Entlassung aus der jugoslawischen Staatsbürgerschaft bäten. Ich reichte im Wege des ehemaligen Magistrates (jetzt: Mestni ljudski odbor) ein entsprechendes Ansuchen ein, welches mir nach einem Jahre Wartezeit im Jänner 52 positiv erledigt wurde. Dafür musste ich die Taxe von Din 1'500 bezahlen. Einen Monat später betrug diese schon Din 13'000, welcher Betrag von Leuten verlangt wird, denen alle Habe bis zum Letzten weggeplündert wurde. Mir hat man sogar die Rückgabe meines Bettes verweigert⁷. – In Laibach sind heute noch zwei Volksdeutsche in Stellung, ferner leben unten noch einige mit Slowenen verheiratete deutsche Frauen.

⁶ Zu den Strafen 8. die Art. 4ff. des Gesetzes über Straftaten gegen Volk und Staat und das Gesetz vom 5. Juli 1945 über die Strafarten, bestätigt und geändert durch Gesetz vom 14. August 1946 (Sl. list 1/1945, Nr. 48, Pos. 436 und 11/1946, Nr. 66, Pos. 473).

⁷ Über die Modalitäten der Entlassung aus der jugoslawischen Staatsangehörigkeit und der seit 1950/51 für Volksdeutsche möglichen Ausreise s. die Art. 19–21 des Gesetzes vom 23. August 1945 über die Staatsangehörigkeit, die Art. 45 ff. der Durchführungsverordnung vom 25. November 1946 (Einleitende Darstellung, Anlagen) und die Berichte Nr. 77, Anm. 4, S. 595f., Nr. 80, S. 615f., Nr. 81, S. 619f. und Nr. 82–84.

4. Die Lage der Volksdeutschen in Jugoslawien nach ihrer Entlassung aus der Internierung und bis zu ihrer Ausreise nach Deutschland.

Nr. 76

**Erlebnisbericht des Johann Wann aus Startschowa (Starčevo),
Bezirk Pantschowa (Pančevo) im Banat.**

Original, 12. Mai 1958, 6 Seiten, hschr.

Flucht des Vfs. aus der Internierung, sein Leben unter falschem Namen und als Madjare in Betschkerek und Pantschowa seit Anfang 1945; seine Lebensverhältnisse als Deutscher in der Zeit von 1948 bis 1958: Schulbesuch, Militärdienst (1951/52), Anstellung als Techniker in einer Flugzeugfabrik (seit 1954) und Aufstieg zum Gruppenleiter; Überwachung durch den Sicherheitsdienst und Behandlung als Staatsfeind.

Im ersten Teil seines Erlebnisberichtes¹ schildert der Vf. die Ereignisse in Startschowa nach dem Einzug der Partisanen, die Verhaftung und Erschiessung von volksdeutschen Männern in der Nacht zum 22. Oktober 1944 und wie er dabei als einziger mit dem Leben davonkam, wie er sich bis Weihnachten 1944 verborgen halten konnte, erneut verhaftet und wieder vor der Ermordung bewahrt wurde und schliesslich auch der Internierung entfliehen konnte.

Meine Flucht und auch das Verstedcenspiel hat noch kein Ende gemacht meiner Angst um das Leben. Als ich schon von den Bekannten einen falschen Ausweis bekommen habe, ging ich nach Alibunar, wo ich acht Tage verborgen war, und dann führte mich der Weg nach GroB-Betschkerek, mit der Meinung, dort werde ich grössere Ruhe haben: erstens bin ich dort unbekannt und in Gross-Betschkerek sind viel Ungarn, wo ich auch untertauchen kann, weil ich sehr gut ungarisch spreche. Meine Hoffnungen haben sich nicht erfüllt. Auch die ungarische Sprache und auch der falsche Ausweis haben mir nicht geholfen. Keine Wohnung, kein Essen habe ich bekommen, keinen einzigen Dinar habe ich gehabt. Das Beste, was ich tun konnte, war das Auftreten als Paketträger am Bahnhof. Auf diese Weise konnte ich mir mein Brot verdienen und fand auch eine Herberge im Gepäckraum. Nach zwei Wochen, als ich mich in der Stadt schon sicherer fühlte, ging ich eine Wohnung suchen und machte einen Versuch, eine Mittelschule zu besuchen. Wohnung habe ich nicht bekommen, weil ich noch nirgends angemeldet war, und in den Schulen wieder haben sie mich nicht aufgenommen, weil ich

¹ abgedruckt unter Nr. 35.

keine Unterlagen gehabt habe für eine regelrechte Aufnahme. Erst im Juli-August 1945 habe ich durch Bekannte eine Wohnung erhalten; besser gesagt, die Familie O. N. in der Berberski-Siedlung in Betschkerek haben mir ein Bett bei ihren Söhnen im Zimmer gegeben, wo ich unangemeldet wohnte bis Dezember 1945. Der Gepäckraum diente mir auch gut als Lesestube, wo ich fleissig lernte. Als ich dann bei der Familie O. eine richtige Stube fand, ging ich in die Mittelschule mit ungarischer Unterrichtssprache, damit ich dort mein Glück suche. Ich habe auch einen Professor in der Schule gefunden. Er ist ein alter Bekannter meines Vaters. Durch seine Vermittlung habe ich auch die vierte Klasse als Privatschüler abgelegt, am 20. August 1945. Es war damals schon bekannt, dass kein Deutscher eine Schule besuchen kann. Ich aber besuchte sie – als Ungar!

Titos Jugoslawien ist ohne Fachleute geblieben, was die Staatsverwaltung auf die Weise lösen wollte, dass sie neue Fachschulen errichtete, wo das Lehrtempo verdoppelt worden ist durch Vermeiden der Stunden, die nicht wichtig waren für das Fach. Für mich war es die einzige Möglichkeit, in der Fachschule meine Ausbildung zu beenden, schon darum, weil die Ausbildung statt vier nur zwei Jahre dauert und weil alle Schüler, auch ältere Leute, ohne Wahl aufgenommen worden sind. Für das zweite Schuljahr 1946, welches anfang am 1. Juni, suchten sie schon Geburtsscheine, Charakteristik von der heimatlichen Jugendleitung und ein Zeugnis über die Vermögensverhältnisse. Es waren lauter solche Unterlagen, die ich nicht beibringen konnte, weil ich alle aus Startschowa verlangen sollte. Mit Lügen, Ausreden und Versprechen war es mir möglich, eine längere Zeit das Übergeben der Unterlagen aufzuschieben. Ich meinte auf diese Weise auch die zweite Klasse zu beenden. Ich habe mich aber geirrt. Die Schulleitung hat selber aus Startschowa verlangt die notwendigen Zeugnisse. Die Gemeinde Startschowa wieder schickte der Schulleitung statt Geburtsschein meinen Totenschein mit dem Vermerk, dass ich als «Faschist» erschossen worden bin, und eine Bestätigung, dass das Vermögen des Svaba Stefan Wann enteignet ist. Als der Schulleiter mir alles vorlegte, gab er mir den Rat, ich soll die Schule sofort verlassen. Vor Angst, dass die Ortspartisanen aus Startschowa jetzt wissen meinen Aufenthaltsort, habe ich nicht nur die Schule, sondern auch Gross-Betschkerek verlassen.

Schon wieder hat das Elend angefangen, denn seit Dezember 1945 wohnte ich mit einem neuen Freund, Forrai Istvan aus Ivanovo bei Pantschowa, der für mich auch die Wohnung und Kost zahlte. Forrai (jetzt ist er Kommunist) hat mir 1'000 Dinar gegeben für den Weg, und so habe ich Abschied genommen von Gross-Betschkerek, ohne Abmeldung und wurde mit meinen 18 Jahren wieder Landstreicher, der alle Tage warten kann auf die Verhaftung, was bei mir der sichere Tod gewesen wäre.

Der Weg brachte mich zurück nach Pantschowa, wo mir der kurze Aufenthalt nur Schwierigkeiten brachte, denn der Organisator der Vernichtung der Deutschen in Startschowa, Lazar Zivulj, hat erfahren, dass ich in Pantschowa weile, und wollte meine Verhaftung durchführen. Nur seiner Aufsteigung im Amt kann ich es verdanken, dass er mich vergessen hat, denn nach kurzer Zeit wurde er für seine «aussergewöhnlichen Verdienste» (sicher für die organisierte Hinrichtung der Deutschen) dem jugosl. Diplo-

matenkörps; zugeteilt, wo er auch heute noch ist. (Wie ich erfahren habe, soll er z. Z. Sekretär sein bei der jugosl. Botschaft in Ägypten.)

Auch die Deutschen sind im Jahre 1948 aus den Lagern entlassen, was für mich eine Erleichterung war und eine Möglichkeit, zwischen ihnen unterzutauchen. So bin ich auch nach Bar an ja gegangen, wohin viele Deutsche zur Zwangsarbeit verschleppt worden sind aus den Lagern Banats, Batschka und Slawonien.

Die Jahre 1948-1950 sind vergangen in der Erwartung einer Möglichkeit für das Auswandern nach Deutschland. Leider, alle Versuche sind misslungen. Mein Wille, etwas zu lernen, hat mich auch in den schwersten Stunden nicht verlassen. Die erste Möglichkeit wollte ich ausnutzen, als ich bei meiner Mutter einen Kirchentaufschein gesehen habe. Ich verlangte von der Leitung des Staatsgutes eine Bestätigung, dass auf dem Gute keine Jugendorganisation ist, und ging nach Esseg in die Fachschule, mein Gesuch persönlich zu übergeben. Ich wusste, als Deutscher kann ich keine Schule besuchen, und wieder versuchte ich es als Ungar. Der Schulleiter sah es an dem Taufschein, dass ich ein Deutscher bin. Auch ein Kirchentaufschein konnte nicht als Unterlage verwendet werden. Doch der Schulleiter überraschte mich: «Alles ist in bester Ordnung», sagte er. Den Grund seiner Hilfe weiss ich nicht. Vielleicht ist er auch ein Deutscher. Sein Name ist Mendier Adolf.

Für das jugoslawische Militär war ich nicht tot. Ich musste einrücken und war ein ganzes Jahr Soldat. Seit 1944 waren es meine ruhigsten Tage, wenn ich auch unter ständiger Aufsicht des Sicherheitsdienstes stand; und dann war ich ja nur einer unter vielen Menschen in grauer Uniform, denen der Geist der kommunistischen Ideologie beigebracht werden soll, damit er ein treuer und tüchtiger Kämpfer wird gegen den Kapitalismus und gegen den Faschismus, besser gesagt gegen mich selber und gegen die übergebliebenen Deutschen, denn immer sind wir als Kapitalisten und Faschisten tituliert worden. Am 20. Juni 1952 wurde ich entlassen.

Meine Frau war als Lehrerin im Pantschowaer Bezirk angestellt. Natürlich wollte ich auch eine Arbeit dort finden. Ich meinte, jetzt wird mich jeder in Ruhe lassen, da ich doch jugoslawischer Soldat war und ein junger, notwendig gebrauchter Fachmann bin. Richtig, niemand rührte mich an (ausser dass ich mich alsmal melden musste bei der UDB²), aber Arbeit fand ich auch nicht. Man sagte mir es einfach: «Solche Leute, wie du bist, brauchen wir nicht.» Acht Monate suchte ich eine Arbeit, und da fand ich sie in der Mühle in Pantschowa – als Hilfsarbeiter, mit einem kleineren Lohn als die Frauen, die in den Abteilungen die Maschinen reinigten. Als Svaba musste ich zufrieden sein. Erst im Jahre 1954 konnte ich eine Arbeit als Techniker bekommen. Und wie? Die Flugzeugfabrik in Pantschowa suchte Techniker. Auch ich meldete mich. Selbstverständlich fehlte aus meinem Lebenslauf jede Andeutung, dass ich Deutscher bin und dass meine Familienangehörigen erschossen worden sind. Wieder war alles in Ordnung, und ich konnte als Techniker arbeiten.

¹ Uprava drzavne bezbednosti (Amt für Staatssicherheit).

Doch meine Freude war kurz. In der Fabrik haben einige Serben aus Startschowa gearbeitet, denen ich gut bekannt war. Nach einer kurzen Zeit war ich für jeden schon der «Svaba». Niemand aus der Leitung sagte mir etwas, aber mit dem Lohn war seit dieser Zeit etwas nicht in Ordnung. Mit meinem Fleiss brachte ich es soweit, dass ich Gruppenleiter wurde; und was für Gruppenleiter! In meiner Gruppe waren Angestellte, die grössere Zahlung hatten als ich! Der Mai 1956 brachte dann eine schlechte Zeit für mich. Die Fabriksabteilung der UDB «interessierte» sich für meinen Fall. Wieder war ich verdächtig: Ich habe mich als Deutscher in die Fabrik eingeschlichen, ich wollte Sabotageaktionen organisieren usw. Tag für Tag musste ich zum Verhör. Im Dezember 1956 musste ich die Fabrik verlassen.

Auch weiterhin habe ich keine Ruhe mehr gefunden. Immer nachts musste ich zu Verhören in die UDB, d.h. dass ich seit Mai 1956 faktisch interniert war. Ich war ja ständig überwacht, aber die Zeit von 1956 bis 1. Februar 1958 war ausser Überwachung noch ein Kampf um die Nerven. Als sie schon meinten, meinen Willen gebrochen zu haben, kamen sie mit der waren Farbe heraus: Ich bin ein Feind des Serben, was nicht nur der Sicherheitsdienst weiss, sondern auch alle Feinde in Pantschowa, und als solcher könnte ich für den Sicherheitsdienst (UDB) arbeiten, da doch alle Feinde des Staates in Pantschowa zu mir grosses Vertrauen haben. – Solche und ähnliche Vorschläge konnte ich unzählig anhören. Auch Drohungen und Grobheiten waren auf der Tagesordnung. Ich verweigerte, jeden Vorschlag auszuführen, was für mich wieder neue Verhöre und Grobheiten gebracht hat.

Dieser Zustand dauerte bis am 1.2.1958, als ich meinen Reisepass für die Auswanderung in die Bundesrepublik Deutschland erledigt habe.

Nr. 77

Bericht des Dr. med. K. F. aus dem Bezirk Gross-Kikinda (Velika Kikinda) im Banat.
Abschrift (vom Vf. korrigiert und bestätigt), 10. Mai 1953, 33 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Die Entlassung der Volksdeutschen Internierten aus dem Lager Rudolfs- gnad bei seiner Auflösung im März 1948 und ihre Überführung an einen bestimmten Ort oder Arbeitsplatz mit dreijähriger Arbeitsverpflichtung; die Lebensverhältnisse der Arbeitsverpflichteten auf dem Staatsgut im Pantschowaer Ried.

*Nach einer ausführlichen Darstellung der Verhältnisse im Konzentrationslager Rudolfs-
gnad in der Zeit vom Aufbau des Lagers im Oktober 1945 bis zu seiner Auflösung im März 1948¹ be-
richtet der Vf. abschliessend:*

¹ abgedruckt unter Nr. 62.

Schon vor der Entlassung aus dem Lager hatte man darauf geachtet, die jüngeren männlichen Arbeitskräfte im Alter von 15-45 Jahren als Ersatz für die zu entlassenden deutschen Kriegsgefangenen, besonders aus den Gruben, zwangsweise auf drei Jahre für Grubenarbeitsdienst zu verpflichten².

Einfacher machte man es mit jenen Lagerleuten, die in die Landwirtschaft eingewiesen wurden. Man leitete sie, ohne dass sie gefragt wurden, transportweise (zu Hunderten und Tausenden) mit Volkspolizeibegleitung weiter nach dem angeordneten Bestimmungsort ohne Freiheit. Die volksdeutschen landwirtschaftlichen Arbeiter hatte man für die Pionierarbeit in den Kolchosen, für den Aufbau der Kolchosen vorgesehen und bestimmt.

Die eigentliche Auflösung des Lagers Rudolfsnad fällt in den Monat März 1948 und war bis Ende des Monats ziemlich durchgeführt. Man schickte die Leute in alle Windrichtungen. Die grössten Einweisungen erfolgten auf das Staatsgut «Belje» in der Baranja und das Staatsgut «Pantschowaer Ried» bei Belgrad. – Die verlassenen einsamen Alten und Kranken schickte man in das neugegründete Altersheim für Volksdeutsche nach Karlsdorf (Banat)³.

Die Kolchose im Pantschowaer Ried:

Für die Unterbringung der Menschen in den Kolchosen waren kaum Vorbereitungen getroffen. Die Baracken waren teilweise noch im Aufbau.

²¹ Die Entlassung aus dem Lager (amtlich: Arbeitssiedlung) und aus der Internierung geschah mit der Verpflichtung zu einem dreijährigen «Arbeitsvertrag» und der gleichzeitigen Einweisung an einen bestimmten Ort und Arbeitsplatz, die ohne besondere Bewilligung weder verlassen noch gewechselt werden durften; s. Einleitende Darstellung, Anlagen.

Ein Erlebnisbericht über dies Verfahren der Arbeitsverpflichtung und über die Arbeitsbedingungen in den Kohlenbergwerken Serbiens ist abgedruckt unter Nr. 78.

³ Über die Verhältnisse in den sog. Altersheimen s. Bericht Nr. 80.

Bei der Auflösung des Lagers Rudolfsnad wurden folgende Transporte zusammengestellt:

1. Transport: am 22. Februar 1948 mit 1850 Personen nach dem Staatsgut Belje in der Baranja (s. Bericht Nr. 79, S. 606, Anm. 2);
2. Transport: am 28. Februar mit 2'000 Personen nach dem Staatsgut Pančevo-Ried, Banat;
3. Transport: am 5. März mit 1'500 Personen nach Sremska Mitrovica, Syrmien;
4. Transport: am 7. März mit 1'500 Personen nach dem Kupferbergwerk Bor, Serbien;
5. Transport: am 10. März mit 1'200 Personen nach dem Kohlenbergwerk Ivanovo bei Zaječar, Serbien;
6. Transport: am 12. März mit 750 Personen – den Alten, Arbeitsunfähigen – in das Altersheim nach Karlsdorf im Banat;
7. Transport: am 16. März mit 620 Kindern – den verwaisten, elternlosen Kindern von 2-12 Jahren – nach dem Staatlichen Kinderheim in Zaječar, Serbien.

Der Rest der Lagerinsassen verblieb in Rudolfsnad und wurde dort endgültig angesiedelt, wo sich eine grosse staatliche Gärtnerei befand. (Nach einer Mitteilung von Lehrer Josef Kämmerer aus Futok zu seinem Bericht über die Lager Jarek und Kruševlje und die Auflösung des Lagers Rudolfsnad, abgedruckt in: Unsere verlorene Heimat Futok, hg. von Josef Klingler, Donauschwäbische Beiträge – Heft 27, Freilassung 1958, S. 252 ff.)

Statt der Volkspolizei war der Industriepolizist da. So arm wie die Lagerleute waren, notdürftig gekleidet, kamen sie in den Kolchosen an.

Im Pantschowaer Ried waren in der ersten Zeit die Unterbringung und die Wohnverhältnisse noch viel schlechter als im Lager Rudolfsnad selbst. Es gab Baracken, in welchen in einem einzigen Raum 300 Personen untergebracht waren – Winter wie Sommer, Kinder wie Erwachsene, Arbeiter wie Kranke. Es war kein Platz, im Raum sich umdrehen und bewegen zu können; von der Welt abgelegen, keine Wege, bei Regenwetter Dreck und Morast, an manchen Orten kein einziger Baum, unzureichende Aborte, hygienische Verhältnisse unter aller Kritik, viel schlechter als im Lager Rudolfsnad. Ärztliche Betreuung war kaum vorhanden.

Die erste Zeit gab es Kesselkost, allerdings besser als im Lager. Angesichts der besseren Ernährung erholte sich der Grossteil der geschwächten Vertriebenen, nur noch einzelne sind an den Folgen des Lagerlebens gestorben.

Wer arbeitsfähig war, musste auf die Arbeit gehen: Frührapport, Arbeitseinteilung, auf die Arbeit gehen – brigadeweise. Im Anfang kein wesentlicher Unterschied vom Lagerleben, bloss dass die Arbeiter etwas Bezahlung, Lebensmittelkarten sowie Textilkarten erhielten.

Die Bewegungsfreiheit war eingeschränkt. Von der versprochenen Gleichberechtigung war wenig zu sehen. Die Versprechungen, welche gemacht wurden, waren nichts anderes als leerer Vorwand, um die Kräfte bis zur höchsten Leistungsfähigkeit anzuspinnen und die Menschen als Arbeitsobjekte festzuhalten.

Aus dem früher freien, wohlhabenden, schaffenden Bauern ist ein Pionier-Kolchosarbeiter geworden unter erbärmlichen Verhältnissen, ein Schrittmacher für die «bessere Neuordnung»; die Deutschen standen unter dem Lebensstandard eines Knechtes oder einer Magd.

Wenn man im Hochsommer des Jahres 1948 bei brennender hoher Südsonne in dem weiten Ried fuhr, war der Acker leer, hier und da sah man eine bunte kleine Gruppe Arbeitender, bei näherer Betrachtung waren es Volksdeutsche, Frauen und Mädchen – die weiblichen Pioniere der Kolchosen, unter Leitung und Aufsicht eines des Lesens und Schreibens kaum kundigen Brigadiers, Frauen, die sich daran gewöhnt haben, 60–80 Kilogramm schwere Säcke auf der Schulter zu tragen.

Die Vertriebenen arbeiteten fleissig, um sich wieder Kleider besorgen zu können. Langsam lockerten sich die Fesseln, nach Jahren kamen einige zu einem Wohnzimmer oder einer Kollektivwohnung in einem Wohnhaus, und so langsam besserten sich auch die hygienischen Verhältnisse. Man versuchte, den Deutschen die Staatsbürgerschaft mit der Versprechung aufzuzwingen, dass sie sich dann frei bewegen und reisen können⁴.

⁴ Diese Darstellung der Lebens- und Arbeitsbedingungen für die Deutschen auf den Staatsgütern in der nördlich Belgrad gelegenen Donauniederung wird durch mehrere Erlebnisberichte bestä-

Die Männer und Frauen über 55 Jahre waren nach 2-3jähriger Arbeitszeit zu 80 Prozent arbeitsunfähig geworden. Da sie früher selbständig waren, waren sie nicht Mit-

tigt. Einige ergänzende Angaben enthält der Bericht der Berta Sohl aus Heideschütz (Hajdučica), Bezirk Werschetz (Vršac). Darin heisst es:

«Die Lager wurden mit der Zwangsarbeitsverpflichtung vertauscht. Frei wurden ja keine Volksdeutschen, mit Ausnahme solche, wo kein richtiges Lager bestand und die Leute bei Serben untergekommen waren. Dies war ein kleiner Bruchteil, wo dieses Glück hatten. Die meisten wurden auf Staatsgüter aufgeteilt ... Im Mai 1948 verliessen die letzten Lagerinsassen von Rudolfsgnad das Lager. Auf den Staatsgütern wurden sie zu 3 Jahren Zwangsarbeit verpflichtet. – Wo Männer und junge männliche Arbeitskräfte waren, die kamen auch schon im Dezember 1947 in Einzelfällen weg. – Auf den Staatsgütern ging es den gewesenen Internierten oft auch sehr schlecht. Sie waren dem Willen ihrer Vorgesetzten unterordnet und durften auch ihre Arbeitsstellen nicht wechseln. Der Lohn war für ihre Arbeitsleistung gering. Auch durften sie sich nur in einem gewissen Kreis mit Genehmigung der Vorgesetzten bewegen. Erst nach Ablauf der vorgeschriebenen Zwangsverpflichtung kam eine kleine Auflockerung. Es war nicht überall gleich. Es kam ganz auf die Einstellung der Vorgesetzten an. – In den Dörfern war es für Volksdeutsche leichter, weil sie mit den andersnationalen Völkern gemischt waren.

Meine Familie und ich kamen auf das Staatsgut «Jabucki rit» IX, Reon Beograd. 1'200 Menschen kamen in die unfertigen Baracken. Wir waren 300 Personen in einer Baracke mit nur zwei Ausgängen. Hier lag Mann oder Frau, Kind oder Greis, ob fremd oder die eigenen, alles lag auf Pritschen nebeneinander. Es gab auch hier keinen Tisch, Stuhl oder Schrank. Das Essen wurde auf den Pritschen eingenommen. Die Kleider musste man weiter in Säcke stopfen. Oben an der Decke hing alles voll, weil ja die Pritschen einstöckig waren und man kein Platz hatte für irgend etwas frei hinzustellen. – Wir bekamen Kesselkost. Bei jeder Lohnauszahlung wurde die Kost verrechnet. – Unsere Betten waren noch so auf Stroh wie im Lager, nur mit dem Unterschied, dass viele hier ihr Teil von der Pritsche mit Decken abteilten, weil man sich sonst gar nicht reinigen oder umziehen konnte, ohne dass man nicht gesehen wurde. Andere freie Räume standen auch keine zur Verfügung. Es bestanden 4 grosse Baracken. Einige Familien wohnten sogar anfangs im Kuhstall, so dass es vorkam, dass die Leute, wenn sie schliefen, von den Kühen bespritzt wurden. Andere wohnten auf dem Dachboden und unter dem Schweinestall. Dieser Zustand war unmenschlich.

Erst Ende 1949 und anfangs 1950 wurden neue Räume geschaffen, so dass die Menschen, wo gar so aufeinandergestopft waren, mehr verteilt wurden. Im Jahre 1951 wurden neue, abgeteilte Baracken aufgestellt, so dass auch mehrere Familien in eigene Zimmer kamen. Bis dahin waren viele Familien in einem Raum. – Der Mensch konnte sich's nie bequem machen und hatte auch nie seine Ruhe, weil es wie in einem Wartesaal zuzug.

Die auf dem Staatsgut arbeitenden Serben hatten es viel besser, weil sie in jeder Hinsicht bevorzugt waren, es wohnte keiner mit den Volksdeutschen beisammen. In der Arbeit hatten sie die Aufsicht über die Volksdeutschen; auch wenn er nicht lesen und schreiben konnte und sich diese Arbeit von den Deutschen musste machen lassen, so wurde ihm doch dieser Posten zugesagt.

Ende 1950 und anfangs 1951, so auch später, hatten sehr viele Volksdeutsche mit den Bemühungen für [die Ausreise] nach Westdeutschland begonnen. Da es sehr schwer war, eine Einreise von Westdeutschland zu bekommen, so wählten viele den Weg über Triest [s. Anm. am Ende des Berichtes].

Im Jahre 1952 hatten schon über 90% die Einreise nach Westdeutschland angestrebt, und heute sind es nur einige Familien, die noch im Jabucki rit leben. Meistens sind es Mischehen, wo keine Möglichkeit haben, nach Westdeutschland zu kommen.

Auf dem Staatsgut wurden wir auch von Polizei bewacht. Wir hatten keine Freiheit genossen, so wie man es annimmt. Besonders von Anfang war die Bewachung sehr streng. Abends wurde

glied einer Krankenkasse und daher nicht pensionsberechtigt, so wurden sie, gemäss ihrer jetzigen Arbeit, mit einer einmaligen Abfertigung ihrem weiteren Schicksale überlassen⁵.

jede Person mit Namen vorgelesen, ob alle da sind – und wehe, wenn dies nicht der Fall war. Meistens trachteten unsere Menschen, dass sie zu dieser Zeit in der Baracke waren. Wir waren Gehorsam gewöhnt und ganz selten wurde eine Verordnung missachtet.» (Original, 29. April 1958, 11 Seiten, mschr.)

Die Ausreise über Triest (die von britisch-amerikanischen Truppen besetzte Zone des damaligen «Freien Territoriums Triest») erhielten zumeist Personen, die die Anmeldung zur Registrierung als jugoslawische Staatsbürger abgelehnt hatten. Hierüber berichtet z.B. die M. W. aus Ploschitz (Pločica), Bezirk Kubin (Kovin), die beim Kupferbergwerk Bor beschäftigt war: «Da ich mich allen Nötigungen und Drohungen zum Trotz standhaft weigerte, die jugoslawische Staatsbürgerschaft wieder anzunehmen, wurde ich als «Ausländer» am 1. Februar 1951 mit Reisepass nach Triest entlassen. Dort waren ca. 600 Deutsche aus Jugoslawien in ähnlicher Lage wie ich, d.h. nur mit Ausreisepapieren bis Triest versehen, in den zwei Lagern in Triest selbst und in dem Vororte Opicina versammelt. In diesem Lager wurden wir von Amerikanern gepflegt, teilweise auch mit Kleidern versehen und gut behandelt. In Triest verblieb ich vom 8. März 1951 bis 19. Juni 1951, als wir dann endlich mit Hilfe des Roten Kreuzes über Österreich nach Deutschland reisen konnten.» (Protokollierte Aussage; Original, 6. November 1951, 5 Seiten.)

⁵ Hierzu teilt der Landarbeiter Franz Unterreiner aus Deutsch-Elemer im Nachtrag zu seinem Bericht vom 6. 3. 1958 (abgedruckt unter Nr. 54) noch Folgendes mit: «Zur Erreichung der Invaliden Pension benötigte man 10 Jahre Arbeits Zeit, für Alters Pension mindestens 15 Jahre, Voll Pensions berechtigt 35 Jahre. Altersgrenze 65 Jahre. Wurde aber festgestellt, dass der Pensionsberechtigte beim Deutschen Heer oder bei irgendeiner anderen Deutschen Formation Waffendienst leistete, bekam Er nur eine einmalige Abfertigung von 60'000 bis 80'000 Dinar, dies in 12 Monats Raten. Es gab Fälle, der Berechtigte erhielt schon seit längerer Zeit die Pension, erst später wurde auf irgendeiner Weise festgestellt, dass Er unter Waffen gestanden, wurde die Pension entzogen. – Vor kurzer Zeit schrieb ein Landsmann aus Gross-Betschkerek, dass diese Verordnung jetzt nicht mehr besteht, auch die unter Waffen gestandenen erhalten die Pension. Nur sind nur noch wenige von diesen dort.»

**Erlebniserbericht des Josef Bieichert aus Karlsdorf (Banatski Karlovac),
Bezirk Weisskirchen (Bela Crkva) im Banat.**

Original, August 1958, 39 Seiten, hschr. Teilabdruck.

**Die Überführung von volksdeutschen Internierten aus dem Lager Karlsdorf
im Januar 1948 in Bergwerke nach Serbien, die dortigen Arbeits- und Lebens-
bedingungen; Erlebnisse des Vfs. während der Zeit seiner Arbeitsverpflich-
tung, nach der Rückkehr in seinen Heimatort im März 1952 und während
seiner Einberufung bei der jugoslawischen Volksarmee bis zur Entlassung
und anschließenden Ausreise nach Deutschland am 15. April 1953.**

Im ersten Teil seines Berichtes schildert der Vf. seine Erlebnisse nach, der Besetzung von Karlsdorf durch sowjetische Truppen und Partisanen Anfang Oktober 1944, wie er im April 1945 als damals 13jähriger mit einer Gruppe Gleichaltriger von den Partisanen in verschiedene Arbeitslager verschleppt wurde und dann im Oktober 1945 in das Internierungslager seines Heimatortes kam; er berichtet weiter über die Verhältnisse in diesem Lager und seine Erlebnisse auf verschiedenen Arbeitsplätzen, bis er im Januar 1948 wieder nach Karlsdorf zurückbefohlen wurde.

Das Lager war wieder ganz vollgestopft wie am Anfang. Von überall wurden alle, die auswärts waren, eingezogen; das Leben hat sich verschlechtert von Tag zu Tag.

Eines Tages wurden zwei Transporte zusammengestellt von den besten Kräften, die vorhanden waren. Ich war dabei, bin aber nachher herausgefallen wegen meiner Schwäche, das mich ja erfreute. Der Transport ging damals in das Kohlenbergwerk Junkovac in Serbien, die Familienangehörigen durften mitgeführt werden.

Im Januar 1948 wurde ich mit meiner Mutter in Güterwagons verladen, zusammen mit noch ca. 30 Familien. Es ging in Richtung Novi Sad (Neusatz)¹. Wir kamen abends spät an. Bevor wir das Lager betreten durften, wurden wir alle gegen die an der grossen Zahl herrschenden Läuse im Lager Neusatz eingestaubt; die Knöpfe unter dem Kinn wurden uns geöffnet und Lauspulver auf die Haut geblasen, soviel, das es uns an den Beinen runderlief.

Das Lager war überfüllt, wir konnten erst später in einer sehr alten und schlechten Baracke untergebracht werden, die in der Mitte einen langen Gang hatte, aber fast keine Tür, die hindere Tür wurde mit unseren Sachen zugestellt. Zum Hinlegen war keine Möglichkeit, erstens kein Platz, grosse Kälte und Jammer der kleinen Kinder. Die Kälte

¹ Die Masse der übrigen Deutschen im Sammellager Karlsdorf wurde Anfang Februar 1948 nach der Baranja transportiert und den dortigen Staatsgütern als landwirtschaftliche Arbeiter zugewiesen; s. Bericht Nr. 79.

war sehr gross, und ein Kaltter Wind mit grosser gewalt durchbiäste diese Brätterbude. Keiner konnte aus Kälte auf der Stelle ruhn, die ganze Nacht wurde auf und ab gelaufen. Zu essen gab es nichts an dissem Abend, erst am nächsten Mittag gab es eine fast leere Suppe und ganz wenig Maisbrot dazu; das Maisbrot war hart wie Stein, es [der Mais] war mit den Kolben zusamen gemahlt worden, sodas es onmöglich wahr, ohne es einzuweichen zu verzehren.

Das Lager lag direkt an der Donau, wo gegenüber die Festung Peterwardein zu sehn wahr. Aber unser aufenthalt in Neusatz ging nicht schnell zu Ende; ca. 4-5 Tage waren wir in dem weitbekanten fernichtungslager gewesen, bis noch eine andere gruppe an uns angeschlossen wurde. Dann wurden wir wieder in Viehwagons verladen, und bewaffnete Partisanenposten begleiteten uns bei der Reisse ins unsichere, den keiner wüste, wohin es geht. Für die Reisse bekam jede Person ca. 1 kg Maisbrot und eine Dose Leberkonserve, dazu 150 Dinahr (dafür bekam man nuhr ein Mittagessen). Alls wir dissen empfang zwischen zwei bewaffnetten Partisanen unterschriben, waren wir prack-tisch «Automatisch» auf drei Jahre Zwangsarbeit ins Kohlenbergwerck verpflichtet gewesen, darüber sich keiner gewagt batt, ein Word zu sagen; den was ihm dabei passiren konnte, war jedem im Klahren, den keiner wurde höflich behandelt².

Wihr kamen in Belgrad gegen Mittag an. Als der Zug zum ersten mahle hilt, sprangen viele Mütter aus den Waggons, suchten nach Steinstücke, um ihren Hungrigen Kindern eine Wahrme Suppe oder einen Maisbrei zu kochen. Tn Flaschen hatten wir etwas Wasser, und Brenmaterial wurde imer gesamelt. (Es bestant aus allem möglichen, da im Belgrader Bahnhoff wurde mit Teerpappenstücke gefeuert, das zumeist mehr Rauch und Geruch macht als Wärme.) Aber ohne etwas zu erfahren, näherte sich eine Lockomotive und gab zum abfahren Siegnal. Jeder schnapte sein Kochgeschir und schäfte sich in Wagon, die meisten konnten noch nichtmahl das Wasser anwährmen. So ging es noch zweimahl, und erst das virte mahl waren wir auf dem Richtigen Gleisse und verblib'en da bis abends. Gegen 10 Uhr abents ging es dann wieder weiter. Wohin, wüste keiner; es ging immer nuhr abwärts nach Serbien. Am nächsten Morgen kamen wir endlich zum halten; als der Wagon geöffnet wurde, standen wir vor einem kleinen Bahnhoff Namens Brgule.

Als man uns das aussteigen aus den Wagon erlaubte, sprachen wir die am Bahnhof wardende Personen an und fragten, wo wir dran währten und wie weit unser Transportweg war sowie um das Klima des Bergwerks, wo es ist und ob es viele unfälle gibt. wir mussten eine kleine Lockomotive abwahrten, die vom Bergwerck Kohllen bebrachte; disse kam gegen 9 Uhr morgens. wir mussten unser gebäck verladen, dann ging es weiter. Nach pahr Kilometer konnte die Lockomotive uns nicht mehr vohrwärts bringen,

¹ Unter dem Datum des 2. Februar 1948 wurde dann auch «gemäss Anordnung de» Innenministeriums der VR Serbien» am Arbeitsort ein schriftlicher Arbeitsvertrag zwischen dem «freigelassenen» (oslobodjenom) Josef Bieichert und dem Direktor des Kohlenbergwerks «Radljevo» unterzeichnet; s. die Übersetzung des Originals in den Anlagen zur Einl. Darst. und den weiteren Bericht des VfS. S. 602.

die Mannsleuten mussten alle aussteigen, sowie kräftige Weibslleute, alles musste schiben, und nach pahr km war es geschafft. Ca. 11 Uhr kamen wir an an den verwaltungsgebäuten des Werks, dort lagen wir draussen im freien bis in die späte Nacht, im Kalten regen; keiner kümerte sich um uns, kein Tropfen wasser oder gram Brot gabs. In der Späten Nacht waren dann einheimische Bauern herangebracht, die mussten zwangsweisse uns bei sich underbringen, die alle sehr weit gewohnt haben, bis 6 km. Unsser Gebäck mussten wir bis dorthin schleppen, wie es ging; alle waren wir durchnäst vom sprühregen am Tag. Alls wir beim Bauern ankamen, wurden erst Räume geräumt, die schon Jahrelang nicht bewohnt wahren; gegen Mitternacht konnten wir uns auf den Fusboden legen, der aus Steinen bestand. Die Bauern selbst konnten uns nichts Besseres bitten, da sie selber nicht viel hatten; sie hatten trotz allen Kriegereignissen mitleit mit uns, gaben uns zu Essen und zu Trinken, womit wir sehr froh und Danckbar wahren. Von den behörden kümerte sich keiner um uns, nicht um das geringste, nuhr das wir uns um 7 morgens melden mussten.

Als wir uns den Nächsten Morgen zuhr Meldestelle begabten, wurden wir in reih und glid aufgestellt und mit schwerbewafnetten Posten zur nächsten Stadt nach Ub gebracht, wo wir untersucht werden solten.

Die Stadt war über 10 km weit, und kein Weg führte dahin, es ging über Felder und Wälder; die schlechte schuhe wurden uns oft von dem klebrigen Lehm ausgezogen. Gegen Mittag kamen wir an. wir wuhden wie Schwerkriegsverbrecher durch die Stadt mit herundergenommenen schussbereitten Gewehren geführt, obwohl wir Lauter Kinder wahren. Die Menschheit in der Stadt gruppirte sich und bedrachte disses schauspihl sensationel. Der Arzt untersuchte keinen, er schaute nuhr in Mund und Augen; nachher wurden wir auch wie gebracht heimgeführt. Gegen Abend waren wir daheim beim Gebäck oder bei den Eidern. Auch disser Tag ging ohne einen Bissen oder Schluck wasser forbei.

Am nächsten Tag mussten wir gleich arbeiten, nuhr einige waren als Tagarbeiter oben am Kohlenbunker beschefftigt. An Kleidung waren wir alle sehr arm. Ich musste mihr gleich ein Par primitive Arbeitsschuhe und Arbeitsanzug auf einen Schuldschein hollen. Um Lebensmittel zu kauffen, hatten wir kein Geld; unssere Mütter mussten sofort bei den Bauern edwas Arbeit suchen, jede Arbeit wurde angenommen, nuhr um edwas Lebensmittel zu bekommen. Disse einheimischen Bauern belohnten die Arbeit gut und unterstützten uns, wie sie konnten, waren uns sehr geneigt.

Dies ging Pahr Monate so. Die erste Monatsabrechnung langte kaum, führ das Paar Schuh und den Anzug zu bezahlen. Das daraufkommende Monat war noch nicht besser geworden; erst in einigen Monaten konnte man sich einigermassen Sat essen.

Der Weg zuhr Arbeit war genau so schwer wie die Arbeit, den es ging nuhr über Äcker und durch Wälder, und über eine Stunde. Bad oder umkleideraum gab es Nicht. So Nas und verschlampt, wie wiehr wahren, mussten wir durch Sturm und Kälte heimzih; underweks wurden wir noch mehr durchnäst und vertrekt. Als wir nachts heimkamen, war es sehr spät, da uns keine Beleuchtung zum Heimgehn dinte. Unsere Karbid-

lampen mussten für die 8 St. Arbeitszeit, für den Heimweg und dann abend für die Wohnungsbeleuchtung reichen; oft wurde sie uns vom Sturm ausgeblasen. Unssere Betten bestanden aus aufgestapelte Badesteine und darübergelegte Bretter oder Stangen mit Stroh bedeckt; das war keine ausruhmöglichkeit für einen untertag arbeitenden Bergman und der, wie wie wir alle, verschwächt und ehendlich wahr.

Die Arbeit war sehr schwer. Das Bergwerg Radljevo besass keinen Lift zur Förderung von Arbeitern, sondern eine Leitter führte Senkrecht in die Tiefe von über 50 Meter, das einem das Ahtmen beim aussteigen stehen blib. Dan, wie gesagt, Nas und Ferschlam den weitten Weg heimzihn.

Über die Arbeitsverhältnisse kannman sagen: wir wurden an das schwerste angestellt und an alle gefahrenstellen angebracht. Die Behörde betrachtete uns alls Sträflinge, die ihre Zwangsarbeit zu verrichten haben. Jeden Sonn- und Feiertag mussten wir arbeiten. Wenn irgent jeman Sontags nicht kam, musste er sich zum Raport am Montag melden; die erste Zeit gabs montags morgens Ohrfeigen nach Noten. Einmahl waren wir eine grössere Zahl, die Sontags nicht schaffen konnten, weil wir Schichtwechsel hatten und in der Nacht wieder können mussten. Die alle, wo an dem Sontag nicht gekommen wahren, wurden in Reihe und Gliet aufgestellt und dann jeder Persönlich zur Sau gemacht. Mit dem Rückführen ins «Vernichtungslager» wurde uns gedroht, wo wir sowieso alle Kaput gehn müsten, da für uns auf der Weld kein Platz mehr übrig ist. Für «Hitlerbanditen» wurden wir dargestellt, und alles mögliche wurde uns gedroht. Da wiehr Lautter Kinder waren und kein Recht oder Ausweg wüsten, hiltten wir uns streng an disse geböte und schäftten sogahr am Weihnachstag und Silvester und anderen Feiertagen.

An einem Sontag vohrmittag wurden wir alle mit unsseren angehörigen zum Bergwerkhoff geruffen, da wurde uns unssere Lage genau vohr die Augen und Ohren gebracht. Es wurde uns verboten, Deutsch zu sprechen. Keinen gegenseitigen Besuch abzustatten, nicht mahl den Nächsten. Keinen ferkehr oder gespräch mit den einheimischen Serben. Keine Fahrten in ein anderes Ort, um Lebensmitteln zu besorgen. – Das aber musste geschehen, da überhaupt nichts am Bergwerg zu krigen wahr. Der Einkaufsplatz zum Leben war über 10 km in der Stadt Ub, wo unssere Mütter oft von der Polizei gefangt und zurückgebracht wurden. Der Weg zählte immer hin und zurück 20 km, durch Äcker und Wälder, und dann noch das eingekaufte; das war ein bitteres Leben, den jede Woche zweimahl mussten unssere Mütter diesen Weg machen.

Kein Arzt gab es, auch nicht beim Bergwerck, auch nuhr in der Stadt Ub. Wenn jemand zum Sterben gewessen wähere, für den währ keine hilfe gewesen. Krankfeiern gab es ja ohne Ärtzliche untersuchen nicht. Und der Kranke, der dissen krauenhaften Weg [nach Ub] antreten konnte, dem wurde gesackt, das ein Kranker den Weg nicht bestehen könte; und dann war man automatisch Gesund, da gab es keinen Pardon. Ich selbst hatte die Grippe im höchsten grat, aber mein Weg war umsonst, musste weiter schaffen; den führ jeden Tag, wo man fehlte, wurde uns aus den Lebensmittelkarten rausgeschnitten, das doch sowieso so wenig wahr.

Bis spatter, in einigen Monaten hatten wir uns doch schon etwas mehr erlaubt. wir besuchten uns gegenseitig ohne eine Erlaubnis (es wurden uns aber immer Vorwürfe gemacht). wir feierten, wie wir konnten, Geburtstagen sowie Namenstagen, hatten dabei alles grauenhafte aus den Gedanken schlüssen können. – So ging es dann bis Anfang März 1949, über ein Jahr, dann kam wieder das Schreckliche.

1949 verlangte der Jugoslawische Staat eine Volksanleihe («Narodni zajam»). Disse wurde auch von uns verlangt; und jedes Unternehmen im Land hat sich konguriert, währ mehr gibt. Man liess uns alle erscheinen und machte uns klar, das jeder von uns das allerwenigste einen halben Monatslohn für die Staatsanleihe geben sollen, sogar müssen das wihr. Aber wihr, [die] nichts als das Nackte Leben hatten, weigerten sich alle, wurden aber da jeder einzeln zum Direktor ins Büro bestellt und bearbeitet. Es wurde mit der Rückführung ins Hungerlager gedroht und mit noch ferscharften Einschränkungen in allem. Der grösste Teil hatte für die Anleihe zugestimmt, trotz der grossen Not und all dem fergangenen und erlebten; nuhr unser 5-7 Mann haben ernst unser Wort und die Forderung unter den Kameraden gehalten. – Inzwischen war auch mein Vater aus Bor aus der Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt und war zu uns nach Radljevo verpflichtet. – Wihr, die uns für die Anleihe geweigert hatten, wurden vohr aller Öffentlichkeit Plamirt und als Sabotäre hingestellt, von dem Nötigen Erschissen wurde uns ins Gesicht geschrien und alles Mögliche. Die Anleihe wurde uns doch allen vom Lohn abgezogen. Kurze Zeit danach wurde wir in ein sehr schlechteres Kohlenberckwerk übersetzt, nach Senjski Rudnik (Ravna Reka).

Wihr wurden, wie gebracht, am 17.3.1947 wieder in Vihwagons eingeladen, alle 5 Familien in den einem Wagon mitsamt dem Gepäck; alle 5 Familien als Straffe irgend wegen was. Es war wieder sehr kalt; wir machten uns in einem Blechhoffen Feuer, das nuhr zum Händewärmen langte und uns ausräucherte.

Alls wir in Senjski Rudnik, das die Hauptdirektion wahr, in der Früh ankamen, lagen wir mit Gepäck bis Nachmittag im Direktionsfluhr herum; dann gegen Abend führte uns ein Posten des Werks zu Fus zu dem Berkwerk Ravna Reka, es waren 5 km durch hohen Schnee. Unssere Mütter oder Geschwüster kamen dann erst am Abend spät mit dem Gepäck. Uns wurde ein grosses Saahl zum übernachten angeboten, das die reinste gefrieranlage wahr, kein Offen oder Herd war darin. Nach dem langen weiten Weg von zwei Tage konnten wir uns nichts Kochen, erwärmen oder Trocknen, es war sehr bitter. Es war der 19. März 1949, auf Josef, mein Namenstag. – Den anderen Tag hatten wir frei. Dann wurde von Werck ein Herd ertichtet, auf dem nuhr zwei Familien Kochen konnten, man musste immer Schichtkochen einführen, einer nach dem anderen. Von «nuhr eine Nacht übernachten» war schon keine rede mehr. Es wurde uns versprochen, sobald eine Wohnung irgendwo vorhanden ist, kämen wir aus dem Saal raus. Es vergingen aber über zwei Monat, dann hatten wir uns selbst bei einheimischen Bauern Wohnung besorgt, die aber für jeden sehr klein und Primitiv wahr.

Über die Arbeit in Ravna Reka ist sehr vieles zu schreiben, den dieser Bergbau unter Tag war sehr gefährlich und ungesund. Auf vielen Stellen Braute der Stollen, und wir litten unter Hitze, Rauch und Gasen sowie allen Einsturzgefahren. Der größte Teil unserer Landsleute war an die Kohlen beschäftigt und konnten durch ihren Fleis schönes Geld verdienen. Damit konnten wir uns einiger Massen ankleiden und besser Leben. Das Lebensmittel ging auf Karten, konnten uns aber bei den Berg-Landwirte so manches nebenbei kaufen. Bei diesen Bauern waren wir alle gerne gesehn, da auch sie selbst von dem Tito-Reschim getrüct wurden, da's sehr viele in Gefängnisse kamen.

Wenn einer unserer Landsleute erkrankte und nicht vom Arzt Krank geschrieben wurde und wegen seines Leiden die Arbeit nicht ferichten konnte, bekam er für die fehlenden Tage die Lebensmittelkarten ausgeschnitten, das sehr viel Not für größeren Familien bedeutete, den Frauen und Kinder mussten von einem Arbeiter erhalten werden. Die Kleidung gab es auf Punkte, die sehr knap waren und im Schwarzhandel sehr Deuer wahren.

Den Zwangsarbeitsvertrag mussten wir schon in Radljevo unterschreiben, durch grauenhafte Drohungen von bewaffneten Partisanen. Dieser Vertrag war für das ganze Jugoslawien gültig; ohne Arbeitsbuch konnte man keine Arbeit im ganzen Lande kriegen. Das Arbeitsbuch und die Entlassung bekam man nuhr dan, wenn man am genauen Tag 3 Monate vohr dem Ablauf der 3 Jahre gekündigt hat. Wenn man den Tag verpasste oder noch keine Arbeit irgendwo anders gefunden hat, wurde der Arbeitsvertrag (Ugovor) Automatisch für dieselbe Zeit verlängert, wie er abgeschlossen war, das auch den meisten Pasirte. Den man Turfte und konnte Finanziel einige 100 km hinauf ins Banat fahren und Arbeit suchen, die man auch schwer bekam und ganz wenig Lohn, so das es für die Familien Zwang wahr, dort zu bleiben und in der Hoffnung einer Politikänderung.

In einem ausnahmefall möcht ich über meinen guten Fam.-Freund berichten, der in der Lage wahr, wie oben geschildert. Mein Freund Josef Steiger aus Karlsdorf war mit seiner Mutter und drei Geschwister aus dem Vernichtungslager Rudolfsgnad in das Kohlenberkwerg Ravna Reka gebracht worden. Das Eilend der Familie Steiger ist unbeschreibbar. Alle waren Krank, Hungrig, Nackt, voller Eilend. Der Sohn, 17 Jahre, musste für fünf Köpfe alles Nötige verdienen. Er schuftete zumeist zwei Schichten unter Tag, die gefährlichsten Arbeiten, wo es nuhr gab, nur um etwas zu verdienen. Er war immer in Lebensgefahr, und der Tod war schon öfter durch Grubenunfälle an ihn herangetreten. Ich selbst und ein Jugoslawe haben ihn einmahl gerettet, wo er schon am abkrazen wahr. Als die 3 Jahre herum wahren, konnte er seine Lieben in die Batschka nach Palanka schicken; er hat sie mit dem Zug abgeschickt, und er hat weiter geschafft bis auf seinen bestimmten Tag; wo er kündigen konnte und nach 30 Tage dann zur Mutter und Geschwister sowie die vorhandene Arbeit anfangen.

Es kam aber alles anders. Der gute Freund bekam seine Papiere am versprochenen Tag nicht. Die Begründung wahr, das man Arbeiter brauche und er zur Kohlengrube gehöre. Er bekam seine Papiere nicht und musste 3 Jahre länger machen. Da die Mutter

und Jüngeren geschwister auf ihren Brotsorger wardeten, musste der gute Freund ganz Geheim abhauen. Der dortige Direktor hatte ihm Trotz des Verbots Arbeit gegeben, [er] wurde aber nach 8-10 Tage von der Polizei (Militz) gefast, geprügelt und zurück ins Kohlenbergwerk über 400 km gebracht. Wie es ihm zu Mutte wahr, ist unbeschreiblich. Da, in den 8-10 Tage, sah er seine Mutter und Geschwister das letzte mahl im Leben.

Als er nun wieder in Ravna Reka war und nimant hatte, nahm sich meine Mutter seiner Pflege und Bedinung an; geschlaffen hatte er in einem Arbeiterblockhaus. Noch im selben Herbst musste er in die Jugoslawische Armee (JNA). Meine Mutter und wir daten alles, wie seine Eltern es getan hätten, wenn der Sohn zum Militär musste. Der Traurige abscht ist nie zu vergessen. Er schrieb uns imer, sowie seine Mutter war sehr dankbahr für alles gutte, was wir an ihm daten.

Im Frühjahr 1951 bekam seine Mutter und wir von seiner Mutter [die Nachricht]: der Josef ist Tod. Die Jugoslawische Militärbehörde Telegrafirte pahr mahl, er würde zur Mutter überführt werden. Die Mutter und Geschwister waren vier Tage und vier Nächte am Bahnhof und wardeten auf den Sarg. Am vierten Tag sahen sie, das sie betrogen wurden, und wolten nach Laibach zum gestorbenen fahren. Aber alles war Organisirt, eine menge Polizisten verhienderten eine Fahrkartenlösung sowie das Betreten eines Zuges. Es wurde ihnen wieder gesagt, er sei bereits unterwegs; aber leider nuhr betrug. Am fünften Tag wurde ihnen Telegrafisch mitgeteilt, das er schon am zweiten Tag nach dem Tode beerdigt wurde. So einen schmerz hatt man einer Krigswittwe zubereitet: keine Überführung der Leiche sowie kein dabeisein beim Begräbnis. Die Todesuhrsache ist bis heute noch nicht geklährt.

Der Freund Josef war ein Mensch, der nie und nie ein bösses Gesicht machen konnte und keinen Menschen beleidigen konnte, war auch wie seine Geschwister gut erzogen. – Vohriges Jahr besuchte ich Frau Steiger und Kinder. Das wiedersehn war Traurig. Alles, was sie vohn ihrem Lieben Sohn zeigen konnte, war ein Bild, einige Briefe und ein Stück altes Bleistift, wo die zwei letzen Brife geschrieben worden wahren. Ein Herz aus Stahl musste in dissem Moment zusambrechen, als die Mutter ihr lezdes von ihrem Sohn hinlegte. – Weiter möcht ich miteilen, das Frau Steiger keinerlei hilfffe vom Jugoslawischen Staat nach dem Tode ihres Sohnes erhalten hat.

Auch ich konnte vom Bergwerk nicht loskomen, trotz meiner Schriftlichen Kündigung am bestirnten Tag. Im März 1952 Erkannte ich und dachte, ich währe Durch und Durch Lungenkrang. Ich erhilt keinen Krankenuhrlaub, habe dann mit grossen schwierigkeiten meinen Jahresurlaub bekommen und fereiste sofort in die alte Heimat ins Banat. Bei einem Privatarzt, der noch nie im Leben einen Bergmann gesehn hatte (ich feriet ihm auch nicht, währ ich bin und von wo ich herkome), wurde ich vom Röntgen durchleuchtet und aufs genaue untersucht. Die ergebnisse wahren, das ich voll giftigen Gassen wahr; ich hatte in mihr Monoxit und Tioxit⁸ im Blut. Der Arzt bat mich, so schnell

⁸ Monoxyd und Dioxyd.

wie möglich die Arbeit zu verlassen, die ich zur Zeit ferichdete, hatte mich aher öfter mahls gebeten, das ich ihn nicht verate, das er mihr dissen rat gegeben hatte.

Ich fand Arbeit in meinem geburtsort Karlsdorf. Und nach dem Urlaub hatte ich mich vom Bergwerk losgeschwindelt, und am 1.5.1952 war ich in dem Landwirtschaftlichen Betrieb «Pokrainska» beschäftigt. Die Arbeit war sehr schwer, çla eine selbe Arbeit 10-14 [Stunden] hindereinander ausgeführt werden, z.B. Mais Haken und Durchziehen, Kartoffel zudecken (einhäufeln) usw. Der Fertinst war sehr schwach, 3'000-3'500 Dinar Monatlich. – Ein Meter besserer Stoff für einen Anzug war 3'000 Din., sowi für den Schneiderlohn bezahlte man 3'000 Din. Das Leben war sehr arm für alle Leute. wir hatten noch edwas Geld und Lebensmittelvohrad aus aus den Kohlenbergwerk.

Das Leben zwischen den Deutschen und den Kolonisten war nicht einfach. wir arbeiteten Tag für Tag mit ihnen zusamen. Wortwechsel gab es fast jeden Tag sowie gegenseitige Politische Vohrwürfife. Es wurde uns noch 1952 verboten, deutsche Volkslieder zu singen; rausschmeissen der Deutschen aus einem Restoran war stark üblich, sowie vorsprechen auf Einladung der Jugoslawischen Geheimpolizei OZNA gab es sehr oft, mit stundenlangen Verhören und einigen Nächten Keller-Gefängnis.

Von anfang an wohnten wir bei einem Kolonisten in Miete – in unserer eigenen Strasse, das nicht angenehm wahr, da wir pahrmahl am Tage beim eigenen Eldernhaus vorbegehen mussten, das von Kolonisten aus Bosnien bewohnt wahr. – Das Vorbegeh am eigenen Hause, und beim gedanken an die fergangenheit, war ein unbeschreiblicher Schmerz. – wir besorgten uns später eine andere Wohnung, die aber erst nach zwei Monaten fertig wurde; die Küche wurde von einem Kuhstall errichtet, das uns sehr viehl schwere Arbeit kostete.

Am 23. September musste ich, nach all dem schweren Schiksahl seit meiner Kindheit, zur Jugoslawischen Volksarmee (JNA) eingezogen. Zuerst kamen wir nach Alibunar, am gleichen Tag nach Werschetz; und den nächsten Tag ging ein weiter Weg an ins ungewisse. Alls wir nach zwei Tage halt machten, waren wir ganz im Süden Makedoniens, in Tetovo, wo nuhr rundrun (ringsherum) das hohe Scharrgebirge⁴ zu sehen wahr, wo Schnee darauf lag, wo hunderte Jahre alt ist. Die Nächte waren sehr Kalt und die Tage sehr Heiss. wir waren in luftigen Holzbaracken untergebracht worden. Noch am gleichen Tag schnitt oder Rupfte man uns die Haare am Kopf und Geschlecht. Das essen war schlechter als normales schweinfutter, Hungersnot berschte wie 1945-1948 in unseren Lagern. wir wurden sehr streng gehalten und viel schiganirt. – Ich war schon lange kein Jugoslawischer Staatsbürger, da meine Löschung schon längere Zeit in Belgrad gelegen hat, aber durch Gaunerei nicht freigegeben wurde⁵.

⁴ Sar Planina.

⁵ Diese Verzögerung mag sich formell darauf gestützt haben, dass nach Art. 19 Absatz 5 des jugoslawischen Staatsangehörigkeitsgesetzes Wehrdiensttauglichen die Entlassung aus der Staatsangehörigkeit vor Ableistung des Militärdienstes nur in Ausnahmefällen und nur mit Zustimmung des Ministers für Nationale Verteidigung gewährt werden kann.

Nach zwei Monate wurde ich von Tetovo nach Džorđe Petrov nahe Skoplje übersetzt. Da war das Leben wieder normal und anständig, man konnte sich nicht beschweren über Hunger und Schikanen. Ich hatte noch vier deutsche Kameraden: und alle fünf waren wir bei den Offizieren gut angesehen durch unsere Ordnung, Disziplin und Anständigkeit. Es wurde uns kein einziges Wort über die fehlerhafte deutsche Politik vorgehalten, obwohl so mancher darauf berechtigt gewesen wäre und ihm es auch nicht ferubeln konnten. – Während der Zeit ich in der Armee war, ist eine Beschwerde um die andere in verschiedenen Ministerien eingelaufen, dass die Armee für meine Festhaltung nicht berechtigt war; aber alles umsonst, erst am 14. April 1953 wurde ich aus der Armee entlassen.

Als ich nach Hause kam, war alles gepackt; wir reisten gleich am 15.4.1953 abends ab und waren am 16. abends im Grenzdurchgangslager Piding eingetroffen.

Dieser Moment der Freude war sehr gross; den vom Oktober 1944 bis 16. April 1953 sind über 8½ Jahre, die uns bittere Zeiten waren, auf Verschleppung, Internierung, Zwangsarbeit und Armee. – In dieser Zeit geschah noch sehr vieles, dass man nicht alles niederschreiben kann, das aber sehr wichtig für unsere nachfolgende Jugend wäre.

Nr. 79

Erlebnisbericht der Wilhelmine Kempf aus Werschetz (Vršac) im Banat.

Original, 6. November 1958, 4 Seiten, hschr. Teilabdruck.

Die Lebensverhältnisse der Vfn. und ihrer Kinder während der Zeit ihrer dreijährigen Arbeitsverpflichtung in der Baranja und in ihrem Heimatort Werschetz bis zur Ausreise nach Deutschland im Juni 1953.

Zunächst berichtet die Vfn., dass sie am 18. November 1944 in Werschetz durch die Partisanen interniert wurde und, während ihr Ehemann in ein Arbeitslager nach Pantschowa gebracht wurde, wo er Ende 1945 an Typhus starb, mit ihren Kindern Hans, geb. 1936, und Karl, geb. 1938, am 1. Mai 1945 ins Lager nach Kudritz kam; sie schildert dann ausführlich ihre Erlebnisse im Lager und während der Zwangsarbeit in Kudritz und seit dem 3. August 1946 in Werschetz.

Am 7.12.47 kam ich ins Sammellager Karlsdorf; am 1.2.48 wurden wir vom Zwangslager frei. Der Oberkommandant über alle Lager, Dodeck¹, von Neusatz, kam, hat uns eine Ansprache gehalten. Dann kam für mich und viele andere 3 Jahre Internierung mit Pflichtarbeit. Bin dann mit dem grossen Transport in Viehwaggone nach dem

¹ Vid Dodig (s. auch Bericht Nr. 80, S. 615).

Staatsgut Belje gekommen, in der Baranja (es war früher Erzherzog Friedrich sein Eigentum). Auf einer der vielen Puszta, 4 km weg von der Donau, bekam ich Arbeit in einer sehr grossen Gemüsegärtnerei².

Zwei Jahre war ich dann Köchin in Laskafeld, nicht weit von Esseg, für Staatliche Bauarbeiter bei der Baufirma «Norma», Zentrale Esseg. Die Arbeiter waren Dalmatiner. Hir wurde der Küchenschef öfter gewechselt. Eine der Köchinnen hatte mich viel geärgert: Hinaus mit der Schwabitzta, wir brauchen keine deutsche Köchin! – Der Schef

² In einem Nachtrag zu ihrem Bericht erwähnt die Vfn., dass auf dieser Puszta «Sladna Greda» dann noch weitere Transporte aus den ehemaligen Lagern Franzfeld und Rudolfsnad eintrafen. Über den in die Baranja geleiteten Transport aus dem Lager Rudolfsnad (s. auch Bericht Nr. 77 mit Anm. 3), die Arbeitsverpflichtung und die Lebensverhältnisse auf den Staatsgütern bis zur Ausreise nach Deutschland im Jahre 1954 berichtet die Juliane Seifert aus Glogau (Glogonj), Bezirk Panschowa (Pančevo) Folgendes: «Par Tage vor unser Entlassung aus dem Vernichtungslager Rudolfsnad (Kničanin) mussten wir alle antreten, der Komandant hilt uns eine Ansprache: dass alle Deutsche frei werden; wir können uns jetzt Geld verdienen; wer Ferwande hat, kann Auswandern nach Österreich, Deutschland u. America. – Wir glaubten es nicht. Am 21. Februar 1948 mussten wir in der Früh um 7 Uhr an den Bahnhof bereit stehn. Es war eine grimmige Kälte, erst abends um 5 Uhr sind wir weggefahren, in den Vihwagon zusammengepfercht, wohin wüsten wir nicht; für die Reise gab es für 4 Persohnen 1 kg Maissbrot, hart wie ein Stein.

Am 22. kahmen wir in Beli Manastir (Baranja) an. Der Zug hilt, wir bekahmen jede Persohn ausgeteilt einen Schein mit Aufschrift: 3 Jahre Arbeitsverpflichtung auf ‚Staatsgut Belje‘. Wir waren sehr entteuscht. Heist das eine Freiheit, wenn man gezwungen wird?

Alle wurden auf dem Staatsgut ferteilt. Wir 300 Persohnen kahmen nach Knezevo (Baranja). Ich mit meinem Kind, noch vier Frauen mit Ihre Kinder mussten in ein Ocksenstall, wo acht Ocksen angebunden waren, übernachteten, andere im Pferdestall, auch in Baracken; nach acht Tage konnte ich auch im Pferdestall, wo wir 50 Persohnen untergebracht waren. Auf Bretter u. Stroh gelegen. So lagen wir ein Jahr in dem Stall; nach einem Jahr hat man uns, 120 Persohnen, in einen Raum, das einst für Hopfen u. Getreide Magazin war.

Wir mussten jeden Tag Feldarbeit verrichten, mit strenger Disziplin u. Befehl. – Vor 3 Jahre konnte man nicht in die Heimatdörfer ohne eine Erlaubnis oder Genehmigung fon der Abt. für Innere Angelegenheiten beim Bezirk, nur im Ort konnte man sich frei bewegen. In den früheren Wohnstätten konnte man nicht; die Zugewanderten lebten in Ungewissheit, wenn Sie Deutsche hereinnehmen, dass Sie dann fileicht herausmüsten.

Die Zahlung war sehr gering für den Unterhalt. Erst 1952 trat eine spürbare Besserung ein. (Erst dann kaum das Geld für die Ausreise reicht.) – Die Staatsbürgerschaft mussten wir nach der Lagerentlassung wieder anholen, mit der Drohung, wer es nicht annimmt, kommt wieder in ein Lager oder Kohlengrube. Nach 3 Jahre Zwangsarbeit mussten wir nochmals einen Arbeitsvertrag unterschreiben. Wer es nicht tut, bekommt keine Lebensmittel-Karte, auch keine Arbeitsschuhe, sagte der Direktor. Erst 1952 wurde Einzel-Wohnung gewährt. Eine Ausreise in das Bundesgebiet war unmöglich, da weder Beziehungen noch ein Kontakt zu irgendeiner Dinststelle für die Aussiedlung, von dem dortigen Staatsgut unmöglich. Unsere Post und jede Bewegung wurde streng bewacht. Viele andere politische und wirtschaftliche Drohungen. Erst ab 1952 konnten wir Ferbindung mit dem Deutschen Roten Kreuz im Bundesgebiet und der Deutschen Botschaft in Belgrad aufnehmen.» (Erlebnisbericht; Original, 8. November 1958, 2 Seiten, hschr.)

dieser Firma hatte eine deutsche Köchin verlangt³. – Der Küchenschef sagte zu mir, ich darf nur einem Kind Essen geben von der Küche, nicht beiden. Die Arbeit am Bau war schwer, so wurde mein Sohn Schweinehüter, 8 km weg von mir; die Schweine wurden, ohne Futter, auf offenem Felde getrieben, von Juli bis November (ein ungarisches Kind war auch mit meinem Sohn Hüter), über 100 St. Schweine ..., dann wurden die Schweine fortgeschafft. Mein Sohn seine Verpflegung war trocken gepresste Grützen und Maisbrot. Auf einem Stallboden hat er geschlafen. Mein Kind kam dann zu mir. Ich bin dann weg von der Küche, habe Büroräume geputzt. Nachdem die Baufirma aufgelöst (liquidiert) wurde, sind alle Arbeiter entlassen worden.

Bin dann nach Ablauf auch der 3 Jahre Internierung am 1.3.51 nach Werschetz übersiedelt (damit ich auch näher zur deutschen Botschaft in Belgrad bin), habe bei einer bekannten Ungarin vorübergehend Aufnahme gefunden, bin acht Tage gelaufen, Arbeit und Wohnung suchen, umsonst. Im Wohnungsamt sagte man mir, sie haben keine Wohnung für mich, ich soll dorthin gehen, wo ich hergekommen bin. Bin dann zur Kirche gegangen beten. Danach kam mir der Gedanke, ich soll in unser Haus gehen. Meine Kinder sagten, gehe nicht hin, du kennst die Leute nicht. Bin doch gegangen. Da ich nur schwach Serbisch sprechen kann, haben die Leute erkannt, dass ich die Hausfrau bin. Ich hatte Glück, die Familie, die ich angetroffen, waren Intelligente Serben (denn nur der Pöbel ist für den Kommunismus), die Leute waren sehr freundlich, haben mich zum Essen eingeladen, haben mir dann Wohnung und Arbeit vermittelt, wo ich noch am Selben Tag Wohnung bekam, wo ich zufrieden war. Ich habe in einer Staatlichen Baumschule Arbeit gefunden; mein Hans bekam Feldarbeit; mein Sohn Karl hat Aufnahme gefunden in der serbischen Schule. Mein armer Hans ist ganz ohne Schule geblieben, was mich sehr kränkt. Ich habe ihn in Werschetz zu einem rumänischen Professor geschickt, Deutsch lernen; er konnte nur kurze Zeit Unterricht nehmen, weil ich die Stunden nicht bezahlen konnte; er ging nach seiner Arbeitszeit zu diesem Schulunterricht. – Am 22.6.53 habe ich mit meinen Kindern die Reise nach Deutschland angetreten. Es war viel zu spät für meine Kinder, konnte aber nicht früher kommen, war

³ In dem Nachtrag zu ihrem Bericht schreibt die Vfn. noch Folgendes: «Zuerst wollte der Upravnik [Verwalter des Staatsgutes] ihm gar keine Köchin geben, ich musste dann fort, weil der Upravnik seine jüngeren Arbeitskräfte nicht weggeben wollte. Am 20.11.1948 kam ich mit meinen Kindern nach dem Dorf Čeminac (deutsch: Laskafeld), gehörte zur Kreisstadt Beli Manastir, wenige Kilometer weg von der Puzta Sladna Greda. Die Küche war ausserhalb vom Dorf an der Bahnstation. Der Chef von der Staatlichen Firma sagte zu mir deutsch, als ich dort ankam, dass ich hier genauso interniert bin wie die anderen, welche auf der Puzta zurückgeblieben sind, dass ich hier bewacht bin, dass ich niemals ohne seine Erlaubnis fortgehen darf, dass ich niemals im Büro mit ihm Deutsch sprechen darf, dass ich niemals einen Fluchtversuch unternehmen darf, es würde mir nichts nützen, denn die Partisanen-Soldaten, welche mich, auch unbemerkt, bewachen, bringen mich sofort zurück unter Strafe. Er gab mir ein deutsch-kroatisches Wörterbuch, ich muss Kroatisch lernen, versprach mir aber, dass ich nur einige Monate bleibe, dann zurückkomme nach der Puzta Sladna Greda. Und als ich ihm eines Tages sagte, ich will zurück, sagte er: Nein, Sie bleiben hier bis zum Ablauf der drei Jahre Internierung, dann können Sie gehen, wohin Sie wollen.»

mir nicht möglich, hatte viel Schwierigkeiten mit den . Papieren zur Ausreise und auch kein Geld.

Nr. 80

Bericht (Brief) **des Pfarrers Kornelius Weimann aus Neu-Schowe** (Nove Šove), **Bezirk Neusatz (Novi Sad) in der Batschka.**

Original, 28. April 1958, 6 Seiten, mschr.

Die Verhältnisse in den «Altersheimen» Karlsdorf und St. Georgen a. d. Bega im Jahre 1948/49; die Behandlung der Priester durch die jugoslawischen Behörden nach Auflösung der Internierungslager.

Wie ich schon in einem früheren Bericht an Dich erwähnte¹, kamen wir Pfarrer am 11. Mai 1948 nach Karlsdorf. Wir trafen dort so ungefähr 600-700 alte, ausgemergelte deutsche Menschen (vormalige Lagerinsassen) an. Diese waren in einem Magazin des früheren Alibunarer deutschen Fliegerhorstes untergebracht. Dieses Magazin hatte selbstverständlich keine richtiggehenden Fenster, keinen Plafond und war für ein Altersheim völlig ungeeignet.

Und doch war hier – im Vergleich zum früheren Lagerleben – ein grosser Fortschritt zu verzeichnen. Fast jedes Menschenkind hatte seine eigene Bettstelle. War auch so manches Bett recht primitiv – man konnte doch sagen: es ist mein Bett! Als wir Pfarrer dort die «Führung» übernahmen, lagen anfangs noch ca. 100-150 Leute auf «Pritschen». Aber wir setzten es durch, dass im Verlaufe von nur wenigen Wochen auch diese ihre Bettstellen erhielten.

In diesem «Altersheim» Rankovićevo/Karlsdorf² war ich nun der «Brigadier» und hatte für jeden Tag die Arbeit einzuteilen. In den Sommermonaten war um 6 Uhr «Tagwache». (Gegen Herbst gaben wir eine, später zwei Stunden hinzu.) Ich ging durch das ganze «Heim» und sagte es den alten Leutchen, dass es Zeit wäre, wieder mal aufzustehen und ans Tagewerk zu gehen! – Nun, welcherlei waren die Arbeiten, die diese alten Leute zu verrichten hatten? Erstens mussten täglich einige Dutzend Frauen in die «Pokrajinska basta» (Bezirksgärtnerei) auf Arbeit gehen. (Als Entgelt für die dort geleistete Arbeit erhielt das Altersheim dann allerhand Gemüse zum Kochen. So wurde unser «Speisezettel» bereichert.)

Wie war's nun mit der Küche? Wir hatten eine «hauptamtlich» angestellte, bezahlte Köchin, und ungefähr ein Dutzend unserer alten Frauen halfen «ehrenamtlich» in der Kü-

¹ Teilabdruck des Berichtes unter Nr. 55.

² Banatski Karlovac.

che mit. Vor der Arbeitsaufnahme war das Frühstück. Jeder Heiminsasse erhielt ca. 3 dl Milch und ein Stückchen Brot. (Die Milch wurde aus amerikanischem Milchpulver zubereitet; zeitweise erhielten wir sogar richtiggehende Kuhmilch.) Mittags und abends gab es gewöhnlich eine Gemüsesuppe. Im Anschluss an das Mittagessen war auch die Brotfassung; leider lässt mich hier mein Gedächtnis im Stich und ich kann nicht sagen, was für ein Brot und wieviel wir davon pro Tag erhielten ... Fleisch bekam auch unsere Küche in Karlsdorf nur höchst selten zugeteilt, aber dafür erhielten wir recht oft die Eingeweide der in der früheren Herzschen Salamifabrik verarbeiteten Schweine. An solchen Tagen roch unsere ganze Anlage nach Schweinestall. Für mich und so manch anderen bedeuteten gerade diese «Fleischtage» – Fastentage. Wir vermochten auch beim besten Willen nicht, «diese stinkende Brühe mit Einlage» zu verzehren.

Viele unserer Frauen und auch einige Männer mussten in unserem Garten arbeiten; wir hatten so 5-6 Kat. Joch Garten. Also Arbeit genug. Und dann war noch eine Riesenarbeit zu bewältigen. Vom Kriege her war unsere Baracke noch mit mächtigen Erdwällen umgeben. Nun lautete der Befehl von «obenher»: diese Erdwälle müssen verschwinden! Wir erhielten so 50–60 Stück Grundkörbchen, und dann mussten die Männer die Wälle abgraben, und die Frauen trugen mit ihren Körbchen die Erde auseinander. Das war oft ein schwieriges Kapitel, irgendwelche Männer zum Abgraben zu finden. – Ja, und wenn man sie endlich hatte, so hiess es aufpassen, dass sie nicht wieder verschwanden; denn waren sie erst fort und in der mächtigen Baracke «untergetaucht», dann bekam man die «Arbeitskolonne» für diesen Tag nicht wieder zusammen. Oft musste ich mich heiser schreien, dass auch nur halbwegs etwas gemacht wurde. Meine lieben Alten sagten schliesslich halb scherzend und halb ernst zu mir: «Sie sollten nicht Weimann, sondern Schreimann heissen!» Ja, in diesem Altersheim wurde einem so allerhand zugemutet! Die meisten Frauen liessen sich oft nur ein-zwei Spatenstiche Erde ins Körbchen geben und trotteten damit los; und trotzdem wurden in monatelanger Arbeit diese Erdwälle abgetragen. Und dort, wo einst diese Erdwälle waren, legte man hernach auch Garten an.

In Karlsdorf hatten wir auch ein «Dusch-Bad». Das war ganz primitiv zusammengetackelt (aus alten Karbid- und Ölkannen und Giesskannenköpfen), aber wir waren doch dankbar, dass wir es hatten. So konnten wir uns doch dann und wann einmal gründlich reinigen; und der Erfolg war, dass es uns gelang, endlich des Ungeziefers Herr zu werden; ja in den letzten Monaten hatten wir Wanzen und Läuse völlig «ausgerottet», ja selbst Flöhe hatten in «unserem Heim» zuletzt schon «Seltenheitswert».

Unserem «Schuster-Direktor», Herrn Ljubomir Bulatovic³, arbeiteten wir immer zu wenig; er war ewig unzufrieden, und ich musste so manches »Donnerwetter« über mich

³ Bulatovic war früher als Schuhmacher an der Irrenanstalt in Kubin (Kovin) beschäftigt; nach der Errichtung des Internierungslagers für Deutsche in Karlsdorf wurde er dort Lagerkommandant, später Direktor des Altersheims; nach der Ankunft der Pfarrer in Karlsdorf bestellte B. den früheren Anstaltspfarrer in Kubin, Pfr. Neumann, zu seinem «Sekretär» (s. auch dessen folgenden Bericht).

ergehen lassen. (Zum Glück verstand ich nicht alles, da meine serbischen Kenntnisse recht mangelhaft waren.) Wir liessen den «Allgewaltigen» reden und toben und störten uns nicht viel daran. (Wir fühlten uns hier doch schon als – wenigstens halbwegs! – freie Menschen.)

Noch eine schwere Arbeit mussten wir in Karlsdorf verrichten. Aus einer kleineren Baracke hatten wir ein Krankenhaus herzustellen. Wir mussten Plafond einziehen und auch die Wände wohngerecht herrichten. Unter der Last dieser harten Arbeit haben unsere wenigen, noch halbwegs einsatzfähigen Männer oft geseufzt – und auch wider mich gemurr! Aber der «Schuster» liess nicht locker. Und schliesslich hatten wir auch das geschafft. In 10 kleineren Räumen waren fast 60 Betten aufgestellt, die in Kürze von unseren kränklichen Alten alle belegt waren. (Oft waren für ein «bald freiwerdendes Bett» schon 3–4 andere Kranke vorgemerkt!) Wir hatten auch eine Ambulanz und einen Apothekenraum eingerichtet. In der Apotheke hatten wir schon wesentlich mehr Arzneien als seinerzeit in den Handapotheken der Lager. Die Schwester «Frieda» (FrI. Frieda Blassmann aus Nakovo, Banat) sorgte dafür, dass die Kranken ihre Pillen und Spritzen regelrecht bekamen.

Auch den Hof zwischen den einzelnen Baracken hatten wir mit mächtigen Steinen auszulegen. Diese Pflaster-Arbeiten währten auch geraume Wochen hindurch. – Eine Arbeit muss ich hier noch erwähnen, die unseren Leuten Freude bereitete: das Abreissen des Stacheldrahtes! In den ersten Nachkriegsjahren war hier in Karlsdorf ein Kriegsgefangenenlager, u. zw. ein Ofizierslager. Hauptsächlich höhere deutsche Offiziere wurden hier festgehalten. Das ganze Lager war mit 3 m hohem Stacheldraht umgeben. Diesen «durften» wir nun umlegen. Das bereitete Freude, obwohl es oft eine missliche Arbeit war. Als wir sie getan hatten, fühlten wir uns als «Freie». (Erstmals lebten wir wieder «frei», ohne Stacheldraht!)

Aber unseren Alten war es trotzdem nicht gestattet, so ohne weiteres in die Gemeinde zu gehen. Wir hatten zwei Torwächter; zwei alte Pfarherren versahen dies «Amt». Die durften nur die Arbeitskolonnen und solche «Einzelgänger» hinauslassen, die eine «dozvola» (Erlaubnisschein) hatten. Anfänglich mussten diese «Passierscheine» noch die Unterschrift des Direktors tragen und regelrecht in der Kanzlei ausgestellt werden, später genügte ein einfaches Stückchen Papier, und sogar meine Unterschrift genügte. Ja, in den letzten Tagen meines Rankovićevoer Aufenthaltes hatten wir es in diesen «Freiheiten» schon so weit gebracht, dass ich mich z.B. an Markttagen ans Tor stellte und die Leuchten hinausliess. (Wem ich gnädig war, dem war ich gnädig!) Wir hatten da einen Alten, der eigentlich körperlich «noch gut beisammen» war, aber er war nie und nimmer geneigt, innerhalb des Hauses etwas zu tun. Von ihm verlautete, er mache draussen in der Gemeinde seine «schwarzen Geschäfte». Welcher Art diese waren, kann ich mir auch heute noch nicht denken. Mit diesem Alten hatte ich dann oft meine liebe Not. Bulatovic hatte befohlen: dieser «renitente Alte» darf nicht hinaus; und auch die arbeitsfreudigen Heiminsassen sahen es nicht gern, wenn ich diesen Alten hinausliess; aber dieser war ja kaum zurückzuhalten. (Immer wieder «witschte» er hinaus; –

und ich erhielt hernach meinen «Ausputzer», besonders dann, wenn ihn der Allgewaltige auf dem Markte oder sonstwo sah.) – Es war, beim besten Willen, hier oft recht schwer, recht zu tun.

So nahm ich denn meine «Versetzung» nach Zitište/Begej Sv. Djuradj⁴ (anfangs Oktober 1948) mit recht gemischten Gefühlen auf. Hier in Karlsdorf war man schon eingelebt; hier wusste man, was man hatte. Zitište aber stand dunkel vor uns. Ausser mir wurde noch ein junger kath. Priester, Stefan Schwarz, nach Zitište geschickt mit ungefähr 50-60 alten Leuten. Wir sollten in Zitište ein neues «Altersheim» aufbauen.

Als wir dort ankamen, wurden wir vom dortigen Direktor mit einer recht scharfen Rede in Empfang genommen. Er sagte unter anderem, dass niemand das Lager verlassen dürfe; alle unsere «Klamotten» aber mussten wir in die Magazine geben. Nur das Allernotwendigste durfte mit in die Zimmer genommen werden. Nur, wer je im Lager war, weiss, was dem armen Gefangenen seine «kleine Habe» bedeutet. Man klebt daran; es ist das «ein und alles»! Wir konnten und wollten uns daher nicht von unseren Habseligkeiten trennen. Aber wohin damit? Unter die Betten sollte nichts getan werden, und sonst durfte in den Zimmern auch nichts herumliegen. Schliesslich einigten wir uns dahin, dass wir unsere Klamotten teilten und jeder einen Teil ins Magazin abführte. Ich erhielt die Schlüssel zum Magazin und war verantwortlich dafür, dass dort alles ordentlich aufbewahrt wurde. Nun waren aber dort recht viele Ratten; die gingen alsbald ans Werk und zerfrassen dies und das. So wurden unsere Leute unzufrieden. Einer nach dem anderen trat mit der Bitte an mich heran, er möchte doch dies und das aus dem Magazin herausholen. Und das Ende der Geschichte: wir hatten hernach doch fast all unsere Habe in unsern Zimmern. (Nur einige Lumpen blieben in Gewahrsam.)

Mein Kollege Schwarz und ich hatten gleich am zweiten Tag unseres Aufenthaltes in Zitište ein Zimmer für uns allein bekommen, und so bestand denn für uns keinerlei Verbot mehr. Wir nahmen all unsre Sachen aus dem Magazin zu uns, und Vlado (der Herr Direktor) sagte kein Wort. Zu uns war Vlado immer gut; abends lud er uns zu sich ein. Dann hörten wir Radio (alle möglichen Sender!); so waren wir denn hinfort über die Geschehnisse in der «grossen Welt» bestens unterrichtet. Vlado, ein Dalmatiner, machte auch des Öfteren eine dalmatinische Nationalspeise und bewirtete uns. Wenn wir Pakete erhielten, so revanchierten wir uns bei Vlado und luden ihn zu uns ein. Und Vlado kam! Später verging kein Tag, an welchem Vlado nicht zu uns gekommen wäre.

Wir hatten auch hier in Zitište unsere eigene Heim-Küche. Hier waren lauter bezahlte Kräfte tätig: eine Köchin und zwei Gehilfinnen. Aber unsere alten Frauen halfen auch sehr oft mit, damit alles reibungslos ging. Jeden Morgen gingen wir mit Vlado in das Lebensmittelmagazin; dann fassten wir die Lebensmittel für den ganzen Tag (manchmal auch gleich für zwei Tage auf einmal). Das Brot wurde mittags von einem

⁴ St. Georgen a. d. Bega.

Bäcker gebracht; es war ein Mischbrot (aus Weizen- und Maismehl), aber zumeist gut. Überhaupt kann man die Verpflegung in Zitište «aufs ganze gesehen» gut nennen.

In Zitište hatten unsere lieben Alten wenig oder nichts zu tun. Von Zeit zu Zeit hiess es, den grossen Hof in Ordnung zu bringen; dann mussten wir die frühere Lager-Bäckerei in Ordnung bringen und einige Wochen hindurch das Brot für uns selbst backen. Aber Vlado kam bald wieder davon ab, und so konnten denn unsere Alten ein stilles, geruhames Leben führen. – Mein Kollege Stefi Schwarz hatte den Kanzleidienst und ich den Aussendienst. Aber für uns beide gab es da nicht besonders viel zu tun. Ich ging täglich zweimal zur Post. Die amtliche Post wurde in der Kanzlei abgegeben, die private allsogleich im Heime ausgeteilt. (In den ersten Tagen «zensurierte» Vlado unsere Post; hernach aber kümmerte er sich nicht mehr darum.) Unsere Alten durften auch in das Dorf gehen; nur das Betteln war strengstens untersagt. (Schon wegen dem «guten Ruf» unseres Heimes!)

Über ein Ding ärgerte sich Vlado oft. Jede alte Frau hatte unter ihrem Bett eine grössere oder kleinere Dose für die «kleine Not». Diese verbreiteten in den Zimmern recht oft eine nicht gerade «gute Luft». Vlado machte sich nun lustig über die «svabsko kultura» und sagte des Öfteren, bei ihnen in Dalmatien habe man das Clo nicht in der Stube.

Zitište liegt an der Bega und ist mit einer Schmalspurbahn mit der Welt verbunden. Die kleine Lokomotive hiessen sie «Ciro». Oft gingen Stefi und ich zum Bahnhof und schauten uns die «majestätische Anfahrt» des Ciro an. Das war für uns in Zitište: das Erlebnis! Täglich kam und ging ein Zügle. – Unser Heim war in einem früheren Schloss. Aber hier war vorher schon Jahre hindurch Lager, und so hatten denn diese Gebäude arg gelitten. Auch der einst herrschaftliche Park sah recht verwahrlost aus, aber trotzdem «lustwandelte» ich oft und gern darin.

Wir verbrachten hier in Zitište den Winter 1948/49. Es wurde uns täglich eine Holzration zugeteilt, d.h. ich nahm die Verteilung vor. Für jedes Zimmer war je nach der Grösse die Ration bestimmt, und es war ganz genau vorgeschrieben, wieviel kg Holz ein jeglicher zu bekommen hätte. Nun war das oft bitter wenig. (Vlado verheizte viel, und auch in unseren Kanzleien – auch in der Küche! – wurde nicht gespart.) Die Alten Leute beklagten sich und verlangten mehr Holz, und so gab ich denn oftmals noch ne «Zuwaage». Das hatte zur Folge, dass unser Holzvorrat frühzeitig zusammenschumpfte. Mein Kollege Schwarz und ich aber wussten uns zu helfen. Auf dem Speicher (Boden) «unseres Schlosses» waren hunderte von Betten (schwäbischen Ursprunges) aufgestapelt. Wir holten uns nun «so Insgeheim» einen Bett-Teil nach dem anderen herunter, zerkleinerten ihn mit einem Beilchen und verheizten das «so gewonnene» Holz. Oft waren wir gerade bei unserer «Holzarbeit», wenn Vlado kam, um uns zu besuchen. – Hinfort musste einer von uns immer auffassen. Denn diesen «Raubbau von Möbelhölzern» hätte auch der «gute Vlado» sicherlich nicht gutgeheissen! – Es stellte sich auch alsbald heraus, dass man diese Betten gut gebrauchen sollte. Noch während unseres dortigen Aufenthaltes wurde der eine Trakt des Schlosses renoviert und darin-

nen ein Schülerinternat eingerichtet. Die Betten wurden heruntergeholt und die einzelnen Teile zusammengesucht und hernach zusammengestellt. Und da fehlte denn so manches Kopf- oder Seitenteil. Unser Ofen hätte davon erzählen können, aber der schwieg; na, und selbstverständlich schwiegen auch wir «fein still» und verrieten unsere «Untat» nicht. (War es eine Untat? Es war Selbsterhaltungstrieb.)

Während unseres Aufenthaltes in Zitište wurden wir aufgefordert, eine Eingabe um die Rückerstattung der Staatsbürgerschaft zu machen, besser gesagt wurden diese Gesuche «von Amts wegen» gemacht. (Nur eine Familie, die früher in Rumänien beheimatet war und wieder dahin zurückgehen wollte, brauchte kein Gesuch einzureichen.) An eine Verweigerung der Unterschrift unter dies Gesuch war gar nicht zu denken. (Man wurde da gleich als Staatsfeind Nr. 1 betrachtet und mit «zatvor» – Gefängnis bedroht!) Ich dachte mir ja die Sache anfangs so: Ich lehne die Annahme der Staatsbürgerschaft ab und werde dann nach Deutschland abgeschoben. Aber von befreundeter Seite liess man mich wissen, dass eine Ablehnung allerhand schlimme Folgen nach sich ziehen würde. – Und so unterschrieb ich denn auch und wurde einige Wochen darauf frei.

Das Altersheim in Zitište wurde einige Monate nach meinem Abgange aufgelöst und die wenigen dort noch vorhandenen Insassen auf verschiedene andere Altersheime verteilt. Einige meiner früheren ZitiŠtier «Schützlinge» traf ich im Sommer 1951 in Novi Bečej, wo sie im dortigen Altersheim untergebracht waren.

Über das weitere Schicksal des Altersheimes in Rankovićevo/Karlsdorf berichtete mir heute mein einstiger Mitleidensgenosse Pfarrer Neumann wie folgt:

Das Altersheim Karlsdorf wurde nicht aufgelöst; es besteht auch heute noch. Nur als 1950 schon sehr wenige Insassen waren, wurden diese in das Gebäude übersiedelt, in dem früher die Kanzlei war. Dort fand ich noch über 10 alte Insassen aus unserer Zeit, als ich im Jahre 1955 aushilfsweise Karlsdorf seelsorgerisch betreute.

Ich will Ihnen aber eine interessante Tatsache berichten, die sich lohnt aufgeschrieben zu werden und die am 2. Weihnachtstag 1948 geschah.

Als wir Geistlichen am 11. Mai 1948 aus Neusatz nach Karlsdorf ins Altersheim eingeliefert wurden, wurde uns gesagt, dass die übrigen Insassen «Schützlinge» des Altersheimes sind, wir Geistliche aber weiter als «Lagerleute» geführt werden und für uns also das «Lagergesetz» massgebend ist. Damit wurde auch das Verbot begründet, dass wir nicht in die Kirche gehen durften. Wir alle meinten, dass die höchste Behörde so für uns entschieden hat, und fügten uns. – Am 2. Weihnachtstag kommt nun eine Inspektion aus dem Fürsorgeministerium (za sociaino staranje) unter der Führung einer Jüdin aus Neusatz. Ich komme eben mit Titus aus unserem Zimmer, um in die Kanzlei zu gehen, als die Inspektionsgruppe bei uns vorüberwollte (unter Führung des Bulatovic). Wie diese Frau uns bemerkt, sagt sie zu Bulatovic: «Ja, was wollen diese jungen Leute hier?» Er: «Wissen Sie, Genossin, das sind Popovi, und die UDBA hat es so beschlossen, dass diese hier sind!» – «Mir ist von einer solchen Verordnung nichts bekannt, und ich werde

so junge Leute nicht füttern», meinte der Gast. «Wie ich nach Beograd komme, wird dieser Unordnung ein Ende gemacht werden!» – Sie können sich vorstellen, wie wir zwei, Titus und ich, damals schimpften: Also hält man uns hier seit Mai, ohne dass man in Beograd etwas davon wusste! – Und wirklich, gleich im Januar kam aus der Innern-Abteilung Neusatz die Verordnung, von allen Geistlichen ausführliche Daten einzusenden. Dann war es wieder still, bis Mitte April!

Eines Nachmittags war ich allein in der Kanzlei, als das Telefon läutete. Als ich mich meldete, hörte ich: «Hier der Chef der Innern-Abteilung Alibunar. Wo ist Bulatovic?!» Ich: «In Beograd und kommt heute Abend!» Er: «Sage ihm, dass ich den Auftrag habe, Euch Popovi sofort freizulassen. Ihr könnt also gehen, wohin Ihr wollt!» – Das war eine Neuigkeit! – Als dann der Upravnik kam, berichtete ich ihm alles. Er machte ein sehr ernstes Gesicht und sagte: «Das hast Du falsch gehört. Ich habe andere Richtlinien.» Dann ging er hinein, machte die Tür zu und sprach lange mit dem Chef. Als er später herauskam, sagte er lächelnd: «So geht das nicht, wie Du Dir es vorgestellt hast. Ihr werdet erst dann frei, wenn Ihr einen Arbeitsvertrag mit einem Staatsunternehmen abgeschlossen habt. Priester könnt Ihr keinesfalls mehr sein!» – Wir müssen uns also zu einer Kanzleiarbeit verpflichten!

Bulatovic sprach auch gleich mit dem Direktor des «Poljoprivredno dobro Rankovićevo» (neugegründete Dorfgemeinschaft in Karlsdorf), der bereits am anderen Tag mich und Titus holen wollte. Da ich aber Bescheid wusste, liess ich mich nicht so leicht kleinkriegen. Zum Glück war B. nicht in der Kanzlei, als er kam. So war ich also «am Pferd!» – «Jesi li ti Najman?» fragte er. Als ich das bejahte, meinte er, dass Titus und ich weiter bei ihm in der Kanzlei arbeiten werden und den vorgeschriebenen Lohn erhalten werden. «Gut», sagte ich, «aber ich mache Sie aufmerksam, dass wir beide Universitätsbildung haben und Sie uns tarifmässig auch in diesem Sinne bezahlen müssen.» (Die Zahlung war damals merkwürdigerweise nicht nach Arbeit, sondern nach Qualifikationen bestimmt. Und diesen Umstand wollte ich mir zunutze machen, was mir vollkommen gelang.) «Was», staunte er, «Ihr habt Universität?!» «Selbstverständlich!» meinte ich. «Ja, soviel kann ich Euch nicht zahlen. Da muss ich mich schon um andere Arbeitskräfte umschaun.» Und mit dem hatten wir diese Gefahr los! Zum Glück war Bulatovic zu dumm und bemerkte nicht mein Manöver. Er hätte mich nämlich ruhig als gewöhnlichen Kanzlisten anstellen können, und ich wäre machtlos gewesen; mein Diplom hätte man im Ministerium einfach nicht anerkannt – was ich ja wusste. Ich machte eben den Versuch, und er gelang.

Drei Tage später gingen wir, Titus und ich, nach Alibunar zum «Chef», wo mir mein zweites Manöver gelang; ich sagte ihm, ich hätte in Werschetz einen Bruder, und ich möchte dort bei ihm wohnen, und in Werschetz werde ich mich schon um eine Arbeit umschaun. Dabei hütete ich mich zu sagen, dass mein Bruder Stadtpfarrer ist und ich unter «Arbeit» Seelsorge meinte. Der «Chef» ging darauf ein, und so bekam ich am 29. April 1949 meine Kennkarte ... Die Entlassung zog sich noch Monate hin (ich meine, die der übrigen Kollegen). Hoffmann und Keip kamen erst, so glaube ich, im Oktober frei. – Soweit der Bericht von Pfarrer Neumann.

Also, wie Du siehst, lieber Franz, hat die UDBA uns «popovi» auf eigene Faust (ohne Befragen und Wissen des Ministeriums!) noch lange Monate über die Lagerzeit hinaus festgehalten.

Aber auch diese Kalvarie fand ihr Ende. Heute sind fünf der kath. Geistlichen, die mit mir das schwere Los teilten, wieder im Banat als Priester eingesetzt, einer ist im Ruhestand, drei sind inzwischen verstorben und etliche üben ihr priesterliches Amt in deutschen Landen aus, teils in Österreich und teils hier im Bundesgebiet.

Im ersten Teil der Darstellung seiner Erlebnisse⁵ berichtet der Vf. Folgendes über seine Entlassung aus der Internierung und über seine Erlebnisse und Erfahrungen bis zur Ausreise nach Deutschland:

Meine Frau machte nach ihrer Freiwerdung ein Gesuch um das andere und verlangte mich frei. Aber alles Bitten und Betteln half nicht. Der allgewaltige Mann – Vid Dodig –, der über alle Lager zu sagen hatte, hatte für alles nur ein «Njet». Erst im März 1949 kam die Wende. Meine Frau wurde zum Geheimdienst befohlen und ihr gesagt, dass ihr Mann nunmehr entlassen werden könne, er müsse sich aber einbauen lassen in Titos Fünfjahresplan. Auch mich beorderte man nach Betschkerk zum dortigen Geheimdienst und bearbeitete mich. Schliesslich wurde ich müde und sagte zu. – Am 21. März 1949 wurde ich dann entlassen.

In Neusatz, wo meine Frau und Tochter am dortigen Krankenhaus arbeiteten, angekommen, musste ich mich bei Herrn Dodig melden. Er sagte mir in Gegenwart meiner Frau: «Wir haben Dich freigelassen, aber Du darfst nicht wieder zurück in Deinen Pfarrerberuf. Ja nicht einmal in der Nähe von Pfarrer und Kirche sollst Du gehen. Du hast Dich einzuordnen in unsere Arbeit.» Er fügte dann noch hinzu: «Pazi! Ich weiss alles. Und was ich nicht weiss, das wissen meine Leute. Du wirst beobachtet, darum nochmals: pazi!» Ich dachte bei mir: der wackre Schwabe forcht sich net – aber ich musste tatsächlich die Erfahrung machen, dass ich beobachtet wurde. Dodig war stets über uns gut unterrichtet. – Aber auch dieser «grosse Mann» ging elend zugrunde. Er starb an Mastdarmkrebs im Neusatzer Krankenhaus. Kurz vor seinem Tode trafen wir, meine Frau und ich, mit Dodig im Hofe des Krankenhauses zusammen. Dodig begrüßte uns «leutselig» und meinte spöttisch: «Seht Ihr, Gott bestraft mich, weil ich Euch schlecht behandelt habe!» Er meinte dann noch: «Jetzt geht's Euch gut und mir schlecht.» – Dodig hatte auch für mich im Neusatzer Krankenhaus eine Arbeitsstelle verschafft. Dort arbeitete ich zur vollsten Zufriedenheit meiner Vorgesetzten; ja sogar erhielt ich für meine geleistete Arbeit eine «schriftliche Belobung». Doch schon kurz nach dieser «Ehrung», nachdem ich in der Rechnungsabteilung die Restanten von mehreren Jahren aufgearbeitet hatte, wurde ich sang- und klanglos entlassen und auf die Strasse gesetzt. Dies geschah am 1. Mai 1951.

Zu damaliger Zeit hatte ich bereits mein Gesuch um Entlassung aus dem jugoslawischen Staatsverbände eingereicht, um nach Deutschland zu gehen, wohin uns unsere

⁵ Teilabdruck unter Nr. 55.

verheiratete Tochter Anneliese bereits im Dezember 1950 vorausgegangen war. Meine Vorgesetzten im Krankenhaus gaben mir den Rat, gegen die Entlassung Beschwerde zu führen, und versprachen mir dabei ihre tatkräftige Unterstützung. Ich aber machte keinerlei Kniefälle mehr, sondern betrieb nun umso eifriger meine Ausreise. Und doch dauerte es noch über ein Jahr, bis wir endlich den «Otpust Drzavljanstva⁶» erhielten. Am 23. August 1952 überschritt ich mit meiner Familie die deutsche Grenze.

Die Aberkennung und Zuerkennung der Staatsbürgerschaft war auch eine Sache für sich! In ihren «AVNOJ-Gesetzen» hatten sie doch allen Bürgern deutscher Volkszugehörigkeit die Staatsbürgerschaft entzogen. Und wie oft mussten wir es während der Lagerzeit hören, dass wir es ein für allemal verscherzt haben, jugoslawische Staatsbürger zu sein. Dodig betonte immer wieder: «Für Euch ist hier kein Platz mehr!» Und dann nötigten sie uns ihre Staatsbürgerschaft dennoch auf, ja bedrohten uns: «Wer nicht Staatsbürger wird, fliegt zurück ins Lager!» Mich liess man erst gar nicht heraus ohne die Unterschrift unter das Gesuch um die Staatsbürgerschaft⁷. Hernach aber kassierten sie «schwere Gelder» von den Schwaben, die um den «Otpust» nachsuchten. Man zahlte zuerst 3'000 Dinar und später 12'000 Dinar und mehr pro Person für die Entlassung aus dem Staatsverbände. Viele mussten ihre letzte Habe verschleudern, um sich loskaufen zu können. – Mein Glück war meine Schwester, Elise Rechenwald, in Amerika, die mich tatkräftig unterstützte. Ohne ihre Mithilfe wäre ich wohl nie und nimmer dem «Paradiese Titos» entronnen.

Nr. 81

Bericht der Korrespondentin Wilhelmine Slavik aus Gross-Betschkerek (Veliki Beckerek) im Banat.

Original, 9. Mai 1958, 5 Seiten, mschr.

Die Lebensverhältnisse der nach Auflösung der Lager im Jahre 1948 in ihre Heimatstädte im Banat entlassenen Volksdeutschen bis zum Jahre 1952, die Modalitäten für die Ausreise nach Deutschland.

Nach der Auflösung der Lager wurden die Menschen in Freiheit gesetzt und aus den Lagern entlassen. Jene, die in Städten wie Betschkerek, Kikinda, Werschetz gewohnt hatten, wurden dorthin entlassen, und da sie zumeist Angehörige hatten, die an Andersnationale verheiratet und dadurch vom Lager verschont geblieben waren, nah-

⁶ Entlassung aus der Staatsangehörigkeit (gemäss Art. 19 und 20 des Gesetzes über die Staatsangehörigkeit der FNRJ).

⁷ s. hierzu Einleitende Darstellung, Kap. III, 2 b.

men diese sie auf, für kürzere oder längere Dauer. Es waren zumeist nur Frauen und Kinder, Männer waren nicht viel mehr übrig¹. ..

Wohnungen wurden sehr wenigen Frauen zugewiesen, die meisten mussten bei Verwandten unterschlüpfen, bis sie sich Arbeit fanden und dann möblierte Zimmer bezahlen konnten. Schneiderinnen fanden am ehesten Arbeit in den staatlichen Schneiderwerkstätten. Auch Frauen, die noch kräftig genug waren, um die Strapazen einer Köchin aushalten zu können und auch kochen konnten, wurden bei Betriebskantinen oder Gasthäusern angestellt und bekamen den tarifmässigen Lohn, wie jede andere. Am schlimmsten waren die Alten und die zu sejr Geschwächten oder Kranken dran, denn diese fanden schwer Aufnahme. Ich kannte eine Frau, die hat 3 Jahre nach der Entlassung aus dem Lager Rudolfsnad noch immer kein Zimmer gehabt und schlief abwechselnd bald bei dem einen, bald bei einem anderen Bekannten, bis sich eine Frau ihrer erbarmte und sie zu sich ins Zimmer nahm².

¹ Nach den Ergebnissen der jugoslawischen Volkszählung vom 15.3.1948 (Statisticki Biltin, Jg. 1, H. 1, Belgrad Juli 1950, S. 16 f.) wurden ca. 22'200 männliche und 33'100 weibliche Personen gezählt; in den Altersklassen von über 20 Jahren war das Verhältnis 12'450 zu 23'450; s. Einleitende Darstellung, Kap. IV, Statistischer Überblick, Anm. 18.

² Wie die Vfn. selbst zu einem Arbeitsplatz kam, schildert sie in einem weiteren Bericht über die Ereignisse von 1941-52; darin heisst es: «Vor 1941 war ich Beamtin in einem grossen elektrotechnischen Betrieb und habe hauptsächlich die deutsche Korrespondenz versehen mit unseren Lieferfirmen in Deutschland; jetzt war dies ein staatlicher Betrieb und getraute sich keine Deutsche aufzunehmen, trotzdem sie grosse Not an guten, erprobten Arbeitskräften hatten. Um aber mich und meine alte Mutter erhalten zu können, musste ich Arbeit finden um jeden Preis. Ich ging also als Hausangestellte zu einer serbischen Familie, die mich von früher kannten, da sie einmal bei uns im Hause gewohnt hatten. Dort arbeitete ich fast ein Jahr, bis mich ein Leiter in einem staatlichen Betriebe, der vor dem Kriege ein eigenes Unternehmen hatte und mich aus unserem Betriebe gut kannte, rufen liess und mich fragte, ob ich in seiner Abteilung, in der Buchhaltung und Kalkulation, arbeiten wollte. Ich sagte selbstverständlich zu, denn ich musste Brot verdienen, und mein Arbeitsplatz war mir schon halbwegs gekündigt worden, da die Privathaushalte infolge der sehr ungünstigen Wirtschaftsverhältnisse keine Angestellte mehr zahlen konnten.

Bevor aber dieser Abteilungsleiter bei der Direktion dieses staatlichen Betriebes – es war das grösste staatliche Bauunternehmen Jugoslawiens in Betschkerek (jetzt heisst unser Betschkerek ‚Zrenjanin‘, nach einem serbischen Freiheitskämpfer und Partisanen) – mich aufnehmen konnte, waren grosse Streitigkeiten zwischen meinem Chef, dann dem Direktor des ganzen Betriebes einerseits und dem kommunistischen Parteimitglied und Personalchef, genannt «personalac», andererseits. Dieser aus einem gewöhnlichen Spenglergehilfen zum Personalchef gewordene KP (partijasch) wollte es nicht zulassen, dass eine ‚Deutsche‘ in seinem Betriebe aufgenommen werde, und erst als ihm der Direktor und mein Chef erklärten, dass sie ohne geschulte Arbeitskräfte nicht arbeiten und daher ihren Verpflichtungen auch nicht nachkommen können, gab er nach, und ich wurde aufgenommen. Er kam aber täglich ins Zimmer oder beobachtete mich durch das Fenster im Gang, wenn er vorüberging, und sagte es mir einmal vor meinem Schreibtisch stehend, dass er mich als ‚Deutsche‘ hasse, weil ihm die Deutschen im Kriege in Banica im KZ-Lager eingesperrt hatten. Auf solche Reden konnte und wollte ich gar nicht antworten, schliesslich konnte ich ja nichts dafür, dass ihm dies passiert war. – Ich arbeitete 3 Jahre in diesem staatlichen Betrieb.»

Jene Landsleute, die früher in Gemeinden gewohnt hatten und Bauern mit eigenem Grund und Boden waren, deren Heimatgemeinden aber mit Bosniern besiedelt waren, konnten natürlich nicht mehr dorthin entlassen werden, sondern wurden als Halbfrei-Halbeigene auf die staatlichen Güter als landwirtschaftliche Arbeiter verpflichtet. Als Wohnung wurden ihnen Baracken zugewiesen, und aus ihrem Arbeitslohn mussten sie sich selbst verköstigen mittels Lebensmittelkarten, die ihnen als Arbeiter zugeteilt wurden⁸. Arbeitende und Kinder bekamen zumeist die Lebensmittel, wie Fett, Mehl, Zucker regelmässig zugeteilt; jene Frauen aber, die zuhause die Hausarbeiten besorgten für ihre arbeitenden Familienmitglieder, kochten und die wenige Wäsche wuschen und ausbesserten, die bekamen zumeist wenig oder gar nichts, besonders kein Fleisch und kein Fett. Diese hatten die sogenannten K-Karten, und die waren fast nichts wert. Die Arbeitenden bekamen R-Karten, und auf diese wurden die Lebensmittel zumeist auch zugeteilt. Nachdem aber auch diejenigen mit K-Karten leben mussten, blühte der Schwarzhandel, und besonders profitierten die Bosnier an diesem Mangel, denn ihnen mussten die geforderten Wucherpreise für Zucker und Fett bezahlt werden, oft von denselben Deutschen, deren Häuser und Felder sie vom Staate erhalten hatten. Ebenso war es auch in den Städten, denn die aus den Lagern entlassenen Frauen, die nicht mehr so arbeiten konnten, um in staatlichen Betrieben arbeiten zu können, bekamen alle nur K-Karten; und ihre arbeitenden Angehörigen mussten die Wucherpreise bezahlen, um auch sie am Leben erhalten zu können. Textilkarten bekamen eigentlich nur die mit R-Karten, also die Arbeitenden; und da jeder, der aus dem Lager kam, vollkommen abgerissen war, wurden Wucherpreise für ganz mindere Ware erzielt; und da alle Geschäfte, überhaupt alles verstaatlicht war, floss das ganze Geld wieder dem Staate zu, und die Menschen, die durch die Norma-Treiber in den Betrieben zu immer grösseren Leistungen angetrieben wurden, hatten wirklich nur das nackte Leben für ihre Mühe und Plage.

Diejenigen, die Pakete aus dem Ausland von ihren Angehörigen bekamen, waren glücklich; man musste aber auch dort dem Staatssäckel seinen tribut leisten; und sehr

Hierzu erklärt die Vfn. noch: «Ich muss der Wahrheit die Ehre geben und ausdrücklich betonen, dass die ungarische wie auch jene serbische Bevölkerung, die nicht zu den Kommunisten zählte, uns gegenüber sich hilfsbereit benommen hat, als wir aus dem Lager entlassen wurden und mit leeren Händen dastanden. Auch später, als wir schon in Arbeit standen, kann ich nicht behaupten, dass ausser den Kommunisten uns jemals jemand angegriffen hätte, weil wir Deutsche waren. Das Leben war in jener Zeit für alle schwer und ist es auch heute noch für viele.» Im weiteren vermerkt die Vfn. noch: «Von zurückgebliebenen deutschen Kindern hörte man oft; sie waren in Heimen, konnten nur Serbisch sprechen und nur mit zyrillischen Buchstaben schreiben. Ich sah einen solchen ‚Deutsch‘ mit zyrillischen Buchstaben geschriebenen Brief eines armen Mädchens aus einem Heim, irgendwo unten an der Adria. Sie bat die Frau, der sie den Brief geschrieben hat und die ihr zufällig auf einem Urlaub begegnet war, dass sie, falls sie nach Deutschland käme, nach ihrer Mutter suchen sollte, die damals im Jahre 1944 zu Weihachten nach Russland verschleppt wurde. Solche Kindertragödien waren keine Seltenheit.» (Original, 7. März 1958, 29 Seiten, mschr.)

³ s. Bericht Nr. 77.

oft beklagten sich die Empfänger von Paketen, dass aus dem Inhalt fehlte oder dass gute Kleidungsstücke gegen ganz mindere Inlandware, wo innen noch der Stempel der jugoslawischen Fabrik sichtbar war, ausgetauscht wurden beim Zoll und der Post. Falls sich jemand zu klagen erdreistete, wurde er bedroht, eingesperrt zu werden, falls er sich unterstehe zu sagen, dass er nicht das ihm Zugeschickte erhalten habe. – Ganz so geschah es ja auch mit den Liebespaketen der ausländischen Caritasorganisationen, die für die in den Lagern Schmachtenden geschieht wurden und seitens der Lagerkommissionen und Lagerleitung zu eigenen Zwecken verwendet wurden. Die Tee- und Kaffeesendungen, die vielleicht einem manchen Leidenden im Lager hätten helfen können, wurden schon in den Lagerkanzleien in Betscherek und der Rest beim Lagerkommandanten ergattert, und die Armen im Lager bekamen nichts davon.

Als in den Jahren 1949-1950 die Angehörigen in Österreich und in Deutschland den Wunsch äusserten, ihre Familienangehörigen zu sich kommen zu lassen, und Schriften von den zuständigen Ministerien ihrer derzeitigen Heimatländer sandten, versuchten viele, die Bewilligung zur Auswanderung zu ihren Angehörigen zu erhalten. Anfangs verhielt man sich an zuständigen Stellen vollkommen ablehnend. Man sagte uns, dass wir jetzt nach Abbüßung unserer Schuld im Lager wieder jugoslawische Staatsbürger sind und als solche am Aufbau des Staates mitarbeiten müssten. Nachdem aber die grösste Zahl der Zurückgebliebenen kaum erwarten konnte, wieder mit den Angehörigen vereint zu sein, suchte man Mittel und Wege, um hinauszukommen. Manche entschlossen sich zur Flucht; da aber diese sehr erschwert wurde, konnten es sich nur wenige leisten. Der grössere Teil der Zurückgebliebenen suchte sich Rat und Hilfe bei Advokaten, und wenn es dem einen oder anderen geglückt war, in vereinzelt Fällen, tatsächlich hinauszukommen, so wurde dies dem Einfluss des betreffenden Advokaten zugeschrieben und derjenige konnte sich dann kaum seiner vielen Klienten erwehren.

Wir hatten schon im Jahre 1950 die Zuzugsgenehmigung für Bayern, und trotzdem konnten wir erst im Oktober 1952 endlich doch herauskommen. Wir hatten schon Anfang des Jahres 1951 den Betrag zu unserer Entlassung aus der Staatsbürgerschaft entrichtet, es war am Anfang pro Person Dinar 1'500 zu bezahlen; damals war aber die Kaufkraft des Dinars noch grösser, und die Rente eines mittleren Angestellten betrug damals nicht mehr als 2'000 bis 2'500 Dinar. – Diese Ablöse aus der Staatsbürgerschaft wurde aber binnen Kürze auf 6'000 Dinar und bald auf 12'000 Dinar erhöht, was den meisten Menschen schier unerschwinglich war, da ja jeder mit ganz leerer Hand aus dem Lager kam und sich das Allernotwendigste erst mühsam musste erarbeiten. Da wir deutsche Menschen aber zäh und ausdauernd sind, gelang es doch den meisten, das Geld zusammenzubringen und einzuzahlen. – Von nun an warteten wir täglich auf unsere Entlassung aus der Staatsbürgerschaft, um dann die nötigen Schritte zur Auswanderung einzuleiten und das Geld für die Reisespesen zusammenzubringen und für die nicht unerheblichen Spesen des Advokaten. Es kam lange nichts, und die Menschen fuhren nach Belgrad zum Ministerium des Innern und zur Deutschen Gesandtschaft, um ihre Ausreise zu beschleunigen. Im Ministerium sagte man uns immer, unsere Schriften wären

nicht gut und sie könnten uns auf Grund dieser nicht entlassen; sie sagten aber nie, was daran nicht gut sei und wie die Schriften lauten müssten, um ihrerseits akzeptiert zu werden.

Endlich gelang es mir im Jahre 1952 zu den pravoslavischen Ostern, in Belgrad» im Vorraum des Innenministeriums zufällig eine deutsche Frau zu treffen, die mich bat, mit ihr zum Nacelnik (Beamter) zu kommen und ihre Schrift dort vorzulegen, die sie eben erst von ihrem Sohn aus München erhalten hatte. Sie sagte mir, dass sie nicht Serbisch sprechen könne und ich daher statt ihrer sprechen sollte. Wir kamen vor den Nacelnik, und als ich ihm das deutsche Schriftstück in die Hand geben wollte, wies er es mit der Begründung zurück, dass er diese Sprache nicht kenne, ich ihm daher es auf Serbisch übersetzen sollte. Als ich dies tat und zu Ende gelesen hatte, sagte er, dass dieses Dokument gut sei, wir sollten es beim öffentlichen Notar und Dolmetscher übersetzen und beglaubigen lassen und dann einreichen.

Ich schrieb mir das Schriftstück des Bayerischen Innenministeriums gleich ab, ging damit hinauf zur Deutschen Gesandtschaft, machte dort oben auf einer Schreibmaschine Durchschläge für alle Deutschen, die dort waren und darum baten, und fuhr dann nach Betschkerek nach Hause und gab an alle, die zu mir kamen, Abschriften dieser Schrift. Alle liessen es übersetzen und beglaubigen und reichten es ein; und manche hatten das Glück, schon im Mai 1952 die Entlassung aus der Staatsbürgerschaft zu erhalten, und viele fuhren schon im Juni zu ihren Angehörigen nach Deutschland.

Die Entlassung für mich und meine alte Mutter verzögerte sich sehr, da man scheinbar mir gegenüber misstrauisch war, da ich doch in ihrem Regime drei Jahre arbeiten musste und zuviel von ihrem System der Ausbeutung kennengelernt hatte. Endlich gelang es unserem Rechtsanwalt in Belgrad doch, unsere Entlassung zu erwirken, und wir konnten nach Bezahlung der erheblichen Kosten des Advokaten und der Bahnfahrkarten Mitte Oktober Jugoslawien endlich verlassen. Der ganze Zug war nur mit Deutschen überfüllt; man musste in Belgrad durch Bestechung von Bahnangestellten Sitzplätze ergattern, da das Reisegepäck schon vorher beim Zollamt durchsucht und dann in den Frachtwaggons verstaut worden war.

Die Serben selbst und auch die Ungarn, die nicht in Lagern waren und so kein Recht hatten auszuwandern, beneideten uns arme Menschen, weil wir in die Freiheit gehen konnten.

Nr. 82

Bericht des Pfarrers Franz Werner aus Startschowa (Starčevo), Bezirk Pantschowa (Pančevo) im Banat.

Niederschrift einer Tonbandaufnahme (vom Berichterstatter korrigiert und bestätigt), Juni 1958, 13 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Die Wiederverleihung der bürgerlichen Rechte und die Eintragung der Volksdeutschen ins Register der Staatsangehörigen; ihre Lebens Verhältnisse in Jugoslawien nach Auflösung der Lager; Zerstörung von Kirchen und Friedhöfen deutscher Gemeinden im Banat.

Im ersten Teil seiner Aussagen erzählt der Berichterstatter über Ereignisse in seiner Pfarrgemeinde Startschowa nach der Besetzung durch sowjetische Truppen und Partisanen¹; über die allgemeine Internierung der volksdeutschen Einwohner am 3. Mai 1945, aus der er selbst mit seinen Eltern durch Intervention von Kroaten der Gemeinde nach einigen Wochen wieder entlassen wurde; über die Ankunft von ca. 700 serbischen «Kolonisten» im März 1946 und deren Verhältnisse zu den einheimischen Serben und Kroaten. – Der Berichterstatter blieb in Startschowa bis zu seiner Ausreise nach Deutschland.

Ich bin legal 1952 herausgekommen. Ich habe eine einmalige Ausreise bekommen und wurde vom Erzbischof Ujčić in Belgrad beurlaubt. Bei uns war es damals heiss um mich. Und ich bin damals nach Belgrad zum Erzbischof und hab ihm gesagt: «Exzellenz, ich möcht halt gern in eine andere Diözese, hier ist es heiss um mich.» Und da sagte er, dass er mich nur beurlauben könne, nicht entlassen. Ich bin dann zu einem Rechtsanwalt, dessen Namen ich gekannt habe. Dort angekommen, begrüsst mich seine Mutter: «Pa to je gospodin paroh iz Starceva².» Sag ich: «Dobro, gospodjo, pa odakle Vi mene poznajete?» – «Pa mi smo bili zajedno u svatovima³!» Wir waren gelegentlich gemeinsam auf einer Hochzeit. Jetzt sag ich dem Anwalt mein Anliegen: Ich möchte gern auswandern nach Deutschland; ob ich kann. Sagt er: «Warum nicht?» Und ich fürcht die UDBA. Sagt er: «Keine Angst, sie haben kein Recht, Sie zurückzuhalten. Bitte, sie können es schon tun, aber nach dem Gesetz haben Sie das Recht, auszuwandern. Nur müssen Sie alle Dokumente besorgen.» Man musste sich nämlich staatenlos erklären lassen und als Staatenloser kann man auswandern. Wir waren ja alle staatenlos. Im Jänner 1948 sind wir aufgefordert worden, wir können die Staatsbürgerschaft annehmen. Jetzt war es bei mir aber: Ich habe gewusst, wenn der Pfarrer im Dorf die Staatsbürgerschaft annimmt, daran haben die Behörden Interesse, denn dann werden die restlichen Deutschen, die noch dort leben, ebenfalls dasselbe tun.

¹ Teilabdruck in Anmerkungen zu Bericht Nr. 35.

² «Ja, das ist ja der Herr Pfarrer aus Starčevo.»

³ «Gewiss, gnädige Frau, aber woher kennen Sie mich?» – «Wir waren doch zusammen auf Hochzeiten!»

Nach der Entlassung aus dem Lager wurde 1948 bekanntgegeben, dass man die Staatsbürgerschaft erwerben könne. Man war verpflichtet, sich auf der Gemeinde zu melden. Wir mussten nur eine Unterschrift geben, und wir waren schon Staatsbürger. So schnell es gegangen ist, die Staatsbürgerschaft zu verlieren, so schnell war's auch, sie neu zu erlangen⁴. Ich hab sie angenommen. Ja, weil bei mir war's immer so: Wenn ich sie nicht annehme, dann nehmens die anderen auch nicht an. Der Pfarrer war [deshalb den Behörden] immer ein Dorn im Auge. Also hab ich sie angenommen. – Ich hab sie aber auch als erster wieder gekündigt.

Von den insgesamt 1'000 Deutschen in Startschowa im Jahre 1944 lebten auf den Staatsgütern und sonstwo verstreut, als ich die Heimat verliess, nicht mehr als 200 Leute. Sie waren in den «Ekonomije» beschäftigt und erhielten nach der Entlassung aus dem Lager Löhne wie andere Arbeiter. Es war eigentlich in der Besoldung kein Unterschied. Viele Startschowaer waren auch im Pantschowaer Ried beschäftigt. Es waren dort einige Familien auf der Vojna basta (Militärgarten). Viele sind dann in die Stadt abgewandert. Als Arbeiter waren unsere Leute sehr beliebt. Wir haben einen Verwalter gehabt, einen Milicev Drago, einen Serben, der sehr gut zu uns war. Es ist den Schwaben auf den Staatsgütern im allgemeinen nicht schlecht gegangen. Nur einer war da, ein gewisser Dusan Babic, der war brutal, er hat einen von Unseren erschossen. Da war einer zum Tode verurteilt, der ist vom Gefängnis in Pantschowa geflüchtet und unglücklicherweise war seine Frau auf dem Staatsgut. Er war zweimal dort. Und an einem Sonntagmorgen ist er wieder gekommen. Da hat man genau aufgepasst, bis er kommt, und man hat ihn erschossen. Er hat Martin geheissen, aus Starčevo, er war Fleischhauer. (Seine Familie ist heute in USA, seine Frau und zwei Kinder.) Aber sonst sind die Leute, die im Arbeitslager dort waren, man muss sagen, gut behandelt worden. Die Verwalter waren immer Einheimische, oftmals waren es Nachbarn, die ja dann Rücksicht genommen haben. Die Gemeinde wollte ja auch etwas erzeugen, und da dachte man, es sei immer besser, wenn ortseigene Arbeiter da sind, als wenn Fremde beschäftigt werden müssen. Denn die Eigenen werden immer auch mehr Interesse haben, die Wirtschaft des Dorfes anzukurbeln.

Die Deutschen haben nach der Entlassung aus den Lagern, auch wenn sie die Staatsbürgerschaft angenommen haben, nichts zurückbekommen. Gar nichts. – Erst kürzlich hörte ich, dass der eine oder andere, der dort geblieben ist, sich ein Haus gekauft hätte, aber nicht sein eigenes. – Sie durften auch nicht in ihre Häuser zurückgehen.

Ich glaub kaum, dass heute noch mehr als zehn deutsche Familien in Startschowa leben. Aber sehr viel deutsche Frauen, die an Kroaten verheiratet sind, leben noch unten. Zwischen Deutschen und Kroaten kamen schon früher oft Mischehen vor. Wenige zwischen Serben und Kroaten, vor allem wegen der Glaubensverschiedenheit. Erst nach 1945 fielen alle Schranken, und konfessionelle Mischehen waren auf der Tagesordnung. Merkwürdigerweise entstand 1951 diesbezüglich wieder eine ganz neue Situation, da-

⁴ s. hierzu Einleitende Darstellung, Kap. III, 2 b.

mals flaute die erste Begeisterung über die Verbrüderung wieder ab, und Serben und Kroaten heirateten wieder weniger untereinander.

Die Pfarre Starčevo hat zur Zeit wieder einen Seelsorger. Es ist ein junger Priester, ein Ungar, gebürtig aus der Nachbarspfarre Skorenovac. Er spricht sehr gut Kroatisch. Nach den Berichten aus Starčevo geht es ihm zur Zeit gut, und das Volk ist sehr zufrieden. Er betreut auch noch eine zweite Pfarre, Ivanovo. Die Kirche in Starčevo wie auch die in Ivanovo sind erhalten geblieben. Die Ivanovoer war zwar durch die Kriegsergebnisse beschädigt, wurde aber dank der Hilfe der Gläubigen wieder hergerichtet, ja sogar die damalige Gemeindeverwaltung hat mitgeholfen bei der Instandsetzung des Gotteshauses.

Sehr segensreich wirkten im südlichen Teil des Banates die Franziskaner in Pančevo. Sie mussten doch überall aushelfen, wo nur eine Lücke entstanden ist. – Die jetzt noch im Banat lebenden deutschsprachigen Priester üben ihre Tätigkeit in voller Ruhe aus. Es gibt noch eine schöne Zahl solcher Priester. Von den meisten hört man, dass sie nicht auswandern wollen.

In der Pfarre Pančevo wurde nach der Katastrophe unseres Volkes zum erstenmal wieder in einer gemischtsprachigen Gemeinde des Banats Deutsch gepredigt. Ein Franziskanerpater hat hier 1948 mit einer Abendmesse und anschließender deutscher Predigt begonnen.

Das katholische Banat ist stark dezimiert worden. Viele Kirchen sind niedergeissen: Homolitz, Ban. Brestowatz, St. Hubert, Nakovo, Heufeld, Kathreinfeld, Kiek, Ernsthäuser u.a. Die Kirche von Sigmundsfeld steht noch. Ich weiss, wie es beispielsweise in Homolitz war: Eines Tages kommen Kroaten zu mir in ihrer Bestürzung: «Gospodine, hoće da nam sruse crkvu!»⁵ – Ich gleich zum Erzbischof nach Belgrad und melde es ihm. Dort verfasste ich ein Protokoll. Erzbischof Ujčić ist damit zur «Verska komisija»⁶ gegangen, um zu intervenieren. Man hat dort alles versprochen, und eines Tages hat man einfach begonnen, die Kirche niederzureissen. Nach drei Jahren, als die Kirche niedergeissen war, kommt mal ein Kunstkennner vom Denkmalschutzamt. Das Homolitzer Altarbild vom serbischen Maler Popović hatte kunstgeschichtlich einen gewissen Wert. Popović war ein bekannter Kirchenmaler. Na, und der Mann vom Denkmalschutzamt kommt und stellt sich vor. Und ich war ganz reserviert und amtlich, worauf er mir sagte: «Gospodine, vidim, da se Vi mene bojite!»⁷ Ich erklärte ihm den ganzen Hergang, weil er es nicht glauben wollte, dass man auch dieses Kunstwerk vernichten wollte. Das Bild fand man in einer Scheune.

Auch die Friedhöfe sind ganz vernichtet. Ich habe selbst die Kirchenruine von Kiek gesehen, bin an den Resten der Kirche von Kathreinfeld vorbeigefahren. Homolitz war

⁵ «Herr, man will uns die Kirche zerstören!»

⁶ Kirchliche Kommission.

⁷ «Mein Herr, ich sehe, Sie fürchten sich vor mir!»

ein grosser Schutthaufen. Das Pfarrhofgebäude wurde in einen «Zadruzni dom»⁸ umgebaut. – Wir haben im Banat die Hälfte der Pfarreien verloren. Heut gibt's im Banat eigentlich nur ungarische Katholiken und Kroaten, ganz wenig tschechische und bulgarische Katholiken.

Nr. 83

Erlebnisbericht des Apothekers Josef Wagner aus Esseg (Osijek) in Slawonien.

Original, 14. Juli 1958, 11 Seiten, mschr. Teilabdruck.

Erlebnisse und Erfahrungen des Vfs. nach seiner Entlassung aus der Haft und bei seiner Ausreise aus Jugoslawien im Jahre 1958.

Nach der Schilderung der Verhältnisse im Internierungslager Valpovo, seiner Verhaftung in Esseg nach der Entlassung aus der Internierung im Mai 1946, seines Prozesses, in dem er zu 17monatiger Haft verurteilt wurde, und der Behandlung der politischen Häftlinge in der Straf-anstalt Lepoglava bis zu seiner Entlassung Ende Oktober 1947¹ berichtet der Vf. weiter:

Ich bin von Lepoglava direkt nach Agram. Nach Esseg wollte ich nicht mehr. In Agram habe ich mich polizeilich gemeldet. Ich war zwar immer noch ein «Svabo», aber ich kann nicht sagen, dass ich persönlich nach all diesen Schikanen und Torturen noch benachteiligt worden wäre. Die Strafe, die mir auferlegt worden war, schien also als ausreichende Busse dafür angesehen worden zu sein, dass ich deutscher Abstammung bin.

Inzwischen ist auch das politische Klima ein bisschen anders geworden. Es ist der Zwiespalt zwischen Jugoslawen und Russen gekommen², und die Behandlung der Deutschen hat sich ein bisschen liberalisiert.

Es sind dann oft menschlich sehr komische Situationen entstanden, und wenn es nicht so tragisch wäre, könnte man heute darüber lachen. So ist es oft vorgekommen, dass ein Deliquent in Lepoglava sitzen musste, weil er seinerzeit über Stalin geschimpft hatte. Als er dann nach Abbüsung einer gewissen Strafe wieder frei wurde, waren die Gegensätze zwischen Tito und dem Weltkommunismus schon so verschärft, dass er nun eingesperrt wurde, weil er Stalin lobte. Nun wurde er eingesperrt, weil er Kominformist war. Es hat eine Zeit gegeben in Jugoslawien, in der man sich kein ärgeres Verbrechen vorstellen konnte als Kominformist zu sein.

Mir ist nirgendwo bekanntgeworden, dass man mir nach den AVNOJ-Beschlüssen als Volksdeutschem die Staatsbürgerschaft aberkannt hätte. Jedenfalls, als ich aus Lepo-

⁸ Genossenschaftsheim.

¹ abgedruckt unter Nr. 68.

² Die Auseinandersetzung zwischen Stalin und Tito wegen dessen Föderationspolitik auf dem Balkan und der Kominform-Konflikt 1948.

glava entlassen wurde, hatte ich wegen der Staatsbürgerschaft keine Schwierigkeiten³. Erst als ich im Jahre 1958 mich um eine Ausreise nach Deutschland bemüht habe, musste ich zuerst meine jugoslawische Staatsbürgerschaft amtlich löschen lassen. Es hat mich 12'000 Dinar gekostet. Um die Löschung der Staatsbürgerschaft zu erreichen, muss ein Gesuch an das Innenministerium gemacht werden, beigegeben werden muss eine Bescheinigung über die im Lager verbrachte Zeit oder aber, falls diese nicht vorhanden ist, durch Zeugen vor Gericht bescheinigte Aussagen über die verbrachte Lagerzeit (2-3 Zeugen). Wenn man nachweisen kann, dass man als Volksdeutscher interniert war, bekommt man ohne weiteres die Löschung der Staatsbürgerschaft. Bei mir hat es lange gedauert, denn im allgemeinen lässt man heute Intelligenzberufe aus Jugoslawien schwer heraus. Es ist auch ein Mangel an Apothekern. Als ich aber doch beharrlich darauf bestand, konnte man mir diese Löschung nicht vorenthalten. Bei mir war vor allem auch entscheidend, dass ich noch nach der Lagerzeit 17 Monate in Lepoglava verbringen musste, wo ich ja deswegen verurteilt war, weil ich Deutscher bin – ohne dass man in der Lage war, mir ein konkretes Delikt anzukreiden.

Anhang: Das Volksdeutschen-Problem spielt im öffentlichen Leben Jugoslawiens, besonders was die Presse anbelangt, überhaupt keine Rolle mehr. Es fällt in keiner Weise ins Gewicht; weder in Zeitungen, noch in Vorträgen, noch in wissenschaftlichen Werken kann man darüber etwas hören. Das Problem ist in den Umbruchsjahren 1944–1948 so radikal gelöst worden, dass es sich die Machthaber heute ersparen können, darüber zu diskutieren. Aber sie haben nur einen Teil der Minderheitenfrage in Jugoslawien gelöst, denn das deutsche Problem war ja nur ein Teil der Minderheitenproblematik. Nach aussen hin haben sie das Minderheitenrecht den einzelnen Völkern grosszügig zugestanden, besonders Ungarn, Rumänen, Bulgaren, Mazedoniern, Türken. – Die deutsche Minderheit ab 1944 hat überhaupt keinen staatlichen Schutz genossen, und ihre Ausrottung wurde rücksichtslos und ohne menschliche und moralische Hemmungen durchgeführt. – Das Problem ist nicht existent, und doch bleibt es ein ungelöstes Anliegen, das einer Klärung bedarf.

Anlässlich des Abbruchs der politischen Beziehungen zwischen Jugoslawien und Deutschland 1957 hat man neuerdings eine reservierte Haltung der Behördenvertreter den Resten der deutschen Bevölkerung gegenüber verspürt⁴.

³ Zur Problematik der Staatsbürgerschaft der Volksdeutschen in Jugoslawien nach 1944 s. Einleitende Darstellung, Kap. III, 2 b.

⁴ Zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen der Bundesrepublik Deutschland mit der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien, die seit der Umwandlung der beiderseitigen Missionen in Botschaften am 8. Dezember 1951 bestanden hatten, kam es am 19. Oktober 1957 wegen der Anerkennung der sog. Deutschen Demokratischen Republik durch Jugoslawien und der Aufnahme diplomatischer Beziehungen mit ihr.

Nach einigen Reflexionen über die Problematik der Beziehungen zwischen den Deutschen und den anderen Völkern in Jugoslawien während der letzten beiden Jahrzehnte und über die kroatisch-serbischen Gegensätze fährt der Vf. fort:

Obwohl ich meine Heimat sehr geliebt habe und ich mich dort bis zu den schicksalhaften Ereignissen 1944/45 gut gefühlt habe und dort ein sorgloses, gesichertes Leben führen konnte, muss ich nach all diesen Schikanen eingestehen, dass ich freudig in ein mir unbekanntes Land – aus dem meine Ahnen einst nach dem Südosten gezogen sind und das ich nicht gekannt habe, auch die Lebensbedingungen mir hier unbekannt waren – hinübergezogen bin und heute auch keinerlei Heimweh nach meiner einstigen Heimat verspüre.

Mein Privatvermögen (ein Feld, Hausbesitz, ein Weingarten in Vukovar) wurde nach 1944 alles konfisziert. Eine Bescheinigung darüber habe ich erst nach meiner Verurteilung bekommen.

Mein Urgrossvater ist vor 204 Jahren aus dem Schwarzwald ausgezogen. Generationen meiner Familie haben in Kroatien gelebt und sich als Deutsche behauptet. Nun komme ich als letzter Spross einer Kette von Generationen wieder in die Urheimat zurück, ausgeplündert und ausgeraubt, aber nicht ohne Hoffnungen, dass ich in dieser freien Welt ein menschenwürdiges Leben mit meiner Familie führen kann.

Nr. 84.

Bericht des Hanfbauern G. R. aus Filipovo, Bezirk Hodschag (Odžaci) in der Batschka. Original, 9. November 1958 und 15. Mai 1960, 8 Seiten, hschr.

Die Lebensverhältnisse eines volksdeutschen Bauern nach seiner Entlassung aus der Internierung im Februar 1946 und der Rückerstattung des Vermögens bis zu seiner Ausreise aus Jugoslawien im Jahre 1957.

Die bis zum 1948 entlassen wurden aus den Lagern von den Volksdeutschen in Jugoslawien, das heisst im 1945–1946 und 1947, die durften in ihre Heimatgemeinde zurück, auch in manchen Fällen in ihre eigene Wohnung (und Haus), wenn die Gemeinde Verwaltung (Volksfront) ihm das erlaubt hatte. So etwas kam nur in ein jeder Gemeinde von ein-zwei Fällen vor, wo bekante Serben sich für Garanti unterschrieben haben, das Verdinste waren und das man für den, wo man sich unterschrieben hat, gewisse Fachkenntnisse da gewesen sind, die man in der Komunistischen Wirtschaft ausgenützt hat¹.

¹ Zu diesen Personen gehörte auch der Vf.

Nach dem 24.3.1948 wurden alle, was noch arbeitsfähig waren, eingeteilt auf Staatsgüter (Kolchosen), Staatlichen Betriebe und Kohlen Gruben mit einem Arbeitsvertrag von 3 Jahre. Die Zahlung war den freien Arbeiter gleichgestellt². – Ja, man war mit der Arbeit der Volksdeutschen in Jugoslawien zufrieden.

Die Alten leide, was noch am Leben geblieben sind, was ja nur wenige waren, da die meisten im Lager gestorben sind, und die Arbeitsunfähigen wurden Zentralisiert, und manche kamen auch in Altersheime, wo es schon etwas Menschlich gewesen ist, aber halt arm, nach den Jugoslawischen Verhältnissen.

Nach den 3 Jahre sind ein Teil zu ihren Angehörigen nach Österreich und Deutschland. Ein grosser Teil hat sich neue Arbeitsplätze gesucht, wurden auch aufgenommen in den Heimatgemeinden, meist in den Hanffabriken (und Zigaretten) als Hanfröster und Hanffacharbeiter; aber sie bekamen nicht Ihre Wohnung zurück, sonter mussten in Mietwohnungen gehen zu den Kolonisten. Die haben den Schwaba aufgenommen, um etwas Lehren von ihm; und der schon so hart Geprüfte Volksdeutsche in den Vernichtungslagern in Jugoslawien hat ja alle seine Kenntnisse gegeben, um nur in der Heimatgemeinde verbleiben und Heimatluft einatmen zu können.

Es wurde auch in manchen Gemeinden erlaubt, dass sich Volksdeutsche, was aus dem Lager entlassen sind, sich wieder ein Haus kaufen durften in ihrer Gemeinde. Es haben aber nur ganz wenige dieses Recht in Anspruch genommen. Schon einmal war die Verdinstmöglichkeit nur gering, und dann die Unsicherheit, in der man gelebt hat im Tito-Jugoslawien, war nicht erbaulich³.

² vgl. die Erlebnisberichte Nr. 77-79.

³ Die Möglichkeit zum Rückkauf von vormalen den Volksdeutschen enteigneten und seit 1945 unter staatlicher Verwaltung stehenden Häusern ergab sich, als solche im Wege öffentlicher Versteigerung zum Kauf angeboten wurden. Darüber berichtet der D. H. aus Apatin Folgendes: «Was den Häuserverkauf in Apatin betrifft, wurde dieser im Frühjahr 1953 begonnen. Anfänglich haben sich unsere Leute kaum an einer solchen Versteigerung beteiligt. Wer wollte schon einem anderen sein Haus kaufen! Zuerst wurden ältere, reparaturbedürftige Häuser sowie Häuser, die in den äusseren Teilen des Ortes standen, verkauft. Die Preise waren zu Beginn nicht hoch, mit 80'000 bis 90'000 Dinar konnte man so ein Einfamilien-Haus erwerben. Der Kaufpreis konnte in Raten in 8 resp. 5 Jahren getilgt werden. Abgerüstete Offiziere und Kämpfer (borci) aus dem letzten Kriege hatten 30 Jahre Zeit, um so ein gekauftes Haus auszusahlen. Der im Hause wohnende Mieter hatte beim Kauf Vorrecht. Er konnte, wenn er nicht der Erste war, binnen 5 Tagen nach der Versteigerung Nachgebot eingeben. Ihm wurde dann ohne nochmalige Versteigerung das Haus zugeteilt. Man wollte dadurch das Umsiedeln der Mieter verhindern. Auf Grund der Proteste von Seiten der Ersterer wurde diese Begünstigung dahin abgeändert, dass nur der Mieter Nachgebot einreichen kann, der sich an der Versteigerung auch beteiligt hat. Da sich immer mehr Auswärtige und auch Mitglieder kolonisierter Familien an den Versteigerungen beteiligten, stiegen die Preise rapid in die Höhe, bis auf das 5fache der anfänglichen Preise.

Unsere Leute beteiligten sich auch schon an den Versteigerungen. Um nicht immer siedeln zu müssen, waren sie dazu gezwungen. – Es kam vor, dass manche Familien 2-3mal wegen dem

Was die Freiheit anbelangt, war keine Meldepflicht, aber unter Beobachtung hat man uns immer gehalten. Um es leichter zu verstehen, will ich ein Erlebnis angeben: Als eine Ehrw. Schwester, die 25 Jahre in unser Heimatgemeinde als Volksschullererin angestellt gewesen ist und in der Lagerzeit ihre ganze Kraft und Freiheit eingesetzt hat, um den Armen zu helfen im Gakovoer und Kruševljer Lager, die ist im 1952 Jahr als erste von den noch zurückgebliebenen Deutschen übersiedelt in die Bundesrepublik; bei ihrem Abschied-Abend sind dann die 6 Familien, was noch waren in unser Gemeinde, zusammengekommen, um uns als Dank von ihr zu verabschieden für all das, was Sie den Lagerleit getan hat. So wurden wir den nechsten Tag von der Geheimpolicei (OZNA) verhört und als Faschistische Versammlung bestraft, aber nicht nur mit Geld, sonter auch mit Backenstreich, was nicht so angenehm ist, wenn man schon über 50 Jahre ist. – Nachher haben wir uns alle in der Kirche verabschiedet, wenn eine Familie die Heimat ferlassen hat, um nicht wieder in solche Schwierichkeiten zu kommen. Heile haben alle 6 Familien schon die Heimat verlassen. – So war die Freiheit nach der Lagerentlassung bei uns.

Was die Aufnahme wieder Jugoslavischer Staatsbürgerschaft [betrifft], habe keine Erlebnisse. Es wurden uns Stimmzettel ins Haus gebracht bei den Landagswahlen⁴: morgen ist Pflicht, seine Stimme abzugeben. «Ja, wir sind ja doch nicht mehr Jugoskvische Staatsbürger¹⁴, meinten wier. «Ja, ihr seit wieder, und zur Wahlurne zu gehen ist in Jugoslawien Pflicht, besonterst für eine Minderheit!» Eine alte Frau wolte nicht gehen

Hausverkauf umsiedeln mussten. – Der Eigentümer des Hauses, wenn er auch im Orte wohnte, wurde vom Verkauf seines Hauses nicht verständigt. Er hatte auch beim Kauf keine Begünstigung, im Gegenteil. War ein ernster Reflektant auf das Haus von ihren Leuten, so bekam dieser auch das Haus.

In Apatin hat sich folgender Fall zugetragen: Eine Witwe, die in ihrem eigenen Hause als Mieter wohnte – im Hause wohnte auch noch eine ungarische Familie –, wolte in Vereinbarung mit dieser Familie ihr Haus zurückkaufen. Als die Kommission ins Haus kam (die Häuser wurden an Ort und Stelle verkauft) und die Frau die vorgesehene Kaution erlegen wolte, bekam sie in der Aufregung den Herzkrampf. Die Ungarn im Hause wolten für sie die Kaution erlegen, wurde aber nicht angenommen. Die anwesenden Leute drängten auf die Kommission ein, sie solle doch etwas warten, bis die Frau sich wieder erholt. Man nahm keine Rücksicht auf sie; ein Beamter aus der Kommission sagte: «Ostavi svabicu neka crkne» (lass die Schwäbin, sie soll krepieren). Die Versteigerung wurde durchgeführt, und einer von ihren Leuten war der Ersterher. – Trotz dem Vorrecht als Inwohner hat man ihr Nachgebot nicht angenommen.

In Apatin wurde der Verkauf der Häuser durch Plakatierung bekanntgegeben. Die Bekanntmachungen wurden auch an den zum Verkauf bestimmten Häusern angebracht, dadurch erhielten auch die Mieter des Hauses von dem vorgesehenen Verkauf Kenntnis.

In den letzten Jahren sind die Preise bis auf das 8- und 10fache der anfänglichen Preise gestiegen, so dass sich unsere Leute kaum mehr an den Versteigerungen beteiligen konnten.» (Original, 7. Juli 1958, 2 Seiten, mschr.)

⁴ Gemeint sind die Wahlen vom 22. November 1953 zu beiden Kammern des Bundes-Parlaments (nach der Verfassungsreform vom 13. Januar 1953) und zu den Parlamenten der Volksrepubliken und Autonomen Gebiete. – Zur Frage der staatsbürgerlichen und politischen Rechte der Volksdeutschen in der FNRJ siehe Einleitende Darstellung, Kap. III, 2 b.

zur Wahl, dann musste sie, vom Gemeinde Diener gerufen, sofort mit ihm kommen. Als sie angekommen ist im Wahllokal, fragte man Sie warum sie nicht gekommen ist, ihre Stimme abzugeben. So gab Sie zur Antwort: «Zuerst mir mein Haus und Feld zurückgeben, dann Stimm ich Euch, aber anterst nicht!» und ist wieder zu Haus, ohne ihre Stimme abzugeben, da das Wahl Presietium ihr es nicht versprechen konnte. – Eins haben sie ihr getan: Sie musste bei der Übersiedlung in die Bundesrepublik nicht die 12'000 Din ausbezahlen, für ihr Staatsbürgerrecht niederzulegen.

Den folgenden Bericht über die besonderen Umstände seines persönlichen Schicksals und über seine Lebensverhältnisse unter dem jugoslawischen Nachkriegsregime beginnt der Vf. mit dem Verweis auf einen schön früher abgefassten Bericht⁵, in dem er die Gründe für seine Ablehnung der deutschen (nationalsozialistischen) Volksgruppen-Politik 1944 darstellte – der Vf. gehörte zur Gruppe der ungarisch gesinnten Volksdeutschen und war Mitglied einer ungarischen Partei – und schilderte, wie er bei der Waffen-SS-Aktion im März 1944 schwer misshandelt wurde⁶ und auch einige Wochen in Gstapo-Haft war. Anschliessend führt der Vf. fort:

Das haben die Kommonisten anerkannt (durch Zeigenaussage), und so wurde [ich] am 16.2.1946 aus der Internierung entlassen. Meine Frau aus Gakovo und ich aus Sombor.

Am 17. Feb. 1946 haben wir uns in der Gemeindevorsteherung angemeldet und durften in unser eigenes Haus zurück gehen, was aber ganz ausgeraubt gewesen ist, auch die Nägel aus der Wand⁷. So haben wir den Gemeinde Vorstant gebeten – wir hatten doch gar nichts wie die Kleider, was wir am Leib hatten – um den alernotwendigsten Haushalt, was wir auch bekommen haben, dazu noch eine Kuh und zwei Pferde. Das Haus und Feld war aber konfisziert⁸. Auf Empfehlungen von bekanten Serben aus der nachbars Gemeinde musste [ich] ein Bittgesuch machen, und so wurde uns das Haus mit dem Maximum Feld, was damals in Jugoslawien war, 20 Hektar⁹, zurückgegeben. Ein Kolo-

⁵ Der Bericht befindet sich in der Dokumentensammlung.

⁶ Über die heftigen Auseinandersetzungen unter den Volksdeutschen bei dieser Aktion s. Bericht Nr. 8, S. 75 ff.

⁷ Über die Ereignisse in Filipovo nach der allgemeinen Internierung der deutschen Einwohner s. Bericht Nr. 59, S. 414-424.

⁸ Das gesamte Vermögen von Personen deutscher Volkszugehörigkeit war durch den AVNOJ-Beschluss vom 21. November 1944 über den Übergang von Feindvermögen in das Eigentum des Staates, über die staatliche Verwaltung des Vermögens abwesender Personen usw. (veröffentlicht und in Kraft getreten am 6. Februar 1945, ergänzt durch Ausnahmestimmungen in der am 8. Juni veröffentlichten Auslegung von Art. 1 Pkt. 2, bestätigt und geändert durch Gesetz vom 31. Juli 1946) enteignet worden; s. auch im Folgenden Anm. 13 und Einleitende Darstellung. Anlagen.

⁹ Durch das Bundes-Gesetz vom 23. August 1945 über die Agrarreform und Kolonisation waren als Maximum des im Eigentum zu belassenden bäuerlichen Grundbesitzes 20-35 Hektar Anbaufläche bestimmt worden; die genaue Festsetzung sollte durch Landesgesetze und in jedem Einzelfall unter Berücksichtigung der Zahl der Familienmitglieder, der Qualität des Bodens usw. erfolgen (Art. 3 Pkt. d und Art. 5 des Gesetzes); s. Einleitende Darstellung, Anlagen.

nist hatte aber nur 5 bis 7 Hektar bekommen und ein Pferd¹⁰. So war ich als Schwaba wieder ein Dorn im Auge der Kolonisten (Neubauern), die ja das nicht bearbeiten konnten, was sie bekommen haben. Da ich den Parteiponzen zu Reich gewesen bin, so haben Sie versucht, mich zu vertächtigen mit allen Unwarheiten. Um es leichter zu verstehen, wil ich eins herausnehmen: Zeigen haben ausgesagt, das unser ältester Sohn kämpft bei den Cetniken¹¹ und ist verwundet. – Jetzt können sich vorstellen, was das für Schrecken sind! – Trotzdem Sie ihn schon im 1944 Jahr Ermortet haben¹², wirt im April 1946 diese Unwarheit ausgesagt, um mit vollem Recht uns wieder in das Internierungslager werfen zu können...

Da ich nur allein als Schwabe in der Gemeinde gewesen bin, was aus dem Internierungslager entlassen wurde, mit 20 Hektar Feld, da konnte [ich] mich nicht behaupten und musste das ganze Feld mit Inventar der Genossenschaf (Zadruga) alles übergeben, da ich die Abgabepflicht nicht erfüllen konnte. Somit haben die Parteiponzen ihr Ziel erreicht, wir waren alle gleich, und ich hatte meine Ruhe und wurde als Ökonom angestellt.

Im Mai 1954 wurden nochmals alle Volksdeutschen in Jugoslawien, was nicht Interniert waren und was Interniert gewesen sind, aber nur kurze Zeit, wie auch ich, im Lager gewesen sind, aber nach der Endlassung ein Teil vom Vermögen zurückbekommen haben, wir wurden alle auf das Gründlichste kontrolliert, ob wir die sogenannte Freiheit würtig sind, ob nicht der eine oder der antere ein «Faschist» ist. Und dabei haben Sie noch mal von den wenigen Volksdeutschen, was noch in Jugoslawien wahren, wieder ein Teil Unschuldigt konfisziert¹³.

¹⁰ s. Abschnitt IV (Art. 19) des Gesetzes.

¹¹ Als Tschetniken, Anhänger des Generals Draza Mihajlovic (am 15. Juli 1946 mit weiteren 12 Angeklagten zum Tode verurteilt), wurden damals alle antikommunistischen Widerstandsgruppen bezeichnet.

¹² Über die Ermordung von 240 Männern aus Filipovo durch ein Partisanen kommando am 25. November 1944 s. Bericht Nr. 41 mit Anmerkungen hierzu aus einem weiteren Bericht des VfS.

¹³ Diese Massnahme ist folgendermassen zu erklären: Das Bezirksgericht in Sombor hatte in seiner Entscheidung vom 28. Juli 1951 (Nr. I 252/951) den Antrag des Bezirksanwalts auf Konfiskation (Einziehung) des in Apatin grundbücherlich als Eigentum des Anton Wellenreiter und seiner Ehefrau eingetragenen unbeweglichen Vermögens verworfen mit der Begründung, dass gemäss Art. 31 und Art. 32 des Gesetzes über die Konfiskation und ihre Durchführung die einstigen Konfiskationen beendet und keine neuen Konfiskationen durchgeführt werden und dass im konkreten Fall eine Konfiskation unstatthaft war, da es sich um Personen deutscher Volkszugehörigkeit handle, die auf dem Gebiet der FNRJ leben. – Auf Grund dieser Entscheidung haben zu dieser Zeit in Apatin viele auch vormals interniert gewesene Deutsche, deren Häuser noch nicht eingezogen und Kolonisten überwiesen waren, ihr Eigentum wieder zurückerhalten.

Das Oberste Gericht der Autonomen Provinz Wojwodina hat dann auf Antrag des Bundesanwalts in seiner Entscheidung vom 17. November 1953 (Nr. Gzz. 95/53) die Entscheidung des Bezirksgerichts aufgehoben und dessen Auslegung der Gesetze als unrichtig verworfen, und zwar mit folgender Begründung: Nach den Vorschriften des Art. 1 Pkt. 2 des Beschlusses vom 21. November 1944 über den Übergang von Feindvermögen in das Eigentum des Staates usw. (Sluzbeni list DFJ Nr. 2/45) und Art. 1 Pkt. 2 seiner abgeänderten Fassung im Gesetz vom 31. Juli 1946

Somit haben sich auch die, [die] noch im Besitz ihres Hauses gewesen sint, [da sie sahen], wie unsicher man nach 9 Jahre Kriegsente hir in Jugoslawien ist, schliesslich gezwungen gesehen, die Heimat zu verlassen, zu denen ich mit meiner Familie auch gehöre¹⁴.

über den Übergang von Feind vermögen in das Eigentum des Staates und über die Sequestration des Vermögens abwesender Personen (SI. list FNRJ Nr. 63/46) ist das Vermögen von Personen deutscher Volkszugehörigkeit, ohne Rücksicht auf deren Staatsangehörigkeit und Aufenthaltsort, in das Eigentum der FNRJ schon am 6. Februar 1945 übergegangen, als der Beschluss in Kraft getreten war; die Durchführung der Konfiskation des Vermögens von Personen deutscher Volkszugehörigkeit beruht auf diesem Gesetz, das noch in Kraft ist, «so dass das in Frage stehende Vermögen im Sinne des Gesetzes schon mit dem 6. Februar 1945 als konfisziert zu betrachten ist, während die Durchführung dieser Konfiskation erst heute vollzogen wird». (Eine Photokopie der Zweitausfertigung dieser Grundsatzentscheidung befindet sich in der Dokumentensammlung.) Auf Grund dieser Entscheidung des Obersten Gerichts der APV ging im Jahre 1954 eine neue Konfiszierungswelle durch die Wojwodina. Dabei kam es auch zu erneuter Überprüfung der Fälle, wo die Befreiung von der Enteignung bzw. die Rückerstattung des Vermögens von Personen deutscher Volkszugehörigkeit mit den Ausnahmebestimmungen nach Art. 1 Pkt. 2 a-e des Gesetzes (s. Einleitende Darstellung, Anlage 9) begründet war.

¹⁴ Der Vf. hat Jugoslawien Ende Juni 1957 verlassen. Über seine Vorbereitungen und die Erledigung der nötigen Formalitäten für die Ausreise berichtet er u.a. noch Folgendes:

«Es kankein jeder ohne Rechtsanwalt alles selbst sich besorgen, der so weit die serbische Spache beherrscht, dass er bei der Behörde vorsprechen kann um all die Dokumente, die man brauch zur Übersiedlung. Aber es fangt meist schon beim Antrag an; die hat kam es auch zu erneuter Übersiedlung. Aber es fangt meist schon beim Antrag an; die hat kam es auch zu erneuter Übersiedlung. Aber es fangt meist schon beim Antrag an; die hat kam es auch zu erneuter Übersiedlung, was nicht so kosbilig ist, aber das mus ein jeder einzel zahlen, das ist ja sein Vertinst. – Über die 12'000 Dinar, wo man abzahlen mus, um das Jugoslawische Staatsbürgerecht niederlegen zu können, habe in der Deutschen Botschaft vorgeschprochen in Beograd. Ich habe gemeint, das ist doch Schmerzlich, jetz haben sie all das Volksdeutsche vermögen uns Geraubt, jetz noch so viel Lösegeld zahlen. Ja, meinte der Beamte in der Botschaft, das Stimmt alles, aber sein wir Froh, das wir es noch mit Geld machen können; wir zahlen es gerne und sind bereit, es einem jeden in DM zu vergüten.

Wie ich mich bemüt habe, mein Anwesen in Jugoslawien zu verkaufen und wie das Geld herausbringen: Leiter ist mir das nicht gelungen.

Ich wolte mein Haus verkaufen, aber kein Käuffer. Ja schon, die Gemeinde vorstehung hat mir immer versprochen, dass sie es mir abnehmen, wenn ich nach Deutschland gehen werde. Als die Stunde gekommen ist, sagten sie mir ins Gesicht: Warum sollen wir dein Schönes Haus kaufen; wenn du nach Deutschland gehst, must du es ja doch hir lassen uns, das kanst du doch nicht mitnehmen!

So bin nach Beograd zur Deutschen Botschaft, die haben volgent gesagt: Sie haben ein Rechtsanwalt, der die Jugoslawischen Gesetze kent. Lege die Antwort bei*. – Als ich aber das nechste mal nach Beograd in die Botschaft gekommen bin, meinte ein Beamter von der Deutschen Botschaft, wenn sie mir es nicht abkauffen, so mus ich es entweder der Gemeinte oder dem Staate schenken; und das sol ich ja nicht machen, dann ist es auf immer verloren. Ich bekomme aber anterst gar nicht die Jugoslawische Staatsentlassung, so lange ich entwas auf dem Nahmen habe. Der Beamte meinte, ich soi es einner Bekanten Persohn verschenken, so kannman später vielleicht doch noch etwas Hoffen. – So habe es einem Verwandten verschenkt.

Was mich persönlich zur Ausreise veranlast hat:

1. Die Unsicherheit, was in einem Komonistischen Lande ist; man ist keine Nacht sicher, ob man nicht verhaftet wirt.
2. Ich konnte es nicht mit meinem Gewissen verantworten, das meine Enkelkinder sich mit dieser Nation verheiratet, die ihnen den Vater Ermortet haben. Dazu mussten die Kinder in der Schule lernen, das die Deutschen haben unsere Väter geschlachtet. Und imer all das Unheil anzuhören, was die Deutschen gemacht haben, mit den Serben, das kannman auf die Dauer nicht ertragen. Trotzdem ich ein Gegner Hitlers gewesen bin, kannman das Verlogene gegen das Deutsche Volk nicht ahnemen¹⁵ – und da kam man in Ungnade.
3. In unserer Gemeinde sind die Erw. Schwestern (Nonnen) nicht in das Internierungslager gekommen. So wolten wir die Heimat und Kirche hüten: vileicht wirt es doch noch einmal anderst. Aber Leiter, wie man gesehen hat, dass es hoffnungslos ist¹⁸. – So

Jetzt kam erst der Sturm in der Gemeinde! Als die gesehen haben, das sie mein Haus nicht bekommen, da war ein Verhör nach tem andern – und ich habe mich von nimant verabschiedet.»

In dem Antwortschreiben des jugoslawischen Rechtsanwalts (Februar 1956) heisst es u.a.:
«Es bestehen keine Vorschriften, welche es verbieten, dass Sie Ihren Vermögen nach Entlassung aus der jugosl. Staatsbürgerschaft nicht verkaufen könnten. Doch Sie sind verpflichtet, die Liegenschaft, welche Sie zu verkaufen beabsichtigen, zu erst der Gemeinde (Narodni Odbor) zum Ankauf anzubieten. Die Gemeinde muss Ihnen jenen Kaufpreis zahlen, welcher Ihnen seitens eines Anderen angeboten wurde. Falls die Gemeinde ihr Vorkaufsrecht nicht ausnützen will und den Ankauf ablehnt, oder auf Ihr rekommandierten Brief, in welchem Sie Ihr Angebot gestellt haben, binnen 30 Tagen nicht antworten, so können Sie die Liegenschaft aus freier Hand verkaufen.

Eine Transferierung des Erlösbetrages nach Ausland ist nicht gestattet und wird auch nicht genehmigt. ... Die deutsche Botschaft in Belgrad kann Ihnen diesbezüglich gar keine Unterstützung gewähren.» (Original)

¹⁵ Nicht annehmen; gemeint ist: nicht hinnehmen, nicht ohne Widerspruch ertragen.

¹⁶ Hierzu ergänzend schreibt der Vf. noch, es sei bemerkenswert, wie man bei der «Evakuierung» seines Heimatortes vorgegangen sei (gemeint ist der Abschub der Volksdeutschen in die Internierungslager im Jahre 1945; s. dazu Bericht Nr. 59):

«Alle ohne Unterschied der Vergangenheit wurden als Faschisten gebrandmarkt, wenn Er auch ein Gegner der Nazi gewesen ist. Aber der Pfarrer und die Ehrw. Schwestern durften in ihrer Wohnung bleiben und wurden nicht Ewakuirt, mit der Parole: Seht ihr, der Kommonismus ist nicht gegen die Kirche, nur gegen die Faschisten. Aber nach par Jahren hat sich die Scheinlichkeit herausgestellt. Einnen Pfarer aus dem Wege zu bringen, ist ihnen doch eine Kleinigkeit. Sie haben ganz einfach beim Pfarrer Hausuntersuchung gemacht, Briefe von Amerika gefunden, wo unsere Landsleit, was in Amerika sind, sich nach ihren Angehörigen sich Intresiert haben, ob sie noch am leben sind und wo sie sind. Diese Briefe wurden als Geheimdinst mit dem kapitalistischen Amerika angegeben, den Pfarrer gans einfach verhaftet, mitgenommen und verurteilt. Als der Pfarrer die Hälfte seiner Strafe abgesehen hatte, war Er Sterblich schwach, wurde entlassen, wo Er nach einem Jahr starb».

Die Ehrwürtigen Schwestern hatten vorleifig noch im Kloster bleiben türfen. So wurde mit List versucht, sie zu vertreiben ... Aber die Ehrw. Schw. haben sich nicht einschüchtern lassen und

haben wir mit den Ehrw. Schwestern im 1957 gemeinsam als letzte die einst so schöne Gemeinde in der Bacska verlassen, und uns eine Neue Heimat in der Bundesrepublik gesucht und auch gefunden, wo wir in Ruhe unseren Lebensabend verbringen können.

4. Nach 1953 wurden die Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften aufgelöst, und ich bekam nicht 20 Hektar, sondern nur 10 Hektar Feld zurück, ohne Inventar, und auch keine Abgabepflicht mehr¹⁷. Jetzt kam die Steuerschraube, die es mir unmöglich machte, das zu bezahlen, was ja auf der Steuerschrift ersichtlich ist vom 1955 Jahr¹⁸.

5. Ich hab mich seelisch nicht zufrieden gefunden unter diesen Glaubenlosen Kommunisten, was mich veranlagte, umzusiedeln – und Gott sei Dank hier eine Christliche Gemeinschaft gefunden habe.

sind geblieben; nach paar Tage kam eine Verordnung, die Gemeinde brauche alle Reime, wo im Kloster sind. Die Ehrw. Schw. müssen übersiedeln in das Pfarrhaus. Verhafteten wollten Sie diese Armen Schwestern nicht, so sind Sie im Pfarrhaus geblieben bis zur Restlichen Übersiedlung in die Bundesrepublik Deutschland!¹

Nach dem Bericht der Theresia Johler, die als Wirtschaftlerin im Pfarrhaus war, wurde Pfarrer Peter Müller am 3.8.1948 verhaftet und vom Obersten Gericht in Neusatz am 22.9.1948 zu drei Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Die Verhaftung und Verurteilung habe sich auf eine verleumderische Anklage gestützt und sei wegen der o. a. Briefe und bei der Haussuchung ebenfalls vorgefundener Aufzeichnungen und Personenlisten über die Schicksale der Pfarrgemeinde in den Jahren 1944–48 mit Spionageverdacht begründet worden.

¹⁷ Entsprechend dem veränderten Kurs der jugoslawischen Wirtschaftspolitik und um die Agrarproduktion zu heben, die durch die Agrarreform, die Kollektivierung und den Widerstand der Bauern gegen den staatlichen Zwang stark zurückgegangen war, wurde am 30. März 1953 eine «Verordnung über die Eigentumsverhältnisse und die Reorganisation der landwirtschaftlichen Arbeitsgenossenschaften» erlassen (Sluzbeni list FNRJ Nr. 14), wonach jedem Mitglied eines Kollektivs die Möglichkeit des Austritts zugesichert wurde. Angesichts der sofort einsetzenden starken Austrittsbewegung der Bauern und der Auflösung der Kollektive billigte das Bundesparlament am 22. Mai 1953 das «Gesetz über den landwirtschaftlichen Bodenfonds im allgemeinen Volkseigentum und über die Zuteilung von Boden an landwirtschaftliche Organisationen» (Sl. list Nr. 22), das die Höchstgrenze des bäuerlichen Grundeigentums auf 10 Hektar herabsetzte (Art. 3) und den damit enteigneten Besitz ausschließlich kollektiver Nutzung überwies. Die verfügte Enteignung traf vor allem die bäuerlichen Mittelbetriebe in der Wojwodina.

¹⁸ Nach dem vorliegenden Steuerbescheid vom 21. Mai 1956 hatte der Vf. für das Jahr 1955 auf der Bemessungsbasis von 473'000 Dinar Einkünften für seine 10 Hektar Grundeigentum (Ackerland), allein an Bodensteuer 160'820 Dinar zu zahlen (dem offiziellen Kurs, Stand Februar 1956, entsprechend ca. 2'250 DM). Nach Angaben des Vf. entsprach diese Bodensteuer pro Hektar einem mittleren Preis von ca. 500 kg Weizen oder 640 kg Mais. – Dazu kamen noch weitere Lasten, wie Pferde-, Rinder-, Wagen-Steuer, Wasserablations-Gebühren n.a.m.

Ortsregister

- Adiwang 150
Adolfstal siehe Rudolfstal
Agram (Zagreb) 5 E, 7 E, 12 E, 19 E, 21 E, 30 E, 33 E, 49 E f., 52 E f., 61 E, 63 E, 73 E, 79 E, 85 E f., 101 E, 157 E, 160 E, 165 E, 179 E, 257 E ff., 11, 45, 55f., 83, 85, 153f., 184f., 190ff., 451, 515, 527, 531, 534, 543, 624
Alba-Julia siehe Karlsburg/Rumänien
Alexandrowa 321
Alibunar 92, 205, 589, 604, 614
Alsócsata 484
Altbacher 17, 27
Alt-Futok siehe Futok
Altheim 141
Alt-Ker (Pašičevo) 280,292,309,385 f., 397, 401 f., 404, 439
Altlag (Stari log) 9, 18, 26, 28, 156, 573
Alt-Ötting 155
Alt Palanka siehe Palanka
Alt-Pasua 48 E
Alt-Pöls 103
Altsag (Stara Zaga) 547
Alt-Schowe siehe Schowe
Alt-Werbass siehe Werbass
Amstetten 150
Andorf 179
Antrazit 309ff., 321
Apatin 5 E, 30 E, 58 E, 87 E, 94 E, 97 E, 74ff., 134ff., 277, 279, 281, 303, 316, 319, 321, 323, 330, 338f., 341, 343, 416, 431, 442, 627f., 630
Apfeldorf (Jabuka) 177 E, 97, 303, 457, 497
Aradac 89 E, 92, 94 f.
Arch 28
Arnovo Sela 28
Aschbach 150
Assling 547f., 571, 573, 575, 581
Athen 55 E
Au 188

Bač siehe Batsch
Bačka Palanka siehe Palanka
Bački Breg 278, 310, 314
Bački Brestovac 310
Bački Gračac siehe Filipovo
Bački Jarak siehe Jarek
Bački Monostor 171, 173 ff.
Bačko Novo Selo 310 f.

Bácsbokod 477, 479
Bad Radein 569
Baja 87 E, 76, 114, 120, 122, 124, 126, 132, 309, 477 ff.
Bajmok 303
Bajša 455
Banater Neudorf siehe Banatsko Novo Selo
Banatska Topola (Banacka Topola) 256, 309, 502
Banatski Brestovac siehe Brestowatz
Banatski Despovac siehe Ernsthausen
Banatski Dvor 370
Banatski Karlovac siehe Karlsdorf
Banatsko Novo Selo (Banater Neudorf) 66, 457, 512ff., 518
Banica 617
Banja Luka 8 E, 49 E, 41, 84, 151 f.
Banjica 199
Banoštar 289f.
Baracska 478
Baranda 99
Bares 116, 178
Bašaid (Basahid) 256
Batina 5 E, 417
Batsch (Bac) 100, 419, 421
Batschka Palanka siehe Palanka
Bečej 138
B. D. Polja 254 E f.
Begej Sveti Djurdj siehe Sankt Georgen/
Bega
Begunje siehe Vigaum
Bela Crkva siehe Weisskirchen
Belgrad (Beograd) 5 E, 17 E, 26 E, 30 E, 32 E, 40 E, 44 E, 46 E, 48 E, 55 E f., 58 E, 61 E f., 68 E, 75 E, 77 E ff., 82 E, 86 E, 88 E ff., 93 E, 99 E, 122 E, 202 E, 249 E, 255 E, 11, 69f., 72, 85, 91, 93, 95ff., 153, 178, 258, 273, 286, 434ff., 461, 500, 520, 587, 594f., 598, 604, 606f., 614, 620f., 623, 631 f.
Beli Manastar 5 E, 280, 606
Belišće 539
Belje 593, 605f.
Belo Blato siehe Elisenheim
Beneschau 133
Beočin 178, 180, 290
Beograd siehe Belgrad
Beremend 142

- Berg 128
 Berlin 40 E, 66 E, 70 E, 73 E, 75 E, 77 E ff.,
 81 E, 83 E, 99 E, 126 E, 43, 281
 Berliner Kongress 8 E
 Berzence 116
 Beschanowka 303
 Beschka 42 E, 47 E
 Betschkerek siehe Gross-Betschkerek
 Bezdán 82, 100, 122, 133, 135, 175, 273,
 275, 279f., 314
 Biháč 61 E
 Bijeljina 8E, 521 f., 531
 Bijelo Brdo 154
 Bikač 256 f.
 Bischoflack 576
 Bitolj 515, 525
 Bjelovar 84 E, 192, 531, 534, 536
 Bled siehe Veldes
 Bogojevo 455
 Bonya 126
 Bonyhád 120, 126
 Bor 115 E, 593, 596, 601
 Bosanska Gradiška (Bosnisch Gradiška) 8 E,
 150f., 153
 Bosanski Šamac (Bosnisch Schamatz) 521 f.
 Bosnisch Brod siehe Brod
 Bosnisch Dubica 72
 Bosnisch Gradiška siehe Bosanska Gradiška
 Bosnisch Schamatz siehe Bosanski Šamac
 Bošnjaci 149
 Bratislava siehe Pressburg Braunau/Inn 141
 Brčko 83 E, 90 E, 97 E, 102 E, 153 E, 143ff.,
 147f., 151, 521 f., 531, 534
 Breg siehe Bački Breg
 Brest-Litowsk 42, 299, 337
 Brestowatz 416, 497, 512, 623
 Brežice siehe Rann
 Brezina 28
 Briljanka 303 ff.
 Brnjani 153 E
 Brod 7E, 12 E, 260 E f., 56, 59ff., 138, 154,
 522f., 529, 531, 533f.
 Bruck/Leitha 155
 Bruck/Mur 158
 Brückl (Dobova) 30
 Budapest 32 E, 58 E, 68 E, 81 E, 171 E, 75,
 79, 105ff., 115, 120, 123, 134, 185, 187,
 306, 308, 316, 364, 476, 478 ff.
 Budenowka 315
 Budimici 528
 Budisava (Neudorf b. Neusatz) 387, 397
 Budweis 101, 133, 155
 Büchel (Hrib) 167
 Bukin 80, 82, 308, 310
 Buljkes siehe Bulkes
 Bulkes (Buljkes) 117 ff., 308, 311, 398 f.
 Čakovec (Djakovec; Csakathum) 191
 Cece 123
 Celje siehe Cilli
 Čeminac siehe Laskafeld
 Cenadul-Vechiu siehe Tschanad
 Centa 99
 Čepin 154
 Čerević siehe Scherewitz
 Česterek siehe Tschesterek
 Charkow 95 E, 319, 321, 326, 328f., 332ff.,
 338f., 343f.
 Charleville (Šarlevil) 6 E, 247, 249, 252,
 255, 258ff., 370
 Čib 310
 Ciko 120
 Cilli (Celje) 9E, 12 E, 14 E, 26 E, 35 E f., 99
 E f., 163 ff., 167, 547, 564ff., 568, 570,
 573ff., 577, 586f.
 Čoka (Csoka) 235, 251
 Čonoplja 274, 313f., 316
 Čortanovci 84
 Crepaja 65
 Crnja siehe Zerne
 Crvenka 404, 453
 Csakathum siehe Čakovec
 Csatád siehe Lenuaheim
 Csátalja 476, 479, 494f.
 Csávoly 178f.
 Cservenka 125
 Csikeria 307
 Csoka siehe Čoka
 Czöstelek siehe Tschesterek
 Dachau 87, 147, 560, 586
 Dacice 101
 Dalj 534 f., 537 f., 540
 Darda 5 E, 150
 Darkowatz 261 E, 84
 Daruvar 7 E, 141
 Datschitz 177
 Debeljača 66, 457, 517 ff.,
 Deronje (Teranje) 82, 419, 421
 Derventa 46f., 58, 62
 Deutsch-Elementer siehe Elementer
 Deutsch Palanka siehe Palanka
 Deutsch Tschanad siehe Tschanad
 Deutsch-Zerne siehe Zerne

Diakowar siehe Djakowo
 Disnik 153 E
 Ditmansdorf 28
 Djakovec siehe Čakovec
 Djakowo (Diakowar) 7 E, 51 E, 53 E, 262 E,
 193, 522f., 525, 529, 531, 534
 Djorđe Petrov 605
 Dnjepropetrowsk 95 E, 308
 Dobova siehe Brückl
 Dombovár 120
 Donji Miholjac 253 E f.
 Doroszló 82
 Dražen siehe Trassenberg
 Drenovci 149f.
 Dunaföldvár 100, 123, 132

 Ebenfurth 101, 117
 Ebental 26, 28
 Eberndorf 166
 Ebling siehe Podunavlje
 Ěcska siehe Etschka
 Elemér (Elemir) 71, 208f., 213f., 377f., 380,
 497, 502, 596
 Elisenheim (Belo Blato) 99
 Elsterhorst 332
 Enns 150, 188f.
 Erdberg 133
 Ernsthäusen (Banatski Despovac) 68, 345ff.,
 350f., 353, 359, 497, 502, 623
 Esseg (Osijek) 7 E, 12 E, 30 E, 33 E, 39 E,
 47 E, 53 E, 63 E, 67 E, 73 E, 85 E f., 90
 E, 97 E, 100 E, 102 E, 168 E, 254 E, 259
 E, 43, 48f., 56, 75, 83 f., 86f., 102f.,
 142, 150ff., 178, 180, 185, 273, 279f., 465,
 521 f., 524f., 527 ff., 531, 534ff., 543,
 606, 624
 Etschka (Ěcska) 177, 303, 350

 Fehn siehe Foini
 Feistritz 561
 Feketisch 58 E
 Ferenczvaros 185
 Filipovo (Filipowa; Bački Gračac) 91 E f.,
 261, 263f., 267ff., 273, 278, 319, 321,
 331, 337, 414, 418ff, 425, 427, 431, 437,
 441, 451 ff, 461, 463, 472, 475, 626, 630
 Filipowa siehe Filipovo
 Fiume 4 E
 Focșani 96 E, 302, 306, 308
 Foini (Fehn) 361
 Frankenstein/Schlesien 127
 Frankfurt/Oder 96 E, 312 f., 318, 332, 337
 Franzfeld (Kraljevičevo) 57 E, 65 ff., 303,
 457, 497, 513, 606

 Franztal 47 E, 101, 103, 408
 Friedau 569
 Fünfkirchen (Pécs) 102, 116, 150, 154, 306
 Fünstenfeld 570
 Futog siehe Futok
 Futok (Futog) 8 E, 58 E, 113f., 385f., 397 ff,
 593

 Gablonz/Neisse 135
 Gajdobra (Szépliget) 8 E, 105, 119f., 310,
 381
 Gakovo 101 E, 108 E f., III E, 113 E, 132 E,
 79, 121, 127, 175f., 185, 239, 261, 263,
 273, 314, 316, 343, 374, 382, 386, 398ff,
 414, 416, 418ff, 431f., 434, 436ff, 441ff,
 447f., 451, 453, 457, 461, 471 f., 474,
 485f., 507, 628f.
 Gara 476f., 479
 Garčin 138, 141 f., 529
 Garešnica 7 E
 Genf 116 E
 Genice 46
 Georgshäusen 497
 Geras 182f., 185f., 190
 Gertianosch 366
 Glatz 126
 Globočice 37
 Glogon 303, 411, 497
 Glogovac siehe Schutzberg
 Gmajna 28
 Göpfritz 103
 Göttenitz 16, 576
 Gombos 115, 130
 Gonobitz 578
 Gorna Radgona siehe Oberradkersburg
 Gottschee 142 E, 145 E f., IOff., 14ff., 30, 32
 ff, 576, 587
 Gračac 418
 Gradačac (Gradaschatz) 521 f.
 Gradaschatz siehe Gradačac
 Grafenfeld 26
 Graz 33 E, 39 E, 4, 25, 29, 170f., 306, 548,
 570, 587
 Grgurevci 84, 412
 Gross-Betschkerek (Veliki Betschkerek;
 Zrenjanin) 5 E, 22 E, 25 E, 30 E, 33 E, 35
 E, 41 E, 55 E ff, 66 E, 74 E, 87 E ff, 91 E
 f., 94 E, 97 E, 132 E, 138 E, 168 E, 177 E,
 68, 71ff, 86f., 91ff, 98ff, 177, 182, 208ff,
 226, 229, 236, 242f., 245ff, 358, 366, 377
 f., 391, 397, 501 ff, 589f., 596, 615ff, 619

Gross-Kikinda siehe Kikinda
 Grünbach/Thaya 110
 Günseldorf 132
 Gunja 144f., 147, 149
 Gurkfeld (Krško) 3, 28, 30, 34, 160, 164,
 167, 547, 574f, 579, 581
 Gyékényes 172
 Győr siehe Raab

 Hafendorf 28
 Hajdina 573, 575
 Hajdučica siehe Heideschütz
 Hajfeld siehe Heufeld
 Halas 107
 Haselbach 158
 Hatzfeld (Jimbolia) 4 E, 22 E, 211, 216, 232,
 363, 366, 374
 Heideschütz (Hajdučica) 595
 Heintasch 259 E
 Herberstein 100 E, 545 ff.
 Hersfeld 520
 Hetin 219, 222, 225ff., 230f., 234f., 238f.,
 245
 Heufeld (Hajfeld) 219, 239, 247, 251 f.,
 255ff., 259f., 370, 372, 486, 488, 502,
 516, 518f., 623
 Hodosch 569
 Hodschag (Odžaci) 5 E, 58 E, 69 E, 92 E, 94
 E, 97 E, 76, 81 f., 129, 261, 269, 279f.,
 310, 319, 338, 414, 417, 419, 421 f., 438,
 442, 448, 626
 Hof-Moschendorf 318
 Hohenfurt 133
 Hohenmauthen 33 E
 Hohenstadt 124
 Homolitz 88 E, 623
 Horn 178, 183
 Horvátlövö 484
 Hoyerswerda 124, 313, 332
 Hrib siehe Büchel
 Hütteldorf (Wien-) 117

 Iglau 177
 Ilača 142
 Hawa siehe Deutsch Eylau
 Ilok 290
 Indjija 7 E, 32 E, 47 E, 53 E, 103
 Innsbruck 41 E
 Inzersdorf 150
 Isjum 321, 326
 Itebej 238, 361 f.
 Ivanovo 302, 590, 593, 623
 Iwanowka 321, 325, 327

 Jabuka siehe Apfeldorf
 Jajce 61 E

 Janischberg 549
 Jarek (Bački Jarak) 93 E, 108 E f., 132 E,
 114f., 121, 180, 292, 343, 381 ff., 385ff.,
 391 f., 395, 397ff., 401 ff., 441, 593
 Jaša Tomić siehe Modosch
 Jassy 95 E, 296, 321
 Jennersdorf 569
 Jimbolia siehe Hatzfeld
 Johannisfeld 361 ff., 366
 Johannistal 28
 Josephsdorf siehe Porec
 Josephsfeld siehe Kula
 Josipovaé 100 E, 521 ff., 525, 527, 529, 531,
 534f., 539
 Juliamajor 232 f., 237 ff.

 Käferheim 128
 Kaiserwald 171
 Kaliningrad siehe Königsberg Pr.
 Kalocsa 123, 478f.
 Kalvarienberg (Semlin-) 368
 Kamenica 396
 Kapellen 28
 Kapfenberg 164, 548
 Kaplitz 150
 Kaposvár 150, 178
 Kappeln 132
 Karakubstroj 303
 Karavukovo 100, 269, 272, 338, 414, 428,
 448
 Karlowitz, Frieden von 5 E
 Karlsburg/Rumänien (Alba-Julia) 27 E, 339
 Karlsdorf (Banatski Karlovac; Rankovićevo)
 34 E, 57 E, 88 E, 115 E, 153 E, 70, 295,
 299, 303, 382, 394, 497, 593, 597, 602,
 604f., 608ff. 613f.
 Karlsruhe 313, 400
 Katarina siehe Kathreinfield
 Kathreinfield (Katarina) 237, 345, 350f., 353,
 497, 502, 623
 Katy 387, 389
 Keckskemét 179
 Kelebia 178, 182, 185f., 306f.
 Keleviz 120
 Kellerberg 572
 Kerestur 270
 Kernei siehe Krnjaja
 Kikinda 5 E, 19 E, 56 E f., 91 E ff., 97 E, 109
 E, 68, 190, 198, 220, 247 ff., 256ff., 303,
 391 ff., 496, 500, 592
 Kindsdorf 28
 Kisbér 68 E, 71 E, 133, 169
 Kiskér siehe Klein-Ker

Kiskomárom 155
 Kiskunhalas 107, 178 f., 185 f.
 Kiszombor 364
 Kitzbühel 128
 Klagenfurt E 4, 76, 165, 572
 Klasnice 152
 Klein-Bastei (Mali Bastaj) 141
 Klein-Ker (Pribečevičevo; Kiskér) 100, 381, 402
 Klein-München 141
 Klek 347, 497, 623
 Klutsch 574
 Klungenbach 132, 155
 Kncževo 606
 Kníčanin siehe Rudolfsnad
 Köln 19
 Königgrätz 133
 Königsberg Pr. (Kaliningrad) 59
 Könnend 367
 Köthen/Anhalt 59
 Koflern 26
 Kohlfurt 310, 390, 700, 789, 804, 807, 815, 820 ff., 828
 Kolin 133
 Kolocsa 132
 Kolut 179, 310, 314
 Konjic 86
 Konstanciamajor 234, 239
 Koritno 27
 Korneuburg 110, 127, 133, 178
 Kosaničić 404
 Koška 528, 541
 Kosovo 251 E
 Kostajnica 153 E
 Kotoriba 572
 Kovačica 66
 Kovin siehe Kubin
 Krainburg 165
 Kraljevičevo siehe Franzfeld
 Kraljevo 70
 Kramatorskaja 316
 Krasnazora 333 f.
 Krasnograd 321
 Kremenschuk 321
 Krems 128
 Kriwoi-Rog 95 E, 321, 519
 Krndija 100 E, 109 E, 132 E, 150, 193, 429, 521 ff., 528f., 531 ff., 536, 541
 Krnjaja (Kernei) 281, 285f., 310, 313 f., 316, 410, 417, 514
 Kroatisch Dubica 72
 Kronau 545
 Krško siehe Gurfeld
 Krumau 133, 177
 Krummnussbaum 98
 Kruševije 108 E f., 113 E, 132 E, 121, 175, 239, 285, 343, 382, 386, 398ff., 401, 404, 416f., 420, 429, 431 f., 441 f., 457f., 463, 465, 467, 471, 593, 628
 Kubin (Kovin) 57 E, 88 E f., 91 E, 70, 73, 95, 97f., 300f., 497, 518, 569, 609
 Kucura 125
 Kudritz 305, 605
 Kula (Josephsfeld) 5 E, 7 E, 97 E, 81, 121, 125, 308f.
 Kumanovo 515
 Kuna 155 E
 Kutina 153 E, 531, 534
 Kutjevo 39 E
 Laibach (Ljubljana) 9 E, 35 E, 83 E, 100 E, 142 E f., 145 E, 4ff, 10f., 17, 165, 523, 536, 545, 547f., 563, 568, 570f., 578, 584ff., 603
 Lalić 270
 Landstrass 158
 Langenton 28, 159, 575
 Laschkafeld siehe Laskafeld
 Laskafalü siehe Laskafeld
 Laskafeld (Čeminac; Laskafalü) 78f., 154, 606 f.
 Latz 133
 Lavamünd 166, 572
 Lazarevo siehe Lazarfeld
 Lazarfeld (Lazarevo) 39 E, 180, 212, 359, 497, 502
 Legin siehe Ridjica
 Leibnitz 164, 170, 568
 Lenuaheim (Csatád) 177 Lepoglava 539, 542ff., 624f.
 Leutschach 568
 Lichtenwald 28, 161
 Linz 128, 141, 179, 188f., 286, 373f, 495, 520
 Lipovljani 153 E
 Lissa/Bosnien 87
 Ljubljana siehe Laibach
 Ljutomer siehe Luttenberg
 Lodz (Litzmannstadt) 84 E, 61
 Lorch 189
 Lovas 141
 Lublin 82 E, 84 E
 Luttenberg (Ljutomer) 548, 571
 Madjarisch-Itebej siehe Itebej
 Makejewka 301, 316
 Makó 367
 Mala Brsljanica 153 E
 Mällersdorf 125
 Mannheim 125

- Marburg/Drau (Maribor) 9 E, 12 E, 14 E, 33 E, 47 E, 99 E, 24, 158, 164f, 167, 169, 190f., 536, 545ff., 553, 556f., 560ff., 568, 570ff., 575, 578f., 584
- Marcali 120
- Marchfeld 183
- Mariaremete 480 f., 484
- Mariatheresiopol siehe Subotica
- Maribor siehe Marburg/Drau
- Masern siehe Mraschau
- Massdorf siehe Mastort
- Mastort (Massdorf) 247, 251 ff., 260, 370, 372, 502
- Mauthausen 188f., 560
- Melence 208
- Melje (Marburg/Drau) 573, 575 f., 579
- Melk 150
- Mellek 128
- Metohija 251 E
- Mihajlovo 263 E
- Milititsch (Srpski Miletie) 100, 129, 133, 280, 338f., 419, 421f., 448
- Mitterdorf 18f., 34
- Mitrovica siehe Sremska Mitrovica
- Mitrowitz siehe Sremska Mitrovica
- Modosch (Jaša Tomić) 4 E, 6 E, 88 E, 70, 93f., 100, 205, 222, 247, 360, 368, 374, 497, 502, 516
- Modritz 133
- Mosel 19
- Mohács 87 E, 76, U5ff., 120, 122, 135, 138
- Mokrin 303
- Molidorf (Molin) 108 E f., 132 E, 221, 239, 243ff., 368, 370ff., 374ff., 392f., 429, 438, 486, 498, 502, 507, 517f.
- Molin siehe Molidorf
- Moskau 85
- Moskau, Aussenministerkonferenz (1943) 181 E
- Moslavačko Selište 153 E
- Mosonmagyaróvár 112
- Mramorak 303, 410, 497
- Mraschau (Masern) 28
- Müglitz 133
- München 117, 125, 128, 190
- Munkendorf 36
- Murska Sobota 569
- Musa 46
- Nagykanizsa (Grosskanischa) 90 E, 117, 572
- Nakadorf siehe Nakovo
- Nakovo (Nakadorf) 93 E, 220, 235, 247f., 497, 610, 623
- Naschitz (Našice) 523, 528, 534, 541
- Našice siehe Naschitz
- Nemacka Crnja siehe Zerne
- Nemački Elemir siehe Elemer
- Nemesvid 126
- Neštin 84, 288
- Neu-Betsche 91
- Neudorf/Banat siehe Banatsko Novo Selo
- Neudorf (bei Neusatz) siehe Budisava
- Neu-Futok siehe Futok
- Neu-Gradiška siehe Nova Gradiška
- Neu-Mikanovci 526, 533
- Neu-Pasua 7 E, 33 E, 47 E, 53 E
- Neu Palanka siehe Palanka
- Neurath 400
- Neusatz (Novi Sad) 5 E, 16 E, 22 E, 27 E, 29 E f., 36 E, 47 E f., 55 E, 57 E f., 69 E, 87 E, 91 E, 93 E, 178 E, 257 E, 100f., 105ff., Ulf., U4ff., 177f., 180f., 236, 269, 279, 284, 291f., 382f., 385ff, 391, 393f., 401, 412, 439, 462f., 467, 472, 500, 511, 514f., 597f., 605, 608, 613, 615, 633
- Neu-Schowe siehe Schowe
- Neu-Werbass siehe Werbass
- Neuwiese, Kreis Hoyerswerda 313
- Neu-Zerne siehe Zerne
- New York 435 f.
- Nikolsburg 133
- Ninčicevo siehe Pardan
- Nova Gajdobra (Wekerledorf) 120
- Nova Gradiška (Neu-Gradiška) 7 E, 534
- Nova Kanjiža 251
- Nova Kapela Batrina 154
- Nova Palanka siehe Palanka
- Nova Topola siehe Windthorst
- Nove Šove siehe Schowe
- Novi Sad siehe Neusatz
- Novi Vrbas siehe Werbass
- Novo Mesto siehe Rudolfswert
- Nürnberg 432
- Nürnberg Gesetze 54 E
- Nussbach 192
- Óbesce 171
- Oberfeistritz 561
- Oberradkersburg (Gorna Radgona) 548f., 572
- Oberwart 485
- Oberwarmberg 28
- Obrovac 120, 308, 310, 312
- Odžaci siehe Hodschag
- Odzak 522

- Ödenburg (Sopron) 87 E, 100, 102, 114,
 117, 120, 124, 126, 132, 142, 150, 155,
 178f., 187, 191f., 365
 Ofen (siehe auch Budapest) 107
 Okučani 153
 Orzydorf 363
 Osijek siehe Esseg
 Osnowo 326, 331, 333
 Ovča 258
- Padina 66
 Palanka 5 E, 30 E, 51 E, 58 E, 69 E, 93 E,
 80, 117ff., 287f, 290ff., 303, 308ff., 312,
 385, 387, 406, 438, 518, 520, 602
 Pančevo siehe Pantschowa
 Pantschowa (Pančevo) 5 E, 30 E, 56 E f., 91
 E f., 94 E, 97 E, 121 Ef, 177 E, 65, 68,
 96f., 197, 202, 204, 258f., 301 ff., 391,
 497, 512ff., 589ff., 605f., 621, 623
 Panitschowaer Ried 239, 592ff., 622
 Pápa 124
 Parabuc (Parabutsch) 310, 419f., 460
 Parabut 80 f.
 Parabutsch siehe Parabuc
 Paraćin 266
 Pardan (Ninčičevo) 4 E, 219f., 222, 228f.,
 236, 366, 370, 502
 Pariser Friedenskonferenz 4 E, 28 E
 Pašičevo siehe Alt-Ker
 Passarowitz, Frieden von 5 E
 Passau 25
 Pécs siehe Fünfkirchen
 Perg 188
 Periam siehe Perjamosch
 Perjamosch (Periam) 89 E, 94, 98ff., 131,
 177E., 180, 497, 509
 Perlez siehe Perlas
 Pest (siehe auch Budapest) 107f.
 Pesthidegkút 481 ff.
 Peterwardein 7 E, 47 E, 105, 178, 412, 598
 Petrinja 153 E, 151
 Petrovo Selo 457
 Pettau 9 E, 12 E, 14 E, 24, 30, 546, 558, 570,
 576
 Piding 308, 605
 Pisanica 100 E f., 192f., 522ff., 528, 536
 Platičevo 411
 Plavna 415
 Pločica siehe Ploschitz
 Ploești 303, 321
 Ploschitz (Pločica) 88 E, 97, 497, 596
- Podunavlje (Ebling) 100 E, 193, 521, 523f.,
 533, 541
 Podvin 154
 Pölttschach 560
 Pötttsching 155
 Poltawa 321
 Popovac 5`E
 Porec (Josephsdorf) 7 E
 Poretsch 84
 Posavski Podgajci 149
 Poscheg siehe Požega
 Potsdamer Abkommen 99 E, 435
 Potsdamer Erklärung 484
 Potsdamer Konferenz 98 E
 Požega (Poscheg) 7 E, 84, 191, 531
 Prag 33 E, 66, 69
 Prečko (Agram-) 257 E f.
 Pressburg 6 E, 182 ff.
 Pribičevičevo siehe Klein-Ker
 Prigrevica Sveti Ivan 272, 310, 312, 338,
 414, 444, 452, 470
 Prilipe 28
 Prnjavor 8 E, 37, 43, 45f., 48, 50f., 55
 Pruschendorf 28
 Putinci 33 E
- Raab (Győr) 110, 112, 365
 Rača 284
 Račinovci 143, 145 ff.
 Radelstein 28
 Radkersburg 577, 589
 Radljevo 264 E, 598, 600ff.
 Radmannsdorf (Radovljica) 545 f.
 Radom 84 E
 Radovljica siehe Radmannsdorf
 Rajevoselo 149f.
 Ramsau/Steiermark 103
 Rann (Brežice) 3, 19f., 25f., 28, 163f., 570,
 574
 Rankovičevo siehe Karlsdorf
 Rapallo-Vertrag 4E
 Ravna Reka siehe Senjski Rudnik
 Regensburg 308
 Reichenberg/Sudetenland 109
 Reichenhall 128
 Reichenstein 125 ff.
 Reitz/Gottschee 27
 Richterhof 177
 Ridjica (Legin) 314, 318
 Rieg 28
 Riesa 313
 Römerbad 161
 Rogendorf 238
 Rohr 150
 Rom 5, 8, 435

- Rosenbach/Kämten 165, 547
Rosenheim 99
Rostow 95 E, 309, 316
Rothkirchen 186
Rude 153 E
Rudolfsgnad (Kničanin) 75 E, 101 E, 103 E f., III E, 115 E, 132 E, 94, 99f., 153, 208, 239, 243, 246, 355, 359f., 366, 370, 374f., 378f, 382, 390f., 393f., 429, 441, 496ff., 501 ff., 507ff., 524, 592ff., 602, 606, 617
Rudolfstal (Adolfstal) 8 E, 84 E, 86 E, 153 E, 150f., 153, 155f.
Rudolfswert (Novo Mesto) 184, 547
Ruma 7 E, 47 E, 53 E, 87 E, 83 f., 86, 102, 105, 386, 456
Ruskodorf siehe Rusko Selo
Rusko Selo (Ruskodorf) 238, 370, 519
- Sacalaz siehe Sackelhausen
Sachsefeld 565
Sackelhausen (Sacalaz) 366
Saint Germain, Vertrag von 4E Šajkaški
Sveti Ivan (Sajkásszentiván) 100, 395, 399
Sajkásszentiván siehe Šajkaški Sveti Ivan
Sakule 99
Salzburg 128
Samobor 153 E
Sanad 257
Sanddorff/Banat 497
Sankt Georgen/Bega (Begej Sveti Djuradj) 115 E, 394, 497, 502, 552, 608, 611
Sankt Georgen am Steinfelde 132
Sankt Gotthard (Szentgotthárd) 306, 484, 569
Sankt Heinrich 561
Sankt Hubert (Sveti Hubert) 6 E, 247, 250ff., 258f., 260, 370, 372, 623
Sankt Michael 190
Sankt Pantaleon 188
Sankt Pölten 132, 150
Sankt Valentin 188
Sarajevo 8 E, 21 E, 49 E, 90 E, 43, 52
Sarča siehe Sartscha
Šarlevil siehe Charleville
Sartscha (Sarča) 92 E, 70, 205, 207, 497, 502
Sárvár 155
Sawenstein 28, 161
Schässburg (Sighișoara) 321
Scherewitz (Čerević) 290
Schiedberg 150
Schipowatz 523
- Schowe (Šove) 263 E, 178 E, 381 ff., 398, 401, 403f., 608
Schuple siehe Stefansfeld
Schutzberg (Glogovac) 37 ff., 42 ff.
Schweiggers 104
Sečanj siehe Setschan
Sekić 101 E, 309
Selenča 284
Sella 28
Sellesch (Selleusch) 251, 254
Selleusch siehe Sellesch
Semlin (Zemun) 7 E, 17 E, 48 E, 53 E, 89 E, 93 E, 121 E f., 160 E, 98, 101, 103, 368, 406, 408, 498
Senjski Rudnik (Ravna Reka) 601 ff.
Senta 138, 405
Serbisch-Elemer siehe Elemer
Serbisch-Itebej siehe Itebej
Serbisch-Milititsch siehe Milititsch
Serbisch-Zerne siehe Zerne
Setschan (Setschanfeld; Sečanj) 212, 370, 497, 502
Setschanfeld siehe Setschan
Seultour (Soltur) 6 E, 247, 249, 252, 255, 260, 370
Šibovska 48
Šid 142
Šidski Banovci 142
Sighisoara siehe Schässburg
Sigmundfeld 497, 623
Sigmundsherberg 183
Simbach/Inn 125, 155
Sisak 153 E, 522
Sivac siehe Siwatz
Siwatz (Sivac) 8 E, 31 E, 82, 274, 276, 283, 285, 314ff, 318
Skopitz 158
Skoplje 90 E, 515, 605
Skorenovac 623
Slatina/Slawonien 531, 534
Slavonska Požega siehe Požega
Slawonisch Brod siehe Brod
Slawonski Brod siehe Brod
Slovenska Bistrica siehe Windischfeistritz
Slovenska Vas siehe Windischdorf
Soljani 149
Soltur siehe Seultour
Solymár 481
Sombor 5 E, 69 E, 91 E, 93 E f., 97 Ek. 178 E, 76, 106, 114, 120, 125, 132ff., 136, 171, 173ff, 179, 273ff., 279ff, 309, 313f., 319, 382, 400, 413, 416f., 425, 429, 432, 437, 442, 451, 461, 471, 629f.
Sonta 421

- Sopron siehe Ödenburg
 Sotin 86
 Spielfeld 170
 Spišić-Bukovica 141
 Split 21 E
 Srbobran 386
 Sremska Mitrovica (Mirowitz) 7 E, 12 E, 109 E, 132 E, 70, 86, 102, 193, 199, 207, 239, 293, 352, 358, 360, 366, 378, 382, 386, 406, 408f., 411, 429, 498, 593
 Stalingrad 144
 Stalino 95 E, 301, 303, 308f., 313, 316
 Stanischitz siehe Stanišić
 Stanišić (Stanischitz) 270, 310, 314, 316ff, 413, 436, 448, 460
 Stara Gradiška 193
 Stara Kanjiža 457
 Stara Zaga siehe Altsag
 Starčevo siehe Startschowa
 Stari Bečej 254 E f., 263
 Starilog siehe Altlag
 Startschowa (Starčevo) 92 E, 197 ff., 201, 203, 589f., 621ff.
 Stefansfeld (Šupljaja; Schuple) 39 E, 92, 219f., 222, 234ff, 241, 360, 370, 497, 502
 Steinamanger (Szombathely) 150, 484
 Steinbrück 161, 163, 548
 Steindorf 28
 Stepanoviévo 385 f.
 Sterntal 100 E, 132 E, 164f., 546, 548, 550ff., 555ff., 560, 578
 Steyr 150, 413
 Stockerau 133
 Strass 568
 Strasshof 183
 Strasslein 17, 27
 Strosinci 149
 Štrpci 40
 Stuttgart 43 E, 113 E, 123 E, 76, 125
 Subotica (Szabadka; Mariatheresiopol) 101 E, 118 E, 153, 172, 178, 182, 185f., 306 ff., 320, 382, 431, 451, 455, 465
 Šupljaja siehe Stefansfeld
 Susek 84, 289
 Sveti Hubert siehe Sankt Hubert
 Szabadka siehe Subotica
 Szeged (Szegedin) 93 E, 171, 247, 364
 Szentföld 480f., 483
 Szentgotthárd siehe Sankt Gotthard
 Szentiván 82, 136, 277, 279, 312
 Szépliget siehe Gajdobra
 Szigetvár 142, 155
 Szombathely siehe Steinamanger
 Szöreg 91 f., 321
 Tabor/Böhmen 133
 Teharje siehe Tüchern
 Teheraner Konferenz 61 E, 181E, 152
 Telečka 314, 317
 Temeschburg (Timișoara; Temeschwar; Temesvár) 22 E, 27 E, 88 E, 100, 247, 321, 366
 Temeschwar siehe Temeschburg
 Temesvár siehe Temeschburg
 Tenje 100 E f., 465, 521, 524, 533f.
 Teranje siehe Deronje
 Tetovo 604 f.
 Timișoara siehe Temeschburg
 Titel 91, 97, 100, 385, 387, 457
 Toba 238
 Tompa 307
 Tomsany 155
 Topola siehe Banatska Topola
 Toronto 341
 Torschau (Torža) 8 E, 125, 398f.
 Torža siehe Torschau
 Toschkowka 308
 Tovarisevo 310
 Tovarnik 142
 Trassenberg (Dražen) 571
 Travnik 267
 Trianon, Vertrag von 4E
 Triest 106 E, 130 E, 11, 543, 584, 595f.
 Trnjani 46, 142
 Troschelje (Trošeljje) 84 E, 86 E, 153 E, 151
 Trošeljje siehe Troschelje
 Tschalma 8 E
 Tschanad 366f.
 Tschassow Jar 295 f.
 Tschervenka 30 E, 87 E, 279, 281
 Tschesterek (Čestereg; Csösztelek) 219f., 225, 239, 243, 374, 497, 502, 507
 Tüchern (Teharje) 99 E f., 565, 578, 581, 587
 Tüffer 167, 169, 574
 Tüskevar 132
 Ub 599 f.
 Ujpetre 155
 UjsóvÉ (Neu-Schowe) siehe Schowe
 Ujszeged 339
 Ukrinski Lug 37, 56
 Ungarisch-Zerne siehe Zerne
 Unterdrauburg 166
 Unterpulsgau 557

Urfahr 188, 367
 Uzdin 99
 Užice 70

Vajska 415, 419
 Valjevo 72
 Valpovo 100 E, 109 E, 132 E, 86, 193, 280,
 429, 521, 523ff., 527, 531, 534ff. 624
 Varaždin 191 f.
 Vaskút 476f., 479
 Vasvár 126
 Velden 8
 Veldes (Bled) 545
 Velika Brsljanica 153 E
 Velika Kikinda siehe Kikinda
 Velika Pisanica siehe Pisanica
 Veliki Betschkerek siehe Gross-Betschkerek
 Veprovao 81
 Veszprém 100, 124
 Vígau (Begunje) 546
 Villach 548, 570, 577
 Villány 79
 Vinkovacko Novo Selo 529
 Vinkovci 7 E, 12 E, 53 E f., 83, 103, 143,
 149, 525ff, 530f., 533f.
 Virovitica 7 E, 12 E, 33 E, 84, 86, 141, 178,
 180
 Višničevo 236
 Visoko 83
 Vlajkovac 457, 513
 Vöcklabruck 128
 Vörösmart 136
 Vojlovica 514
 Vojvoda Stepa 184, 238
 Vrbanja 149
 Vrbas siehe Werbass
 Vrdnik 93 E, 287, 290, 292, 406
 Vršac siehe Werschetz
 Vučijak 49
 Vukovar 7 E, 12 E, 47 E, 53 E, 86, 102,
 114ff, 141, 178, 273, 531, 534, 540, 626

Wagna 164
 Waldenburg/Schlesien 133
 Waldneukirchen 150
 Wallern 177
 Wals 128
 Warschau 79
 Weissenstein (Altag-) 18
 Weisskirchen (Bela Crkva) 5 E, 10 E, 30 E,
 32 E, 57 E, 89 E, 91 E, 177 E,

87, 91, 93, 184, 186, 295, 303, 497, 597
 Weidental 27, 160, 575
 Wekerledorf siehe Nova Gaj dobra
 Welimirowatz 8 E
 Werbass (Vrbas) 19 E, 22 E, 25 E ff, 30 E,
 58 E, 69 E, 94, 107, 122, 125, 262, 309,
 382, 393, 398f., 404f.
 Werschetz (Vršac) 5 E, 10 E, 22 E, 30 E, 34
 E, 53 E, 56 E f., 91 E f., 94 E, 97 E, 255
 E f., 68, 70, 93, 295, 302f., 370, 372, 513,
 595, 605, 607, 616
 Wieden 160, 547
 Wiednitz 124
 Wien 33 E, 86 E, 29, 69, 79, 98, 102 ff,
 108ff, 117, 124, 127, 155f., 164, 172,
 178f., 183, 188, 281, 283, 306, 364, 366
 f., 485, 520, 524, 555, 571 f., 574, 577
 Wiener Abkommen (30. 8. 1940) 74 f.
 Wiener Neustadt 35 E, 124, 188, 306
 Wilhelmsburg 123
 Windischdorf (Sloveriska Vas) 31, 162 Win-
 dischfeistritz (Slovenska Bistrica) 557, 562f.
 Windthorst (Nova Topola) 8 E, 26 E, 83 E
 f., 86 E, 153 E, 150f., 153, 155
 Wisell 158
 Wölkersdorf 133
 Woroschilowgrad 95 E, 302f., 309f., 321,
 337

Zabalj 120, 387
 Zagreb siehe Agram
 Zaječar 593
 Zalău 569
 Zamość 84 E
 Zavidovići 8 E
 Zemun siehe Semlin
 Zenica 8 E
 Zepče 8 E
 Zerne (Crnja) 91 E f., 91, 215f., 218ff, 225f.,
 228f, 232, 235ff, 242, 244ff, 350, 368ff,
 374f., 502
 Zichydorf 497
 Zirkle 158
 Zitište 611 ff.
 Znaim 101
 Zrenjanin siehe Gross-Betschkerek
 Županja 143, 149, 522, 531, 534
 Zwettl 104